Ad Bibliothecam
Academiæ Scientiarum
Electoralis Boicæ Monachii

H. nat. 394-5

<36605883110010

<36605883110010

Bayer. Staatsbibliothek

H. Nat. 394.

Hist. nat. Lexica 9

~~H. N. N° 38.~~

Neuer
Schauplatz der Natur
Fünfter Band
L und M.

Neuer
Schauplatz der Natur

nach den

richtigſten Beobachtungen und Verſuchen

in

alphabetiſcher Ordnung

durch eine

Geſellſchaft von Gelehrten

Fünfter Band

Leipzig

bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1777.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

L.

Labbe.

Groß-Labbe, Mugil, circa labia rubeſcens; ſ. Meer-Alet; Richter. Wahrſcheinlichſt der Läffts-Alet, Chelon, Labeo, des deutſchen Gesners, S. 37. der von ſeinen dicken, fleiſchichten, hervorragenden Lippen auch Dick-Lipp genannt wird. Chelon des Rondelet und des Artedi, ſyn. p. 118. ſp. 1. Caluc der Fr.

Laberdan.

Eine Art getrockneter oder eingeſalzener Stock- oder Klippfiſche, Anthias, Bolch, genannt; welcher beſonders aus dem Gadus Morhua, des Linné, gen. 154. ſp. 3. dem Mülleriſchen gemeinen Cabeljau, oder dem Callarias barbatus, 1. dem Pamuchel, des Kleins, zubereitet, und für den zärteſten und ſchmackhafteſten Stockfiſch gehalten wird. Es wird dieſe Art von den Holländern an den Küſten von Nord-Schottland, bey Marr oder Aberdeen, beſonders wohl zubereitet; daher ihn die Schott- und Irrländer von dieſem Orte Aberdeen, auch Habberdeen, nennen, woraus denn das l' Aberdain und Laberdan entſtanden. ſ. unſere Artikel, Aberdeen auch Kabbeljaue.

Labiza.

Eine Art eines wohlriechenden Gummi, ſo aus einem Baume in Carolina fließt, wenn man darein ſchneidet. Es iſt gelb, wie der Bernſtein, und wird ſo hart, daß man Arm- und Halsbänder daraus machen kann; wie denn auch der Name Labiza, womit die Indianer dieſes Gummi zu belegen pflegen, ein Kleinod bedeutet. Mehrere Nachrichten haben wir davon nicht auffinden können.

Labkraut.

S. Megerkraut.

Lablab.

S. Bohne.

Labradorthee.
S. Spierſtaude.

Labrus.

Labrus; Artedi, ſyn. pag. 53. hat zwölf Arten, als die Julis, den Scarus oder Cerebrum Jovis, alle Arten von Meerbrachſem, Meerdroſſeln, Meerpfauen, Meerpapogoyen ꝛc. darunter begriffen. Richter. Bey dem Seba, Tab. XXXI. hat er nur acht Arten beybehalten; der Ritter Linné aber hat ſeinem 166ſten Thiergeſchlechte, Labrus, 41. Arten gegeben. Müller nennt dieſes Geſchlecht Lippfiſche, unter welchem Namen wir von dieſer Art von Fiſchen ausführlich zu handeln gedenken. Vorläufig merken wir an, daß in den Commentarr. Petropol. Tom. IX. Tab. X. fig. 2. ein

Labrus, valde oblongus, taeniis tribus candidis, diuerſae longitudinis, inſignitus, cauda integra, beſchrieben und abgezeichnet zu befinden, der den Linnäiſchen Arten vielleicht annoch beyzufügen ſeyn dürfte.

Labyrinthſchnecke.
S. Perſpectivſchnecke.

Lac oder Lack.
S. Leucoje.

Lachenknoblauch.

Lachen- oder Lackenknoblauch; Waſſerbathenig; Waſſerknoblauch; Scordienkraut; Scordium officin. Die Pflanze wächſt auf ſumpfichten Wieſen und blühet im Sommer. Die dauernde, kriechende, ſäſerichte Wurzel treibt eckichte, haarichte, kaum einen Fuß lange Stängel, welche mit dem untern Theile auf der Erde hinkriechen, mit dem obern aber, und in Zweige abgetheilten, ſich in die Höhe richten. Die einander gegen über geſtellten Blätter ſitzen platt an, ſind eyförmig, länglicht, eingekerbt und mit weichen Haaren beſetzet. Aus dem Winkel derſelben treiben gemeiniglich zwo, bisweilen auch mehrere Blumen, ſo auf ihren beſondern Stielchen ruhen. Der einblätterichte Kelch endiget ſich mit ſpitzigen Einſchnitten, davon die unterſten etwas länger ſind. Das Blumenblatt iſt blaß purpurfärbig, und die Röhre verbreitet ſich nur in eine und die untere Lippe mit fünf Einſchnitten. Die beyden obern ſind etwas gekrümmet, und die beyden mittelſten mehr unterwärts gerichtet; die unterſte und breite iſt eingekerbet. Dieſe Pflanze haben die neuern Schriftſteller billig mit dem Gamandergeſchlechte vereiniget. Es läßt ſich ſolche von den übrigen Arten, wegen des beſondern knoblauchartigen Geruchs, leichtlich unterſcheiden. Herr von Haller merket an, wie ſolche und ihr Gebrauch ehedem in Deutſchland

ganz und gar ins Vergeſſen gerathen, bis Cordus ſelbige um Wittenberg wieder entdecket und von neuem bekannt gemachet.

In der Apotheke hat man die getrocknete Pflanze, und verfertiget daraus ein abgezogenes Waſſer, Eſſenz und Extract. Es wird ſelbige auch unter viele zuſammengeſetzte Mittel genommen. Der Theriak, worunter viel Lackenknoblauch kömmt, erhält größtentheils ſeinen beſondern Geruch von demſelben; außer dieſem ſind das Electuarium Diaſcordii und die Stahliſche Eſſentia alexipharmaca die vornehmſten Mittel, an deren nützlichen Wirkung unſere Pflanze einigen Antheil hat. Am Geſchmacke iſt ſie ſehr bitter und beſitzt nebſt dieſen balſamiſchen, auch ein ſcharfes flüchtiges, dem Knoblauche ähnliches Salz. Die vorzüglichſte Eigenſchaft, weswegen ſchon die älteſten Schriftſteller dieſe Pflanze hochgeſchätzet, iſt dieſe, daß ſie der Fäulniß kräftig widerſteht, und, nach Galenus Zeugniß, hat man dieſes daher entdecket, weil die todten Körper an denjenigen Orten, wo dieſe Pflanze häufig wächſt, nicht, oder ſehr langſam faulen ſollen. Und deswegen hat man ihren Gebrauch vornehmlich bey allen ſolchen Krankheiten angerühmet, welche mit einer Fäulniß der Säfte begleitet ſind. Dieweil ſelbige aber einige erhitzende Eigenſchaft beſitzt, leicht vielen Schweiß treibt und Frieſel verurſachet, ſoll man bey bösartigen und faulenden Fiebern ihren Gebrauch gehörig einſchränken, und nur alsdenn verſtatten, wenn hitzige und ſchweißbefördernde Mittel nöthig ſind. Indeſſen bleibt die Pflanze wider die angehende Fäulung und den Brand der äußerlichen Theile des Körpers ein kräftiges Mittel, wenn man ſolche auf den beſchädigten Theil unmittelbar legen kann. Es ſind aber noch andere Krankheiten, bey welchen ſolche ſich wirkſam und nützlich bezeiget. In Lungenkrankheiten, ſonderlich wo Geſchwüre zugegen, wird ſelbige angerathen, und Herr von Haller bezeuget, daß ſie deswegen in der Schweiz in großen Anſehen ſtehe. Sie ſoll die Geſchwüre reinigen und den Auswurf des Eyters befördern. Herr von Haller aber erinnert billig, wie die Lungengeſchwüre eine ganz andere Heilart erforderten. Herr Lange in der Abhandlung von den Hausmitteln meldet, wie man in dem Braunſchweigiſchen bey dem Blutſpeyen und der rothen Ruhr einer Latwerge, ſo aus Lachenknoblauch und Sanicel bereitet, ſich zu bedienen pflege. Man empfiehlt ſolche auch bey der Waſſer- und Bleichſucht, und zur Vertilgung allerley Ungeziefer. Sie tödtet die Würmer bey den

Kindern, und Braſſavola hat ein gleiches bey den Pferden angemerket, und eine, aus dieſer Urſache entſtandene, Seuche bey ihnen damit geheilet, und Zorn behauptet, wie man die Motten von den Kleidern abhalten könne, wenn man ein Büſchlein von dieſem Kraute dazu leget. Zu dem innerlichen Gebrauche iſt, außer der Eſſenz und dem Extracte, vorzüglich der ausgepreßte Saft, wenn man die Pflanze friſch haben kann, zu empfehlen, oder man vermiſchet das, zu Pulver geſtoßene, Kraut mit Honig, auch Fleiſchbrühe, oder gebrauchet ſolches als einen Thee. Zum äußerlichen Gebrauche kann man das Pulver mit etwas Myrrhen und Salz vermiſchen, mit warmen Weine einen Brey daraus verfertigen, und dieſen, ſo warm es zu leiden, über den entzündeten, und zum Brande geneigten Theil legen, und öfters wieder erneuern.

Weil dieſe Pflanze bey uns und auch in andern Gegenden Sachſenlands wild wächſt, wird man ſich nicht leicht bemühen, ſelbige im Garten zu unterhalten, zumal ſolche nicht anders, als in einem beſtändigen feuchten Erdreiche ausdauert. Wir haben ſolche im Scherbel, welcher mit Mooß angefüllet, und an einen ſchattichten Ort geſtellet worden, viele Jahre hindurch erhalten.

Lachnäa.

Lachnaea Linn. Herr Planer nennt dieſes Geſchlecht Jähgerte. Die Blume zeiget nur eine Decke, welche einige für den Kelch, andere für das Blumenblatt angenommen; ſie beſteht aus einer langen und dünnen Röhre und vierfach abgetheilten Rande. Der obere Einſchnitt iſt der kleinſte und aufwärts gerichtet; die drey übrigen ſind unterwärts gekrümmet, und der mittelſte davon iſt der größte. Das Blumenblatt enthält acht Staubfäden und der Fruchtkeim treibt ſeitwärts einen Griffel, mit einem köpfichten, rauchen Staubwege. Der Saame iſt beerenartig, und von der Blumendecke eingeſchloſſen. Hr. von Linné führet zwo Arten an, welche in hieſigen Gärten nicht vorkommen.

Lachs.

Salmo nobilis, in der Elbe, in Norden, Oſtbothnien, bey Danzig, bey Deſſau, in der Oder, in Schleſien ꝛc. Richter. Dieſe Fiſchgattung wird bey uns, in Sachſen und Meißen, zu allen Zeiten im Sommer und Winter, in ſeiner Jugend und Alter, Lachß genannt, am Rhein und in daſigen Gegenden aber bald ein Salm, bald ein Lachs. Da aber unſer ſel. Müller die Benennung des Salms beybehalten, ſo werden wir

wir auch, unſerm Verſprechen gemäß, die unter den Kleiniſchen Forellen noch nicht angeführten Linnäiſchen Lachſe oder Salme, unter dieſer letzten Benennung, aufführen. Indeſſen können, beſonders von unſern vortrefflichen Elb- und Mulden-Lachſen, unſere Artikel, Fiſch, Th. III. S. 78. und S. 170. nachgeſehen werden. Lachs, kleiner Lachs, einen Schuh lang, Salmulus, bey Danzig; Richter. Bey uns werden die ſpannenlangen Lächslein auch Lachskinder genannt.

Lachs-Fore.

Lachs-Forelle, Trutta dentata 9. des Kleins, ſ. unſern Artikel Forelle, Th. III. S. 176.

Lachs-Morene.

Lachs-Morene, oder Lachs-Muräne, eine beſondere und größere Art der Morenen, die ſich nur in einem einzigen großen See in Pommern, die Madduje oder Maduwe genannt, ohnweit dem Städtlein Weben im Amte Colbatz, finden ſoll. Sie ſind ſo groß, wie ein Lachs, und weil ſie dieſem Fiſche auch an der Geſtalt ziemlich ähnlich kommen, nur daß ſie weißer und nicht ſo buntfleckicht ſind, auch mehr und größere Schuppen, als der Lachs, haben, pflegen ſie von einigen, zum Unterſchiede von andern Morinen, Lachs-Morenen, genannt zu werden. Man fängt ſie des Jahrs zweymal, nämlich im Februar unter dem Eiſe und im November bey offenem Waſſer. Friſch ſchmecken ſie faſt wie die Forellen; gedörrt aber wie ein Lachs. Man kann ſie, in Stücken zerſchnitten, auf einem Roſte braten, oder mit Steckrüben, wie die trockenen Hechte, (Salzhechte) zurichten. Richter u. Chomel. Nach dem Friſch werden ſie auch Lachsforellen genannt. Sie iſt Trutta edentula 5. des Kleins, ſ. unſern Artikel, Forelle, no. 16. Th. III. S. 182.

Lachs-Stöhre; nach dem Pontoppidan, Norweg. Naturhiſtorie, Th. II. S. 288. findet man daſelbſt viererley Sorten von Stöhren, (Sturio, Acipenſer) die den Fiſchen ähnlich ſind, die ſie am liebſten freſſen, und unter denen ſie alſo für Helden anzuſehen ſind; nämlich Lachs-Stöhre, Makreel- Herings- Sey- oder Köhler-Stöhre. Der Lachs-Stöhr iſt der allerfetteſte, und ſein Kopf kann zuweilen allein eine Tonne Thran geben. Sie ſind von verſchiedener Größe. Einige, und die gemeinſten, werden zu einer bis anderthalb Ellen lang; dann aber auch ſolche, die zu zwanzig Schuh lang ſind, und auf tauſend Pfund wiegen ſollen. Die erſtere Art iſt ſchmackhaft und fett; die andere Art aber zähe,

zähe, und fäſericht, wie Kalbfleiſch, daher auch ſchwer zu verdauen. Sie ſind große Raubfiſche, und richten unter den Lachſen große Verwüſtungen an. Der Lachs iſt alſo nicht ſowohl ein Leiter und Führer der Stöhre, ſondern wird vielmehr von ſelbigen, als gewaltigen Jägern, vor ſich hergetrieben; daher auch der Stöhr zum öftern in den Lachsnetzen mit gefangen wird.

Lachswurm.

S. Riemenwurm.

Lachtaube.

Columba turtur indica, iſt eine Art der Turteltauben, ſo groß, wie der Kuckuck, oben gelblicht, mit einem ſchwarzen mondförmigen Streifen am Halſe; die Schwing = und Schwanzfedern bläulicht. Ihr Vaterland iſt eigentlich Indien, von wannen ſie nach Europa herübergebracht worden.

Lachter.

Lachter iſt ein, bey den Bergwerken gebräuchliches, Maaß, ſo aber nicht an allen Orten einerley iſt. In dem Sächſiſchen Erzgebürge iſt ein Lachter drey und eine halbe Elle lang. Gemeiniglich wird dieſelbe in 80 Zoll getheilet.

Lack.

Lacca. Es werden verſchiedene Sachen mit dieſem Namen beleget, deren einige durch die Natur, andere durch die Kunſt hervorgebracht werden. Zu den erſten gehöret:

das Gummi Laccae, oder Lackgummi, auch Schellack genannt, welches mehrentheils aus den Indianiſchen Königreichen, Pegu, Bengala und Guzurate gebracht wird. Es iſt hart, jedoch leicht zu zerbrechen, helle, durchſichtig, an Farbe den rothen Myrrhen faſt ähnlich, färbet, wenn es gekauet wird, den Speichel blutroth, und giebt, wenn es angezündet wird, einen guten Geruch von ſich. Der Urſprung und die eigentliche Beſchaffenheit dieſes Gummi ſcheint ungewiß zu ſeyn. Man giebt zwar dem Baume, welchen Herr von Linné Croton lacciferum genannt, und ſich von den übrigen Arten dieſes Geſchlechts durch die geſtielten, eyförmigen, zart eingekerbten, filzigen Blätter und gleichfalls wollichten Kelch unterſcheidet, gemeiniglich für denjenigen aus, von welchem ſolches geſammelt werde; und verſchiedene, auch Hr. Dietrich, halten dafür, daß dieſes Gummi, wie andere dergleichen, von ſelbigem ausſchwitze; Garcias ab Horto aber hat ſchon angemerket, wie dieſes Lack von einer Art Ameiſen geſammlet, und an die Aeſte dieſes, vielleicht auch anderer Bäume, abgeleget werde,

und Geoffroi behauptet, S. Pariſer Acad. Abhandl. 4 Theil 473. S. daß dieſes ein Wachs ſey, ſo von den großen Indianiſchen Fliegen, oder geflügelten Ameiſen von dem Thaue verſchiedener Bäume geſammelt, und hernach an und auf die Aeſte anderer Bäume abgeleget und angeſchmieret werde; daher auch die Indianer, mehrerer Bequemlichkeit willen, an den Orten, wo dergleichen Ameiſen ſich häufig aufhalten, viele kleine Reiſer in die Erde ſtecken. Wenn nun dieſe die Reiſer mit dem Wachſe bedecket, ſich ſelbſt aber darinnen, als in ihren Neſtern, begraben haben, laſſen die Indianer vermittelſt beſonderer Schleußen Waſſer darüber herlaufen, und hierauf die Reiſer eine Zeitlang an der Sonne ſtehen, da denn der Lack trocken und ſo hart wird, wie wir ſolchen bey den Materialiſten finden. Obgleich aber des Geoffroi Meynung, wie das Lack gleichſam die Neſter von dergleichen Würmern ſey, von den neuern Schriftſtellern faſt durchgehends angenommen worden, hat man ſich doch über die wahre Beſchaffenheit deſſelben nicht vergleichen können. Man kann es nicht für ein Gummi halten, indem davon in dem Waſſer nichts aufgelöſet wird. Neumann will ſolches mit dem Wachſe vergleichen, es iſt aber viel härter, und läßt ſich mit Oel nicht vermiſchen. Man kann es auch nicht füglich ein Harz nennen, ſondern es iſt ein ganz beſonderes Weſen, und gleichſam ein Mittelding zwiſchen Gummi und Harz, oder vielmehr zwiſchen Wachs und Harz, und daher hat ſolches Herr Cartheuſer eine Maſſam hermaphroditicam genannt. Wenn es auf glühende Kohlen geleget wird, giebt es anfangs einen angenehmen, hernach aber einen ſtinkenden Geruch von ſich, welcher letztere den Urſprung aus dem Thierreiche zu beweiſen ſcheint. Ob aber dieſer ſtinkende Geruch der eigentlichen Lackmaſſe, oder den darinnen aufbewahrten Würmern zuzuſchreiben, ſcheint ungewiß; jedoch nach den, von Herr Ledermüllern angeſtellten, Verſuchen iſt das letzte wahrſcheinlich zu behaupten. Es hat derſelbe durch das Vergrößerungsglas wirklich Käferinſecte in dem Lacke, wenn er ſolches zuvor zwiſchen den Fingern zerdrücket, wahrgenommen, und ſelbige in den mikroſkopiſchen Beluſtigungen auf der 30ſten Tafel abgebildet. Man könnte demnach dieſes Lack als eine Art Wachskuchen betrachten, welches die Neſter der jungen Würmer umſchließt, die Neſter ſelbſt aber mit den Weſpenneſtern vergleichen. Man erhält dieſes Lackgummi in verſchiedener Geſtalt, welche es nicht ſowohl von Natur, als durch Kunſt und Betrügereyen erhält,

indem die Engländer und Holländer die darinnen befindliche ſchöne rothe Farbe ausziehen, und das, was übrig bleibt, theils für ſich, theils mit Zuſatz von andern Harzen, in verſchiedene Geſtalten bringen. Man unterſcheidet alſo 1) das Holzlack oder Stocklack Lacca in baculis oder ramulis. Dieſes hängt an kleinen und ohngefähr fingerslangen Aeſtchen, und iſt das natürliche, oder wie es in Indien erzeuget wird; eine der beſten aber theuerſten Sorten. 2) Granulirtes Lack, Lacca in granis, beſteht aus kleinen, gelblichtröthlichen, aus dem Stocklacke zwiſchen zwey Steinen bereiteten, aber des rothfärbenden Weſens meiſtentheils beraubten, Körnern, und iſt wenig oder gar nichts nütze. 3) Plattlack, Lacca in tabulis, erhält man in breitern Tafeln, welche aus dem geſchmelzenen Holzlacke auf einem Marmorſteine gemacht worden; es iſt roth, auch gelb oder ſchwarz, wenn es klar, durchſichtig, dunkelroth und nicht körnicht iſt, iſt es gut. 4) Ohrlack, Laque en oreilles, wurde vor dieſen in Geſtalt eines Ohres aus England nach Frankreich verhandelt, dergleichen man aber jetzo keines mehr zu ſehen bekömmt. 5) Gehört vielleicht hieher dasjenige Lack, welches, wie Tavernier berichtet, in dem Königreiche Pegu in großen Klumpen gefunden wird, aber brauner und mit vielen Unreinigkeiten vermiſchet iſt. Man hält ſelbiges mit dem Holzlacke für einerley, und nur darinnen für unterſchieden, daß die Inſecten dieſes Lack auf die Erde legen, und dadurch verunreiniget wird. In Madagaſcar ſoll noch eine andere Art von dieſem Lacke zu finden ſeyn, welche zwar der bengaliſchen ziemlich ähnlich, aber von Farbe gelb ſeyn und dem Geruche nach mit unſerm gemeinen Wachſe übereinkommen ſoll. Das Lack wird ſowohl in der Farbe als Arzneykunſt gebrauchet. Man erhält davon eine ſchöne rothe Farbe, welche aber, nach Herr Ledermüllers Erfahrungen, nicht ſowohl von dem Lacke ſelbſt, als den darinnen aufbehaltenen Würmern urſprünglich herzuleiten iſt. Er hat den äußerlichen Theil, oder gleichſam die Schale von dergleichen Stocklacke in Waſſer und ſtarken Weingeiſt geleget, und beyde nur etwas rothgelb gefärbet gefunden. Als er aber die, in der Mitte des Lacks befindlichen, dunklern oder ſchwarzen Theilchen beſonders in dieſe flüßige Weſen geleget, waren nach kurzer Zeit beyde, Waſſer und Weingeiſt, anfangs roſenroth, nachher purpurroth, und dieſe Farbe übertraf noch die Farbe der Cochenille. Da es aber zu mühſam ſeyn dürfte, dieſes färbende Weſen, oder die Würmer von den anklebenden und dieſe bedeckenden

Lacktheile abzuſondern, pfleget man lieber das Lack ganz zu gebrauchen, und ſolche Auflöſungsmittel zu erwählen, wodurch die Farbe ausgezogen werden kann. Eſſig, mit Waſſer vermiſcht, ſcheint hierzu am geſchickteſten zu ſeyn. Wenn das Stecklack damit abgekochet wird, erhält man eine ungemein ſchöne Farbe, mit welcher auch die Indianer die Cattune, Zitze und Seidenzeuge, die ihre Farbe nicht verlieren, ingleichen die Einwohner in der Levante ihre rothen Saffiane färben. Hellot giebt in den Schriften der Pariſer Akademie 1741. eine beſondere Art an, wie die Farbe daraus vermittelſt der großen Beinwellwurzel gezogen werden könne. Man kann auch von den verſchiedenen Arten, das Gummilack zum Färben geſchickt zu machen, Chomels Ueberſetzung V. Th. 1297. S. nachleſen. Man gebrauchet auch dieſes Lack in China und Japan zu Verfertigung verſchiedener Lackfirniſſe, ingleichen zu Verfertigung des ſpaniſchen Siegellacks; hierzu aber pfleget man gemeiniglich nur das Plattlack zu nehmen. In der Arzneykunſt pfleget man nur die daraus bereitete Tinctur zu gebrauchen. Man verfertiget aber ſelbige auf verſchiedene Art und mit verſchiedenen Auflöſungsmitteln. Diejenige, welche mit Alaunwaſſer bereitet wird, iſt ein vortreffliches Mittel, die Geſchwüre des Zahnfleiſches zu reinigen, ſolches zu ſtärken, und die wackelnden Zähne zu befeſtigen; diejenige aber, ſo mit Weingeiſt verfertiget wird, nachdem zuvor das geſtoßene Lack etlichemal mit Weinſteinöl vermiſchet, und wieder getrocknet worden, hat Herr Boerhaave bey Gliederſchmerzen, der laufenden Gicht, Waſſerſucht und weißem Fluſſe empfohlen.

Eine ganz andere Art von Lack iſt das Tunquiniſche Lack, Lacca Tonquinenſis. Es iſt ein flüßiges, weißes, dickes Gummi, welches in dem Königreiche Tunquin aus dem Stamme und Aeſten gewiſſer Bäume dringt und an der Luft ſchwärzlich wird. Die Tunquineſer gebrauchen ſolches zu ihrer berühmten lackirten Arbeit. Sie können auch dieſem Lacke eine Farbe geben, welche ſie wollen.

Es melden auch einige Schriftſteller, und beſonders Kämpfer führet an, wie aus dem Baume Sitz oder Sitzdſiu, welches der eſchenartige Giftbaum, Rhus vernix Linn. ſeyn ſoll, ein milchichter Saft quille, welcher von der Luft ſchwarz, und als ein Firniß zum Lackiren gebrauchet werde. Nach den neuern Beobachtungen aber giebt dieſer Giftbaum keinen Firniß. Vielleicht iſt der Tunquiniſche von dieſem nicht unterſchieden, und daher

noch zweifelhaft, ob ſelbiger wirklich zu haben ſeyn dürfte.

Der Jeſuit d'Incarville hat eine weitläuftige Nachricht von dem Chineſiſchen Lacke gegeben, und behauptet, daß dieſer Lack keine zuſammengeſetzte Materie, ſondern ein Gummi oder Harz ſey, welches aus dem Baume fließt, den die Chineſer Tſichou oder Lackbaum nennen. Da aber die Beſchreibung dieſes Baumes ſehr mangelhaft, und die Verfertigung dieſes Lacks weitläuftig iſt, wollen wir diejenigen, ſo mehr Nachricht davon verlangen, auf das allgemeine Magazin verweiſen, in deſſen 12ten Bande dieſe Abhandlung aus den Mem. de Math. et Phyſ. Tom. III. deutſch überſetzet worden. Wir erinnern nur noch, wie dieſer Chineſiſche Lackbaum einige Aehnlichkeit mit dem eſchenartigen Giftbaume zu haben ſcheine, und daher dieſer Baum noch weiter die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher verdienen dürfte.

Durch die Kunſt werden vielerley verſchiedene Arten von Lacken verfertiget. Die bekannteſten ſind: 1) das Florentiner Lack, 2) das Kugellack oder Lackkugeln, Lacca in globulis, ſo aus dem Florentiner Lacke gemachet wird. 3) Plattlack oder Colombinenlack, Lacca columbina, wird aus den Flocken, ſo von den Scharlachtüchern abgeſchoren werden, bereitet, und ſolche in einer ſtarken Lauge von ausgebrannten Alaun, Arſenik und alicantiſcher Sode gekochet. Dieſe gefärbte Lauge wird durchgeſeichet, über weiße Kreide und gepülverten Alaun geſchüttet, ein Teig daraus gemachet, und ſolcher in die Geſtalt kleiner Täfelchen gebracht. Das Plattlack, ſo aus Venedig kömmt, wird für das beſte gehalten. Lackmuß oder blauer Tornis, oder Torneſol, Lacca muſica, iſt eine blaue Farbe, welche in viereckichten, blaulichten Stücken aus Holland in Flandern kömmt, und aus zerſtoßenen, mit ungelöſchtem Kalke, Grünſpan und Salmiak bis zur gebührenden Dicke gekochten, Heidelbeeren bereitet werden ſoll. Die Maurer gebrauchen ſolches zum Weißen, zuweilen auch die Maler. S. auch Tourneſol.

Lackenknoblauch.

S. Lachenknoblauch.

Lackholz.

S. Fichte.

Ladanum.

S. Ciſtenröslein.

Lämmerlattich.

S. Baldrian.

Lämmerohren.

S. Melte.

Längen.

Längen in Schweden, eine Art von

Stockfiſch, Gadus; ſonſt auch Ling, auf Zettland und in England; Richter. Leng nennt ihn auch unter ſeinen Cabeljauen Müller, nämlich den Gadus Molua, Linn. gen. 154. ſp. 12. ſ. unſern Artikel, Kabbeljau, Th. IV. S. 332. no. 12. Nach dem Klein aber iſt er ein Aalbaſtart, Enchelyopus, 16. ſ. ebenfalls unſern Artikel, Aalbaſtart, Th. I. S. 38.

Lätia.

Joh. de Laet, aus Antwerpen, hat von Amerika geſchrieben, iſt aber nicht daſelbſt geweſen, ſondern hat alles aus andern Schriften genommen. Das, demſelben zum Andenken gewidmete, Pflanzengeſchlecht hat fünf länglichte, vertiefte, zurückgeſchlagene und gefärbte Kelch- und fünf Blumenblätter, welche letztern aber bey der einen Art gänzlich mangeln. Viele zarte Staubfäden umgeben den länglichten Fruchtkeim, welcher in einen zarten und langen Griffel ſich verlängert und mit einem knöpfichten Staubwege ſich endiget. An derjenigen Art, bey welcher die Blumenblätter fehlen, iſt die Frucht eine wirkliche einfächerichte Beere, bey der andern aber erſcheint ſolche als eine trockene Hülſe, ſo ſich mit drey Klappen öffnet, und viele, aber fleiſchichte, Saamen enthält. Beyde, von Hrn. Jacquin beſchriebene, und vom Herrn von Linné angenommene, Arten wachſen in Amerika, und ſind bey uns zur Zeit unbekannt.

Läuchel.

S. Knoblauchskraut.

Läuchelgras.

S. Riſpengras.

Läuſebaum.

S. Faulbaum, Heckenkirſche und Sabadilbaum.

Läuſegras.

S. Knöterich.

Läuſekraut.

Staphyſagria officin. Weil die Saamen wirklich die Läuſe vertreiben, haben wir dieſen Namen beybehalten. Sonſt heißt auch die Pflanze Mäuſepfeffer, Speichelkraut, Bißmünze, Stephenskörner. Tournefort und auch Herr von Linné haben ſelbige unter den Arten des Ritterſporns angeführet, Rivinus aber daraus ein eigenes Geſchlecht gemachet, und ſolches Staphyſagria genannt. Die Blume hat keinen Kelch, ſondern nur fünf, in einen Creiß geſtellte, einander aber unähnliche Blumenblätter; das oberſte iſt vorwärts ſtumpf, und rückwärts in einen geraden Sporn verlängert; die vier übrigen ſind eyförmig, zugeſpitzt, und einander faſt ähnlich. In der Mitte

dieſer Blätter ſitzen vier andere, kleinere, davon die zwey oberſten ſich verlängern, und anfangs halbe, am Ende aber ganze und ſpitzige Sporne abbilden, welche dicht an einander liegen, und beyde von dem spornförmigen Fortſatze des obern Blumenblattes, als von einer beſondern Scheide, umgeben ſind. Die zwey untern Blättchen ſind etwas ausgehöhlt und haben einen rinnenförmigen Anfang. Dieſe vier Blättchen nimmt man für das Honigbehältniß an. Unter dieſen ſtehen viele, anfangs breite, nachher ſchmälere, kurze, aufwärts gebogene Staubfäden, und drey Fruchtkeime mit kurzen Griffeln und einfachen, gekrümmten Staubwegen. Es folgen drey länglicht ſpitzige Saamenbehältniſſe, welche ſich innwärts öffnen und viele eckichte, runzlichte, ſchwarze Saamen enthalten. Die fäſerichte, fortdauernde Wurzel treibt vier bis ſechs Fuß hohe, rundliche Stängel, welche mit geſtielten, handförmig eingeſchnittenen, und in ſtumpfe Lappen abgetheilten Blättern, und am Ende mit einer langen blauen Blumenähre beſetzet ſind. Die Blumen erſcheinen im Brach- und Heumonathe. Die Pflanze leidet ſonderlich in Anſehung der Blätter viele Veränderungen. Zuweilen zeigen ſolche weiße Striefen; ſie ſind in drey, auch ſieben Lappen zerſchnitten, und dieſe ſpitzig oder ſtumpf, zuweilen glatt, auch haaricht; der Sporn iſt länger und kürzer, und der äußerliche, ſo von dem obern Blumenblatte abſtammt und die andern einſchließt, iſt glatt, auch runzlicht. Da bekannt iſt, daß einige Arten des fortdauernden Ritterſporns gleichfalls mancherley Veränderungen leiden, zumal wenn ſelbige bey einander in den Gärten ſtehen, ſo kann man leicht vermuthen, daß auch unſere Pflanze von dieſen angeſtecket und verändert werden könne, wenn ſie ſich in Geſellſchaft der andern befindet. Die Pflanze wächſt in Iſtrien, Dalmatien, Calabrien, und wird vom Hrn. v. Linné Delphinium ſtaphyſagria genannt.

Die Saamen findet man in der Apotheke. Dieſe purgiren heftig; weil aber dieſes nicht ohne Gefahr geſchieht, ſoll man den innerlichen Gebrauch gänzlich unterlaſſen. Sie haben einen brennenden Geſchmack und eckelhaften Geruch. Aeußerlich gebrauchet man ſolche unter die Zugpflaſter, ingleichen als ein ätzendes Mittel, das wilde Fleiſch der alten Geſchwüre wegzunehmen. Andere bedienen ſich derſelben bey Zahnſchmerzen, um den zähen Schleim aus dem Munde abzuführen. Allein auch dieſes iſt unſicher, und kann daraus leicht Entzündung und anderer Schaden entſtehen. Der gewöhnlichſte und nützlichſte Ge-

Gebrauch iſt, mit den zu Pulver geſtoßenen Saamen die Läuſe zu vertreiben oder vielmehr zu tödten. Man pfleget das Pulver entweder trocken aufzuſtreuen, oder in Eſſig zu weichen, oder mit Oel zu vermiſchen, und damit die Haare zu beſtreichen. Weil die gemeine Läuſeſalbe, ſo aus Queckſilber bereitet wird, leicht ſchädliche Folgen nach ſich ziehen kann, empfehlen wir den Gebrauch dieſer Saamen, und verſichern, daß dieſe mit den Kockelskernen vermiſchet, und dieſes Pulver auf den Kopf geſtreuet, dergleichen Ungeziefer ſicher und gewiß tödte. Wenn man die Saamen mit der Wurzel in einen Teig wickelt, und daraus Kugeln macht, ſoll man damit Ratten und Mäuſe vertreiben können.

Wegen der ſchönen Blumenähren unterhält man die Pflanze in den Gärten. Bey uns dauert die Wurzel im freyen Lande aus, und man kann ſolche durch die Theilung derſelben leichtlich vermehren. Der Saame wird aber nicht völlig reif, bleibt viel kleiner, und keimet nicht. Wer demnach dergleichen aus Saamen erziehen will, muß ſolchen aus Italien kommen laſſen, welcher noch einmal ſo groß, als der bey uns erzeugte, iſt.

Läuſekraut, S. auch Bärlapp, Glitſch, Kellerſatz, Nießwurzel, Ritterſporn, Ködelkraut.

Läuſeſaamen.

S. Sabadilbaum.

Lagenen.

Agunen auch Pilchards, Agonus; ſ. unſern Artikel, Agumen, Th. I. S. 148.

Lagermuſchel.

S. Adoublet.

Lagerſtrömia.

Dieſes Pflanzengeſchlecht hat Herr von Linne' dem Schwediſchen Commerzienrathe Magnus Lagerſtröm gewidmet, welcher mit vielen Koſten die rareſten Naturalien aus China kommen laſſen, und ſolche dem öffentlichen Gebrauche gewidmet hat. Die Pflanze wächſt in China. Die glatten, länglichten, völlig ganzen Blätter ſtehen wechſelsweiſe; die, nahe bey den Blumen befindlichen, ſind mehr rundlich. Die Zweige endigen ſich mit einem lockern Blumenſtrauße; der glockenförmige Kelch iſt ſechsfach eingeſchnitten, und umgiebt ſechs längere, eyförmige, krauſe und gewundene, mit zarten Nägeln verſehene Blumenblätter und viele Staubfäden, davon die ſechs äußerlich geſtellten dicker und länger als die übrigen ſind. Griffel und Staubweg ſind einfach. Die Beſchaffenheit der Frucht iſt noch unbekannt.

Lagetto.

Lagetto wird in Jamaika ein

Baum genannt, deſſen äußerliche Rinde hart und braun, die innere aber anfänglich weiß und dichte iſt; die letztere beſteht aus vielen, übereinander liegenden Blättchen, die man alle, ohne viele Mühe, von einander abſondern kann. Das obere Blättchen, ſo auf die äußere Rinde folget, iſt dichte genung, daß daraus Kleider verfertiget werden können. Die übrigen gleichen einer Leinwand und werden zu Hemden gebrauchet. An den kleinſten Aeſten ſind dieſe innern Blättchen wie ein zartes Gewebe, oder feine Spitzen, die ſich, gleich einem ſeidenen Netze, aus einander ziehen laſſen. Alle dieſe Zeuge ſind ſo ſtark, daß ſie das Waſchen, gleich anderer Leinwand, vertragen. König Carl den Zweyten ſoll ein dergleichen Spitzenhalstuch von Lagetto verehret worden ſeyn.

Laich.

Leich, Fiſchlaich, lat. Semen Piſcium, fr. Fray, oder Semence des Poiſſons, heißt der von den Fiſchen weiblichen Geſchlechts zu gewiſſen Zeiten ausgelaſſene Roggen, wornach hernachmals, nach der darüber ausgegoſſenen Milch des Männchen, die kleinen Fiſchlein ſchliefen.

Laichzeit, wird alſo diejenige Jahreszeit genennet, wenn die Fiſche laichen, d. i. ihren Saamen, Roggen und Milch, auslaſſen, welches zu verſchiedenen Zeiten geſchieht. Weil aber die meiſten Fiſche von Oſtern bis Jacobi laichen, ſo ſoll binnen ſolcher Zeit das Fiſchen unterlaſſen, und keine Netze noch Fiſchgarne bis zu Ende des Julius in die Fiſchwaſſer, nach Vorſchrift der Fiſchordnungen gebracht werden. Aber es heißt auch hier gemeiniglich; Semper tibi pendeat hamus.

Lama.

Ein amerikaniſches vierfüßiges Thier, welches ſowohl der Herr von Linné als auch Herr Klein unter die Kameele rechnet. Von verſchiedenen ältern Schriftſtellern wird es für eine beſondere Gattung von Schaafen gehalten, und gemeiniglich das peruaniſche Schaaf genannt, weil Peru ſein eigentliches Vaterland ſeyn ſoll. Sonſt führet es im Deutſchen auch den Namen Erdſchaaf und Schaafkameel; doch iſt die Aehnlichkeit, die es mit den Schaafen und Kameelen hat, ſehr geringe. Den Schaafen gleicht es in Anſehung der Wolle, und den Kameelen in Anſehung des langen Halſes. Es war ehemals faſt das einzige Hausthier der Amerikaner, welche Peru, Mexiko und Chily bewohnen. In der letztern Gegend wird es Hueque genannt; daher es einige Reiſebeſchreiber unter dem Namen Chillehueque, d. i. Hueque von Chily anführen.

Gesner

Geſsner gedenkt deſſelben unter der Benennung Allocamelus und Matthioli unter dem Namen Elaphocamelus. Es hat, in Vergleichung mit ſeinem Körper, einen kleinen, aber wohlgebildeten Kopf, der einigermaßen dem Kopfe eines Pferdes gleicht. Die Augen ſind groß, die Schnauze etwas länglicht, und die dicke Oberlefze, wie beym Haſen, in der Mitte geſpalten. Durch dieſe Spalte läßt der Lama, deſſen Name auch Glama und Lhama geſchrieben wird, ſeinen Speichel auf zehn Schritte weit gegen diejenigen fliegen, die ihn beleidigen. In dem obern Kinnbacken hat er keine Schneide- oder Hundszähne. Die Füße ſind geſpalten, wie bey den Schaafen, aber nach hinten zu oben mit einem Sporne beſetzt, welcher dieſen Thieren dazu dienet, daß ſie ſich damit auf den Felſen und Bergen anhalten können. Die Länge des ganzen Thieres, Hals und Kopf mit gerechnet, beträgt ohngefähr fünf bis ſechs Fuß und ſeine Höhe vier Fuß. Der Hals allein, welcher beym Ausgange aus dem Leibe nach unten eingebogen iſt, hat faſt eine Länge von drey Fuß. Die vorwärts gerichteten Ohren ſind vier Zoll lang. Der gerade, dünne Schwanz, welcher ein wenig aufwärts gekehret iſt, hält nicht viel über acht Zoll. Die Wolle auf dem Rücken und am Schwanze iſt kurz, aber an den Seiten und unter dem Bauche überaus lang. Die Farbe des wilden Lama, der gemeiniglich Huanacus und Guanaco genannt wird, fällt ins Rothfahle. Unter den zahmen aber giebt es weiße, ſchwarze und geſprenkelte. Der wilde Lama iſt auch ſtärker, munterer und leichter auf den Beinen, als der zahme. Er flieht, wie ein Hirſch, und klettert, wie die Gems, über die ſteilſten Felſen. Das Fleiſch von den jungen Thieren dieſer Art iſt ein ſehr gutes Eſſen; das Fleiſch der Alten aber iſt überaus hart. Man zieht auch, ſowohl in Anſehung des Fleiſches, als auch in Anſehung der Wolle, die zahmen Lama den wilden vor. Sie zeugen gemeiniglich nur ein einziges, ſelten zwey Junge, auf einmal. Ihr Wachsthum iſt ziemlich ſchnell und ihr Leben von kurzer Dauer. In dem dritten Jahre ſind ſie ſchon zur Zeugung geſchickt. Nach dem zwölften nehmen ihre Kräfte wieder ab, und im funfzehnten ſind ſie gemeiniglich ganz abgenutzet. Sie gehören übrigens unter die nützlichſten Thiere der Amerikaner und machen bey vielen den ganzen Reichthum aus. Man hält ſie nicht nur wegen ihres Fleiſches und ihrer ſchönen Wolle, die ſich vortrefflich verarbeiten läßt, ſondern auch deswegen, weil man ſie mit großem Vortheile als Laſtthiere gebrauchen kann. Ihre ge-

gewöhnliche Ladung iſt hundert und funfzig, bisweilen auch zweyhundert und funfzig Pfund. Ihr Gang iſt bedächtlich und geſetzt, und ihr Schritt ſicher. Sie legen zwar in einem Tage nur vier bis fünf Meilen zurück, gehen aber vier bis fünf Tage in einem Zuge fort, ohne auszuruhen, und klettern über die ſteilſten Berge. Ihr Unterhalt koſtet überaus wenig; denn ſie leben ohne Korn, ohne Hafer und Heu; ſie begnügen ſich an dem grünen Futter, welches ſie ſich ſelbſt ſuchen. In Anſehung des Saufens ſind ſie noch mäßiger. Sie tränken ſich gemeiniglich mit ihrem eigenen Speichel, der bey dieſen Thieren weit häufiger, als bey andern, zu fließen pflegt.

Lamaſenſer Gift.

Venenum Lamaſenſe und Ticunaſcenſe. Dieſes hat von der Stadt Lamas, welche in der amerikaniſchen Provinz Peru liegt, und den Spaniern zugehört, ſeinen Namen erhalten, dieweil die Einwohner, auch andere Indianiſche Völker, als die Ticuner, ſich deſſen bedienen, und ſolches aus verſchiedenen, ſich windenden, Pflanzen, welche die Franzoſen Lianes nennen, verfertigen. Sie ziehen ſolches durch das Kochen aus den Pflanzen und beſtreichen damit die Pfeile, um den Thieren bey der Jagd eine höchſt tödtliche Wunde beyzubringen. De la Condamine hat in ſeiner Reiſebeſchreibung von Amerika die erſte Nachricht hiervon gegeben, und dem Hrn. Heriſſant etwas von dieſem Gifte mitgetheilet, welcher auch damit Verſuche angeſtellet, iſt aber ſelbſt, als er ſolches über dem Feuer einkochen ließ, durch den aufſteigenden Dampf in Lebensgefahr gerathen; ein Trunk Wein, worinnen Zucker aufgelöſet war, hat ſelbigen noch vom Tode errettet; wie denn auch die Indianer glauben, daß der Zucker das beſte Gegengift ſey. Sollen die Pfeile eine tödtliche Wunde machen, ſo muß das darauf geſchmierte Gift trocken geworden ſeyn, ſonſt bleibt ſolches an der Haut kleben und dringt nicht mit in die Wunde, und iſt entweder gar nicht, oder nur ſehr langſam tödtlich. Die vielen, vom Heriſſant angeſtellten, Verſuche beweiſen, daß alle vierfüßigen Thiere und Vögel, welchen dieſes Gift durch eine ganz kleine Wunde beygebracht worden, in kurzer Zeit ſterben; die Fiſche hingegen und kriechenden Thiere, auch Inſecten, beym Leben geblieben, obgleich ſelbige viele und heftige Zufälle davon erlitten. Die meiſten Thiere haben, nach beygebrachtem Gifte, kein Zeichen eines heftigen Schmerzes von ſich gegeben, vielmehr ſind ſie alsbald am ganzen Körper gelähmet worden. Die

Muſceln waren nach dem Tode ſo zuſammengezogen, daß auch nicht ein Tropfen Blut daraus gefloſſen, wenn ſolche zerſchnitten worden; ſie waren ſchleimicht anzufühlen, wie das Fleiſch, wenn es zu faulen anfängt. In der Zeit, wenn das Gift wirket, wird alles Geblüte gegen die Lungen und Leber geführet. Das Blut aus der Hohlader eines Hundes, welcher durch dieſes Gift getödtet worden, hat Heriſſant andern Thieren durch eine gemachte Wunde beygebracht, worauf ſelbige einige Tage äußerſt krank geweſen, und am vierten oder fünften Tage geſtorben. Das Fleiſch von den Thieren, welche mit dieſem Gifte getödtet worden, iſt gänzlich unſchädlich, und wird von den Indianern gegeſſen. Je fetter das Thier, je langſamer wirket dieſes Gift; je munterer ſolches, je ſchneller erfolget der Tod. Weder Arſenik, noch andere Gifte haben bey den Thieren, welchen Heriſſant ſolche durch gemachte Wunden beygebracht, dergleichen heftige und geſchwinde Zufälle erreget, als nach dem Lamaſenſer Gifte geſchehen; nur das Extract von der weißen Nießwurzel ausgenommen. Außer dem Zucker hat man auch das Meerſalz als ein Gegengift angegeben; beyde aber hat gemeiniglich die allzugeſchwinde Wirkung des Giftes unwirkſam gemachet. Das glühende Eiſen, wenn ſolches alsbald auf die gemachte Verwundung geleget wird, hat ſich am kräftigſten bewieſen. Dieſe und noch mehrere Erfahrungen, welche Hr. Heriſſant angeſtellet, kann man in dem 47ſten Bande der Philoſ. Transact. leſen.

Lamentin.

Der Lamentin behauptet auch in dem Waſſer- und Fiſchreiche einen anſehnlichen Platz. Ich habe, ſagt de la Condamine, in dem Berichte ſeiner Reiſe auf dem Amazonenfluſſe, zu St. Paul d'Omaguas, den größten von den bekannten Fiſchen in ſüßen Waſſern, nach dem Leben abgezeichnet. Die Spanier und Portugieſen geben ihm den Namen Pexebuey oder Ochſenfiſch, und man muß ihn nicht mit dem Phoca oder Seekalbe vermengen. Derjenige, wovon hier die Rede iſt, nähret ſich von dem Graſe an den Ufern des Fluſſes. Sein Fleiſch und ſein Fett kommen dem von einem Kalbe ſehr ähnlich. Das Weibchen hat Zitzen, die ihm dienen ſeine Jungen zu ſaugen. Der P. Acunja machet die Aehnlichkeit mit dem Ochſen noch vollſtändiger, indem er dieſem Fiſche Hörner beyleget, womit ihn die Natur nicht verſehen hat. Er iſt, eigentlich zu reden, kein zweylebiges Thier, weil er niemals aus dem Waſſer geht, und auch nicht herausgehen kann,

indem er nur zwo Floßfedern an der Seite des Kopfes hat, welche flach und rund, in Geſtalt der Ruder, funfzehn bis ſechzehn Zoll lang ſind, die ihm ſtatt der Arme und Füße dienen, ohne daß ſie deren Geſtalt haben, wie Laet nach dem l'Ecluſe fälſchlich vorausſetzet. Er ſteckt nur ſeinen Kopf aus dem Waſſer, damit er das Gras am Ufer erreichen könne. Derjenige, den ich abgezeichnet habe, war ein Weibchen. Seine Länge war achtehalb Fuß, und ſeine größte Breite zween Fuß. Ich habe ihrer noch größere geſehen. Die Augen dieſes Thieres haben kein Verhältniß in Anſehung ſeines Körpers. Sie ſind rund und haben nur drey Linien im Durchſchnitte. Die Oeffnung ſeiner Ohren iſt noch kleiner, und ſcheint nur ein Loch von einer Stecknadel zu ſeyn. Einige haben geglaubt dieſer Fiſch ſey dem Amazonenfluſſe beſonders eigen: er iſt aber in dem Orinoko eben ſo gemein. Er findet ſich auch, obwohl nicht ſo häufig in dem Oyapoc und vielen andern Flüſſen um Cayenne, an der Küſte von Guiana und den Antillen. Es iſt eben derſelbe, den man ſonſt Manati genannt hat, und heutiges Tages auf den franzöſiſchen Inſeln von Amerika Lamentin nennt. Indeſſen glaube ich doch, daß die Art in dem Amazonenfluſſe ein wenig unterſchieden ſey. Man findet ihn nicht auf der hohen See; man ſieht ihn ſogar ſelten an den Mündungen der Flüſſe: man findet ihn aber über tauſend Seemeilen von dem Meere in dem Guallaga, Pataca, u. a. w. Er wird in dem Amazonenfluſſe nur durch den Pongo aufgehalten, über welchen hinaus man ihn weiter nicht findet.

Die Fiſche, deren der See von Ilheos verſchiedene Arten ernähret, ſind daſelbſt vortrefflich, und von einer beſondern Größe, vornehmlich die Manateen oder Lamentine, wovon man verſchiedene gefangen hat, welche vierzig Arroben, das iſt, ungefähr tauſend franzöſiſche Pfund, wogen.

Unter den Fiſchen iſt der Manate oder Lamentin von einer beſondern Güte in Braſilien. ſ. S. A. R. B. XVI. S. 131. 207. 279.

Der Geſchichtſchreiber von der Inſel Hiſpaniola oder St. Domingo bemerket, daß der einzige Lamentin, nach einigen Schriftſtellern, die meiſten Merkwürdigkeiten vereinigt beſitze, die man vor Alters der Sirene und dem Delphine zugeſchrieben hat. Aber er ſetzet hinzu, es ſey nicht leicht, ſie daſelbſt zu erkennen. Der Lamentin, ſaget er, hat niemals geſungen. Er weinet und winſelt, wenn man ihn auf das Land zieht, und daher kömmt der Name, den er von den Franzoſen erhalten hat.

hat. Seine Geſtalt gleicht derjenigen nicht, unter der man ſich den Delphin vorſtellet, und die einzige Aehnlichkeit, die er mit ihm hat, iſt, daß er mit dem Menſchen ziemlich Freund zu ſeyn ſcheint. Zwo Floßen, die er unter ſeinen beyden Schultern hat, und die ungefähr wie ein paar Hände ausſehen, haben ihm den Namen Manati bey den Spaniern erworben. Er bedienet ſich derſelben zum Schwimmen und ſeine Jungen damit zu tragen. Der erſte, der dieſes Thier für die Sirene der Alten angenommen hat, iſt Chriſtoph Columbus geweſen: aber dieſe Einbildung eines Mannes, der gern in das Wunderbare verfiel, um ſeinen Entdeckungen ein prächtiges Anſehen zu geben, hat nach ihm keinen Beyfall gefunden. Das Weibchen des Lamentin bringt ſeine Jungen wie eine Kuh zur Welt, und ſäuget ſie auch ſo; daher es auch den Namen der Seekuh erhält. Der Kopf iſt ſchon einem Ochſenkopfe ähnlich, aber die Schnauze tiefer eingedrückt, das Kinn fleiſchichter und die Augen kleiner. Die Farbe iſt dunkelbraun. Man findet ihrer von zwanzig Fuß lang und zehn Fuß breit, wenigſtens um die Schultern. Denn dieſe Breite vermindert ſich immer nach dem Schwanze zu. Das Fleiſch des Lamentin ſchmecket eingeſalzen wie Kalbfleiſch, iſt aber angenehmer, und erhält ſich länger. Das Fett, das man von ihm bekömmt, iſt auch ſehr gut, und wird nicht ranzicht. Seine Haut giebt vortreffliches Leder. In ſeinem Kopfe entſteht eine Art von Bezoe, der man vortreffliche Wirkungen gegen die Colik und den Stein zuſchreibt. Man tödtet die großen Lamentine nirgends, als am Ufer des Meeres oder der Flüſſe, wenn ſie auf die Weide dahin kommen; die kleinen aber werden oft in Netzen gefangen. Von ihrer Fähigkeit ſich zähmen zu laſſen, hat man ſeltene Erzählungen. ſ. S. A. Reiſen, B. XIII. S. 244.

In der Geſchichte von Kamtſchatka, S. A. R. B. XX. S. 273. werden von den Herren Steller und Kraſcheninnikow noch einige Umſtände und Betrachtungen angeführet, die doch auch hier einen Platz verdienen, da aus den Geſchichten die Charakteres herzunehmen und vollkommener zu machen. Die Manateen ſind eine Materie des Streites unter den Naturkündigern. Einige geben ſie für Fiſche aus, weil ſie einen Schwanz und Floßfedern und weder Haare noch Füße haben. Andere halten ſie für Seeamphibien, weil ihre Vörderfloßfedern wahre Füße ſind, und ſie Zitzen haben, die kein anderer Fiſch hat. Aus dieſem Widerſpruche wollen noch andere ſchließen, die Ma-

natee ſey eine Mittelgattung zwiſchen den vierfüßigen Seeungeheuern und den Fiſchen. Endlich will Steller und Kraſcheninnikow ſie zu der letztern, (erſtern) Gattung rechnen, weil ſie einen mit Wirbelbeinen verſehenen Hals haben, vermittelſt deſſen ſie ihren beweglichen Kopf herumdrehen können; ein Vorzug, den man bey den Fiſchen niemals antrifft. Steller ſaget, die meiſten Schiffer hätten dieſes Thier mit dem Namen der Seekuh beleget, vermuthlich ſeiner Schnauze wegen, die man im Anfange zuerſt, und wohl gar auch nur allein, geſehen hat. Denn nur an dieſem Theile iſt es den Kühen ähnlich, da es ſonſt den Seehunden gleicht, nur daß es etwas größer iſt. Die Weibchen haben zwo Zitzen vorne, und vielleicht war dieß die Urſache, warum Columbus in der Meerkuh die Syrene der Alten zu finden glaubte. Weil ſie ihre Jungen mit ihren Floßfedern, die ihnen ſtatt der Hände dienen, an ihre Bruſt geſchloſſen halten, ſo haben ſie die Spanier deswegen Manati genannt. Ihr Geſchrey, welches eine Art von Seufzen iſt, hat ſie von den Franzoſen Lamentins nennen laſſen. Man findet dieſes Thier in allen den Meeren, die zwiſchen Aſien, Africa und Amerika ſind. Daher kömmt vermuthlich die große Verſchiedenheit, die man nicht ohne Verwunderung in den meiſten Beſchreibungen bemerket, die man von ihnen hat. Ihr ſchwarzes, rauhes, und gleich der Rinde einer Eiche dickes, Fell iſt ſchuppicht und hart, ſo, daß es gar den Aexten widerſteht. Man will, daß die Meerkuh, anſtatt der Zähne, zween weiße und platte Knochen zwiſchen den Kinnbacken habe. Ihre Augen, die in Vergleichung des Kopfes ſo klein ſind, als der Kopf ſelbſt in Vergleichung des übrigen Körpers, ſtehen in gerader Linie mit den Naſenlöchern, in gleich weiter Entfernung zwiſchen der Schnauze und den Ohren, welche beynahe unſichtbare Löcher ſind. Ihre zwo Pfoten oder Floßfedern, die gleich unter dem Halſe angehen, dienen ihnen, ſich damit ſo feſt an den Felſen anzuklammern, daß ihr Fell oftmals in Stücken abgeht, ehe ſie die Fiſcher loßmachen können. Das ſonderbarſte, was Kraſcheninnikow von dieſem Thiere anmerket, iſt ihre Länge und ihr Gewichte. Sie ſollen, nach ihm, ohngefähr vier Saſchen oder Faden lang ſeyn, und zweyhundert Pud wiegen; das wäre denn, nach unſerer Rechnung, ſechs- bis ſieben und zwanzig Fuß lang, und ſieben bis achttauſend Pfund ſchwer. Cranz, der auch einmal eine Meerkuh beſchreibt, giebt dieſem Thiere nicht mehr als achtzehn Fuß in die Länge, und vierhundert Pfund Schwe-

re. Vermuthlich aber reden beyde Schriftſteller nicht von einerley Thiere.

Dieſe Thiere gehen haufenweiſe, und zur Zeit der Fluth, ſo nahe an die Küſte, daß man, wie Steller ſagt, ihren Rücken mit der Hand befühlen kann. Wie kann aber wohl ein ſo großes Thier ſo nahe ans Land kommen, auf dem es doch nicht gehen kann? Aber es iſt dieſes nicht die einzige Schwierigkeit in dieſer Geſchichte. Wenn man ſie ſchlägt oder ſonſt beleidiget, fliehen ſie tief ins Meer, kommen aber bald wieder. Dieſe Thiere, ſaget Kraſcheninnikow, haben nicht die geringſte Sorgfalt für ihre Erhaltung, ſo daß man mit Booten unter ſie fahren kann, oder auf den Sand gehen, und tödten kann, welche man will. Jeder Haufen beſteht aus vier Manateen, einem Männchen, einem Weibchen, und zwey Jungen, von verſchiedenem Alter und Größe. Ueberhaupt haben dieſe Thiere ihre Jungen, um ſie in Sicherheit zu ſtellen, mitten unter ſich. Das Männchen liebt ſein Weibchen ſo ſehr, daß es, wenn es alle Mühe vergebens angewandt hat, ſolches gegen die Fiſcher zu vertheidigen, und es zu befreyen, die es mit ihren Harpunen ans Land ziehen, demſelben, ungeachtet der Schläge, mit denen es überhäufet wird, nachfolget, plötzlich auf das Weibchen loßſpringt, und zuweilen wohl zween oder drey Tage lang, an deſſen todten Körper feſt angeklammert liegen bleibt. Unterdeſſen, daß man bemühet iſt, die Manatee von den Oertern loß zu reißen, an die ſie ſich angehängt hat, durchſtoßen ſie die Ruderknechte mit Spießen. Sobald ſie verwundet iſt, fängt ſie an ſich außerordentlich zu bewegen, und ſogleich kömmt eine Menge anderer ihr zu Hülfe, die entweder mit ihren Rücken das Boot umzuwerfen ſuchen, oder ſich über das Seil legen, es zu zerreißen, oder ſich bemühen, es mit ihren Schwänzen von der Harpune loß zu machen. Wenn die Manateen alt ſind, ſo ſchmeckt ihr Fleiſch wie Rindfleiſch, und wenn ſie jung, wie Kalbfleiſch. Das erſtere iſt ſehr hart, das andere aber leicht zu kochen. Es läuft ſo ſehr auf, daß es gekochet noch einmal ſo viel Raum einnimmt, als roh. Das Fett ſchmeckt wie Schweinfett. Ihr Fleiſch iſt leicht einzuſalzen, obgleich einige das Gegentheil haben vorgeben wollen.

Raius ſagt gar artig: wenn Diogenes den Lamentin gekannt hätte, würde er nicht nöthig gehabt haben, einen Hahn zu rupfen, um ein zweyfüßiges Thier ohne Federn zu haben, weil der Manati ein zweyfüßiges Thier ohne Federn ſey. Doch, der gerupfte Hahn hatte doch Hände und Füße, wie der Homo Platonicus;

nicus; der Lamentin aber würde doch keine geſpaltene Füße aufweiſen können. Von dem Lapide Manati, iſt Klein, Hiſt. Piſc. Miſſ. I. p. 33. nachzuleſen.

Lamien.

Lamia, Lamna, wird auch der Menſchenfreſſer, Canis Carcharias, genannt, Cynocephalus albus, I. des Kleins; ſ. unſern Art. Hundskopf, Th. IV. S. 161.

Lamm. S. Schaaf.

Lamm, iſraelitiſches, S. Daman Iſrael.

Lampe.

Dieſer Name kömmt bey den Muſcheln vor. Man pflegte ehedem einige Arten der Klippkleber oder der Schüſſelmuſcheln damit zu belegen; weil aber ſolcher in dieſen Fällen nicht gehörig beſtimmt war, hat man jetzo dieſe Benennung nur auf zwo kielförmige Schnirkelſchnecken eingeſchränkt. Die eine heißt:

die oſtindiſche Lampe, Helix ringens Linn. Die Größe iſt verſchieden; man findet welche, ſo im Durchſchnitte des Bodens anderthalb Zoll halten. Die Farbe iſt braunroth und weiß, mit etwas Gelben oder Roſtfärbigen an dem Umfange der Gewinde; die Geſtalt nur einigermaßen kielförmig, und die Schaale ſelbſt nicht durchbohret, oben erhaben rund, unten platt, mit einer ungefaltenen Mündung, und hinten mit einer verdoppelten Lippe verſehen; daher ſolche einer Lampen ähnlich ſeyn ſoll.

Die Baſtardlampe, Helix carocolla Linn. führet dieſen deutſchen Namen, weil die Mündung nur einfach iſt, und nicht eine gedoppelte Lippe hat. Die Schale iſt erhaben rund; die Gewinde aber ſind kielförmig eckicht. Sie hält ohngefähr im Durchſchnitte zween Zoll, und iſt braun, wenn ſie aber poliret worden, farbicht glänzend. Weſtindien iſt das Vaterland.

Lampe, S. auch Steinpicker.

Lampertsnüſſe.
S. Haſelſtaude.

Lamprete.

Lampreten im Amazonenfluſſe. Condamine hat, nach dem Berichte von ſeiner Reiſe auf dem Amazonenfluſſe, in den Gegenden um Para; welche Stadt, nach der angenommenen Sprache, an der öſtlichen Mündung des Amazonenfluſſes, vielmehr des Muju liegt, einen, Puraque genannten, Fiſch geſehen, deſſen Körper, wie der Lampreten ihrer, mit einer großen Anzahl Oeffnungen durchbohret iſt, und welcher über dieſes noch eben die Eigenſchaft hat, wie der Torpedo oder Krampfſiſch, (Torpedo Raia). Derjenige,

nige, der ihn mit der Hand, oder auch nur mit einem Stocke anrühret, empfindet in dem Arme eine ſchmerzhafte Betäubung, und wird zuweilen, wie man ſaget, davon umgeſtoßen. De la Condamine iſt kein Zeuge von dieſer That geweſen; er verſichert aber, die Beyſpiele wären ſo häufig, daß ſie nicht in Zweifel gezogen werden könnten. Daß Reaumür die verborgene Triebfeder entdecket, welche dieſe Wirkung bey dem Torpedo, (nämlich bey dem Torpedo Raia) hervorbringt, S. A. R. B. XVI. S. 172. ſ. unſern Artikel, Aal, Th. I. S. 32. Nun ſcheint es ganz wahrſcheinlich, daß dieſe, Puraque genannte, Lamprete des Condamine, der Cayenniſche Zitteraal, Torpedo Anguilla ſ. Gymnotus Electricus Linn. ſeyn ſolle; doch wird er ganz uneigentlich, Puraque, genannt, (vielleicht nur von der ähnlichen Wirkung) da der Puraque des Marcgravs, S. 151. allerdings eine Art Raiae, der Rochen iſt; viel eher würde er Mucu zu nennen geweſen ſeyn, mit dem er, nach dem Vorgange des Marcgravs ſelbſt S. 161. ſchicklicher zu vergleichen: Piſcis tereti corpore, vt Enneophthalmus, vulgo *Lampreda*, Germanis Neunauge. Bey dieſer guten Gelegenheit wollen wir unſern Artikel, Krampffiſch, Th. IV. S. 736. dahin erklären und verbeſſern, daß Mr. de Bomare, in ſeinem Artikel Torpille etc. dieſes Wort zwar lediglich von dem Krampffiſche der Alten, Torpedo Raia, gebrauche, und ſelbige darunter beſchreibe; doch aber auch S. 385. einer, einem Aale, Congre, ähnlichen Torpille, Zitterfiſches gedenke; wie wir gleich im Th. I. S. 15. unter dem Artikel Aal angezeiget, dem wir noch mit einem Worte beyfügen, daß eben daſelbſt Zeile 12. zu leſen: Reaumür aber habe ſeine Verſuche mit dem Gymnotus Electricus nicht gemacht; woraus ſich ergiebt, daß S. 740. zu leſen: es haben aber beyde ſolches von der Torpedo Raia, und alſo nicht von dem Gymnotus Electricus behauptet.

Lampreten, in der Elbe, bey Belgern in Meißen; Richter, ſonſt Neunaugen, Petromyzon, ein aalförmiger Fiſch, nach dem Klein; ſ. unſern Artikel, Aal, Th. I. S. 28. und das 129. Thiergeſchlecht des Linnäus, Petromyzon, nach dem Müller Pricken; unter welchem Artikel wir davon noch einmal gedenken werden.

Lamprete, in Indien. An der Küſte von Guinea giebt es unter den Seefiſchen eine ziemlich kleine Art, welche zu den Lampreten gerechnet wird, und welche, wegen der Haare, die ihnen wie Bärte an dem Kinne hängen, bey den Hol-

Holländern Baardmannetjes heißen. S. A. Reiſen, B. IV. S. 280. ſ. aber unſern Artikel, Baardmannetjes, Th. I. S. 466.

Lamprete, S. auch Seeigel.

Lampretenfiſch.

Lampretenfiſch nennt Müller unter ſeinen Rotzfiſchen den Blennius Muſtelaris, Linn. gen. 155. ſp. 10. ſ. Rotzfiſche.

Lampt.

Eine afrikaniſche Art von Zwergochſen mit einem Höcker. S. Dant und Zebu.

Landchartenporcellane.

S. Caapſchnecke.

Landchartentute.

S. Kätzchen, granulirtes.

Langafter.

Dieſen Namen giebt Hr. Müller einer herzförmigen Venusmuſchel, welche Herr von Linne' Venus petulca genannt. Die Schalen ſind von der Größe einer Haſelnuß, weiß und braun gewölket, herzförmig, einigermaßen grübicht und am Rande gekerbet; die Vörderſpalte iſt oval und klaffet ein wenig; die Nymphen ſind ſcharf und der After iſt länglicht. Man erhält dergleichen aus dem Meere, welches das ſüdliche Europa umgiebt.

Langbart.

Langbart nennt Müller unter ſeinen Welſen den Silurus Clarias, Linn. gen. 175. ſp. 15. ſ. Welſe.

Langeſper.

S. Eſche.

Langfinne.

Langfinne nennt Müller unter ſeinen Klippfiſchen den Chaetodon Pinnatus, Linn. gen. 164. ſp. 4. ſ. unſern Artikel, Klipfiſch, Th. IV. S. 558.

Langfloße.

Langfloße nennt Müller unter ſeinen Meerhaſen, die dritte Unterart der erſten Gattung, Cyclopterus Lumbus, γ. Diodon rarior, Linn. gen. 139. ſp. 1. ſ. Meerhaſen.

Langfuß.

Mit dieſem Namen bezeichnet Herr Müller in ſeinem vollſtändigen Naturſyſteme dasjenige Geſchlecht von zweyflügelichten Inſecten, welches vom Hrn. v. Linne' Tipula genannt wird. Die meiſten Arten, welche unter dieſes Geſchlecht gehören, haben auch in der That überaus lange Füße. Die zwo Seiten des Kopfes ſind gleichſam zwo verlängerte Lippen und der obere Kiefer iſt gewölbet. Die zwey gekrümmten Fühlerchen ſind

ſind länger, als der Kopf; der Rüſſel aber iſt ſehr kurz und zurückgebogen.

Die Larven dieſer Inſecten halten ſich meiſtentheils in der Erde, an der Wurzel der Pflanzen auf, die ſie oft ſehr ſtark beſchädigen; einige aber werden auch im Miſte, im Moraſte, oder in kleinen Flüſſen und Bächen gefunden. Es giebt Larven mit Füßen und ohne Füße. In Anſehung der Geſtalt ſind ſie ſehr von einander unterſchieden; doch kommen ſie alle darinnen mit einander überein, daß ſie gegen die Zeit ihrer Verwandlung ihre Haut ganz abſtreifen. Nach der Verwandlung halten ſich dieſe Thierchen auf den Wieſen oder auf den Obſtbäumen auf, und ſind alsdenn meiſtentheils ganz unſchädlich. Der Ritter von Linné führet ein und ſechzig Arten an, welche er unter zwo Abtheilungen gebracht hat; weil man in Abſicht auf die Haltung der Flügel folgenden Unterſchied bey den Inſecten dieſes Geſchlechts bemerket.

Einige halten die Flügel ausgebreitet und haben eine mückenartige Geſtalt. Hierunter gehören fünf und zwanzig Arten, welche die erſte Abtheilung, nach dem Hrn. v. Linné, ausmachen.

Andere hingegen bedecken ihren Körper mit den Flügeln und haben eine fliegenartige Geſtalt. Von dieſen, welche die zwote Abtheilung ausmachen, werden im Linnäiſchen Syſtem ſechs und dreyßig Arten angeführet.

Die größte Art von dieſem Geſchlechte iſt die ſo genannte Bachmücke, welche unter die erſte Abtheilung gehört und dieſen Namen deswegen erhalten hat, weil ſie gemeiniglich aus den Bächen, wo ſich die Larve aufzuhalten pfleget, zum Vorſchein kömmt. Die Flügel ſind glasartig und bey dem Männchen mit braunen Wölkchen und einem ſchneeweißen Flecken beſetzet. Die Länge eines jeden Flügels beträgt faſt einen Zoll und die Länge der Hinterfüße zwey bis drey Zoll.

Langhals, der geöhrte.

S. Entenmuſchel.

Langhalsdoublet.

S. Pholade.

Langnaſe.

Langnaſe, nennet Müller unter ſeinen Seehähnen, den Trigla Aſiatica, Linn. gen. 172. ſp. 7. ſ. Seehähne.

Langohr.

Langohr, nennet Müller unter ſeinen Lippfiſchen den Labrus Auritus, Linn. gen. 166. ſp. 9. welcher einen getheilten Schwanz und floßenähnliche Kiemendeckel hat, und bey dem Catesby, pag. et tab. 8. Perca fluuiatilis gibboſa

boſa, ventre luteo, gar wahrſcheinlich zu ſeyn ſcheint. ſ. Lippfiſche.

Langoſtinen.

Langoſtinen, auch Camaronen und Hummer; ſ. unſern Artikel, Camaronen, Th. II. S. 19.

Langſchnäbel.

Langſchnäbel bey St. Vincent an den afrikaniſchen Küſten, führet zwar Richter, S. 672. als ein eigentliches Fiſchgeſchlechte, an, ohne die mindeſte Beſchreibung und Anzeige der Quelle; doch giebt es allerdings geſchnäbelte und langgeſchnäbelte Fiſche. Er ſelbſt ſchreibt S. 124. Man findet auch an den Fiſchen Rüſſel, Schnauzen und Schnäbel. Andere haben vollkommene Schnäbel; wie man denn auch eine Gattung der Schwerdtfiſche mit langen Schnäbeln antrifft. Der zum öftern ziemlich langgeſchnäbelten Wallfiſch-, Oerſchwein- und Meerſchweinarten zu geſchweigen, dürfen wir nur die Kleiniſchen Schwerdträger; Xiphias, Wurfſpies- Maſtaccembelus, Zangenſchnauz- Pſaliſoſtomus, Röhrhohlſchnauz-; Solenoſtomus, und Janusfiſche, Amphiſilen, zu Beyſpielen anführen.

Langſchwanz.

S. Spulwurm.

Lanſium.

Lanſium oder Lanſa. Unter dieſem Namen erwähnet Rumph einen Baum, welcher in Java und den Moluccischen Inſeln wächſt, nnd eine Frucht trägt, welche unſern Pflaumen ähnlich ſieht. Die äußerliche gelbe Schale läßt ſich leichtlich abſchälen. Wenn ſelbige noch unreif iſt, enthält ſie eine weiße, aber bittere Milch, welche Hände und Mund ſchwarz färbet. Die völlig reiſe hat ein weiches Fleiſch und einen angenehm ſäuerlich ſüßen Geſchmack; der Kern aber iſt bitter. Die Einwohner eſſen von den reifen Früchten das fleiſchichte Weſen, zur Kühlung und Stärkung, und geben ſolches mit Wein oder Zucker vermiſchet faſt allen Kranken. Die Beſchreibung dieſes Baumes mit ſeinen Abänderungen kann man in Rumphs Herb. Amboinenſ. L. I. c. 45. nachleſen.

Langwurz.

S. Melte.

Lant.

S. Dant und Zebu.

Lanzenblatt.

Eine amerikaniſche Fledermaus, wovon ſchon im dritten Theile unter dem Artikel Fledermaus S. 119. gehandelt worden iſt.

Lanzennadel.

S. Nadelſchnecke.

Lanzettenſchwanz.

Ellops Saurus, Linn. gen. 181. nach Müllern, die einzige Gattung der von ihrem langen geſchmeidigen Körper benannten Eidechsfiſche; deren Kiemenhaut gedoppelt, die äußere aber kleiner iſt. Warum dieſer Fiſch eben, und gleichſam κατ᾽ ἐξοχὴν, ellops, mutus piſcis, heiße, da das, magis mutus, quam piſcis, von allen Fiſchen gelten muß, wie Athenaeus, Deipnoſ. VII. 16. bereits von ſeinen weiſen Tiſchgenoſſen, und beſonders von dem Sophiſten Theſſalus, belehret ſeyn wollen, iſt immer noch an ſeinen Ort zu ſtellen. Doch giebt Müller einen zureichenden Grund an, warum er dieſen Ellops zum Eidechsfiſche mache; weil nämlich unter den Salmen, no. 14. eine Seeeidechſe unter dem Namen Saurus vorkomme, und der Ritter dieſen Beynamen Saurus auch ſeinen Ellops beygeleget. Die angegebenen Geſchlechtskennzeichen ſind: ein glatter Kopf; am Rande der Kiefer, wie auch im Gaumen, eine Rauhigkeit von kleinen Zähnchen; die Kiemenhaut mit dreyßig Stralen, und auswendig mit fünf Zähnen bewaffnet. Der Ritter ſondert dieſen Saurus deswegen von den Salmen ab, weil er keine Fettfloße auf dem Rücken hat; daher hat man ihm einen andern Namen, Lanzettenſchwanz, gegeben, weil auch der Schwanz ein paar lanzettenförmige Spitzen hat. Der Körper iſt ſehr lang, der Kopf groß, glatt, glänzend, zuſammengedrücket und oben etwas flach; die Augen zum Theil durch die Haut des Körpers bedecket. Die, die Zähne vorſtellende, Rauhigkeit des obern Kiefers iſt länger, als am untern. In der Mitten der großen Kiemenhaut von dreyßig Stralen, befindet ſich eine andere kleinere mit fünf kürzern Zähnen. Die Rückenfloße ſtehet in der Mitten, die Bauchfloße etwas vorwärts; die Afterfloße dichte an der Schwanzfloße, welche ſehr tief eingeſchnitten und gabelförmig iſt, und ſowohl oben als unterhalb, mit einer knotigen Schuppe, oder mit einem horizontalliegenden lanzettenförmigen Dorne, bewaffnet iſt. In der Rückenfloße zählet Müller von vier und zwanzig vier ſteife, in der Bruſtfloße ſiebenzehn, in der Bauchfloße vierzehn, in der Afterfloße drey von ſechzehn, und in der Schwanzfloße dreyßig Finnen. Das Vaterland iſt Carolina, nach dem D. Garden; Sloan, It. Iam. nennt ihn Saurus maximus, wie denn auch Brown von ihm nachzuſehen.

Laphorn.

S. Fechter und Großlappe.

Lappenblume.

S. Hornkümmel.

Lappenſchnecke.

Verſchiedene Flügelſchnecken führen den Namen Laphörner oder Lappenſchnecke. Im genauen Verſtande aber werden nur zwo Arten darunter verſtanden, wovon auch nur eine zu dem Geſchlechte der Flügelſchnecken und beſonders zu der Ordnung, der Schmalflügel gehöret. Dieſe heißt ſchlechtweg die

Lappenſchnecke, und iſt Strombus marginatus L. Die Holländer nennen ſolche Vlerkhoorens, und iſt vielleicht nur eine Abänderung des Zeigers, obgleich kein Weiſer oder Zeiger vorne an der Lippe zu bemerken, indem die Schale nur eine weit vorragende Lippe hat. Der Rücken iſt gerandet und flach, und der Schwanz nicht geſpalten.

Die andere gehöret zu den Spindelwalzen und heißt

die lappländiſche Lappenſchnecke, Voluta lapponica L. weil man ſolche zuerſt aus Lappland erhalten. Man hat aber nachher dergleichen auch in Oſtindien und Amerika angetroffen. Die Lippe iſt ein wenig glatt und läuft, nach Art der Lappenſchnecken, erweitert aus. Die Schale iſt eyförmig, glatt, der Wirbel zugeſpitzet, der Körper dehnet ſich in die Breite. An der Spindel ſieht man drey bis vier Falten; die Farbe iſt verſchieden; man findet gelblicht weiße, mit ſchwarzen Punkten und Flecken, auch andere pomeranzenfärbig gefleckte und mit braunen Punkten bezeichnete Schalen. Die Weſtindiſchen haben gemeiniglich weniger Flecke, und ſind von der Größe einer Handfläche.

Lappenſchnecke, S. auch Delphinſchnecke.

Larvenſchnecke.

S. Mondſchnecke.

Laſerkraut.

Laſerpitium Linn. iſt ein Doldengeſchlecht, deſſen Dolde aus vielen ausgebreiteten Aeſten beſteht, und eine allgemeine, auch beſondere kleine, gemeiniglich vielblättrichte Hülle zeiget. Alle Blümchen ſind einander ähnlich, und die fünf herzförmigen, einwärts gebogenen Blumenblätter ebenfalls von gleichen Anſehen. Die Frucht beſteht aus zwey großen, länglichten, auf der einen Seite platten, auf der andern mit vier Flügeln beſetzten Saamen. Herr von Linné führet zehen Arten an, wir bemerken nur

1) das große Laſerkraut mit herzförmigen Blättchen, welches

unter

unter dem Namen weißer Enzian, auch große oder weiße Hirſchwurzel bekannt iſt; dieſes haben wir bey dem Enzian angeführet.

2) Das Laſerkraut mit völlig ganzen, lanzetförmigen, geſtielten Blättchen, Laſerpitium Siler Linn. wird unter Silerkraut vorkommen.

3) Das Preußiſche Laſerkraut mit klebrichten Saamen, kleine Hirſchwurzel, falſche Mohrüben, Laſerpitium prutenicum L. Die Pflanze wächſt im gemäßigten Wieſengrunde, auch zuweilen in den Heiden in der Mark Brandenburg, auch Sachſen, wo ſie mit den wilden Mohrüben den ganzen Sommer über, oder auch ſpäter blühet. Die Wurzel iſt zweyjährig. Der Stängel, ſonderlich am untern Theile, iſt mit weißen Haaren beſetzet. Die Blätter haben viel ähnliches mit dem giftigen Wütrich, Cicuta viroſa, und ſind an dem Stiele und den Ribben haaricht. Die Blättchen ſind keil- oder lanzetförmig, federartig eingeſchnitten, und die letztern unter einander verwachſen. Die weißen Dolden haben einen unangenehmen Geruch, werden aber doch, des Wachſes und Honigs wegen, von den Bienen ſtark beſuchet. Die Saamen ſind etwas haaricht, klebricht und gewürzhaft.

Laſtholz. S. Linde.

Laſurſtein.

Lapis Lazuli, iſt ein blauer Stein mit gelben Streifen und Flecken, die wie Gold ſchimmern, aber nach den genaueſten Unterſuchungen nichts anders, als eingeſprengte Kieſe ſind. Wallerius Mineral. S. 130. zählet den Laſurſtein unter die Jaſpisarten, und unterſcheidet von ſelbigen zwo Unterarten, nämlich 1) den Armeniſchen Stein; 2) den Laſurſtein. Wir halten aber davor, daß beyde Steine von einander unterſchieden ſind, und nicht zu einer Claſſe gehören. Pott Fortſ. der Lithogeogn. S. 72. zeiget den Unterſchied an, und ſaget, daß der Armeniſche Stein eine alkaliſche Erde und der Laſurſtein eine Kieſelerde zum Grunde habe, und der Armeniſche Stein überdies ſeine blaue Farbe im Feuer verliere.

Cronſtedt Mineral. S. 112. ſetzet den Laſurſtein unter diejenigen Arten, ſo er Zeolitarten nennet, und führet einige Verſuche an, welche darthun, daß der Laſurſtein Silber und Eiſen enthalte.

Wenn wir die, von verſchiedenen Chymiſten angeſtellten Verſuche mit dieſem Stein in Erwägung ziehen, ſo müſſen wir den Laſurſtein unter die zuſammengeſetzten

ſetzten oder gemiſchten Steine ſetzen, und zwar unter diejenigen, welche aus einer Thon oder Kieſelerde beſtehen, mit welcher zugleich eine alkaliſche Erde genau gemiſchet iſt. Die blaue Farbe ſcheint der Laſurſtein nicht vom Kupfer zu haben, indem die genaueſten Verſuche darthun, daß nichts von ſelbigem darinnen enthalten iſt. Ob aber die blaue Farbe von dem mit Silber vermiſchten Eiſen herrühret, läßt ſich zwar noch nicht ungezweifelt darthun, doch ſcheint ſolches ganz wahrſcheinlich zu ſeyn, vornehmlich, da es nicht zu läugnen iſt, daß man Eiſen, aber kein Kupfer aus ſelbigem erhalten kann.

Aus dem Laſurſteine wird eine koſtbare blaue Farbe gemachet, die man Ultramarin nennt. Es wird nämlich der Laſurſtein in einem Schmelztiegel geglühet, hierauf in Weingeiſt abgelöſchet, und, wenn er zerreiblich genug worden, auf dem Reibſtein zu einem zarten Pulver gerieben. Dieſes Pulver wird mit Waſſer vermiſchet und herumgerühret; man gießt hierauf das Waſſer ab, und wiederum neues darauf, und wiederholet ſolches etlichemal; man reibt alsdenn das abgeſpülte Pulver auf dem Reibſtein erſt mit Weingeiſt zu einem Teig und hernach zu dem feinſten Pulver, welches zuletzt mit einer aus Harz, Terpenthin und Maſtix, ingleichen aus Weyrauch und Leinöl zuſammengeſetzten Maſſe vermiſchet, und im Waſſer ſo lange herumgerühret wird, bis ſich die blaue Farbe von der Maſſe abſondert. Dieſe Farbe wird nochmals mit Waſſer abgeſpület und getrocknet. S. Spielmann. Inſtitut. Chem. §. 43. Exper. 1.

Man gebrauchet dieſelbe in der Malerey; es iſt eine der theuerſten Farben, welche dem Golde gleich geſchätzet und bisweilen noch theurer bezahlet wird. Außer dieſer Farbe werden aus dem Laſurſteine Doſen, Pettſchafte und andere Dinge verfertiget. Man findet dieſen Stein in Aſien, Afrika und Europa.

Latanbaum. S. Palme.

Latbrachßmen.

Latus, eine Art der Meerbrachßmen, ähnlich den Meerrappen, des Gesners, S. 29. iſt aber nicht ſo breit; hat keine Warzen an dem Maule; ſilberfarbene Schuppen, Zähne, und Steine im Kopfe; kömmt zu mächtiger Größe; iſt ganz bräuchig zu Rom, und in dem Adriatiſchen Meere, durch das ganze Italiäniſche Land. In dem Fluß Nilo kommen ſolche Fiſche auf zween Centner, von etlichen werden dieſe Fiſche weiße Meerrappen genennet. Er iſt wohl der Mülleriſchen Seekrähe ſeiner Umberfiſche,

ꝛerfiſche, Sciaena vmbra, Linn. gen. 167. ſp. 4. wie auch unter den Kleiniſchen Pärſchen, der zwölften Gattung, ſehr ähnlich, zumal das Umbergeſchlecht, Sciaena, von den Labris und Percis, als ein Mittelgeſchlecht, ſelbſt nach dem Linnäus, nicht genugſam zu unterſcheiden.

Laterne.

Lucerna, wird die Meerſchwalbe genennet, weil ihre Augen und Floßfedern des Nachts, Laternen gleich glänzen. Richt. Trigla Lucerna, Linn. gen. 172. ſp. 5. Müllers Meerleuchte ſeiner Seehähne; Coryſtion 2. des Kleins; ſ. unſern Artikel, Helmfiſch, Th. IV. S. 761.

Laternenfiſch.

Laternenfiſch in Afrika, ſo groß, wie der Bonetto, Richter, nach den Samml. A. Reiſ. B. IV. S. 579. ſ. unſern Artikel, Bonitto, Th. I. S. 908.

Laternträger.

Fulgora Linn. So nennt man ein merkwürdiges Geſchlecht von Inſecten, welches in dem Linnäiſchen Syſtem in der zwoten Ordnung, nämlich unter den Inſecten mit halben Flügeldecken ſteht. Dieſes Geſchlecht unterſcheidet ſich von den übrigen vorzüglich durch die hervorragende Stirn, welche inwendig hohl, und ein trompetenartiger Fortſatz des Kopfes iſt. Dieſer hervorragende Fortſatz wird die Laterne genannt, weil er des Nachts einen überaus feurigen Schein von ſich giebt. Die Fühlhörner befinden ſich unterhalb der Augen mit zwey Gelenken, wovon das äußere kugelförmig und größer, als das andere iſt. Der Schnabel iſt gebogen, und die Füße ſind zum Schreiten geſchickt.

Der Ritter von Linné führet neun Arten von Laternträgern an, wovon nur eine einzige, nämlich die neunte Art, in Europa gefunden wird.

Die erſte Art, Fulgora laternaria Linn. iſt der große weſtindiſche oder amerikaniſche Laternträger, welcher oft eine Länge von fünf Zoll und darüber erreichet. Die ſogenannte Laterne, nämlich der hohle, blaſenartige, leuchtende Theil, welchen dieſes Inſect vorne am Kopfe führet, iſt ſo dick, und ſo lang, als der hintere Körper. An den Seiten iſt dieſe Laterne, deren Grundfarbe ins olivengelbe fällt, zackicht und mit rothen knopfförmigen Flecken beſetzet. Sonſt findet man auf dieſem Theile hin und wieder auch andere dunkle Streifen und Flecken. Der Hinterleib iſt ziemlich dick, und beſteht aus acht, größtentheils gelben Abſätzen, wovon jeder etliche große und kleine rothbraune Flecken führet.

ret. Der letzte, zum Theil auch der vorletzte Abſatz iſt weißlich, und ſieht ſo aus, als wenn er mit einem Schimmel überzogen wäre. Die ſechs Füße, womit dieſes Inſect verſehen iſt, haben eine blaſſe, ockergelbe Grundfarbe und braune Flecken. Die beyden Hinterfüße ſind nicht nur etwas länger, als die übrigen, ſondern auch an ihrem langen Mitteltheile breiter und an der äußern Seite mit ſägeförmigen Zacken beſetzet. Die Flügel ſind gelblicht und mit verſchiedenen braunrothen und andern Strichen und Flecken gezieret. Die Unterflügel ſind etwas kürzer, aber breiter und noch ſchöner gezeichnet, als die Oberflügel; denn ſie prangen gegen die Spitze zu mit einem großen, gelben Auge, welches äußerlich eine ungleich breite, dunkelbraune Einfaſſung hat, in der Mitten aber einen halb dunkelrothen und halb weißen, runden Flecken zeiget. Neben dieſem großen Flecken ſteht noch ein anderer, etwas kleinerer, von eben der Farbe, welcher aber, wegen der Falte, die hier der Flügel machet, nicht gleich in die Augen fällt. Zwiſchen den Vörderfüßen haben dieſe Thiere, deren Nahrung im Safte der Blumen beſtehen ſoll, einen Saugrüſſel. Das Licht, welches ſie bey Nacht von ſich geben, iſt ſo ſtark, daß man dabey leſen und ſchreiben kann. Die Amerikaner pflegen ſich daher ſolcher Laternträger, wenn ſie bey Nacht reiſen, ſtatt einer Fackel zu bedienen. Abbildungen von dieſem Inſecte findet man nicht nur in dem Werke der Frau Merianinn, ſondern auch im zweyten Theile der Röſeliſchen Inſectenbeluſtigungen.

Die übrigen Arten von Laternträgern, die man meiſtentheils in Amerika und in Aſien antrifft, ſind nicht ſo groß, als die itzt beſchriebene Art, von der ſie ſich auch theils durch die Farbe, theils durch die Geſtalt der Laterne unterſcheiden. Der chineſiſche Laternträger, Fulgora Candelaria Linn. von welcher Röſel ebenfalls im zweeten Theile ſeiner Inſectenbeluſtigungen eine ſchöne Abbildung liefert, hat eine rüſſelförmige, vorn etwas in die Höhe gekrümmte Laterne, welche von gelbbrauner Farbe und nicht ſo durchſichtig iſt, wie bey dem großen amerikaniſchen Laternträger. Der Körper iſt größtentheils rothbraun und mit ſchwarzbraunen Flecken gezeichnet. Die Oberflügel ſind ſchön grün, und mit gelben, auch weißen Flecken gezieret. Die Unterflügel haben eine pomeranzengelbe Farbe und an der Spitze eine breite, ganz ſchwarze Einfaſſung, welche gegen den Leib zu immer ſchmäler wird.

Der europäiſche Laternträger, Fulgora europaea Linn. der aber nur in etlichen ſüdlichen

Provinzen von Europa gefunden wird, hat eine kegelförmige Laterne, einen grünen Körper, rothe Füße und grünlichte Flügel, welche wie grünes Glas ausſehen.

Lates.

Latos, auch Luth, ingleichen Keſcherfiſch; ſ. dieſen unſern Artikel, Th. IV. S. 457.

Lathyrus.

Dieſer Name wird faſt durchgehends auch im Deutſchen beybehalten; ſonſt pfleget man auch dieſes Geſchlechte Platterbſe zu nennen; Herr Planer hat den Namen Kechern erwählet. Die ſchmetterlingsförmige Blume zeiget einen glockenförmigen Kelch mit fünf ſpitzigen Einſchnitten, davon der unterſte der längſte iſt und die beyden oberſten die kürzeſten ſind. Das Helmblättchen iſt groß, herzförmig, am Rande rückwärts und mit dem obern Theile unter einem geraden Winkel aufwärts gebogen; die beyden Flügel ſind kurz, länglicht, ſtumpf und mondförmig; das Kielblättchen iſt der Größe nach den Flügeln ähnlich und halbmondförmig. Neun Staubfäden ſind verwachſen; der zehnte ſteht einzeln. Der plattgedrückte, länglichte Fruchtkeim verlängert ſich in den platten, aufwärts gebogenen, oberwärts breiten, und am Ende ſpitzigen Griffel, welcher von der Mitte bis zum Ende mit Haaren beſetzet iſt, welche gleichſam den Staubweg vorſtellen. Die lange, walzenförmige oder platte, ſpitzig zulaufende Hülſe öffnet ſich mit zwo Klappen, und enthält viele walzen- oder kugelförmige, glatte, oder eckichte Saamen. Herr von Linné und die mehreſten neuern Schriftſteller haben vier Geſchlechter des Tourneforts in dieſem einzigen vereiniget; und da der Unterſchied derſelben nicht von der Blume und Frucht, ſondern nur von den Blättern entlehnet worden, müſſen wir denſelben billig beypflichten, und alle hier zugleich anführen; erinnern aber noch, wie die Geſchlechtskennzeichen der Erbſen, Piſum, von dem Lathyro wenig verſchieden ſeyn, und der Hauptunterſchied in dem Staubwege beſtehe, welcher bey den Erbſen auf dem obern Winkel des dreyeckichten Griffels als eine haarichte Beſetzung erſcheint. Herr von Linné führet ein und zwanzig Arten an, und bringt dieſe in drey Abtheilungen, nachdem der Blumenſtiel entweder einzelne, oder zwo und mehrere Blumen trägt. Alle Arten haben ſchwache äſtige Stängel, und die mehreſten verlangen eine Stütze, um ſich daran mit ihren Gäbelchen in die Höhe zu ziehen.

a) Lathyrus mit einzelnen Blumen.

1) Der blattloſe Lathyrus mit herzförmigen Blattanſätzen, Ackerplatterbſe, Aphaca Tourn. Lathyrus aphaca L. wächſt in Frankreich, Italien und der Schweiz unter dem Getraide. Die Wurzel iſt jährig. Die Blattanſätze ſind groß, breit, pfeil- oder herzförmig, die Gäbelchen aber gemeiniglich nackend, jedoch zuweilen mit einigen lanzetförmigen Blättchen, wie bey den übrigen Arten, beſetzet. Die kleinen gelben Blumen erſcheinen im Sommer, und der Blumenſtiel verlängert ſich in ein dünnes Fädchen. Wir ziehen ſolche jährlich im freyen Lande aus den Saamen ohne beſondere Wartung.

2) Der einfachblättrichte, oder gabelloſe Lathyrus, Niſſolia Tourn. Lathyrus niſſolia L. wächſt in Frankreich und der Schweiz; bey uns iſt die Wurzel jährig, der Stängel zwar ſchwach, doch erhält ſich ſolcher von ſelbſt aufgerichtet; die Blattanſätze ſind ganz klein und pfriemenartig, und die Blätter ſelbſt einfach, ſchmal und grasartig; die Gäbelchen fehlen ganz, und ſtatt der Blattanſätze ſieht man nur kleine Borſten. Die hochrothen Blumen erſcheinen im Junius. Wir erziehen ſolche, wie die vorige.

3) Der zweyblättrichte Lathyrus mit einfachen Gäbelchen, Syriſche Platterbſe, Lathyrus amphicarpus L. Dieſe jährige Pflanze wächſt in Syrien. Zwey Blätter ſitzen auf dem gemeinſchaftlichen Stiele, und dieſer verlängert ſich in ein einfaches Gäbelchen. Die Blumen ſind blaß purpurroth. Damit man um deſto gewiſſer reifen Saamen erhalte, kann man dieſen auf ein Miſtbeet ausſäen; man muß aber die Pflanzen daſelbſt ſtehen laſſen, indem dieſe und andere Arten Lathyrus das Verſetzen nicht füglich vertragen.

4) Der zweyblättrige Lathyrus mit gefurchter Hülſe, purpurrothe Platterbſe, Lathyrus Cicera L. Die jährige Pflanze wächſt in Spanien und kömmt mit der vorherſtehenden und nachfolgenden in den meiſten Stücken überein. Der Blattſtiel iſt ſeitwärts nicht häutig oder geflügelt, die Blattanſätze ſind breit, und die beyden Blättchen lanzetförmig, die Blumen roth, die Hülſen zuſammengedrücket, nicht merklich geflügelt, ſondern auf dem Rücken nur mit einer Furche durchzogen. Der Anbau erfordert keine Kunſt. Nach den Erfahrungen des Duvernoi erreget der häufige Gebrauch der Saamen eine Steifigkeit in den Gelenken der Füße mit einem Hinken. Und Dr. Hirzel bemerkete,

kete auf den Genuß derſelbigen, als Brod, bey einer ganzen Familie Lähmung der Knie.

5) Der zweyblätterichte Lathyrus mit doppelt geflügelter Hülſe, Kichern, deutſche Küchern, zahmer Platterbiß, Lathyrus ſatiuus Linn. wächſt auch in Spanien und Frankreich, und iſt gleichfalls jährig. Der Stängel iſt geflügelt; die Gäbelchen ſind gemeiniglich ungetheilt. Der gemeinſchaftliche Stiel trägt zwey, ſelten vier ſchmale, grasartige Blätter; die Blätteranſätze ſind ſo breit, als die Blättchen ſelbſt, auf- und unterwärts abgetheilet. Die Blumen ſind blau oder weiß, oder aus beyden gemiſchet; die Hülſen platt gedrückt und mit zween erhabenen Rändern verſehen. In Thüringen pfleget man ſelbige unter dem Namen Küchern auszuſäen und auf dem Felde zu erbauen. Aus den mehlichten Saamen pfleget man Brey zu kochen, auch in der Theurung Brod daraus zu backen.

b) Mit zweyblümichten Stielen.

6) Der zweyblätterichte, wohlriechende Lathyrus mit rauchen Hülſen, wohlriechende Platterbſe, ſpaniſche Wicke, Lathyrus odoratus Linn. wächſt in Sicilien, iſt jährig. Der Stängel ſteigt bis vier Fuß in die Höhe; jedes Blatt beſteht aus zwey großen länglichten, ſpitzigen Blättchen. Die platten Saamenhülſen ſind rauch. Die Blumenblätter ſind theils hellblau, theils roth, und man findet eine Spielart mit weißen und roſenrothen Blumen, welche die gemalte Frauenerbſe genannt wird. Die Blumen zeigen ſich den ganzen Sommer über, haben einen ſtarken, moſchusähnlichen, manchen Perſonen widrigen Geruch. Man erzieht ſolche ohne Kunſt aus dem Saamen, welcher auch bey uns zur Reife gelanget.

7) Der zweyblätterichte gelbe Lathyrus mit getheilten Blattanſätzen, Lathyrus hiſpanicus Riu. Lathyrus annuus L. Dieſe jährige Art wächſt in Spanien und Montpellier. Der geflügelte Stängel ſteigt fünf bis ſechs Fuß hoch; die Blattanſätze ſind geſpalten; die beyden Blättchen ſchwerdförmig, und die Saamenhülſen glatt; die blaßgelben Blumen ruhen auf langen Stielen. Die Vermehrung geſchieht leichtlich durch den Saamen.

8) Der zweyblätterichte, ſcharlachrothe Lathyrus mit mondförmigen Blattanſätzen; die ſcharlachrothe Wolfsbohne, Lathyrus tingitanus. Dieſes Sommergewächſe wächſt in Mauritanien. Der Stängel ſteigt vier bis fünf Fuß hoch; die Blattanſätze ſind mondförmig, und die beyden lanzetförmigen Blättchen ſtehen wechſelsweiſe an dem Stiele,

welcher ſich, wie bey den übrigen, in das Gäbelchen verlängert. Die hochrothen Blumen ſtehen auf kurzen Stielen. Man behandelt ſolche, wie die vorige.

9) Der vielblätterichte Lathyrus mit ausgezackten Blattanſätzen, Hühnerwicke, mauritaniſche Platterbſe, wächſt in Mauritanien und dem Morgenlande. Die Blattanſätze ſind gezahnet; viele Blättchen ſitzen an dem gemeinſchaftlichen gabelförmigen Stiele; das Fähnchen der Blume iſt roth, die Flügel aber ſind blau. Die mehlichten Saamen kann man zu Brey und zur Zeit der Theurung zum Brodbacken gebrauchen. Die Vermehrung geſchieht jährlich aus den Saamen.

c) Mit vielblümichten Stielen.

10) Der zweyblätterichte, rauchhülſige Lathyrus mit rauhen Saamen, die zotige Platterbſe, Lathyrus hirſutus Linn. wächſt in England und Frankreich unter dem Getraide. Bey uns iſt die Wurzel jährig. Der ſchwache, geflügelte Stängel ſteigt ohngefähr zween Fuß hoch; die Blattanſätze ſind ganz, auf- und unterwärts gerichtet; die Gäbelchen äſtig; die beyden Blättchen lanzetförmig; jeder Blumenſtiel trägt gemeiniglich drey, auch zuweilen nur zwey, oder auch nur eine purpurfarbige Blume, deren Fähnchen mit einer gelben Linie getheilet iſt. Die Saamenhülſe iſt haaricht, der Saame aber ganz rauh und ſcharf anzufühlen.

11) Der zweyblätterichte Lathyrus mit knollichter Wurzel, Lathyrus tuberoſus. ſ. Erdnuß.

12) Der zweyblätterichte gelbe Lathyrus mit ungetheilten Gäbelchen; gelbe Wicke, gelbe Vogel- oder Honigwicke, Wieſenkichern, Lathyrus pratenſis L. Dieſe, in der kriechenden Wurzel fortdauernde, Art wächſt bey uns in mancherley Grunde auf den Wieſen, Feldern, um die Wälder, in den Hecken und blühet häufig im Sommer. Die ſchwachen, viereckichten Stängel ſteigen bis ſechs Fuß hoch; die Blattanſätze ſind groß, völlig ganz und ſpondonförmig; die beyden Blättchen lanzetförmig, und die Gäbelchen gemeiniglich einfach, ohne Zweige, jedoch zuweilen in kleinere geſpalten. Alle Kelcheinſchnitte endigen ſich gleichſam mit einer Granne, der unterſte iſt der längſte und ſchmälſte. Die gelben, wohlriechenden Blumen zeigen ſich vom May bis in den Auguſt. Die Blumenſtiele ſind viereckicht. Die Pflanze iſt grün und getrocknet, ein gutes Futter für das Vieh, und verdienet auf trockenen Wieſen angepflanzet zu werden. Die Blumen werden von den Bienen häufig beſuchet.

13) Der ſchmale, zweyblätterichte Lathyrus mit geflügelten Stängeln; wilde Erve; Waldkichern; wilde Platterbſe, Lathyrus ſylueſtris Linn. wächſt um die Wälder, Hügel und Weinberge, an leimichten, trockenen Orten unter den Hecken und Dornſträuchern, und geht mit ſeiner dauernden Wurzel ſehr tief. Der geflügelte Stängel verbreitet ſich in viele aufſteigende Zweige. Die Blätter ſind ſchmal und lanzetförmig; die Gäbelchen äſtig; die Blattanſätze klein, ſchmal und ſpitzig; die Blumen roth und ſchön geadert. Dieſe Art unterſcheidet ſich von der folgenden vorzüglich durch die wenigen und kleinen Blumen und ſchmälern Blätter. Es ſchickt ſich dieſe Art, indem die Stängel acht und mehr Fuß hoch ſteigen, recht gut zu Beziehung der Lauberhütten. Sie ſoll den Schaafen ſchädlich ſeyn. Die Bienen achten ſolche auch weniger, als andere Arten.

14) Der breite zweyblätterichte Lathyrus mit geflügeltem Stängel; große breitblätterichte wilde Platterbſe, Lathyrus narbonenſis Riu. Lathyrus latifolius Linn. wird mit dem vorherſtehenden und zu einer Zeit in der Blüthe gefunden; die dauernde Wurzel geht ſehr tief in die Erde, und treibt viele dicke, äſtige, ſechs bis acht Schuh ſteigende, geflügelte Stängel. Die Blattanſätze ſind eyförmig zugeſpitzt; die beyden Blättchen groß, breit, lang und ſtumpf, die obern aber ſchmal und lanzetförmig. Die Blumenähre beſteht aus großen, röthlichen, wohlriechenden Blumen. Dieſe ſcheinen den Bienen nicht ſonderlich angenehm zu ſeyn.

15) Der vielblätterichte Lathyrus mit lanzetförmigen Blattanſätzen; Bruchwicke, Waſſerwicke, Lathyrus paluſtris, wächſt auf tiefen Wieſen. Die ausdauernde Wurzel treibt ſchwache, aber aufgerichtete, ohngefähr zween Fuß hohe, geflügelte Stängel. Gemeiniglich beſteht jedes Blatt aus ſechs lanzetförmigen und gleichſam mit einer Granne geendigten Blättchen, nach Art der gefiedert n; das Gäbelchen iſt äſtig. Im Sommer erſcheinen die wohlriechenden, purpurfarbenen oder blaurothen Blumen, welche den Bienen ſehr angenehm ſind. Bey dem kleinen Kelche ſind die drey obern Einſchnitte dreyeckicht und kurz, die beyden untern länger.

Von allen dieſen Arten verdienet No. 6. 12. und 14. in den Gärten einen Platz. Die beyden letztern dauern in der Wurzel, und können ſowohl dadurch, als den Saamen vermehret werden. Von der ſechſten Art empfiehlt Grotian die Ausſaat im Auguſt zu veranſtalten, und behauptet, daß die jungen Pflänzchen den Winter über keinen Schaden litten, und viel-

vielmehr größer würden, als die Frühlingspflanzen. Es iſt dieſes nach unſerer Erfahrung ſehr unſicher, und wir ziehen die Frühlingsſaat vor.

Lattenſtrauch.

Unter dieſem Namen verſtehen wir mit Herr Planern Aegiphila Linn. Die Pflanze hat Hr. Jacquin auf dem Eylande Martinique gefunden, und zuerſt beſchrieben. Die einfachen Blätter ſind geſtielt und ſtehen einander gegen über; die Blumenſträußer treiben ſowohl aus dem Winkel der Blätter, als den Enden der Zweige hervor. Der kleine, einblätterichte Kelch iſt mit vier Zähnen beſetzet; des Blumenblattes dünne, walzenförmige, aufgerichtete Röhre verbreitet ſich in vier Lappen, enthält vier Staubfäden und einen geſpaltenen Griffel. Die Frucht iſt eine rundliche, einfächerichte Beere, und enthält vier Saamen.

Lattich. S. Salat.

Lattucke. S. Salat.

Lava.

Laua. Unter dieſem Namen wird dasjenige Product verſtanden, welches als ein glühender Strom aus den feuerſpeyenden Bergen oft viele Meilen weit herausfließt, und nach dem Erkalten meiſtentheils eine Steinhärte erhält. Die Lava, wie Joh. Parcker in den Philoſophical. Transactions Vol. 47. Ao. 1753. p. 474. meldet, iſt eine aus Eiſen, Spießglas, Schwefel und Salzen zuſammengeſchmolzene Maſſe. Wilhelm Hamilton, ſ. deſſen Beobachtung über den Veſuv, Berlin 1773. beſchreibt die mancherley Veränderungen und die Ausbrüche des Veſuvs, ſo er ſelbſt wahrgenommen, und ſaget von der Lava, daß ſie des Nachts das Anſehen eines in Fluß gebrachten Metalls gehabt, bey Tage hingegen nicht wie Feuer ausgeſehen, ihren Lauf aber ein dicker, weißer Rauch bezeichnet habe. Er meldet auch, daß die Lava bisweilen in zween, drey und bisweilen mehrern Ströhmen gefloſſen, ihre Hitze aber ſo groß geweſen, daß ſie ihm nicht geſtattet habe, dem Strohme näher als zehen Fuß weit zu kommen. Ohngeachtet die Lava ſo flüßig wie Waſſer geſchienen, ſey ſie doch ſo dick geweſen, daß ſie dem Eindrucke eines langen Stabes beynahe widerſtanden. Große Steine, ſo er hineingeworfen, ſind nicht untergeſunken, ſondern haben nur einen leichten Eindruck gemachet, ſind auf der Oberfläche fortgeſchwummen, und in kurzer Zeit außer dem Geſichte geführet worden. Der Strohm der Lava, ſo er damals wahrgenommen, iſt der Dicke ohnerachtet, ſehr ſchnell gefloſſen,

floſſen, an ſeiner Quelle ohngefähr zehen Fuß breit geweſen, bald hernach aber noch breiter geworden, und hat ſich in drey Flüſſe zertheilt, welche durch ihre Hitze die Kohlen der alten zwiſchen inne liegenden Lava entzündet haben, ſo, daß die ganze Gegend des Nachts das Anſehen eines ununterbrochenen Feuerſees gehabt, welcher vier engliſche Meilen lang und zwo Meilen breit geweſen. Am äußerſten Ende ihres Laufs von der Quelle an hat die Lava nicht flüßig geſchienen, ſondern iſt einem Haufen glühender Kohlen ähnlich geweſen, welcher einen Wall ausgemachet, der an einigen Orten zehen bis zwölf Fuß hoch geweſen, alsdenn ſich vom Gipfel überwälzet und bald einen andern Wall gebildet hat, doch iſt dieſe Art des Vorrückens ſehr langſam gegangen, und binnen einer Stunde nur ohngefähr dreyßig Fuß weit fortgegangen. Die Lava, welche im Jahre 1765. aus dem Berge Aetna gefloſſen, iſt, nach Hamiltons Berichte, in zween Flüſſen hervor gebrochen, welche wenigſtens ſechs engliſche Meilen lang und eine Meile breit geweſen.

Die Beſchaffenheit der Lava iſt, wie Hamilton anzeiget, verſchieden. Meiſtentheils iſt ſie eine vitrificirte Maſſe, doch eine mehr, als die andere; es hat aber auch derſelbe eine Lava geſehen, welche mehlicht geweſen. Wir beſitzen ein Stück, das wie ein ſchwarzgrauer Stein ſieht und auch dergleichen Härte hat. So viel iſt gewiß, daß die Lava nicht allezeit von einerley Beſchaffenheit iſt; welches daher kömmt, weil die Materien, welche bey dem Ausbruche des Veſuvs in Bewegung kommen, manchmal mehr erdicht, zu einer andern Zeit mehr ſaliniſch, oder ſchweflicht, oder metalliſch ſeyn können.

Lavaret.

Lavaretus, zu Conſtanz, Adelfiſch, Gangfiſch; franz. Lavaret, Lavaron; eine edle Albel oder Adelfiſch des Gesners, S. 187. a. Salmo Lavaretus, Linn. gen. 178. ſp. 15. und Trutta edentula, 2. des Kleins; ſ. unſern Artikel, Forelle, Th. III. S. 179. und Gangfiſch, Th. III. S. 268.

Lavaronus.

Lavaronus mit einem dicken Kopfe, weißen Fleiſche, und Silberſchuppen, im Mittelmeere, Richter. Nach dem Chomel ein Seefiſch, dem Lavaret, Alſe oder Aloſe, ziemlich gleich; von einem weißen, leichten, wohlſchmeckenden und gut zu verdauenden Fleiſche; er ſoll ein flüchtiges Salz und Oel haben, und ſeine zwey Steinchen aus dem Kopfe, gepülvert eröffnen, und Grieß und Sand beſonders abführen.

Lavatera.

Dieſen Geſchlechtsnamen hat Tournefort dem Andenken eines Zürchiſchen Arztes und ſeines Freundes gewidmet; auch iſt ſolcher von andern Schriftſtellern beybehalten worden, obgleich dieſer Lavater weder durch Schriften, noch auf eine andere Art ſich bekannt gemachet. Es iſt dieſes Geſchlecht aus der Familie der Malven oder Pappelpflanzen, und zeiget in der Blume einen doppelten, ſtehenbleibenden Kelch, davon der äußerliche bis zur Hälfte in drey ſtumpfe, der innerliche in fünf ſpitzige Einſchnitte getheilet iſt; ferner fünf große, ausgebreitete, herzförmige, unterwärts mit einander vereinigte Blumenblätter; viele unterwärts unter einander in eine Scheide verwachſene und oberwärts wieder abgeſonderte Staubfäden mit nierenförmigen Staubbeuteln, und einen kurzen Griffel, welcher ſich in viele Staubwege verbreitet. Die Frucht beſteht aus vielen, zirkelförmig um den Fruchthalter und neben einander geſtellten Behältniſſen, welche ſich einwärts öffnen, und einen nierenförmigen Saamen enthalten. Ueber der Fruchtſcheibe ſteht in der einen Art ein Teller oder Schild, wodurch jene ganz bedecket wird. Und dieſes hat auch Tournefort als das Hauptkeñzeichen dieſes Geſchlechts angenommen, und Herr Ludwig und andere ſind demſelben darinnen gefolget; Herr von Linné aber hat auf dieſen beſondern Umſtand nicht acht gegeben, ſondern bey dieſem, wie bey vielen andern Malvengeſchlechtern, das Unterſcheidungsmerkmal von dem Kelche hergenommen, mithin verſchiedene andere Pflanzen, und alle diejenigen, welche an dem äußerlichen einblätterichten Kelche drey Einſchnitte zeigen, in dieſem Geſchlechte vereiniget. Da die eigentliche Pappel, Malua, auch zween Kelche hat, und der äußerliche aus drey Blättchen beſteht, möchte es zuweilen zweifelhaft ſcheinen, ob dieſer Kelch aus drey Blättchen oder nur drey Einſchnitten beſtehe, und ob die Pflanze zur Lavatere oder Malve gehöre. Es wäre daher wohl am beſten, nur eine Lavatere anzunehmen, und die übrigen vom Herrn von Linné angeführten neun Arten mit der Malve zu vereinigen. Doch folgen wir dem Herrn von Linné und erwähnen die bekannteſten.

1) Die jährige ſchildtragende Lavatera, ſyriſche Lavatera, Lauatera trimeſtris Linn. wächſt in Syrien, Spanien und Sicilien. Die fäſerichte Wurzel treibt einen rauhen, ohngefähr zween Fuß hohen, ſchwachen und in Aeſte verbreiteten Stängel. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe. Am Blattſtiele ſitzen zween Blattanſätze, welche

welche aber zeitig abfallen. Die Blätter ſind haaricht, und die untern rundlich, ganz, nur am Rande gekerbet, die obern aber in drey auch fünf ſpitzige, eingekerbte Lappen abgetheilet; die oberſten wieder ganz, aber lanzetförmig. Aus dem Winkel der oberſten treiben lange, nackende, aufrechtſtehende, einblümige Stiele. Der äußerliche Kelch zeiget drey zuſammengezogene, kielförmige, hinterwärts eingekerbte Einſchnitte, mit drey abwechſelnd geſtellten, gefaltenen Anſätzen. Die Blumenblätter ſind anſehnlich groß, und entweder blaßroth oder weiß. Dieſer Unterſchied erhält ſich auch meiſtentheils im Saamen, doch iſt die weiße nur eine Spielart von der rothen. Die Saamenbehältniſſe bedecket der ſchildförmige Teller. In unſern Gärten treiben die Blumen bis ſpät in den Herbſt, und man kann das Wachsthum dieſer Pflanze nicht auf Monathe ſetzen, wie der Beyname des Herrn von Linne' angiebt. Sie brauchet keine beſondere Wartung, und giebt reichlich reife Saamen.

2) Die beſtändige, thüringiſche Lavatera mit eingeſchnittenem Blumenkelche; die unächte große thüringiſche Althäenſtaude, Lauatera thuringica Linn. wächſt in Oeſterreich, Böhmen und Thüringen. Sie iſt ſehr dauerhaft, vermehret ſich ſtark und blühet im Sommer häufig und lange. Die Wurzel treibt jährlich wollichte Stängel, ohngefähr von ſechs Fuß Höhe. Die Blätter ſind lang geſtielt, und die untern rundlich oder herzförmig, die obern aber in Lappen abgetheilet. Die großen purpurrothen Blumen ſtehen in dem Winkel der obern Blätter. Der Kelch iſt eingeſchnitten. Bey dieſer und den folgenden Arten fehlet bey der Frucht der ſchildförmige Teller. Im Garten kann man ſolche ohne Kunſt unterhalten, und aus dem Saamen am beſten vermehren.

3) Die baumartige rundblätterichte Lavatera, der unächte ſtaudichte rundblätterichte venetiſche Meeribiſch, Lauatera arborea L. Zwiſchen Piſa und Livorno wächſt dieſe Art wild. Der Stamm iſt zwar krautartig, aber ſtark und dicke, und machet oben eine ſchöne große Crone. Die geſtielten Blätter ſind weich und haaricht, rundlich, jedoch in ſieben ſtumpfe, gefaltene Lappen abgetheilet. Jeder Blumenſtiel trägt zwar nur eine purpurrothe Blume, viele aber ſtehen bey einander an dem Blattwinkel. Die Pflanze iſt wegen der Blätter immer grün; da aber die Blumen nicht groß ſind, iſt das Anſehen nicht ſonderlich, doch unterhält man ſolche in den Gärten, erzieht ſie aus Saa-

men, ſetzet die Stöcke, welche ſchnell in die Höhe wachſen, in Töpfe, und dieſe den Winter über in ein gemeines Glashaus. Es dauern ſelbige gemeiniglich nur zwey oder drey Jahr aus.

4) Die baumartige glänzende Lavatere, Lauatera micans L. wächſt in Spanien und Portugall. Der baumartige Stamm verbreitet ſich oberwärts in Aeſte, an welche immergrünende, wollichte, oberwärts mit glänzenden Flecken bezeichnete, und in ſieben ſpitzige, eingekerbte und gefaltene Lappen abgetheilte Blätter ſtehen. Die Blumenſträußer treiben aus dem Ende der Aeſte.

5) Die ſtrauchartige ſpitzblätterichte Lavatere mit einfachen Blumenſtielen, unächter ſtaudichter Ibiſch mit zugeſpitzten Blättern und kleinen Blumen, Lauatera olbia L. Das Eyland Olbia in der Provence iſt ihr Vaterland. Es iſt ein ſchwacher, aber hoher, immergrünender Strauch, deſſen weißgraue Blätter ſpondonförmig und in fünf Lappen abgetheilet ſind. Die kleinen, glänzenden, purpurrothen Blumen ſtehen einzeln auf kurzen Stielen. Die Blüthe dauret lange, und die Wartung dieſer, und der vorhergehenden, kommt mit der dritten Art überein.

Laub. S. Blatt.

Lauben.

Laubanum, eine Art von Weißfiſchen im Otterſee; werden in einem Striche zu tauſenden auf einem Striche gefangen, weil ſie nämlich ſo einen ſtarken Geruch haben, daß ſie den Köder, ob ſie ſchon im tiefſten Winkel ſtecken, ſtracks riechen, und haufenweiſe zur Angel kommen. Richter, nach des Steinbocks Fiſcherey, S. 211.

Laubenſtrauch.

Dieſer Name wird der Pergularia L. von Herr Planern beygeleget. Dieſes neuerlich beſtimmte Geſchlecht hat mit der Hundswinde viele Aehnlichkeit. Der ſtehenbleibende Kelch iſt fünffach eingeſchnitten. Das präſentirtellerförmige Blumenblatt zeiget eine walzenförmige Röhre, und einen in fünf Lappen abgetheilten Rand. Die fünf Honigbehältniſſe ſind halb pfeilförmig, und laufen in eine krumme Spitze aus. Die fünf Staubbeutel ſitzen auf dem abgeſtutzten Staubwege, welcher unter ſich keinen Griffel zeiget. Herr von Linné führet zwo Arten an; als den glatten und filzichten Laubenſtrauch, Pergularia glabra und tomentoſa. Beyde winden ſich um alle nahſtehende Körper, und die Blume der erſten, welche in Oſtindien wächſt, ſoll nach Empfindung der Europäer einen

einen äußerſt widrigen, den Indianern aber angenehmen Geruch von ſich geben, und daher von dieſen zu Laubenhütten gepflanzet werden. Aus den Blättern und Zweigen tröpfelt ein gelber zäher Saft.

Laubfroſch. S. Froſch.

Laubhahn.

Vrogallus minor, ſo heißt der bekannte Birkhahn, deſſen oben bereits gedacht iſt.

Laubholz. S. Baum.

Lauch.

Porrum. Von dieſem Geſchlechte, in wie ferne es von dem Knoblauch und der Zwiebel verſchieden, jedoch aber nicht füglich beſonders beyzubehalten, ſondern vielmehr mit dieſen zu vereinigen ſey, und von den Geſchlechtskennzeichen überhaupt, haben wir unter dem Worte Knoblauch ausführlich gehandelt. Hier beſchreiben wir nur diejenigen Arten, welche wir ehedem unter obigen Namen angeführet und von uns bey den Knoblauchsarten nur dem Namen nach angemerket haben. Dieſe ſind.

1) Der hohlblättrichte Lauch, Schnittlauch, Schnittling, Hollauch, Bryßlauch, der mit röhrenförmigen Blättern und Stängeln begabte Knoblauch, Porrum ſectiuum, Allium ſchoenopraſum L. Es iſt urſprünglich eine Alpenpflanze, und wird in der Schweiz, Sibirien und Oeland reichlich wachſend angetroffen. Die länglichte Zwiebel treibt viele walzenförmige, hohle Blätter und Stängel, welche einander ganz ähnlich und ohngefähr einen Fuß hoch ſind. Die Blumenſcheide iſt weißlich, mit röthlichten Adern durchzogen, kurz und ſpaltet ſich von einander. Die Blumen ſtellen ein doldenförmiges Köpfchen vor, und ſind aufwärts gerichtet. Die Blumenblätter ſind eyförmig, zugeſpitzet, blaß purpurfärbig, in der Mitte der Länge nach mit einer dunklern Linie bezeichnet, in zwo Reihen geſtellet, und unterwärts faſt mit einander verwachſen. Die ſechs Staubfäden ſind unterwärts mit den Blumenblättern und unter ſich ſelbſt verwachſen, und endigen ſich nur mit einer Spitze. Die Frucht iſt länglicht, ſtumpf, und aus drey rundlichten Klappen zuſammengeſetzet; die Saamen ſind eckicht und ſchwarz. Der ſtarke und beſondere Geruch machet die Pflanze leicht kenntlich, und wo dieſelbe auf den Wieſen, wie in der Schweiz, häufig wächſt, erhält Milch und Butter einen unangenehmen Geſchmack. Man findet hiervon in den Gärten eine größere Art, welche unter dem Namen

men Cepa fiſſilis oder Cepa ſectilis maior, auch Ciboule vorkommt, welches aber nur eine Spielart iſt.

2) Grasblättrichter Lauch mit feſter Wurzel, der grasblättrige kugelförmige Knoblauch mit der feſten Seitenwurzel, Allium ampeloprasum L. Dieſe Art ſtammet aus dem Morgenlande her. Die kugelförmige, dichte, fleiſchichte Zwiebel treibt unterwärts neue, um einander ſtehende, kleinere. Der Stängel erreichet drey Fuß Höhe, und iſt unterwärts mit blaulicht angelaufenen, ſaftigen, flachen, grasartigen, und der Länge nach in der Mitte gefurchten Blättern beſetzet. Die Blumenſcheide iſt einblättricht, kurz, kegelförmig, und fällt zeitig ab. Die Blüthdolde iſt faſt kugelförmig. Die Blumenſtiele ſind lang und purpurfärbig. Die Blumenblätter weißlich, und die innerlich geſtellten breiter und rundlicher als die äußerlichen, welche rückwärts mit einer rauch anzufühlenden Linie bezeichnet. Von den Staubfäden ſind die drey äußerlich geſtellten viel breiter als die drey übrigen und oberwärts dreyfach geſpalten; die beyden äußerlichen Spitzen endigen ſich gleichſam in eine Granne, auf der mittlern ſitzt der Staubbeutel. Der Geruch iſt wie bey der erſten Art, doch ſoll das Rindvieh davon freſſen, ohne daß die Milch dadurch verändert werde.

3) Grasblättrichter Lauch mit häutiger Wurzel, Aſchlauch, zahmer Lauch, Porre, grasblättrichter kugelförmiger Knoblauch mit der häutigen Wurzel, Allium Porrum L. Der eigentliche Geburtsort iſt unbekannt, und vielleicht iſt dieſe Art aus der vorherſtehenden entſtanden. Die bäuchichte Zwiebel treibt unterwärts Wurzelfäſerchen, und beſteht aus vielen, weißen, glatten, über einander liegenden Häuten; aus der Mitte derſelben entſpringt der unterwärts mit grasartigen Blättern beſetzte, vier bis ſechs Fuß hohe Stängel. Die Blüthdolde ſtellet eine große Kugel vor. Die Blumenſtiele ſind purpurfärbig, und die Blumenblätter blaß purpurfärbig, in der Mitte mit einer dunkeln Linie durchzogen, und rückwärts mit einer rauch anzufühlenden Linie bezeichnet. Die Staubfäden ſind wie bey der vorigen Art beſchaffen.

Die letzte Art iſt bey uns ſonderlich, doch mehr in der Küche, als Apotheke gebräuchlich. Viele wollen ihren Gebrauch, als ſchädlich, verwerfen; Geoffroi aber und andere haben bey ſolchen Perſonen, welche den Lauch häufig geſpeiſet, außer Blähungen, keine ſchlimme Wirkungen bemerken können. Es zertheilet der Lauch vermittelſt ſeines ſcharfen und

flüchtigen

flüchtigen Salzes, die zähen, ſchleimichten Feuchtigkeiten, und vermehret ſonderlich den Abgang des Urins. Der Trank von der abgekochten Wurzel ſoll den Blaſenſtein zermalmen, wie Lobs verſichert. Hippocrates lobet ſolchen bey den Krankheiten des weiblichen Geſchlechts, und wenn dieſe von ſchleimichten Säften abſtammen, kann man demſelben billig Beyfall geben. Einige bedienen ſich des Lauchſyrups bey Steckflüſſen und andern ſchleimichten Zufällen der Bruſt.

Die erſte Art iſt viel wirkſamer, und ſoll den Kräften nach mit der gemeinen Zwiebel übereinkommen. Sie iſt auch leichter als die übrigen zu erziehen, und kann im Frühjahre und Herbſte durch Zertheilung der Wurzel vermehret werden. Es nimmt ſolche faſt mit jedem Orte im Garten vorlieb. Sie kann an einem Orte etliche Jahre ſtehen bleiben, ehe man eine Umpflanzung vornehmen darf, doch iſt es beſſer, ſolche alle zwey Jahre umzuſetzen. Es bleibt dieſer Lauch Winter und Sommer über an einem Orte ſtehen, erfriert niemals, und die Wurzeln verderben nicht, außer, wenn ſie gar zu lange an einem Orte geſtanden, und durch die häufig angeſetzte Brut gleichſam erſticket wird. Man kann damit die Gartenbeete einfaſſen, und wenn man Blätter und Stängel zuweilen abſchneidet, iſt dieſe Einfaſſung ſchöner als von Buchsbaum; unterläßt man aber das Verſchneiden, und die Blätter wachſen zu hoch, werden ſolche von Wind und Regen aus einander getrieben, und erhalten ein verwirrtes Anſehen. Das Abſchneiden aber ſoll nicht bey regnichtem Wetter geſchehen, weil das Waſſer in die abgeſchnittenen Stängel und Blätter eindringt, und ſelbige gelb machet. Die Vermehrung mit Saamen iſt ganz unnöthig.

Die beyden letzten Arten kommen in den Gartenbüchern unter den Namen des ſpaniſchen, oder italiäniſchen, oder franzöſiſchen Lauchs vor. Auch pfleget man ſolche, weil die großen Zwiebeln die Kochtöpfe leicht ausfüllen, Aſch- oder Topflauch zu nennen. Man unterſcheidet die Sommer- und Winterart. Die erſte iſt weichlich und verdirbet zur Winterszeit gemeiniglich im Lande; des andern Wurzel dauert auch den Winter über im freyen Lande aus. Dieſe treibt auch ſtärkere Zwiebeln als jene. Man ſäet beyde Sorten zu einerley Zeit, nämlich aufs Miſtbeet im März, ins freye Land aber im April. Im Juni werden die Pflanzen in wohl gegrabene und mit kurzem Miſte gedüngte Beete, etwan neun bis zehn Zoll von einander, mit dem Pflanzholze verſetzet, zuvor

vor aber an Kraut und Wurzeln etwas verſchnitten, und gleich nach dem Pflanzen begoſſen. Der Winterporre leidet von der Kälte keinen Schaden, und kann bis zum Frühjahre ſtehen bleiben. Wenn man aber im Winter davon Gebrauch machen will, ſo kann man die Bollen gegen den Winter ausheben, auf ein Beet zuſammen einſchlagen, und mit Stroh oder auf andere Art bedecken, und zu beliebiger Zeit herausnehmen. Man kann ſolche auch im Keller in friſche Erde oder friſchen Sand dicht an einander einſetzen. Der Sommerporre iſt der gemeinſte, und da dieſer im Winter leicht Schaden nimmt, pfleget man im ſpäten Herbſte die Zwiebeln auszugraben, auf einem Beete reihenweiſe einzuſchlagen, und gehörig zu bedecken, oder auch im Keller zu unterhalten. Die Vermehrung geſchieht durch Saamen, und da dieſer bey uns ſelten zur gehörigen Reife gelanget, pfleget man ſelbigen aus Italien zu verſchreiben; bey den Kaufleuten iſt ſolcher um wohlfeilen Preiß zu haben.

Lauchdiſtel.

S. Mannstreu.

Lauche.

S. Grenzbaum.

Lavendel.

Lavendel oder Levendel, Lauandula. Den eyförmigen Kelch umgiebt ein beſonderes Deckblatt, und iſt am Rande faſt unmerklich eingekerbet. Des Blumenblattes Röhre iſt länger als der Kelch, und theilet ſich in zwo Lippen, davon die obere aufwärts gerichtet, groß und zweyſpaltig, die untere aber in drey faſt gleiche, rundlichte Lappen zerſchnitten iſt. Die vier Staubfäden liegen in der Blumenröhre, deren zween etwas kürzer, als die beyden andern ſind. Der Griffel erreichet auch nur die Länge der Blumenröhre, und trägt zween ſtumpfe, gegen einander gerichtete Staubwege. Nach dem Verblühen zieht ſich der Rand des Kelches zuſammen, und enthält vier eyförmige Saamen. Die Blumen ſtellen eine Aehre vor. Das Geſchlecht, welches Tournefort Stoechas genannt, kömmt in Anſehung der Blume und Frucht völlig mit dem Lavendel überein; nur die Blüthähre ſcheint mehr wirtelförmig zuſammen geſetzet zu ſeyn, und über derſelben ſitzt eine blättrichte gefärbte Crone; daher die neuern Schriftſteller beyde Geſchlechter billig vereiniget haben. Wir betrachten jedoch hier nur die eigentlichen Lavendelarten und werden die übrigen unter Stoechas anführen.

1) Der ganzblättrichte Lavendel, Lauandula ſpica Linn. Man unterſcheidet zwar die große

ſte oder breitblätterichte Art, und nennet dieſe Spicke, oder Spicanardo, und die kleine oder ſchmalblätterichte, und nennet dieſe eigentlich Lavendel. Dieſer Unterſchied aber ſcheint nicht beſtändig zu ſeyn. Der verſchiedene Geburtsort, und ein beſſeres oder ſchlechteres Erdreich wird die Größe der Stöcke und der Blätter verändern; daher die neuern Schriftſteller dieſe nur für Spielarten annehmen. Beyde Gattungen wachſen in Italien, Languedoc, in der Provence. Die holzichte, fäſerichte Wurzel treibt holzichte, zween auch drey Fuß hohe, und in viele dünne, viereckichte Zweige abgetheilte Stängel. Die untern dicht bey einander ſtehenden Blätter halten faſt keine Ordnung; die obern aber ſtehen einander gegenüber, ſind etwa einen halben Zoll breit, und zween oder drey Zoll lang, lanzetförmig, völlig ganz, am Rande gemeiniglich rückwärts geſchlagen, und weißlicht überzogen. Die bläulichten Blumen ſtehen wirtelförmig um die Enden der größtentheils nackenden Zweige; da aber die Wirtel, zumal die obern, dichte bey einander ſtehen, ſind die Blumen mehr ährenweiſe geſtellet. Bey der großblätterichten ſind die Blätter länger, breiter und weißer, aber an den Stängeln und Zweigen nicht ſo zahlreich, wie bey der ſchmalblätterichten. Auch ſind die Blumenähren und die Stiele länger, die Blumen ſelbſt kleiner, ihr Geruch aber ſowohl, als der ganzen Pflanze ſtärker, als bey der kleinblätterichten Sorte. Die Blumen ſind bisweilen in beyden Sorten weiß.

Der Lavendel beſitzt ſowohl in den Blättern als Blumen, doch vorzüglich in dieſen, salzicht öhlichte, gewürzhafte, ſcharfe, und flüchtige Theile, und kann billig für ein nervenſtärkendes Mittel angenommen werden. Durch den Reiz, welchen die nervichten Faſern davon empfinden, wird die geſchwächte Kraft derſelben wieder hergeſtellet, und die zähe Beſchaffenheit der Säfte verbeſſert; daher man ſolchen vorzüglich bey Krankheiten, welche die Sinnen und Bewegung betreffen, als beym Schlage, der Lähmung, Krampf, Schwindel, Schlafſucht und dergleichen, zu gebrauchen pfleget. Man empfiehlt ſolchen auch in andern Krankheiten, welche von einer Schwäche der feſten Theile entſtanden, ingleichen als ein ſchmerzſtillendes Mittel bey den Schmerzen der Kindbetterinn; auch will man angemerket haben, daß ſolcher gekauet, vielen Speichel herbeylocke. So nützlich aber der Lavendel iſt, ſo kann doch der unrechte und allzuhäufige Gebrauch leicht ſchädlich ſeyn, indem ſolcher, wie andere Gewür-

ze, die feſten Theile zu ſehr reizen, und das Blut in Wallung und Hitze ſetzen kann; es iſt auch die Wirkung nach dem verſchiedenen Gebrauche und der Zubereitung des Lavendels merklich unterſchieden, und bald ſchwächer, bald ſtärker. Man bedienet ſich ſelten der Blätter, und erwählet gemeiniglich die Blüthe. Dieſe aber ſoll man ganz nehmen, indem der Kelch mehr wirkſame Theile enthält als das Blumenblatt. Dieſe pfleget man zum äußerlichen Gebrauche aufzubehalten, mit andern ſchicklichen Sachen zu vermiſchen, und als Räucherpulver zu gebrauchen; verfertiget aber auch daraus ein abgezogenes Waſſer und weſentliches Oel, und bedienet ſich beydes ſowohl äußerlich als innerlich; vorzüglich wird itziger Zeit mit dem Lavendelwaſſer, oder Lavendelgeiſte, L'eau de Levande ein ſtarker Handel getrieben. Das weſentliche abgezogene, oder Spicköl wird in Frankreich zu Montpellier, und an andern Oertern, wo die Spicke häufig wild wächſt, in großer Menge bereitet; da aber ſolches wohlfeil iſt, kann man leicht vermuthen, daß ſelbiges gemeiniglich verfälſchet ſey. Die Verfälſchung kann mit Weingeiſt, oder Terpentinöl geſchehen. Den erſten Betrug erkennet man, wenn das Waſſer, womit man dieſes Oel vermiſchet, anfangs milchfärbig wird, und ſich endlich eine wenigere Menge Oel, als man damit vermiſchet, auf der Oberfläche des Waſſers zeiget, indem der dabey gemiſchte Weingeiſt ſich mit dem Waſſer vereiniget hat. Reines, oder mit Weingeiſt vermiſchtes Oel giebt, wenn es in einem Löffel angezündet wird, eine blaſſe bläulichte Flamme, ohne ſonderlichen Rauch, und hinterläßt nur etwas weniges, ſo einem Firniß ähnlich iſt, hingegen das mit Terpentinöl verfälſchte giebt einen dicken ſchwarzen Rauch von ſich und hinterläßt mehr Firniß, oder ſchwarzes pechartiges Weſen. Das, ſonderlich mit Terpentin verfälſchte tauget zum Arzneygebrauch gar nicht, kann aber zur Bereitung der Firniſſe, und zum Emailliren genutzet, und Sandarack, Bernſtein, Copal, und andere dergleichen Harze damit aufgelöſet werden. Das unverfälſchte Spicköl wird mit verſchiedenen Salben, Pflaſtern und Balſamen vermiſchet, auch ein beſonderer Lavendelbalſam daraus bereitet, und dieſe alle bey Schlagflüſſen und andern Krankheiten des Hauptes, auch des Magens angerühmet. Mit dem abgezogenen Waſſer pfleget man das Haupt, auch die Gegend des Magens äußerlich zu waſchen, und Herr Cohauſen verſichert, wie bey einem ſehr ſchwachen Magen das

Waſchen mit Wein, worinn Lavendelblumen geweichet worden, den beſten Nutzen geleiſtet. Die Roßärzte gebrauchen das Lavendelöl bey verſchiedenen Krankheiten der Pferde, und die Parfumeurs zu Verfertigung verſchiedener wohlriechender Sachen, als Seife, Pomade und dergl. Motten, Läuſe und andere Inſecten fliehen vor dem Geruch dieſes Oels; deswegen auch dergleichen Pomaden nützlich ſeyn können. Löſchpapier mit dieſem Oele beſtrichen und auf den Kopf, oder auf andere Theile des Körpers geleget, ſoll die Läuſe tödten. Aus dem breitblätterichten Lavendel erhält man mehr Oel, als aus dem ſchmalblätterichten; es ſoll auch jenes ſchwerer und hitziger, als dieſes ſeyn, wie Hr. Cartheuſer angemerket.

Die Erziehung und Wartung des Lavendels erfordert keine ſonderliche Kunſt. Wenn man alte Stöcke im Garten hat, kann man ſelbige im Frühlinge oder gegen den Herbſt ausgraben und alſo von einander theilen, daß an jedem Stocke einige Wurzelfaſern bleiben, und dieſe, wenn ſie oben und unten etwas verſtutzet worden, ſofort wieder einſetzen. Man könnte auch die Vermehrung durch Saamen unternehmen; doch wird dieſer bey uns ſelten völlig reif, und die daraus erzeugten jungen Stöcke dauern den Winter über nicht ſo gut, als die ältern, welche die Winterkälte ziemlich vertragen, doch, wenn dieſe ſehr ſtrenge iſt, auch davon verderben, welches um deſto eher geſchieht, je länger die Stöcke an einem Orte geſtanden und nicht verſetzet worden. Man pfleget mit dem Lavendel die Gänge und Rabatten einzufaſſen, und damit ſolcher nicht zu dicke und hoch wachſe, jährlich im Auguſtmonathe mit der Scheere zu beſchneiden.

Man findet in den botaniſchen Gärten einen Lavendelſtrauch mit großen breiten Blättern, welcher aber niemals blühet, Lauendula ſterilis, oder von florida. Es iſt dieſes eine Abweichung von der Spicke, oder dem breitblätterichten Lavendel. Seine Blätter ſind grüner, breiter, kürzer und ſtumpfer, als bey dem gemeinen Gartenlavendel. Der Stamm wird drey bis vier Fuß hoch und wohl Armes dicke. Er dauert wohl zwanzig bis dreyßig Jahre und treibt niemals Blüthen. Wenn ſolcher aber verpflanzet wird, treibt er zuweilen geile Zweige, welche dem großen Gartenlavendel ähnlich ſind; und wenn man von dieſen Zweigen neue Pflanzen erzieht, ſo erhält man zuweilen Blüthe. Man muß dieſen Strauch den Winter ins Glashaus ſetzen. Eine andere, aber wahre Art iſt:

2) Der gefiederte Lavendel, Lavendel mit zerſchnittenen Blättern, Lauendula multifida Linn.

Linn. Dieſer wächſt in Andaluſien und iſt ein Sommergewächſe. Die fäſerichte Wurzel treibt einen wollichten, ohngefähr einen Fuß hohen und mit wenig Zweigen beſetzten Stängel, woran einander gegen über doppelt gefiederte und weißbeſtaubte Blätter, und an dem nackenden Obertheile dichte Blumenähren ſitzen. Die Blumen erſcheinen im Heumonathe und ſind gemeiniglich blau, zuweilen auch weiß. Weil man dieſe Art allein durch den Saamen fortpflanzen kann, halten wir einige Stöckchen im Scherbel, und ſetzen dieſe gegen den Herbſt hinter die Fenſter des Glashauſes. Die Saamen ſäet man im Frühjahre zeitig auf das Miſtbeet; zuweilen erwachſen auch von den ausgefallenen Saamen junge Pflanzen. Das Anſehen dieſer Art iſt zwar ſchöner als der erſtern, ihr Geruch aber viel ſchwächer; daher ſie nur zur Zierde unterhalten wird.

Lavendel, wilder, oder Berg- S. Poley.

Lavendelgras.
S. Rüchgras.

Lauer. S. Wein.

Laufkameel.

So nennt man, wegen ihrer Geſchwindigkeit, diejenigen Kameele, bey denen man nur einen Höcker antrifft, wie bereits im vierten Theile unſers neuen Schauplatzes, unter dem Artikel Kameel, S. 355. angemerket worden iſt.

Laufkraut.

Wir haben dieſen Namen ſtatt Hinlauf, womit Herr Planer das Pflanzengeſchlecht Proſerpinaca Linn. beleget, annehmen wollen. Es iſt zur Zeit hiervon nur eine Art bekannt, welche in Virginien in Sümpfen wächſt, und das ſumpfichte Laufkraut, Proſerpinaca paluſtris, genannt werden kann. Die Wurzel kriecht unter dem Waſſer hin. Die rundlichen Stängel werden gegen einen Fuß lang. Die wechſelsweiſe geſtellten und geſtielten Blätter ſind lanzenförmig, ſägartig ausgezacket, und diejenigen, ſo unter dem Waſſer zu ſtehen kommen, in gleich breite Querſtücke abgetheilet. Die Blumen ſtehen einzeln an dem Blattwinkel. Dieſe haben kein Blumenblatt, ſondern auf dem großen, dreyeckichten Fruchtkeime ſitzen drey ſpitzige Kelchblättchen, und dieſe umgeben drey Staubfäden, und drey haarichte, dicke Staubwege oder Griffel. Die eyförmige, dreyeckichte Frucht iſt mit dem geſchloſſenen Kelche beſetzet und zeiget drey Fächer.

Laugeln.

Laugeln, im Genferſee; auch

Lauck, Läugele, Leuciſci ſecunda ſpecies, des Gesners, S. 162. Cyprinus Leuciſcus, Linn. gen. 189. ſp. 12. ſ. unſern Artikel, Digünen und Drittfiſch, Th. II. S. 328. und 405. ingleichen Karpfe, Th. IV. S. 406. no. 12. Nach dem Bomare, der ihn Dard ou Vandoiſe nennt, ſoll ſein Fleiſch ſo geſund ſeyn, daß man im Sprichworte ſage: Sain comme Dard.

Laugenblume.

Laugenblume nennt man das Geſchlechte Cotula Linn. Diejenigen Arten, welche Tournefort unter dieſem Namen angeführet, enthält das Geſchlechte Anacyclus Linn. Die Blume iſt aus der Zahl derjenigen, welche aus zweyerley Blümchen zuſammengeſetzet ſind. Der gewölbte, gemeinſchaftliche Kelch beſteht ohngefähr aus ſechzehn eyförmigen Schuppen, welche in zwo Reihen geſtellet und davon die äußerlichen faſt größer, als die innerlichen ſind. Die Randblümchen haben gemeiniglich kein Blumenblatt, ſondern ſind nackend und beſtehen nur aus dem Fruchtkeime und dem dünnen Griffel mit zween Staubwegen; in einigen Arten fehlen dieſe gänzlich. Die mittlern, dicht an einander geſtellten Zwitterblümchen zeigen ein röhrenförmiges Blumenblatt mit vier ungleichen Einſchnitten, vier kurze Staubfäden mit einem walzenförmigen Staubbeutel, und auf dem Fruchtkeime einen Griffel mit zween ſtumpfen Staubwegen. Das Blumenbette iſt platt und nackend. Die Saamen tragen keine Haarkrone, ſind aber unter ſich verſchieden. Auf der Scheibe ſitzen kleinere, eyförmige, faſt dreyeckichte, am Rande aber größere, herzförmige, auf der einen Seite platte, auf der andern gekrümmte Saamen; dieſe gehören zu den weiblichen, jene zu den Zwitterblümchen. Die Arten kommen ſelten vor, ſind auch noch nicht alle gehörig beſtimmet; daher wir nur

die niedrige geſtrahlte Laugenblume, Cotula coronopifolia Linn. anführen wollen. Dieſe hat Pontedera als ein beſonderes Geſchlechte unter dem Namen Lanciſia vorgetragen. Der berühmte Päbſtliche Leibarzt Joh. Maria Lanciſius hätte wohl verdienet, daß ſein Andenken auch im Gewächsreiche unvergänglich grünen möchte. Die zarte, fäſerichte Wurzel treibt ſchwache, gemeiniglich auf der Erde ausgebreitete, ohngefähr ſechs Zoll lange, und in Zweige abgetheilte Stängel, welche die ſaftigen, ſchmalen, lanzenförmigen, am hintern Theile ſpitzig ausgezackten oder federartig eingeſchnittenen Blätter wechſelsweiſe umfaſſen. An den Spitzen der Zweige ſtehen einzelne gelblichte Blumen, bey wel-

chen die Randblümchen ein zungenförmiges, ſtumpfes, weißliches Blumenblatt zeigen. Die Blumen ſtehen anfangs aufgerichtet, biegen ſich nachher unterwärts, und wenn der Saame zu reifen anfängt, richten ſich ſolche wieder in die Höhe. Die Pflanze ſtammet urſprünglich aus Aethiopien her, iſt aber in den botaniſchen Gärten gleichſam einheimiſch geworden, indem ſich ſelbige durch den ausgefallenen Saamen vermehret und unterhält. Sie iſt ein Sommergewächſe.

Laugenkraut.

S. Salzkraut.

Laugenſalz.

S. Alkali.

Laugeria.

Laugeria, wird auch Laugieria geſchrieben, indem der ehemalige Lehrer der Kräuterkunde zu Wien, deſſen Andenken dieſes Geſchlecht gewidmet worden, Robert Laugier heißt. Es iſt nur eine Art bekannt, welche in Amerika wächſt, und die wohlriechende, odorata Linn. genannt wird. Sie zeiget einen holzichten, zuweilen mit Stacheln, und einander gegen über geſtellten Blättern beſetzten Stängel. Der kleine einblätterichte, röhrenförmige Kelch hat einen ungleichen Rand, ſitzt auf dem Fruchtkeime und fällt ab; das Blumenblatt hat eine traurige Farbe und deſſen lange Röhre verbreitet ſich in einen Rand mit fünf eyförmigen Einſchnitten. Die fünf Staubfäden ſind kurz, die Staubbeutel aber lang, doch in der Röhre eingeſchloſſen, über welche aber der Griffel mit dem köpfichten Staubwege etwas hervorraget. Die rundliche Steinfrucht enthält eine fünffach gefurchte, und fünffächerichte Nuß. In unſern Gärten wird die Pflanze nicht leicht anzutreffen ſeyn.

Laurier.

S. Lorbeerbaum.

Laus.

Pediculus. Die allgemeinen Kennzeichen dieſes weitläuftigen, unter die ungeflügelten Inſecten gehörigen Geſchlechts ſind, nach dem Ritter von Linne', ſechs Füße, zwey Augen, ein Saugſtachel am Kopfe, welcher ſich hervorſchieben läßt, Fühlhörner, die ſo lang, als das Bruſtſtück ſind, und ein platter, durch Lappen einigermaßen abgetheilter Hinterleib. In dem Linnäiſchen Syſtem werden vierzig Arten von dieſen Inſecten angeführet, welche Zahl ſich aber leicht ſehr anſehnlich vermehren ließe, da nicht nur der Menſch und die meiſten vierfüßigen Thiere, ſondern auch die Vögel, die Fiſche und ſelbſt die Inſecten ihre beſondern Läuſe haben, die theils

in der Geſtalt, theils auch in der Größe von einander unterſchieden ſind, darinnen aber mit einander übereinkommen, daß ſie auf andern Thieren wohnen und ſich von ihrem Blute oder andern Säften nähren.

Die gemeine Laus, oder die ſo genannte Menſchenlaus, Pediculus humanus Linn. deren Geſtalt und Größe hinlänglich bekannt iſt, ſitzt nicht nur dem Menſchen auf dem Kopfe, ſondern auch bisweilen in den Kleidern. Diejenigen Läuſe, welche ſich in den Kleidern aufhalten, ſind aſchgrau und weicher, auch etwas größer, als diejenigen, welche man auf dem Kopfe findet. Schwammerdam hat in ſeiner Bibel der Natur S. 30. u. f. eine ſehr genaue und ausführliche Beſchreibung von den innern und äußern Theilen dieſes Inſectes geliefert und unter andern Umſtänden auch dieſen bemerket, daß er bey vierzig ſorgfältig anatomirten Läuſen allemal einen Eyerſtock gefunden habe. Dieſes bringt ihn auf die Muthmaßung, daß vielleicht eine jede Laus ſowohl männlichen, als auch weiblichen Geſchlechts ſey, zumal da man dieſe Einrichtung der Natur ſchon bey den Schnecken bemerket hat.

Ohngeachtet aber die Läuſe gemeiniglich unter die Plagen der Menſchen gerechnet werden, ſo kann man ihnen dennoch nicht allen Nutzen abſprechen. Sie verſchaffen den jungen Kindern bisweilen einen wichtigen Vortheil, wenn ſie ihnen die Köpfe zerfreſſen, indem ſie dadurch den Anſprung befördern, und auf dieſe Art den Schnuppen, den Huſten, ja die fallende Sucht und andere ſchlimme Krankheiten verhindern. In Indien giebt es Leute, von denen die Läuſe ſehr begierig aufgeſucht, und als Leckerbiſſen verzehret werden.

Von der Filzlaus iſt ſchon im dritten Th. S. 44. unter einem beſondern Artikel gehandelt worden.

Die fliegende Laus, Hippoboſca L. wird als ein beſondres Geſchlecht betrachtet, welches in die Ordnung der zweyflüglichten Inſecten gehöret, und ſich von den übrigen Geſchlechtern dieſer Ordnung durch eine ſtumpfe, etwas niedergebogene, zweyklappige Schnauze, und durch verſchiedene, an jedem Fuße befindliche Klauen unterſcheidet. Der Ritter v. Linné führet vier Arten von dieſem Geſchlechte an, die ſich, theils auf den Pferden, Kühen und Schaafen, theils auch auf den Vögeln aufhalten. Die erſte Art, welche man vornehmlich auf den Pferden antrifft, Hippoboſca equina Linn. iſt die größte und hat ſtumpfe Flügel, ein weißbuntes Bruſtſtück, einen platten Körper, vier Klauen an den Füßen und eine ſpinnen-

artige Geſtalt; daher ſie von den Franzoſen Mouche araignée genannt wird.

Die vierte Art, welche ſich in der Wolle der Schaafe aufzuhalten pfleget, Hippoboſca ouina Linn. verdienet eigentlich den Namen der fliegenden Laus nicht, weil ihr die Flügel mangeln. Sie hat einen ziegelrothen Körper, einen fadenförmigen Schnabel und rauhharige Füße.

Den Namen Laus hat auch eine geſäumte Porzellanmuſchel erhalten. Cypraea pediculus Linn. Die Schaale iſt gerändelt und über dem Rücken der Quere nach mit Furchen beſetzet. Herr Müller hat davon drey Verſchiedenheiten angeführet; als 1) eine aus Indien, faſt wie eine Bohne groß, an welcher die Querfurchen der Länge nach mit einer feinen Furche durchſchnitten ſind, von Farbe gelblicht, mit ſechs braunen Flecken bezeichnet. 2) Eine kleinere europäiſche, bey welcher die der Länge nach hinlaufende Furche fehlet. 3) Eine engliſche und afrikaniſche, welche ganz weiß und nicht größer, als eine Erbſe iſt.

Lausfiſch.

Leußfiſch, Alauſa Clupea, ſ. Thryſſa, des Gesners, S. 197. b. Clupea Aloſa Linn. gen. 188. ſp. 3. Müllers Alſe der Heringe. Harengus 6. des Kleins; ſ. unſern Artikel, Hering, Th. IV. S. 797.

Laute.

S. Feigenſchnecke.

Lawele.

S. Pappelbaum.

Laxierfiſch.

Laxierfiſch, nach Müllern, die ſechſte Gattung ſeiner Meerbrachſeme, Sparus Maena, Linn. gen. 165. ſp. 6. nach dem Houttuin Zee-Schyter, zu Folge der Engländer, die ihn Cackerell nennen, weil er denjenigen, die ihn eſſen, den Leib öffnen ſoll. Er iſt des Kleins Maenas, 1. ſ. deſſelben Parſchbaſtarte.

Laxoert.

Lazarusklappe, das Weibchen von dem Krogoert; Salmo Trutta Linn. gen. 178. ſp. 3. nach dem Pontoppidan. ſ. unſern Artikel, Krogoert, Th. IV. S. 776.

Lazarusklappe.

Dieſer Conchylien Geſchlechtsname iſt in Holland und Deutſchland bekannt, und hat ſeinen Urſprung von den hölzernen Klappen, deren ſich öfters die Bettler bedienen, Almoſen einzuſammeln; denn man kann mit dieſen Muſcheln, wenn man die untere Schale feſt hält und die obere beweget, ein

ein Klappern oder klappernden Schall erregen. Die griechiſche Benennung, Spondylus, iſt noch beſſer ausgedacht. Es bedeutet dieſe ein Charnier oder Gelenke, wo ein Theil in den andern paſſet, wie z. E. ein Deckel an einer Doſe oder Kanne, und nur bey dieſem Geſchlechte iſt das Schloß der Schalen mit einem ſolchen Gelenke verſehen. Herr Leſſer nennt die hieher gehörigen Arten, Steinauſtern.

Der Inwohner der Lazarusklappe iſt ein Seehaſe. Die beyden Schaalen ſind ungleich und rauh. Das Schloß beſteht aus zwey gekrümmten Zähnchen, die durch ein Grübchen abgeſondert ſind, und in zwey Grübchen der andern Schale einſchließen. Uebrigens haben dieſe Muſcheln ein auſterartiges Anſehen, und ſind nur wegen der beſondern Beſchaffenheit des Schloſſes von den Auſtern unterſchieden. Hr. v. Linné führet nur drey Arten an.

1) Die gezackte Lazarusklappe, Spondylus gaederopus L. Mit dem letzten Namen belegten die Griechen diejenigen Muſcheln, deren Umfang einem Eſelshufe ähnlich war. Man verſteht aber unter der gegenwärtigen Art ſolche, deren Deckel mit langen Zacken oder Blättern beſetzet iſt und am Schloſſe einigermaßen mit Ohren verſehen ſind. Hr. Müller beſchreibt davon drey Unterarten, als

a) die Maltheſer Lazarusklappe. Dieſe verſteht eigentlich Herr von Linné unter obigem Namen. Die Oberſchale iſt platt, purpurfärbig und mit langen Zacken beſetzet; die untere hingegen bäuchicht, ſchmutzig weiß, mit Blättern oder Schiefern beſetzet, und hat am Schloſſe eine Fläche, als ob ſie abgeſäget wäre. Man findet dergleichen von einem Zolle bis über einen halben Schuh im Durchſchnitte, und die größern ſind wohl vier Zoll dicke. Dieſe Art wächſt an den Klippen und lebet wie die Auſtern.

b) Die weſtindiſche Lazarusklappe wird ſo groß und ſtark, als die vorige; der Deckel aber iſt bäuchichter und beyde Schalen ſind ſchmutzig weiß, und mit Blättern, ſelten mit Zacken beſetzet, welche roth, gelb oder pomeranzenfärbig erſcheinen. Auf gleiche Weiſe iſt auch der innere Rand gefärbet.

c) Die oſtindiſche Lazarusklappe. Beyde Schalen ſind mit Ohren beſetzet, ſchön gefärbt, bäuchicht und zackicht, ſo daß man ſie nirgends als beym Schloſſe anfaſſen kann. Oefters ſind viele in einen Klumpen an einen Felſen zuſammengewachſen. Man findet auch ganz weiße, oder die keine eigentliche Farbe haben. Dieſe Sorte iſt Oſtreum echinatum Rum-

Rumphii. Leſſer machet ganz unrecht einen Bettlersmantel daraus.

2) Stachelklappe, Spondylus regius Linn. Die Schalen haben keine Ohren und die Zacken oder Stacheln ſind lang und ſpitzig, nach dem Rande zugekehret, einige davon weiß, andere roth. Dieſe Art wird ſehr groß und kömmt aus Oſtindien.

3) Die Faltenklappe, Spondylus plicatus Linn. Dieſe oſtindiſche Art hat weder Ohren, noch Zacken, ſondern zeiget nur Falten. Die Schalen ſind überdieß dick und purpurfärbig.

Lazerol.

S. Birnbaum.

Lebensbaum.

Lebensbaum, oder Baum des Lebens, auch Baum des irdiſchen Paradieſes genannt, Thuia. Dieſer trägt männliche und weibliche Blumen auf einem Stamme. Die erſtern ſtellen unter ſich ein kleines Kätzchen vor, und jede beſteht aus einer eyförmigen, vertieften Schuppe, an deren Boden vier Staubbeutel, ohne merkliche Staubfäden, ſitzen. Die weiblichen ſtellen unter ſich einen eyförmigen Zapfen vor, welcher aus eyförmigen, erhabenen, und der Länge nach an einander paſſenden Schuppen beſteht. Unter jeder Schuppe ſtehen zween kleine Fruchtkeime, deren jeder ſeinen pfriemenartigen Griffel mit einem einfachen Staubwege trägt. Der Fruchtzapfen iſt länglicht, ſtumpf, ſpringt der Länge nach auf, und theilet ſich in länglichte, einander ähnliche, auswärts erhabene, ſtumpfe Schuppen, unter welchen jedesmal zween braungelblichte, länglichte, mit einem häutichten, eingekerbten Rande der Länge nach eingefaßte Saamen liegen.

1) Der gemeine Lebensbaum mit geflügelten Saamen, abendländiſcher Lebensbaum, Thuia occidentalis L. wächſt in dem nördlichen Amerika, ſonderlich Canada, wie auch Sibirien, in Sümpfen und Moräſten, jedoch auch auf ſteinichten Anhöhen. In Canada gelanget ſolcher zu einer ziemlichen Höhe und Dicke, wächſt aber ſehr langſam. Die größten Stämme, die Herr Kalm daſelbſt angetroffen, waren ohngefähr fünf bis ſechs Klaftern hoch, und in Anſehung des Alters machet er die Bemerkung, wie ein Stamm im Durchſchnitte von einer halben Elle 92 Saftringe, ein anderer von einer halben Elle und drey Zoll, 136, und noch ein anderer von einer halben Elle und vier Zoll, 142 dergleichen Saftringe dargeſtellet. Bey uns erreichet der Baum ſelten über ſechs bis acht Ellen Höhe. Die dunkelgrünen Blätter bedecken die Aeſte gänzlich; ſie ſind klein, ſtehen

hen aber auf den breit gedrückten Zweigen dichte bey- oder vielmehr übereinander, ſo, daß eins um das andere eingeſchoben ſcheint. Sie bleiben beſtändig grün, nur wird die Farbe im Winter ſchmutziger. Die Rinde an den Aeſten iſt braunroth, ungleich mit Riſſen verſehen; das Holz weißröthlicht, leicht und locker. Das Wachsthum des Baumes iſt ſperricht, und läßt ſich in keine regelmäßige Geſtalt ziehen; ſonderlich hängen die Aeſte, wenn ſie noch jung ſind, unterwärts, oder haben eine wagerechte Wendung. Er dauert im freyen Lande, nimmt mit einem ſchlechten ſchattichten Orte im Garten verlieb, und brauchet keine Wartung. Herr Kalm machet, bey Gelegenheit dieſes Baumes, eine allgemeine Anmerkung; wie nämlich dieſe Thuia und viele andere Bäume, ſo in dem nördlichen Amerika in Moräſten und Wäldern in Menge wachſen, daſelbſt keinen Saamen hervorbrächten; hingegen wenn ſolche an dem äußerſten Theile eines Waldes, am Strande, oder auf dem Felde, wo die freye Luft beſſer hinkommen könne, zu ſtehen kämen, häufig Saamen trügen. Vielleicht iſt auch dieſes die Urſach, warum dieſer Baum bey uns niemals, oder doch ſehr ſelten Saamen trägt, indem man ſolchem gemeiniglich die abgelegenſten Oerter im Garten anweiſet. Man erhält die glatten, aus ſtumpfen Schuppen zuſammengeſetzten Saamenzapfen in den amerikaniſchen Küſten; es wird dergleichen Saamen meiſtentheils vergeblich ausgeſäet. Wenn man Ableger im Herbſte in die Erde leget, werden ſolche gemeiniglich im folgenden Herbſte Wurzel getrieben haben. Die Wurzel geht nicht tief in die Erde, und der Baum wird daher leicht vom Winde umgeriſſen. Wenn man die Ableger abſchneidet, ſoll man behutſam damit verfahren, indem, wenn die Erde von den ſchwachen Wurzelzäſerchen abfällt, das neue Stöckchen lange ſchmachtet, und leicht eingeht. Der Baum, ſonderlich die Blätter riechen ſtark, aber unangenehm. Wir haben von dieſem Baume keinen Vortheil; es könnte ſolcher aber auf verſchiedene Art nützlich ſeyn, wenn wir den Amerikanern nachahmen wollten. Herr Kalm in dem III. Th. 473 S. ſeiner Reiſebeſchreibung meldet: wie das Holz der Fäulniß lange widerſtehe, und daher Pfähle und Palliſaden daraus verfertiget, und aus den Reißern in ganz Canada die Beſen gemachet, auch in der Arzneykunſt gebrauchet werden. Man lobet ihn gegen die rhevmatiſchen Schmerzen, oder vielmehr, man machet aus den friſchen und zerſtoßenen Blättern, mit Schweinefett gekochet, eine

eine Salbe und leget ſolche auf die ſchmerzhaften Stellen. Den Trank von den Blättern gebrauchen die Wilden wider den Huſten und das Wechſelfieber. Camerarius hat ſchon längſt angemerket, wie das daraus bereitete Waſſer und Oel bey den Gichtſchmerzen dienlich ſey. Boerhaave empfiehlt das Waſſer bey der Waſſerſucht.

2) Der chineſiſche Lebensbaum mit ungeflügelten Saamen, morgenländiſcher Lebensbaum, Thuia orientalis L. iſt in dem nördlichen Theile des Chineſiſchen Reichs zu Hauſe, und der erſten Art dem Anſehen nach ziemlich ähnlich. Herr du Roi giebt folgende Unterſcheidungszeichen an: die Blätter ſind zwar in einander geſchoben, allein feiner und hellgrüner, ſie ſind breiter und ſtehen weniger herabhangend an den ſteifen und mehr aufgerichteten Zweigen; ſie werden im Winter braun; überhaupt iſt der Stamm blätterichter, die Rinde des Holzes hellbraun, der Fruchtzapfen cypreſſenartig, und die Saamen ſind nicht geflügelt. Die Vermehrung iſt mit der erſten Art einerley. Es verlanget auch dieſer keine beſondere Wartung, doch leiden die Aeſte bey ſtrenger Kälte leicht Schaden.

Eine genaue Anweiſung wie dieſe Arten des Lebensbaums zu erziehen und zu warten, kann man in Buchotzs Briefen III. Th. 26 u. f. S. nachleſen. Es hat aber ſelbiger die Sache übertrieben, und den Anbau allzuſehr empfohlen. Wer wird ſich einkommen laſſen, dieſen Baum als Oberholz zu erziehen, da ſelbiger ſehr langſam wächſt?

Leber.

Hepar, Iecur. Dieſes Eingeweide iſt ziemlich das größte und anſehnlichſte unter allen denen, welche im Unterleibe anzutreffen ſind, auch ſogar im Verhältniſſe gegen alle übrigen gewiß das ſchwerſte. Es liegt eigentlich auf der rechten Seite, und nimmt faſt den ganzen Obertheil des Unterleibes ein, neiget ſich jedoch aber um deſtomehr auf die linke Seite, ſowohl in Menſchen als in Thieren; je jünger nämlich der Körper iſt; wie man es denn bey den Vögeln faſt beſtändig in der linken Dünnung antrifft, weil nämlich bey dieſen Thieren der Magen und die Milz mehr in der Mitte des Körpers liegen. Ueberhaupt iſt es ſehr ſchwer, die Gränzen der Leber allgemein zu beſtimmen, weil in dieſem Eingeweide dießfalls überaus viele Verſchiedenheiten und ganz ſonderbare Spiele der Natur vorzukommen pflegen. Man kann unter andern hieher den beſondern und ſeltnen Fall rechnen, da die Leber bisweilen, nach den Erfahrungen

einiger Zergliederer ihren angewieſenen Platz mit dem Milze verwechſelt, und dieſe in der rechten, jene aber in der linken Seite getroffen worden. Meiſtentheils füllet ſie auf der rechten Seite die ganze Wölbung des Zwerchfells aus, bedecket nach vorne zu einen großen Theil des Magens von obenher, und erſtrecket ſich ſogar bis zur Milz, und hinterwärts bis an das Rückgrad. Der Geſtalt nach iſt dieſes Eingeweide ſehr ungleich und unförmlich, und unterſcheidet man obenher eine gewölbte Fläche, welche eines Theils, wie bereits erwähnet worden, die ganze hohle Wölbung der rechten Seite des Zwerchfells einnimmt, theils an die Bauchmuſkeln, beſonders gegen die Stelle des Nabels zu, antrifft, unterwärts aber einen hohlgebogenen und eingedrückten Theil, welcher ſich an ſehr verſchiedene Theile, nämlich außer dem Magen und der Milz, auch an den Grimmdarm und die rechte Niere anſchließt, und zugleich die Gallenblaſe in ſich faſſet. Dieſe beyden Flächen unterſcheiden ſich auch noch von einander in ſo ferne, daß jene, die äußere, mehr glatt, und eben, dieſe aber, die innere, ungleich und voller Erhöhungen und Vertiefungen iſt. Man theilet über dieſes die Leber in zween beſondere Seitentheile oder Lappen, lobos, wovon der eine, oder der größte, weil er zur rechten Seiten liegt, der rechte Leberlappen, lobus dexter hepatis, und der andere, welcher kleiner als jener, und die linke Seite einnimmt, der linke Leberlappen, lobus ſiniſter hepatis, genannt wird. Der Grund dieſer Abtheilung liegt ſowohl in dem daſelbſt befindlichen Bande der Leber, als auch in einer zum Vorſchein kommenden großen Spalte, oder Ritze, die mit dem Bande ſelbſt einerley Richtung hat, dadurch eben dieſe Abſonderung bewerkſtelliget wird. Der rechte Lappen machet alſo den rechten Seitentheil, und zugleich das dicke Ende der Leber aus, liegt ziemlich abhängig, und bedecket mit ſeiner untern und hohlen Fläche ſowohl die rechte Niere, als auch einen Theil vom Bogen des dicken Darms, und erſtrecket ſich über die untere Magenöffnung hin. Es hat derſelbe einen kleinen dreyeckichten oder pyramidenförmigen Anhang oder Fortſatz, der ſich gegen die Mitte der nächſtgelegenen Wirbel hin erſtrecket, und mit dem kleinen Netze umgeben iſt, und welchen man für einen beſondern und dritten Leberlappen angeſehen, und deswegen von ſeinem Erfinder den Spigelſchen Lappen, lobulum Spigelii betitelt hat. Der linke Lappen liegt horizontal, einen oder anderthalb Zoll unter dem degenförmigen

migen Knorpel des Bruſtknochen. Zwey Drittheile davon nehmen den mittleren Theil von der obern Gegend der Bauchhöhle ein, und der Reſt geht vollends nach dem linken Seitentheile dieſer Höhle hinein, wo eben der Lappen ſelbſt ſich mit ſeiner hohlgebogenen Fläche über den vordern Theil des Magens hin erſtrecket, und ſelbſt der Grimmdarm einigermaaßen bedecket. Außerdem bemerket man auch noch an der inwendigen hohlgebogenen Fläche der Leber, verſchiedene Erhabenheiten und Erhöhungen, ingleichen einige Vertiefungen und Furchen. Unter den erſteren, welche gleichſam wie beſondere Hügelchen ausſehen, iſt vornehmlich diejenige ſehr merkwürdig, die man gegen den rechten Leberlappen eben an der Stelle antrifft, wo die Pfortader ſich mit ihrem Stamme in die Leber ſelbſt einpflanzet, und welche die Alten deswegen die Pforte, porta, genannt haben; wie denn auch die in dieſer Gegend befindliche Queerfurche darum beſonders den Namen der Pfortaderhöhle, ſinus venae portae, führet. Unter den übrigen Furchen ſind übrigens ſowohl die lange Horizontalfurche, welchen oberwärts am linken Leberlappen der Blutadergang, canalis venoſus, einpräget, als auch die hohle eyförmige Vertiefung im rechten Leberlappen, worinnen die Gallenblaſe verwahret liegt, die erheblichſten. Zu dem ganzen Umfange der Leber gehören auch endlich noch die beyden Ränder, wovon der eine oder vordere mehr ſcharf, der andere aber, welcher die Hinterſtelle einnimmt, mit jenen verglichen, faſt ſtumpf iſt. Es hat hiernächſt dieſes Eingeweide an drey Orten einen feſten Zuſammenhang, nämlich mit dem Zwerchfelle, ferner mit dem Nabel, und endlich mit ſeinen ihm zugehörigen Gefäßen. Die erſte Verbindung geſchieht auf eine doppelte Weiſe, theils durch ein ſogenanntes Schwebeband, ligamentum ſuſpenſorium, welches aus der untern hohlen Fläche eben um die Gegend entſpringt, wo die Theilung der Leber durch eine große Spalte geſchieht, an der oberen gewölbten Fläche derſelben faſt in der Mitte zum Vorſchein kömmt, und ſich in einer ſchiefen Richtung an der hohlen Wölbung des Zwerchfells befeſtiget, dadurch denn dieſes Eingeweide gleichſam im Schweben erhalten wird; theils durch eine vom vorderen ſcharfen Rande des rechten und linken Leberlappens abgehende Haut, die man bald für eine eigene Haut der Leber, bald für einen Fortſatz des Darmfelles angeſehen, und welche ſich vorne unvermerket am Zwerchfelle verliert. Am Nabel iſt ſie durch

das ſogenannte runde oder Nabelband, ligamentum rotundum ſ. vmbilicale, befeſtiget, das zwiſchen den beyden häutichten Schichten des Darmfells eingewickelt iſt, von der Gegend des Nabels in einer etwas ſchiefen Richtung nach der untern hohlen Fläche der Leber zugehet, und ſich da, wo das Schwebeband ſeinen Urſprung nimmt, einſetzet. Bey ungebohrnen oder ganz neugebohrnen Kindern ſtellete daſſelbe vormals ein offenes Gefäß, nämlich die Nabelblutader vor, welche aber nach der Zeit verwächſt, und ſo die Stelle eines Bandes vertritt. Endlich hat auch die Leber mit allerhand großen Hauptgefäßen einen überaus genauen und unzertrennlichen Zuſammenhang, welches beſonders theils von der Pfortader gielt, mit welcher ſie durch die Hauptäſte derſelben verbunden iſt, theils von der Hohlader, mit der ſie durch die eigene Leberblutader zuſammenhängt. Man rechnet gemeiniglich zwo Häute, womit die Leber umgeben iſt, nämlich eine außenwendige gemeinſchaftliche, die ſich entweder unmittelbar von den vorher erwähnten Bändern, oder auch mittelbar von dem Darmfelle herleiten läßt, und um die ganze äußerliche Oberfläche der Leber herumgeht, und eine inwendige, welche unter der vorigen befindlich, mit derſelben genau verknüpfet, und nicht nur an der äußerlichen Oberfläche anzutreffen iſt, ſondern ſich auch bis in die innere Subſtanz der Leber ſelbſt verlängert. Sie umgiebt alle zur Leber gehörigen Gefäße ſowohl außerhalb derſelben, als in der Leber ſelbſt, theilet ſich einem jeden, auch dem kleinſten Gefäßchen in Form einer beſondern bedeckenden Scheide mit, und ſondert dieſe auf ſolche Art, alle und jede einzeln von einander ab, und wird von ihrem Erfinder die Gliſſoniſche Capſel, capſula Gliſſonii, genannt. Unter den Gefäßen, welche der Leber eigen ſind, hat man einige als zuführende, andere als abführende, und eine dritte Art als abſondernde Gefäße anzuſehen. Unter die erſtern gehöret ſowohl die eigentliche Leberpulsader, arteria hepatica, welche als ein Aſt von der Bauchpulsader, arteria coeliaca, entſprungen, als auch die Pfortader, vena portae, welche ſich mit fünf Hauptäſten in die Leber ſelbſt einſetzet, und weiter darinnen verbreitet, worzu man etwa auch noch bey ungebohrnen Kindern die Nabelblutader, vena vmbilicalis, die, ſo lange ſie offen iſt, ihr zuführendes Blut der Leber ſelbſt mittheilet, rechnen könnte. Unter die abführenden hat man außer den lymphatiſchen Gefäßen, die auf der äußerlichen obern und untern

Fläche

Fläche ſehr deutlich wahrzunehmen ſind, ſowohl eine beſondere Leberblutader, vena hepatica, welche zur großen Hohlader geht, als auch die Ausführungsgänge der Galle, ductus excretorios bilis, und vielleicht auch den Blutadergang, canalis venoſus, bey neugebohrnen Kindern, der entweder unmittelbar in die Hohlader ſelbſt, oder vermittelſt der Leberblutader das zur Leber gebrachte Nabelblut in dieſelbe abſetzet, zu rechnen. Die Abſonderungsgefäße der Leber machen eigentlich die ſogenannten Gallengänge, pori biliarii, aus, welche von den in der Subſtanz der Leber verbreiteten Pfortaderäſten abſtammen, und würklich die Galle von dem Blute abſcheiden. Ueberdieſes hat die Leber auch noch ihre eigenen Nerven. In ältern Zeiten glaubete man, die ganze Lebermaſſe beſtünde aus einem zuſammengetretenen und geronnenen groben Geblüte, das ſich daſelbſt um die Blutgefäße angehäufet hätte. Ein angeſehener italiäniſcher Artzt und Zergliederer Malpighi legte ihr nachher im 17 Jahrhunderte mit ſeinen Anhängern ein drüſenhaftes Weſen bey; bis es endlich in neuern Zeiten durch die künſtlichen Einſpritzungen des Holländers Ruyſch deutlich erwieſen und dargethan wurde, daß ſie eben ſo, wie viele andere dergleichen Eingeweide aus einem Gewebe und Zuſammenſetzung feiner Gefäße und Canäle von verſchiedener Art beſtehe, und dieſes Gefäßepack von einem darzwiſchen kommenden markichten Weſen zuſammen und an einander gehalten würde. Die Farbe dieſes Eingeweides iſt, nach Verſchiedenheit der Thiere, ſehr abwechſelnd und mannichfaltig. In den meiſten Fiſchen iſt ſie entweder gelblich oder weißlich, in einigen aber auch bisweilen blau und grün, und in andern purpurfärbig. In einem Hühnchen, das noch im Ey liegt, iſt ſie anfänglich aſchgrau, wird bald darauf blaßroth, und endlich gelb, mit grün vermiſchet. Bey einem erwachſenen Menſchen hat ſie meiſtens ein dunkelrothes, und mit einem mehr oder weniger Gelben vermiſchtes Anſehen. In fetten Hühnern und Gänſen iſt die Leber weiß oder fleiſchfarbig, und es iſt bekannt, daß man beſonders in den letzteren Hausthieren, durch einen in der Haushaltungskunde in Abſicht des Mäſten bekannten Kunſtgriff, die Leber zu einer außerordentlichen Größe und Wachsthum bringen kann, worinnen es beſonders die Alten ſollen ſehr hoch gebracht haben. Ohnerachtet die Leber bey Menſchen an einigen Orten geſpalten iſt, ſo iſt ſie doch allemal in Vergleichung mit der Leber anderer Thiere mehr einfach

und

und weniger getheilet. Bey den vierfüßigen Thieren mit geſpaltenen Klauen iſt ſie bald ganz einfach, bald wie eine Menſchenleber zweyfach getheilet, da ſie hingegen bey andern dergleichen mit Zehen verſehenen Thieren mehrentheils aus vielen Lappen beſteht. Bey den Vögeln iſt ſie oft ſo groß, daß ſie beynahe beyde Dünnungen ausfüllet, übrigens zwar eigentlich nur zweylappicht, aber doch mit vielen Riſſen und Einkerbungen verſehen, die man faſt als ſo viele Lappen anſehen könnte. Unter den Amphibien haben einige die Leber in zween, andere in drey, bald auch in vier und mehrere Lappen getheilet, und iſt dieſer Umſtand überhaupt ſo mannichfaltig, daß ſogar in einem und demſelben Geſchlechte dergleichen Leberabtheilungen ſehr unbeſtändig und oft anders ausfallen. Bey den Fiſchen liegt die Leber ohne Unterſcheid bald in der rechten, bald in der linken Seite, oder auch vorwärts, und nimmt beynahe zwey Drittheile der Bauchhöhle ein; und iſt übrigens bisweilen einfach, in den mehreſten aber zweylappig oder dreylappig. Bey den meiſten Schaalthieren, Inſecten, und einigen Würmern findet man zwar auch ſo etwas, was verſchiedene Naturgeſchichtſchreiber als ein ſolches Eingeweide namhafft gemachet haben, welches aber im Grunde einer wahren Leber nicht ganz ähnlich, ſondern vielmehr hohl und fächericht iſt, und eher den Pförtneranhängen gleich ſieht, an deren Gegenwart man vielleicht aber darum nicht zweifeln muß, weil man wenigſtens bey vielen Gallengefäße, die in den Magen laufen, will wahrgenommen haben. So wenig auch der eigentliche Nutzen der Leber der Alten bekannt geweſen, ſo weis man es doch heut zu Tage deſto zuverläßiger, daß ſie lediglich zur Abſonderung und Ausarbeitung der Galle beſtimmet ſey.

Leberbalſam.

Leberkraut, kleiner Coſtenbalſam, Malvaſierkraut, Rheinblume, Eupatorium Meſues, Coſtus hortorum. Boerhaave und andere führen die Pflanze unter dem Namen Ageratum, und Tournefort unter Parmica an. Mit dieſem Geſchlechte oder dem Dorant kömmt ſelbige auch gänzlich überein, und da ſelbiges mit der Schaafgarbe, und beyde mit der Achillaea vereiniget worden, findet man ſolche beym Hrn. von Linné unter dem Namen Achillaea ageratum. Aus der fäſerichten Wurzel treiben viele, etwa einen Fuß hohe, in Zweige abgetheilte, ſteife und holzichte Stängel, wodurch die Pflanze ein ſtrauchartiges Anſehen erhält.

Die

Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe; die untern ſitzen platt auf, ſind länglicht, ſtumpf zugeſpitzet, am Rande ſcharf ausgezahnt; je weiter ſolche nach oben zu ſtehen kommen, je kleiner werden ſie. Aus den Enden des Stängels und der Zweige treiben gelbe, knöpfichte Blumenbüſchel. Die Beſchaffenheit der zuſammengeſetzten Blume kann man bey dem Dorant nachleſen. Die Pflanze wächſt in Languedoc und um Florenz. Die Wurzel und immergrünenden Stängel dauern zwar einige Jahre, beyde aber gehen in hieſigen Gärten gemeiniglich im Winter verlohren. Die Blüthe erſcheint im erſten Sommer, und man erhält auch im September reifen Saamen, welcher im Frühjahre aufs Miſtbeet geſäet wird. Die ganze Pflanze hat einen gewürzhaften Geruch und dergleichen etwas bittern und gelinde zuſammenziehenden Geſchmack. Man hat ſolche ehedem wider die Krankheiten der Leber, des Magens und anderer Eingeweide, als ein ſtärkendes und auflöſendes Mittel, gebrauchet. Sie ſoll auch die Würmer tödten, und Simon Pauli behauptet, daß der Saame ſtatt des bekannten Wurmſaamens könne gebrauchet werden. Derſelbe hat das davon bereitete weſentliche Oel zu etlichen Tropfen eingegeben, auch mit Baumwolle auf den Nabel geleget, und will dadurch die Kinder von dieſen Gäſten befreyet haben. In neuern Zeiten iſt dieſe Pflanze ganz aus der Mode gekommen, und da wir mehrere dergleichen und weit kräftigere haben, können wir ſolche leicht entbehren.

Leberblümlein, weißes.

S. Parnaſſenkraut.

Leberbrachſemen.

Hepatus, des Gesners, S. 27. b. ſ. den baldfolgenden Leberfiſch.

Leberdiſtel.

S. Cichorie.

Lebererz.

Leberbeſchlag, braun Kupfererz, leberfarbiger Kupferkies, Minera cupri hepatica, iſt ein gelbbraunes Kupfererz, ſo von einigen unter die Kieſe gerechnet wird. Wallerius Mineral. S. 364. gedenkt zwoer Arten von ſelbigem; 1) reichen Leberbeſchlag, Minera cupri hepatica fulua, ſo reich an Kupfer ſeyn ſoll; 2) Zinnbette, Minera cupri hepatica liuida, ſo beynahe bleich, wie Zinn und von dunkler braunblauer Farbe iſt.

Leberfiſch.

Ein Felſenfiſch, nach Müllern, Teuthis Hepatus, Linn. gen. 176. ſp. 1. Maroeke Viſch der Indianer, und Valentins dor-

nichter

nichter Klippfiſch. Nach dem Ritter ſoll er des Catesby Turdus Rhomboidalis, die rautenförmige Meerdroſſel, pag. et tab. X. ſeyn; und bey dem Klein, Rhombotides, 1. obſcure caeruleus. ſ. unſern Artikel, Bottbaſtart, no. 1. Th. I. S. 922.

Leberfiſch, ein Lippfiſch, nach Müllern, Labrus Hepatus, Linn. gen. 166. ſp. 4. und nach dem Klein Synagris, 3. ein Meerbraßem; ſ. unſere Artikel, Hepatus, Th. III. S. 778. und Lippfiſche, in dieſem Theile.

Leberklee.

S. Leberkraut.

Leberklette.

S. Odermenge.

Leberkraut.

Edelleberkraut, Güldenleberkraut, Güldenklee, Leberklee, Hepatica nobilis offic. Bis auf die neueſten Zeiten hat man dieſe Pflanze als ein beſonderes Geſchlecht angenommen, auch gemeiniglich den angeführten lateiniſchen Namen beybehalten. Herr von Haller erwählet dafür Trinitas, weil die Blätter in drey Lappen abgetheilet ſind. Hr. v. Linne' hat, obgleich derſelbe das Geſchlecht und den Namen Hepatica lange Zeit beybehalten, dennoch endlich beydes abgeſchaffet, und mit der Anemone vereiniget. Es iſt demnach Anemone Hepatica Linn. und Herr von Haller iſt in der neuern Ausgabe der Schweizeriſchen Pflanzen hierinnen Hrn. von Linne' gefolget. Weil aber, ſonderlich in Anſehung des Kelches, unter Leberkraut und Anemone ein wirklicher Unterſchied ſich zeiget, könnte man es wohl bey dem alten laſſen, und das Leberkraut für ein eigenes Geſchlecht noch ferner annehmen. Die Pflanze wächſt in Deutſchland an ſchattichten Orten, in den Heiden und unter den Sträuchern. Die dauernde Wurzel beſteht aus vielen, rothſchwärzlichten, in einander verwickelten Faſern, welche oberwärts in verſchiedenen Knoten vereiniget ſind. Aus jedem Knoten treiben im Frühjahre viele Knoſpen, welche von einigen häutichten, bisweilen etwas röthlich gefärbten Schuppen bedecket ſind. Einige Knoſpen enthalten Blumen, andere Blätter. Die erſten entwickeln ſich zeitig, gemeiniglich zu Ende des Märzes, in rauche, kurze, etwa einen Finger lange Stiele, deren jeder eine Blume trägt; nachher, und wenn dieſe aufgeblühet, folgen andere ähnliche, gleich hohe Stiele, auf deren jedem ein Blatt ſitzt, welches mehr trocken als ſaftig ſcheint, glatt, oberwärts dunkel- unterwärts blaßgrün, zuweilen auch purpurfärbig und der Geſtalt nach

nach dreyeckicht, bis zur Mitte in drey herzförmige, ſpitzige, am Rande völlig ganze Lappen abgetheilet iſt. Der mittelſte Lappen raget über die beyden Seitenlappen hervor. Die Blume hat einen dreyblätterichten rauchen Kelch, welcher etwas weniges von dem Blumenblatte entfernt ſteht. Die Anzahl und Farbe der glänzenden Blumenblätter iſt veränderlich. Gemeiniglich zählet man derſelben ſechs bis achte, blau gefärbet. Zwiſchen dieſen ſitzen viele Staubfäden, und in der Mitte ein Köpfchen, ſo aus vielen Fruchtkeimen mit einfachen Griffeln beſteht, welche ſich nach und nach mehr von einander abſondern, und viele nackende, rauchlichte Saamen darſtellen. Dieſe ſammelt man und ſäet ſie wieder in Käſten aus, damit man Spielarten daraus erhalte. Außer den blauen findet man Stöcke mit rothen, fleiſchfarbigen und weißen Blumen, und dieſe verſchiedentlich gefärbte Blumen findet man auch ſchön gefüllet. Die weiße gefüllte iſt die ſeltenſte, und Hr. Müller hat dergleichen niemals blühen ſehen. Bey den gefüllten Blumen ſind die Blumenblätter kleiner, als bey den einfachen, die Menge derſelben aber, und ihre regelmäßige Stellung giebt dergleichen Blumen ein recht gutes Anſehen, und werden daher zur Zierde in den Gärten unterhalten. Man will beobachtet haben, daß Stöcke mit blauen Blumen, wenn ſie in eine andere Gegend verſchicket und daſelbſt gepflanzet werden, anders gefärbte Blumen hervorgebracht, wenn aber dieſe wieder an den erſten Ort zurück gebracht werden, wieder blaue getragen. Die gefüllten Stöcke vermehret man durch Theilung der Wurzel, welches aber nicht zu öfters, und etwa in drey Jahren einmal geſchehen ſoll. Ueberhaupt will das Leberkraut das öftere Verſetzen nicht vertragen, wenigſtens blühen die Stöcke alsdenn nicht häufig. Die, aus Saamen erzogenen Pflanzen, werden auch im dritten Jahre erſt häufig blühen. Alle Sorten dauern im freyen Lande; ſie verlangen aber, zumal da ſie zeitig blühen, einen Ort, wo ſie die Sonne genießen können. Das Erdreich ſoll auch gut und fett ſeyn. Herr Gleditſch bemerket, wie die Stöcke den friſchen, auch ſogar warmen Urin vertragen. Man hat den Blättern dieſer Pflanze ehedem eine eröffnende und heilende Eigenſchaft zugeſchrieben, und vornehmlich zu Eröffnung der verſtopften Leber empfohlen. Itzo wird dieſes Mittel nicht geachtet, und die angegebenen Wirkungen ſind auch höchſt ungewiß. Es kann daher billig aus den Apotheken verwieſen werden. Wollte man ja noch einigen Nutzen von den Blättern erwarten,

warten, ſo könnte man ſolche als ein gelinde zuſammenziehendes Mittel bey ſchlappen Theilen, und ſonderlich zum Gurgelwaſſer gebrauchen.

Leberkraut, S. auch **Leberbalſam**, **Lebermoos** und **Kunigundkraut.**

Leberkraut, Waſſer, S. auch **Ranunkel.**

Lebermoos.

Steinflechte, Steinmoos, Marchantia. Dieſer Name empfiehlt uns das Andenken zweener, um die Kräuterkunde verdienter, franzöſiſcher Männer. Der jüngere Marchant hat ſelbigen zuerſt aufgebracht, und mit ſeinem Vater, welcher der erſte Botaniſte bey der Pariſer Akademie geweſen, ein kindliches Denkmal geſtiftet. Dieſes Pflanzengeſchlecht iſt aus der Familie der Aftermooſe, und die Pflanzen beſtehen aus ausgebreiteten Blättern, welche keinen Stiel haben, und aus der untern Fläche Wurzelfäſerchen, und aus der obern zweyerley Fruchtkeime treiben. Der eine ſitzt platt auf und ſtellet anfangs eine kleine Erhebung oder Wulſt vor, welche ſich nach und nach öffnet, und neun, einem zarten Staube ähnliche, Blättchen enthält. Der andere iſt geſtielt, und dieſer Stiel entſpringt aus einer Scheide, und trägt auf der Spitze viele vertiefte, oder ausgehöhlte, mit Blumenſtaube gefüllte Blümchen, welche bey einigen Arten von einem beſondern Schilde bedecket ſind. Man findet auch dergleichen unfruchtbare Schilder, welche keine Blümchen unter ſich zeigen. Hr. von Linne' nennt den erſten die weibliche und den letztern die männliche Blüthe, und beſchreibt bey der weiblichen einen plattaufſitzenden, glockenförmigen, völlig ganzen oder eingekerbten Kelch, und viele kugelförmige, auf dem Boden des Kelches liegende Saamen. Dieſe Kelche werden von einigen auch Scyphuli oder Cyathi genannt. Bey den männlichen Blüthen beſchreibt Herr von Linne' einen Kelch, aus welchem der lange und aufgerichtete Stachel entſpringt, ſo einen gemeinſchaftlichen, ganzen, meiſtentheils in vier, fünf, auch mehrere Einſchnitte getheilten, kegelförmigen oder platten Kelch trägt, auf deſſen untern Fläche viele kleine, einblätterichte Blümchen ſitzen, deren jedes einen Staubfaden enthält, und deſſen Staubbeutel in ſo viele Theile zerſpringet, als der gemeinſchaftliche Kelch Einſchnitte hat. Von den Spielarten, welche Herr von Linne' anführet, iſt die bekannteſte:

der ſternförmige **Lebermoos**, **Leberkraut**, **Brunnenleberkraut**, **Steinleberkraut**, Hepatica fontana

tana offic. Marchantia polymorpha Linn. wächſt allenthalben an den Wäſſern und an ſchattichten Oertern, und beſteht aus Blättern, welche ohngefähr einen Finger lang, einen Zoll breit, und in verſchiedene Lappen zerſchnitten und ſchuppenweiſe über einander geleget ſind. Die obere, dunkelgrüne, glänzende Fläche zeiget weißlichte Flecke, und in der Mitte ſchwarzbräunliche Adern, und aus der untern braunen Fläche treiben, nach der Lage der obern Adern, rauche Fäſerchen, wodurch die Blätter genau mit der Erde vereiniget werden. Im Frühlinge, und auch zu Anfange des Sommers, entſtehen aus den Abtheilungen der Lappen zwey- auch dreyzöllige, rundliche, unterwärts röthliche, mit weißlichten Haaren beſetzte, und mit einem erhabenen Hütchen geendigte Stiele. Das Hütchen iſt anfangs grün, wird zuletzt weißlich und theilet ſich beynahe bis auf den Mittelpunct in acht oder zehn rundliche, gegen das Ende breitere Strahlen, wodurch dieſes Hütchen die Geſtalt eines Sonnenſchirms enthält. Hin und wieder auf der Oberfläche der Blätter erſcheinen die kaum merklich geſtielten, kegelförmigen, und mit einem weiten, eingekerbten Rande geendigten Becherchen. Man findet eine Abänderung, bey welcher die Blätter kleiner, grüngelblicht, die Stielchen eckicht, durchaus roth und kürzer, die Hütchen platt, ungetheilet, und am Rande nur acht- oder neunfach eingekerbet ſind. Der jüngere Marchand hat einige beſondere Beobachtungen bey dieſem Aftermooſe angeſtellet, und ſolche in den Schriften der Pariſer Akademie beſchrieben. S. die deutſche Ueberſetzung 4. Band 275 S. Bey den Sternblüthen iſt jeder Strahl der Länge nach mit etlichen grünen, durchſichtigen Häutchen beſetzet, zwiſchen welchen acht bis zehn weißgrünlichte Knöpfchen hervorgehen; jedes Knöpfchen, wenn es geöffnet iſt, ſieht wie ein umgekehrter Kegel aus, und iſt am Rande ausgezacket. Aus deſſen Höhle geht ein Stiel mit einer Blüthe, die wie eine, bey den alten gebräuchliche, Schale geſtaltet iſt. Sie iſt citrongelb und fällt in die Pomeranzenfarbe. Der Rand iſt flach gezähnet, und wendet ſich auswärts. Die Schale, deren Durchmeſſer höchſtens eine halbe Linie hält, iſt gemeiniglich unterwärts geneiget. Zu eben der Zeit, da die Blüthe aufbricht, entdeckt man darinn inwendig einen Strauß von ſehr feinen, goldgelben, dicht an einander ſtehenden Seitenfäden, welche ſich nach und nach ſichtbarlich verlängern, und unzählige kleine gelbe Theilchen um ſich ſtreuen. Dieſe fahren ſtoßweiſe heraus, und vertheilen ſich in der

Luft, ſo wie von einer angezündeten Fackel die Funken herausfahren, wenn man einmal über das andere darauf ſchlägt. Wenn die Blüthen zwey oder drey Tage geöffnet geweſen, werden ſie röthlich und vertrocknen gänzlich. Die kleinen gelben Theilchen hält Hr. Marchand für den Saamen. Noch hat derſelbe in dieſen kleinen Blüthchen eine beſtändige Bewegung der Fäden wahrgenommen. Dieſe Fäden verlängern ſich, wie ein Knaul von Würmern, an der Sonne, und ihr Saame wird unaufhörlich in die Luft ausgeſtoßen. Dieſe Blüthen ſoll man ſonderlich nach einem Sturme, oder warmen Regen ſuchen, und ſie öffnen ſich nur bey warmen und feuchten Wetter völlig.

Geoffroi will dieſer Pflanze einen bittern, etwas zuſammenziehenden Geſchmack, und einen gelinden, gewürzhaften, wie mit Maſtix vermiſchten Geruch, auch eine verdünnende, reinigende, zuſammenziehende und heilende Kraft zueignen, und mit den ältern Aerzten ſolche bey Verſtopfung der Leber, Milz, Lunge und anderer Eingeweide empfehlen. Man wird aber dieſe und andere angerühmte Wirkungen vergebens daran ſuchen, und wir können bey der Menge anderer und ungleich kräftigerer Mittel, dieſes füglich entbehren. Doch hält Herr von Haller die Pflanze für ſcharf, und nicht gänzlich für unwirkſam. Die Weiber bereiten öfters daraus ein Bad, und baden darinnen die Kinder, welche abnehmen; daher ſie ſolches auch Zehrkraut zu nennen pflegen.

Leberraute.

S. Mondkraut.

Leberwurm.

S. Bindwurm.

Lechea.

Dieſer Geſchlechtsname iſt dem Andenken des öffentlichen Lehrers zu Abo, Joh. Lechen, welcher die um Schonen wild wachſenden Pflanzen aufgezeichnet, vom Hrn. Kalm gewidmet worden. Die Blume beſteht aus drey ſtehenbleibenden, eyförmigen, vertieften Kelch- und drey ähnlichen, aber ſchmälern und faſt längern Blumenblättern; drey, zuweilen auch mehrern, noch längern, den Stempel bedeckenden Staubfäden und drey federartigen Staubwegen oder Griffeln. Die dreyeckichte, dreyfächerichte Frucht öffnet ſich mit drey Klappen, außer welchen noch drey andere inwendig angebracht ſind, welche die Scheidewände ausmachen. In jedem Fache liegt ein eckichter Saame. Herr von Linné führet zwo Arten an, welche beyde in Canada wachſen, zur Zeit aber in hieſigen Gärten nicht vorkommen.

Leckkrizenholz.

S. Süßholz.

Leckpfote.

Den Namen Leckpfote, Lechepatte, haben einige demjenigen Faulthiere gegeben, welches unter dem Namen Unau bekannt iſt, ohngeachtet daſſelbe weder ſeine Füße, noch irgend einen andern Theil ſeines Leibes zu lecken pfleget. Das Thier ſelbſt ſoll unter dem Artikel Unau beſchrieben werden.

Leckſteinchen.

S. Schraube.

Lederblume.

Mit dieſem Namen beleget Hr. Planer die Xylopia Linn. Der glockenförmige, in vier ſtumpfe Einſchnitte getheilte Kelch umgiebt ſechs lederartige, lanzetförmige Blumenblätter, davon die drey äußerlich geſtellten größer ſind. Eigentliche Staubfäden ſieht man gar nicht, und die vielen Staubbeutel ſitzen auf dem eyförmigen Fruchtkeime und bedecken ſolchen faſt gänzlich. Der Griffel trägt einen einfachen Staubweg. Die rundliche, gleichſam mit einem Schnabel beſetzte, trockene Steinfrucht enthält eine rundliche Nuß. Hr. Browne hat zwo Arten davon in Jamaika gefunden und zuerſt beſchrieben. Die eine hat glatte, die andere höckerichte Früchte. Beyde ſind, außer ihrem Vaterlande, wohl nirgends anzutreffen.

Lederblume, S. auch Ptelea.

Lederholz.

S. Mäuſeholz.

Leea.

Dieſer Name deutet auf James Lee, welcher eine Einleitung in die Kräuterwiſſenſchaft in engliſcher Sprache geſchrieben, und dabey Herrn von Linne' Grundſätzen gefolget. Männliche und weibliche Blumen wachſen auf einer Pflanze. Die männlichen beſtehen aus dem glockenförmigen, fünffach getheilten Kelche, dem in fünf gleiche, ſackförmige Einſchnitte getheilten Blumenblatte, einem walzenförmigen, in fünf zweyſpaltige Lappen zerſchnittenen und unterwärts mit dem Blumenblatte verwachſenen Honigbehältniſſe, fünf Staubfäden und einem Griffel ohne Fruchtkeim. Bey den weiblichen ſind der Kelch und das Blumenblatt von gleicher Beſchaffenheit; das Honigbehältniß aber iſt doppelt, und das innere kleiner als das äußerliche. Der Fruchtkeim trägt einen einfachen Griffel mit einem zeriſſenen Staubwege. Die Frucht iſt kugelförmig, und enthält in ſechs Fächern ſechs Saamen. Hr. v. Linne' führt zwo Arten an, die wir noch nicht geſehen haben.

Leerdarm.

S. Gedärme.

Leertanne.

S. Lerchenbaum.

Leerviſchen.

Leerviſchen werden in Holland die Deckfiſche, Stromateus, von dem Griechiſchen Στρῶμα, genannt, weil ſie gleichſam mit zween bunten Decken bekleidet ſind. Bey dem Linne' machet er das 149ſte Thiergeſchlecht, Stromateus. ſ. unſern Artikel, Deckfiſche, Th. II. S. 303.

Lefard.

S. Achanaca.

Lefzen. S. Lippen.

Lefzendoublet.

S. Tiegerzunge.

Legfohre. S. Fichte.

Legiren.

Metallorum compoſitio, heißt eigentlich, wenn man edle Metalle mit geringern verſetzt, und zuſammenſchmelzet; ſo ſaget man z. E. wenn Gold oder Silber mit Kupfer verſetzet iſt, das Gold oder Silber iſt mit Kupfer legirt.

Leguan.

Eine Art von Eidechſen. S. Kammeidechſe.

Lehm.

Leimen, Limus, iſt ein mit Sand und Eiſenerde, auch etwas Kalcherde vermiſchte Thonart, welche meiſtentheils eine gelblichte, bisweilen auch röthlichte Farbe hat. Dieſe Thonart kömmt im ſtarken Feuer in Fluß, und wird gemeiniglich zu einer ſchwärzlichten oder bläulichten Glasſchlacke; im mäßigen Feuer hingegen brennt er ſich harte und roth. Der Lehm wird in der Oekonomie vorzüglich zum Bauen gebrauchet, wo er oft ſtatt des Kalchs, nicht allezeit aus Mangel oder Erſparniß, gebraucht wird. Man bedienet ſich deſſen gemeiniglich bey Erbauung der Backöfen und anderer Oefen, wie auch der Heerde, ſo in der Oekonomie und mancherley Werkſtädten nöthig ſind; weil die Erfahrung lehrt, daß der Lehm an den Orten, wo viel mit Feuer umgegangen wird, ungleich mehrern Nutzen als der Kalch leiſtet.

Diejenige Lehmart, aus welcher man Ziegel brennt, wird Ziegelerde, Terra lateritia, genannt; ſie unterſcheidet ſich von dem Lehme nur darinnen, daß ſie mehr thonichte Erde und weniger Sand, als der Lehm enthält; daher ſie alſo im Feuer mehr zuſammenbäckt und feſter wird.

Lehne.

S. Ahornbaum.

Leib.

Corpus. Man leget dieſem Ausdrucke in der Zergliederungskunſt gemeiniglich einen dreyfachen Sinn bey. Einmal wird er im allgemeinen Verſtande genommen, und begreift alsdenn überhaupt entweder das ganze zuſammengeſetzte Gebäude eines jeden thieriſchen Körpers mit allen einzelnen, ſowohl feſten und flüßigen, als auch äußerlichen und innerlichen Theilen, oder doch wenigſtens eben dieſe thieriſche Gebäude, in ſoferne man daran äußerlich den Kopf, den Stamm, und die obern und untern Gliedmaßen oder Extremitäten beſonders unterſcheiden kann. In einem andern und einigermaßen engern Verſtande ſtellet man ſich bisweilen auch unter dem Leibe bloß den Stamm des Körpers mit oder auch ohne den anhängenden Gliedmaßen vor, und ohne alle Rückſicht auf den Kopf, welchen man vielmehr alsdenn gänzlich ausſchließt. In dieſer Bedeutung theilet man ihn ſofort ſowohl in den Oberleib und Unterleib, als auch in den Vorderleib und Hinterleib. Endlich hat man auch hiervon einen noch eingeſchränktern Begriff, indem man nämlich damit lediglich den Unterleib, theils nur äußerlich, theils auch zugleich innerlich mit allen ſeinen enthaltenen Theilen und Eingeweiden anzeiget, ohne dabey weiter auf den Kopf, die Bruſt und Gliedmaßen zu ſehen. Am Leibe überhaupt genommen, werden denn nun vorzüglich die äußerlichen Kennzeichen und Merkmale angetroffen, wodurch die Thierarten von einander unterſchieden ſind, und welche hernach den natürlichen Grund zu ihrer Eintheilung abgeben. So hat alſo z. E. die erſte Claſſe der Thiere einen mehr oder weniger haarichten und mit vier hervorſtehenden Gliedmaßen verſehenen Leib, welche man vierfüßige Thiere nennt, worunter einige nur zwey derſelben zum Gehen, die andern beyden zum Greifen und andern Verrichtungen gebrauchen, nämlich der Menſch, der Affe, und etwa einige dem letztern ähnliche Thiere; andere aber ſich lediglich auf dieſen vier Gliedmaßen von einem Orte zum andern bewegen, welches alſo die vierfüßigen Thiere im eigentlichen und engſten Verſtande ſind. Die zwote Claſſe haben einen Leib äußerlich mit Federn beſetzet, und über dieſes an demſelben zween Flügel und eben ſo viel Füße zu Gliedmaßen, vermöge welchen ſie ſowohl auf der Erde und anderwärts gehen, als in der Luft ſich umherſchwebend bewegen oder fliegen können, und dieſes ſind die Vögel. Einige Amphibien ſind außer einem glatten, oder ſchuppichten, oder warzichten, oder mit einem breiten Schilde verſehenen

Leibe, und daß ſie mit ihren Gliedmaßen ſowohl auf der Erde gehen oder kriechen, als auch im Waſſer ſchwimmen können, unter welchen hiernächſt der Drache auch noch mit vier häutichten Seitennägeln verſehen iſt, übrigens den äußerlichen Leibeskennzeichen nach wenig von den vierfüßigen Thieren unterſchieden; deswegen man ſie auch ſonſt mit dahin gerechnet hat. Das zu den Amphibien gehörige Schlangengeſchlecht hat gar keine Gliedmaßen an ſeinem Leibe, ſondern beweget ſich wellenförmig, vermittelſt ſeiner Schuppen, Schilder und Ringe, womit ſein Leib äußerlich verſehen iſt, und ſchleicht auf der Erde. Die ſchwimmenden Amphibien unterſcheiden ſich durch Floßfedern am Leibe. Der Leib eines Fiſches hat mehrentheils eine enge, von beyden Seiten zuſammengedrückte, und platte, bisweilen eine mehr niedergedrückte, oder auch wohl eine runde walzenförmige Geſtalt; die Oberfläche iſt bald mit hornartigen Schuppen bedecket, bald mit einem ſchmierichten Schleime überzogen, und anſtatt der bey andern Thieren gewöhnlichen Gliedmaßen, iſt derſelbe mit allerhand Floßfedern verſehen, welche den Fiſchen zum Schwimmen dienen, und welche Umſtände alle zuſammengenommen beſondere Unterſcheidungszeichen abgeben, wodurch die einzelnen Fiſcharten beſtimmet werden müſſen. Die Verſchiedenheiten, welche man äußerlich am Leibe der Inſecten wahrnimmt, und wodurch dieſelben ſich vor allen übrigen Thiergeſchlechtern beſonders auszeichnen, betreffen theils ihre mannichfaltige Geſtalt, theils ihre mehrern Gliedmaßen und andere Hervorragungen. Die Geſtalt des Leibes iſt bey ihnen bald walzenförmig, bald kugelrund, bald halbkugelartig, eyförmig, platt, oder auch bisweilen ganz ſchmal und lang. In Anſehung der Gliedmaßen unterſcheiden ſie ſich ſowohl durch mehrere Füße, als irgend bey einem andern Thiere vorkommen, als auch noch durch beſondere zween, oder wohl gar bisweilen vier Flügel. Zu den am Leibe befindlichen Hervorragungen könnte man die, ihnen eigenen, Fühlhörner rechnen. Am einfachſten iſt endlich der Leib der Würmer, indem derſelbe entweder bloß aus einem einzigen oder aus an einander hängenden, ringelförmigen oder auch gliedweiſe an einander geſetzten Stückchen beſteht, bisweilen eine ſehr unförmliche Geſtalt von außen zeiget, und eigentlich ohne alle Gliedmaßen iſt, daher ſie ſich bloß durch eine faſt wellenförmige und wechſelsweiſe Zuſammenziehung und Ausdehnung ihres Leibes von einer Stelle zu der andern langſam fortwälzen und bewegen,

wenn man nicht etwa die ſo genannten Fühlfäden oder nur mancherley andern Hervorragungen und Arme, welche bey einigen vorhanden ſind, für Gliedmaßen ausgeben will.

Leichtholz.

S. Stahlbaum.

Leid- oder Leit-Braßem.

Leid- oder Leit-Braßem, wie ihn die Fiſcher, nach dem Schoneveldt, beſonders im Slein, nennen, eine Art breiter Karpfen, die ihnen zu einem reichem Fiſchzuge gute Hoffnung machen ſollen. Klein führet ihn unter ſeinem Brama, no. 2. Brama Nana; ſ. unſern Artikel, Bradem, Th. I. S. 933.

Leimahre.

S. Ahornbaum.

Leimbaum.

S. Rüſtern.

Leimfiſch.

Leimfiſch in Südamerika; ſ. Cazon. Richter, ohne einen Gewährsmann anzuführen. Er gedenket zwar, S. 35. unter den Schlamm- und Leimfiſchen, daß Giebel und Peißker dazu gehören; aber, wer kann beſtimmen, ob die Südamerikaner auch ſolche Leimfiſche ſind. ſ. indeſſen unſere Artikel, Giebel, Th. III. S. 404. und Karauß, Charax, Th. IV. S. 383.

Leimkraut.

Leimkraut nennen wir mit Herr Planern Silene Linn. Es iſt dieſes Geſchlecht mit der Lychnis genau verwandt, auch von Ludwig und Böhmern damit vereiniget worden. Weil aber, wenn wir dieſe beyde, und noch andere, eben ſo wenig von der Lychnis unterſchiedene, Geſchlechte verbänden, die Anzahl der Arten zu groß und ſchwerlich von einander zu unterſcheiden ſeyn dürfte, folgen wir hier Herrn von Linné, und nehmen obigen deutſchen Namen um ſo viel lieber an, da ſolcher einigen Arten der Lychnis beygeleget worden, und auch einige hieher gehörige klebricht oder leimicht anzufühlen ſind. Der röhrenförmige oder vielmehr bauchichte und ſtehenbleibende Kelch iſt fünffach ausgezahnet. Die fünf Blumenblätter beſtehen aus ſchmalen, gerändeten Nägeln, welche mit dem Kelche gleiche Länge haben, und aus dem flachen, ſtumpfen, zuweilen zweyſpaltigen Rande. Wo die Nägel ſich in den Rand verbreiten, ſtehen zwey Zäckchen, mithin iſt der Schlund der Blume mit zehn vorragenden Spitzen beſetzet. Dieſe nennen einige Honigbehältniſſe; welchen Namen ſie aber nicht verdienen, indem ſie immerfort tro-

cken ſind. Von den zehen Staubfäden ſitzen wechſelsweiſe fünfe an den Nägeln der Blumenblätter. Der Fruchtkeim trägt drey lange Griffel, mit einfachen Staubwegen. Das walzenförmige, von dem Kelche bedeckte Saamenbehältniß öffnet ſich oberwärts mit fünf Spitzen, und enthält in drey Fächern viele nierenförmige Saamen. Die Zäckchen der Blumenblätter machen den Hauptunterſchied dieſes und der nahverwandten Geſchlechter aus. Hr. von Linné führet fünf und dreyßig Arten an, wenige davon ſind ſchön oder ſonſt merkwürdig, und werden nur in den botaniſchen Gärten unterhalten. Wir bemerken nur einige.

1) Rauches Leimkraut mit ganzen Blumenblättern und zurückgebogenen Früchten, Viſcago ceraſtii foliis vaſculis pendulis Dill. H. Elth. fig. 398. Silene anglica Linn. wächſt in England, Frankreich und iſt ein jähriges, niedriges, haarichtes und klebricht anzufühlendes Pflänzchen. Die paarweiſe geſtellten Blätter ſind verkehret eyförmig, die untern kürzer, die obern länger und ſchmäler, und bey den oberſten, an deren Winkel die Blüthen ährenweiſe ſtehen, bemerket man, daß ein breiteres und ſchmäleres, wechſelsweiſe einander gegen über geſtellt ſind. Die Blüthſtiele ſind Anfangs kurz, die Blumen ſtehen aufgerichtet, nach und nach verlängern ſich die Stiele, und die Früchte hangen unterwärts, richten ſich aber zuletzt, wenn der Saamen reifet, wieder in die Höhe. Am Kelche ſieht man zehen grüne Striefen, und die fünf Ecken deſſelben ſind mit kleinen Stachelchen beſetzet. Die Blumenblätter ſind klein, herzförmig, völlig ganz, nicht, wie bey der folgenden Art, eingekerbet und weiß.

2) Rauches Leimkraut mit eingekerbten Blumenblättern und zurückgebogenen Früchten, Viſcago hirta luſitanica Dill. H. Elth. fig. 401. Silene luſitanica Linn. Dieſe jährige, überall haarichte Art wächſt in Portugall. Aus der zäſerichten Wurzel treiben viele, in Zweige verbreitete, einen halben, auch ganzen Fuß hohe Stängel. Die Blätter ſind eyförmig, die obern aber viel ſchmäler, als die untern. Die Blumen ſtellen eine Aehre vor, ſtehen aber einzeln in den Blätterwinkeln. Der geſtreifte Kelch iſt ganz mit langen Haaren beſetzet; die kleinen Blumenblätter ſind blaß purpurfärbicht, geſtreifet, und am Rande eingekerbet. Die Stellung der Frucht kömmt mit der erſten Art überein.

3) Rauches Leimkraut mit ganzen Blumenblättern und aufrechtsſtehenden Früchten,

Silene

Silene quinque vulnera Linn. wächſt in Spanien, Portugall und Frankreich, iſt jährig und überall haaricht. Die Blumen ſtellen eine einſeitige, Anfangs gebogene Aehre vor. Der Kelch iſt auch haaricht und klebricht. Die Blumenblätter ſind ganz, faſt rundlicht, purpurfärbicht, und weiß eingefaſſet. Die Früchte ſtehen aufgerichtet.

4) Rauches Leimkraut mit einſeitiger Blumenähre und geſpaltenen Blumenblättern, Viſcago hirta noctiflora Dill. fig. 400. Silene nocturna Linn. wächſt in Spanien und um Montpellier, iſt auch jährig und rauchklebricht. Der Stängel erreichet gegen zween Fuß Höhe; die untern Blätter ſind ſteif, eyförmig, vertiefet; die Blüthen ſitzen platt auf, ſind mit kleinern Deckblättern umgeben, und ſtellen eine einſeitige Aehre vor. Die Blumenblätter ſind weiß, herzförmig oder geſpalten, auf der untern Fläche grünlicht.

5) Rauches Leimkraut mit geſpaltenen Stängel und zehneckichten Kelche, Silene noctiflora L. wächſt in Deutſchland, Schweden und der Schweiz, iſt ein Sommergewächſe und durchaus rauch. Der Stängel erreichet einen auch anderthalb Fuß Höhe, theilet ſich gabelförmig in einige Zweige, und iſt faſt mehr rauh als rauch. Die Blätter ſind eyförmig zugeſpitzet, und ungeſtielet. Die Blumen ſtehen an dem Winkel der oberſten einzeln. Der Kelch iſt unterwärts bauchicht, übrigens walzenförmig, mit zehen grünen vorragenden Streifen durchzogen; die Blumenblätter ſind herzförmig und röthlicht.

6) Haarichtes Leimkraut mit lanzetförmigen Blättern und einſeitigen Blüthen, Silene bupleuroides L. wächſt in Perſien; die Wurzel iſt ausdauernd. Der einfache, röthlichte, haarichte Stängel erreichet zween bis drey Fuß Höhe. Die Blätter ſitzen platt an, und ſind faſt mit einander verwachſen, ſchmal, lanzetförmig, am Rande und auch hinterwärts um die Nerven haaricht. Die obern Blätter werden nach und nach kleiner, verlieren die grüne Farbe, und ſtellen nur Deckblätter vor, aus deren Winkel auf beyden Seiten einzelne Blüthſtiele entſpringen; die Blüthen aber richten ſich alle nach einer Seite, und machen eine einſeitige Aehre. Der Kelch iſt lang, walzenförmig, mit zehen Streifen durchzogen; die Blumenblätter ſind blaß ſchwefelgelb, und tief geſpalten. Nach des Herrn von Linné Beſchreibung ſind die Blumen kürzer, als die Deckblätter, welches wir niemals bemerket; die Deckblätter werden nach obenzu immer kürzer, und gemeiniglich

glich haben dieſe mit den Blüthſtielen einerley Länge.

7) Glattklebrichtes Leimkraut mit herzförmigen Blättern und aufgerichteten Blüthbüſcheln, Klebnelke, Pechnelke, Margenröſslein, Silene armeria Linn. wächſt in England und Frankreich, auch in Deutſchland auf graſichten Hügeln und ſandigen Anhöhen. Iſt jährig, ohngefähr einen Fuſs hoch, mit vielen Zweigen beſetzet, glatt, bläulicht angelaufen, und nur an den obern Gelenken der Zweige mit einem klebrichten Weſen bedecket. Die Blätter ſind faſt mit einander verwachſen, ey- oder mehr herzförmig, und völlig ganz. Die Blüthſtiele ſind gabelförmig getheilet, und in dem Theilungswinkel ſitzet ein einzelnes Blümchen, die übrigen aber ſtellen einen flachen Strauſs oder Büſchel vor. Der Kelch iſt lang, walzenförmig, geſtreifet, und zeiget fünf kurze, rückwärts gebogene, in der Mitten braune, und mit einem Striefen durchzogene Einſchnitte. Die Nägel der Blumenblätter ſind länger als der Kelch, und der Rand iſt eingekerbet. Man findet Stöcke mit purpurfärbigen, und andere mit weiſsen Blumen. Die Pflanze iſt in den Gärten faſt einheimiſch geworden, und vermehret ſich durch die ausgefallenen Saamen häufig. Die ältern Schriftſteller rühmten dieſe Pflanze wider den Biſs und Stich der giftigen Thiere, die neuern ſchweigen davon ganz.

8) Glattklebrichtes Leimkraut mit eyförmigen Blättern und überhangenden Blüthbüſcheln, wild Margenröſslein, wilder Wiederſtoſs, weiſse Klebnelke, Silene nutans L. wächſt in trocknen Wäldern unter den Eichen und Fichten, auch auf hohen magern Trifften. Die Wurzel iſt ausdauernd. Der Stängel erreichet gegen zween Fuſs Höhe, und verbreitet ſich in Zweige, welche klebricht ſind. Die untern Blätter ſind geſtielt und eyförmig, die obern ungeſtielet und gleichbreit. Die Blumen ſitzen ſeitwärts an den Zweigen, kehren ſich auf eine Seite, und ſtellen einen überhangenden Büſchel vor. Der Kelch iſt lang, klebricht, röthlicht, mit zehen Striefen durchzogen. Die Blumenblätter ſind weiſs, oder ganz mattröthlicht und geſpalten, rollen ſich bey dem Scheine der Sonne zuſammen, und breiten ſich die Nacht über aus.

9) Glattklebrichtes Leimkraut mit löffelförmigen Blättern und Blüthwirteln, Lychnis ſedi arboreſcentis folio. Silene gigantea L. Es ſtammet aus Afrika her. Die Wurzel iſt ausdauernd, trägt im erſten Jahre eine groſse Blätterroſe, und im

zweyten einen vier bis ſechs Fuß hohen, faſt nackenden, und mit wenig Zweigen beſetzten Stängel. Die Wurzelblätter ſind lang geſtielet, rundlicht, oder mehr löffelförmig vertiefet, und bläulicht angelaufen. Der Raum zwiſchen den untern Gelenken des Stängels iſt kurz und etwas haaricht, zwiſchen den obern aber weit, lang, und leimicht anzufühlen. Die Blumen ſtehen faſt wirtelförmig, und die Blüthſtiele ſind gabelförmig getheilet. Der Kelch iſt haaricht, die Blumenblätter ſind mehr grün- als weißlicht, die Zäckchen derſelben kaum merklich, und nur zur Nachtzeit ausgebreitet. Die Vermehrung geſchieht aus dem Saamen auf dem Miſtbeete. Die Stöcke hält man in Töpfen, und ſetzet dieſe den Winter über in ein gemäßigtes Glashaus.

Leimſchwalbe.

Leimſchwalbe, iſt die gemeine Hausſchwalbe, hirundo domeſtica, und heißt deswegen alſo, weil ſie von außen an den Häuſern niſtet, und ihr Neſt von Leim oder Koth, ohne Stroh und andere Verbindung, klebet und anküttet.

Lein.

Linum. Die Geſchlechtskennzeichen ſind fünf kleine, aufgerichtete, lanzetförmige, ſtehenbleibende Kelch- und fünf größere, länglichte, mit dem ſchmalen Anfange gleichſam eine Röhre, und mit dem breiten ſtumpfen Ende einen ausgebreiteten Rand vorſtellende Blumenblätter; zehen Staubfäden, deren fünfe mit, die fünf übrigen aber ohne Staubbeutel ſich zeigen, und fünf aufrechtſtehende Griffel mit rückwärts gebogenen Staubwegen. Das kugelförmige, einigermaßen fünfeckichte Saamenbehältniß öffnet ſich mit fünf Klappen, und enthält in zehn Fächern zehn eyförmige, platte, glatte Saamen. Von den zwey und zwanzig Arten, welche Herr von Linné anführet, hat die eine nur vier Kelch- und Blumenblätter, acht Staubfäden, vier Griffel, und acht Fächer in der Frucht. Die bekannteſten Arten ſind:

1) Der jährige Lein mit ſpitzigen Früchten, Leinſaamen, Flachs, Linum vſitatiſſimum L. Die fäſerichte Wurzel treibt einen einfachen, oberwärts in einige Zweige abgetheilten, rundlichten, zween bis drey Fuß hohen Stängel, welcher bey dieſer Pflanze gemeiniglich Pöſe genannt wird; die daran wechſelsweiſe platt aufſitzenden Blätter ſind länglicht zugeſpitzet und völlig ganz. Die Blumen ſitzen zu oberſt an den Zweigen, jede auf ihrem beſondern Stiele. Die blauen Blumenblätter ſind eingekerbet; die

Kelchblättchen zugeſpitzet, und am innern Rande mit zarten Härchen eingefaſſet. Die Frucht, welche man Knoten oder Bollen nennt, endiget ſich mit einer ſteifen Spitze. Die Blüthe erſcheint im Brachmonathe, und der röthlicht glänzende glatte Saame wird im Herbſtmonathe reif. Das eigentliche Vaterland iſt vielleicht unbekannt. Die Pflanze ſoll im mittägigen Europa unter dem Getraide wild wachſen. Man findet bey den Schriftſtellern verſchiedene Spielarten angemerket. Der wild wachſende und gebauete Lein zeiget äußerlich wenig Unterſchied. Die Länge des Stängels und deſſen ſchlechtere und beſſere Beſchaffenheit haben ihren Grund in der Gegend, dem Boden und Wartung. Der afrikaniſche Lein trägt etwas größere Früchte und Saamen, welches wir auch bey vieljähriger Ausſaat unverändert beobachtet haben. Die Art, ſo von Ancona kömmt, unterſcheidet ſich vornehmlich dadurch, daß ſelbige im Herbſte ausgeſäet werden muß. In Thüringen unterſcheidet man zwo Spielarten; die eine nennet man den Klängelein, oder den Klang, Kleng, weil die Fruchthülſen mit einem gelinden Klange an der Sonne aufgehen. Der Saame wird eher reif, und iſt von Farbe heller, und die Pflanze ſelbſt niedriger und äſtiger, giebt aber weichen und weißen Flachs. Die andere Art wird Droſch, Droſchlein oder Schieslein genannt; dieſe wächſt höher, treibt weniger Zweige, giebt einen dunkeln Saamen, den man ausdreſchen muß; der Flachs davon fällt mehr ins grünlichte, und, wenn er ſtark geröſtet wird, ins ſchwärzlichte. Der Manilliſche Flachs, welcher unter dem Namen Abaca, angeführet wird, kömmt von einer andern Pflanze. S. Abaca auch Libby. Von dieſer nützlichen Pflanze wollen wir zuletzt das nöthige ferner anführen, jetzo aber noch einige Arten beſchreiben.

2) Der dauernde ſibiriſche Lein mit ſtumpfer Frucht, Linum perenne L. wächſt um Cambridge, ſonderlich aber in Sibirien. Die fäſerichte, fortdauernde Wurzel treibt viele Stängel, welche im guten Boden vier bis fünf, in einem mittelmäßigen aber gegen drey Schuh Höhe erreichen, und ſich oberwärts in viele Zweige vertheilen. Die wechſelsweiſe geſtellten und platt aufſitzenden Blätter ſind völlig ganz, lanzetförmig und dunkelgrün. Die großen blauen Blumen zeigen ſich im Brachmonathe, und ſind, wie bey der vorigen Art, geſtellet; die Kelchblättchen und die Frucht ſind ſtumpf. Von dem nützlichen Anbau und Behandlung dieſer

Art wollen wir zum Beſchluſſe handeln.

3) Der gelbe Lein mit wechſelsweiſe geſtellten Blättern, Seeſtrandslein, Linum maritimum L. wächſt in Oeſterreich, bey Montpellier und in Italien nahe an der See. Die fäſerichte Wurzel dauert viele Jahre, und treibt einfache, ohngefähr zween Fuß hohe, ſteife Stängel, welche oberwärts viele blühende Zweige austreiben. Die Blätter am untern Theile des Stängels ſtehen einander gegenüber, am obern Theile aber wechſelsweiſe, alle ſind ganz platt, völlig ganz und lanzetförmig. Die gelben Blumen zeigen ſich im Sommer, und blühen nach und nach auf. Die Kelchblättchen ſind eyförmig zugeſpitzet, jedoch am Ende nicht mit einer beſondern Spitze beſetzet. Dieſe Art unterhält man zur Zierde in den Gärten, zieht ſolche auf dem Miſtbeete aus Saamen; welcher jedoch bey uns ſelten völlig reif wird, oder vermehret ſie durch die Theilung der Wurzel. Im freyen Lande dauern die Stöcke den Winter über nicht wohl aus; man hält ſolche lieber im Scherbel, und bringt dieſe gegen den Herbſt in ein gemeines Glashaus.

4) Der gelbe Lein mit gegenüber geſtellten Blättern, Linum africanum L. wächſt in Afrika und hat dem ganzen Anſehen nach mit der vorherſtehenden Art viel ähnliches; die Blätter aber ſtehen alle einander gegenüber, und ſind ſchmäler, lanzetförmig. Die an den Enden der Zweige befindlichen gelben Blumen ſitzen auf beſondern Stielen. Die Pflanze iſt fortdauernd und treibt beſtändig neue Stängel; mithin iſt ſolche, wie die vorige, immergrünend. Die Wartung kömmt mit der vorherſtehenden überein.

5) Der gelbe Lein mit drüſichten Blättern, Linum nodiflorum L. wächſt in Italien. Der glatte Stängel iſt eckicht, und in zween oder drey Zweige abgetheilet. Die Blätter ſind beym Anfange mit zwo braunen Drüſen beſetzet, lanzetförmig, die untern wechſelsweiſe, die obern aber einander gegenüber geſtellet. Die gelben Blumen ſtehen auch wechſelsweiſe und ſitzen platt auf. Die Kelchblättchen ſind mit den übrigen Blättern von gleicher Länge, und die Frucht iſt ſpitzig. Man erzieht und wartet dieſe, wie die dritte Art. Dieſe und die vorherſtehende hat man in der Onomat. bot. verwechſelt, und bey der vierten Art die Beſchreibung der fünften angebracht.

6) Der kleine weiße Purgierlein, klein Leinkraut, Purgierflachs, Bergflachs, Wieſenflachs, Linum catharcticum L. wächſt bey uns auf Bergen, Wie-

ſen

ſen und Triften. Die Wurzel iſt jährig. Die zarten, kaum eine Spanne hohen Stängel theilen ſich gemeiniglich in zween, und die wieder in andere zweyſpaltige Zweige, und ſind mit paarweiſen, oder einander gegenüber geſtellten, platt aufſitzenden, gleichſam gepuderten, ſchmalen, eyförmig ſtumpfen, kleinen Blättern von unten auf bis ohngefähr zur Hälfte beſetzet; die an den Zweigen ſtehen ſind gemeiniglich wechſelsweiſe geſtellet, und faſt ſpitziger. An den Zweigen ſitzen weiße kleine Blümchen, welche, ehe ſie aufblühen, unterwärts hangen. Die Blumenblätter ſind ſpitzig, wodurch ſich dieſe Art faſt von allen übrigen unterſcheidet. Die Staubfäden ſind unter einander verwachſen. Dem Anſehen nach gleichet dieſes Pflänzchen dem Vogelmeyer; nach der Frucht aber kann man beyde leicht unterſcheiden. Daß dieſes kleine Pflänzchen einen bittern Geſchmack und die Kraft beſitze, den Leib gelinde zu eröffnen, findet man in allen Schriftſtellern aufgezeichnet, und doch iſt ſelbiges wenig in Gebrauch gekommen, und man ſuchet ſolches vergeblich in den Apotheken. Es verdienet aber alle Achtung. Wenn man von der ganz friſchen Pflanze eine Hand voll, oder von der getrockneten ein Quentchen mit Waſſer oder Wein, oder mit Molken einweichet, und dieſen Trank einnimmt, wird ſowohl der Leib geöffnet, als auch ein gelindes Erbrechen erreget werden.

7) Der kleine weiße Lein mit vier Blumenblättern, Chamaelinum, Linum radiola L. wächſt in denjenigen Gegenden, wo der Boden vom Sande bedecket worden. Die jährige, zarte Wurzel treibt einen niedrigen, gemeiniglich in gegenüber ſtehende Zweige verbreiteten Stängel, an welchem die eyförmig zugeſpitzten Blätter einander gegenüber ſtehen. Die Blumen ſitzen auf zarten Stielen, und ſtellen unter ſich einen Büſchel vor. Alle Theile der Blume halten die gevierte Zahl, und bey den Staubfäden, wie auch bey den Fächern der Frucht, findet man die achte.

Nun gehen wir zu der erſten, bekannteſten und nützlichſten Art zurück, und bemerken erſtlich, wie man den gemeinen Lein oder Flachs erziehen könne. Es verlanget ſelbiger einen guten, wohl zugerichteten, und vor Winters gedüngten Acker. Der Dünger ſoll nicht ſtrohicht, ſondern klein und kurz ſeyn, und im Herbſte untergepflüget werden. Die neue Düngung iſt nöthig, wenn man den Lein in Brachfelder ſäet; erwählet man aber hierzu einen Acker, worauf Küchengewächſe, oder Getraide gewachſen, und welcher hierzu gedünget worden,

kann man die neue Düngung erſparen, und darf den Acker nur vor Winters wohl umpflügen, und mit der Ege beſtreichen. Andere pflegen die Beſtellung des Ackers erſt im Frühjahre vorzunehmen, welches aber, außer dem Nothfalle, nicht anzurathen. Das Land ſoll fein gerade, oder auch etwas abhängig zugerichtet werden, damit nirgends Vertiefungen bleiben, und darinnen den Sommer über das Waſſer ſich aufhalten könne; indem der Lein die vielen Feuchtigkeiten nicht verträgt, und wenn er auch aufgeht, dennoch im Wachsthume zurückbleibt, und vor der Zeit gelb wird. Man kann das Land zur Ausſaat nicht ſorgfältig genug wählen, indem davon ſowohl die Beſchaffenheit des neuen Leinſaamens, als die Menge und Stärke der Flachshälme abhängt. Die Säezeit wird in frühe und ſpäte eingetheilet; die erſte fällt in den April, die andere geſchieht zu Anfange des Junius bis gegen den Johannistag. Die erſte iſt der letztern vorzuziehen, ſonderlich weil man alsdenn den Flachs zeitig einbringen, und den Acker wieder umpflügen, und zu einer neuen Winter- oder Sommerſaat zurichten kann. Der Saame muß dicke ausgeſtreuet werden. Wird ſolcher dünne ausgeſäet, erhalten die Stängel einen größern Raum zu wachſen, und werden dicker; je ſtärker aber der Stängel iſt, je gröber wird der Flachs werden. Da nun jedes feinen und klaren Flachs zu erhalten wünſchet, ſoll man die dicke Saat der dünnern vorziehen. Doch iſt auch zu merken, wie der allzu dicke aufwachſende Lein bey einfallender naſſer Witterung ſich leicht lagere, und dadurch alle Hoffnung, ſowohl tüchtigen Leinſaamen, als guten Flachs zu erhalten, verloren gehe. Vielleicht könnte dieſem Zufalle vorgebauet werden, wenn man, wie in Schleßwig geſchieht, und Juſti in den neuen Wahrnehmungen XI. St. beſchreibt, auf die Flachsbeete, wenn der Stängel etwa eine viertheil Elle gewachſen, zwo Ellen lange und einen Finger dicke Reiſer ſtecke, wodurch der Flachs nicht allein Schutz vor Wind und Regen erlangen, ſondern auch um eine viertheil Elle höher wachſen ſoll, als anderer, den man ohne Reiſer vor ſich ſelbſt aufwachſen laſſen. Der Flachs ſoll dadurch auch feiner werden, indem der Stängel ſich um deſtomehr verdünnet, je länger er wird. Auch bey uns in der Belziger Gegend iſt das Flachsſtängeln mode. Man verfährt dabey alſo. Wenn der Stängel die erwünſchte Länge erreichet, ſetzet man gabelförmige Hölzchen, welche die halbe Flachsſtängellänge haben, in ſchicklicher Weite

aus einander, und leget dünne Bohnenſtangen querüber, ſo daß immer von einer ſolchen Querſtange bis zur andern ein guter Schritt Raum bleibt. Wenn nun durch Wind und Regen die Pflanzen niedergeſchlagen werden, legen ſich ſolche ſchichtweiſe an die Stangen, und können um ſo viel eher von dem erſten trocknen Winde wieder aufgerichtet, und vor der Fäulniß bewahret werden. Das mühſamſte hierbey iſt, daß man öfters nachſehen müſſe, ob auch die Gabeln noch feſte ſtehen. Andere merken, was der Flachs durch den erſten Wind für eine Richtung erhalte, und nach welcher Himmelsgegend die Spitzen ſich neigen; hierauf ſtecken ſie drey bis vier Zoll breite, unten zugeſpitzte Spähne, in ſchiefer Lage, auf den Acker hin und her, und erreichen dadurch den Endzweck, daß der erſte entgegen gehende Wind die gebeugten, aber in der Schwebung erhaltenen Stängel faſſen, ſie in vortheilhaftere Richtung bringen, und vor Fäulniß bewahren kann. In den Wirthſchaftsbüchern findet man hierbey viel abergläubiſche Vorſchläge. Wir wollen nur einen anführen. Man giebt vor, der Saame müßte in einem reinen Sacke auf das Feld gebracht, und aus einem reinen Tuche geſäet werden, indem, wenn eines oder das andere mehlicht wäre, viel Flachsſeide darunter wüchſe. Gegründeter iſt der Vorſchlag, zum Flachsbaue jedesmal ein ſolches Land zu wählen, auf welchem ſeit einigen Jahren kein Flachs gewachſen, ſondern ſo viel möglich eine Veränderung mit dem Acker vorzunehmen. Wenn der Flachsſtängel zween bis drey Zoll hoch gewachſen, ſoll man bey trocknem Wetter das Jäten vornehmen, und hierbey ſonderlich das große und grobe Unkraut ausrauſen; das kleine wird durch den dicke aufgegangenen Lein von ſelbſt erſticken. Wenn der Lein reif geworden, werden die Stängel mit der Wurzel aus der Erde gezogen, oder, wie man zu reden pfleget, gerauſet. Man ſoll damit nicht warten, bis die völlige Reife erfolget, ſondern ſolches vornehmen, wenn er noch nicht völlig reif iſt, welches man daran erkennet, wenn die untern Blätter am Stängel abfallen, und die Knoten oder Früchte gelb werden. Der in dieſem Zuſtande gerauſte Flachs giebt feinere Haare und ein beſſeres Geſpinſte. Hernach wird er auf dem Acker dünne ausgebreitet, und bleibt daſelbſt ohngefähr acht Tage liegen. Fällt unter der Zeit Regen ein, hat es nichts zu bedeuten, und darf dergleichen Flachs kürzere Zeit geröſtet werden. Nachher wird ſolcher in Bündel gebunden, oder gebüßelt; die Landleute

leute nennen die Flachsbündel Büſſen, Büßeln oder Poſen, und dieſe Büſchel werden durch Rüffelkämme, oder Reffe gezogen, damit die Knoten abgehen. Dergleichen Kämme ſind nicht allenthalben im Gebrauche. Manche pflegen die Knoten von den Büſcheln abzuklopfen, oder auszudreſchen. Die erſte Art aber ſoll vortheilhafter ſeyn. Das Rüffelwerkzeug iſt ein eiſerner, mit vielen ſtarken Zähnen beſetzter, und auf einem Holze befeſtigter Kamm, durch welchen die Büſchel gezogen werden. Man kann ſtatt des Kammes auch nur ſtarke eiſerne Nägel auf einem Holze alſo einſchlagen, daß die Spitzen oben zu ſtehen kommen. Die abgeſtreifelten Knoten werden getrocknet, nachher ausgedroſchen, und mit Reinigung des Saamens, wie bey andern Getraidearten, verfahren. Der von ſeinen Knoten entledigte Flachs wird einige Tage über in Waſſer eingeweichet, welches man Röſten oder Rotten nennt, ſodann ausgewaſchen, und in der Sonne, auch wohl im Backofen getrocknet. Das Röſten ſoll nicht zu lange geſchehen, deswegen muß man etwan den vierten Tag einige Büßen aus dem Waſſer nehmen, an der Sonne trocknen, und mit der Breche unterſuchen, um dadurch zu erfahren, ob mit der Röſtung noch weiter fortzufahren oder nicht. Dieſe Probe ſoll nachher täglich geſchehen. Wobey noch zu merken, daß der Flachs im hellen und friſchen Quellwaſſer, oder auch bey kaltem Herbſtwetter niemals ſo geſchwinde und ſo gut röſtet, als in ſtillſtehenden Sümpfen und langſam fließenden Bächen. Hierbey iſt zu merken, daß dergleichen Waſſer, worinne Flachs geröſtet worden, für die Fiſche ſchädlich, und zum Bierbrauen unſchicklich ſey. Eine andere Probe iſt, wenn man die Stängel zerſchneidet, und wenn ſolche im ſtillſtehenden Waſſer nach und nach unterſinken; ſchwimmen ſelbige, muß das Röſten fortgeſetzet werden. Wenn die Stängel ſich wohl brechen laſſen, und die äußere Schale oder der Baſt leicht abgeht, iſt es ein gewiſſes Zeichen, daß das Röſten gehörig geſchehen. Durch das allzulange Röſten verliert der Baſt ſeine Feſtigkeit, indem durch das Röſten zwar der Baſt oder die äußerliche Schale des Stängels von dem grünen Safte gereiniget und mehr theilbar gemachet, vorzüglich aber der innere Theil oder der Kern des Stängels zum Stocken oder Faulen gebracht werden muß, damit ſolcher bey der fernern Bearbeitung abgehen könne. Der Kern giebt eigentlich die ſogenannten Scheben. Nach dem Röſten wird der Flachs im Waſ-

ſer rein abgewaſchen, die Bündel auf einem ſchicklichen Orte aufgeſetzet, durch Luft und Sonne getrocknet, und alsdenn an einem trocknen und luftigen Orte aufbewahret. Das Abtrocknen in den Backöfen oder Stuben iſt gefährlich. Die getrockneten Flachsbündel werden endlich mit einem Blauel oder Handkeule auf einem Steine ſtark geklopfet, ferner auf der Breche gebrochen, geſchwungen, gehechelt, und von dem Werg oder Heede nach eines jeden Gefallen mehr oder weniger geſäubert, und zu den bekannten Nutzen, Garn und Leinewand, angewendet.

Um den Lein- oder Flachsbau mit Vortheil zu treiben, wird jeder verſtändige Landmann ſich nach beſondern Umſtänden richten. Man wählet gemeiniglich einen fetten Boden dazu; doch ziehen andere das leichte und heiße Erdreich vor. Auf dem letztern erhält man einen ſchönern, feinern und weichern Flachs auf der Hechel; man erhält aber wenig, und der auf dieſem magern Acker erbauete Saame ſchlägt zeitig aus der Art. Die Holländer ſollen in der Provinz Holland, woſelbſt der Boden mager, wenig Lein bauen, hingegen in Seeland, wo das Erdreich feuchte und ungemein fett iſt, ſolchen häufig erziehen. Der Saame, welchen ſie aus dieſer Provinz ziehen, wird theuer verkaufet und für weit beſſer gehalten, als der, den man von der Oſtſee bringt. Die Holländer laſſen zwar jährlich Leinſaamen von Riga kommen, nicht aus der Urſache, weil der Saame in ihrem Lande aus der Art ſchlägt, ſondern weil ſie ſelbſt nicht genug erbauen, die Auswärtigen damit nach Verlangen zu verſorgen. Außer der Güte des Erdreichs muß man vorzüglich auf die Güte des Saamens ſehen, welchen man ausſäen will. Der kürzeſte, der rundlichſte, der feſteſte, der ölichſte, der ſchwereſte und hellbraune wird für den beſten gehalten. Der holländiſche Säemann nimmt eine große Hand voll davon, und drücket ihn in der Hand zuſammen, bis der Saame zwiſchen den Fingern und dem Daumen durchdringt; aus der Menge, die dieſer Druck heraustreibt, und nach der größern oder geringern Geſchwindigkeit, womit er herausſpringt, urtheilet er, ob der Saame mehr oder weniger dichte und feſte ſey. Zu erfahren, ob er ſchwer ſey, wirft man eine Hand voll in ein Glas Waſſer; der gute muß in kurzer Zeit zu Boden ſinken; derjenige, ſo oben ſchwimmt, iſt untauglich. Zu verſuchen, ob er recht ölicht ſey, wirft man etwas davon ins Feuer; wenn er ſich entzündet und knallet, ſobald er auf die

Kohlen kommt, iſt ſolcher gut. Auch der beſte Leinſaame ſchlägt aus der Art, wenn ſolcher immerfort auf einerley Erdreich geſäet wird. Einige empfehlen daher auf ein fettes und ſchweres Land Saamen zu bringen, den man auf einem leichten Boden erbauet hat, und auf ein leichtes Erdreich Saamen auszuſäen, der auf einem fettern Grunde gewachſen iſt. Und dieſes geht auch an, wenn ein Hauswirth in dem erſten Falle nur auf die Feinheit des Flachſes ſein Abſehen richtet; indem Saame von einem leichten Acker niemals guten Leinſaamen liefern kann. Man darf aber dieſen Unterſchied des Bodens eben nicht in entgegen geſetzter Beſchaffenheit annehmen; auch ein kleiner Unterſchied iſt öfters hinreichend, durch die Verwechſelung bey guten Saamen zu bleiben. Vielleicht aber iſt es beſſer Saatſaamen von auswärtigen Orten zu verſchreiben. Der Rigaiſche wird vorzüglich empfohlen. Da man aber dergleichen blindlings kaufen muß, da man nicht wiſſen kann, auf welcherley Boden ſolcher erzogen worden, mithin nicht beſtimmen kann, ob ſich ſolcher für leichtes oder fettes Erdreich beſſer ſchicke, iſt dieſer Einkauf nicht anzurathen. Im Magdeburgiſchen, Halberſtädtiſchen und andern Gegenden gebrauchet man keinen andern Saamen, als den man ſelbſt erzogen hat. Und es iſt kein Zweifel, daß man dieſes auch bey uns nachahmen, und guten, zur Ausſaat tüchtigen Saamen erzeugen könne, wenn man nur den Saamen auf dem Stängel zu ſeiner völligen Reife kommen laſſen wollte. Wir haben zwar oben geſagt, daß das Ausraufen des Flachſes vor der völligen Reife geſchehen ſoll. Allein dieſes ſoll in Holland nicht beobachtet werden, vielmehr ſoll man daſelbſt zu Batiſt und anderer feiner Leinewand die Pflanze ſo lange ſtehen laſſen, bis der Saame völlig reif iſt. Wir merken noch an, wie einige behaupten, daß ganz friſcher, von dem letzten Zuwachſe genommener Leinſaame bey weiten nicht einen ſo guten Flachs geben ſoll, als der geruhete und überjährige. Sonderlich pfleget der Leinſaame, wenn er alle Jahre ſo friſch, als er eingeerndet worden, wieder ausgeſäet wird, gar bald auszuarten. Der beſte Rigaer Leinſaame verläßt, wenn man ſolchen zwey bis drey Jahre ohne Ruhe hinter einander ſäet, ſeine Art dergeſtalt, daß man ihn zuletzt von dem gemeinen kurzartigen Landflachſe wenig mehr unterſcheiden kann. Läßt man aber den gemeinen Lein ein Jahr über ruhen, ſo kann man ſich nicht allein eine weit reichere Erndte verſprechen, ſondern es wird auch derſelbe ſeine natürliche Art und

Eigen-

Eigenſchaft weit länger behalten. Doch muß man ſolchen in den Hülſen oder Knoten liegen, und nur erſt kurz zuvor, wenn er geſäet werden ſoll, dreſchen und zur Ausſaat reinigen laſſen.

Die zwote Art, oder der Sibiriſche Lein wird gleichfalls zum Anbau empfohlen, und von einigen der gemeinen Art vorgezogen. Da die Wurzel einige Jahre dauert, ſelbige unſere Winter aushält, die zarten Schößlinge den Winter über grünen, aus einer Wurzel viele Stängel aufſchießen, und dieſe höher, als bey der gemeinen Art, erwachſen, und die daraus bereiteten Fäden eben ſo ſtark, wo nicht ſtärker ſind, auch überdieß in einem ſandigen Erdreiche gut fortkömmt, ſo könnte man leicht bewogen werden, die gemeine Art abzuſchaffen. Da aber dieſes, aller Empfehlung ohngeachtet, bisher unterblieben, ſo muß man doch ſeinen Vortheil dabey nicht gefunden haben. In hieſigen Gärten ſind die Stöcke im Winter mehrmals ausgegangen. Eine andere Unbequemlichkeit beſteht darinnen, daß die Stängel ungleich wachſen, und nicht zu einer Zeit reif werden, daher man ſolche weder raufen noch abmähen kann; die Stängel aber einzeln, wie ſie zur Reife gelangen, abzuſchneiden, würde zu viel Mühe erfodern. Es wird dieſes ungleiche Wachsthum nicht allein, wie einige vorgeben wollen, im erſten Jahre geſchehen, ſondern auch in den folgenden, wenn die Wurzel ſich auch ſchon mehr beſtocket. Die Stängel dieſer Art geben allemal einen groben Faden und grobe Leinwand.

Der Leinſaame wird nicht allein zur neuen Ausſaat gebrauchet, ſondern auch von den Hauswirthen, Künſtlern und Aerzten auf mancherley Weiſe genutzet. Es giebt derſelbe, wenn er im Waſſer eingeweichet wird, viel Schleim, und wenn man ſolchen preſſet, viel Oel. Da das ſchleimichte Weſen ſich im Waſſer auflöſet, und eine lindernde, ſchmerzſtillende, erweichende, und die Schärfe einwickelnde Eigenſchaft beſitzt, pflegen die Aerzte dergleichen Tränke bey dem Brennen des Urins und Steinſchmerzen, bey dem Huſten, Seitenſtechfieber, rothen Ruhr u. ſ. f. öfters innerlich, mehr aber in Clyſtiren wider das Bauchweh, rothe Ruhr, den Stuhlzwang und andere Krankheiten zu verordnen. Weil die daraus bereiteten Tränke dem Magen leicht beſchwerlich fallen, pflegen einige den Saamen auf dem warmen Ofen zu trocknen, oder gelinde zu röſten, hernach zu zerſtoßen, kochendes Waſſer darauf zu gießen, und dieſen Thee bey jetzt erwähnten Zufällen, auch bey der Lungenſucht zu trinken. Man ſtößt auch die Saamen ohne

ſolche zu röſten, und bereitet daraus ein Mehl, farina Lini, welches als ein erweichendes Mittel äußerlich gebrauchet, und entweder allein, oder mit Fönugräcſaamen, Meliloten, Habergrütze und andern gleich wirkenden Mitteln vermiſchet, in Waſſer oder Milch zu einem dicken Brey eingekochet und als ein warmer Umſchlag auf diejenigen Theile geleget wird, wo verhärtete oder entzündete Beulen zu erweichen, oder krämpfichte Spannungen zu beſänftigen. Aus den zerſtoßenen Saamen preſſet man auch das bekannte Leinöl, welches zwar mit andern ausgepreßten Oelen, als dem Baumöle, gleiche Eigenſchaften hat, und zu Clyſtiren, erweichenden Salben und dergleichen gebrauchet wird, jedoch von andern ſolchen Oelen wirklich unterſchieden iſt; es ſcheint etwas harzichtes mit dem öhlichten vermiſchet, zu beſitzen. Es beſitzt ſolches eine heilende und balſamiſche Kraft, und wird äußerlich als ein erweichendes Mittel bey mancherley Zufällen, ſonderlich bey der ſchmerzhaften güldenen Ader und bey Brandſchäden gebrauchet, und innerlich den Lungenſüchtigen, zumal wenn das Blutſpeyen ſich einfindet, als ein kräftiges Mittel empfohlen, wie wir aus vielfacher Erfahrung verſichern. Es wird zwar öfters das Oel, täglich zu einem und zween Löffeln getrunken, dem Magen noch mehr, als die aus den ganzen Saamen bereiteten Tränke, zur Laſt fallen; da aber die meiſten Lungenſüchtigen noch guten Appetit und hinlängliche Verdauungskräfte haben, werden dieſe ſelten von dem Genuſſe des Oeles einige Beſchwerlichkeit empfinden; zumal wenn man, wie es wegen des innerlichen Gebrauchs nöthig iſt, friſches und kalt, nicht aber durch Hülfe des Feuers warm ausgepreßtes Oel hierzu erwählet. Wenn man im Nothfalle altes und unangenehm ſchmeckendes gebrauchen müßte, kann man ſolches mit lauen Waſſer in einer großen gläſernen Flaſche fleißig herumſchwenken, und das Waſſer zum öftern verändern, bis der unangenehme Geruch und Geſchmack ſich verlohren. Es wird dieſes Oel auch gar öfters ſtatt der Butter mit Brod gegeſſen, und zu verſchiedenen Speiſen gebrauchet, vornehmlich Pfannkuchen und ander Backwerk damit bereitet, auch von den Malern und andern Künſtlern gebrauchet. Es trocknet geſchwinder, als ander Oel, und giebt den beſten Oelfirniß, und wird zu denjenigen Kütten gebrauchet, welche im Waſſer ausdauern. Was von den Saamen, nachdem das Oel ausgepreſſet iſt, übrig bleibt, nennt man Oel- oder Leinkuchen, welche als Futter für das Vieh gebrauchet, auch zerſtoßen und in Milch gekochet,

gekochet, bey den eingeſchloſſenen Brüchen äußerlich aufgeleget werden. Wenn man dieſe Leinkuchen wieder zerſtößt und das Pulver mit Waſſer anfeuchtet, erhält man einen Kütt oder Lutum, womit man in der Chymie die Gläſer und andere Gefäße verſchmieren und verbinden kann. Dieſer Kütt iſt beſſer und reinlicher, als ein anderer Kleiſter, und kann auch mehrmals wieder gebrauchet werden. Die Scheben mit Lehm vermiſchet, geben dieſem eine mehr bindende Kraft, und man kann ſich deſſen nützlich bedienen, die Ziegeldächer inwärts damit zu beſchmieren, um den Durchgang des Schnees und Regens zu verhindern. Ein dergleichen Ueberzug iſt beſſer und dauerhafter, als wenn die Ziegel in Kalk geleget werden.

Leinahre.

S. Ahornbaum.

Leinbaum.

S. Ahornbaum und Fichte.

Leindotter.

S. Dotter.

Leinfiſch.

Leinfiſch, wird auch bey uns, nach dem Richter, die Schleye, Tinca, wegen ihrer gold- und leingrünen Farbe, genannt, wie ihn denn auch die Wenden Lin, und die Schweden Linnare, nennen, ſ. unſere Artikel, Brachsem, I. S. 935. weil er bey dem Klein Brame, 6. iſt, und Karpfen, Th. IV. S. 403. unter welches Geſchlecht Artedi und Linnäus ihn aufgenommen.

Leinkraut.

S. Frauenflachs, Goldenhaar und Theſium.

Leiſte. S. Weißauge.

Leiter.

Leiter der Fiſche, werden ſonſt auch Führer, Könige und Königinnen, der Fiſche genannt. ſ. unſern Artikel, Könige, Th. IV. S. 656. welchem noch beyzufügen, daß Kleins neunter Pamuchel, Callarias barbatus, 9. zu deutſch, auch Dwerg-Dorſch, Krumſteet, vorzüglich aber Leitfiſch, genannt werde, dux reliquorum Aſellorum, ein Leiter und Heerführer der Stockfiſche, der, wenn er zuerſt mit gefangen worden, einen reichen Zug verſpreche. ſ. unſern Artikel Pamuchel.

Leiter der Wallfiſche, Muſculus, Myſticetus, der gemeine Wallfiſch des Gesners, S. 99. b. nach Müllern der grönländiſche Wallfiſch, Balaena myſticetus, Linn. gen. 38. ſp. 1. Balaena vulgaris edentula, 1. ſeu Balaena vera Zorgdrageri; Myſticetus Ariſtotelis. Von ſelbigem ſingt Oppianus, *Halieut.*

eut. V. 67. ſehr ſchön, und Claudianus in *Eutropium* II. 425. folget ihm mit gleichen Schritten:

Sic ruit in rupes, amiſſo piſce, ſodali,
Bellua, ſulcandas qui praeuius edocet vndas,
Immenſumque pecus paruae moderamine caudae,
Temperat, et tanto coniungit foedera monſtro.

Leitfiſch.

Schiffsleiter, Schiffgeſell, Pompilus, nach dem Gesner S. 60.a. und b. und Richter, S. 279. Der Leitfiſch, Pompilus, begleitet die Fiſcher, und, wenn das Schiff dem Lande nahe kömmt, ſchlagen ſie alle aus einander, wenn auch das Volk noch keine Ufer ſieht; warum? Je näher der Fiſch dem Lande kömmt, jemehr empfindet er Veränderung des Waſſers, der warmen und ſüßen Ströhme, daher es von dem Leitfiſche heißt: Per te diuinant tranquillas aequoris auras. Er iſt Coryphaena, 3. Artedi, ſyn. p. 29. und Coryphaena Pompilus, Linn. gen. 158. ſp. 5. Müllers geſtreifter Stutzkopf, ſ. unſern folgenden Artikel, Stutzkopf.

Leitgeiſter.

Leitgeiſter oder Geiſterleiter, zu Danzig, Leuciſcus, 7. Kleinii. ein Schwaal; ſ. unſern Artikel, Geiſtersleiter, Th. III. S. 313. und Schwaal.

Leitharl.

S. Flachsſeide.

Lemniſche Erde.

Terra Lemnia, iſt eine Bolusart, ſo ganz fein und zart iſt und eine Fleiſchfarbe hat. Den Namen hat ſie von der Inſel Lemnus bekommen, woher ſie zuerſt ſoll gebracht worden ſeyn. Man hat vor dieſem ſehr viel in der Heilkunſt auf dieſe Erde gehalten, und ihr beſondere und große Heilkräfte zugeſchrieben, und um den Betrug zu vermeiden, auf dieſelbe ein Siegel mit einem halben Monde, oder drey Sternen, oder mit türkiſcher Schrift gedrücket. Daher ſie auch einen Platz unter den ſo genannten Siegelerden bekommen, welche meiſtentheils feine und zarte Boluserden ſind, welche geſchlemmt, in cylindriſche Kuchen gebracht, geſiegelt und nachmals geſiegelte Erden oder Siegelerden genannt werden. Jetzt iſt der Ruf von der Lemniſchen und andern Siegelerden nicht mehr ſo groß; indem man wahrgenommen, daß andere feine Bolusarten eben den Nutzen haben, welchen die Lemniſche Erde leiſten ſoll.

Leming.

Mus Lemmus Linn. Eine norwegiſche

wegiſche Maus, die auch Lemmender und Lummik genannt wird. Sie hat ſo ziemlich die Geſtalt einer gemeinen Maus, nur iſt ſie etwas grӧßer, auch anders gezeichnet und mit einem viel kürzern Schwanze verſehen. Die Füße ſind fünfzehig und ſehr kurz. Die Länge des Kӧrpers beträgt ohngefähr fünf Zoll. Der Kopf iſt oben gelblicht, vorn aber ſchwarz, ſo wie der Hals und die Schultern; der übrige Leib hat eine rӧthliche Grundfarbe und iſt mit einigen ſchwarzen Flecken von verſchiedener Figur beſetzet. Der Unterleib iſt gelblich weiß. Der Schwanz iſt nur einen halben Zoll lang und mit ſchwärzlich gelben Haaren bewachſen. Um die Schnauze ſtehen verſchiedene ſteife Haare, von denen einige länger und ſtärker ſind, als die übrigen. Die Oberlefze iſt, wie bey den Eichhӧrnchen, geſpalten. In jedem Kiefer befinden ſich zween lange, ſpitzige und etwas krumme Schneidezähne nebſt drey Backenzähnen auf jeder Seite.

Der gewӧhnliche Aufenthalt dieſer Thiere, welche, wie die Maulwürfe, in aufgeworfenen Hӧhlen wohnen, ſind die Gebirge von Norwegen und Lappland. In gewiſſen Jahren aber, wenn ſie nämlich ihrer großen Menge wegen nicht hinlängliche Nahrung in ihrem Vaterlande finden, ziehen ſie heerdenweiſe von einem Orte zum andern. Sie ſollen allemal ihren Zug in gerader Linie fortſetzen, ſo daß ſie lieber durch das Waſſer ſchwimmen und über die ihnen im Wege liegenden Schiffe klettern, als daß ſie ihre Richtung ändern. Sie belfern beynahe wie die kleinen Hunde. Sie ſind überaus herzhaft und flüchten nicht, wenn ſie Menſchen erblicken. Wenn man ſie mit einem Stocke ſchlägt, ſo fahren ſie nach demſelben zu und faſſen ihn mit den Zähnen ſo feſt, daß man ſie damit in die Hӧhe heben kann. Sie erſcheinen bisweilen in ſo großer Anzahl, daß dadurch oft die fürchterlichſten Verwüſtungen angerichtet werden. Sie verheeren nicht nur die Gärten und beſäeten Felder, ſondern auch die Wieſen. Sie beißen das Getraide bis an die Wurzel ab und laſſen nichts übrig. Es ſcheint auch, daß ſie die Gewächſe durch ihr Nagen vergiften, weil die Weide auf denjenigen Plätzen, über welche ihr Zug gegangen iſt, dem Viehe tӧdtlich wird. Doch haben ſie das Beſondere an ſich, daß ſie niemals in die Häuſer oder Hütten kommen. Die gemeinen Leute in Norwegen glauben, daß dieſe Mäuſe vom Himmel regnen. Mit ihrem Untergange geht es eben ſo ſchnell zu, als mit ihrem Hervorkommen. Sie ſterben gemeiniglich, wenn das neue Gras erſcheint. Die Hermeline und

Füchſe helfen ihren Untergang beſchleunigen. Bisweilen tödten ſie einander auch ſelbſt, vornehmlich alsdenn, wenn es ihnen an Futter mangelt.

Das Fell kann, ohngeachtet der Schönheit und Feinheit der Haare zu Pelzwerk nicht gebrauchet werden.

Lenden.

Lumbi. ſ. Regio lumbaris. Hierunter verſteht man eigentlich die ganze Gegend am hintern Theile des Leibes oder des Rückens, welche ſich von den letzten Rückenwirbeln an bis zu den Creuzknochen erſtrecket, und folglich ſämmtliche Lendenwirbel in ſich faſſet.

Lendenkraut.

S. Grindkraut.

Lenne.

S. Ahornbaum.

Lenock.

Salmo Lenok, eine Art von Lachsforellen nach dem Pallas. ſ. die Mülleriſchen Beyträge in den Supplementen, S. 208. und unſern folgenden Artikel, Salmen.

Lenzblume.

S. Menderle.

Leopard. S. Parder.

Leopard, S. auch Tieger und Tute.

Leopardenwurzel.

S. Ranuncel.

Lepaden.

S. Meereichel.

Lepidotus.

Lepidotus in Egypten, davon die Alten ſo viel gemachet; Richter; nämlich Cyprinus, λεπιδωτός, nicht aber Cyprianus; der, nach dem Athenäus Deipnoſ. VII. 17. unter die berühmteſten Fiſche des Nilſtromes gehöret hat. Da er von ſeinen großen Schuppen den Beynamen bekommen, ſcheint er dem Spiegelkarpfen ähnlich zu ſeyn.

Lerche.

Alauda, begreift ein eigenes Vogelgeſchlecht unter ſich, welches Herr Klein unter die große Claſſe der Vögel bringt, die vorn drey Zähen und hinten einen haben. Herr Linnäus ſetzet das Geſchlecht unter dem allgemeinen Namen der Sperlinge. Die Lerchen haben zu ihren Characteren: dünne pfriemartige Schnäbel und ſtumpfe Schneiden, die Kinnladen gleich lang, hinten etwas unterwärts von einander abſtehend, die Zunge nicht bey allen geſpalten; das eigentliche Geſchlechtszeichen aber iſt der ſehr lang ausgeſtreckte

ſtreckte Nagel der hinterſten Zähe, den Vogelſtellern Sporn genannt. Bevor ich die Arten der Lerchen, die bey den Schriftſtellern vorkommen, namhaft mache, will ich kürzlich eine Beſchreibung unſrer gemeinen Feld- und Sanglerche geben. Kopf, Rücken und Schwanz ſind ſchwarzbräunlich und erdfarben, mit ſchwärzlichen Streifen vermiſchet, Kehle und Bruſt dunkelweiß mit ſchwarzbraunen Streifen, die gegen den Bauch zu gelblich fallen. Schwanz lang und gabelförmig, dunkelbraun, die zwey äußerſten Federn mit weißen Spiegeln. Die braunen Füße proportionirlich, ſtark und hoch; am hinterſten Zähe die lange ſpitzige Klaue oder der Sporn. An den Flügeln lange Schwingfedern; beſonders ſind die drey, welche zunächſt am Leibe anliegen, ſehr breit, lang und ſpitzig und machen gleichſam einen eigenen kleinen Flügel aus. Dies dienet dem Vogel zum beſſern Fliegen, und zum Schutze der übrigen Flügelfedern gegen die Näſſe. Dieſe Art brütet in den Korn- und Brachfeldern, auf den Wieſen und Heiden; ihr Neſt iſt ein rundes Loch in die Erde, mit dürrem Graſe ausgeleget. Sie hat drey bis vier Eyer, größer als des Feldſperlings ſeine, durchgehends mit dunkelbraunen Striemen, doch am ſtumpfen Ende dichter, marmorartig überzogen. Die Jungen bleiben nicht lange im Neſte, ſondern laufen mit den alten hie und da herum, und werden von dieſen, bis ſie ſich helfen, gefüttert. Die Lerchen freſſen Würmer, Ameiſeneyer, allerley Geſäme und Grünes. Sie kommen ſehr zeitig im Frühlinge an, und ziehen im Herbſte am ſpäteſten fort. Beydemal ſind ſie gemeiniglich ſehr fett. Das Männchen iſt an Rücken und Bruſt viel dunkler, auch größer und anſehnlicher, als das Weibchen, hat dabey noch einen weißlichen Ring von den Kinnbacken gegen den Nacken zu. Die Feldlerche ſingt ſowohl im Sitzen als Fliegen, und hält mehrentheils einen ganz ſenkrechten Flug auf- und niederwärts in der Luft. Die Heide- Waldlerche, alauda dumetorum, ſyluarum, iſt etwas kleiner als die Feldlerche, liebet die Gehölze, ſonderlich die Schwarzhölzer auf Bergen, worinn ſie auf dem Erdboden, wie jene, unter kleinen Sträuchen, unter Fichten- Wachholder- und Föhrenſträuchern brütet. Ihr Bräunliches iſt mehr mit Weißen geflecket, als bey der Feldlerche. Der Kopf hat über den Augen und am Genicke eine Einfaſſung mit weißen Federchen. Der Schwanz kurz, oben mit hellbraun, unten weißlich; die Schwanzfedern faſt alle mit weißen Spiegeln und Tüpfeln. Gegen den Herbſt fällt ſie auf die Getraidefelder, und ſuchet da

da Körner und anderes Geſäme. Sie ſingt noch im Herbſte, wenn ſie ſich gemauſtert, und hat eine angenehme Weiſe, läßt ſich auch ſogar bey hellen Nächten hören. Im Fliegen machet ſie weitere Kreiſe, als die Feldlerche. Noch eine gemeine Lerchenart iſt die Kothlerche, Wegelerche, vom Zorn Braachlerche genannt, die wegen ihrer Kothfarbe, oder auch, weil ſie ſich meiſtens an kothigen Feldwegen aufhält, den Namen führet. Ihre Farbe iſt am Kopf und Rücken mehr fahl, als der Feldlerchen ihre, iſt aber an der Bruſt weniger ſchwärzlich. Sie hat den längſten Schwanz, und denſelben beweglich; die Füße ſind weißlich. Sie hält ſich in weiten Feldern auf, und zwar neben den Wegen und Rainen, wo ſie auch ihr Neſt machet. Ihre Stimme kömmt einigermaßen der Feldlerche bey; doch iſt es kein ordentlicher Geſang, ſondern mehr ein Locken und ein abgeſetztes Geſchrey. Sie kömmt zu Ende Aprils an, und zieht erſt im ſpäten Herbſte weg. Der Fang der Lerchen auf verſchiedene Art, vornehmlich mit Netzen und Nachtgarnen, iſt bekannt, wie auch der große Gebrauch, der von ihnen im menſchlichen Leben gemachet wird. Zu den Arten kann man nun folgende rechnen. 1) Ackerlerche, Himmelslerche, Sauglerche, Feldlerche, alauda coelipeta, aruenſis. Die zwo äußerſten Schwanzfedern, an der Außenſeite weiß; die mittelſte an der Innenſeite roſtfarbig; der Schnabel etwas gelblich, die Füße graulicht; ihre Sporen die längſten. 2) Wieſenlerche, Braachlerche, alauda pratorum, noualium; die zwo äußern Schwanzfedern nach außen zu weiß, und ein dergleichen Streif über den Augen. Scheint eine Varietät der Himmels- oder Ackerlerche zu ſeyn. 3) Baumlerche, alauda arborea; mit einem runden weißen Streife um den Kopf; die kleinſte unter den Lerchen mit ſchwarzen Füßen. Iſt in Europa. 4) Raſenlerche, Graslerche, alauda campeſtris; mit braunen Schwanzfedern, an der unterſten Hälfte weiß, die zwo mittelſten ausgenommen, Bruſt und Kehle gelblich; auch in Europa. 5) Picker, Hacker, alauda triuialis, mit braunen Schwanzfedern, die äußerſten halb weiß, die zwote an der Spitze weiß auslaufend, ein doppelter weißer Streifen auf den Flügeln. Hält ſich im nördlichen Europa auf. 6) Gehaubte Lerche, Haidelerche, Kobellerche, Koth- Wegelerche, alauda criſtata, viarum; mit ſchwarzen Schwanzfedern, die zwo äußerſten am Rande weiß; auf dem Kopfe ein Schopf, den ſie in die Höhe heben kann; hält ſich bey uns den Winter über unter den Goldammern und Sperlingen auf,

vor

vor den Viehſtällen und Scheunen, und ſonſt an den Landwegen vor den Dörfern. 7) Rothflügel, alauda alis fuſcis; an Farbe grau mit einem blaſſen Schopfe und braunen Streife, Flügel oben roth, Kehle weiß mit ſchwarzen Streifen, die obern Schwingfedern weißlich. Iſt auch in Europa. 8) Lerche mit weißem Bauche; an Farbe grau, braunem Schopfe, ſchwarz gepickelt, weißer Bauch. In Europa. 9) Spinolet, ſpinoletta; Lerche mit braunen Schwanzfedern, die zwo äußern ſchräg über zur Hälfte weiß. In Italien. 10) Lerche vom Cap, capenſis alauda; die drey Seitenſchwanzfedern an der Spitze weiß, Kehle gelb, ſchwarz geråndert, Wimpern und Bürzel gelb. Auf dem Cap. 11) Senegalſche Lerche; braun, am Bauche weiß, abhängender Schopf, äußere Schwanzfedern weiß, die mittlern ſchwarz, die übrigen braun. Auf der Küſte von Senegal. 13) Kalander, calandra; die beyden äußerſten Schwanzfedern ganz weiß, die zwote und dritte an der Spitze eben ſo, ein brauner Streifen auf der Bruſt. 13) Gelbbärtige nordiſche Schneelerche, alauda hiberna; Schnabel ſchwarz mit einer ſchwarzen Linie unter den Augen bis auf die Backen, die Augen mit gelben Federn beſetzet, Kehle citrongelb, Bruſt mit einem ſchwarzen halbmondförmigen Fleck verſehen, Bauch bis unter den halben Schwanz weiß, Rücken lichtbraun, Füße grau mit langen Sporen. 14) Gekragte Lerche; alle Schwanzfedern braun, Augenlieder weiß, ſchwarzer Streifen, wie ein Kragen um den Hals. 15) Braunbrüſtige Lerche; braun von Farbe, unten etwas bleicher, an der Bruſt ein hochbrauner Fleck. In Europa. 16) Amerikaniſche Lerche, alpeſtris alauda; die Schwanzfedern zur Hälfte weiß, Kehle gelb, ein ſchwarzer Bandſtreifen unter den Augen und um die Bruſt. In Nordamerika. 17) Große Lerche, Dubbellerche, hat eine vorzügliche Größe. Der ganze Unterleib gelb, Bruſt mit einem ſchwarzen, breiten, krummen Gürtel wie ein Hufeiſen, gezeichnet, die drey Seitenſchwanzfedern weiß, trägt den Schwanz hoch, und ſingt Melodeyen; in Afrika und Amerika. 18) Droßellerche; braun, unten weiß, Bruſt und Kehle gelb mit halbrunden, mondförmigen Flecken, an den Schwanzfedern läuft der Schaft ſpitzig aus; Büffon nennt ſie Calandrotte. Man hat auch etliche Arten im aſiatiſchen Rußlande neuerlich gefunden, und im Catalogo auium petrop. finden ſich p. 376. noch unterſchiedliche geöhrte Lerchen, alaudae auritae, gelarvte tunguſiſche Lerche, und andere. Es kann aber immer ſeyn, daß einige der

der angegebenen Arten nur Mannichfaltigkeiten von einer und eben derſelben Art ſind. Von der Amerikaniſchen Lerche iſt überhaupt zu bemerken, daß ſie durchgängig größer, als die europäiſche ausfällt, vermuthlich von der Wärme des Clima. Ihr Schnabel iſt auch größer und länger, und auf dem Kopfe hat ſie jederzeit einen kleinen Federbuſch. Ihre Federn ſind weniger geflecket, fallen ganz grau, und gar nicht von der ſanften Schönheit unſerer europäiſchen Lerchen. Ihr Hals hergegen iſt mit einem ſchönen Ringe gezieret, wodurch ſie ſich von den übrigen ihrer Art unterſcheidet. Sie hält ſich in dortigen Ländern mehrentheils an den Seeufern auf. Endlich ſo hat man auch in den europäiſchen Nordländern ganz weiße Lerchen gefunden, dergleichen etlicher Herr Pontoppidan, in Seeland gefangen, gedenkt.

Lerche, Meerlerche, Alauda, gehaubte und ungehaubte Lerche, Alauda criſtata et non criſtata; Schleimlerche, die Richter angeführet, gehören nach dem Vorgange des Artedi, zu dem 155. Geſchlechte des Linnäus, welches Müller Rotzfiſche genennet. ſ. daher in folgenden unſern Artikel, Rotzfiſche.

Lerchea.

Dieſer Name erinnert uns an Herrn Dr. Joh. Lerche, welcher die Pflanzen um Aſtracan aufgeſuchet, und ſelbige Herrn v. Linne mitgetheilet hat. Die Herrn von Haller, in dem Verzeichniſſe der Göttingiſchen Pflanzen, und von Linne haben zwey verſchiedene Geſchlechter damit beleget. Hr. von Hallers Lerchea iſt vom Ritter Linne mit dem Salzkraute vereiniget worden. Die Linnäiſche Lerchea hat einen röhrenförmigen, fünffach eingekerbten Kelch; ein trichterförmiges, fünffach eingeſchnittenes Blumenblatt; fünf Staubbeutel, welche auf den verwachſenen und eine, auf dem Fruchtkeime ſitzende, Röhre vorſtellenden Fäden ruhen, und einen Griffel mit zween oder drey ſtumpfen Staubwegen. Das Saamenbehältniß zeiget zwey oder drey Fächer. Die Blüthen ſtellen eine dünne, ſehr lange Aehre vor.

Lerchenbaum.

Lerchendamm, Leertanne, Lierbaum, Lorchbaum, Rothbaum, Brechtanne, Schönebaum, Larix. Daß Tournefort und auch einige neuere Schriftſteller den Lerchenbaum als ein eigenes Geſchlecht vorgetragen, andere aber mit dem Herrn Linne dieſen mit der Fichte und Tanne vereiniget, und in wieferne dieſe Bäume mit einander übereinkommen, oder von einander unterſchieden ſind, haben

haben wir bey der *Fichte* bereits angemerket. Wir wiederholen nur, wie die zween bey einander liegenden Saamen bey dem Lerchenbaume und der Tanne von einer zweyfachen, bey der Fichte aber nur von einer Schuppe bedecket werden, und daher, wenn dieſes Unterſcheidungszeichen, wie Herr Trew anzurathen ſcheint, einige Achtung verdienen ſollte, und man die Geſchlechter daraus beſtimmen wollte, der Lerchenbaum mit der Tanne, Abies, vereiniget werden müßte, wie Böhmer in den Ludwigſchen Definitionen auch gethan hat. Hr. von Haller hat in der erſten Ausgabe der Schweizeriſchen Pflanzengeſchichte die drey Tourneforttiſchen Geſchlechter beybehalten, in der neuen aber iſt ſelbiger Hrn. von Linné gefolget. In dem Verzeichniſſe der Göttingiſchen Pflanzen vereiniget derſelbe den Lerchenbaum mit der Tanne, und führet die Fichte beſonders an. Wenn man den Unterſchied der Geſchlechter nicht von der Blüthe und Frucht entlehnen müßte, würde der Lerchenbaum von den verwandten leicht abgeſondert werden können, indem dieſer nicht immergrünend, ſondern den Winter über kahl iſt, und jedes Frühjahr neue Nadeln hervortreibt. Herr von Linné hat auch in der neueſten Murrayiſchen Ausgabe nur eine, Herr dü Roi aber zwo, wirklich verſchiedene Arten des eigentlich ſo genannten Lerchenbaumes angeführet. Außer dem gemeinen finden wir auch den ſchwarzen Nordamerikaniſchen. Um den Unterſchied genauer zu beſtimmen, nennen wir den erſten

1) den europäiſchen Lerchenbaum; wenn man aber ſelbigen mit den Fichtenarten vereinigen wollte, könnte man ſelbigen die Fichte mit abfallenden Blätterbüſcheln nennen, Pinus Larix Linn. Dieſer wächſt in Böhmen, Schleſien, Ungarn, Tyrol, der Schweiz, Frankreich, Sibirien auf erhabenen Gegenden, ſelten in der Ebene. Der Stamm iſt gerade, ſchlank, und wächſt nach Beſchaffenheit des Bodens in einem Jahre öfters vier bis fünf Fuß, folglich iſt er eben ſo ſchnellwüchſig, als Tannen und Fichten. Die Aeſte hängen über einander, und beugen ſich gegen die Erde. Die Rinde iſt dicke, braunroth und bekömmt, wenn der Wuchs ſtark iſt, viele Riſſe. Das Holz iſt hart, braunroth, oder auch rothgelblicht, zuweilen weiß, obgleich ſolches Herr von Haller nicht zugeben will. Geſundes Holz iſt vielleicht niemals weiß; wenn ſolches aber die harzichten Beſtandtheile verlohren, kann es wohl eine fremde Farbe annehmen. Es iſt ſchwerer, als Fichten- und Kiefernholz. Der Splint iſt weiß-

lich. Die Blätter oder Nadeln, zehen, zwölfe, auch mehrere, entſpringen aus einem gemeinſchaftlichen Puncte, machen unter ſich ein Büſchelchen, und dergleichen Büſchel ſitzen rund um die Aeſte herum, ſie ſind hellgrün, ſchmal, ſpitzig, obgleich verſchiedne Schriftſteller ſelbige als ſtumpf beſchreiben, und fallen gegen den Winter ab. Die männlichen Blumen ſind in der Geſtalt eines kleinen zirkelrunden Ballens an einem gemeinſchaftlichen Stiele befeſtiget, und beſtehen aus vielen kleinen Schuppen, deren jede zween gelblichte Staubbeutel führet. Sie treiben zu Ende des Märzes oder im Anfange des Aprils vor dem Ausbruche der Blätter aus den Augen der Blätterbüſchel. Eben dieſes gilt von den weiblichen Blumen, welche an den nämlichen Aeſten neben einander, als kleine länglichte, ſchuppichte Zapfen ſitzen, und theils gelblich, theils röthlich, theils purpurfärbig gefärbet ſind. Sie beſtehen ebenfalls aus kleinen Schuppen, davon die äußerliche länglicht und mit drey Spitzen verſehen iſt, davon die mittlere, als ein feiner Faden, hervorraget, die innerlich geſtellte iſt mehr rundlich. Die Fruchtzapfen werden im October oder November reif, und ſtehen an gebogenen Stielen gerade in die Höhe. Ihre Größe beträgt in der Länge etwas über einen, und die Breite auf einen Zoll. Wenn der Trieb des Baumes ſtark iſt, wachſen aus der Spitze der Zapfen neue Zweige. Die äußerlichen Schuppen dieſer Zapfen ſind länglicht, dreyſpitzig, kürzer als die innern, und haben einen, aus der Mitte hervorragenden feinen Stachel, welcher den ganzen Zapfen rauh machet. Die innern Schuppen ſind ſtumpf und ſehr kurz, ſie werden aber, faſt bis zur Reife des Saamens, immer größer und erhalten eine grüne Farbe. Unter jeder Schuppe des braungelblichten Zapfens liegen zween geflügelte Saamen, welche gegen den Tannen- und Fichtenſaamen klein ſind. Die Zapfen fallen nicht alle Jahre ab, und man findet an einem Aſte alte und junge Zapfen, jene leer, dieſe mit Saamen angefüllet. Wegen der weißen, rothen und röthlichen Blüthen haben einige verſchiedene Sorten dieſes Lerchenbaumes annehmen, und behaupten wollen, wie ſolche beſtändig einerley Farbe zeigten; andere haben ſolche für zufällig gehalten, und den Grund davon in der Stärke und Schwäche des Baumes ſuchen wollen. Miller erwähnet Bäume mit weißen und rothen Blüthen, die ſich nach der Farbe der Blätter von einander unterſcheiden, indem dieſe bey den weißen Blüthen heller, bey den rothen aber dunkler ausfallen. Bäume mit weißen Blüthen haben dem-

demſelben auch niemals ſo ſtark, als die übrigen geſchienen. Hr. Beckmann, in den Verſuchen von der Holzſaat, erwähnet einen weichen und harten Lerchenbaum; bey jenem ſollen die Blüthen anfänglich roth und purpurfärbig ſeyn, endlich aber braun werden; bey dieſem aber anfangs grün, und zuletzt gelblicht erſcheinen. Der weiße ſoll auch die Nadeln zeitiger und ſchon im October, der harte aber erſt in der Mitte des Novembers fallen laſſen. Herr dû Roi iſt auf dieſe Verſchiedenheit beſonders aufmerkſam geweſen, und hat die weiblichen Blüthen oder Zapfen bald weißgelblicht, bald hellroth, bald purpurfärbig bemerket, und zugleich wahrgenommen, wie die Nadeln derjenigen Stämme, welche weißgelblichte Blüthen getragen, in ihrem Baue feiner und von Farbe heller, als bey den übrigen beyden ausgefallen, und ſowohl die Blüthe als der Zapfe kleiner, als bey andern von gleichem Alter geweſen, dabey aber auch bemerket, daß viele dergleichen Bäume nach etlichen Jahren abgeſtorben; daher derſelbe höchſt wahrſcheinlich urtheilet, daß die mehr ſchwache Farbe der Blüthen und Nadeln eine Schwäche des Baumes anzeige. Es iſt demnach dieſe Verſchiedenheit der Blüthe ſowohl als auch des Holzes für unbeſtändig anzunehmen. Hr. dû Hamel will zwar bemerket haben, daß in der Provence weißes und rothes Lerchenholz bey geſunden Stämmen angetroffen werde, und dieſe Verſchiedenheit der Farbe von dem verſchiedenen Alter der Bäume herleiten; Herr dû Roi aber erinnert nicht unbillig, wie dieſes mit gleichem Rechte von ihrer Schwäche abgeleitet werden könne, zumal, nach dû Hamels Berichte, das rothe Holz viel harzreicher als das weiße geweſen iſt.

Der vielfache Nutzen des Lerchenbaumes verdienet alle Achtung, deswegen iſt ſolcher auch bereits in verſchiedenen Gegenden angebauet worden, und es iſt nicht zu zweifeln, daß der Anbau noch weiter vermehret werden dürfte, da der Saame in allerley Arten von Erdreiche fortkömmt, und die daraus erzogenen Stämme ohne viele Wartung gedeihlich wachſen. Jedoch iſt in einem thonichten, kaltgründigen, ſonderlich in naſſen Boden das Wachsthum ſchlechter, als in einem warmen, leichten, mit Sande vermiſchten, auch ſteinichten Erdreiche. Der gute, ſchwere und reife Saame wird im Frühjahre nach Verlauf von vier bis fünf Wochen aufgehen. Im erſten Sommer ſchießen die jungen Bäumchen vier bis fünf Zoll hoch in die Höhe, und behalten in dem erſten Winter ihre, noch nicht zur Vollkommenheit gelangte, Nadeln. Dieſe werden die Kälte vertragen,

und brauchen keine Bedeckung. Sollten durch einen ſtarken Froſt die Stämmchen in die Höhe gezogen, und die Wurzeln loßgemachet worden ſeyn, muß man ſolche mit den Fingern wieder nieder- und das Erdreich feſt andrücken. Will man dergleichen Bäume verpflanzen, ſo werden ſie im dritten Frühjahre ausgehoben, zu welcher Zeit ſie ſchon bis drey Fuß Höhe erreichet haben werden. Am beſten geſchieht dieſes zu Ende des Märzmonaths oder mit Anfange des Aprils. Es ſind beym Ausheben die Wurzeln ſorgfältig zu ſchonen, und wenn die Stämmchen wieder eingeſetzet werden, ſoll man das Erdreich um ſelbige lieber erhöhen als erniedrigen, damit ſich nicht Waſſer und Schnee daſelbſt ſammle, und bey einfallendem Froſte dadurch die jungen Stämmchen Schaden leiden. Es iſt vielleicht dienlich jedes Bäumchen zweymal zu verſetzen. Das erſtemal können ſolche dicht an einander, ohngefähr einen oder zween Fuß von einander gepflanzet werden, damit die jungen Stämme durch ihren engen Stand ſich gegen Wind und Wetter ſelbſt ſchützen, und die Seitenäſte deſto gerader in die Höhe wachſen können; bey dem zweyten Verpflanzen, welches etwa im fünften Jahre geſchehen könnte, ſind ſie wenigſtens vier Fuß weit von einander zu entfernen. Wollte man ſolche acht Fuß weit von einander ſetzen, ſo würden ſolche von den Windſtößen leicht nach einer Seite gebogen werden. Sonſt treibt der Lerchenbaum ſeine Wurzeln tief in das Erdreich, und wird deswegen vom Winde nicht leicht umgeworfen. Das Wachsthum der jungen Stämme kann durch das Wegnehmen der untern Aeſte bis auf die Hälfte des Schaftes vermehret werden, doch ſoll dieſes nicht vor dem zehnten oder zwölften Jahre, auch nur den Winter über geſchehen, damit die harzichten Beſtandtheile nicht auslaufen und dadurch der Wuchs verhindert werde. Bäume, welche ſchon im ſiebenten oder achten Jahre Blüthen treiben, werden dadurch merklich entkräftet, daher Hr. dü Roi angerathen, ſolche, ſonderlich die weiblichen oder kleinen Zapfen mit Behutſamkeit abzubrechen, und verſichert, daß ſich dieſe hierauf durch den friſchen Wuchs gar merklich von andern unterſchieden, an welchen dieſes frühzeitige Fruchttragen nicht verhindert worden; dieſes alles aber gilt nur von einzelnen Pflanzungen. Wer ganze Wälder davon erziehen wollte, kann dergleichen Mühe überhoben ſeyn, indem alsdenn nichts darauf ankömmt, wenn auch eine gute Anzahl Bäumchen verlohren gehen ſollte. Und dieſen Anbau im Großen wollen viele anrathen und behaupten, daß

der

der Lerchenbaum auch bey uns vortheilhafter, als die gemeine Fichte oder Kůfer ſey. Weil der Lerchenbaum im Winter kahl iſt, leidet ſolcher vom Froſte und Glatteiſe wenig; werden die jungen Stämmchen abgebrochen oder ſonſt verſtůmmelt, ſo treiben ſie, wider die Natur des Nadelholzes, aus der Wurzel neue Sprößlinge. Der Wuchs eines jungen Stammes bis zum dritten Jahre geſchieht, nach Hrn. dů Roi Bemerkung, ohngefähr in dieſem Verhältniſſe. Im erſten Jahre wächſt er nur auf drey Zoll lang, im zweyten wird er noch einmal ſo hoch, verdoppelt dabey ſeine Schöße immer mehr und mehr, und im dritten Frůhjahre iſt er zum Verpflanzen ſtark genug. Nach andern Erfahrungen, dergleichen dů Roi viele anfůhret, waren Bäume von ein und dreyßig Jahr Alter ſieben und ſechzig Fuß hoch, und ſiebenzehn Zoll im Durchmeſſer. In einer andern Gegend war ein vier und zwanzigjähriger Baum vierzig Fuß hoch, und im Durchmeſſer dreyzehn und einen halben Zoll ſtark. Eine im gleichen Boden aufgewachſene, eben ſo alte Fichte, betrug in der Höhe nicht über zwey und zwanzig Fuß, und im Durchmeſſer nur ſechs und einen halben Zoll; aus welchen und andern Erfahrungen Hr. dů Roi ſchließt, daß der Stamm eines Lerchenbaumes ein Jahr in das andere gerechnet, zween Fuß Höhe und beynahe einen Fuß Stärke im Umkreiſe erlange. An dieſem ſchnellen Wuchſe wollen jedoch manche zweifeln, von welchen wir nur den Hrn. v. Můnchhauſen und Hrn. v. Haller nennen wollen. Dem letztern ſcheint ſolches deswegen nicht glaublich zu ſeyn, weil die Feſtigkeit des Holzes und ein ſolcher ſchneller Wuchs nicht wohl beyſammen ſeyn können. Auch der Herr Hofrath Gleditſch behauptet, wie der Lerchenbaum, in Anſehung ſeines Wuchſes, eben ſo wenige Wunder zeige, als das ůbrige Nadelholz. Er meldet auch, wie dieſer Baum gegen achtzig Fuß Höhe erreichen könne, jedoch wůrde man dergleichen ſelten, und nur in dicken geſchloſſenen Hölzern antreffen. Daß das Lerchenholz ſchwerer, mithin auch dichter und härter, als Fichten- und Kiefernholz ſey, haben wir bereits angemerkt, und Herr dů Roi aus eingezogenen Nachrichten dieſes auch durch die Kohlen beſtätiget. Das Lerchenholz verhält ſich, nach deſſelben Vorgeben, gegen das Fichtenholz in der Schwere wie 8 zu 7. Die daraus gemachten Kohlen betragen in dem Maaße gegen Fichten und Kiefern $\frac{6}{18}$ mehr, und ſind im Gewichte wiederum gegen Fichtenkohlen wie 8 zu 5, und gegen Kiefernkohlen wie 8 zu 6. Die Lerchenkohlen ſollen auch ein ſtär-

keres Feuer geben. Indeſſen enthält doch der Lerchenbaum mehr wäſſerichte Theile als das Fichtenholz, indem fünf Maaß von dem ölichten Waſſer, welches man bey dem Verkohlen aufſammlet, nur ſieben Loth Pech, hingegen fünftehalb Maaß Waſſer des Fichtenholzes acht Loth Pech gegeben.

Außer dem ſchnellen Wuchſe, beſſ rm Holze und beſſern Kohlen, ſind noch viele andere Umſtände, welche uns den Lerchenbaum ſchätzbar machen. Unter dem Lerchenbaume wächſt häufiges und gutes Gras, indem die kahlen Bäume im Winter dem Schnee und Regen zur Befeuchtung der Erde Raum laſſen. Auch die abfallenden Nadeln ſind weich, verfaulen geſchwinde und geben dem Erdreiche mehrere Düngung als die harzichten Nadeln von andern Bäumen. Wenn die Blätterbüſchel im Frühjahre hervorkommen, haben ſie einen ſehr angenehmen Geruch, und in Ungarn und andern Gegenden pfleget man dergleichen Aeſte in die Stuben zu ſetzen, ſo wie dieſes bey uns mit den Birken zu geſchehen pfleget. Die Saamen gleichen am Geſchmacke den Pinichen, und die Vögel, ſonderlich die Maiſen, ſuchen ſolche begierig auf, und wiſſen ſolche mit beſonderer Geſchicklichkeit zwiſchen den Schuppen heraus zu holen, indem ſie die Zapfen zwiſchen die ſchuppichte Rinde des Stammes zwingen, und alsdenn durch das öftere Hacken mit dem Schnabel die Schuppen löſen. Plinius und Vitruvius glaubten, daß dieſes Holz unverbrennlich ſey, oder vielmehr, daß es gar nicht brenne. Es iſt aber längſt bekannt, wie dieſes ſich vortrefflich zu Brennholze und Kohlen ſchicke, auch überdieß vorzüglich zum Bauen nützlich zu gebrauchen ſey. Es dauert lange in der Erde, im Waſſer und in der Luft, wird auch nicht leicht von Würmern angefreſſen, deswegen auch die Italieniſchen Maler ſelbiges vorzüglich zu erwählen pflegen. Die großen Stämme dienen zu Maſten und zum Schiffbau und die Anwohner der Genferſee ziehen es dazu, wie Herr von Haller meldet, allen übrigen Holzarten vor. Im Waſſer dauert es vorzüglich lange und Gmelin in der Flor. Sibir. behauptet, daß es darinne eine beynahe ſteinartige Härte erhalte. Es ſoll mit der Zeit eine ganz ſchwarze Farbe erhalten, wenn es viele Jahre von Feuchtigkeiten umgeben worden. Man empfiehlt es vorzüglich zu ſtarken Mühlwellen, und in Sibirien werden daraus die tauglichſten Bier- und in der Schweiz die beſten Weinfäſſer verfertiget. Daraus geſchnittene Schindeln ſollen ganze Geſchlechter ausdauern. In Tyrol werden zu aus-

dem untern Boden der Geigen die Breter vom Lerchenholze genommen. Das Holz läßt ſich auch gut poliren, wie Herr dû Roi, gegen Gmelins Vorgeben, beweiſet. Herr Gleditſch will ſolches auch wegen des beſtändig ausſchwitzenden Balſams zu feiner Arbeit, als zum Fourniren und Täfelwerken nicht empfehlen, es müßte denn das Holz mager ſeyn. Einige wollen auch behaupten, wie das Lerchenholz ſich werfe und zu Bretern nicht tauge. Herr Hofrath Gleditſch aber rühmet an ſelbigem dieſe vorzügliche Eigenſchaft, daß es ſich weder verwerfe, noch riſſig werde. Die davon gehauenen Balken tragen, nach neuern Berichten, zehnmal mehr Laſt, als Eichen. Da aber dieſes Holz geſchwinde Feuer fängt und daſſelbe ſtark und lange unterhält, wäre es gefährlich hölzerne Gebäude davon aufzuführen. Doch meldet dû Hamel, wie man ganze Häuſer von dieſem Holze aufführe, welche anfangs ganz weiß wären, in zwey oder drey Jahren aber ſo ſchwarz als Kohlen, und alle Fugen mit Harz, welches die Sonnenhitze aus dem Holze gezogen, verſchloſſen würden. Dieſer Firniß verwahret zwar die Häuſer vor Wind und Regen, machet ſie aber ſehr verbrennlich, deswegen angeordnet worden, ſolche in einer gewiſſen Weite von einander zu erbauen. Die Rinde der jungen Bäume kann, nach dû Hamels Angeben, zum Ledergerben genutzet werden. In Rußland ſollen, wie Herr Hanow Seltenheiten II. Theil 44 S. berichtet, aus der innern Rinde feine weiße Handſchuhe gemachet werden. Die Sibiriſchen Jäger, welche auf Zobel ausgehen, ſchaben die, unter der äußern Rinde befindliche ſaftige ſüße Haut mit dem Meſſer ab, weichen ſolche in warmes Waſſer, vermiſchen ſie mit Mehle, graben dieſen Teig zwölf Stunden lang in Schnee, und erſetzen dadurch, nach Gmelins Berichte, den Mangel des Sauerteiges. Der Lerchenbaum liefert, nach den meiſten Nachrichten, den bekannten Venetianiſchen Terpentin; Gleditſch aber behauptet, daß ſelbiger niemals daraus gezogen worden, obgleich ein flüßiges Harz in ſelbigem ſich aufhalte. S. Terpentin. Außer dem Harze enthält auch der Lerchenbaum ein Gummi. Pallas im zweyten Theile ſeiner Reiſen durch das Ruſſiſche Reich meldet, wie die Rinde und das Holz deſſelben dergeſtalt mit Harz erfüllet ſey, daß der Baum leicht Feuer fange, und man wenig alte Lerchenbäume antreffe, welche nicht durch den Brand des Graſes, womit die Baſchkiren im Frühlinge die Weide bereiten, ergriffen und an der Wurzel auf der einen Seite angebrannt ſind. Und an ſolchen

chen Bäumen wird das, im Waſſer auflösliche, braune, ſonſt dem Arabiſchen ziemlich ähnliche Lerchengummi, das man ſeit einigen Jahren in Rußland unter dem Namen des Orenburgiſchen Gummi kennt, erzeuget. Es iſt der in dem innern Marke des Baumes zurückfließende, zähe Saft, welcher an Stämmen, die bis auf das Mark ausgebrannt ſind, von oben herab tröpfelt, und unter allerley artigen Geſtalten in der ausgehöhlten Brandſtelle des Baumes zu einem wirklichen Gummi gerinnet, und an Farbe immer bräuner wird, jedoch ziemlich durchſichtig bleibt. Der Lerchenbaum enthält alſo ein Harz und ein Gummi, und zwar quillet das Harz nur aus der Rinde und zwiſchen den äußern Holzringen hervor, da hingegen das innere alte Holz das Gummi enthält. Junge Bäume ſollen kein Gummi beſitzen. Dieſes Gummi gebrauchen die Wogulen zum Leimen, auch kauen ſie es, weil es ſüßlich ſchmecket, und die Zähne befeſtigen und rein halten ſoll.

Die ſogenannte Manna von Briancon ſchwitzet auch der Lerchenbaum aus. S. Manna. Bey uns kömmt, wie Herr Gleditſch wahrgenommen, auf den Nadeln bey heißen Sommertagen etwas ſchneeweißes zum Vorſchein, welches weich iſt, und ſich zwiſchen den Fingern zerdrücken läßt, wie die Sahne von der Milch, oder als ein Schimmel von Geſtalt feiner Körner. Es zerfließt aber und vergeht leicht wieder, wenn einige Näſſe dazu kömmt.

Der Lerchenſchwamm iſt als ein unſicheres Purgiermittel bekannt. S. Löcherſchwamm. Endlich berichtet noch Herr Ehrhardt, Pflanzenhiſtorie 7. Band 212. S. wie der Moos, ſo auf dem Lerchenbaume ſich anſetzet, einen ſtarken, den Kopf betäubenden Geruch und reizende Eigenſchaft habe, und als ein Mittel, das Nieſen zu erregen, nützlich ſey.

Außer dieſem bemerken wir noch

2) den Nordamerikaniſchen Lerchenbaum, ſchwarzen Amerikaniſchen Lerchenbaum. Herr von Linne' hat dieſen nicht angeführet; Hr. Gronov aber als eine beſondere Art beſchrieben. Herr du Roi beſchreibt dieſe Art unter dem Namen Pinus Laricina. Er wächſt in dem öſtlichen Jerſey und in Canada. Der Saame iſt über England nach Deutſchland gebracht worden. Die Nadeln ſind etwas dunkler, und mehr ſeladonfärbig, und die Blätterknoſpen beynahe ſchwarz; die Blumen, männliche ſowohl als weibliche, kleiner, und die reif gewordenen gelbbraunen Zapfen haben nur einen halben Zoll Länge und etwas über einen viertheil

theil Zoll Breite. Die Anzahl der Schuppen iſt geringer, und ſie ſelbſt ſind breiter, rundlichter, weniger geſtreifet und dicker, ſie ſtehen auch weiter ab, und bilden einen viel lockern Zapfen. Die geflügelten Saamen ſind ebenfalls kleiner, als bey der gemeinen Art. Es ſcheint, als ob derſelbe niemals zu einer ſolchen Höhe und Stärke gelangen möchte, als der Europäiſche. Dü Hamel meldet, wie dieſe Art ein trocknes Harz liefere, welches auf glühenden Kohlen einen angenehmen Geruch, faſt wie Storax, von ſich gäbe, und für die Rauchfäſſer der nordamerikaniſchen Miſſionarien gebrauchet würde.

Lerchenblume.

S. Primel.

Lerchendamm.

S. Lerchenbaum.

Lerchenklaue.

S. Ritterſporn.

Lerchenſchwamm.

S. Löcherſchwamm.

Lernäa.

S. Riemenwurm.

Letten.

Argilla venarum metallicarum, iſt eigentlich ein bergmänniſches Wort, und bezeichnet diejenige zähe, fette und ſchmierichte Bergart, welche ſich in der Grube zwiſchen dem Geſtein und oft neben den Erzgängen findet. Der Farbe nach iſt der Letten röthlicht und gelblicht, auch weiß, blau und ſchwärzlicht. Der Beſchaffenheit nach iſt der Letten nichts anders als eine thonichte Erde, oder ein Thon, welcher mit einer metalliſchen, gemeiniglich Eiſenerde und auch mit Kalcherde vermiſchet iſt.

Letterholz.

Lignum litteratum, bey den Amerikanern Pira-timinere genannt, iſt ein ſchönes röthlichtes Holz, mit ſchwarzen und purpurfarbenen Adern durchzogen, welche in demſelben, wie in einer aufgeſchnittenen Muſcatennuß, ſpielen, daher es auch öfters Muſcatenholz genannt wird. Den Namen des Letterholzes aber hat es daher erhalten, weil die ſchwarzen und purpurfarbenen Adern öfters wie Buchſtaben anzuſehen ſind; die Franzoſen heißen es Bois de la Chine. Es kommt aber nicht aus China, ſondern aus Amerika, und zwar aus Gujane; einige wollen auch dieſes mit dem Campechenholz für einerley halten. Die Tiſchler gebrauchen es zu ihrer ſchönen eingelaſſenen Arbeit; ſiehe auch Veilchenholz. Der Baum, welcher das Letternholz liefert, wird von Herr Aublet in dem Verzeich-

niſſe der Pflanzen, welche in dem franzöſiſchen Gujane wachſen, beſchrieben und Piratinera Gujanenſis genennet, jedoch noch nicht genau beſtimmet, indem derſelbe nicht angeben können, ob ſolcher männliche und weibliche Blumen auf einem, oder zween verſchiedenen Bäumen trage.

Leuchel.

S. Baurenſenf und Knoblauch.

Leuchte.

S. Seefeder.

Leuchter.

Dieweil eine Art des Geſchlechtes Ceropegia L. unter ſich hangende Blüthdolden mit aufgerichteten Blumen trägt, und hierdurch einige Aehnlichkeit mit einem Armleuchter zeiget, hat man dieſen Namen dem ganzen Geſchlechte beygeleget, obgleich bey den drey übrigen Arten dergleichen Blumenſtand nicht beobachtet wird. Der kleine Kelch iſt in fünf ſpitzige Zähnchen abgetheilet. Das Blumenblatt iſt unterwärts weit und bauchicht, verlängert ſich in eine walzenförmige Röhre, und endiget ſich mit einem kleinen, in fünf ſpitzige, gegen einander gerichtete Einſchnitte getheilten, Rand. Am Boden des Blumenblattes ſitzen fünf kleine, gegen einander gebogene Staubfäden, und der kleine Fruchtkeim trägt zween kurze Griffel oder Staubwege. Die Frucht beſteht aus zwo walzenförmigen, ſpitzigen, ſehr langen und geraden Schoten, welche der Länge nach ſich öffnen, und viele, übereinander gelegte, länglichte, und mit einer weichen Haarcrone beſetzte Saamen enthalten. In unſern Gärten ſind die Arten davon noch gänzlich unbekannt.

Leucoje.

Unter dieſem Namen begreiffen wir nicht allein die eigentlich ſogenannten Pflanzen, ſondern auch die gelben Veilchen oder den Lack, und noch andere, in Anſehung der Blüthe und Frucht wirklich mit einander übereinkommende Arten. Herr Planer nimmt Lackblume zum Geſchlechtsnamen an. Man wird aber eben ſo leicht, oder ſchwerlich die Leucojen unter der Lackblume, als den Lack unter den Leucojen ſuchen. Tournefort hat dieſes vereinigte Geſchlecht Leucojum genannt; Herr von Linne' aber den Geſchlechtsnamen vom Lacke entlehnet, und Cheiranthus gewählet. Leucoje und Lack zeigen vier aufrechtsſtehende, lanzetförmige, ausgehöhlte, abfallende Kelchblätter, davon die beyden mehr äußerlich geſtellten am Boden höckericht ſind; vier creuzweiſe geſtellte, rundlichte Blumenblätter,

ter, deren Nägel mit den Kelchblättchen einerley Länge und einen breitern Rand haben; von den ſechs Staubfäden ſtehen die beyden kürzern an den beyden höckerichten Kelchblättern; die Staubbeutel ſind unterwärts zweyſpaltig, und am ſpitzigen Ende rückwärts gebogen; an den beyden kürzern Staubfäden ſteht eine Honigdrüſe; der Fruchtkeim iſt auf beyden Seiten mit einer Erhebung beſetzet, und trägt einen ganz kurzen Griffel, mit einem zweyſpaltigen dickern Staubwege. An der langen plattgedrückten Schote ſieht man am Ende die beyden Erhebungen bey einigen Arten deutlich, bey andern ſcheinen ſolche zu mangeln; der kurze Griffel mit dem geſpaltenen Staubwege aber iſt bey allen Arten kenntlich wahrzunehmen. Sie öffnet ſich mit zwo Klappen, und enthält in zwey Fächern viele eyförmige, platte, und mit einem beſondern Rande eingefaſſete Saamen. Herr von Linné hat in der Murrayiſchen Ausgabe ſiebenzehn Arten angeführet. Wir bemerken davon

1) die gelbe Leucoje mit eckichten Zweigen, gelbe Veilchen, gelbe Viole, gelbe Nägelein, gelbe Mauerblume, Lack, Flores Keiri oder Cheiri. Cheiranthus Cheiri Linn. wächſt in England, Frankreich, Spanien und der Schweiz auf Mauern und Dächern. Die zarte, fäſerichte Wurzel treibt einen ſchwachen, etliche Fuß hohen, und in eckichte Zweige getheilten Stängel. Die Blätter ſtehen dicht bey einander, doch wechſelsweiſe; ſie haben keinen Stiel, ſind anfangs ſchmal, werden nach und nach breiter, und endigen ſich ſpitzig; der Rand iſt ganz, und die Oberfläche glatt und grünlicht. Die Zweige endigen ſich mit einer gelben Blumenähre; der Kelch iſt gemeiniglich bläulicht gefärbet. Die Größe der Blume und ihre Farbe iſt bey den Stöcken, die man im Garten zieht, ſehr verſchieden. Man findet Stöcke, welche kleine gelbe Blumen in Menge tragen, andere, auch einfache, welche große, prächtige, gelbe, mit einer braunröthlichten Farbe gemiſchte Blumen hervorbringen, welche man ins beſondere die Stangenviole oder den Stangenlack um deßwillen zu nennen pfleget, weil jeder Zweig eine lange Reihe Blumen, in Geſtalt einer Stange hervorbringt. Dieſe Sorte erhält alle Achtung. Man achtet aber auch die Stöcke mit gefüllten Blumen, von welchen es auch zweyerley giebt. Es giebt gelbe gefüllte Stöcke, welche keinen Saamen bringen, und andere, deren gefüllte Blumen reife und vollkommene Schoten tragen. Die letzte Sorte erhält um deßwillen vor der erſten den Vorzug, über-

überdies ſind auch die Blumenblätter anſehnlicher und größer, und gemeiniglich gelb und braunroth gefärbet. Man findet auch Stöcke mit vergoldeten und andere mit verſilberten Blättern. Die Blumen von allen dieſen Sorten geben einen angenehmen ſtarken Geruch von ſich, und beſitzen einen bitterlichen, etwas ſcharfen Geſchmack, daher man ſolche auch in die Apotheken eingeführet hat. Man zählet ſolche zu den zertheilenden, reinigenden und ſchmerzſtillenden Mitteln, hat ſelbige vorzüglich der Gebährmutter gewidmet, und bey verhaltener monathlicher Reinigung, ſchwerer Geburt und zurückgebliebenen Nachgeburt angerathen. Camerarius empfiehlt ſolche auch beym Schlage und der Lähmung, und Herr Schulze in der Streitſchrift von der Gelbſucht, hat die eröffnende Kraft von neuen angeprießen, und Cramer in dem Nürnbergiſchen Commercio dadurch den Mangel der Galle erſetzen wollen. Man hat ſelbige in Wein, Bier oder Waſſer abgekochet. Jetzo überläßt man der Naſe und den Augen die Benutzung dieſer Blumen, unterhält dergleichen Stöcke nur zur Zierde, und machet in der Arzneykunſt davon ſelten oder gar keinen Gebrauch, denn die getrockneten Blumen haben Geruch und Kraft verloren.

2) Die weißblätterichte zweyjährige Leucoje, welſche Viole, graue Leucoje, gemeine Gartenleucoje, Leucojenköniginn, Leucoium hortenſe, Cheiranthus incanus L. wächſt in Spanien am Strande wild, und wird in verſchiedenen Spielarten in unſern Gärten unterhalten. Die Stöcke dauern gemeiniglich nur zwey Jahr; zeigen im erſten Sommer gegen den Herbſt zwar einige Blüthen, welche aber viel häufiger in dem zweeten Frühlinge erſcheinen. Zuweilen dauern die Stöcke, bey mühſamer Wartung, drey Jahr, welche aber alsdenn ſchwach blühen. Die Wurzel beſteht aus ſtarken, weißlichten Faſern. Der Stamm iſt ſtark, faſt ſtrauchartig, treibt viele Seitenzweige, und erreichet die Höhe von ein bis zween Fuß. Die Blätter ſitzen wechſelsweiſe, oder ohne beſtimmte Ordnung, platt auf, ſind lang und ſchmal, lanzetförmig, am Ende ſtumpf, am Rande völlig ganz, zuweilen wellenförmig ausgebogen, und auf der Oberfläche beſtäubet und weißlicht. An dem Ende der Zweige ſtehen lockere Blumenähren. Die Schoten ſind plattgedrücket, und an der Spitze abgeſtutzet. Die Blumen erſcheinen öfters gefüllet, und zeigen verſchiedene Farben, als hochroth, dunkelroth, ziegelroth, Lilla oder blaßroth, hellblau, violetblau, weiß, die erſten

auch mit verſchiedenen Puncten bezeichnet oder piccottirt, welche alle man füglich für Spielarten annehmen kann, obgleich Herr Miller behauptet, auch jeder, der mit der Ausſaat umgeht, ſelbſt wahrnehmen kann, daß die Verwandelung der Blumen durch den Saamen ſelten oder gar nicht geſchehe, und Saamen von rothen oder blauen Stöcken auch wieder dergleichen blaue und rothe Stöcke liefere. Hiervon und der Wartung wollen wir am Ende dieſes Geſchlechtes handeln. Gefüllte und einfache haben einen gleich ſtarken und angenehmen Geruch, welcher ſich zur Abendszeit am beſten empfinden läßt. Die Saamenſchoten ſowohl, als der Saame ſelbſt haben einiges Merkmal von der Farbe der Blume. Von den violetnen Blumen wird die Schote etwas violetnes zeigen, und der Saame bläulicht mit einem weißen Rändchen eingefaſſet ſeyn. An den rothen Stöcken wird die Schote eine rothgelblichte Farbe haben, und der Saame auf gleiche Weiſe gefärbet, und mit einem weißen Rändchen eingefaſſet ſeyn. Der Saame von weißen Blumen iſt demjenigen, ſo nach blauen folget, völlig ähnlich.

3) Die Fenſterleucoje mit weiß gedrängten Blättern, Cheiranthus feneſtralis Linn. Herr von Linné allein hat dieſe Art angenommen, und von der vorherſtehenden unterſchieden, ob derſelbe gleich erinnert, wie beyde meiſtentheils mit einander übereinkommen. Der Stängel ſoll einen halben Fuß hoch, einen Finger dicke, und bis an den obern Theil oder das Ende nackend ſeyn. Am Ende ſtehen die Blätter gedränget bey einander, und ſtellen gleichſam einen beſondern Kopf, wie bey dem Kohle, vor, der Geſtalt und übrigen Beſchaffenheit nach, kommen ſolche wie auch Blüthe und Frucht, mit der zwoten Art überein. In der Murrayiſchen Ausgabe merket Herr v. Linné noch an, wie die Blumenblätter ganz wären.

4) Die weißblätterichte Sommerleucoje, Cheiranthus annuus L. wächſt im mittägigen Europa am Meerſtrande. Außerdem, daß die Stöcke ſchwächer und weicher ſind, und den erſten Sommer über häufig blühen, im Winter aber abſterben, läßt ſich zwiſchen dieſer und der zwoten Art ſchwerlich einiger Unterſchied angeben. Herr von Linné will ſolchen vornehmlich in der Saamenſchote finden, welche bey dieſer Art walzenförmig und zugeſpitzet, bey der zwoten aber plattgedrücket und am Ende ſtumpf iſt. Wir haben dieſen Unterſchied gar nicht bemerken können, vielmehr auch bey der Sommerleucoje die Schote allemal ſtumpf und

und abgeſtutzet wahrgenommen; daher Herr Grotian ganz recht ſchreibt: Sommerleucojen ſind eine beſondere Art des Leucoii incani, nämlich unſerer zwoten Art, den Winterleucojen in allen Stücken gleich, ſie haben ein gleichförmiges Laub, gleichartige Blumen, eben ſolche Saamenſchoten, eben ſolche Saamen und Wurzeln. Nur in zwey Stücken weichen ſie von einander ab. 1) Wegen der unterſchiedenen Größe der Stöcke. Die Winterleucoje erwächſt zu einem großen Strauche, und wird wohl viermal größer und ſtärker, als die Sommerleucoje. 2) Wegen der unterſchiedenen Dauer; ein Winterleucojenſtock läßt ſich zwey und mehrere Jahre erhalten, ein Sommerleucojenſtock aber nur ein Jahr, oder vielmehr nur ein halb Jahr, oder giebt nach geſchehener Ueberwinterung nichts ſonderlich tüchtiges mehr von Blumen. Wir haben noch einen andern Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Arten, und ziemlich beſtändig wahrgenommen. Die erſten Blüthknoſpen zeigen ſich bey dem Winterleucoje an den Spitzen der Zweige, und dieſe allein, nicht aber den Hauptſtamm unterſuchet der Gärtner, um zu erfahren, ob der Stock gefüllte oder einfache Blumen tragen, und künftig einige Achtung verdienen werde; bey den Sommerleucojen aber ſoll man dieſe Unterſuchung nicht an den Zweigen, ſondern an dem Hauptſtängel ſelbſt vornehmen. An dieſem zeigen ſich die erſten Blüthen, und die Blumen an den Zweigen kommen ſpäter zum Vorſchein. Die Spielarten kommen bey der Sommerleucoje eben ſo häufig vor, wie bey der Winterart.

5) Die grünblätterichte Meerleucoje, Cheiranthus maritimus L. Dieſe hat in der Dauer, und dem übrigen Wachsthume, viel ähnliches mit der Sommerleucoje. Die Blätter ſind lanzetförmig, am Ende ſtumpf, am Rande völlig ganz, und auf der Fläche grün, glänzend. Die Farbe der Blumen iſt weiß, ſelten violet und roth. Die weiße iſt die gewöhnlichſte, und dem Geruche nach die ſtärkſte und angenehmſte. Ob die blaublühende als eine Art davon unterſchieden ſey, ſcheint zweifelhaft; weil aber bey den andern Arten die Farbe der Blume gemeiniglich unveränderlich und einerley bleibt, und dieſer Unterſchied doch nur Spielarten ausmachet, ſo kann dieſes auch von der Meerleucoje gelten. Auch dieſe Art giebt Stöcke mit gefüllten und einfachen Blumen.

6) Die dreyzinkichte Leucoje, Cheiranthus tricuſpidatus L. Dieſe jährige Pflanze wächſt in Italien, Spanien und Portugall,

gall, und iſt durchaus weiß beſtäubt. Der Stängel treibt viele Zweige, welche ſich über der Erde ausbreiten. Die Blätter ſind leyerförmig. Die Blumenähre iſt locker, der Kelch wollicht, die Blumenblätter ſind purpurfärbig, und die dünne walzenförmige Schote iſt am Ende gleichſam mit einem Creutze, oder mit drey vorragenden Spitzen beſetzet, davon zwoe ſeitwärts, und eine in der Mitte ſteht. Wir erziehen dieſe auf dem Miſtbeete, und erhalten, ohne beſondere Wartung, jährlich reifen Saamen.

Nun wollen wir von dem Anbaue und der Wartung der verſchiedenen Leucojenarten das nöthigſte anmerken. Die erſte Art oder der gelbe *Lack*, ſonderlich derjenige, welcher große braungelbe Blumen trägt, zieht man aus dem Saamen. Man kann ſolchen auf ein Miſtbeet, oder auch in Scherbeln und Käſtchen ausſäen, ſoll aber ſelbigen nicht allzudicke ausſtreuen, und nur flach, etwa einen halben Finger hoch, mit guter Erde bedecken und mit laulichten Waſſer begießen. Es wird ſolcher in kurzer Zeit aufkeimen. So lange die Nachtfröſte anhalten, hält man die Pflänzchen nur hinter den Fenſtern, ſo daß ſie den Sonnenſchein reichlich genießen können. Im Junius kann man ſolche auf Beete verpflanzen und einen halben Schuh weit von einander ſetzen. Sie blühen im erſten Sommer nicht, daher muß man ſie zu Anfange des Herbſtes wieder in Töpfe pflanzen, und dieſe, wenn die Kälte ſich findet, an einen luftigen, bedeckten Ort, nachher aber in einen Keller oder Glashaus bringen. Zu dieſer Zeit müſſen ſie gar nicht oder ſelten und wenig auf einmal begoſſen werden. Im Frühjahre bringt man ſie wieder an den bedeckten und luftigen Ort, oder ſetzet ſie hinter die Fenſter gegen Mittag; im letzten Falle wird man ſchon zu Ende des Märzes die ſchönſte Flor erhalten, da die andern, welche die Sonne nicht genießen, erſt im Anfange des Maymonaths blühen werden. Sollten auch die Stöcke im Frühjahre einigen Froſt empfinden, leiden ſie doch davon nicht leicht Schaden. Sie halten auch zuweilen den ganzen Winter im freyen Lande aus; man kann aber auch alle verliehren, und die Stöcke, welche ausdauern, werden doch keine gute Flor geben. Um ſchöne und große Blumen zu erhalten, hält man die Stöcke im zweeten Sommer und auch in folgenden Jahren in Töpfen. Im Lande würden ſich ſolche zu ſehr ausbreiten, und viele Zweige, aber auch unanſehnliche Blumen treiben. Je weniger Zweige, je größere Blumen. Daher man auch zu den Saamen ſolche Stöcke erwählet,

wählet, woran wenig oder gar keine Zweige ſtehen. Auch ſieht man darauf, daß die Blumen nebſt dem Gelben auch braunroth gefärbet ſind. Von dieſen fallen zwar ganz gelbe, aber auch gewiß Stöcke mit der ſchönen braunrothen Farbe. Den Sommer über müſſen die Töpfe öfters begoſſen werden. Wenn die Schoten anfangen dürre zu werden, muß man ſolche, ehe ſie noch aufſpringen, abnehmen, damit der Saame nicht verlohren gehe, und weil die unterſten Schoten zuerſt, und nach und nach die obern zur Reife gelangen, muß man das Einſammlen öfters wiederholen. Um den Saamen deſto länger gut zu erhalten, läßt man ſolchen in den Schoten liegen. Er läßt ſich ohngefähr vier Jahre gut erhalten. Die Stöcke können zwar, wenn ſie Saamen getragen, noch ferner aufbehalten werden; da aber bey der künftigen Flor die Blumen immer ſchlechter ausfallen, pfleget man ſolche nicht weiter zu achten, und zieht lieber alle Jahre neue Stöcke zu. Mit dem gefüllten Lacke, welcher Saamen trägt, verfährt man auf gleiche Weiſe. Zum Saamen erwählet man diejenigen Stöcke, welche die meiſten und ſchönſten gefüllten Blumen tragen. Es fallen aus dieſen Saamen zwar auch Stöcke mit einfachen Blumen, doch werden viele, ja die meiſten, wieder gefüllte Blumen hervorbringen. Die Blumen bey dieſer Sorte ſind zwar eigentlich nur halb gefüllet, da ſelbige aber dichte bey einander ſtehen und eine kurze Aehre abbilden, iſt ihr Anſehen dennoch ſchön, und man ſchätzet dieſe Art billig hoch, zumal auch die Blumen gemeiniglich nebſt dem Gelben etwas braunröthliches zeigen. Die gewöhnliche Sorte mit gefüllten Blumen giebt niemals Saamen, und kann nicht anders, als durch Ableger oder Zweige vermehret werden. Die abgeriſſenen und geſteckten Zweige wachſen langſam, da hingegen die Ableger zeitig Wurzel ſchlagen; und damit man dieſe deſto beſſer und häufiger ablegen könne, pfleget man den Stock in die Erde zu pflanzen.

Die zwote Art oder die zweyjährige graue Leucoje kömmt zwar in der Dauer und Wartung mit der vorigen in vielen überein, verdienet aber doch aus mancherley Urſachen eine beſondere Betrachtung. Die Dauer des Saamens und die Einſammlung deſſelben iſt mit dem Lacke einerley. Die gefüllten Leucojenſtöcke geben keinen Saamen, und halbgefüllte, wie bey dem Lacke, findet man nicht. Indeſſen ſoll man doch den Saamen nicht von jedem nur einfach blühenden Stocke einſammlen. Man findet öfters Stöcke, an welchen, außer den ordentlichen einfachen,

fachen, auch einige halbgefüllte, oder gleichſam verſtümmelte Blumen ſich zeigen. Dieſe haben manchmal ſechs, auch acht Blumenblätter, welche kraus und wunderlich geſtaltet ſind. Man hält gemeiniglich die daraus erwachſenen Schoten hoch, und glaubt aus dieſen Saamen viel gefüllte Stöcke zu erhalten. Dieſes iſt aber falſch; meiſtentheils trägt dieſer Saame gar nichts. Es ſind aber dennoch dergleichen Stöcke ſorgfältig zu erhalten, indem die übrigen einfachen Blumen an ſelbigen meiſtentheils Saamen liefern, woraus die meiſten gefüllten Stöcke erwachſen. Man hat mancherley Mittel und Wege vorgeſchlagen, ſolchen Saamen zu erhalten, woraus viele gefüllte und weniger einfache Stöcke erzogen werden. Faſt allgemein will man annehmen, daß je älter der Saame ſey, deſtomehr gefüllte Stöcke daraus zu erlangen ſeyn dürften. Die Erfahrung aber ſtimmet damit nicht überein. Alles Ausleſen der Blüthen und Saamenſchoten, alle Beobachtungen des Mondſtandes und anderer Himmelszeichen ſind hierbey vergebens. Es liegt in dieſer Sache etwas verborgenes. Hat man einmal Saamen erlanget, der viel gefüllte Stöcke giebt, ſoll man ſolchen zu erhalten, alle Mühe anwenden, die, daraus erzeugten einfachen Stöcke ſorgfältig warten, den Saamen davon einſammlen, und ſolchen wieder ausſtreuen, mithin die einmal erlangte gute Art ſelbſt ferner erbauen. Man kann zwar die gefüllten Stöcke ſelbſt durch abgeriſſene Zweige vermehren, oder von gefüllten Stöcken auf einfache oculiren; beyde Arten aber ſchlagen ſelten gut an, und die Vermehrung durch den Saamen iſt allen andern Kunſtgriffen weit vorzuziehen. Man ſäet den Saamen im März bis zu Anfange des Aprils auf ein Miſtbeet, oder wenn dieſes mangelt, in Scherbel und Käſten, lieber zu dünne, als zu dichte, bedecket ſolchen nur wenig mit Erde, und begießt dieſen, ſo oft es nöthig ſcheint, und ſetzet die Käſten in ein Zimmer, welches nicht geheitzet wird, deſſen Fenſter aber gegen Mittag ſtehen. Eine allzuſehr gedüngte Erde, womit man die Käſten erfüllen wollte, iſt nicht anzurathen. Die aufgekeimten Pflänzchen werden darinnen ſelten beſtehen, vielmehr gemeiniglich umfallen und verderben. Alle geile Erde iſt zu vermeiden. Erde, ſo man aus einem ſonnenreichen fruchtbaren Beete des Küchengartens nimmt, iſt hierzu die beſte. Im May, beſonders in der Mitte dieſes Monaths, kann und ſoll man die jungen Stöcke ins Land, in ſchicklicher Weite von einander entfernet, in freye und ſonnenrei-

che Beete, wo wenig oder gar kein Schatten ſtatt findet, verſetzen, damit ſich die erſten Blüthen zeigen, und man in Zeiten unterſcheiden möchte, welche Stöcke gefüllte Blüthen tragen, und auszuwintern ſeyn dürften. Da aber die Stöcke im erſten Sommer öfters ſpät oder gar nicht zur Blüthe gelangen, und man nicht erkennen kann, welche einfache, oder gefüllte Blumen treiben möchten, pfleget man im Juli den Hauptſtängel auszubrechen, wodurch die Seitenzweige genöthiget werden, die Blüthknoſpen früher, als ſonſt geſchehen würde, hervorzutreiben. Herr Grotian giebt den Rath, die Ausſaat im Juni in Käſten vorzunehmen, die Pflanzen darinnen bis folgendes Jahr im May ſtehen zu laſſen, und alsdenn auf die Beete zu verpflanzen, da denn dieſe ſchnell treiben, und zeitig Blumen liefern werden. Die jungen Pflanzen in Käſten laſſen ſich, wie die ältern Stöcke, auswintern. Die Auswinterung aber der Leucojenſtöcke iſt nicht ohne Schwierigkeit. Man hält die Töpfe bis zu Anfang des Octobers im Garten, bringt ſolche hierauf an einen trocknen luftigen Ort, entlediget die Stöcke des überflüßigen Laubes, und begießt ſie nur im Nothfalle mäßig. Zu Anfang des Decembers, und wenn die Erde in den Töpfen recht ausgetrocknet, und das Laub welk zu werden anfängt, bringt man ſie in den Keller, und ſetzet ſie auf Poſtementer. Im Keller ſoll man ſie gar nicht begießen. Die Wurzel faulet ſehr leicht und die feuchte Kellerluft läßt ſie nicht ganz austrocknen, und wenn es auch ſcheint, als ob ſie erſtorben wären, ſind ſie öfters doch im beſten Zuſtande. Der Keller ſoll nach Beſchaffenheit der äußerlichen Witterung verſtopfet und geöffnet werden. Einige Kälte vertragen zwar die Stöcke, aber bey ſtarken Froſte gehen ſie verloren. Im Frühjahre, wenn es nicht mehr in den Gebäuden friert, bringt man die Töpfe auf einen trocknen Saal, begießt ſolche mäßig mit laulichten Waſſer, wiederholet dieſes, ſo oft die Erde trocken iſt, trägt ſie im May in den Garten, verſetzet die Stöcke, beſchneidet die Wurzel ein wenig, und pflanzet ſolche entweder in Töpfe, welche mit friſcher Erde gefüllet ſind, oder auch ins freye Land. Statt des Kellers erwählen einige auch eine Kammer, welche an Thüren und Fenſtern wohl verwahret werden kann. Sollte auch die Kälte eindringen und die Töpfe darinnen gefrieren, wird doch ſelten daraus ein Schaden entſtehen, wenn man nur die Stöcke nicht durch angebrachte Wärme aufthauen, ſondern gefroren ſtehen läßt, bis das Thauwetter ſich einſtel-

einſtellet. Der Keller und die Kammer müſſen fein trocken ſeyn, in dumpfichten und feuchten Winterquartieren gehen die meiſten Stöcke verloren. Die ausgewinterten Stöcke treiben im freyen Lande viel mehr und längere Zeit Blumen, als diejenigen, ſo in Töpfen ſtehen bleiben; doch wachſen jene flatterricht, und treiben lange, aber lockere Blumenähren, da ſolche hingegen in den Topfſtöcken dichter erſcheinen.

Die vierte Art, oder Sommerleucoje. Was den Saamen, deſſen Farbe und Dauer betrifft, kömmt dieſe Art mit der Winterleucoje überein. Aus einerley Saamen fallen auch einfache und gefüllte Stöcke. Die Ausſaat kann im März und Anfang des Aprils auf einem Miſtbeete oder auch in Käſten geſchehen. Man ſoll ſolchen nicht zu dicke ausſtreuen, auch nur leichte bedecken. Man thut wohl, wenn man die Ausſaat nach zwo oder drey Wochen wiederholet, und den Saamen auf verſchiedenes Erdreich bringt, damit man theils zu verſchiedenen Zeiten blühende Stöcke erhalten,, theils aber auch die Hoffnung nach der Ausſaat nicht leicht fehlſchlage, indem die aufgekeimten jungen Pflanzen öfters umfallen und verderben. Stark gedüngtes Erdreich und die Erdflöhe ſind die größten Verwüſter der jungen Pflanzen. Werden dieſe warm gehalten, treiben ſie zu geil, und wenn ſie nachher an die freye Luft kommen, fallen ſie um und verderben. Der Stock treibt am Hauptſtängel zeitig, und wenn ſolcher kaum einer Spannen hoch iſt, und noch keine Zweige zeiget, ohngefähr zu Ende des Juni ſeine Blüthknoſpen. An ſolchen läßt ſich, wie auch bey den Winterleucojen, durch Hülfe einer Stecknadel leicht erkennen, ob unter den vier Kelchblättchen, vier oder mehrere Blumenblätter liegen, und ob der Stock gefüllte oder einfache Blumen tragen werde. Die einfachen läßt man, um Saamen davon zu erziehen, ſtehen, die gefüllten pflanzet man auf ein ander Beet oder in Töpfe. Pflanzen, ſo ſchon viele Zweige getrieben, hoch erwachſen ſind, und aufgeblüthete Aehren tragen, müſſen nicht weiter verpflanzet werden. In der Blüthzeit ſind dergleichen gefüllte, und mit verſchiedenen Farben prangende Stöcke eine vortreffliche Zierde, und werden von vielen Gartenliebhabern höher als die Winterleucojen geſchätzet. Die einfachen Stöcke unterhält man, um reifen Saamen davon zu erlangen; und zwar ſoll man diejenigen, von welchen man Saamen verlanget, je eher je lieber in Töpfe ſetzen, und dieſe in ſonnenreiche Oerter ſtellen. Der Saame wird erſt in dem Herbſt-

monath recht reif. Sonſt iſt hierbey dasjenige zu beobachten, was bey dem Einſammlen des Winterleucojenſaamen angemerket worden.

Von beyden Arten der Leucojen findet man Stöcke mit ſcheckichten oder piccottirten Blumen. Wie dieſe entſtehen, findet man zwar in den Gartenbüchern vieles angegeben, das meiſte aber, wo nicht alles, iſt irrig. Der Grund davon iſt in zufälligen und nicht zu beſtimmenden Urſachen zu ſuchen. Vornehmlich mag die Erde vieles dazu beytragen. Wie ſolche aber eigentlich beſchaffen ſeyn müſſe, iſt für uns ein Geheimnis. Herr Grotian behauptet, wie er durch eine Schaafmiſtlacke einen einfärbig rothen blühenden Stock, biñen vier und zwanzig Stunden in einen piccottirten verwandelt habe.

Die fünfte Art, oder grüne Meerleucoje verhält ſich in der Wartung wie die Winterleucoje. Die Wurzel iſt jedoch zärter, und verfaulet leichter, daher man bey dem Auswintern die Näſſe noch mehr, als bey der andern Art, zu vermeiden hat.

Levendel.

S. Lavendel.

Leviathan.

Leviathan, Richter, S. 469. Da es nunmehr bey allen durchgängig mehr, als ausgemachet ſeyn ſoll, daß der Behemoth das Nil- oder Flußpferd, und der Leviathan der Krokodill ſey, wie ſolches neuerlichſt Scheuchzer in ſeiner Phyſica Sacra Iobi, mit den grundgelehrten Bochart, Thevenot, Ludolph, J. H. Michaelis, behauptet und gezeiget, daß alles bey dem Flußpferde und Krokodille eintreffe, was von ihnen im Hiob geſaget worden: So wird es genug ſeyn, an dieſem Orte theils auf den Richter, theils auf unſern Artikel, Flußpferd, Hippopotamus, Th. III. S. 164. desgleichen, in Rückſicht auf den Leviathan, auf die Artikel, Alligator, Th. I. S. 186. Cayman, Th. II. S. 81. und Krokodill, Th. IV. S. 776. zu verweiſen. Schon Geßner hat in ſeinem Nomenclatore Aquatil. Animant. p. 160. angemerket, daß der Leviathan von Alters her, unter die Meerungeheuer, Belluas marinas, Cete gerechnet, und von den Hebräern, Thannin, Thannim, genennet worden. Bey dem Linnäus ſteht der Krokodill, welcher des Hiobs Leviathan' ſey, unter den Eidechſen, als die erſte Gattung, Lacerta Crocodilus, gen. 122. oben an. Catesby beſchreibt auch den Crocodill, p. et tab. 63. unter dem Namen, Lacertus omnium maximus, Crocodilus dictus, Auszugsweiſe,

zugsweiſe, und zeichnet die Grö- ße und Geſtalt deſſelben, wie es nur aus ſeiner Schale hervorge- kommen. So kann auch hierbey Bomare unter den Artikeln, Cro- codile und Leuiathan, nachge- ſehen werden.

Lewatöl.

Unter dieſem Namen iſt jetzo in Frankreich zweyerley Oel bekannt gemachet und angeprieſen wor- den. Es wird aus zweyerley Saamen gepreſſet. Den einen Saamen nennen die Franzoſen Colſat, und die Pflanze, welche dieſen giebt, iſt die Braſſica cam- peſtris L. S. Kohl. Der andere Saamen wird Lewat genannt, und iſt der eigentliche Rübſen, Napus. Beyde Oele hält man für ſchlechter als Baumöl, ſie ſollen auch im friſchen Zuſtande ſchon ranzig ſeyn, und den ſchlei- michten Theil zeitig fallen laſſen, demohngeachtet empfiehlt man ſolche zur Bereitung der Wolle, und hält ſolche hierzu für die beſten.

Leyer.

Leyer von Harwich, Holl. Lier van Harwich, nennet Petiver denjenigen Fiſch, den Linnäus zur erſten Gattung ſeines 151. Geſchlechts gemachet, und Callio- nymus Lyra genennet; den Mül- leriſchen fliegenden Teufel ſeiner Schelfiſchteufel. ſ. unſere Artikel, fliegender Teufel, Th. III. S. 126. und Helmfiſch, Coryſtion 7. des Kleins, Th. III. S. 764.

Leyſera.

Vaillant nennte dieſes Geſchlecht Aſteroptorus, Herr von Linne' aber hat ſelbiges dem Andenken Herrn Wilhelm Leyſers gewidmet, welcher neuerlich die um Halle wachſenden Pflanzen aufgezeichnet hat. Es gehöret zu den zuſam- mengeſetzten Blumen. Der ge- meinſchaftliche eyförmige Kelch beſteht aus ſtumpfen, ausgehöhl- ten und faſt trocknen Schuppen. Die zungenförmigen weiblichen Randblümchen ſind lanzetförmig und ganz, und der kleine Frucht- keim trägt einen kürzern Griffel mit geſpaltenem Staubwege. Auf der Scheibe ſitzen viele röhrenför- mige, fünfſpitzige Zwitterblüm- chen, welche einen walzenförmi- gen Staubbeutel, und kleinen Fruchtkeim mit dem Griffel tra- gen, deſſen Staubweg nur einge- kerbet iſt. Das Blumenbette iſt zwar nackend, doch ſind die Rand- blümchen durch Spelzen von ein- ander abgeſondert. Alle Saa- men ſind länglicht, diejenigen, ſo nach den weiblichen Blümchen kommen, tragen eine Crone von Spelzen, bey den andern aber iſt dieſe Spelzencrone von einer an- dern längern Haarcrone umgeben. In der Murrayiſchen Ausgabe hat Herr von Linne' drey Arten auf-

gezeichnet, welche in hieſigen Gärten noch nicht eingeführet ſind.

Lianenäpfel.

S. Paſſionsblume.

Libby.

Libby nennt man eine Art Flachs, welche die Einwohner von Mindanao, einer Philippiniſchen Inſel, in großer Menge bauen, und ſolchen mehr zur Verfertigung des Oels, als zur Spinn- und Weberarbeit gebrauchen. Das Oel davon iſt für dieſe Barbarn ein ſehr anſehnlicher Gegenſtand der Handlung, ſie verſehen damit unterſchiedene indianiſche Völker, die Chineſer, und ſogar die Spanier, wenn ſie nicht im Kriege mit ihnen verwickelt ſind. Ob die Pflanze eine Art Lein, oder davon verſchieden ſey, iſt uns nicht bekannt.

Libelle.

S. Waſſernymphe.

Libidibibohne.

S. Pfauenſchwanz.

Lichi.

Lichi oder Macao-Lichias, iſt eine Frucht, welche in der Chineſiſchen Provinz Fochien auf hohen und ſtarken Bäumen wächſt, deren Blätter des Lorbeerbaums ſeinen gleich ſind. Aus den äußerſten Enden der Zweige kommen Trauben hervor, an welchen die Früchte hangen. Die Frucht hat die Geſtalt eines kleinen Herzens, und iſt von der Dicke einer welſchen Nuß. Sie hat mit einem kleinen Tannzapfen viel Gleichheit, die Rinde iſt rauh und voller Schuppen; der Kern weiß und ſaftig, von einem guten Geſchmacke, und einem, den Roſen ähnlichen, Geruch. Wenn ſie reif iſt, iſt ſie violetbraun, und purpurfärbig. Je kleiner dieſe Frucht iſt, deſto höher ſchätzet man ſie; der Kern zergeht im Munde. Dieſe Nachricht haben wir andern getreulich nachgeſchrieben, weil wir keine beſſere finden können.

Licht.

Wer vom Daſeyn des Aethers, und deſſen vielfältigen wunderbaren Eigenſchaften überzeuget iſt, dem wird dasjenige, was ich vom Lichte vorzubringen habe, nicht weiter fremd vorkommen; ja er wird mich entſchuldigen, wenn ich mich in den Beweis von Entſtehung des Lichtes nicht nach ſeinem ganzen Umfange einlaſſe. Der erſte einfältige Begriff vom Lichte, lux, iſt dieſer: es ſey diejenige Erſcheinung, wodurch die Körper ſichtbar werden. Darinn wird auf die eigentliche Wirkung des Lichtes geſehen, und daſſelbe ſolchergeſtalt von einem leuchtenden Körper unterſchieden, welcher auch gar oft unterm Namen Licht, lumen,

lumen, vorkömmt. Sobald man aber die Entſtehung des Lichtes nur etwas hiſtoriſch kennen lernet, ſo wird man ſich leichtlich einen gründlichern, und zwar einen genetiſchen Sachbegriff deſſelben machen können. Wenn man aus einem Raume die grobe Luft wegſchaffet, und darinn nichts, als eine feinere Luft, ich will nicht einmal ſagen, der wahrhaftig reine Aether, übrig bleibt: ſo wird in dieſem Raume augenblicklich ein merkliches Licht entſtehen, ſobald eine Bewegung darinnen verurſachet wird. Das thun Röhren und andere gläſerne Gefäße, die ziemlich rein von Luft ausgepumpet ſind; das thun andere, daraus die grobe Luft durch ſtarkes Feuer herausgetrieben, und ſie während dieſes Zuſtandes zugeſchmolzen worden. Das thut endlich das Reiben an Glasröhren, Glaskugeln, und andern glasachtigten, ähnlichen Körpern. Wenn man nun bedenket, daß nichts in den Glasröhren, und luftleeren Räumen vorhanden iſt, als die feinere Luft und der Aether, daß beym Reiben an Glas und dergleichen Körpern, die gröbere, äußere Luft ſchnell fortgeſchaffet, und zwiſchen den Berührungsflächen nur der Aether in den Räumchen an der Oberfläche zurückbleibt: ſo läßt ſichs einſehen, daß eben die rückſtändige feine und in Bewegung geſetzte Luft, der Aether, die wahre Urſache von der Entſtehung des Lichtes ſey. Läßt man den luftleeren Raum in Ruhe, ſo leuchtet er nicht; läßt man äußere grobe Luft hinein, ſo leuchtet er ebenfalls nicht, wenn man gleich die vorige Bewegung in demſelben verurſachet. Glaubet man, daß die Glasmaterie zu dieſem Leuchten das Weſentliche beytrage, ſo müßte eine Glasſtange gerieben, mehr Licht geben, als eine ausgepumpte Glasröhre. Letztere aber giebt beym ſanften Streichen ſchon Blitze, wenn erſtere kaum ein ſo ſchwaches Licht durch ſtarkes Reiben blicken läßt, als eine gewöhnlich offene Glasröhre von gleicher Dicke. Da alſo durch dieſes Reiben der Aether in den gedachten luftleeren Räumen ſtark und häufig erſchüttert wird, und in eine zitternde Bewegung geräth: ſo muß man zugeben, daß ſich das Licht gar füglich durch die ſchnellen und häufigen Zitterungen der Aethertheilchen erklären laſſe. Es kann ſeyn, daß oftmals dieſe Schwingungen des Aethers ſchwach und unmerklich bleiben; folglich auch für unſere Augen kein Licht hervorbringen. Dieſe Stufen des Lichts, wie ſich in der Folge zeigen wird, zu beſtimmen, pfleget man die Aetherſchwingungen von ſolcher Stärke und Schnelligkeit anzunehmen, daß ſie fürs Auge merklich und empfindlich, folglich

zur Entſtehung der Bilder im Auge, oder zum Sehen der Körper hinreichend werden. Hängt auf dieſe Weiſe das Licht lediglich vom Aether ab, ſo iſt es keine für ſich beſtehende Materie, ſondern eine bloße Eigenſchaft des Aethers, und lediglich eine Erſcheinung, phaenomenon. Inzwiſchen findet man dennoch in den Lehrbüchern viel von der Materie des Lichtes, und ihrer Verſchiedenheit von andern Materien. Ich bin der Meynung, daß die mehreſten, welche ſich eines ſolchen Ausdrucks bedienen, das Licht eben für keine eigene, abgeſonderte, für ſich beſtehende Materie in der Natur halten; denn darinn thäten ſie unrecht. Aber man pfleget unter der Materie des Lichts insgemein den Aether, und zwar den in ſtarke Zitterung geſetzten Aether, anzunehmen, deſſen Schwingungen oder Schläge, vibrationes, pulſus, geradelinicht fortgepflanzet, die Körper in der Welt ſichtbar machen. Sind nun die Aethertheilchen, als eine wahre Materie, unburchdringlich, ſo ſind es auch die in zitternde Bewegung geſetzten Theilchen deſſelben; und da dieſe wiederum gemeiniglich Lichttheilchen genannt werden, ſo verſteht man, was die Ausdrücke bedeuten: die Lichttheilchen ſind materielle Theilchen, ſie ſind undurchdringlich, ſie bewegen ſich durch andere Körper, ſie ſpringen von andern Körpern zurück u. ſ. w. Die Verſuche lehren, daß der Aether überall zurückbleibt, wo unſere grobe Luft aufhöret, und weggeſchaffet wird. Dieſemnach urtheilet man mit Rechte, daß er überall in den allerfeinſten Zwiſchenräumen aller und jeder Körper, ſelbſt der Luft, befindlich ſey; daß er alle Materie erfülle, daß er vielleicht die wahre Urſache der mehreſten Eigenſchaften der Luft ſey, und daß er endlich die unermeßlichen Räume zwiſchen den großen Himmelskörpern einnehme, wo weiter keine grobe Luft ſeyn kann. Daher iſt der Stoff zum Lichte in der ganzen Natur, in allen Körpern, in allen Materien und Räumen vorhanden, und wird in ihnen ſichtbar, ſobald die Maſſe des Aethers darinn in ſtarke Schwingungen geſetzet wird.

Alle Körper haben alſo die Materie zum Lichte bey ſich; aber alle leuchten doch nicht. Diejenigen, von denen das Licht herkömmt, oder um welche der unmittelbar anliegende Aether in die gehörig ſtarke Zitterung gebracht wird, daß dieſe ſich überall herum verbreiten und mittheilen kann, heißen leuchtende Körper, und der Ort, von dem das Licht herkömmt, der leuchtende Punct: vermuthlich von dem Leuchten der Geſtirne, oder von jedem andern entfernten Lichte, die als helle Puncte, zumal durch die Gläſer in die

Augen fallen. Dieſe leuchtende Körper, wenn ſie gleich nur als lichte Puncte erſcheinen, können überall und von allen Seiten geſehen werden; deswegen ſaget man: das Licht ſtrahle von einem dergleichen Körper nach allen Seiten umher. Jeder Gang des Lichts, das heißt, jede fortgeſetzte Zitterung in den einander berührenden oder nächſt anliegenden Aethertheilchen, iſt ein Lichtſtrahl, und dergleichen werden von einem leuchtenden Körper nach allen Puncten umher erreget. Dieſe gemeinſchaftliche Fortſetzung in der Bewegung und Zitterung der Aethertheilchen iſt die eigentliche Fortpflanzung des Lichtes. Sie geſchieht, wenn es nichts hindert, durchgehends in geraden Linien; ſelbſt denn noch, wenn ſie von ihrer Richtung abgebracht wird, und hie und da eine andere annehmen muß. Ja ſogar die krumme Richtung, welche ein Lichtſtrahl anzunehmen gezwungen wird, entſteht aus vielen kleinen, zuſammengeſetzten, geradlinichten Richtungen, welche durch die ſtäte Brechung des Strahles beym Durchgange durch einen überall ungleich dichten Körper verurſachet wird. Sie iſt überdem von ſo erſtaunender Schnelligkeit, daß ein Lichtſtrahl, der von der Sonne anfängt, in acht Minuten zur Erde kömmt, und nach dieſer Erfahrung in einer Secunde neun hundert Million Londner Fuß durchläuft, welches über 37000 deutſche Meilen beträgt. Wenn nun der Lichtſtrahl in ſeiner geraden Richtung ungehindert fortgeht, ſo iſt er der gewöhnliche geradlinichte Strahl; wenn er aber von ſeinem Wege abgelenket, und eine andere Richtung zu nehmen genöthiget wird, ſo entſteht daraus eine Veränderung im Gange deſſelben. Und dieſe Veränderung geſchieht vornehmlich auf eine zwiefache Weiſe. Einmal von einem dunkeln, ſehr glatten, undurchſichtigen Körper, auf den der Lichtſtrahl auffällt, und von demſelben, nach Art der elaſtiſchen Körper, zurückprellet; zweytens von einem dunkeln durchſichtigen Körper, durch welchen zwar der Lichtſtrahl durchgeht, aber doch von ſeiner vorigen Richtung mehr oder weniger abweicht. Die erſte Veränderung heißt die Zurückwerfung oder Reflexion des Lichts. Der Lichtſtrahl wird alſo nach derſelben Seite, von welcher er hergekommen, wiederum zurückfahren; aber dergeſtalt, daß der Winkel, unter welchem er von der glatten Fläche abſpringt, eben ſo groß iſt, als der, unter welchem er auf dieſelbe auffällt. Dieſer Gang des Lichtes bringt unzählige Erſcheinungen hervor, und machet eine beſondere Art des Sehens aus, welche in der Katoptrik ihrem ganzen Umfange nach abgehandelt wird.

Die zwote Veränderung heißt die Brechung oder Refraction des Lichtes. Ein Lichtſtrahl behält nur ſo lange ſeine Richtung in einer geraden Linie, ſo lange er durch den nämlichen durchſichtigen Körper durchgeht. So bald er aber in einen andern von ungleicher Dichtigkeit ſchief eintritt: ſo geht er durch denſelben in einer veränderten geradlinichten Richtung fort. Fällt er auf dieſe Körper ſenkrecht ein, ſo geht er ohne veränderte Richtung hindurch. Nach einem ſchiefen Einfalle aber wird er im dichtern Körper gegen das zur Brechungsfläche errichtete Perpendikel hingeneiget, im dünnern Körper aber von dieſem Perpendikel abgeneiget. Das Verhältniß dieſer Brechung, das iſt, der Abweichung von der vorigen Richtung, richtet ſich nach der Dichtigkeit und Beſchaffenheit der durchſichtigen Körper, durch welche das Licht durchgeht; und wird durch ein Verhältniß der Winkel angegeben, welche das Perpendikel, oder die durch den Brechungspunct gezogene Achſe, mit dem einfallenden und dem gebrochenen Strahle machet; das iſt, durch ein Verhältniß des Neigungswinkels zu dem gebrochenen Winkel. Dieſe Art des Sehens durch gebrochene Lichtſtrahlen iſt der Gegenſtand der Dioptrik, welche in neuern Zeiten durch Erfindung beſonderer Glasarten von ungemein verſchiedener Brechungskraft und Farbenzerſtreuung, als die vorigen alten, große Erweiterungen bekommen hat. Noch eine andere Veränderung des Lichtſtrahles iſt es: wenn er auf eine gewiſſe kleine Entfernung vor einem Körper vorbeygeht, ſo wird er entweder von ihm weg, oder zu ihm hin gebogen, und leidet alſo eine Art von unvollkommener Zurückwerfung oder Brechung. Dieſe Veränderung hat man neuerer Zeit die Beugung des Lichtes genannt, und es werden daraus manche Erſcheinungen beym Sehen erkläret.

Beſteht das Licht, wie gezeiget iſt, aus den Schwingungen der Aethertheilchen, und wird es durch die wiederholten Schläge derſelben mit verſchiedentlicher Kraft und Geſchwindigkeit fortgebracht: ſo erhellet daraus, daß es etwas zuſammengeſetztes ſeyn müſſe. Es könnte außerdem auch gar nicht geſehen werden, oder Wirkungen aufs Auge machen. Aus dieſer zuſammengeſetzten Natur des Lichtes, ſowohl was die Geſchwindigkeit in den auf einander folgenden Schlägen, als auch was den in und um den Körper befindlichen Aether anlangt, der die Schläge eines auffallenden Lichtſtrahles aufnimmt und fortſetzet, läßt ſich nicht nur der Durchgang des Lichtes durch die durchſichtigen, und die Verſchluckung deſſelben

ben bey den undurchſichtigen Kör- pern, ſondern auch die Trennung eines jeden Lichtſtrahles in ſeine gewöhnlichen Farbenſtrahlen er- klären. Dieß letztere iſt eine be- ſondere Erſcheinung und bringt uns auf die Entſtehung der Far- be aus einem weißen Lichtſtrahle. Wenn dieſer auf eine brechende Fläche ſchief fällt, ſo wird er in verſchiedenen andern Strahlen aus einander gehen, und zwar nach der Verſchiedenheit der Brechung, die ein jeder von ihnen leidet. Die Verſchiedenheit dieſer Bre- chung kömmt, außer der Natur beyder Körper, durch welche das Licht durchgeht, noch auf die Ver- ſchiedenheit der Vibrationen oder der Schläge in den Aethertheil- chen eines jeden Strahles an. Strahlen alſo, deren Schläge mit verſchiedener Geſchwindigkeit auf einander folgen, werden auch un- terſchiedlich gebrochen, und brin- gen ſolchergeſtalt verſchiedene Far- ben hervor. Die Lichtſtrahlen können daher am wenigſten ge- brochen werden, in welche die An- zahl der Schläge oder Schwin- gungen am ſchnellſten und häu- figſten auf einander folgen; die hergegen am meiſten, in denen die wenigſten Schläge, in der nämli- chen Zeit, wie bey den erſtern, ge- ſchehen. Die rothen Strahlen haben in ihrer Brechung die gröſ- te Anzahl Schläge, und leiden al- ſo die geringſte Refraction; denn unſer Auge ſieht eigentlich denje- nigen Strahl roth, der am we- nigſten gebrochen wird. Die vio- letnen Strahlen haben bey der Brechung die wenigſten Schläge in ſich, und leiden alſo die ſtärkſte Refraction. Wenn demnach die Entſtehung der Farben zwar von der mehrern oder mindern Bre- chung eines jeden Strahles herge- leitet wird: ſo ſieht man doch, daß alles zuletzt aus der unter- ſchiedlichen Geſchwindigkeit der Schläge in den Aethertheilchen, folglich aus der Geſchwindigkeit, womit der Farbenſtrahl fortgeht, erkläret werden müſſe. Es fallen aber die durch ein gläſernes Pris- ma gebrochenen durchgehenden Strahlen folgendermaßen auf ein- ander. Der unterſte iſt roth, auf ihn kömmt der orangefärbige, deñ der gelbe, der grüne, der himmel- blaue, der indigblaue und zuletzt der violetblaue oder purpurne oben. So iſt die natürliche Ord- nung. Im Auge aber iſt dieſe Ordnung der durchs Prisma her- vorgebrachten Farben umgekehret, der rothe iſt zu oben, und der purpurblaue zu unterſt. Dieſe einfache prismatiſche Farben ſind unveränderlich; denn dafern je- der Strahl beſonders wieder ge- brochen wird, behält er ſeine Farbe unverändert. Hergegen wenn man dieſe gebrochene Far- benſtrahlen durch ein Collectivglas wieder ſammelt und in einen

Punct oder Strahl zuſammenbringt, ſo erſcheint wiederum der weiße Lichtſtrahl, wie zuvor.

Alle Körper, die geſehen werden ſollen, haben entweder ihr eigenes, oder gebrauchen fremdes Licht. In Abſicht auf das Licht laſſen ſich die Körper in vier Klaſſen bringen. In der erſten ſind ſolche, die durch ihr eigen Licht leuchten. In der zwoten diejenigen, welche das Licht zurückwerfen, das iſt ſolche, deren Theilchen an der Oberfläche durch die auffallenden Lichtſtrahlen in keine merkliche Schwingung geſetzet werden, ſondern wo die Lichtſtrahlen unter einem beſtimmten Winkel wieder abſpringen. In der dritten ſtehen die durchſichtigen, welche die Vibrationen des Aethers geradlinicht durchlaſſen; daher man anzunehmen pfleget, daß dieſer ihre ganze Structur, und die Lage der Zwiſchenräume ſehr regelmäßig, und überall von der Beſchaffenheit ſeyn mag, daß ſie von jedem äußern Berührungspuncte, unter allen Winkeln und nach allen Richtungen gerade Linien machen. Die vierte enthält die undurchſichtigen Körper, deren Theilchen an der Oberfläche, nebſt den daſelbſt vorhandenen Aethertheilchen durch das auffallende Licht in eine gehörige ſtarke Schwingung gerathen, und ſolchergeſtalt Lichtſtrahlen von ſich erregen, wodurch ſie dem Auge ſichtbar werden. Gewiſſermaßen gehören die reflectirenden und brechenden Körper auch zu dieſer Klaſſe, weil ſie doch ſämtlich durch fremdes Licht geſehen werden. Die Farben der Körper kommen auf den Grad der Spannung ihrer eigenen und der in ihnen befindlichen Aethertheilchen, folglich auf die Geſchwindigkeit der Schläge an, wodurch das Licht auf ihrer Fläche erreget wird. Sehen aber die Körper weiß aus, ſo iſt dieß ein Merkmal, daß auf ihrer Oberfläche die Schwingungen der Theilchen nach allen Graden der Geſchwindigkeit untermiſcht geſchehen. Dadurch entſteht eine Vermiſchung aller Farben des natürlichen Lichtes, und dieß iſt es, was wir weiß nennen. Wenn dagegen wenige und keine Schwingungen auf der Körperfläche in den Theilchen erreget werden, ſondern vielmehr das auffallende Licht meiſt verſchlucket wird, ſo hat der Körper ein ſchwarzes Anſehen, und man nennt ihn daher auch ſchwarz. Die Schwärze iſt entweder gar keine, das iſt eine negative Farbe, oder die geringſte und ſchwächſte unter allen bekannten.

Mit dem Lichte iſt der Schatten verknüpfet, den dunkle Körper in einer erleuchteten Gegend machen, indem ſie das Licht zurückwerfen und nicht durch ſich durchlaſſen. Die Stelle hinter

dem Körper wird alſo der Erleuchtung beraubet, und das nennt man Schatten haben. Ohne Licht giebt es alſo keinen Schatten; dieſer muß ſtets hinter einen dunklen Körper, dem erleuchtenden Puncte gegen über, fallen, und ſich in Anſehung der Größe, Lage, und äußern Figur nach jenem richten. Der zarte Schatten um den Hauptſchatten heißt der Halbſchatten, und dieſer verliert ſich ſo unmerklich in das eigentliche Licht, daß man deſſen Uebergang, oder die Gränzen zwiſchen beyden, äußerſt ſchwer beſtimmen kann. So wie es hier im Schatten eine ſtarke Entziehung des Lichtes giebt, (denn eine abſolute Beraubung des Lichtes läßt ſich auch in der ſtärkſten Finſterniß nicht annehmen,) ſo finden ſich auch im Lichte ſelbſt unterſchiedliche Stufen ſeiner Klarheit und ſeiner Schwäche. Es beruhet aber alle Ausmeſſung des gerade fortgehenden Lichtes auf deſſen Entfernung, deſſen Größe und Intenſität. Die erſte hat den größten Einfluß auf die Helligkeit des Lichtes; die zwote deutet die Ausdehnung des Lichtes über einen gegebenen Raum an. Die dritte hat die Dichtigkeit der Lichtſtrahlen zum Grunde, die ſich an einer Stelle befinden, und dieſe giebt eigentlich die Klarheit des Lichts, und den vornehmſten Grund zu aller Meſſung deſſelben. Die beſte wäre indeſſen diejenige, da man die Anzahl der Schwingungen der Aethertheilchen in einem Strahle für ein beſtimmtes Zeitmoment ſicher angeben könnte; welches gleichwohl eine kaum zu hoffende Sache iſt. Sonſt hat man in vielen Fällen das Auge ſchon gewöhnet, von der Stärke eines bekannten Lichtes, auf die eines andern zu ſchließen. Man hält ein Licht dem andern gleich, wenn man, bey einerley Beſchaffenheit des Auges, in gleicher Entfernung einerley Sachen dadurch gleich gut unterſcheiden und erkennen kann. Man prüfet auch ſonſt noch die Kräfte des einen und des andern, mittelſt anderer Erſcheinungen. Viele haben ſich bemühet, die Stärke des Sonnenlichtes mit dem Mondlichte zu vergleichen, und gefunden, daß letzteres um 300,000 bis 500,000mal geringer oder ſchwächer, als erſteres, ſey.

Endlich, wie vom Aether das Licht entſpringt, ſo werden von dieſem letzten, beſonders wenn es zu den höhern und ſtärkſten Graden ſeiner Intenſität gelangt, die Wärme und zuletzt das Feuer hergeleitet. Und recht zu reden ſcheint kein Licht ohne einen ihm zugehörigen Grad von Wärme zu ſeyn. Dieſer iſt aber vielmal ſo geringe, daß man ihn weder empfindet, noch mit dem Namen der Wärme beleget; daher den meiſten

ſten Leuten dieſe Dinge, wo nicht widerſinnig, doch ſehr geringfügig und keiner Aufmerkſamkeit werth zu ſeyn ſcheinen. Das Licht hat übrigens alle natürliche Aehnlichkeit mit dem Schalle, man mag beyder ihre Entſtehung, Fortpflanzung und Ausbreitung, Stufen, ſelbſt das flüßige Weſen betrachten, worinn ſie erzeuget werden. Dieſem zu Folge muthmaßet man nicht ohne Grund, daß die unterſten Stufen des Lichtes da anfangen, wo die oberſten und höchſten des Schalles aufhören, und daß die höchſten Töne die unterſten Grade des Lichtes zur Begleitung haben; welches eine nähere und feine Prüfung verdienete.

Lichtbaum.
S. Wurzelbaum.

Lichtblume.
S. Zeitloſe.

Lichtholz.
S. Citronbaum.

Lichtflechte.
S. Flechte.

Lichtmyrthe.
S. Wachsbaum.

Lichtröslein.
S. Lychnis.

Lidmee.
Unter dieſem Namen wird in D. Shaws Reiſe und von einigen andern Schriftſtellern ein vierfüßiges Thier aus dem Geſchlechte der Gazellen angeführet, welches ſich in Afrika und zwar vorzüglich in der Barbarey aufhält. Es hat eben die Farbe und Bildung, wie die im dritten Theile S. 289. beſchriebene gemeine Gazelle, nur iſt es etwas größer, und hat faſt noch einmal ſo lange Hörner, als die gemeine Gazelle.

Liebäuglein.
S. Ochſenzunge.

Liebesapfel.
Liebesapfel wird auch Goldapfel, Melanzenapfel, Tollapfel, genannt. Pomum amoris. Lycoperſicum Tourn. Lycomela Heiſt. Herr von Linne' und faſt alle Neuere haben dieſes Geſchlecht mit dem Nachtſchatten vereiniget. Die zäſerichte, jährige Wurzel treibt einen ſaftigen, dicken Stängel, welcher viel Zweige treibt, einige Schuh Länge erreichet und einen anſehnlichen Stock machet. Dieſer iſt überall, nur die Blättchen ausgenommen, mit vielen klebrichten Haaren beſetzet, breitet ſich über der Erde aus, und kriecht mit den Zweigen, zumal wenn die Pflanze geil wächſt, auf der Erde hin. Die wechſelsweiſe geſtellten, langgeſtielten, großen und gefiederten Blätter beſtehen aus vielen Paaren

ren einander gegen über geſtellten Blättchen, von verſchiedener Grö⸗ ße und Geſtalt; einige ſind groß, eyförmig zugeſpitzet, ſcharf einge⸗ kerbet und ſtehen auf beſondern Stielchen, die andern dazwiſchen geſtellten ſind ganz klein, rundlich, und völlig ganz. Von den grö⸗ ßern ſteht am Ende des Blattes ein einzelnes. Dem Blattſtiele ge⸗ gen über entſpringt der Blumen⸗ ſtiel, welcher ſich in viele Zweige theilet, deren jeder eine Blume trägt. Der Kelch und das Blu⸗ menblatt ſind bey dem Nachtſchat⸗ ten in fünf Einſchnitte getheilet, und man zählet fünf dichte anein⸗ ander gelegte Staubbeutel. Die⸗ ſe Zahl aber wird man ſelten bey dieſen Blüthen antreffen, und nach dem verſchiedenen Wachs⸗ thume der Pflanze bemerket man ſowohl bey der Blume als Frucht mancherley Veränderungen. Der haarichte, ausgebreitete Kelch zei⸗ get ſechs, auch mehrere ſchmale, lange, ſpitzige Einſchnitte. Das Blumenblatt iſt gelb, radförmig ausgebreitet, und in ſechs, auch mehrere krauſe, länglicht zugeſpitz⸗ te Lappen getheilet. Die Staub⸗ beutel ruhen auf ganz kurzen Stielen, ſind gegen und an einan⸗ der geſtellet, ſo daß ſelbige eine orangefärbige Pyramide vorſtel⸗ len; gemeiniglich zählet man der⸗ ſelben ſechſe, auch wohl zehen. Der einzelne Griffel raget über die Staubbeutel hervor und hat ei⸗ nen ſtumpfen Staubweg. Die reife, ſaftige Frucht iſt gemeini⸗ glich ganz glatt, kugelförmig und roth, ruhet auf dem Kelche, hängt unterwärts, iſt in verſchiedene Fächer abgetheilet und enthält viele Saamen. Gar öfters ver⸗ wachſen zwo Blumen mit einan⸗ der, erhalten dadurch ein unge⸗ ſtaltes Anſehen, die Frucht wird viel größer und zeiget in der Mit⸗ te eine Furche, als das Merkmal, daß zween Fruchtkeime vereiniget worden. Die Beeren ſind auch zuweilen gelb, ſelten weiß. Man erzieht dieſe amerikaniſche Pflan⸗ ze jährlich aus den Saamen auf dem Miſtbeete, und verpflanzet im May die jungen Stöcke in das Land weit auseinander, in⸗ dem ſie ſich ſehr ausbreiten. Man kann ſelbige auch an Wän⸗ de und Hecken ſetzen, und daran die Zweige befeſtigen, damit ſie nicht auf der Erde kriechen, und man um deſto gewiſſer reife Früch⸗ te erhält, indem ſelbige erſt gegen den Herbſt die vollkommene Reife bekommen. Die Pflanze ſauget den Erdboden ſehr aus, und da ſolche nur wegen der ſchönen ro⸗ then, traubenweiſe bey einander ſtehenden, und einer Kirſche ähn⸗ lichen Früchte, zur Gartenzierde dienet, einen ſtarken, aber höchſt unangenehmen Geruch hat, und bey uns eher einen ſchädlichen als nützlichen Gebrauch leiſten möchte, ſo wird ein Gartenliebha⸗

der mit dergleichen Stöcken ſich nicht beläſtigen. Die reife Frucht wird in Italien, Spanien, Portugall und Egypten, ſo wie bey uns die Gurken, mit Fleiſch gekochet, oder als ein Salat mit Eſſig, Oel, Pfeffer und Salz gegeſſen. Der öftere Genuß aber ſoll auch bey dieſen Völkern ſchädlich ſeyn; daher auch viele dieſe Früchte überhaupt für verdächtig halten, und zu den Giften rechnen. Bey uns wird ſich wohl niemand einfallen laſſen, dieſe Kirſchen zu eſſen, zumal da bekannt, daß ſelbige in unſerm kältern Himmelsſtriche nicht zu derjenigen Vollkommenheit und Reife gelangen können, als in Egypten und andern wärmern Ländern geſchieht; überdies wird der Geſchmack niemanden zum Genuſſe reizen.

Liebesbaum.

S. Judasbaum.

Liebesfackel.

S. Gießkanne.

Liebſtöckel.

Leuiſticum, oder Liguſticum Linn. iſt aus der Familie der ſchirmtragenden Pflanzen. Bey dem Hauptſchirme ſteht eine ſechs- oder ſiebenblätterichte und bey den kleinen Schirmen eine vierblätterichte Hülle. Alle Blümchen ſind einander ähnlich, und die fünf Blumenblätter von gleicher Größe, völlig ganz, kielförmig vertiefet und umgeſchlagen. Nebſt fünf Staubfäden ſieht man, beſonders bey den Saamen, zween Griffel. Die Frucht iſt länglicht, eckicht, mit fünf Furchen durchzogen, und theilet ſich in zween länglichte, glänzende, auf der einen Seite platte, auf der andern mit fünf erhabenen Streifen bezeichnete Saamen. Herr von Linné hat ſieben Arten angeführet, von welchen wir eine bemerken: nämlich

den gemeinen Apothekerliebſtöckel, Badkraut, Saukraut, Leuiſticum officin. Liguſticum Leuiſticum Linn. wächſt in dem Genueſiſchen Gebiethe wild. Aus der ſtärkern, gleichſam knollichten, äſtigen und mit Zäſerchen beſetzten Wurzel kommen große, breite, langgeſtielte, äſtig geſiederte, gelblicht glänzende Blätter, davon die letzten Blättchen gemeiniglich in drey breite, vorwärts eingeſchnittene Lappen getheilet ſind, und ein dicker, ſechs bis acht Fuß hoher, geſtreifter Stängel, welcher ſich in viele Zweige vertheilet, und innerlich meiſtentheils hoch iſt. Die Blätter, welche wechſelsweiſe mit breiten Scheiden an dem Stängel und den Zweigen anſitzen, ſind den Wurzelblättern gleich, nur werden ſolche nach oben zu immer kleiner und ſind weniger zuſammengeſetzet,

zet, ſo daß die ganz oberſten nur aus drey oder fünf Blättchen beſtehen. Die Blumenſchirme ſtehen an den Enden der Zweige, ſind dichte, und die Blumen gelblicht. Die ganze Pflanze hat einen ſtarken, gewürzhaften, nicht unangenehmen Geruch, und einen ſcharfen, doch zugleich ſüßlichten, ganz beſondern Geſchmack; man bedienet ſich aber nur der Wurzel und des Saamen. Die Wurzel enthält viele harzichte balſamiſche Theile, welche man glänzen ſieht, wenn man ſie im friſchen und guten Zuſtande aufſchneidet, und beſitzt eine erwärmende, reizende, zertheilende, und ſonderlich Schweiß erregende Kraft. Man hat ſolche ehedem zu denjenigen Mitteln gezählet, welche dem Gifte widerſtehen und ſolchen aus dem Körper treiben, und daher die Wurzel in Eſſig eingeweichet, und ſolche wider die anſteckende böſe Luft gekauet. Außer dem Schweiße, treibt ſolche auch den Urin, und die monathliche Reinigung, und befördert den ſchleimichten Auswurf durch die Bruſt. Dieſes zu erlangen, pflegen einige Thee oder andere Getränke durch die hohlen Stängel zu trinken. Sie ſtärket den Magen und führet die Blähungen kräftig ab. Auch den Nerven iſt der beſondere Geruch angenehm, und wird bey Mutterbeſchwerungen öfters nützliche Dienſte leiſten. In Italien wird von dem gemeinen Volke der Saame ſtatt des Pfeffers an die Speiſen gebrauchet. Wenn es gewiß, daß der Saame innerlich genommen, den Urin ſchwarz färbet, würde man dieſe Pflanze noch höher ſchätzen, als jetzo geſchieht, da ſie von Aerzten ganz vernachläßiget wird. Auch die Erfahrungen, welche bey den Kühen angeſtellet worden, beſtätigen die kräftige Wirkung derſelben. Die Kühe freſſen das Kraut gern, aber Fleiſch und Milch erhält davon einen eigenen Geſchmack. Wenn die Kuh heute nur eine Hand voll friſche Blätter gefreſſen, wird morgen die Milch nach Liebſtöckel riechen. Die Vieharzte bedienen ſich der Wurzel ſehr häufig, und die Bienenväter ſehen gerne dergleichen neben ihren Bienenſtöcken wachſen. Man erzieht die Pflanze leicht aus dem Saamen und kann auch die Vermehrung durch Theilung der Wurzel erlangen. Sie verlanget keine ſonderliche Wartung. Ein ſchattichter Ort ſcheint ihr angemeſſen zu ſeyn, und daſelbſt wird ſie in guter lockerer Erde große und ſtarke Stöcke machen.

Lienbaum.

S. Ahornbaum.

Lienen.

S. Brennkraut.

Lierbaum.

S. Lerchenbaum.

Lieſchgras.

Lieſchgras, ſonſt auch Kolbengras oder Fönich genannt, Gramen typhoides, Phleum Linn. die Aehre, oder Kolbe beſteht aus vielen, dicht an einander geſtellten Blumenbüſcheln, und jede Blume zeiget zwey gleich große, einander bedeckende, ausgehöhlte, abgeſtutzte, jedoch mit einer kurzen Granne geendigte Bälglein, und zwo kürzere Spelzen, davon die innere noch kürzer iſt; drey Staubfäden und zween Griffel mit haarichten Staubwegen. Die geſchloſſenen Bälglein und Spelzen umgeben einen rundlichen Saamen. Man kann dieſes Grasgeſchlecht an den länglichten, oben quer abgeſchnittenen und zugleich gehörnten, ſeitwärts mit glänzenden Härchen gefranzten Aehrchen leicht erkennen und von andern, mit walzenförmigen Kolben verſehenen, Gräſern unterſcheiden. Herr von Linne' führet fünf Arten an.

1) Das langährichte Wieſenlieſchgras, groß Kolbengras, langes Fuchsſchwanzgras, Wieſenfönich mit langen Kolben, und weil dieſes Gras der Timotheus Hanſan durch angeſtellte Verſuche in Amerika berühmt gemachet, wird es auch Timotheusgras genannt, Phleum pratenſe L. Es wächſt in allen Europäiſchen Ländern, auch in dem nördlichen Theile von Aſien und Amerika, bey uns an Waſſergräben, auf feuchten Raſenplätzen, beſonders hält es ſich gerne zwiſchen Gebüſchen und Sträuchern auf. Die Wurzeln ſind dauerhaft, wie Haare durch einander geflochten. Die Halme, deren beſonders in der angebaueten Pflanze viele aufſchießen, ſind zwar an der Erde nicht knollicht, doch mit braunen Blattſcheiden überdecket, etlichemal gebogen, und mit Gelenken verſehen; von da gehen ſie gerade in die Höhe mit braunen Knoten, oberwärts werden ſie dünner, und erreichen die Höhe von drey und mehrern Schuhen. Die unterſten Blätter ſind zwo Linien breit, und glatt anzufühlen. Die Aehre iſt walzenförmig, zween bis drey Zoll lang. Die unterſten Blüthen ſind unvollkommen, die übrigen ſitzen auf kurzen Stielen, und ein Stielchen trägt etliche Blüthen.

2) Das knollichte Lieſchgras, Phleum nodoſum Linn. wächſt auf trocknen Wieſen und Aeckern, und blühet, wie die erſte Art, vom May bis in den Herbſt. Dieſe Pflanze iſt viel niedriger, der Halm unten merklicher knollicht, und zurückgebogen, richtet ſich aber darauf in die Höhe; die Aehren ſind kleiner, die Bälglein breiter, und folglich ihre

Spitzen verhältnißweiſe kürzer; die untern Blüthen auch unvollkommen.

3) Das kurzährichte Alpenlieſchkraut, Phleum alpinum L. ſoll nur auf den Alpen wachſen. Der Halm iſt, in Vergleichung mit der erſten Art, kürzer; die Blätter ſind breiter, und die kurze Aehre iſt in den jungen Pflanzen eyförmig. Die Bälglein zeigen gleichfalls am Rande kleine Härchen, es ſcheint aber, als wenn die Aehre im ganzen betrachtet, haarichter ſey. Die Grannen ſind länger, und ſo lang als die Bälglein, da ſelbige in der erſten Art nur die Hälfte derſelben betragen.

Wir haben dieſe Unterſcheidungszeichen aus Herr von Hallers Abhandlung von den Futterkräutern entlehnet, indem derſelbe Herrn von Linné beypflichtet, und dieſe drey Arten, als wirklich verſchieden, angenommen hat. Herr Schreber hingegen will behaupten, wie die Wurzel, die Beſchaffenheit der Halme, und die Größe der Kolbe nach der hohen und niedrigen Lage, trockne oder naſſe, und andere Verſchiedenheit des Bodens ſehr veränderlich ausfalle, und dieſe drey Arten nur als Abweichungen zu betrachten ſeyn dürften. Wegen der erſten und zwoten Art ſcheint Herr von Haller ſelbſt noch ungewiß zu ſeyn, ob ſelbige wirklich als beſtändige Arten anzunehmen, erinnert aber weißlich, wie man für den Landmann die Gräſer noch genauer, als für die Kräuterkenner unterſcheiden müſſe; indem das knollichte Lieſchgras, wenn es auch nur eine Spielart ſey, niemals einige Achtung bey den Futterkräutern verdiene, und ſeines niedrigen Wuchſes, und magern Weſens wegen niemals angebauet werden dürfte.

Von der erſten Art findet man in den Schriften der Engländer große und zum Theil übertriebene Lobeserhebungen, und Herrn Roquens Anpreißung, unter dem unbekannten Namen Timotheusgras, und als ob ſolches ein ganz neues, aus Amerika abſtammendes Futterkraut ſey, hat viele veranlaſſet, damit unnöthigen Aufwand zu machen, indem es bey uns einheimiſch iſt. Es iſt auch noch nicht ausgemachet, ob man ſich viel beſonderes davon bey der Fütterung verſprechen könne. Herr Hofrath Gleditſch empfiehlt ſolches, und Herr von Haller ſchreibt: es hat dieſe Pflanze wegen der Größe ihres Wuchſes und ihrer Blätter, wegen ihres leichten Anbaues, ihrer Dauerhaftigkeit und ihres angenehmen Geſchmacks verſchiedenes eigenthümliches und vorzügliches, deswegen ich ſie auch zum Anbauen nicht mißrathen würde. Sie wächſt nicht nur in feuchten, ſondern

ſondern auch in mooſichten Wieſen, auf denen ſonſt von ſelbſten nur das ſchlechteſte Gras wächſt, und Herr Schreber erinnert, wie die Halme und Blätter zwar nicht übel ſchmecken, auch der Genuß davon dem Viehe nicht nachtheilig, aber etwas hart ſeyn. Doch frißt das Vieh dergleichen Gras und Heu, welches mit vielen Lieſchgraſe vermenget iſt, ſehr gerne, beſonders die Pferde, welche es noch lieber, als das Rindvieh freſſen. Den Schaafen ſoll das Lieſchgras nicht ſchmecken, die Schweine aber ſuchen die kleinen ſaftigen Knollen an der Wurzel begierig auf. Wir pflichten Herr Schrebern billig bey, und halten dafür, daß der Anbau des Lieſchgraſes vor ſich allein, oder auch auf künſtlichen Wieſen nicht mit Vortheil zu veranſtalten ſey, zumal da man angemerket, daß dieſes Gras, wenn es ein- oder zweymal abgemähet worden, ein hartes und ſonderlich für die Pferde unangenehmes Futter abgebe.

4) Das kleine zweigichte Sandlieſchgras, Sandkölbleingras, Phleum arenarium Linn. wächſt in den ſandichten Gegenden, dauert nur einen Sommer über, und iſt dadurch leicht kenntlich, daß die eyförmige Aehre in der Scheide des oberſten Blattes feſte innen ſteht, und faſt niemals ganz herausgeht. Es kann zu Befeſtigung des Flugſandes dienen.

Lieſchkolben.

S. Kolben.

Lilac.

Wir behalten auch im Deutſchen dieſen Tournefortiſchen Namen. Die bekannteſte Art von dieſem Geſchlechte hat zwar viele andere Namen erhalten, deren einige aber unſchicklich, und einige auch andern Bäumen beygeleget worden, wodurch leicht Verwirrung entſtehen kann. Herr Dietrich erwählet Flieder zum Geſchlechtsnamen, worunter bey uns jedermann den rechten Holunder verſteht. Man könnte auch Syringenbaum annehmen, da Herr v. Linne dieſes Geſchlecht unter Syringa anführet. Der kleine, röhrenförmige Kelch iſt vierfach eingekerbet. Das trichterförmige Blumenblatt verbreitet ſich aus der langen Röhre, in den ausgebreiteten Rand, deſſen vier ſtumpfe Einſchnitte etwas einwärts gebogen ſind. In der Blumenröhre ſitzen zween Staubbeutel, und der zarte Griffel endiget ſich mit einem dickern zweyfachen Staubwege. Die länglicht ſpitzige, zuſammengedrückte, zweyfächerichte Frucht öffnet ſich mit zwo Klappen, welche mit der Scheidewand eine entgegengeſtellte Richtung haben; in jedem Fache

che liegt ein länglichter, an beyden Enden ſpitziger, und mit einem häutichten Rande eingefaßter Saame. Die Blätter ſtehen einander gegenüber, und die Blumen wachſen in länglichten Sträußern. Es ſind zwo oder drey Arten bekannt.

1) Der ſpaniſche herzblätterichte Lilac, blauer ſpaniſcher Holunder, türkiſcher Holunder, Syringenſtrauch, Sirenien, Pfeifenſtrauch, Huck auf die Magd, blaue Bluſt, Kandelblüthe, Syringa vulgaris Linn. Man pfleget Perſien für das Vaterland dieſes Baumes auszugeben, Herr von Haller aber meldet, wie ſolcher in der Schweiz in hoch gelegenen Wäldern angetroffen werde. Die Höhe und Stärke iſt verſchieden, nachdem man den Baum vor ſich wachſen, und aus der weitauslaufenden Wurzel Schößlinge aufſchießen, oder dieſe fleißig abnehmen läßt. Die äußerliche Rinde iſt aſchgrau, und nebſt der darunter befindlichen grünen Schale ſehr zähe, daher auch die jungen Aeſte biegſam und ſchwer zu zerbrechen ſind. Die geſtielten Blätter ſind herzförmig zugeſpitzet, dunkelgrün, glatt, und am Rande völlig ganz. Sie bleiben ſpät in den Herbſt ſitzen. Die Blumen erſcheinen im May und Juni, auf den Enden der Aeſte, in großen Sträußern. Dieſe haben einen angenehmen Geruch, da hingegen die übrigen Theile dieſes Baumes einen höchſt bittern Geſchmack äußern. Die Farbe der Blumen iſt veränderlich. Gemeiniglich ſind ſolche blau; Bäume mit weißen Blumen ſind auch nicht ſelten, roth wird man nicht öfters antreffen. Bey der weißen Spielart pflegen die Aeſte mehr aufwärts zu ſtehen, und die Blätter hellgrüner zu ſeyn. Unter dem Namen weißer ſpaniſcher Holunder verſtehen einige den, von unſern Baume ganz verſchiedenen Afterjeſmin, Philadelphus. Man findet auch Bäume mit weißlicht oder gelblicht geſcheckten Blättern. Weil die alten Stöcke häufig bewurzelte Schößlinge treiben, achtet man den Saamen nicht; man darf dieſe nur ausheben, oder auch die Aeſte davon einſenken, welche in kurzer Zeit Wurzeln ſchlagen. Der Baum wächſt faſt in jedem Erdreiche, wenn es nur nicht zu trocken, oder zu naß iſt. Man pfleget ſolche an die Wände und an ſchattichte Oerter zu verweiſen. In den erſten Jahren wächſt er ungemein ſchnell und machet gerade lange Triebe mit großen Markröhren. Man kann auch den blauen auf den weißen, oder umgekehrt oculiren. Man unterhält ſelbigen wegen der wohlriechenden Blumenſträußer, und gebrauchet ſolchen auch zu Bede-

ckungen der Lauben. Er verträgt auch das Beſchneiden mit der Scheere. Man würde ſolchen noch höher achten, wenn die ſpaniſchen Fliegen nicht darauf ihren Sammelplatz hätten. Das Holz iſt weißgelblicht, ziemlich hart, und an alten Stämmen ſchön roth geflammet. Es läßt ſich gut glätten, die Drechsler und Tiſcher bedienen ſich deſſelben, und wiſſen ſolches durch eine kalte Beitze mit Scheidewaſſer ſchön roth zu färben. Herr dû Roi meldet, wie man aus einem Pfunde Blumen ein Quentchen weſentliches Oel erhalten könne, welches im Geruche dem Rhodiſerholzöle gleichkomme, und Herr Ehrhart meldet dieſes von dem geraſpelten Holze, und berichtet, wie dieſes Oel ſich wie Wachs anfühlen laſſe, und im Geſchmacke dem Balſam von Copaiva gleichkomme.

2) Perſiſcher ſchmalblätterichter Lilac, morgenländiſcher Lilacſtrauch mit Rheinweidenblättern, blauer falſcher Jaſmin, Syringa perſica Linn. Soll urſprünglich aus Perſien zu uns gebracht worden ſeyn. Der Stamm bleibt niedrig, und erreichet nur drey bis fünf Fuß Höhe, breitet ſich mit ſeinen biegſamen, dünnen, ſperrichten Aeſten weit aus, und ſieht gemeiniglich mehr einem Strauche als Baume ähnlich. Die Blätter ſind ſchmal, eyförmig zugeſpitzet, oder lanzetförmig, völlig ganz und dunkelgrün. Die lockern Blumenſträußer treiben im Juni aus den Spitzen der jährigen Schüſſe hervor; ſie haben einen angenehmen, aber nicht ſo ſtarken Geruch, ſind immerfort röthlicht, und blühen länger als bey der erſten Art.

3) Peterſilienblätterichter türkiſcher Lilac. Herr von Linné hält dieſe nur für eine Spielart der zwoten Art. Herr Miller aber und dû Roi führen ſolchen beſonders an, indem der Unterſchied beſtändig ſeyn ſoll. Man findet zweyerley Blätter untereinander vermiſchet; einige ſind länglicht zugeſpitzet, und wie bey der zwoten Art beſchaffen, andere ſind tief eingeſchnitten, daß ſie aus zwey, vier bis ſechs Blättchen, nach der Weiſe der gefiederten, zuſammengeſetzet ſcheinen. Die Blumenſträußer ſind kleiner und lockerer, und die Blumen ſelbſt auch kleiner, und hellrother.

Beyde Arten treiben auch bewurzelte Schößlinge, oder können durch Ableger leicht vermehret werden. Sie ſind gegen unſere Winter nicht empfindlich, verlangen keine beſondere Wartung, laſſen ſich zu niedrigen Hecken ziehen, werden auch zum Frühtreiben angewendet, und in Töpfen den Winter über ins Glashaus geſetzet.

Lilac,

Lilac, indianiſcher, S. Azedarach.

Lilgen. S. Lilie.

Lilie.

Lilie, auch Lilgen oder Gilgen genannt, Lilium Linn. Die Blume hat keinen Kelch und beſteht nur aus ſechs Blumenblättern, welche ſich aus dem ſchmalen Anfange nach und nach ausbreiten und mit einer ſchmalen, ſtumpfen und dicken Spitze endigen. Sie umgeben oder bedecken vielmehr unterwärts einander und theilen ſich oberwärts mehr von einander, wodurch die ganze Blume ein glockenförmiges Anſehen erhält. An jedem Blumenblatte zieht ſich von dem Boden bis in die Mitte eine vertiefte Linie oder Furche hin, welche Herr von Linne für ein Honigbehältniß annimmt, und bey einigen Arten glatt, bey andern aber der Länge nach mit vorragenden Spitzen oder Haaren beſetzet iſt. Auch ſind die Blumenblätter bey verſchiedenen Arten mehr und weniger rückwärts gebogen und zuſammen gerollet. Die ſechs aufrechtſtehenden Staubfäden ſind kürzer als die Blumenblätter. Der walzenförmige Griffel iſt länger, und der Staubweg dicke und dreyeckicht. Das trockene länglichte Saamenbehältniß iſt ſechsfach gefurchet, am obern Theile ſtumpf und dreyeckicht, es öffnet ſich mit drey Klappen, welche zuvor gleichſam durch beſondere gegitterte Haare mit einander verbunden waren, und zeiget drey Fächer, in welchen die platten, halbrundlichen Saamen in gedoppelten Reihen über einander liegen. Hr. von Linne führet neun Arten an, von welchen fünfe zurückgebogene oder zuſammengerollte Blumenblätter haben, weil nun dieſe mehr unter dem Namen Türkiſcher Bund, als Lilie bekannt ſind, wollen wir ſolche auch unter dieſem Worte anführen. Von den vier übrigen ſind nur zwo in hieſigen Gärten bekannt.

1) Die weiße Lilie, Lilium candidum Linn. Sie iſt urſprünglich aus Syrien und dem gelobten Lande zu uns gebracht worden. Die Zwiebel beſteht aus fleiſchichten, weißlichen, über einander gelegten Schuppen, aus welcher viele lange, ſchmale, zugeſpitzte, völlig ganze, glänzende Blätter hervortreiben, welche auch den Winter über dauern, aber im Frühjahre, wenn der einfache, runde, zween bis drey Fuß hohe, aufgerichtete Stängel aufſchießt, meiſt ganz abſterben. Der Stängel iſt faſt durchaus mit ähnlichen, nur kürzern, platt aufſitzenden, unordentlich geſtellten Blättern, und oberwärts mit langen, einfachen Blüthſtielen beſetzet. Bey jedem Stielchen ſteht ein kleines

Blatt, und jeder trägt eine ſeitwärts gerichtete, große, weiße Blume, deren aber viele, und zuweilen eine große Anzahl zugegen ſind, und alle unter ſich eine Aehre abbilden. Die Blüthzeit iſt der Julius. Die Blumenblätter ſind inwendig glatt; die Honigfurche iſt nicht ſehr merklich, und am Rande mit keinen Zäckchen beſetzet. Aeußerlich laufen durch dieſe Blätter einige erhabene Linien. Der Staubweg iſt dreyfach geſpalten, und zeiget eine Höhle, die durch den Griffel geht. Man findet in den Gärten mancherley Abänderungen. Gar öfters iſt der Stängel breit oder bandförmig, Lilium faſciatum; die Blätter ſind zuweilen am Rande gelb oder weiß eingefaſſet, Lilium variegatum; es giebt auch eine Spielart mit gefüllten Blumen, Lilium flore pleno. Dieſe unterſcheidet ſich merklich von andern gefüllten Blumen. Man ſieht nichts als weiße, gerade, oder einwärts gebogene Blumenblätter, welche ſchuppenweiſe und wie Dachziegel über einander liegen, und einen eyförmigen Kopf abbilden. Es haben dieſe gar keinen Geruch, da die einfachen beſonders ſtark riechen. Nicht allein dieſe, ſondern auch die Zwiebeln werden in der Arzneykunſt gebrauchet. Die Zwiebeln beſitzen ein ſchleimichtes Weſen, und wegen dieſes äußern ſie eine erweichende Kraft. Man gebrauchet ſolche nur äußerlich, und pfleget daraus einen Breyumſchlag zu verfertigen, um die harten entzündeten Beulen zu erweichen, und gutes Eyter zu erzeugen. In wie weit die Nachricht, welche man beym Gerarb lieſt, und nach welcher der, aus der Wurzel gepreßte, und mit Gerſtenmehl vermiſchte Saft, und das daraus gebackene Brod, die Waſſerſucht heile, gegründet ſey, muß durch mehrere Erfahrungen geprüfet werden. Die friſchen weißen Blumenblätter beſitzen gleiche Kräfte und werden auch nur äußerlich gebrauchet. Sie erweichen, befördern die Schwärung, und ſtillen zugleich die Schmerzen. Am gewöhnlichſten bedienet man ſich des Lilienöls, welches Baumöl iſt, worinnen die Blumenblätter geweichet worden. Geoffroi will nicht zugeben, daß man dieſe Blätter lange in dem Oele liegen laſſe, weil ſelbige darinnen leicht verfaulen und das Oel verderben. Das Gegentheil iſt hiervon bekannt, und man pfleget nicht allein das Oel, ſondern auch die, viele Monathe darinnen eingeweichten, Blätter mit gleich gutem Erfolge zn gebrauchen. Es hat dieſes Oel auch eine heilende Kraft, und bey Brandſchäden wird es, theils die Schmerzen zu lindern, theils die Heilung zu befördern, häufig gebrauchet. Man kann auch aus den Blumen ein

ſtark riechendes Waſſer abziehen, welches einige zu Beförderung der Geburt, auch wider die Engbrüſtigkeit und den Huſten angerühmet; zum innerlichen Gebrauche aber wird es ſelten angewandt; das junge Frauenzimmer ſetzet es lieber auf ihren Nachttiſch, um das Geſichte damit zu waſchen, und ſich eine glatte, feine Haut zu verſchaffen. Die Wehmütter pflegen die Staubbeutel bey ſchwerer Geburt anzupreiſen. Der ſtarke Geruch dieſer Blüthen kann leicht die Sinnen betäuben und einen tödtlichen Schlaf verurſachen; daher man ſolche nicht in verſchloſſenen Zimmern, wenigſtens nicht lange und viele mit einander aufbehalten ſoll.

2) Die Feuerlilie, goldgelbe Lilie, Lilium purpureo croceum, Lilium bulbiferum L. Dieſe wächſt in Italien, Oeſterreich, wie auch in Sibirien. Die Wurzel iſt der vorigen ähnlich, aber gelb gefärbet. Die Wurzelblätter ſind zahlreich, ganz ſchmal, am Rande glatt und ſpitzig, in der Mitte der Länge nach vertieft; der Stängel wird auch zween bis drey Fuß hoch, und hat keine andern Zweige, als die Blumenſtiele, welche oberwärts hervorkommen. Sonſt iſt der Stängel gemeiniglich gefleckt, auch etwas wollicht anzufühlen, und mit vielen, dicht an einander geſtellten, plattaufſitzenden Blättern bedecket, welche mit den Wurzelblättern gleiches Anſehen haben. Nach Beſchaffenheit des Alters von der Zwiebel, und des Bodens, darinnen ſolche ſteht, wird der Stängel mehrere oder wenigere aufrechtſtehende Blumen tragen. Zuweilen ſieht man gar nur eine. Die Blüthzeit fällt zuweilen ſchon in den Frühling, gemeiniglich aber kurz vor der weißen Lilie. Die Blumen haben keinen Geruch. Die Blumenblätter ſind an Größe der weißen Art gleich, aber feuer- oder ponceauroth gefärbet, und auf der innerlichen Fläche mit vielen gleichgefärbten Erhebungen und ſteifen Haaren beſetzet, welche ſonderlich häufig um die Honigfurche zu bemerken ſind. Gar öfters, ſonderlich wenn der Stängel wenig Blumen trägt, ſitzen an dem Winkel der untern Blätter kleine zwiebelartige Körper, deswegen auch Herr von Linné dieſe Lilie bulbiferum genannt hat. Man ſoll auch von dieſer Art gefüllte Blumen haben, dergleichen wir noch niemals geſehen. Dieſe wird in der Arzneykunſt nicht geachtet. Die Ruſſen pflegen die Wurzel unter der Aſche zu braten, oder mit Milch abzukochen und zu eſſen. Die Blumen von beyden Arten geben, nach Herr Gleditſchens Beobachtung, den Bienen viel Stoff zum Wachſe.

Beyde Arten dauern im freyen Lande aus, und verlangen weder eine beſonders zugerichtete Erde, noch ſonſt einige Wartung. Sie ſetzen häufig junge Bruth an die alte Zwiebel an, wodurch die Vermehrung gegen den Herbſt leicht geſchehen kann. Wir haben bemerket, daß die weiße Lilie, wenn ſie verſetzet, oder die junge Bruth abgenommen worden, einige Jahre gleichſam ſchmachtet, und zwar viele Wurzelblätter, aber ſelten einen Stängel treibt; hingegen die Feuerlilie in ihrem Triebe und Wachsthume ſehr zurücke komme, niedrige Stängel, und darauf wenige Blumen treibe, wenn ſie länger als drey Jahre an einem Orte geſtanden, daher man die letztere öfters, die erſte aber ſelten verſetzen ſoll.

Lilie, gelbe, S. Iris.

Lilie, heidniſche, S. Affodil.

Lilie, perſianiſche, S. Fritillarie.

Lilie, ſchwediſche, S. Amaryllis.

Lilie, Teich, S. Iris.

Lilie, unächte, S. Erdſpinnenkraut.

Lilie, wilde, S. Türkiſcherbund.

Lilienaffodil.

S. Affodillilie.

Lilienfurcht.

S. Je länger, je lieber.

Lilienhyacinthe.

S. Hyacinthe.

Liliennarciſſe.

Wir verſtehen hierunter nicht den Lilio-narciſſum Tourn. welcher unter Amaryllis beſchrieben worden; ſondern das Geſchlechte Crinum Linn. welches mit dieſem nahe verwandt iſt, und wovon einige Arten unter obigen Namen bekannt ſind. Statt des Kelches ſieht man eine länglichte, zweyblätterichte Scheide, welche ſich öffnet, zurückſchlägt und viele, ſchirmförmig geſtellte Blumen darſtellet. Das Blumenblatt beſteht aus einer walzenförmigen, aber gebogenen Röhre und sechsfach getheilten Rande. Dieſe ſechs Einſchnitte ſind ſchmal, ſtumpf, ausgehöhlet und rückwärts gebogen, und drey derſelben, welche mit den andern dreyen abwechſeln, ſind mit einem vorragenden Hacken beſetzet. Am Rande ſitzen ſechs, von einander abſtehende Staubfäden und der kurze Griffel trägt einen kleinen dreyſpaltigen Staubweg. Das trockene, eyförmige Saamenbehältniß zeiget drey Fächer und enthält viele Saamen. Herr von Linne' hat in der Murrayiſchen Ausgabe fünf Arten angeführt.

1) Die afrikaniſche blaue Liliennarciſſe mit ſtumpfen Blumenlappen. Die blaue große äthiopiſche falſche Tuberoſe. Der große afrikaniſche Hyacinth. Hyacinthus africanus tuberoſus. Crinum africanum Linn. Dieſes anſehnliche Zwiebelgewächſe ſtammet aus Aethiopien her. Die Wurzel iſt mehr ein Knollen, als eine wahre Zwiebel, länglicht rund, gelblicht, und am obern Theile mit vielen weißlichen langen Faſern beſetzet. Die Wurzel treibt viele lange, ſchmale, lanzetförmige, platte Blätter, welche ſich in einen Kreis ausbreiten. Zwiſchen dieſen erhebt ſich der nackende, runde, ohngefähr zween Fuß hohe Stängel, an deſſen Ende viele blaue, langgeſtielte Blumen ſchirmförmig anſitzen. Um dieſe Art deſto gewiſſer von den andern zu unterſcheiden, merket man, wie die Einſchnitte des Blumenblattes mehr ſtumpf als ſpitzig ſind. Der Blüthſtängel treibt nicht alle Jahre; damit aber ſolches um deſto eher geſchehe, und man die prächtigen Blumen erhalte, ſoll man die Wurzel, ehe die Blätter hervorkommen, in ein fettes, doch lockeres Erdreich ſetzen, und die Scherbel nicht eher begießen, bis die Blätter treiben, und nachher, ſo lange Blätter da ſind, fleißig mit Begießen anhalten; bey ſtarker Sommerhitze können die Töpfe im freyen ſtehen, müſſen aber bey Zeiten wieder in das Glashaus, jedoch nahe an die Fenſter geſtellet werden, da denn zu Ausgange des Sommers der Stängel hervorbrechen wird. Die Vermehrung kann durch die Wurzel im Frühlinge geſchehen, ehe die Blätter hervorbrechen.

2) Zeylaniſche Liliennarciſſe mit kielförmigen Blättern, Lilium Zeylanicum bulbiferum. Crinum aſiaticum Linn. wächſt in Zeylon und Malabar. Die zwiebelartige Wurzel treibt faſt drey Schuh lange Blätter, welche auf der obern Fläche in der Mitte eine vertiefte und auf dem Rücken erhabene Linie zeigen. Das Blumenblatt iſt purpurfärbig und am Rande weiß eingefaſſet. Die Staubfäden ſind unterwärts gebogen. In dem Saamenbehältniſſe liegen gemeiniglich kleine junge Zwiebelchen, welche zum Fortpflanzen dienen.

3) Zeylaniſche Liliennarciſſe mit eingekerbten Blättern, Ceyloniſche Lilie, war ehedem Amaryllis Zeylanica, jetzo Crinum Zeylanicum L. wächſt in Oſtindien; gleicht dem Anſehen nach der zwoten Art. Die Blätter ſind ſaftig, am Rande eingekerbet und ſcharf oder rauh anzufühlen. Der Blumenſtängel iſt mehr platt gedrückt als rundlich, und bräunlich oder röthlich gelb gefärbet. Die Röhre des Blumenblattes

zeiget gleiche Farbe, der Rand aber iſt weiß und die lanzetförmigen, rückwärts gebogenen Einſchnitte haben unterwärts in der Mitte eine rothe Linie. Die Staubfäden und der Griffel ſind blutroth.

Dieſe beyden Arten erfordern mehr Wärme, und müſſen, wenn man Blumen verlangt, auf einem Lohbeete unterhalten werden.

Lilienſteine.

S. Encriniten.

Limbaum oder Limben.

S. Ebereſchenbaum.

Limen.

S. Citronbaum.

Limönchen.

S. Citronbaum.

Limonade.

S. Citronbaum.

Limonienbaum.

S. Citronbaum.

Lin. S. Leinfiſch.

Linahl.

Linahl wird in Schweden, und beſonders in Dalekarlien eine Art von Neunaugen genannt, weil dieſelben gern in die zum Röſten ins Waſſer gelegten Hanf- und Flachsbüſchel ſich niſten; ſ. unſern Artikel, Aal, Th. I. S. 31. weil er bey dem Klein ein aalförmiger Fiſch, Petromyzon, 4. iſt; bey dem Linne' iſt er Petromyzon Branchialis, gen. 123. ſp. 3. und Müllers Kieferwurm ſeiner Pricken.

Lindbaſt.

S. Rüſtern.

Linde.

Lindenbaum, Tilia. Der abfallende, vertiefte, gefärbte Kelch hat mit den Blumenblättern gleiche Länge. Die fünf Blumenblätter ſind länglicht, ſtumpf, an der Spitze eingekerbet. Die Anzahl der Staubfäden iſt groß, öfters über dreyßig. Der Griffel trägt einen fünfeckichten, ſtumpfen Staubweg. Die lederartige, faſt kugelförmige Frucht öffnet ſich von unten aufwärts in fünf Klappen, und zeiget zuweilen fünf, auch wie Herr von Haller angemerket, ſechs Fächer, gemeiniglich aber kömmt nur ein Saame zur Vollkommenheit, und die ganze Frucht beſteht nur aus einer Höhle. Bey den amerikaniſchen Arten ſtehen um den Fruchtkeim fünf Schuppen oder Honigbehältniſſe, welche bey den europäiſchen Arten fehlen, doch ſieht man ſtatt derſelben einige feine Härchen um den Fruchtkeim ſtehen, welche eine beſondere Feuchtigkeit ausſchwitzen, und vielleicht nur der Geſtalt nach von den Honigſchuppen verſchieden ſind.

ſind. Herr von Linne' führet nur zwo, Miller aber und mit demſelben Herr dü Roi vier Arten an. Da man bey den Bäumen, noch mehr als bey andern Pflanzen die verſchiedenen Sorten, geſetzt, daß ſolche auch zuweilen nur Spielarten wären, ſorgfältig unterſcheiden muß, ſo wollen wir den letztern folgen, und die vier Arten beſonders anführen.

1) Die großblätterichte Sommerlinde; gemeine großblätterichte Linde; Waſſerlinde; große Linde; holländiſche Linde; Laſtholz, Tilia Europaea Mill. Die Wurzeln breiten ſich weit aus und gehen tief in die Erde; auch die Aeſte breiten ſich weit aus, und machen eine ſchöne Crone, und weil ſie ſtark belaubt ſind, geben ſie einen dichten Schatten. Die Rinde an den jungen Stämmen iſt glatt und faſt dunkelgrau, im Alter wird ſolche ſehr dicke, rauh, aufgeſprungen, ſchwarz oder ſchwärzlich. Das Laub bricht im May, auch etwas früher aus. Die aus dem Saamen erzogenen Pflanzen zeigen tief und vielfach eingeſchnittene Blätter und ſind den nachfolgenden ganz unähnlich. Dieſe ſind geſtielt, herzförmig, beynahe rundlich, doch unten breiter als oben, und laufen in eine Spitze aus. Der Rand iſt mit großen, rundlich zugeſpitzten Zähnen ausgezacket, und die obere Fläche dunkelgrün, glänzend, gleichſam mit einem Firniß überzogen, die untere aber etwas matter, mit erhabenen weißlichen Adern bezeichnet. In den Winkeln dieſer Adern ſtehen kleine weißgelbliche, wollichte, ſchwammartige Drüſen, und auf den Adern ſelbſt feine kurze Haare. Die größten Blätter ſind ſechs Zoll lang, und fünf Zoll breit. Die Blumen erſcheinen im Junius und Julius in kleinen Büſcheln. Sechs, auch mehrere ruhen auf einem gemeinſchaftlichen Stiele, an welchem unten ein gelblicht grünes, ſchmales, länglichtes, völlig ganzes Deckblatt ſitzt. Alle Theile der wohlriechenden Blüthe ſind ſchwefelgelb gefärbet. Die Frucht iſt nicht ſo wollicht, und noch einmal ſo groß, als bey der Winterlinde, äußerlich viereckicht rund und in vier Fächer getheilet. Hr. Miller behauptet, daß die Sommer- und Winterlinde durch die vier und fünf Fächer der Frucht ſich beſtändig unterſcheide.

2) Die kleinblätterichte Winterlinde; Steinlinde; Waldlinde; Sandlinde; Tilia cordata Mill. Dieſe iſt in unſern Holzungen gemeiner, und unterſcheidet ſich von der Sommerlinde durch die kleinern, mehr weißlichen Blumen, durch die kleinern, mehr herzförmig zugeſpitzten, am Rande unordentlich gezahnten, in der Farbe dunklern, weniger glänzenden und unten bläulicht

grünen

grünen Blätter; dieſe brechen auch ſpäter hervor und fallen ſpäter ab; und endlich durch die kleinern, mehr wollichten, runden und in fünf Fächer abgetheilten Früchte. Das Holz iſt feſter, zäher, und wird nicht leicht verarbeitet; der Stamm wird auch nicht ſo hoch, als bey der erſten Art.

Dieſe beyden Arten hat Herr von Linné unter dem Namen Tilia Europaea vereiniget. Auch Herr Hofrath Gleditſch hält dieſe beyden Linden für wirklich von einander verſchiedene Arten, ob ſie gleich in der Blüthe mit einander übereinkommen.

Die Linde wächſt in allen Arten Erdreichs, doch artet ſie in einem ſandigen trockenen Boden beſonders gut. Man erzieht ſolche aus dem Saamen, welcher aber oft erſt im zweyten Jahre aufkeimet, zumal wenn ſolcher nicht gleich nach ſeiner Reife im October geſäet wird. In der Jugend iſt der Wuchs bey den, daraus erzogenen, Stämmchen ſehr langſam, daher man die Vermehrung lieber durch Ableger veranſtaltet; doch wird man niemals aus dieſen ſo hohe Stämme erziehen können, als aus den Saamen geſchieht. Um viele Ableger zu erhalten, empfiehlt dû Hamel eine große Linde nahe an der Erde abzuhauen, und in dem folgenden Frühjahre, wenn der Stamm viele junge zarte Schößlinge getrieben, den abgehauenen Strumpf mit Erde zu beſchütten. Dieſen Baum kann man in verſchiedenen Alter verpflanzen, auch alte Stämme leiden ſelten dabey Schaden, am beſten werden ſie von zwölf Fuß Höhe verpflanzet, und will man ſolche am Stamme noch höher ziehen, ſchneitelt man ſie im Sommer aus. Man findet verſchiedene Nachrichten von beſonders ſtarken und alten Linden. Die zu Neuſtadt am Kocher, im Herzogthume Würtenberg, ſoll gegen tauſend Jahre alt ſeyn, und ihre Aeſte ruhen auf mehr denn hundert Säulen. Man kann hiervon Schrebers Beyträge zur Haushaltungskunde S. 224. nachleſen. Herr von Oelhafen in der Ueberſetzung des dû Hamelliſchen Werks beſchreibt eine große Linde im Nürnbergiſchen Gebiethe, welche hohl und zweymal ausgebrannt iſt, durch deren Aushöhlung ein großer Menſch durchreuten kann. Der Umfang beträgt fünf und vierzig Fuß, und die Höhe bey ſechzig Fuß. Ihr Alter wird auf tauſend Jahre geſchätzet. Herr Miller führet eine Linde an, die er ſelbſt gemeſſen, welche anderthalb Fuß von der Erde noch zehn Ellen im Umkreiſe gehabt. Wegen des hohen Alters empfiehlt Herr Gleditſch die Linde zu Gränz- und Mahlbäumen. Die Linde wird zu Beſetzung der Alleen und zu Bedeckung

der Lauben erwählet. Sie läßt ſich durch die Scheere und durch das Anbinden leicht und gut ziehen. Ihr ſchönes Laub, welches aber zeitig abfällt, und die angenehm riechende Blüthe empfehlen dieſen Baum vor vielen andern. Er widerſteht auch mehr, als viele andere Bäume, der Gewalt des Windes. Man erhält davon noch andere und beträchtliche Nutzungen. In Preußen zapfet man, wie von den Birken, den Saft aus dem Stamme. Er ſoll bey dem böſen Weſen nützlich ſeyn. Das Holz iſt auf mancherley Weiſe vortheilhaft zu gebrauchen. Es iſt weiß, leicht, und doch dabey feſte; es iſt dem Wurmſtiche und dem Werfen oder Schwinden nicht ſonderlich unterworfen. Man verfertiget leichte Tiſche, Schränke, Stühle, Reißbreter, Lineale und ander Hausgeräthe daraus. Man bereitet daraus die gewöhnlichen Holzſchuhe, und die Fußbretlein oder Socken der barfuß gehenden geiſtlichen Ordensperſonen werden daraus verfertiget. Die Schuſter und andere Handwerker, welche Leder verarbeiten, bedienen ſich der Tiſche und Breter von dieſem Holze, weil die Meſſer dadurch nicht ſo leicht ſtumpf gemachet werden. Von den Bildhauern wird es häufig verarbeitet. Man kann es auch ſchwarz beitzen, wodurch es, dem Anſehen nach, dem Ebenholze gleich wird. Die daraus bereiteten Kohlen gebrauchet man, wegen ihrer Feinheit, zum Zeichnen und wegen ihrer geringen Schwere zum Schießpulver. Zum Feuerholze tauget es nicht. Chomel lobet den Trank, aus dem Lindenholz bereitet, wider die Waſſerſucht, beſonders weñ junge Aeſte dazu genommen werden. Aus der oberſten harten Rinde werden in Rußland große Schachteln und Wagenkörbe, aus dem darunter liegenden glatten und biegſamen Baſte aber, in Rußland und Frankreich Decken und Matten, ingleichen Seile gemachet. In ältern Zeiten bediente man ſich dieſes Baſtes anſtatt des Papieres, und Herr Guettard vermuthet, daß dieſe Rinde wegen der Biegſamkeit ihrer Faſern zum Papiermachen angewendet werden könne. Daß die Raſenden, wenn ſie mit Lindenbaſt gebunden werden, ſich beruhigen, gehöret zu dem Aberglauben. Das Laub iſt ein gutes Viehfutter. Doch berichtet Herr von Linne' in der Reiſe durch Schweden S. 243. wie die Butter, wenn die Kühe Lindenlaub gefreſſen, härter und weiß wie Talg werde, auch übel ſchmecke. Hingegen meldet Pallas, wie in Rußland an den Orten, wo viel Schaafzucht iſt, die jungen Zweige mit dem Laube getrocknet würden, um für die Lämmer im Winter ein angenehmes Futter

ter zu haben. Die Blätter pfleget man als einen naſſen Umſchlag auf entzündete Theile zu legen. Die Blüthen geben den Bienen ein angenehmes Futter, und der Honig erhält davon einen beſonders angenehmen balſamiſchen Geruch und Geſchmack. Aus den Blüthen pfleget man in den Apotheken ein Waſſer abzuziehen, und ſolches häufig in der Arzneykunſt zu gebrauchen. Man hält die Blüthen und das Waſſer für hauptſtärkend, und empfiehlt ſolches wider den Schwindel, Schlagfluß und die fallende Sucht. Wenn es auch dieſe großen Tugenden nicht beſitzen ſollte, ſo muß man doch der Blüthe eine lindernde und den Nerven angenehme Wirkung zueignen. Die friſchen Blüthen gähren auch von ſich ſelbſt, und man kann davon einen wohlriechenden Geiſt abziehen, dergleichen man auch von den Blättern erhält. Der letztere aber iſt nicht ſo wohlriechend, als der erſte. Wenn man die Blüthen mit andern Kräutern vermiſchet, erhält der daraus bereitete Trank eine ſchöne röthlichte Farbe. Boerhaave rühmet den Breyumſchlag aus geſtoßenen Lindenblüthen, als eines der wirkſamſten Mittel wider den Zwang des Maſtdarmes. Die Früchte werden wegen ihrer gelinde zuſammenziehenden Kraft wider den Durchfall angerühmet. In neuern Zeiten hat man daraus einen wichtigern Nutzen ziehen wollen. Ein franzöſiſcher Artzt, mit Namen Miſſa, hat zuerſt bemerket, wie man aus dieſen Früchten ein Oel oder eine Art Butter preſſen könne, welche der, aus dem Cacao, völlig gleichkomme. Es hat derſelbe auch aus den Früchten und Blüthen eine Chocolade verfertiget, welche den Geſchmack und Geruch des Cacao und der Vanille haben ſoll. Herr Marggraf hat hierüber mancherley Verſuche angeſtellet, und dadurch beſtätiget, daß die Lindenblüthen, friſch und getrocknet, leicht und von ſich ſelbſt gähren, und ohne allen Zuſatz einen angenehmen Brandewein liefern. Auch die Blätter geben dergleichen, nur hat der Geiſt aus den Blättern nicht den angenehmen Geruch, wie derjenige, ſo aus der Blüthe bereitet worden. Aus zwo Unzen Saamen hat derſelbe nur zwanzig Grane Oel ausgepreſſet, auch nicht mehr erhalten, ob er gleich dieſes Preſſen mit der Wärme angeſtellet. Dieſes Oel ſchmecket wie friſch ausgepreßtes Mandelöl, wird aber nicht ſo ſteif, wie dasjenige, ſo man aus dem Cacao erhält; es bleibt auch in der Kälte flüßig. Der geröſtete, und im Mörſel zu einem Teig geriebene Saame hat bey der heißen Preſſe zwar mehr Oel gegeben, dieſes aber niemals die Dicke einer

Butter angenommen, ſondern iſt beſtändig flüßig geblieben; daher die daraus bereitete Chocolade niemals einige Härte erlangen kann. Endlich hat Hr. Margraf den Lindenſaamen röſten, und in einem warmen Mörſel ſo lange reiben laſſen, bis ein zuſammenhängender Teig daraus geworden, und dadurch eine Art Chocolade erhalten, welche zwar mit der aus dem Cacao einige Aehnlichkeit hatte, aber in Anſehung der Härte, des Geruchs und Geſchmacks gar ſehr davon unterſchieden war. S. die Schriften der Berlin. Acad. vom J. 1772. oder das neue Hamburg. Magaz. 95. St. 452. S. Es wird demnach dieſe neumodiſche Chocolade eben das Schickſal zu erwarten haben, welches ſo manche, ſtatt des Coffees, angerühmte inländiſche Wurzel und Saamen bereits erfahren. Es möchte auch das Einſammeln der Lindenſaamen beſchwerlich und koſtbar fallen, indem bey uns gemeiniglich nur ein Saame in jeder Frucht ſich befindet. Herr Denſo in der Phyſical. Biblioth. 87. S. machet eine beſondere Anmerkung über die Frucht des Lindenbaumes, nämlich, wie ſolche ganz und unverletzt abfielen, und man nicht wahrnehmen könne, daß ſelbige von Vögeln angefreſſen würden; auch die Schweine haben ſolche unangerühret liegen laſſen.

3) Die wollichte amerikaniſche Linde, die ſchwarze amerikaniſche Linde, Tilia americana Miller. Die Blätter ſind, der Geſtalt nach unſerer Winterlinde ähnlich, jedoch mit breitern Zähnen verſehen; die obere Fläche iſt dunkelgrün, und die untere mit erhabenen Adern und einer weißen Wolle überzogen. Die Blumenblätter ſind mehr ausgeſchnitten, und um den Fruchtkeim ſtehen fünf ſchuppichte Honigbehältniſſe. Die Frucht iſt runder, kleiner und nicht ſo wollicht, wie bey den europäiſchen Arten. Die Rinde iſt zähe und ſchwarzbraun, und daher iſt ſolche die ſchwarze Linde genannt worden. Nach Hrn. du Roi Erfahrungen kann dieſe, wie die unſrigen, erzogen, vermehret und gewartet werden. Sie ſcheuet keine Kälte.

4) Die glatte Caroliniſche Linde, Tilia caroliniana Mill. Dieſe Art begreift Herr v. Linné unter dem Namen Tilia americana. Die Blätter ſind unſerer Sommerlinde ziemlich ähnlich, jedoch größer, mehr länglicht, herzförmig, hellgrüner, zarter, und auf beyden Flächen glatt, ohne daß Haare zu bemerken wären. Der Rand iſt doppelt gezähnt. Der Geruch der Blüthe iſt viel ſtärker, als bey den inländiſchen, und die Blumenblätter ſind größer und gelber. Die Honigſchuppen ſind auch zugegen. Die

Rinde iſt braun und glatt. Sie ſoll ziemlich ſchnell wachſen, und die Blätter an den Zweigen nach der Erde hin hängen, wodurch es geſchieht, daß man gemeiniglich einen belaubten Aſt von zwo Seiten gleichförmig erblicket. Man verfährt mit dieſer nicht anders, als unſern Linden.

Linde, welſche, S. Steinlinde.

Lindernie.

Franz. Balth. von Lindern hat die, in Elſaß und ſonderlich um Straßburg wild wachſenden Pflanzen aufgezeichnet, und darunter eine unter dem Namen Pyxidaria beſchrieben, welche Herr von Linné Capraria gratioloides genannt. Es hat aber Allionius aus ſelbiger ein beſonderes Geſchlecht gemachet und ſolches von dieſem Kräuterkenner benennt, worinnen auch der Ritter gefolget iſt. In der Murrayiſchen Ausgabe heißt die Pflanze Lindernia pyxidaria. Urſprünglich ſoll ſelbige aus Virginien abſtammen, daſelbſt in den Sümpfen wachſen, und von daher nach Europa gereiſet ſeyn. Sie iſt ein kriechendes Sommergewächſe mit gegen über geſtellten, platt aufſitzenden, eyförmigen, völlig ganzen und glatten Blättern, und einzeln längern Blattſtielen. Der Kelch iſt fünffach eingekerbet, und das blaßpurpurfärbige Blumenblatt in zwo Lippen abgetheilet, davon die obere ganz kurz und eingekerbt, die untere aber in drey Lappen getheilet iſt. Von den vier Staubfäden ſind die beyden untern und kürzern mit einer vorragenden Spitze geendiget, ſo daß der Staubbeutel ſeitwärts anſitzt. Der Griffel trägt einen eingekerbten Staubweg. Das trockene eyförmige Saamenbehältniß iſt einfächericht und enthält viel Saamen.

Lineirter Barſch.

Lineirter Barſch iſt, nach Müllern, die 29ſte Gattung ſeiner Bärſchinge, Perca Lineata, Linn. gen. 168. ſ. Parſch, Perca, des Kleins.

Ling.

Ling der Engländer. Eine Art von Stockfiſchen auf Zettland und in England, iſt der Deutſchen Länge, Leng, Gadus Molua, Linn. gen. 154. ſp. 12. ſ. unſern kurz vorherſtehenden Artikel, desgleichen Aalbaſtart, Th. I. S. 38. da er Enchelyopus, 16. des Kleins iſt.

Lingenkraut.

Braun Knotgras, Corrigiola Linn. wächſt im dürren Sande in den Wegen und Vertiefungen, wo die Gewäſſer ihren Abfluß haben, auch an dem Ufer der größten Ströhme. Die zäſerichte Wurzel iſt

iſt zwar nur jährig, geht aber tief in die Erde. Die ſchwachen Stängel mit den Zweigen breiten ſich auf der Erde aus, ſind ohngefähr einen halben Fuß lang und mit vielen ſchmalen, länglichten, völlig ganzen, blaulicht angelaufenen Blättern beſetzet. Am Ende der Zweige ſtehen viele dergleichen Blätter bey einander, und umgeben die, in ein Köpfchen vereinigte, Blumen. Der glockenförmige Kelch beſteht aus fünf grünen Blättern, welche am Rande weiß gefärbet ſind. Die eyförmigen, ganz weißen Blumenblätter haben mit den Kelchblättern einerley Länge. Fünf Staubfäden umgeben den dreyeckichten Fruchtkeim, auf welchen drey ſtumpfe Staubwege ruhen. Es folget ein einziger, dreyeckichter Saame, welcher von dem mehr geſchloſſenen Kelche umgeben iſt.

Linksſchnecke.

S. Einzige Schnecke.

Linksſchraube.

S. Einzige Schnecke und Zahnſchraube.

Linnäa.

Jeder wird bey dieſem Namen des großen Naturforſchers, Ritters des Königl. Schwerdordens vom Nordſtern, und Lehrers der Kräuterwiſſenſchaft auf der hohen Schule zu Upſal, deſſen wir faſt auf allen Seiten dieſes Werks erwähnet und die von demſelben herausgegebenen Schriften angeführet haben, ſich leicht von ſelbſt erinnern. Die Verdienſte deſſelben um alle Reiche der Natur ſind zu groß und zu vielfältig, daß wir billig Bedenken tragen, etwas davon insbeſondere zu erwähnen. Wir wollen daher nur die Pflanze beſchreiben, welche der vorzüglichen Ehre gewürdiget worden, des Ritters Namen zu führen. Es wächſt ſelbige in dicken, ſchattichten Wäldern, und andern rauhen wilden Gegenden, ſonderlich häufig in Schweden, auch in der Schweiz und Canada. Die zäſerichte Wurzel iſt dauernd. Die zarten, jedoch holzichten und immer dauernden, auf der Erde hinkriechenden, rauhen Stängel werden drey bis ſechs Fuß lang, und ſchlagen überall neue Wurzelfaſern in die Erde. Die immergrünenden Blätter ſind einander gegen über geſtellt, eyförmig, gleichſam am Stiele verlängert, am Rande ſparſam eingekerbet, und auf der obern Fläche mit Haaren beſetzet. Die Zweige ſtehen aufgerichtet und wechſelsweiſe, ſie ſind einfach, etwa einen Finger lang, und mit drey oder vier paar Blättern beſetzet. Die ältern Zweige endigen ſich mit zwey haarichten klebrichten Blumenſtielen, welche mit zwey kleinen pfriemenartigen Blättchen umgeben ſind,

dergleichen auch bey jeder Blume ſtehen. Die Blumen hängen unterwärts; der Fruchtkeim ſitzt unter der Blume, und iſt durchgehends mit drüſenartigen Haaren beſetzet. Der Kelch iſt gleichfalls haaricht, klebricht, und in fünf lanzetförmige Einſchnitte getheilet. Das glockenförmige Blumenblatt iſt viel länger und in fünf ſtumpfe Lappen zerſchnitten, äußerlich glatt und weiß, innerlich mit Haaren beſetzet und in der Aushöhlung mit blutrothen Adern bezeichnet. Die vier Staubfäden ſind viel kürzer als das Blumenblatt, und zween davon noch kürzer, als die beyden andern. Der längere Griffel iſt nach dem obern Theile des Blumenblattes gebogen, und deſſen Staubweg kugelförmig und haaricht. Die Blüthe giebt, ſonderlich zur Nachtzeit, einen angenehmen und ſich weit verbreitenden Geruch von ſich. Die trockene Beere iſt dreyfächericht und enthält in jedem Fache zween Saamen. In Schweden wird dieſe Pflanze in den Apotheken aufbehalten, und ſie iſt auch wirklich in Dännemark eingeführet worden, bey uns aber noch nicht bekannt. Man rühmet daran vornehmlich zweyerley Wirkungen. Sie ſoll den Abgang des Urins kräftig befördern, und bey Gliederreißen, auch andern Schmerzen eine lindernde Kraft äußern. Der Biſchoff Gunner meldet, wie man in Norwegen den, daraus bereiteten, Trank häufig bey dem Scharlachfieber gebrauche.

Linbaum, carpathiſcher.

S. Fichte.

Linſe.

Lens Tourn. Herr von Linné hat in ſeinen Schriften dieſes Geſchlecht zweymal mit den Kichern, und zweymal mit den Erven vereiniget, zuletzt und in den neueſten hat es bey den Erven ſeinen Platz erhalten. Hieraus könnte man ſchon urtheilen, daß dieſe Vereinigung eben nicht ſo nöthig ſey, und man vielmehr ſolches von beyden trennen, und wie Herr von Haller und Ludwig gethan, als ein beſonderes beybehalten könne. Der kleine Kelch iſt in fünf lange und ſchmale Einſchnitte getheilet, welche bey den Erven viel feiner und faſt haarförmig, bey den Kichern aber viel breiter und auch unter ſich unähnlich ſind. Die Blumenblätter ſind ſchmetterlingsförmig geſtellt. Das Helmblättchen iſt breit und eingekerbt; die beyden Flügel ſind etwas kürzer und unterwärts mit einem Hacken verſehen; das Kielblättchen iſt am kleinſten und deſſen Schnabel ſtumpf; neun Staubfäden machen eine Scheide, der zehente ſteht beſonders. Der Griffel mit dem ſtumpfen Staubwege richtet ſich aufwärts. Die Hülſe iſt

iſt kurz und breit, und enthält zween runde, platte, etwas erhabene Saamen. Es giebt nur eine wahre Art von Linſen; die Größe und Farbe des Saamens ſind zwar verſchiedentlich, erhalten ſich auch in einerley Zuſtande bey der wiederholten Ausſaat, und doch kann die Pfenniglinſe, Lens maior, und die ſchwarze Linſe, Lens ſemine nigricante, von der gewöhnlichen und gemeinen Art, Lens vulgaris oder Eruum Lens Linn. nicht füglich unterſchieden werden. Die dünne, zäſerichte, einjährige Wurzel treibt ſchwache, auf der Erde liegende, oder an Nebenkörpern in die Höhe ſteigende, anderthalb bis zween Fuß hohe, haarichte, eckichte, von unten aus mit Zweigen beſetzte Stängel. Bey dem Blattſtiele ſtehen zwey lanzetförmige Blattanſätze. Die gefiederten Blätter ſtehen wechſelsweiſe und beſtehen aus fünf oder ſechs Paar länglichten und mit einem ſpitzigen Fortſatze geendigten, haarichten Blättchen, deren Ribbe ſich in ein einfaches kurzes Gäbelchen verlängert. Aus dem Blattwinkel treiben einzelne Stielchen, deren jedes zween oder drey unterwärts hängende Blumen trägt. Die Blumenblätter ſind weißlich, das Helmblättchen aber iſt mit blaulichten Linien durchzogen. Die Saamenhülſen hängen unterwärts. In Frankreich wächſt die Linſe unter dem Getraide. Ob der Genuß der Saamen den Menſchen dienlich oder ſchädlich ſey, ſind die Schriftſteller, ſonderlich die ältern, nicht einerley Meynung. Viele behaupten, daß dieſe Speiſe, öfters und in Menge genoſſen, den Kopf beunruhige, das Geſicht ſchwäche, die Eingeweide verſtopfe, den Leib aufbläheh, den Ausſatz und die Krätze verurſache, und zum Stein, Verhaltung der monathlichen Reinigung und dem viertägigen Fieber Gelegenheit gäbe. Galen behauptet, daß die erſte Brühe, worinn die Linſen gekochet worden, den Leib eröffne, die zwote aber ganz entgegengeſetzte Wirkung habe. Nach anderer Meynung ſollen die Linſen, wenn man ſie mit der Schale, welche den Saamen ſelbſt umgiebt, ißt, den Leib verſtopfen; wenn ſie aber durch das Kochen abgehülſet, oder ihrer Schale beraubet worden, ſollen ſie die zuſammenziehende Eigenſchaft verlieren und die Oeffnung des Leibes befördern. Dieſes kañ man überhaupt von allen Hülſenfrüchten annehmen, und behaupten, daß auch die Linſen unter die ſchwer zu verdauenden Speiſen zu rechnen, welche den geſunden und ſtarken Körpern Nahrung und Kräfte geben, bey ſchwächern aber leicht ſchädlich ſeyn, und vorzüglich zu Blähungen Gelegenheit geben können. Je mehr und je weicher dergleichen Saamen gekochet,

kochet, je leichter werden ſie verdauet, und dieſes wird auch geſchehen, wenn ſie ihrer äußerlichen Schaale entlediget werden. Man kann die Linſen füglich mit den Erbſen und Bohnen in Vergleichung ſtellen. Ob aber dieſe Saamen auch einen beſondern Nutzen bey den kranken Körpern haben möchten, iſt noch viel ungewiſſer. Linſenbrühe hat man ſonderlich bey den Pocken und Maſern empfohlen. Einige haben ſolche bey dem Ausbruche, andere bey dem Abheilen angeprieſen. Man kann dieſes Mittel bey dergleichen Krankheiten füglich ganz entbehren, Nutzen wird man davon gewiß zu keiner Zeit erhalten, und alle blähende Sachen können alsdenn leicht ſchaden. Der zerſtoßene Saamen, äußerlich aufgeleget, ſoll erweichen und die Eyterung befördern. Aus Linſen- und Gerſtenſaamen unter einander gemenget will man einen kräftigen Brandwein bereitet haben. Die Linſen kann man, wie die Erbſen, erziehen und warten. Das Stroh oder der Ueberreſt, wenn die Saamen ausgedroſchen worden, iſt ein gutes Futter für die Schaafe, Lämmer und Kälber; Pferde, welche an dergleichen Futter nicht gewohnt ſind, werden davon leicht krank. Der Fleiſcher Vorgeben, wie man nämlich den Schweinen, welche Finnen hätten, eingeweichte Linſen unter dem andern Futter reichen, und dieſe davon vergehen ſollten, hat keinen Grund, beſonders da man den noch lebenden Schweinen dieſe Krankheit nicht anſehen kann.

Linſen, Meer- oder Waſſer- S. **Entengrieß.**

Linſen, welſche, S. **Geißklee.**

Linſenbaum.

S. **Bloſenbaum.**

Liparia.

Dieſes, neuerlich vom Hrn. von Linne bestimmte Geſchlecht hat einen fünffach eingeſchnittenen Kelch, woran der untere Einſchnitt am längſten iſt. Die Blumenblätter ſind ſchmetterlingsförmig geſtellet; die Ränder des Helmblättchens rückwärts geſchlagen, die Flügel und das Kielblättchen unterwärts geſpalten, neun Staubfäden unter einander verwachſen und der zehnte einzeln. Die Hülſe iſt eyförmig. In der Murrayiſchen Ausgabe iſt noch angemerket, wie von des größern vermuthlich verwachſenen, Staubfadens Spitzen, drey kleinere ſind. Zu dieſem Geſchlechte hat der Ritter einige Arten des Genſters gerechnet, und vermuthlich hat daher Herr Planer dieſem Geſchlechte den Namen Gäſt beygeleget.

Lippe.

Lefze, Labium, ſ. labrum. Es iſt dieſes derjenige hervorragende Rand der äußern Oeffnung des Mundes, oder derjenige fleiſchichte und muſculöſe Theil deſſelben, welcher die ganze Reihe der Vorderzähne beyder Kinnbacken bedecket. Es ſind deren zwo, nämlich eine Oberlippe, labium ſuperius, die über den obern Kinnbacken herabhängt, und eine Unterlippe, labium inferius, welche jener in einer gleichen Richtung gegen über ſteht, und den Vordertheil der untern Kiefer umgiebt. Beyde zuſammengenommen beſtehen vornehmlich aus denjenigen vierzehn Muskeln, die zu ihrer Bewegung beſtimmt ſind, und aus häufigen Blutgefäßen. Aeußerlich ſind ſie mit den ordentlichen allgemeinen Decken umgeben, an beyden Rändern aber, welche genau an einander paſſen, und die ganze inwendige Fläche nur mit einer ſehr dünnen und feinen Haut überzogen, daher es denn kömmt, daß an dieſen Stellen die Blutgefäße beſonders durchſcheinen, und dieſelben deswegen ſehr roth ausſehen. Dieſe Haut nun, welche die Lippen inwendig überzieht, machet mitten über den Schneidezähnen ſowohl des obern als des untern Kinnbackens eine Falte, welche das Band der Oberlippe und Unterlippe abgiebt. Hiernächſt ſind dieſe Theile auch noch mit vielen kleinen Drüſen verſehen, welche eine Feuchtigkeit abſondern, um ſie beſtändig naß und ſchlüpfrig zu erhalten. Es leiſten die Lippen im Kauen und Trinken, ingleichen in der Ausſprache verſchiedenen Nutzen, wie ſie denn auch nach ihrer verſchiedenen Bewegung, wodurch die Geſichtszüge auf verſchiedene Weiſe verändert werden können, öfters allerhand Gemüthsbewegungen ausdrücken, welches beſonders vom Lachen gilt, wobey dieſe Theile ſich vor allen andern geſchäfftig erweiſen. Eben ſo iſt es auch nichts ungewöhnliches, daß Taube, indem ſie bloß auf den Unterſchied und die verſchiedenen Abfälle der Lippen, wie ſolche im Sprechen auf einander folgen, genau Achtung geben, dasjenige öfters verſtehen, was man ſaget, indem ſie, anſtatt es zu hören, gleichſam mit Augen ſehen. Außer den vierfüßigen Thieren, worunter der Haaſe und das Kaninchen eine geſpaltene Oberlippe haben, ſcheinen die übrigen Thiere nicht mit Lippen begabet zu ſeyn, wenn man nicht etwa die an einer beſondern Fiſchart befindliche lippenartige Hervorragung, die man deswegen auch Lippfiſch, Labrus, zu nennen pfleget, dafür anſehen will. An den weiblichen Geburtstheilen ſind ein paar häutige Lappen vorhanden, die auch Lippen oder Lefzen

heißen, welche unter den weiblichen Zeugungsgliedern beſchrieben werden ſollen.

Lippfiſche.

Lippfiſche wird von Müllern das 166ſte Thier- und Fiſchgeſchlecht des Linnäus, Labrus, deſſen Rückenfloße hinter den Finnen fadenförmige Angehänge oder Fortſätze hat, und ſich dadurch von den benachbarten Geſchlechtern unterſcheidet, genannt. Labrus ſoll hier ſo viel als Labioſus, einen, der dicke und große Lippen hat, bedeuten; daher auch der deutſche Name des Müllers ſehr ſchicklich iſt; zumal er der Holl. Lipviſchen vor ſich gehabt. Nach den, von dem Ritter angenommenen, Geſchlechtskennzeichen ſind die Zähne ſcharf, (nicht ſtarke Schneid- oder Backenzähne, wie bey dem kurz vorhergehenden Meerbrachſem, Sparus,) die Lippen einfach, jedoch dick und groß, (die ihn aber mit dem nur angeführten Sparo gemein, und alſo den Unterſchied derſelben von einander ſchwerer machen.) Die Kiemenhaut hat ſechs Strahlen; die Kiemendeckel ſind ſchuppicht, doch nicht nach dem Gronov; die Finnen der Rückenfloße haben, nach hintenzu, jede noch einen faſerichten Fortſatz; die Bruſtfloßen ſind gleichſam zugeſpitzet und die Seitenlinie geht gerade fort. Die von ihm aufgeführten ein und vierzig Gattungen theilet er in drey Trouppen:

A. Eilf Arten mit einem gabelförmigen Schwanze;

B. Fünf und zwanzig Arten mit einer gerade abgeſtutzten Schwanzfloße; und

C. fünf Arten, deren Finnenzahl in der Rückenfloße noch nicht genugſam bekannt.

A. 1. Labrus Scarus, der Springer. Nach dem Artedi, ſyn. p. 54. ſp. 4. iſt er der Scarus aller Schriftſteller, und behauptet folglich den Namen eines Springers, Hüpfers und Tänzers, da σκάζειν dieſes bedeutet, vollkommen. Zu des Tiberii Claudii Zeiten war er noch ſeltſam, und als eine Delicateſſe, in hohem Werthe, beſonders ſeine dreylappichte Leber, in des Erzfreſſers Vitellii Schüſſel, patina, ſ. clypeo Mineruae. Er ſoll, nach dem Ariſtoteles und Oppianus, der einzige Fiſch ſeyn, der wiederkäuet, weil er nur Meergras, Seemoos, und andere Kräuter, aber kein Fleiſch, freſſe, auch deswegen im Unterkiefer breite Schneidezähne, aber im Oberkiefer gar keine Zähne, habe. Oppian, dieſer vortreffliche griechiſche Poet, beſingt dieſen Fiſch in ſeiner Sprache ſehr ſchön; welches ſich aus der lateiniſchen Ueberſetzung von ſelbſt ergiebt:

Incurui

— — *Incurui Scarus incola ſaxi,*
Qui mites inter piſces clamore tremendo
Intonat et ſolus pallentes ruminat herbas,
Ac veluti pecudes reuocat ſub guttura paſtum.

dem freylich Ovid ſchon vorgeſungen:

Vt Scarus, epaſtas ſolus, qui ruminat eſcas.

Beym Gesner, S. 12. rc. iſt er der Scarus, ein Mewer, desgleichen ein Mew- Stein- und Zähnbrachsmen. Daher führet ihn auch Klein mit vollkommenſten Rechte unter ſeinen Breitzähnen, Sargus, no. 5. ſ. unſern Artikel, Breitzahn, Th. I. S. 968. no. 5.

A. 2. Labrus Cretenſis, der Cretenſer; mit vier Zähnen, gabelförmigem Schwanze und grünlicher Farbe. Er hat den Beynamen von ſeinem Vaterlande. Nach dem Artedi iſt er ſyn. p. 57. ſp. 12. Labrus tetraodon, vireſcens, cauda bifurca; des Aldrov. und Raius Scarus Cretenſis, und des Liſters beym Willughb. p. 23. Turdus viridis Indicus. Bey dem Klein iſt er ein Breitzahn, Sargus, 7. Miſſ. V. p. 58. et Tab. X. fig. 3. ſ. dieſen unſern Artikel, Breitzahn, Th. I. S. 969.

A. 3. Labrus Anthias, der Röthling; ſonſt und von Alters her Anthiasfiſch genannt. Synagris, 17. ein Meerbraßem des Kleins. ſ. unſern Artikel, Anthiasfiſch, Th. I. S. 331. Nach dem Willughb. p. 325. und dem Catesby iſt er Anthea quartus des Rondelet; von welchem Oppian, Halieut. I. 256. nach der Ueberſetzung ſingt: *Euopos atque Aulopos*, (ἐυωπȢς, ἀυλωπȢς) *hoc nomine dicunt: Namque ſupercilium circum referatur in orbem.*

A. 4. Labrus Hepatus, der Leberfiſch, Artedi Labrus, 2. ſyn. p. 53. wo er davon drey Unterarten anführet. 1) eine Art Sparbrachsmen, Sacheto Venetor. des Gesners, S. 24. a. 2) deſſelben kleinen Einfiſch, Canadella, S. 15. b. 3) und noch deſſelben großen Einfiſch, Channus, ſ. Channa, ebendaſelbſt, ſämmtliche unter den Steinfiſchen; von welchen aber nur die erſte Art hieher zu bringen ſcheint, die zwote und dritte Art aber zum Labrus Hiatula. ſ. unſere Artikel, Einfiſch, Th. III. S. 417. und Hepatus, Th. III. S. 778. der auch wohl eigentlich hieher nicht gehöret. Müller beſchreibt ihn, nach dem Ritter folgendermaßen. Seinen Namen hat er von der Leberfarbe; doch iſt er auch auf beyden Seiten mit einer ſchwarzen Querlinie, und hinter den Stachelfinnen mit einem ſchwarzen Flecken bezeichnet; ſein Unterkiefer iſt länger als der obere; in der Rückenfloße zählet man unter ein und zwanzig Finnen

zehn ſtachlichte; in der Bruſtfloße dreyzehn; in der Bauchfloße ſechs; und in der Afterfloße neun Finnen. Wobey er noch anmerket, daß auch hieher, des Jonſtons Channa oder Hiatula, welcher der Engländer Gaper oder Ginfiſh, und der Italiener Canadella, iſt, desgleichen ſein Hepatus, Tab. XIV. no. 12. und 13. allerdings zu gehören ſcheinen, welche ſämmtlich für eine Art Meerbärſche gehalten würden, und in Frankreich unter dem Namen Serran, (ſ. Bomare) in Italien aber unter dem Namen Sopracielo, (zu Rom nach dem Gesner, Nomencl. f. 28.) bekannt wären, da ihr Aufenthalt beſonders im mittelländiſchen Meere ſey.

A. 5. Labrus Griſeus, der graue Lippfiſch; ein Meerbraſem des Kleins, Synagris, 18. ſ. unſern Artikel, grauer Lippfiſch, Th. III. S. 510.

A. 6. Labrus Lunaris, der Gabelſchwanz; weil ſich der Schwanz dieſer Fiſche dadurch von den übrigen unterſcheide, daß die Mitte der Schwanzfloße gerade abgeſtutzet ſey, und alſo auf beyden Seiten längere Finnen hervorrageten, die alſo einer Gabel ähnlich ſähen, wie ſich aus Vergleichung der Tab. VI. fig. 6. (nicht fig. 1. wie in unſrem Artikel, Th. III. S. 244. geſetzet) mit andern Figuren gabelförmiger Schwänze bald erkennen ließe. Er hat gefaltete Lippen; der Kopf des Gronoviſchen Fiſches war purpurfärbig, und eine dergleichen Linie zog ſich, nach dem Ritter, über die Rücken- und Schwanzfloße hin. Nach dem Exemplare des Ritters ſind in der Rückenfloße von drey und zwanzig acht ſtachlichte, in der Bruſtfloße funfzehn, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße von funfzehn zwo ſtachlichte, und ſechzehn Finnen in der Schwanzfloße; da hingegen vom Gronov, in der Rückenfloße $\frac{8}{22}$, in der Bruſtfloße 17, in der Bauchfloße $\frac{1}{6}$, in der Afterfloße $\frac{3}{17}$, und in der Schwanzfloße nur 14 Finnen, zu zählen geweſen. Sein Aufenthalt iſt in Indien.

A. 7. Labrus Opercularis, der Kiemenfleck; da ſich nach dem Ritter und Müllern, auf den Operculis, Kiemendeckeln, dieſes Fiſches zu beyden Seiten ein brauner Flecken befindet, ſo iſt die Urſache obiger Benennung leicht einzuſehen. Außerdem hat der Körper auch zehen braune Bänder auf einem bleyfarbigen Grunde, und einen getheilten Schwanz. Der Ritter hat in der Rückenfloße dreyzehn ſtachlichte Finnen von zwanzig, in der Bruſtfloße ſechzehn, in der Bauchfloße eine von ſechs, in der Afterfloße funfzehn von acht und zwanzig, und in der Schwanzfloße

floße ſechzehn Finnen, in dieſem aſiatiſchen Fiſche gezählet.

A. 8. Labrus Pauo, der Meerpfau; bey dem Artedi, ſyn. p. 55. ſp. 6. Labrus pulchre varius, pinnis pectoralibus in extremo rotundis; und beym Haßelquiſt, Itin. 344. n. 77. Labrus Pauo, wie bey dem Ritter. Die grüne, blaue, blutrothe, und weißgraue, Farbe ſpielen bey dieſem Fiſche ſo ſchön untereinander, daß man ihn mit Recht mit den Pfauenfedern verglichen, und ihn in Rom Papagallo, (nach dem Bellon) in Engl. Peacockfiſh, in Portugall Budia, (nach dem Gesner Nomencl. fol. 23. Bodian, Budiam) und in Holl. Paauw-Viſch, genennet hat. Von den Schriftſtellern wird er für den ſchönſten gehalten, der ſich unter demjenigen Geſchlechte, welches ſie der bunten Farben und Sprenkel halben, Turdis, Krammetvogelfiſche, Krammetfiſche, nennten, befindet; wie Rondelet ſeinen zweeten Turdum mit dem Namen Pfau, Pauo, nach dem Vorgange der Alten, die die Namen der Vögel, Merularum et Turdorum, den Fiſchen gegeben, ausgezeichnet hat. Haßelquiſt hat einen an der ſyriſchen Küſte gefunden, der eine Spanne lang und zween Zoll breit, mithin länglicht, auch von folgenden Farben geweſen: das Maul bläulicht grün, der Kopf, die Kehle und der Bauch oberhalb dem Nabel weißgrau; auf dem Kopfe bogichte blaue Strichlein; auf dem Rücken, oberhalb der Seitenlinie, desgleichen auch an der Bruſt, ein hellgelber Flecken; die Rückenfloße ſchön marmoriret; der untere Theil des Bauchs theils ſchwarz, theils blau; der Schwanz mit rothen und blauen Flecken und Strichen, und mit ſchwärzlichten äußern Stralen der Schwanzfloße; die Seiten des Bauchs mit weißgrauen, grünen und eiſenfärbigen, Querſtrichen, und der Anfang des Bauchs mit einer hellgrünen Binde, gezieret. Die Schuppen waren groß, glatt, geſtreifet, und klebeten feſt an; die Bruſtfloßen abgerundet, die Kiemenhaut ſechsſtrahlicht; die Anzahl der Finnen in der Rückenfloße ein und dreyßig, in der Bruſtfloße vierzehn, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße drey ſtrahlichte von vierzehn, und in der Schwanzfloße ſechzehn. Sein Aufenthalt iſt im mittelländiſchen Meere an der Küſte von Syrien.

A. 9. Labrus Auritus, das Langohr; bey dem Catesby II. p. et tab. 8. no. 3. Perca fluuiatilis gibboſa, ventre luteo, der hochrückichte Flußbarſch mit dem gelben Bauche; ſ. unſern Artikel, Flußbarſch, Th. III. S. 163. und Kaulbarſch, oder Pärſching des Kleins, Percis 12.

Den

Den Namen anlangend merket Müller an, daß er ihm deswegen beygeleget worden, weil ſeine Kiemendeckel, in eine lederartige, lange, jedoch ſtumpfe Spitze von ſchwarzer Farbe ausgiengen, und dem Fiſche das Anſehen gåben, als ob er Ohren habe. Seine Augen haben gelbe Ringe; die Rückenfloße hat von ein und zwanzig Finnen zehn ſtachlichte, die Bruſtfloße funfzehn, die Bauchfloße ſechs, die Afterfloße von vierzehn drey ſtachlichte, und die Schwanzfloße ſiebenzehn Finnen. Man hat ihn in dem ſüßen Waſſer von Penſilvanien gefunden.

A. 10. Labrus Falcatus, die Sichelfloße; der Beyname ſchreibt ſich von den fünf vorderſten weichen Finnen der Rücken- und Afterfloßen her, die viel långer als die übrigen ſind, und daher eine ſichelförmige Geſtalt haben, da die übrigen Finnen kurz und gleich ſind; die Bruſtfloßen ſind gleichfalls klein; das Maul mit ſcharfen Zähnen beſetzet; der Körper ſilberfarbig, etwan in der Breite eines Brachſem. Die Zahl der Finnen in der Rückenfloße iſt von ſieben und zwanzig ſieben ſtachlichte; in der Bruſtfloße ſiebenzehn, in der Bauchfloße fünf, in der Afterfloße von zwanzig drey ſtachlichte, und in der Schwanzfloße zwanzig Finnen. Er iſt ein Amerikaner.

A. 11. Labrus Rufus, der Saurüſſel, Turdus flauus, die gelbe Meerdroßel, der Saufiſch des Catesby, II. p. et tab. XI. Kleins Cicla, 12. ſ. unſern Artikel, Droßelmaul, Th. II. S. 416.

B. 12. Labrus Hiatula, der Gähnfiſch; der erſte unter den abgeſtutzten Schwanzfloßern. Er iſt oben, auch von uns, bey No. 4. dem Labrus Hepatus, Linn. des Jonſtons Chauna oder Hiatula, den die Engländer Gaper oder Ginfiſh nennen, gedacht worden, welche Fiſche darum alſo genennet werden, weil das Maul allezeit offen ſteht, als ob ſie gähneten. Weil ſich nun an dieſer Art die Lippen zurückziehen, wodurch das Maul geöffnet iſt, ſo wird ſie Hiatula, oder Gähnfiſch genennet; gleichwie man auch eine Art Muſcheln, des Klaffens halben, mit dem Namen Gähnmuſchel, beleget. — Man zählet hier nur fünf Kiemenſtrahlen; in der Rückenfloße von acht und zwanzig ſiebenzehn ſtachlichte, in der Bruſtfloße ſechzehn, in der Bauchfloße von ſechs eine ſtachlichte, in der Schwanzfloße ein und zwanzig Finnen; die Afterfloße aber ſoll ganz und gar ermangeln. Sein Maul iſt inwendig rauh; in den Kiefern ſtehen Hundszähne, im Gaumen aber runde Höckerzähne; die Kiemendeckel ſind vornenher ſchuppicht,

und haben einen punctirten Rand; der Körper iſt mit ſechs bis ſieben ſchwarzen Banden umgeben; die Seitenlinie geht gerade; die Rückenfloße iſt faſt ſo lang, als der Rücken, vorneher mit Stachelfinnen, die gleich groß, und mit fadenförmigen kurzen Fortsätzen verſehen ſind, und hintenher mit weichen Finnen beſetzet, übrigens aber iſt dieſe Floße nach hinten zu ſchwarz und abgerundet. Der Aufenthalt dieſer Fiſche iſt in Carolina; die Größe und übrige körperliche Geſtalt aber kömmt ſonſt mit den vorigen Arten ziemlich überein. So kommt ihnen auch der Kleiniſche Parſchbaſtart, Maenas, 7. ſehr nahe, da Klein denſelben für den Labrus ſecundus, Chauna recentiorum, des Artedi hält. ſ. unſern Artikel, Ginfiſch, Th. III. S. 417.

B. 13. Labrus Marginalis, die Säumfloße; von dem gelben Rande oder Saume der Rücken- und Bruſtfloßen, des ſonſt bräunlichen Fiſches. Nach der Beobachtung des Löflings, Itin. 103. hat er in der Rückenfloße von zwey und zwanzig Finnen zwo ſteife, in der Bruſtfloße ſiebenzehn, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße von zwölfen drey, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn, Finnen. Er iſt ein Einwohner des Weltmeers.

B. 14. Labrus Ferrugineus, der roſtfärbige Lippfiſch. Er iſt ein Indianer; über und über bläulichtbraun, oder eiſen- oder roſtfärbig, ohne Flecken; und in ſeiner Rückenfloße werden von acht und zwanzig zwo ſteife oder ſtachlichte, in der Bruſtfloße ſechzehn, in der Bauchfloße von ſechſen eine, in der Afterfloße von ſiebenzehn drey ſteife oder ſtachlichte, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn Finnen gezählet.

B. 15. Labrus Iulis, der Meerjunker. Die außerordentliche Schönheit und Pracht der Farben, hat ihm dieſen Namen, Meerjunker oder auch Seefräulein, erworben. Er iſt des Artedi, ſyn. p. 53. ſp. 1. Labrus palmaris varius, dentibus duobus maioribus, maxillae ſuperioris; der zugleich faſt alle bekannte Synonymien vom Ariſtoteles an, angeführet; er iſt auch bey dem Klein ein Parſchbaſtart, Maenas, 4. ſ. unſere Artikel, Donzella, Th. II. S. 360. und Julis, Th. IV. S. 315. Man hält ihn unter den Europäiſchen Fiſchen, da er ſich im mittelländiſchen Meere, beſonders bey Genua, aufhält, für den zierlichſten, wenigſtens ſollen die Männchen, mit den ſchönſten Farben prangen. Daher ihn auch die Engländer den Regenbogenfiſch nennen, da man an jeder Seite faſt alle abwechſelnde Regenbo-

genbogenfarben ſähe. Es iſt nämlich der Rücken grün; vom Maule läuft über die Augen und Kiemen ein viereckichter, anfangs gelber, hernach ſchwarzer, eingefaßter Flecken; von der Mitte der Seiten an, welches Klein Miſſ. V. Tab. VIII. fig. 8. bey ſeinem Parſchbaſtarte ſehr wohl ausgedrücket, geht ein gezacktes, und auf beyden Seiten gleichſam ausgeſchnittenes, pomeranzenfärbiges Band bis zum Schwanze; und die Rückenfloße hat, zwiſchen den drey vorderſten Finnen, einen hochrothen, und außerdem auch noch einen ſchwarzen Flecken. In dem obern Kiefer hat er zween große Zähne; (und an der Spitze des Unterkiefers hängt, nach der Kleiniſchen Zeichnung, ein Bärtchen. Er erreichet etwan die Länge eines guten Fingers, doch zeichnet ihn Klein ſieben Zoll lang. In der Rückenfloße zählet man, nach drey Unterarten, von ein- bis zwey und zwanzig Finnen neun ſtrahlichte, in der Bruſtfloße drey- bis vierzehn, in der Bauchfloße von ſechſen eine ſtachlichte, in der Afterfloße von drey- bis funfzehn drey ſtachlichte, und in der Schwanzfloße zwölf bis ſechzehn, Finnen. Sie hängen ſich gerne an, um Blut zu ſaugen, daher die Taucher nicht gerne etwas mit ihm zu thun haben; wie ſolches Rondelet einmal bey einem Meerbade ſelbſt erfahren, da er ſie von ſeinen Füßen, ſelbſt an der Ferſe, kaum abbringen können; doch ſoll dieſer Fiſch, nach dem Salvian, zur Suppe gekochet, den Kranken dienlich ſeyn, auch gebacken recht gut ſchmecken.

B. 16. Labrus Paroticus, das Blauohr; von den blauen Kiemendeckeln alſo benennet; ſonſt mit rothen Floßen, einer krummen Seitenlinie, und ungetheiltem Schwanze. In der Rückenfloße befinden ſich von ein und zwanzig neun Stachelfinnen, in der Bruſtfloße zwölf, in der Bauchfloße ſechs, in der After- und Schwanzfloße vierzehn, Finnen; und in den amerikaniſchen Meeren iſt ſein Aufenthalt.

B. 17. Labrus Suillus, der Schweinsrücken; weil die Rückenfloße faſericht, und daher borſtenartig ausſieht, indem die Finnen über der Floßenhaut, wie Borſten hervorragen. Ueber dem Schwanze befindet ſich ein ſchwarzer Flecken. Man zählet in der Rückenfloße von ſiebenzehn Finnen neun ſtachlichte, in der Bruſtfloße dreyzehn, in der Bauchfloße von ſechſen eine ſtachlichte, in der Afterfloße von zehn drey ſtachlichte, und in der Schwanzfloße vierzehn Finnen. Man findet ihn in den europäiſchen Meeren, und in dem Itin. Weſtgoth. 179. wird er Sparus Bergſnyltra genennet.

B. 18. Labrus Striatus, der geſtreifte Lippfiſch; deſſen Rückenfloße zwar auch ſo faſericht, wie an der vorhergehenden Art, doch unterſcheidet ſich der gegenwärtige durch gewiſſe weiße und braune Linien. In der Rückenfloße zählet man mit dem Ritter, von ein und zwanzig zehn ſtachlichte, in der Bruſtfloße ſiebenzehn, in der Bauchfloße von ſechſen eine ſtachlichte, in der Afterfloße von eilfen zwo ſtachlichte, und in der Schwanzfloße zwölf, Finnen. Er bewohnet die amerikaniſchen Meere.

B. 19. Labrus Guaza, der braune Lippfiſch, von ſeiner bräunlichten Farbe alſo benennet; der Schwanz iſt abgerundet, und ragen an dieſer Art die Finnen überall aus der Floßenhaut hervor. In der Rückenfloße zählet man von ſieben und zwanzig eilf ſtachlichte, in der Bruſtfloße ſechzehn, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße dreyzehn, und in der Schwanzfloße funfzehn Finnen. Sein Aufenthalt iſt im Ocean; und Löfling hat ihn, Itin. 104. beobachtet.

B. 20. Labrus Ocellaris, das Pfauenauge; der in der Mitten bey der Schwanzwurzel befindliche, ſchön gezeichnete, und einem Pfauenauge gleichende, Flecken, hat dieſem Fiſche obige Namen gegeben; ſonſt iſt die Rückenfloße wie an der no. 17. und 18. beſchaffen; hat aber von vier und zwanzig vierzehn ſtachlichte, die Bruſtfloße funfzehn, die Bauchfloße von ſechſen eine, die Afterfloße von dreyzehn drey ſtachlichte, und die Schwanzfloße dreyzehn Finnen. Sein Vaterland iſt zur Zeit unbekannt.

B. 21. Labrus Tinca, die Meerſchleye, Turdus, 12. des Rondelet und des Gesners, S. 12. a. der zwölfte Krametfiſch; nach dem Artedi, ſyn. p. 56. ſp. 9. iſt er Labrus, roſtro ſurſum reflexo, cauda in extremo circulari. Gall. Vielle. Bey dem Klein iſt er Cicla, 7. ein Droßelmaul; ſ. dieſen unſern Artikel, Th. II. S. 414. allwo, ſtatt Meerſchlange, Meerſchleye, zu leſen. Müller bemerket in ſeiner Beſchreibung, daß ihm die äußerliche, den Schleyen ſehr ähnliche Geſtält, obige Namen gegeben. Er werde in dem Meere um England häufig gefunden; und werde auch von den Holländern Zeeſeelt genennet. Nach ihm iſt das Maul in die Höhe gezogen; die Lippen ſind dick und fleiſchicht, (daher Labrus, Lippfiſch,) die Farbe bunt, an den Seiten abwechſelnde rothe, gelbe und braune Striche, welche der Länge nach vom Kopfe bis zum Schwanze hinunterlaufen; die Floßen mit rothen, gelben und braunen Flecken geſprenkelt, jedoch bey verſchiedenen Arten mit immer abwechſelnden

wechſelnden faſt willkührlich ſpielenden Farben. In der Rückenfloße zählet man von ſechs und zwanzig funfzehn ſtachlichte, woran ſich die weichen mit blauen Spitzen über die Floßen erheben; in der Bruſtfloße vierzehn, in der Bauchfloße ſechs, und in der Afterfloße von dreyzehn drey ſtachlichte Finnen. Die Finnen der Schwanzfloße ſind noch nicht mit angegeben worden. So ſchön er auch iſt, ſoll doch ſein Fleiſch ſehr unſchmackhaft ſeyn. Daß dieſe Vieille, oder Tanche de mer, der Franzoſen, von dem Aſellus piſcis, einer Art Stockfiſche, Altweib genannt, durchaus unterſchieden ſey, läßt ſich aus Vergleichung unſerer Artikel, Altweib, Th. I. S. 222. und Droßelmaul, Th. II. S. 414. ſehr leicht urtheilen; doch vielleicht mit dieſem Unterſchiede, daß die Stockfiſchart von ſeiner äußerlichen Geſtalt alſo benennet worden, dagegen aber ein ſchönes ſüßes Fleiſch habe; dieſe Droßelart aber, zwar wegen ihrer äußerlichen Schönheit ein junges Weibchen und Meerfräulein, dagegen wegen ihres unſchmackhaften Fleiſches Vieille, Old Wife, zu nennen ſey. Doch behaupten die Alten, beſonders der Galen, das Gegentheil: die Krametfiſche ſollen ſeyn, was der Turdus inter aues, ſey.

B. 22. Labrus Bimaculatus, der Doppelfleck; weil er nicht nur am Schwanze, wie no. 20., ſondern auch in der Mitten der Seiten, einen, aber braunen, augenähnlichen, folglich gedoppelte Flecken hat. Seine Rückenfloße iſt fäſericht, wie bey no. 17; es befinden ſich aber darinnen von ſechs und zwanzig Finnen funfzehn ſtachlichte, in der Bruſtfloße funfzehn, in der Bauchfloße von ſechſen eine, und in der Afterfloße von zwölfen vier ſtachlichte Finnen; in der Schwanzfloße ſind noch keine Finnen gezählet worden. Sein Aufenthalt iſt im mittelländiſchen Meere. Nach dem Muſ. Ad. Fr. I. p. 66. gehörete er noch zum Geſchlechte Sciaena.

B. 23. Labrus punctatus, der punctirte Lippfiſch; weil dieſe Art auf einem braunen Grunde, neun bis zehn parallel laufende, aus abwechſelnden weißen und ſchwarzen gleichweitigen Puncten beſtehende, Seitenlinien hat. Der Ritter fand an ſeinem Exemplare die Rückenfloße mit hervorragenden Finnenfaſern beſetzet, und zählte in ſelbiger von vier und zwanzigen ſechzehn ſtachlichte, in der Bruſtfloße vierzehn, in der Bauchfloße von ſechzehn eine ſtachlichte, in der Afterfloße von neunzehn drey ſtachlichte, und in der Schwanzfloße ſechzehn, Finnen. Gronov aber hat in der erſten Floße, von fünf und zwanzig

zig Finnen funfzehn ſteife, in der zwoten funfzehn, in der dritten von ſechſen auch eine, in der vierten von zwölfen nur viere, und in der fünften Floße achtzehn Finnen gezählet, und dabey angemerket, daß die zwote Finne (der Bauchfloße nämlich) borſtenartig geweſen. Dieſe Fiſche kommen aus Surinam. Ehedem gehörten ſie auch zu dem Geſchlechte der Sciaena.

B. 24. Labrus Melops, das Schwarzauge; hat ſeine griechiſche, lateiniſche und deutſche Benennung, von den hinter oder über den Augen gezeichneten, dunkelbraunen halben Monden. Seine Rückenfloße iſt ebenfalls faſericht, und die Schwanzfloße bunt. In der Rückenfloße hat der Ritter von fünf und zwanzig ſechzehn ſtachlichte, in der Bruſtfloße dreyzehn, in der Bauchfloße von ſechſen eine, in der Afterfloße von zwölfen drey ſtachlichte, (nach Müllern von dreyzehn) und in der Schwanzfloße Müller zwölf Finnen gezählet. Man fängt ihn in den ſüdlichen Meeren von Europa.

B. 25. Labrus Niloticus, die Wolkenfloße; weil er, auf den Rücken- After- und Schwanzfloßen, gleichſam mit Wolken bezeichnet, überdem aus Egypten iſt, hat er obige Benennungen erhalten. Die Linnäiſche Zählung der Finnen trifft mit der Haßelquiſtiſchen, bey dem er Itin. 346. no. 78. ebenfalls Labrus Niloticus heißt, meiſtens überein: in der Rückenfloße von dreyßig ſiebenzehn ſtachlichte; in der Bruſtfloße vierzehn zu funfzehn; in der Bauchfloße von ſechſen eine; in der Afterfloße von zwölfen drey ſtachlichte; in der Schwanzfloße aber ſiebenzehn und zwanzig Finnen.

B. 26. Labrus Oſſifagus, der Europäer; faſt ohne alle Urſache des Beynamens. Müller muß anmerken, daß aus der Verbindung Os und Fagus eines Knochen und einer Buche, gar nichts zu machen; Oſſifragus würde einen Beinbrecher bedeuten; (vielleicht, daß die Vögel auch einen Cameraden unter den Fiſchen haben möchten; und Oſſiphagus einen Beinfreſſer, (da es aber auch wohl heißen möchte: Reim dich, oder ich freß dich.) Europäer kann er noch wohl am beſten genennet werden, weil er doch ſeinen Aufenthalt in dem europäiſchen Meere hat. Zu dem iſt er ja auch, von der vorigen Art wenig, oder gar nichts unterſchieden, und könnte wohl dazu gerechnet werden; denn die Rückenfloße hat nach der Beſchreibung, (Labrus, labiis plicatis, pinna dorſali radiis triginta) nach der Zählung von ein und dreyßig ſiebenzehn ſtachlichte, in der Bruſtfloße funfzehn; in

in der Bauchfloße von ſechſen eine, in der Afterfloße von funfzehn drey ſtachlichte, in der Schwanzfloße endlich dreyzehn Finnen. Vielleicht giebt die dreyzehnte Auflage des Linnäiſchen Syſtems, eine tauglichere Etymologie an; wo nicht, könnte er ja wohl Falten- oder Runzellippe getaufet werden.

B. 27. Labrus Rupeſtris, der Felſenkriecher; weil er ſich an den felſichten Stranden in Norwegen aufhält, ſoll er Felſenkriecher heißen. (Doch, weil er Strom. fondm. 291. Carudſe benennet wird, und beſonders Pontoppidan dän. Naturhiſt. S. 188. eben dieſen Labrum Rupeſtrem, See-Karuſſe, Norweg. Raate, Söe-Karuſche, genannt hat: ſo hätte der Fiſch ſeinen Beynamen auch nach dieſem Exempel bekommen können. (Von der vorigen Art iſt er, in Anſehung der gezählten Finnen, wenig oder gar nicht unterſchieden; nur zeichnet er ſich dadurch aus, daß er an dem obern Rande des Schwanzes einen braunen Flecken hat. Man zählet, nach zwo Arten, in der Rückenfloße von ſechs und zwanzig Finnen ſiebenzehn ſtachlichte; in der Rückenfloße dreyzehn bis vierzehn; in der Bauchfloße von ſechſen eine ſtachlichte, in der Afterfloße von zehn bis vierzehn drey ſtachlichte, und in der Schwanzfloße dreyzehn zu — — Finnen. Ehedem war dieſer Norweger auch eine Sciaena.

B. 28. Labrus Onitis, der Schmutzbauch; von ſeinem aſchgrau und braun geflecktem Bauche, da ſonſt die mehreſten Fiſche weiße Bäuche haben, alſo benannt. (Nach dem griechiſchen würde dadurch eine eſelgraue, meiſtens ſchmutzige, Farbe angezeiget werden.) Die Rückenfloße iſt faſericht, und hat von ſieben und zwanzig Finnen ſiebenzehn ſtachlichte, die Bruſtfloße funfzehn, die Bauchfloße von ſechſen eine, die Afterfloße von eilfen drey ſtachlichte, und die Schwanzfloße vierzehn Finnen. Sein Vaterland iſt unbekannt.

B. 29. Labrus viridis, der Grünling; nach dem Linne'. Beym Artedi, gen. p. 34. Labrus viridis, linea vtrinque coerulea; nach dem Klein aber, deſſelben Cicla cubitalis, App. p. 112. ſp. 2. Turdus decimus des Rondelets; daher er auch bey dem Klein ein Droßelmaul, Cicla 6. iſt, wie aus unſerm Artikel, Droßelmaul, Th. II. S. 413. zu erſehen. Da er über und über, wenigſtens obenher, grün, und nur an jeder Seite einen blauen Strich, (vielleicht Kiemendeckel und Bauchfloßen mit purpurfarbenen Rändern) hat, ſo kann er die Benennung behaupten. Artedi hält ihn auch deswegen für den Tordo oder Verdone der Römer. Man

zählet

zählet (aber nach dem Artedi, da der Ritter nicht gezählet) mit Müllern, in der Rückenfloße von dreyßig Finnen achtzehn ſtachlichte; woraus er vermuthet, daß er der Verdone des Salvians, und der Garzetto der Genueſer ſey; denn es habe Willughb. daſelbſt einen Grünling geſehen, der vier und zwanzig Finnen in der Rückenfloße gehabt, wovon funfzehn ſtachlicht geweſen, er wäre aber auch etwas breiter und dicker, als die andern Arten, und die Floßen ein wenig gefleckt geweſen; auch habe ſich am Nabel ein violetfärbiger Höcker befunden. Die übrigen aber ſollen, nach ſeiner Anzeige, zuweilen am Bauche mit blauen Flecken bezeichnet ſeyn. Indeſſen erhelle aus obigem, daß ſein Aufenthalt mehrentheils im mittelländiſchen Meere ſeyn müſſe.

B. 30. Labrus Luſcus, der Blinzler; das vorzüglichſte Merkmal dieſes Fiſches iſt, nach Müllern, daß die obern Augenlieder deſſelben ſchwarz ſind, daher er das Anſehen habe, als ob er die Augen zurück drückte und blinzelte. Seine Floßen alle ſind gelb. In der Rückenfloße werden von ein und dreyßig achtzehn ſtachlichte, in der Bruſtfloße vierzehn, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße von vierzehn drey ſtachlichte, und in der Schwanzfloße vierzehn Finnen gezählet. Sein Vaterland iſt unbekannt.

B. 31. Labrus Liuens, der bleyfärbige Lippfiſch; der ganze Körper iſt bräunlich blau, der Schwanz abgerundet und die Rückenfloße fäſericht; in derſelben befinden ſich von dreyßig Finnen achtzehn ſtachlichte, in der Bruſtfloße vierzehn, in der Bauchfloße von ſechſen eine, in der Afterfloße von zwölfen drey, und in der Schwanzfloße eilf, Finnen. Auch dieſer iſt ein Fremdling.

B. 32. Labrus Turdus, die Meeramſel; des Artedi, ſyn. p. 57. ſp. 11. Labrus oblongus viridis, iride lutea; des Willughb. p. 322. Turdus viridis maior; woraus zu erkennen, daß er mit dem Kleiniſchen Droßelmaul, Cicla, 6. und alſo mit dem Labro viridi, Linn. ſp. 29. ſehr nahe verwandt ſeyn müſſe. Die Urſache der Benennung iſt, nach Müllern, weil die Alten das Geſchlecht der Meeramſeln, wegen ihrer bunten Farben, Turdos genannt haben. Die gegenwärtige Gattung iſt länglicht, faſt wie ein Hecht, obenher grün, untenher blaß und gelblich, mit aſchgrauen und blaßblauen Flecken geſprenkelt; um die Augen geht ein goldgelber Ring, und die Rückenfloße iſt, nach dem Artedi, gen. p. 34. mit zwey und dreyßig Finnen beſetzet, darunter neunzehn ſcharf oder ſtachlicht; die übrigen Finnen

nen ſind wie bey den bereits angeführten Arten, auch von dem Ritter zur Zeit nicht gezählet worden.

B. 33. Labrus exoletus, der blaßfärbige Lippfiſch. In dem großen oder atlantiſchen Ocean zeiget ſich noch ein Fiſch dieſes Geſchlechts, der die Rückenfloße fäſericht, den Körper mit blaßblauen Linien beſetzet hat, und überhaupt blaßfärbig oder mißfärbig iſt. Man zählet in der Rückenfloße von fünf und zwanzig Finnen neunzehn ſtachlichte, in der Bruſtfloße dreyzehn, in der Bauchfloße von ſechſen eine ſtachlichte, in der Afterfloße von dreyzehn fünf dergleichen, und in der Schwanzfloße dreyzehn Finnen.

B. 34. Labrus Chinenſis, der Chineſiſche Lippfiſch. Die Gelegenheit zu dieſem Beynamen mag wohl das Vaterland, Aſien, allein gegeben haben. Seine Rückenfloße iſt gleichfalls fäſericht, der Körper bleyfärbig, und der Kopf oder Scheitel höckericht ſtumpf. In der Rückenfloße zählet man von vier und zwanzig neunzehn ſtachlichte, in der Bruſtfloße dreyzehn, in der Bauchfloße von ſechſen eine, in der Afterfloße von zwölfen fünf ſtachlichte, und in dem Schwanze zwölf Finnen; welches, ſetzet Müller hinzu, von voriger Art nicht viel abweicht, daher zu verwundern, daß überhaupt in dieſem Geſchlechte nicht mehrere Arten zuſammengezogen worden.

B. 35. Labrus Cromis, der Caroliniſche Lippfiſch. Der Ritter erkennt dieſen Fiſch für den Braſilianiſchen Guatucupa des Marcgravs, S. 177. ſ. dieſen unſern Artikel, Th. III. S. 558; aus Achtung gegen den Brown aber, der ihn, Iamaic. 449. Cromis ſubargenteus oblongus, radiis anterioribus dorſalis (pinnae) aegre pungentibus, nennt, mag er wohl den Beynamen erhalten haben. Bey dem Raio, piſc. 96. ſoll er Coracinus Braſilienſis, und nach dem D. Garden ein Caroliner seyn. Er hat dieſen beſondern Umſtand an ſich, daß die Rückenfloße nicht recht zuſammenhängt, und ſich in der Afterfloße eine ſehr große dicke Finne befindet, welche die zwote in der Ordnung iſt, da die erſte zwar auch ſteif und ſtachlicht, aber ſehr kurz iſt. Uebrigens ſieht dieſer Fiſch einem Flußpärſching ſehr ähnlich, und hat braune Bänder auf einem ſilberfarbenem Grunde. Die Kiemendeckel ſind nicht gezähnelt, ſondern haben nur einen einzigen Stachel. In der gleichſam gedoppelten Rückenfloße werden zehn Finnen in der erſten, und von zwey und zwanzig in der zwoten eine ſtachlichte, in der Bruſtfloße achtzehn, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße von ſieben zwo ſtachlichte, und in der

Schwanzfloße neunzehn Finnen gezählet.

B. 36. Labrus Linearis, der Indianiſche Lippfiſch. Vermuthlich wieder von ſeinem Vaterlande alſo benennt. Sein Körper iſt länglicht, zuſammengedrückt und von weißer Farbe. In der Rückenfloße werden von ein und zwanzig Finnen zwanzig ſtachlichte, in der Brufloße zwölf, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße funfzehn, und in der Schwanzfloße zwölf, Finnen gezählet.

C. 37. Labrus mixtus, der marmorirte Lippfiſch. Wir kommen jetzt, ſchreibt Müller, auf die dritte und letzte Abtheilung dieſes Geſchlechts, worinn nur ſolche Fiſche vorkommen, davon man die Anzahl der Finnen, beſonders in der Rückenfloße, noch nicht unterſuchet hat, und die auch, den übrigen Umſtänden nach, noch nicht genug bekannt ſind. Die erſte Art derſelben wird, wegen der Marmorirung, oder gelben und blauen Farben, mixtus genannt, und Artedi hält dieſen Fiſch aus der Urſache für den Meerpfau. gen. p. 34. ſp. 3. und 4. Synon. p. 57. ſp. 6. und 10. Die Vörderzähne ſind die größten, und ſoll man ihrer, nach dem Müller, finden, welche über einen Schuh lang wären; wofern nicht, ſtatt Fuß, Zoll zu leſen, oder er etwa dem Suillus, dem großen Saufiſche des Catesbey, II. pag. et Tab. XV. ähnlich geweſen. Der Schwanz iſt an dieſer Art, wie an allen folgenden, gerade. Sein Aufenthalt iſt in dem mittelländiſchen Meere, beſonders zu Livorno, nach dem Artedi.

C. 38. Labrus fuluus, der Gelbfiſch. Er iſt das dreyzehnte Droßelmaul des Kleins, Cicla, und bey dem Catesby, II. pag. et tab. X. fig. 2. Turdus, cauda conuexa, die Meerdroßel mit dem runden Schwanze. Er behauptet ſeinen Beynamen mit vollem Rechte, weil er faſt über und über goldgelb iſt, und deswegen von den Engländern Yellow-Fiſh, von den Franzoſen Poiſſon Jaune, und von dem Klein Cicla aurea, genannt wird. ſ. unſern Artikel, Droßelmaul, Th. II. S. 416. no. 13.

C. 39. Labrus Varius, der bunte Lippfiſch. Er iſt bey dem Klein ein Breitzahn, Sargus, 4. ſ. dieſen unſern Artikel, Th. I. S. 968.

C. 40. Labrus Merula, die See-Merle. Nach dem Gesner, S. 8 b. Merula, ein Meeramſel, ein Amſelfiſch. Bey dem Artedi, ſyn. p. 55. ſp. 7. Labrus coeruleo nigricans. Merula Auctor. Bey unſerm Klein iſt er ein Droßelmaul, Cicla, 10. ſ. dieſen unſern Artikel, Th. II. S. 414. no. 10. Müller meynet, daß ihm die obige Benennung vermuthlich der ſchwarzen Farbe wegen

wegen gegeben worden, denn er über und über bläulich ſchwarz, oder bleichbraun, ſey. Man wolle auch angemerket haben, daß ſeine Leber weiß, in zween Lappen zertheilet, und mit einer cylindriſchen, zweymal umgeſchlungenen, ſehr langen Gallenblaſe, verſehen ſey.

C. 41. Labrus Cynaedus, der Steinfiſch. Nach dem Artedi, ſyn. p. 56. ſp. 8. iſt er Labrus luteus, dorſo purpureo, pinna a capite ad caudam continua, und nach dem Gesner, S. 15. iſt er Alpheſtes Cynedus, eine Art Steinlinge, Steinfiſche. Bey dem Klein aber iſt er ein Meerbraßem, Synagris 8. wobey unſer Artikel Droßelmaul, Cicla, 1. des Kleins, Th. II. S. 412. no. 1. mit nachzuſehen. Nach Müllern iſt freylich der Name Cynaedus nicht eben einer der ſchönſten, welcher dieſen Fiſchen, welche ſehr geil ſeyn, und ſich wie Hunde begatten ſollen, gegeben worden; daher ſie auch griechiſch Alpheſtes, (welches doch etwas honorabler klingt) genannt werden. Da aber die Holländer dieſe Fiſche Steenviſchen nennen, weil ſie ſich an ſteinichten Orten aufhalten, (und deswegen von unſern lieben Alten Steinlinge, Rochaeus, genannt worden,) ſo iſt ihnen Müller billig beygetreten. Sie werden etwa einen Schuh lang, ſind ſchmal und dicke, der Farbe nach gelb, auf dem Rücken purpurfärbig, und vom Kopfe bis zum Schwanze mit einer langen Finne beſetzet. Sein Aufenthalt iſt im mittelländiſchen Meere.

Lippia.

Auguſtin Lippi, ein Franzoſe, hat eine Reiſe nach Egypten unternommen, vorzüglich, um daſelbſt neue Pflanzen zu entdecken; er iſt aber in Abyſſinien geſtorben. Seine hinterlaſſenen Schriften ſind in des Herrn von Linne' Hände gekommen, und auch genutzet; deswegen auch dieſes Pflanzengeſchlecht deſſen Andenken gewidmet worden. Herr von Linne' führet drey Arten an, welche aber ſelten, und auch wegen der Geſchlechtskennzeichen noch nicht hinreichend beſtimmt ſind. Die Blüthen ſtellen unter ſich ein Knöpfchen vor. Der Kelch iſt vierfach ausgezacket. Das Blumenblatt zeiget vier rundliche Einſchnitte, davon der obere und untere breiter, als die beyden mittlern ſind. Von den vier Staubfäden ſind zween kürzer und zween länger, und dieſe länger als das Blumenblatt. Der einfache Griffel trägt einen ſchiefen Staubweg. Das Saamenbehältniß öffnet ſich mit zwo Klappen, und enthält einen länglichten Kern, welcher aus zwey Fächern beſteht, und zween Saamen enthält. Die Lippia hemi-

hemiſphaerica, welche Jacquin beſchrieben und abgebildet, zeiget in den Geſchlechtszeigen einigen Unterſchied. Von den Arten iſt

die amerikaniſche, Lippia americana, die bekannteſte. Sie wächſt in Vera Crux, iſt ſtrauchartig und wird ſechzehn bis achtzehn Schuh hoch. Der rundliche, rauhe Stängel iſt bey den Gelenken zuſammengedrückt. Die Aeſte und Blätter ſtehen einander gegen über, und dieſe ſind geſtielt, rauh, lanzenförmig, und ſägenartig eingekerbet. Aus dem Winkel treiben kurze, mit einem kleinen, viereckichten, eyförmigen Köpfchen beſetzte, Blumenſtiele. Die kleinen gelben Blumen ſtehen zwiſchen vielen, ſchichtweiſe über einander liegenden Schuppen. Man muß ſolche beſtändig im Glashauſe, auch die meiſte Zeit über auf einem Lohbeete unterhalten, jedoch ſolcher zuweilen friſche Luft und öfters Waſſer geben.

Lippmuſchel.

Von den herzförmigen Venusmuſcheln haben verſchiedene dieſe Benennung erhalten, welche wir hier zugleich anführen, und auch eine andere, nah verwandte, damit vereinigen wollen.

1) Lippdoublet, Venus fimbriata Linn. Die Schalen ſind eyförmig, bäuchicht, der Länge nach geſtreifet, der Quere nach grubicht, und am Rande alſo gekerbet, daß ſich die Kerben wie eine Lippe ſchließen. Oſtindien iſt das Vaterland. Einige heißen dieſe Art das Waffeleiſen, von Herr Müllern aber wird nach der Holländer Weiſe

2) Waffeleiſen, Venus reticulata Linn. von andern auch Eiſenkuchenmuſchel oder Bienenſtock genannt. Dieſe iſt der vorherſtehenden ziemlich ähnlich, weiß, herzförmig, erhaben und übers Creuze geſtreifet, daher viereckichte Felder, nach Art der Waffeleiſen, entſtehen. Der After iſt herzförmig und der Rand ungezähnelt. Oſtindien und Africa liefern dergleichen ſeltene Muſcheln. Mit dem Waffeleiſen iſt ganz nahe verwandt

3) die Kindbetterinn, Venus puerpera Linn. Die Schale iſt einigermaßen rund herzförmig, einer Fauſt groß, ſehr ſchwer, bäuchicht, blaßroſtfärbig, vorneher braun, mit häutichten Querſtrichen beſetzet, in der Länge aber ſchwach geſtreifet. Inwendig, oberhalb dem Vörderzirkel, violetfärbig, der Vörderzwickel nicht ausgeſchnitten, ſondern nur unter dem Häutlein verſtecket, und mit den Lippen, die biegſam ſind, oben aufliegend, am After oval, und am Rande gekerbet. Man trifft dergleichen in Oſtindien an.

4) Die Blaulippe, Venus laeta Linn. Die Schalen ſind

nicht groß, glatt, etwas gelblicht, mit einigen weißen, breiten Strahlen beſetzet. Der vördere Zwickel iſt violet und der After eyförmig. Der Aufenthalt iſt im mittelländiſchen und Indianiſchen Meere.

5) Blutlippe, Venus deflorata Linn. Die eyförmige, weiße Schale iſt der Länge nach gerunzelt, vorneher und gemeiniglich auch inwendig violetfärbig, an den Lefzen des Vörderzwickels aber ſchwarz. Der Aufenthalt iſt im Europäiſchen Meere.

6) Braunlippe nach der holländiſchen, Gourgandine nach der franzöſiſchen Benennung. Venus meretrix Linn. Die Schalen ſind platt, weiß, wenig gerunzelt, und führen einen aufgetriebenen, etwas klaffenden Vörderzwickel und werden in Indien gefunden.

Lippſchale.

S. Klippkleber.

Liquidambar.

S. Amberbaum.

Lirium.

Unter dieſem Namen begreift Herr von Royen das Geſchlechte Lilien; Hr. Dyck aber beleget damit eine andere Pflanze, welche zwar bey uns noch unbekannt, jedoch allen Gartenliebhabern zu empfehlen iſt. Aus der knollichten, feſten, braunen Wurzel treiben einige breite, länglichte, ſpitzige, am Rande wellenförmige, grünlichte, unterwärts purpurfärbig, geſtreifte Blätter. Der nackende, unterwärts purpurfärbige, ohngefähr einen Fuß hohe Stängel endiget ſich mit einer großen Blume, welche in einer ſpitzigen Scheide verſchloſſen iſt. Die Scheide zerſpringt in drey Lappen. Von den ſechs Blumenblättern ſind drey ſchmal und drey breit, dieſe ſtehen aufwärts und ſind ſcharlachroth, die drey untern aber gelb mit grün vermiſchet, und ihre Spitzen mit Karmeſin beſprenget. Dyck meldet, wie dieſe Pflanze zu den ſechsmännig-einweibigen gehöre, beſchreibt aber nur drey fleiſchfarbene Staubfäden, mit großen ſcharlachfärbigen Staubbeuteln, welche unter dem oberſten Blumenblatte ſtehen. Die Schönheit dieſer Blume wird noch um vieles durch die dunkelrothe Ader vermehret, welche in der Mitte eines jeden Blumenblattes ſich zeiget, und an den drey obern Blättern mit verſchiedenen kleinen gebrochenen Linien getheilet wird. Vielleicht gehöret die Pflanze zu dem Geſchlechte Ehrenſchwerd oder Allermannsharniſch, wofern ſelbige nur drey und nicht ſechs Staubfäden beſitzt. Sie iſt in Afrika zu Hauſe, vermehret ſich durch die Wurzel, und muß in ſandiger, doch fruchtbarer

barer Erde gepflanzet, und den Winter über in dem Treibehauſe unterhalten werden, zu welcher Zeit ſie auch zu blühen pfleget.

Lithoglyphiti.

S. Figurſteine.

Littorella.

Dieſes ganz neuerlich von Herr Bergius beſtimmte Geſchlecht nennet Herr Planer Strändling, und war ehedem unter dem Namen der einblümichten Wegebreite bekannt. Plantago vniflora Linn. Spec. Der gewöhnliche Aufenthalt dieſes Gewächſes iſt an den Ufern in der Schweiz, Dännemark, Schweden, auch in Frankreich und England. Aus der fäſerichten Wurzel kommen zarte Ranken, welche aus den Knoten weiße Wurzelfaſern treiben, und wodurch ſich die Pflanze häufig vermehret. Das grasartige Stöckchen beſteht aus lauter Blättern, welche alle auf der Wurzel ſitzen und pfriemenartig, oberwärts etwas platt, gefurchet, und mit ganz kleinen haarichten Pünctchen beſetzet, unterwärts erhaben, rundlicht, gleichſam mit ganz kleinen Erhebungen verſehen, übrigens etwan drey Finger lang, aufgerichtet, und mit einer weißlichten Scheide, unter einander vereiniget ſind. Aus den Scheiden der äußerlichen Blätter ſteiget ein kurzer, etwan einen Finger langer, nackender Stiel in die Höhe, an welchem, ohngefähr in der Mitte, ein eyförmiges, ſtumpfes Afterblättchen platt anſitzet, und oberwärts mit vier ſchmalen ſpitzigen Blattſchuppen umgeben, und mit einer Blume männlichen Geſchlechts geendiget iſt. Der glockenförmige Kelch beſteht aus vier lanzenförmigen Blättchen; das trichterförmige, weißröthlichte Blumenblatt zeiget vier aufwärts gerichtete Einſchnitte; und die vier Staubfäden ragen weit über das Blumenblatt hervor; es zeiget ſich auch bey dieſen ein kleiner Fruchtkeim, welcher aber unvollkommen iſt und verwelket. Bey dieſer männlichen Blume ſtehen zwo, ſelten, drey weibliche. Jede derſelben iſt ſtatt des Kelches mit zwo Schuppen bedecket, davon die untere länglicht und ganz, die andere aber in drey zarte, ſpitzige Einſchnitte abgetheilet iſt. Das Blumenblatt iſt kegelförmig, ganz durchſichtig, und mit einem kaum merklichen dreyſpaltigen Rande geendiget. Die Staubfäden fehlen gänzlich. Auf dem Fruchtkeime ſitzet ein dünner, haarichter, weißlichter und ſehr langer Griffel, mit einem unmerklichen Staubwege. Das verwelkete Blumenblatt umgiebt die Frucht, welches eine kleine eyförmige Nuß iſt, und einen weißen Saamen enthält.

Lituiten.

Lituites, ſind verſteinerte Schnecken, welche, wie die Orthoceratiten, die Geſtalt von runden Röhren haben, an den Enden aber krumm ſind.

Livreeſchnecke.

Livree- oder Libereyſchnecke. Diejenige, welche Herr Geoffroi unter dieſem Namen beſchrieben, haben wir bey der Gartenſchnecke angeführet. Die Holländer, und mit dieſen Herr Müller, verſtehen unter dieſem Namen eine Warzenſchnecke, aus dem Geſchlechte der Stachelſchnecken, nämlich Murex rubecula Linn. Die einfache Schale iſt kaum einen Finger lang, und der Geſtalt nach den gewöhnlichen Kinkhörnern ziemlich ähnlich; ſie zeiget dicke Querrunzeln, die etwas höckericht ſind, und durch Quernäthe unterſchieden werden. Man vergleichet ſolche, wegen der, auf den Runzeln abwechſelnden Farbe, die bald weiß, bald roth, bald gelb iſt, mit den Bändern oder Schnuren, womit gemeiniglich die Livree der Bedienten beſetzet iſt. Man erhält dergleichen aus beyden Indien.

Lobelie.

Von dieſem Pflanzengeſchlechte haben wir unter dem Namen Cardinalsblume gehandelt. Hier erinnern wir nur, wie Plumier zuerſt eine Pflanze mit dieſem Namen beleget, Herr von Linné aber viele andere damit vereiniget, und endlich Plumiers Pflanze, welche doch zuerſt Lobels Andenken gewiedmet worden, wieder von den andern Arten getrennet, und unter dem Namen Scaeuola, als ein eigenes Geſchlecht angenommen. S. Henkelblume. Dergleichen Veränderungen müſſen nothwendig die Kräuterwiſſenſchaft höchſt beſchwerlich machen, aber nothwendig erfolgen, wenn man Pflanzen vereinigen oder trennen will, welche man nach allen Theilen nicht ſelbſt unterſuchet hat. Plumiers Lobelia hätte billig dieſen Namen behalten, und die andern Arten einen neuen Geſchlechtsnamen bekommen ſollen.

Lobillo.

Lobillo iſt ein Fiſch, den die Spanier alſo nennen. Er ſoll am Kopfe und Ohren einem Hunde gleichen, und einen ſolchen Schwanz haben, damit man die Sirenen malet. S. A. Reiſen, B. XII. S. 533. aus Careri Reiſen, vom Jahr 1696. allwo er ein ſeltſamer Fiſch genennet wird.

Lobſter.

Lobſter in England, wird zwar vom Richter S. 673. unter den Fiſchen mit angeführet, iſt aber ein

ein Seekrebs, Hummer, Aſtacus, von welchem er ſelbſt S. 571. einige Nachricht giebt. Engliſch Lobſter, Franzöſiſch Ecreviſſe de Mer.

Lochbaum.

S. Grenzbaum.

Lockenpholade.

S. Pholade.

Lodde.

Lodde, iſt nach dem Pontoppidan, Norweg. Naturhiſt. II. 254. ein Seefiſch, der Geſtalt nach faſt wie ein Hering, aber dem Menſchen ganz uneßbar, ob er ſchon unbeſchreiblich fett iſt. Denn wenn er zuweilen durch einen Sturm, oder ſtarken Strom, todt ans Ufer geworfen wird, und die Ziegen ihn freſſen, ſo wird ſogar ihr Fleiſch von einem unangenehmen Geruche und Geſchmacke ſo durchdrungen, daß man es nicht ſpeiſen kann. Herr Peter Daſſ hat in ſeiner Beſchreibung von Nordland, wo dieſer Fiſch allein bekannt zu ſeyn ſcheint, ihn als einen böſen und ſchädlichen Fiſch vorgeſtellet, der alle andere Fiſche mit ſich vom Ufer locket, und daher unter die Landplagen gerechnet zu werden verdienet, wie folgende Verſe zeigen:

Bort, Lodde, med al din forgif-
tige Stank,
Al Verden forönsker dig alſ kens
Skavank.
Du eſt os et Riis og en Svöbe.
Net ſaaſoen en Hore, der tragter
at flye,
Saa römever Ungdommen med
Hende ef Bye,
Sam Bukke med Gederne löbe.
u. ſ. w.

Das iſt: Fort, Lodde, mit allem deinen giftigen Geſtank! Alle Welt verwünſchet dich, du Schandfleck der Natur! Du biſt uns eine Ruthe und eine Geißel. Recht wie eine Hure, wenn ſie zu entfliehen trachtet; mit der alsdann die Jugend die Stadt räumet, ſo wie die Böcke mit den Ziegen laufen. u. ſ. w.

Von dieſem nur genañten Nordland bemühet ſich (Jonas) Ramus zu beweiſen, dieſes Land ſey Homers Ogygia, und Ulyßes der Gott Odin; woraus folgen würde, daß dieſe Provinz unmittelbar nach der Belagerung von Troja wäre bewohnet worden, S. A. Reſ. B. XXI. S. 54. Sonſt begreift dieſes Nordland, Praefectura Saltenſis, den berühmten Mälſtrom, oder Moſköſtrom, welcher täglich, nur zweymal drey Viertelſtunden lang, ruhig und ſchiffbar iſt, die übrige Zeit aber, als ein Euripus, kreismäßig der Ebbe und Fluth entgegenläuft, und alle Schiffe, die ſich nicht zwo bis drey Meilen

von

von ihm entfernet halten, verſchlingt.

Loden. S. Aſt.

Löchel. S. Sembden.

Löchergras.

Löchergras nennet Herr Planer Tripſacum Linn. Dieſes grasartige Geſchlecht trägt männliche und weibliche Blumen auf einem Stocke und auf einer Aehre. Bey den männlichen umgeben zwey schifförmige Bälglein zwo kleinere Spelzen und drey Staubfäden. Bey der weiblichen iſt das Bälglein zwey- oder vierfach getheilet, und unterwärts gleichſam durchlöchert; drey Spelzen umgeben den Fruchtkeim und zween Griffel mit haarichten Staubwegen. Der harte Saamen iſt eckicht. Herr von Linné führet zwo Arten an, welche auch in hieſigen Gärten unterhalten werden.

1) Das beſtändige Löchergras mit getrennten Geſchlechtern, Gramen dactylon maximum, Tripſacum dactyloides L. wächſt in Amerika. Die Wurzel beſteht aus dicken, fleiſchichten, flach unter der Erde ſeitwärts hinlaufenden Knollen, welcher an den vordern Enden viele lange ſchilfartige Blätter, und zwiſchen dieſen einen aufgerichteten, vier bis fünf Schuh hohen einfachen Stängel treibt. Am Stängel ſitzen auch ſchilfförmige Blätter, deren Rand zart und ſcharf eingekerbet iſt, welches man alsdenn merklich wahrnehmen kann, wenn man die Blätter mit der Hand von oben nach unten zu ſtreichet. Die Blattſcheide iſt mit einem dreyeckichten braunen Flecke bezeichnet. Der Stängel endiget ſich gemeiniglich mit einer, ſelten mehreren, dichten, langen und einſeitigen Aehren, welche eckicht, gleichſam durch Gelenke abgetheilet, und jedes Gelenke mit einer auch zwo Blumen beſetzet iſt. Der Saame wird bey uns nicht reif, man kann aber die Wurzel theilen, wobey man ſich aber in Acht nehmen muß, damit die abgebrochenen Stöcke nicht faulen, und deswegen ſolche anfangs trocken halten; wenn aber die Wurzel treibt, ſoll man ſolche fleißig den Sommer über begießen, in geräumlichen Töpfen unterhalten, jährlich verſetzen, und den Winter über in einem gemeinen Glashauſe aufbehalten.

2) Das zwitterblümichte Löchergras; Herr Gleditſch nennet ſolches den großen unächten Schwaden aus Jamaika, und Herr von Linné Tripſacum hermaphroditum, weil dieſes Zwitterblumen trägt. Es wächſt in Jamaika, iſt gleichfalls ein hohes, anſehnliches, ſchilfartiges

Stauden-

Staudengewächſe, welches ſehr dichte, ſchuppichte Aehren bringt. Herr von Linné giebt ſolches für jährig, Herr Gleditſch für fortdauernd aus, und letzterer meldet, wie man es zwar im Frühjahre aus Saamen erziehen, aber auch im Herbſte aus der Wurzel vermehren, und die Stöcke den Winter über im Glashauſe unterhalten könne.

Man hält dieſe Arten nur der Abwechſelung wegen in den Gärten und kann davon keinen Nutzen hoffen.

Löchermoos.

Herr Dillen hat dieſes Moosgeſchlecht zuerſt beſtimmet, und ſelbigem den Namen Porella beygeleget. Es iſt davon nur eine Art bekannt, welche in Penſylvanien wachſen ſoll, doch hat ſolche Herr Kalm daſelbſt nicht finden können, auch Herr von Linné dieſes Pflänzchen niemals geſehen. Dillen beſchreibt an dieſem Mooſe gefiederte Blätter, und eine, in viele Fächer abgetheilte und durchlöcherte Büchſe, welche weder Deckel, noch Haube hat.

Löcherſchwamm.

Mit dieſem Namen wird füglich Boletus Dill. und Linn. beleget, indem dieſer, meiſtentheils platte Schwamm oder Bülz auf der untern Fläche mit vielen kleinen Höhlchen durchlöchert iſt. Herr von Linné führet vierzehn Arten an, und theilet ſolche in zween Haufen, indem einige davon geſtielet ſind, andere aber platt aufſitzen. Verſchiedene davon hält Herr Gleditſch für Spielarten, und führet unter dieſen auch einige an, welche die Herren Dillen und von Linné als ein beſonderes Geſchlecht unter den Namen Erinaceus oder Hydnum, Stachelſchwamm beſchrieben, indem derſelbe davorhält, daß der Stachelſchwamm gleichſam eine Ausartung des Löcherſchwamms ſey, und die Röhrchen oder Löcher bey einigen ganz, bey andern aber ausgezacket erſcheinen. Hr. von Haller hatte ehedem vier Geſchlechter des Löcherſchwamms angenommen, und diejenigen Arten, bey welchen ſich der untere röhrenförmige Theil von dem übrigen Fleiſche des Schwammes unterſcheidet und abſondert, von denjenigen getrennet, bey welchen einiger Unterſchied, oder Abſonderung dieſer zween Theile des Bülzes nicht ſtatt hatte, die erſten nennet derſelbe Suillus, die andern Polyporus; und da auch dieſer Kräuterlehrer ehedem die geſtielten und ungeſtielten Schwämme trennete, wurden die ungeſtielten des erſtern Geſchlechts Agarico Suilli, und des letztern, Agarico Polypori genennet. In der neuen Ausgabe aber von den

den Schweizeriſchen Pflanzen hat derſelbe dieſe alle vereiniget, und zum Geſchlechtsnamen Polyporus angenommen, und dabey erinnert, wie man dieſen Namen, welchen der große Beobachter von Schwämmen Michelli zuerſt aufgebracht, billig beybehalten ſollte, da ſolcher das Hauptkennzeichen dieſes Geſchlechts recht wohl ausdrücket. Wegen der Vereinigung des Stachelſchwammes mit dem Löcherſchwamme erwähnet zwar Herr von Haller des Hofr. Gleditſchens Beobachtungen, will aber, um die Arten in einem Geſchlechte nicht allzuſehr zu häufen, ſolche getrennet laſſen. Herr von Haller führet vom Löcherſchwamme etliche vierzig Arten an. Herr Hill nennet die geſtielten Löcherſchwämme Solenia, und die ungeſtielten Poria, hat aber noch ein anderes Geſchlechte unter dem Namen Amphetretia angebracht, bey welchem beyde Flächen, die obere ſowohl als die untere, durchlöchert iſt. Bey allen Löcherſchwämmen ſtehen innerlich an dem Rande eines jeden Röhrchen fünf kurze Staubfäden mit länglichten Staubbeuteln, und die innerliche Fläche dieſer Röhrchen iſt mit den feinſten Saamen ganz beſetzet. Wir wollen hier die bekannteſten Arten des eigentlichen Löcherſchwammes, die Stachelſchwämme aber unter dieſen Namen anführen.

1) Kurzſtielichter Blätterſchwamm, deſſen Hütchen mit Circullinien bezeichnet, Polyporus lignoſus et ceſpitoſus Mich. Tab. 70. fig. 6. Herr Gleditſch beſchreibt ſolchen alſo: ein lederhafter, haufenweiſe wachſender Heydebülz, mit einem platten, ausgezackten und ſchwärzlichen Hütlein, welches oberwärts einen dunkelbraunen Wirbel hat, und mit vielen Circullinien durchzogen iſt. Es wächſt ſelbiger in den Gärten und trocknen Wäldern.

2) Ungeſtielter Blätterſchwamm mit halben Circullinien bezeichnet, Boletus verſicolor Linn. Dieſer ſitzet platt auf, beſteht aus einem harten, faſt holzichten Weſen, und iſt halbrundlicht geſtaltet, oberwärts mit vielen bunten, blauen, gelben, braunen, und anders gefärbten halben Circullinien, unterwärts aber mit den allerzärteſten weißen Röhrchen verſehen. Er wächſt überall in Deutſchland an alten Bäumen und Hölzern.

Beyde vereiniget Herr Gleditſch, und nennet ſolche lederhafte harte Heydebülze, deren plattes Hütlein oberwärts mit verſchiedenen bunten Circeln bezeichnet, und auf dem Wirbel mit einer Vertiefung verſehen ſind, und erinnert dabey, wie die Geſtalt derſelben verſchieden ausfalle. Zuweilen wachſen viele dicht beyeinander, oder verwachſen gar untereinan.

tereinander, zuweilen ſtellen ſolche übereinander liegende Blätter vor. Die Vertiefung des Wirbels iſt auch nicht bey allen merklich, und ſtatt deſſen iſt öfters nur ein beſonderer Fleck wahrzunehmen.

3) Ungeſtielter ſchuppenartiger und raucher Löcherſchwamm, Agaricum ſquamoſum ſuperne ſericeum et verſicolor inferne alb. etc. Mich. Hr. Gleditſch nennet ſolchen den buntgeſtreiften, lederhaften, ſchuppenartigen und vielfach wachſenden Baumbülz ſonder Stiel, mit den allerzärteſten eckichten Röhrchen. Die obere Fläche iſt gemeiniglich ganz rauch, grünlicht und mit bunten Linien wellenförmig durchzogen. Man findet ſelbigen im Winter, auch zu anderer Zeit an den Stämmen der alten Bäume, und dem faulen Holze. Herr Hofr. Gleditſch bemerket davon zwo Abänderungen, als

a) einen bunten, ſchuppenartigen und vielfach wachſenden Baumbülz ſonder Stiel, deſſen kammförmig zertheilte Lappen, in der Geſtalt einer Roſe zuſammengeſetzet ſind, unterwärts mit den allerzärteſten Röhrchen. Dieſe ſind gemeiniglich durchlöchert, und reiſſen auf.

b) Einen dergleichen, welcher aber grau und ſammetartig, unterwärts weiß, aber nicht in Lappen zertheilet iſt.

4) Trichterförmiger Löcherſchwamm, Polyporus infundibuli forma Mich. Tab. 70. fig. 4. et 8. Dieſer lederhafte, dunkelgelbe Baumbülz hat ein umgekehrtes, und in Geſtalt eines Trichters über ſich ausgebreitetes Hütlein, welches man daher von dem Stiele nicht unterſcheiden, auch bey dieſen, wie bey vielen andern, den untern löcherichten, und obern lederartigen Theil nicht abſondern kann. Die Farbe ändert ſich zuweilen, und der Stiel iſt bald dicke, bald dünne. Man findet ſolchen im Herbſte an den Rüſtern, Pappeln und Küfern.

5) Purpurfärbiger krauslappichter Löcherſchwamm, Agaricum ſquamoſum purpureum etc. Mich. Herr Gleditſch nennet ſolchen den ſchuppenartigen, und büſchelweiſe wachſenden, ſammethaften Erdbülz, mit purpurfarbenen, krausfaltig zertheilten Lappen und ſehr zarten Röhrchen, und bemerket, wie ſolcher ſich vorzüglich in denjenigen ſandigen Gegenden aufhalte, wo die Rheinblume häufig wächſt, und öfters darauf, zuweilen auch mit Sande bedecket angetroffen werde.

6) Schuppenartiger und in gefaltene Lappen tief getheilter Löcherſchwamm; Fungus intybaceus, auch im deutſchen Endivienſchwamm genannt. Er wächſt ſchuppenartig über einander

der, ohne Stiel, und iſt verſchiedentlich, nach Art der Endivienblätter, in gefaltene und tief zerſchnittene Lappen abgetheilet, mit ſehr zarten Röhrchen. Die Farbe fällt gemeiniglich aus dem weißen ins aſchfärbige, zuweilen iſt ſolche ſtrohfärbig. Es erſcheint ſolcher im Herbſte in dicken Wäldern, gemeiniglich an den alten Eichſtämmen. Es findet ſich auch eine Abänderung, welche weich und noch blätterichter, und in zart gekraußte, feine, braune Lappen zerſchnitten, und mit ſehr kleinen, weißen Röhren verſehen iſt, welche Herr Gleditſch zu dieſer Art rechnet, Herr von Haller aber beſonders anführet. Man findet dieſen Schwamm gegen den Herbſt in den Wäldern; er enthält ein weißes, weiches, ſaftiges und ſchmackhaftes Fleiſch, und wird in verſchiedenen Oertern mit Salz, Pfeffer, Butter, Milch und Eyern zubereitet und geſpeiſet, und Habichtſchwamm genannt.

7) Ungeſtielter, breiter, leberartiger Löcherſchwam̃, Agaricum eſculentum hepatis facie Mich. Tab. 61. fig. 1. Hr. Gleditſch billiget die Gleichheit mit der Leber, indem dieſer weiche und ſaftige Bülz ſehr breit, und oberwärts rothbräunlich gefärbet iſt. Er hat keinen Stiel, iſt verſchiedentlich zertheilet und unterwärts blaßgelb und höckericht. Man kann den untern löcherichten von dem obern Theile leicht abſondern. Im Auguſt und September zeiget ſich ſolcher um die Rothbuchen und Eichen, und gehöret unter die eßbaren Bülze. Es wird ſolcher von einigen der Blutſchwamm genannt, vielleicht deswegen, weil ſolcher einen bluthrothen Saft enthält.

8) Seitwärts geſtielter, halbrunder Löcherſchwamm, Feuerſchwamm, Agaricus pedis equini facie Tourn. Boletus igniarius Linn. Dieſen weißgrauen, halbrunden, unterwärts platten Bülz vergleichet man gemeiniglich mit einem Pferdefuße. Es zeiget ſolcher die allerzärteſten Röhrchen, zuweilen ſind ſelbige gar nicht ſichtbar, und ruhet auf einem kurzen, ſeitwärts angebrachten Stiele. Man findet ſolche in den trockenen Wäldern zwiſchen dem Heidekraute, auch an den alten Birkenſtämmen. Das Weſen deſſelben iſt mehr und weniger hart oder zähe, oberwärts gemeiniglich weißlich oder aſchfärbig, zuweilen auch roth gefärbet, auch die Geſtalt zuweilen mehr platt und die Oberfläche höckericht. Zuweilen erhält ſolcher die Geſtalt eines Fächers, und die Oberfläche iſt alsdenn röthlichtgelb und das Häutchen gleichſam ſchuppicht, ungleich, und mit einem klebrichten Firniſſe überzogen; bisweilen fehlet auch der Stiel. Dergleichen Abänderungen haben Michelli

chelli und andere als beſondere Arten angeführet, Herr Gleditſch aber mit einander vereiniget. Der halbrunde, weißgraue, geſtielte und ungeſtielte wird vorzüglich zum Feuerſchwamme genommen, ſolcher in eine Lauge von Urin und Aſche etliche Tage über eingeweichet, hernach abgeſpielet, mit einem hölzernen Hammer geſchlagen, auch wohl nochmals in Aſchenlauge eingeweichet, und damit, wenn es ſchwarzer, oder ſo genannter Pulverſchwamm werden ſoll, etwas Salpeter vermiſchet. Außer dem gewöhnlichen Gebrauche zum Feueranſchlagen kann man auch Kleidungsſtücke daraus verfertigen. Herr Schreber hat eine daraus verfertigte Mütze, und Herr Gleditſch andere Kleidungsſtücke, auch daraus bereitete Stühle geſehen.

9) Ungeſtielter glatter wohlriechender Löcherſchwamm, Boletus ſuaueolens L. wächſt in Schweden und Lappland an den Weiden. Bey uns iſt ſelbiger unbekannt, auch eben nicht ängſtlich zu verlangen, indem die jungen Purſche in Deutſchland dergleichen Reizungsmittel nicht bedürfen, wie Herr Linne' von den Lappländern angeführet. Die Lappländer pflegen dieſen Schwamm in einem Beutelchen an ihrem Leibe und gerade vor der Schaam zu tragen, damit ſie durch deſſen wohlriechende Ausdünſtung ſich bey den Mädchen und ihren Weibern angenehm machen möchten.

10) Weißgeſtielter, gelbröhrichter Löcherſchwamm, Schweinebülz, Boletus luteus Linn. ſoll in den Wäldern wachſen und eßbar ſeyn.

11) Geſtielter, gelber, und mit zuſammengeſetzten Röhrchen verſehener Löcherſchwamm, Kühbülz, Boletus bouinus, wächſt in Wäldern und auf Wieſen; gehöret zu den verdächtigen Arten, und wenn die melkenden Kühe dergleichen freſſen, geben ſie eine eckele Milch, welche auch währenden Gerinnen zähe wird.

Herr Dr. Schäfer führet noch verſchiedene Arten des Löcherſchwammes an, welche aber nicht gehörig beſtimmet ſind. Wie denn überhaupt deſſelben Abbildungen mehrentheils Spielarten, und mit andern Schriftſtellern nicht leicht zu vergleichen ſind. Zuletzt erwähnen wir

12) des Lerchenſchwammes, Agaricus offic. welcher vielleicht eine Abänderung der achten Art iſt, jedoch von Herr von Hallern no. 2284. beſonders angeführet wird. Dieſer Schwamm iſt ungeſtielt, oberwärts mit verſchiedentlich gefärbten gelben Cirkellinien bezeichnet, und unterwärts mit gelblichten Röhren verſehen. Die kurzen, hohen und dicken Lappen, aus welchen ſolcher beſteht, zeigen

zeigen einige Aehnlichkeit mit dem Pferdefuße. Es wächſt ſolcher an den alten Stämmen des Lerchenbaums, vielleicht auch an andern Bäumen; zum Arzneygebrauche erwählet man aber nur diejenigen, ſo am Lerchenbaume anſitzen, indem man dafürhält, daß dieſer allein dergleichen Wirkungen beſitze. Man erhält dergleichen aus Tyrol, dem Delphinat, auch aus andern Gegenden. Ehedem wurde ſelbiger aus der aſiatiſchen Landſchaft Agaria, oder Agria in Sarmatien gebracht, und daher auch mit dieſem Namen beleget. Noch jetzo will man denjenigen, der aus der Levante kömmt, für den beſten halten. Er iſt wie eine halbe Kugel geſtaltet, unten breit, oben ſpitzig, ungleich, eckicht, leicht, innerlich weiß, zart und faſericht, äußerlich hart, aſchgrau, oder röthlicht, vom Geſchmacke anfangs ſüße, hernach bitter, eckelhaft und zuſammenziehend. Wenn er friſch iſt, riecht ſolcher ſtark und unangenehm. Einige unterſcheiden Männlein und Weiblein, ohne allen Grund. Diejenige Sorte, ſo man für das Männlein ausgiebt, iſt viel ſchwerer, härter, gröber, grauſchwärzlich, und viel heftiger von Wirkung. Boulduc nennet ſolchen den falſchen Lerchenſchwamm, und berichtet, wie ſelbiger das Waſſer ſchwarz färbe, wenn damit aufgelößter Vitriol vermiſchet würde, und zum Schwarzfärben dienen könne. Doch verkaufen die Materialiſten einige Sorten. Den ganz ſchlechten nennen ſie Agaricum meſſanum, den guten finum, und die kleinen Schwämmchen, welche noch nicht ihre gehörige Vollkommenheit erlanget, Raſuram agarici. Es wird ſelbiger, ſobald er anfängt trocken zu werden und Ritze zu zeigen, von dem Baume abgenommen, einige Zeit in die Sonne geleget, und wenn er weiß geworden, mit hölzernen Hammern geſchlagen, damit er nicht weiter aufreiſſe. In Holland ſoll ſolcher mit der Raſpel überfahren, und mit Kreide weiß gefärbet werden. Es war dieſer Schwamm ehedem ein berühmtes Purgiermittel, und es kann ſolcher auch in den Krankheiten, wo die wäſſerichten Feuchtigkeiten im Uebermaaße vorhanden, nützliche Dienſte leiſten; doch werden der Magen und die ganzen Gedärme davon ſtark angegriffen und geſchwächet, deßwegen man auch ſelbigen mit gewürzhaften Mitteln verſetzet, und niemals im Pulver, ſondern nur auf eine ſchickliche Art mit Wein aufgelöſet, zu verordnen pfleget. Die mit Weingeiſt bereitete Eſſenz ſoll nach Boulducs Erfahrungen äußerſt widerlich riechen und ſchmecken, und ein einziger Tropfen davon, welchen er auf die Zunge genom-

genommen, Erbrechen und lang anhaltenden Eckel verurſachet haben. Es will Boulduc auch wahrgenommen haben, daß das harzige und wirkſame Weſen allein in der äußerlichen Schale ſich aufhalte, und der innere, mehr mehlichte Theil ganz unkräftig, folglich die Wirkung immer ungewiß ſey, indem man nicht wiſſen kann, ob der Apotheker mehr von dieſem, oder jenem Theile nehmen möchte. Auch ſind die daraus verfertigten Küchelchen, Agaricus trochiſcatus, und Trochiſci de agarico, nicht füglich zum Gebrauche anzurathen. Will oder muß man ſelbigen bey hartnäckigen Krankheiten, als der Waſſerſucht und dergleichen gebrauchen, kann man ſolchen in Leinewand einwickeln, in petia ligatus, in Wein weichen, und dieſen trinken laſſen. Die Alpeneinwohner gebrauchen den Lerchenſchwamm als ein Hausmittel zu purgiren, auch bey verſchiedenen Krankheiten des Viehes. Herr Gmelin berichtet, wie die ſibiriſchen Jäger, wenn ſie auf den Zobelfang ausgehen, und unterwegens Mangel am Sauerteig haben, die, unter der äußern Rinde befindliche ſaftige Haut abſchaben, mit Waſſer eine Stunde lang über dem Feuer kochen, ſolche hernach mit Mehl vermiſchen, und dieſen Teig zwölf Stunden im Schnee vergraben, und dadurch einen guten Sauerteig erhalten. Zum Schwarzfärben der Seide ſoll dieſer Bülz auch ſchicklich ſeyn.

Die achte Art iſt auch deßwegen berühmet, weil ſolche äußerlich zum Blutſtillen gebrauchet worden. Wir haben zwar den Boviſt als ein gebräuchliches blutſtillendes Mittel angeführet; es können aber auch andere Bülze, welche ein zähes Weſen beſitzen, gleiche Wirkung leiſten, wenn ſolche gehörig zubereitet, und auf die blutenden Theile geleget werden. Man ſoll aber dergleichen Mitteln nicht zu viel trauen, indem ſolche im eigentlichen Verſtande das Blut nicht ſtillen, ſondern nur in ſo ferne ſie an die blutenden Gefäße genau angedrücket, und in der Lage erhalten werden, dieſen Nutzen leiſten. Daher auch viele Wundärtzte das Unterbinden der Adern vorzüglich empfohlen, und den Gebrauch dieſer Schwämme widerrathen haben. Wenn dieſer Schwamm als ein blutſtillendes Mittel gebrauchet werden ſoll, muß ſolcher auch zuvor gehörig zugerichtet werden. Man kochet ſolchen alsdenn nicht in Lauge, ſondern ſchneidet ihn in Stücke, und ſchlägt dieſe ſo lange mit dem Hammer, bis ſie ganz weich, und das fäſerichte Weſen genugſam zertheilet worden.

Unter den vielen Schwämmen, welche Herr Pallas in Rußland gefunden, war der merkwürdigſte derjenige eßbare Schwamm, welchen die Ruſſen Oſinowick, oder Eſpenwaldſchwamm nennen, und eine Art des Boleti, beſonders mit dem Boleto viſcido Linn. nahe verwandt, nur fleiſchichter, erhabener und trockner iſt. Sobald derſelbe abgebrochen, und an die Luft geleget wird, bekömmt der Hut an der untern Seite eine ſchmutzigblaue Farbe. Bricht man ihn durch, wird das weiße Fleiſch in wenig Secunden bläulicht gefärbet, und allmählig bis zur ſchönſten Ultramarinfarbe erhöhet. Preſſet man den wäſſerichten Saft aus, wird ſolcher ſchon im Herabtriefen bläulicht, und nimmt in einem offenen Gefäße gar bald die nämliche ſchöne Farbe an, welche auch auf Leinewand färbet, aber in kurzer Zeit wieder verbleichet. Die gefärbten Lumpen und der Saft ſelbſt gehen durch alle Schattirungen nach und nach in ein ſächſiſch grün, und nach vier und zwanzig Stunden in ein mattes blaugrün über, welches in der Folge noch mehr verbleichet, und durch keine der gewöhnchlichen Beitzen kann erhöhet oder erhalten werden. S. Pallas Reiſen I. Th. 31. S. Wir haben dieſen beſondern Umſtand deswegen hier anmerken wollen, weil vielleicht auch unter unſern Löcherſchwämmen dergleichen vorkommen könnten, wenn man ſolche genauer unterſuchen wird.

Löffelbaum.

Die in Penſylvanien wohnenden Schweden haben dieſem Baume deßwegen den Namen gegeben, weil die Wilden ihre Löffel und Kellen daraus zu verfertigen pflegten. Herr von Linné nennet das Geſchlechte Kalmia. Und wir werden des verdienten Naturforſchers Peter Kalms Andenken mit aller Hochachtung erhalten, ob wir gleich das Geſchlecht unter dem deutſchen Namen anführen. Der kleine, ſtehenbleibende Kelch iſt in fünf eyförmig zugeſpitzte Einſchnitte getheilet. Das Blumenblatt iſt einem Präſentierteller oder Trichter ähnlich, die Röhre länger als der Kelch, und der aufgerichtete Rand fünffach zerſchnitten. Aeußerlich ſtehen um das Blumenblatt zehen Erhebungen, welche Herr von Linné gehörnte Honigbehältniſſe nennet, und wodurch ſich dieſes Geſchlechte von allen verwandten unterſcheidet. In der Murrayiſchen Ausgabe werden nur fünf dergleichen Hörnerchen angegeben. Die zehen Staubfäden ſind etwas kürzer als das Blumenblatt, der Griffel aber iſt länger, gebogen, und der Staubweg ſtumpf. Das kugelförmige Saamenbehältniß

zeiget fünf Klappen und viele Saamen. Es ſind hiervon zwo Arten bekannt.

1) Der breitblätterichte Löffelbaum, Bergröslein, Kalmia latifolia Linn. wächſt häufig in Penſylvanien, auf Sandhaiden und andern magern Stellen; über dem zwey und vierzigſten Grade der nördlichen Breite aber ſoll ſolcher nicht mehr zu finden ſeyn. Es wird dieſer auch der niedrige Löffelbaum genannt, und Hr. v. Linné ſetzet die Höhe auf ſechs Fuß; nach deſſelben Angeben ſoll ſolcher auch beſtändig grün und mit Blättern beſetzet ſeyn, bey uns fallen ſolche meiſtentheils ab. Die Blätter ſind geſtielt, wechſelsweiſe geſtellet, eyförmig, an beyden Enden zugeſpitzet, völlig ganz, faſt lederartig, glatt und glänzend. Die großen Blumenbüſchel ſitzen an den Enden der Aeſte. Die Blumenſtiele ſind mit klebrichten Haaren beſetzet, und mit acht kleinen ſpitzigen Afterblättchen umgeben. Sie treiben im May hervor, und ehe die Blumen aufbrechen, haben ſie eine ſchöne rothe Farbe, nachher werden ſie von der Sonne ausgebleicht, daß ſie zuletzt ganz weiß werden; viele ſind auch roſenfärbig. Dieſe vielen, großen und ſchönen Blumen geben dem Baume ein vortreffliches Anſehen; doch iſt der Geruch von ſelbigen eben nicht gar angenehm. Die Blätter ſind einigen Thieren ein Gift, andern aber dienen ſie zum Futter. Wenn die Schaafe von dieſem Laube freſſen, ſterben ſie entweder gleich darauf, oder werden doch ſehr krank und ſind kaum zu retten. Pferde und Rindvieh, die dergleichen Blätter gefreſſen, haben ſich ſehr übel darnach befunden, ob ſie gleich nicht davon geſtorben. Hingegen ſind ſie im Winter ein gutes Futter für die Hirſche; wobey aber merkwürdig iſt, daß die Hunde, welchen man das Eingeweide von Hirſchen, welche dergleichen Laub zuvor gefreſſen, vorgeworfen, davon ganz wild und gleichſam trunken geworden; die Menſchen hingegen haben von dem Genuſſe des Fleiſches von dergleichen Hirſchen keine Ungelegenheit empfunden. Das Holz iſt ſehr hart und wird vorzüglich zu Weberſpuhlen gebrauchet; auch die Tiſchler verarbeiten ſolches gerne, indem es feſt iſt, nicht aufſpringt und ſich gut glätten läßt; insbeſondere gebrauchen ſie die Wurzel, welche durchaus gelb iſt. Wenn das Laub ins Feuer geworfen wird, ſo erreget es ein Gepraſſel, als hätte man Salz hinein geſchmiſſen. Wenn in Penſylvanien gewiſſe Inſecten faſt alles Laub an andern Bäumen verzehret, haben ſich ſolche doch nicht an die Kalmie gemachet. Man kann hierüber Hrn. Kalms Reiſebeſchreib. 2 Th. 476. S. nachleſen. In Kamt-

ſchatka ſollen die Blätter wider die Liebesſeuche gebrauchet werden.

2) Der ſchmalblätterichte Löffelbaum, Kalmia anguſtifolia Linn. wächſt in Penſylvanien und Neuyork. Dieſes Bäumchen iſt auch bey uns immergrünend, niedriger, und theilet ſich in kleine dunkelbraune Aeſte. Die Blätter ſind viel ſchmäler und weniger ſteif; die Blumenbüſchel ſtehen ſeitwärts an den Aeſten, und gemeiniglich drey bey einander. Das Anſehen der Blume iſt eben ſo ſchön, als bey der erſten Art, und die Wirkungen und Eigenſchaften der Blätter kommen mit jener gleichfalls überein.

In hieſigen Gegenden dauern dieſe Bäumchen bey gelindem Winter im freyem Lande aus, bey größerer Kälte aber gehen ſie verlohren. In Töpfen treiben ſie keine Schößlinge und Abſenker gerathen ſelten. Am beſten gelangt man zu jungen Bäumchen, wenn man aus Nordamerika Saamen erhalten kann. Beyde verdienen alle Hochachtung der Gartenliebhaber.

Löffelente.

Anas latiroſtra, platyrincha, iſt eine Art Enten, die wegen des breiten Schnabels alſo genennet wird; denn er iſt gleichſam wie ein Löffel geſtaltet; die Schneiden mit kurzen ſcharfen Borſten beſetzet. Kopf bis mitten zum Halſe röthlicht ſchwarz, Flügel lichtblau und weiß; Unterleib kaſtanienfarben, und die Füße zinnoberroth. Dieſe Ente hält Klein für einen Zugvogel, ſo groß wie eine gemeine wilde Ente.

Löffelkraut.

Cochlearia Tourn. und Linn. Der Kelch beſteht aus vier eyförmigen, ausgehöhlten, abfallenden Blättern. Die vier großen und creuzweis geſtellten Blumenblätter zeigen kurze ſchmale Nägel und eyförmige Ränder. Von den ſechs Staubfäden haben viere mit dem Kelche einerley Länge, und zween ſind etwas kürzer. Der kurze Griffel trägt einen ſtumpfen Staubweg. Das aufgeblaſene, herzförmige, rauhe Schötchen iſt vorwärts eingekerbet und mit dem Griffel beſetzet, und zeiget zwey Fächer, in deren jedem gemeiniglich vier Saamen liegen. Herr von Linne' hat den Meerrettig und Krähenfuß mit dem Löffelkraute vereiniget, beyde haben wir beſonders angeführet, indem die letzte Pflanze gar füglich ein eigenes Geſchlecht ausmachet, und der Meerrettig, ob ſolcher gleich vorerwähnte Geſchlechtszeichen führet, doch dem Namen nach durchgehends unterſchieden wird. Wahre Arten des Löffelkrautes ſind

1) das rundblätterichte Apothekerlöffelkraut, Scharbockskraut,

kraut, Scharbocksheil, Cochlearia officin. Linn. wächſt am Meerſtrande in den mitternächtlichen Gegenden Europens. Die Blüthzeit iſt nach der Ausſaat verſchieden. Die dicke und mit Fäſerchen beſetzte Wurzel treibt viele, lang geſtielte, ſaftige, fette, rundlich herzförmige, völlig ganze, oberwärts glänzend grüne, unterwärts röthliche Blätter, zwiſchen welchen ſich der, ohngefähr einen Fuß hohe, in Zweige abgetheilte, und wechſelsweiſe mit platt aufſitzenden, herzförmigen, mehr zugeſpitzten, auch ſtumpf eingekerbten Blättern beſetzte Stängel erhebet. Die Zweige endigen ſich mit kurzen weißen Blumenähren. Es iſt dieſe Pflanze eigentlich nur ein Sommergewächſe, und wenn die Ausſaat im Frühjahre geſchieht, treiben die Blüthen ohngefähr im Auguſt hervor; da man aber in dieſen Fällen nicht leicht reifen Saamen erhält, pfleget man die Ausſaat im Junius oder Julius vorzunehmen, da denn Wurzel und Blätter den Winter über ausdauern, und im folgenden Frühjahre die Stängel und Blüthen hervortreiben. Da man auch, wegen des nützlichen Gebrauchs, das ganze Jahr über friſche Blätter zu haben wünſchet, und die unterſten meiſtentheils, wenn der Stängel aufgeſchoſſen, vertrocknen, kan man die Ausſaat verſchiedentlich und zu mehrernmalen unternehmen, und zu jeder Zeit junge Stöckchen haben, zumal wenn man einige davon in Töpfen unterhält, um auch den Winter über füglich die Blätter abbrechen zu können. Eine künſtliche Wartung iſt hierzu gar nicht nöthig. Der Saame bleibt kaum zwey Jahre gut. Obgleich die ganze Pflanze wirkſame Beſtandtheile beſitzt, ſo pfleget man doch vorzüglich die friſchen Blätter zu erwählen, von welchen auch der Name Löffelkraut entlehnt worden, indem ſelbige auf der obern Fläche gemeiniglich etwas vertieft oder ausgehöhlt ſind. Die Beſtandtheile kommen mit den meiſten kreßartigen Pflanzen überein, und ihre Wirkung beſteht vorzüglich in Auflöſung der zähen dicken Säfte; doch kann das Löffelkraut auch die eigentliche Miſchung der Säfte verbeſſern, der Fäulniß derſelben widerſtehen, und iſt daher als ein vorzüglich bewährtes Mittel wider den Scharbock empfohlen worden. Da aber dieſe Krankheit von zweyerley Art iſt, und bey der einen, welche man den heißen Scharbock zu nennen pfleget, die Säfte allzuſehr aufgelöſet ſind, ſo wird man leicht einſehen, daß dieſe Pflanze nur bey der kalten Art, bey welcher die Säfte zähe und zur Stockung geneigt ſind, und wodurch ſolche verderben, auch dadurch endlich die feſten Theile, ſonderlich im Munde, angefreſſen

werden, die Füße aufſchwellen, und andere Zufälle erfolgen, nützliche Dienſte leiſten könne. Dieſe Krankheit plaget ſonderlich diejenigen, welche lange Zeit auf dem Meere zubringen, und ſich mit ſchlechter Koſt behelfen müſſen. Der Gebrauch geſchieht iñerlich und äußerlich, und das letzte findet vorzüglich ſtatt, wenn das Zahnfleiſch ſich von den Zähnen abſondert, weñ ſolches öfters blutet, und wenn an dieſem, wie in dem Munde überhaupt ſich kleine Geſchwürchen einfinden. Nur die friſchen Blätter enthalten und bewirken dergleichen Kräfte, denn da ſolche meiſtentheils in einem flüchtigen Weſen beſtehen, ſo geht dieſes beym Austrocknen verlohren, deswegen wir auch nicht anrathen können, die Blätter in Fleiſchbrühe, Milch oder Wein zu kochen, indem auch hierbey das flüchtige meiſt verfliegt. Am kräftigſten iſt der ausgepreßte Saft. Der Aufguß mit Waſſer, Wein oder Bier, und der davon bereitete Spiritus werden zwar ſchwächer wirken, ſind aber doch nicht zu verachten. Löffelkrautmoſt zu verfertigen lehret Grotians immerwährender Calender, 4 Th. 366 S. Wenn man den friſch ausgepreßten Saft oder die zerquetſchten Blätter auf die Haut leget, vergehen dadurch die Flecke; zuletzt wäſcht man die Haut mit einem Tranke von Kleyen ab. Daß das Löffelkraut und andere kreßartige Pflanzen kein flüchtiges Laugenſalz enthalten, wie viele bisher geglaubet, hat Hr. Altmann in einer Streitſchrift de analyſi plantarum antiſcorbuticarum, ſo derſelbe zu Wien 1768. vertheidiget, durch vielfache Verſuche bewieſen, und um deſto gewiſſer kann man merklichen Nutzen derſelben bey der Fäulniß der Säfte erwarten.

2) Das engliſche Löffelkraut mit eyförmigen eingekerbten Blättern, Cochlearia anglica. Man hat dieſe Art mit der vorigen öfters verwechſelt, oder ſolche doch nur für eine Abänderung gehalten. Herr von Linné hatte beyde mit einander vereinigt, aber in den neueſten Schriften endlich getrennet. Raius hat ſchon angemerket, wie ſowohl in den Blättern, welche alle mehr länglicht, oder eyförmig und am Rande eingekerbet oder ausgeſchweifet ſind, als auch in den Beſtandtheilen in Anſehung der erſten Art ein merklicher Unterſchied ſtatt finde. Es fehlen dieſem die feinen flüchtigen Theile, oder wenigſtens ſind ſolche nicht ſo kräftig, wie bey der erſten Art, daher auch der Anbau bey uns nicht anzurathen. Die Stöckchen dauern auch bey uns viel kürzere Zeit, und ſollen ſelbige gut fortkommen, ſo verlangen ſie ein ſalziges Erdreich; wie deñ

dieſes

dieſes Kraut in England am Seeſtrande zu wachſen pfleget.

3) Das däniſche, ſpondonblätterichte Löffelkraut, Cochlearia Danica Linn. Es wächſt in Dänemark und Schweden an ſalzichten Ufern des Meeres. Durch die ſpondonförmigen oder dreyeckichten, am Rande ausgehöhlten Blätter kann man dieſe Art von den beyden andern leichtlich unterſcheiden. Der Stängel treibt keine Zweige, wirft aber auf der Erde geſtreckte Ranken aus; iſt ein Sommergewächſe.

4) Das grönländiſche nierenblätterichte Löffelkraut, Cochlearia Groenlandica Linn. Es wächſt in Grönland, Island, Norwegen, und iſt eine jährige Pflanze; die Blätter ſind fleiſchicht, dicke, ſaftig, nierenförmig, völlig ganz, und die Wurzelblätter ganz klein, lang geſtielt, und auf der untern Fläche merklich erhaben.

5) Das hohe pfeilblätterichte Löffelkraut, das hohe armeniſche Scharbockskraut, das türkiſche Löffelkraut, Cochlearia glaſtifolia Linn. Dieſes wächſt im Morgenlande, und Tournefort hat den Saamen aus der Levante mitgebracht. Itzo ſoll es auf den Feldern um Regensburg wild wachſen. Die Blätter ſind groß, lang, glatt, ſitzen an dem hohen Stängel platt auf, und umgeben denſelben mit den beyden vorragenden Enden, wodurch ſie eine pfeilförmige Geſtalt erhalten. Die Pflanze iſt zweyjährig, wird aus den Saamen erzogen, machet in einem feuchten lockern Erdreiche ſtarke Stauden, welche auch den Winter über im freyen Lande gut aushalten. An Kräften ſoll dieſe Art der erſtern nichts nachgeben.

Löffelkraut, wild, S. Schöllkraut, klein.

Löffler.

Platea, anſer cochlearius, Löffelgänſe. Unter dieſem Namen begreift Herr Klein ein eigenes Volk von Vögeln, die unter den ſonderbar geſtalteten Schnäblern zu ſtehen kommen. Er nennt ſie deswegen Löffler, weil ihr Schnabel ziemlich einem Löffel ähnlich iſt, deſſen Geſtalt er nämlich vorn am Ende hat. Und unter dieſe Zunft gehöret auch die Kropfgans, oder der ſogenannte Pelikan, davon bereits unter Kropfgans gehandelt und daſelbſt nachzuſehen iſt. Aber der Pelikan machet in dieſer Zunft der Sonderlinge die zwote Zunft aus, da unſere Löffler hergegegen die erſte anfüllen. Hier will ich alſo ein paar Arten gedenken, denen man eigentlich den Namen Löffelgans zu geben pfleget, anſer platyrynchus. Dieſe ſind 1) der weiße Löffler oder die ſogenannte Löffelgans.

gans. Der Schnabel und die Füße des Vogels ſind ſchwarz, das übrige des Körpers iſt ſchneeweiß. 2) Roſenfarbener Löffler, platea Braſilienſis, incarnata. Iſt weiß mit roſenrothen Rücken und Flügeln. Herr Klein hatte den Vogel aus Surinam erhalten; er war am Schnabel ſchwarz. 3) Hochrother Löffler, platea mexicana, mit aſchgrauem Schnabel. Die Löffler haben einige zu den Reygern rechnen wollen; aber es geſchieht mit Unrecht, weil weder Füße noch der Schnabel ſolches verſtatten. Sie haben kurze Füße und ſind auch ſonſt nicht den Reygern ähnlich. Fermin in ſeiner Naturgeſchichte von Surinam nennt den Vogel auch Löffler, und zwar deswegen, weil ſein Schnabel rund, breit, gegen das Ende platt, und der nahe am Kopfe befindliche Theil ſchmal, oder wie ein Spatel gebildet iſt. Deswegen heißt er auch bey den Franzoſen eſpatule, oder auch bec à cuiller; die Holländer nennen den Vogel Leepelbeck, und dieſer Name ſchickt ſich auch am beſten für ihn. Die Nahrung deſſelben beſteht bloß aus kleinen Fiſchen. Wenn er alt wird, ſoll er die Farbe verändern und glänzend rothe Federn bekommen. Es kann ſeyn, daß deswegen einige daraus eine eigene Art, den hochrothen Löffler, wie ſchon geſaget iſt, gemachet haben. Denn mit Vögeln, die bey uns nicht häufig, vielleicht gar nicht einmal, einheimiſch ſind, geht es gemeiniglich ſo, daß man aus dem veränderlichen an ihnen beſondere Arten, den Nachrichten zu Folge, zu machen pfleget. Wegen des Schnabels haben auch einige der Kropfgans den Namen der Löffelgans oder des Pelikans beygeleget; ja wohl gar beyde zu einerley Vogel gemachet. Aber eine genaue Betrachtung hat unter beyden einen merklichen Unterſchied entdecket. Ja Herr Klein hat ſich in den Geſchlechtstafeln der Vögel ſelbſt nicht enthalten können, daß er nicht Pelecan, Löffelgans, hingeſetzet hätte. Da er dieſe Gans lebendig in ſeinem Garten, als eine große Seltenheit gehalten, ſo füget er noch hinzu, es habe dieſelbe einen weißen Kamm auf dem Kopfe gehabt, den ſie bald aufrichten, bald niederlaſſen können, und der theils zur Bedeckung, theils zur Zierde aufm Kopfe geweſen ſey. Der wahre Pelikan, oder die Kropfgans wird vom Herrn Klein, ſo viel ich ſehe, der Nimmerſatt genannt, oder auch der Baumpelikan, der ein kröpfichter Vogel mit etwas hohen Beinen iſt, wie ich dieß ſchon oben angezeiget habe.

Löflingia.

Dieſer Name erinnert uns billig der großen Verdienſte eines Peter

Löflings,

Löflings, welche derſelbe durch ſeine ſpaniſchen und amerikaniſchen Reiſen um die Naturlehre ſich erworben, welche gewiß noch viel ausgebreiteter ſeyn würden, wenn derſelbe nicht in Amerika 1756. frühzeitig verſtorben. Es iſt nur eine Art bekannt, welche Herr Löfling auf den Hügeln um Madrit entdecket, und daher die ſpaniſche, hiſpanica Linn. genannt worden. Die Pflanze iſt klein, und hat, dem Anſehen nach, viele Aehnlichkeit mit dem Knawel. Die Wurzel iſt jährig; die haarichten, klebrichten Stängel und Zweige ſtehen ausgebreitet und niedergebogen; die pfriemenförmigen, kleinen, einander gegen über geſtellten Blätter ſind an beyden Seiten des Randes mit einem Zahne beſetzet; aus dem Blätterwinkel treiben kurze Aehren hervor, welche aus vielen, ſchichtweiſe über einander gelegten, gleichfalls pfriemenartigen und eingekerbten Deckblättern und kleinen Blumen beſtehen. Die fünf Kelchblättchen ſind den übrigen Blättern faſt ähnlich, lanzetförmig und an beyden Seiten mit einem Zahne beſetzet; die fünf kleinen eyförmigen Blumenblätter öffnen ſich nicht völlig, und ſtellen gleichſam unter ſich ein Köpfchen vor; drey Staubfäden umgeben den Griffel mit dem knopfichten Staubwege. Das eyförmige Saamenbehältniß iſt oberwärts dreyeckicht, öffnet ſich an der Spitze mit drey Klappen, zeiget nur ein Fach, und enthält viele, ganz kleine Saamen, welche auf dem Miſtbeete gut aufkeimen.

Lönne.

S. Ahornbaum.

Löſelia.

Johann Löſel hat von den, in Preußen wachſenden, Pflanzen 1654. ein Verzeichniß drucken laſſen, und ſich dadurch dieſes Andenken erworben. Sein Nachfolger, Johann Gottſched, welcher 1703. dieſes Verzeichniß anſehnlich vermehret geliefert hat, könnte billig auf gleiche Ehre Anſpruch machen, iſt aber zur Zeit von allen Schriftſtellern vergeſſen worden. Es iſt davon nur eine Art bekannt, welche bey Veracrux wächſt, und die gefranzte Löſelie, ciliata Linn. genannt worden. Die Blätter ſind mit ſpitzigen, oder vielmehr ſtachlichten Zähnen beſetzet, und die Blumen gelb. Der kleine, röhrenförmige Kelch zeiget vier ſpitzige Einſchnitte. Des Blumenblatts Röhre hat mit dem Kelche einerley Länge, und der Rand iſt in fünf eyförmig zugeſpitzte Lappen getheilet, welche zwar von einerley Größe ſind, da ſolche aber alle unterwärts ſich biegen, erhält das Blumenblatt eine ungleiche, oder irregulaire Geſtalt. Die vier Staubfä-

den haben die entgegengeſetzte Richtung, ſind alle aufwärts gerichtet und rückwärts gebogen, und zwey davon kürzer, als die beyden übrigen. Der Griffel folget den Staubfäden und trägt einen dickern Staubweg. Das Saamenbehältniß zeiget drey Fächer und enthält viele eckichte Saamen. Die Pflanze gehöret unter die ſeltenſten.

Löthegras.

S. Gerſte.

Löthig, löthiges Silber.

S. Silber.

Löwe.

Leo. Dieſes bekannte Raubthier wird ſowohl von dem Hrn. Klein, als auch von dem Ritter von Linné unter das Katzengeſchlecht gerechnet; denn es gleicht den Katzen nicht nur in Anſehung der Zähne, ſondern es hat auch überdieſes einen dicken Katzenkopf, ein viereckichtes Geſicht, eine ſcharfe, ſtachlichte Zunge, einen Schnurrbart um das Maul und kann die Klauen an den Füßen, eben ſo, wie die Katzen, einziehen. Die Schnauze iſt ſehr groß und endiget ſich vorn in eine plattrunde Fläche, die durch das Ende der Naſe und der Lefzen gebildet wird. Die Oberlefze iſt, wie bey den Haſen, geſpalten und hängt an jeder Seite, wie bey den engliſchen Doggen, herunter. Die Augen ſind groß und funkelnd. Der äußere Winkel eines jeden Auges liegt höher, als der innere. Die Ohren ſind kurz und laufen rund zu. Die Bruſt iſt ſtark und breit. Die Beine ſind dicke und fleiſchicht und die Füße nicht ſehr lang. Die Klauen ſind groß, ſehr krumm und an der Unterfläche wie eine ſchmale und tiefe Rinne zuſammengebogen. Ihre Spitzen bleiben immer ſcharf, weil ſie niemals die Erde berühren, und die Klauen allemal in die Höhe ſtehen, wenn nicht etwa der Löwe ſich derſelben zum Anpacken ſeines Raubes bedienet. Der lange Schwanz iſt oben dicker als unten und am Ende mit einem Büſchel Haare beſetzet. Der männliche Löwe unterſcheidet ſich von der Löwinn durch das mit langen Haaren umhüllte Geſicht und durch die Mähne, welche ſowohl von dem Halſe als auch von den Schultern herabhängt, und mit den Jahren immer länger wird. Die Löwinn, welche mit vier Zitzen verſehen iſt, hat nicht nur keine Mähne, ſondern auch überhaupt an dem ganzen Körper kürzere Haare. Die größten Löwen ſind ohngefähr vier Fuß hoch und acht bis neun Fuß lang. Die Länge des Schwanzes beträgt gemeiniglich über vier Fuß. Die Löwinn iſt ohngefähr um den vierten Theil

kleiner, als der Löwe. Die gewöhnliche Farbe dieſer Thiere iſt auf dem Rücken rothfahl oder gelblicht, am Unterleibe aber weißlich. Die ältern Schriftſteller reden zwar auch von ganz ſchwarzen, weißen und geſprenkelten oder geſtreiften Löwen; allein die neuern Naturforſcher und Reiſenden haben dergleichen Löwen nirgends angetroffen. Es giebt auch überhaupt keine große Mannichfaltigkeit von dieſen Thieren, welche bloß die heißen Gegenden von Afrika und Aſien bewohnen. Das amerikaniſche Raubthier, welches in Peru den Namen Puma führet, wird zwar von einigen Schriftſtellern ebenfalls, aber mit Unrecht, unter die Löwen gerechnet; denn es kömmt mit dem eigentlichen Löwen weder in Anſehung der Geſtalt, Farbe und Größe, noch auch in Anſehung der Lebensart überein. Es hat einen Kopf, der faſt dem Kopfe des Wolfes gleicht und keine Mähne. Es iſt viel kleiner, ſchwächer und feiger, als der wahre Löwe, klettert auf die Bäume, flieht vor den Menſchen und waget ſich blos an kleinere Thiere. Der eigentliche Löwe iſt herzhaft und waget ſich an Thiere, die viel größer ſind, als er ſelbſt. Mit ſeiner Unerſchrockenheit und Raubbegierde aber verbindet er viel Großmuth. Er verachtet die Beleidigungen kleiner Feinde, und tödtet die Thiere nur um ſeinen Hunger zu ſtillen. Sobald er ſich geſättiget hat, pfleget er ſich ruhig zu halten. Niemals hat man bemerket, daß er, wie der Tiger und viele andere Raubthiere, blos zum Vergnügen Menſchen oder Thiere umgebracht hätte. Wenn er Menſchen und Thiere bey einander antrifft, fällt er gemeiniglich nur die Thiere und nicht die Menſchen an, wofern er nicht von ihnen beleidiget wird. Er iſt überaus dankbar gegen diejenigen, die ihm eine Wohlthat erzeiget haben, und ſchonet gemeiniglich derer, die ſich gegen ihn demüthig bezeigen. In Florenz traf einmal ein Löwe, der aus dem Thiergarten entflohen war, ein Kind an, auf welches die Mutter, um es zu retten, mit Thränen und Schrecken zulief. Der Löwe ſah die jammernde Mutter ſtarr an, und ließ ſie mit ihrem Kinde, ohne ſie zu beleidigen, fortgehen. Wegen dieſer rühmlichen Eigenſchaften, und wegen ſeiner Stärke iſt der Löwe von den Poeten zum Könige der vierfüßigen Thiere gemachet worden, ob er gleich von verſchiedenen andern Thieren an Größe und Anſehen übertroffen wird.

Wenn die Löwen jung gefangen und unter Hausthieren auferzogen werden, ſo laſſen ſie ſich leicht zahm machen. Man hat

auch Beyſpiele, daß alte Löwen ihre Wildheit noch abgeleget haben, vornehmlich, wenn jemand ſich ſehr gütig gegen ſie bezeiget hat. Ein Löwe, welchen die auf dem Fort S. Louis in Afrika wohnenden Franzoſen, wegen ſeiner Schönheit nach Frankreich ſchicken wollten; wurde vor der Abreiſe des Schiffs todt krank, und daher von ſeinen Ketten losgemachet, und auf einen freyen Platz geſchleppet. Ein Herr, welcher von der Jagd kam, fand ihn in einem ſehr ſchwachen Zuſtande, und flößte ihm aus Mitleiden ein wenig Milch ein, wodurch der Löwe ſich wieder erholte, und bald darauf völlig geſund wurde. Von der Stunde an wurde dieſes Thier ſo zahm und faſſete eine ſo große Liebe gegen ſeinen Wohlthäter, daß es ihm beſtändig aus der Hand fraß, und ihm überall, wie ein Hund, mit einem bloßen Strick um den Hals, nachfolgete.

Wenn die Löwinn in Brunſt geräth, wird ſie bisweilen von zehen und mehr Löwen begleitet, welche beſtändig um ſie her brüllen, und heftig mit einander kämpfen, bis einer unter ihnen als Sieger den ruhigen Beſitz erhält, und ſich mit ihr entfernet. Die Löwinn gebiehret nur alle Jahre einmal, und zwar im Frühlinge. Sie ſoll vier auch fünf Junge zur Welt bringen. Ohngeachtet ſie nicht ſo ſtark und auch ſonſt viel ſanftmüthiger iſt, als der männliche Löwe, ſo pfleget ſie doch noch viel fürchterlicher zu werden, ſobald ſie Junge hat. Sie geht alsdenn ohne Unterſchied auf Menſchen und Thiere los, die ihr begegnen. Sie trägt die erwürgten Thiere zu ihren Jungen, welche ſie frühzeitig das Blut auszuſaugen und das Fleiſch zu zerreißen lehret. Zu ihrem Lager ſuchet ſie ſich gemeiniglich die entlegenſten und unzugänglichſten Oerter aus. Wenn ſie entdecket zu werden befürchtet, ſo machet ſie ihre Fußſtapfen unkenntlich, indem ſie auf einerley Wege etlichemal hin und her geht, und die Fußſtapfen mit ihrem Schwanze überkehrt. Bisweilen verändert ſie auch den Ort ihres Aufenthalts, welches ſie bey Nacht zu thun pfleget; wie denn überhaupt die Löwen ſelten am Tage ausgehen.

Das Fleiſch dieſer Thiere hat zwar einen ſehr widrigen Geſchmack; doch wird es ſowohl von den Afrikanern, als auch von den Indianern ſehr häufig zur Speiſe gebrauchet, und für überaus geſund gehalten. Das Blut ſoll ein ſchweißtreibendes Mittel und ſo, wie das gepülverte Herz, eine gute Artzney wider die fallende Sucht und das dreytägige Fieber ſeyn. Aus der Haut pfleget man

Pferdedecken zu machen, und damit die Kutſchen zu füttern.

Der Name Löwe kömmt auch in der Aſtronomie vor, wo man ihn zwey verſchiedenen Sternbildern zu geben pfleget. Das eine dieſer Sternbilder wird der große, und das andere der kleine Löwe genannt. Der große Löwe, welcher im Thierkreiſe zwiſchen dem Krebſe und der Jungfrau ſteht, enthält funfzig Sterne, nämlich zween von der erſten, einen von der andern, fünfe von der dritten, vierzehn von der vierten, dreyzehn von der fünften und funfzehn von der ſechſten Größe. Von den beyden Sternen der erſten Größe wird der eine Regulus, oder das Löwenherz, Cor Leonis, der andere aber der Löwenſchwanz, Cauda Leonis, genannt. Wenn die Sonne den von dieſem Sternbilde benannten Theil der Ecliptik zu durchlaufen ſcheint, welches vom 22 oder 23 Juli bis zum 23 Auguſt geſchieht; ſo haben die Einwohner der nördlichen Halbkugel der Erde gemeiniglich die größte Hitze. Durch dieſen Umſtand iſt ohne Zweifel die Benennung dieſes Sternbildes veranlaſſet worden; weil man die heftige Sonnenhitze mit der Wuth des Löwens verglichen hat. Nach der Erzählung der alten Poeten ſoll dieſes Sternbild dem Andenken des grimmigen Löwen gewidmet ſeyn, welcher ſich in dem Nemeiſchen Walde aufgehalten hat, und vom Hercules erwürget worden iſt.

Der kleine Löwe iſt ein Sternbild zwiſchen dem großen Löwen und dem großen Bär, welches erſt vom Hevel eingeführet worden iſt. Es enthält funfzehn Sterne, nämlich drey von der dritten, drey von der vierten, und neune von der ſechſten Größe.

Löwenaffe.

Unter den langgeſchwänzten Affen, die man in Amerika findet, giebt es auch ſolche, welche, wie die Löwen, um den Kopf ein langes, buſchichtes Haar, und am Ende des Schwanzes eine kleine Haarflocke haben; daher man ihnen den Namen Löwenaffen gegeben hat. Der Ritter von Linné führet zwo Arten von ſolchen Affen an, wovon die eine Oedipus und die andere Roſalia von ihm genannt wird.

Der Oedipus, ein kleiner braſilianiſcher Affe, hat auf dem Kopfe lange, herunterhängende, weiße Haare, aber keinen Bart, und einen langen, halb rothen, halb ſchwarzen Schwanz. Der Körper, deſſen Länge nicht über acht Zoll beträgt, iſt oberwärts mit bräunlichen, unterwärts aber mit weißlichen Haaren beſetzet. Die Füße ſind ebenfalls weiß, hinge-

hingegen das Geſicht, die Ohren und die Kehle ſchwarz.

Von dem andern Löwenaffen, Roſalia Linn. welcher auch unter den Namen Marikina und Acarima bey den Schriftſtellern vorkömmt, und mit der vorhergehenden Art, wenn man die Farbe ausnimmt, eine große Aehnlichkeit hat, iſt bereits im erſten Theile unſers Schauplatzes S. 76. unter dem Artikel Acarima gehandelt worden.

Löwenblatt.

Löwenblatt oder Löwenfuß auch Löwentapp, Leontopetalum Tourn. Leontice Linn. Die Blume beſteht aus ſechs ſchmalen, wechſelsweiſe größern und kleinern, abfallenden Kelch- und ſechs viel längern, eyförmig zugeſpitzten Blumenblättern, ſechs, unterwärts auf den Blumenblättern anſitzenden Honigſchuppen, ſechs ſehr kurzen Staubfäden, und einem kurzen, ſchief anſitzenden Griffel, mit einfachen Staubwege. Die Frucht iſt eine kugelförmige, aufgeblaſene, einfächerichte, wenig ſaftige Beere, welche einige Saamen enthält. Herr von Linne' hat vier Arten angeführet; die letzte, oder Leontopetaloides, welche in Indien wächſt, und Herr Amman beſchrieben, gehöret vielleicht nicht zu dieſem Geſchlechte. Die andern Arten werden auch ſelten in hieſigen Gärten vorkommen.

1) Das Löwenblatt mit einfachen Blattſtiele, griechiſches Löwenblatt, Leontice Chryſogonum Linn. wächſt in Syrien und Griechenland unter dem Getraide. Die knollichte, dauernde Wurzel treibt zarte Blattſtiele, welche g fiederte Blätter tragen und nackende Blumenſtiele. Viele Blumen ſtehen bey einander und ſind gelb. Bey uns erſcheint die Blüthe im April. Die Wurzel verlanget einen lockern Boden, und dauert nicht füglich den Winter im freyen Lande; hält man ſolche in Töpfe, muß man ſie im Winter gar nicht begießen, bis ſie neue Blätter hervortreibt.

2) Löwenblatt mit dreyäſtigen Blattſtielen, gemeines Löwenblatt, Leontice Leontopetalon Linn. wächſt in Apulien und um Florenz. Es unterſcheidet ſich dieſe Art von der vorigen, durch die gemeinſchaftlichen, dreyfach geſpaltenen Blattſtiele, und die äſtigen, oder doppelt gefiederten Blätter.

3) Wieſenrautenartiges Löwenblatt, Leontice thalictroides L. Virginien iſt deſſen Vaterland. Der nackende Stängel iſt oberwärts mit drey Blättern beſetzet. Jeder Stiel iſt in drey Aeſte geſpalten, und jeder Aſt trägt drey Blättchen, davon das mittelſte in drey, die beyden Seitenblättchen

tenblättchen in zween Lappen zerſchnitten ſind. Ueber dieſen Blättern treibt der Stängel drey andere Stiele, deren jeder drey Blättchen trägt, und unter dieſen ſitzet der Blumenſtrauß nebſt noch zwey dergleichen Blättern. Die Wurzel iſt ausdauernd, und wird unſere Winter aushalten.

Löwenfohre.

S. Fichte.

Löwenfuß.

Löwenfuß oder Löwentappe nennet man die Alchemilla, deren gemeine Art noch mehrere Namen erhalten hat: als Sinau, Güldengänſerich, Genſelgrün, Marienmantel, Frauenmantel, Unſer lieben Frauen Nachtmantel, Frauenbiß, Aſchnitz, Sternkraut, Helft, Mutterkraut. Die Blüthe hat keine Blumenblätter, und der einblätterichte, röhrenförmige Kelch iſt in acht, zuweilen auch zehn ausgebreitete, dreyeckichte Einſchnitte getheilet, welche wechſelsweiſe größer und kleiner ſind; um den Rand des Kelches ſitzen vier, zuweilen fünf kurze Staubfäden. Der Griffel iſt der Stellung nach von den meiſten Blumen verſchieden, indem ſolcher nicht aus der Spitze, ſondern ſeitwärts aus dem Boden des Fruchtkeims entſpringt; der Staubweg ſtellet einen Knopf vor. Der einzelne Saamen liegt in dem Kelche, welcher ſich über ſolchen enge zuſammenzieht. Es ſind hiervon drey Arten bekannt.

1) Der gemeine Löwenfuß mit einfachen Blättern, Alchemilla vulgaris L. wächſt bey uns auf niedrigen Wieſen und um die Wälder, und blühet im Frühjahre. Die dicke, mit Fäſerchen beſetzte, ſchwarze Wurzel, liegt der Quere nach in der Erde. Aus dieſer entſpringen viele, lang geſtielte, breite, faſt rundlichte, am Rande gleichſam krauſe, oder in viele kurze, breite, und eingekerbte Läppchen getheilte, gelblichtgrüne Blätter, und ein ſchwacher, ohngefähr einen Fuß langer, in Zweige verbreiteter Stängel. An dieſem ſitzen wechſelsweiſe einige Blätter, welche mit einem trichterförmigen, ausgezahnten Blattanſatze den Stängel umgeben, auf einem eigenen kurzen Stiele ruhen, und der Geſtalt nach mit den Wurzelblättern übereinkommen. An den Enden des Stängels und der Zweige ſitzen die kleinen, gelblichten Blümchen büſchelweiſe. In guten, ſchwarzen und feuchten Boden wird die Pflanze viel größer, und beſtocket ſich ſtark, wenn ſolche gehörig verpflanzet, und durch die Wurzel vermehret wird. Die Blätter werden in der Apotheke aufbewahret, und zu den zuſammenziehenden und wundheilenden

Mitteln gerechnet, und ſowohl innerlich, als äußerlich wider den weißen Fluß, Blutſpeyen, Wunden und Geſchwüre gebrauchet. Daß man damit die Brüche heilen könne, wird nicht leicht ein Artzt glauben, ob wir gleich ſolches beym Geoffroi leſen. Auch Friedr. Hofmanns Nachricht, wie verdächtige Frauensperſonen durch ein Bad, ſo aus dieſer Pflanze bereitet worden, die verletzten oder bey dem Alter welk gewordenen Theile, wieder in den erſten Zuſtand ſetzen könnten, verdienet keinen Glauben. Ueberhaupt hat man dieſer Pflanze Kräfte zugeeignet, welche ſie nicht beſitzet, hingegen die eigentlichen und viel beſſern Wirkungen derſelben noch nicht gehörig erkannt. Herr Gleditſch hat ihren wahren Werth richtiger zu beſtimmen geſuchet, und ſolche nicht allein zum Lohgerben empfohlen, ſondern ihr auch balſamiſche und bittere Beſtandtheile zugeeignet, nach welchen ſelbige zwar eine zuſammenziehende, aber unſchädliche Eigenſchaft beſitzet, und der daraus, mit Wein bereitete Trank auch in ſolchen Fällen nützlich ſeyn ſoll, wo man ſonſt nur allein die Chinarinde zu gebrauchen gewußt hat. Mit den beſten Futterkräutern ſtreitet dieſe Pflanze um den Vorzug. Sie ſtärket auf der Weide das Vieh ungemein und vermehret in den hohen Gebirgen die Fettigkeit der Milch. An dem Berge Arnus, woſelbſt die großen fetten Käſe bereitet werden, wächſt dieſes Kraut häufig, und man will demſelben einen großen Theil der häufigen und fetten Milch zuſchreiben, welche man von den daſelbſt weidenden Kühen erhält.

2) Der weißſammtne **Löwenfuß mit gefingerten Blättern**, Alchemilla alpina L. wächſt auf den Alpen. Die Wurzel iſt der vorigen ähnlich. Die Stängel bleiben niedriger. Die Wurzelblätter ſind auch lang geſtielet, und an dem Stängel und Zweigen entſtehen ſelbige aus einem ähnlichen trichterförmigen Blattanſatze, wie bey der erſten Art. Die untere Fläche iſt ganz mit ſilberfarbnen, glänzenden, weichen Haaren beſetzet, ihr Umfang kleiner, und bis auf den Stiel in fünf, ſieben auch neun länglichte, und an der Spitze eingekerbte Lappen oder Blättchen getheilet. Der Kelch glänzet auch und iſt haaricht.

3) Der glatte **Löwenfuß mit gefingerten Blättern**, Alchemilla pentaphyllea, wächſt auch auf den Alpen, und iſt der zwoten Art viel ähnlich, die Blätter aber ſind ohne Haare, und glatt, und gemeiniglich in fünf tief eingeſchnittene Blättchen abgetheilet.

Alle drey Arten kann man leicht und ohne Wartung im freyen Lande

Lande unterhalten, und durch die Wurzel vermehren. Die zwote hat das ſchönſte Anſehen.

Löwenfuß. S. auch Bärlapp und Stärkkraut.

Löwengriffe.

S. Tute.

Löwenhündchen.

Dieſen Namen giebt man denjenigen kleinen und überaus ſeltenen Schooßhündchen, welche ſich von den Bologneſerhündchen nur darinnen unterſcheiden, daß ſie auf dem Leibe und an der Hälfte des Schwanzes kurze, und nur am Halſe, an den Füßen, und am Ende des Schwanzes lange Haare haben.

Löwenkopf.

Dieſen Namen geben die Holländer einer Warzenſchnecke, welche Herr von Linné Murex pyrum genennet; indem ſolche auch die getrocknete Birne mit Haaren heißt. Die einfache gewundene Schale hat dicke Näthe, iſt eyförmig, in die Quere grübicht, höckericht, und führet einen langen gebogenen Schwanz. Nach Rumphs Beſchreibung iſt ſolche auch haaricht. Indien iſt der Aufenthalt.

Löwenmaul.

Die Geſchlechtskennzeichen des Antirrhini haben wir bey Beſchreibung des Frauenflachſes angeführet, und daſelbſt erinnert, wie dieſe Pflanze eine wirkliche Art des Löwenmaules ſey; daher wir jetzo von dieſem zahlreichen Geſchlechte die bekannteſten Arten anführen wollen. Herr von Linné giebt zwey und vierzig Arten an. Herr Dietrich und andere Schriftſteller erwählen Dorant oder Orant zum Geſchlechtsnamen.

1) Das geſtreckte lappichte Löwenmaul, Cymbel- oder Zymbelkraut, Nabelkraut, Feigwarzenkraut. Herr Rivinus hat ſolches von den übrigen Arten abgeſondert, und ein beſonderes Geſchlecht unter dem Namen Cymbalaria daraus gemachet, es heißt daher Antirrhinum Cymbalaria Linn. Wächſt in Sachſen und faſt überall in Deutſchland auf alten Mauern, blühet den Sommer über, und vergehet im Herbſte. Der ſchwache, auf der Erde kriechende Stängel verbreitet ſich in viele lange Zweige, und überziehet die Mauern, oder auch im Garten einen großen Theil des Erdbodens. Die geſtielten Blätter ſtehen wechſelsweiſe, und ſind glatt, herz- oder nierenförmig, und in fünf oder ſieben Lappen abgetheilet. Aus dem Blätterwinkel treiben einzelne, geſtielte Blümchen. Der Kelch iſt tief eingeſchnitten; der Sporn

kurz, gekrümmet; die obere Lippe purpurfärbig, geſtreifet, geſpalten, und die kropfartige Erhebung meiſt gelblicht; die drey Einſchnitte der untern Lippe ſind blaßviolet, und beym Anfange roth geſtreifet. Wir haben dieſe Pflanze aus Saamen erzogen, und auf den Rabatten unterhalten. Der Saamen muß viele Jahre gut bleiben. Denn, als wir einmal fünf, auch wohl mehrere Jahre keine Pflanze geſehen, kam dergleichen auf einer Rabatte von ſelbſt zum Vorſchein. Die Saamen ſind runzlicht. Die ganze Pflanze iſt ſehr ſaftig, und beſitzt einige Bitterkeit, und gelinde anziehendes Weſen. Man hat ſolche ehedem zu den Wundmitteln gezählet, und in Italien ſoll ſelbige zu den vergiftenden Wäſſern gebrauchet werden. Bey uns iſt ſie gar nicht im Gebrauch.

2) Das geſtreckte, pfeilblätterichte Löwenmaul, Erdwinde, Ehrenpreißweiblein. Auch aus dieſer und der folgenden Art hat Rivin ein neues Geſchlechte gemachet, und ſolches Elatine genennet. Es iſt ſelbiges Antirrhinum Elatine L. und wächſt auf den Aeckern in Deutſchland. Die Stängel und Zweige kriechen auf der Erde hin. Die unterſten Blätter ſtehen einander gegenüber, die obern wechſelsweiſe. Alle ſind etwas haaricht, ſpondong- oder pfeilförmig, doch fehlet zuweilen eine, auch wohl beyde vorragenden Spitzen. Die geſtielten Blümchen treiben aus dem Winkel der Blätter einzeln hervor. Das Blümchen iſt klein; der Sporn nach Verhältniß lang und krumm; die obere Lippe dunkelviolet, die untere und die dazwiſchen befindliche Erhebung bläſſer.

3) Das geſtreckte eyförmigblätterichte Löwenmaul, Antirrhinum ſpurium L. hat mit der vorigen gleichen Geburtsort und Anſehen. Die Blätter haben gleiche Stellung, ſind aber eyförmig, gemeiniglich völlig ganz, zuweilen etwas eingekerbet. Die obere Lippe iſt dunkel purpurfärbig, und die untere, nebſt der dazwiſchen befindlichen Erhebung gelblicht. Beyde Arten kann man aus den Saamen im freyen Lande leicht erziehen. Beyde haben einen bittern und etwas zuſammenziehenden Geſchmack, und ſind unter die reinigenden und heilenden Mittel geſetzet worden, bey uns aber nicht im Gebrauche. Den ausgepreßten Saft und den daraus mit Bilſenkraut und Oel bereiteten Balſam empfehlen einige bey äußerlichen, auch krebsartigen Geſchwüren.

4) Das kleine klebrichte Löwenmaul, kleines Berufkraut, kleiner Orant, klein Sternkraut, Antirrhinum minus Linn. Auf gebaueten und Brachfeldern findet

ſich

ſich dieſes häufig im Juni und Juli blühend. Die fäſerichte Wurzel iſt jährig und das ganze Pflänzchen fettig oder klebricht, haaricht und weich anzufühlen; es wird ohngefähr einen halben Fuß hoch, und treibt viele aufgerichtete, ausgebreitete Zweige. Die untern Blätter ſtehen einander gegenüber, die andern wechſelsweiſe, alle ſind lanzetförmig, aber ſtumpf. Die Blumenſtiele ſtehen einzeln an dem Blätterwinkel. Die drey obern, ſchmalen, langen Kelchblättchen ſtehen von den beyden untern entfernet. Das Blumenblatt iſt klein; der Sporn halb ſo lang als dieſes, die obere Lippe und die Röhre der Blume violet, das übrige mehr weißlicht, der Rachen mit orangenfärbigen Haaren beſetzet, und die eyförmige Frucht mit zwey Löcherchen durchbohret.

5) Das langkelchichte ungeſpornte Löwenmaul, Hundeskopf, Kalbsnaſe, Dorant, Teufelsband, Brackenhaupt, Stärkkraut, Antirrhinum aruenſe, Antirrhinum orontium L. Dieſe Art wächſt auf Aeckern und Feldern, blühet im Sommer, und ſtirbt mit dem Herbſte ab. Der Stängel und die Zweige erreichen die Höhe eines Fußes. Die Blätter halten keine beſtimmte Ordnung, ſind weich, ſaftig, ſchmal, lanzetförmig und mehr ſtumpf als ſpitzig. Die Blumen ſitzen einzeln, oder in kurzen Aehren und platt auf. Die Kelcheinſchnitte ſind ſchmal und länger als das Blumenblatt, doch die zwey untern kleiner, als die drey obern. Das Blumenblatt iſt purpurfärbig, zuweilen weiß, und der Sporn ganz kurz, und daher kaum merklich. Die Frucht öffnet ſich mit drey Löchern, und hat einige Aehnlichkeit mit einem Kalbskopfe. Herr von Linné zählet dieſe Art zu den giftigen Pflanzen.

6) Das langkelchichte geſpornte Löwenmaul, Antirrhinum chalepenſe L. Dieſe jährige Art wächſt in Italien, und wird bey uns aus den Saamen erzogen. Stängel und Zweige ſtehen aufrechts. Die wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind ſchmal, lanzetförmig. Die Blumen ſtehen ährenweiſe. Der obere Einſchnitt des Kelches iſt kurz, die übrigen ſind länger als das Blumenblatt, und dieſes weiß mit violeten Streifen, und mit einem langen krummen Sporne verſehen.

7) Das kurz- und rundkelchichte ungeſpornte Löwenmaul, großer, zahmer, oder welſcher Orant, Antirrhinum maius L. wächſt in dem mittägigen Europa, und iſt zweyjährig. In unſern Gärten vermehret ſich ſolches häufig durch die ausgefallenen Saamen, und giebt, in Anſehung der Blumenfarbe, mancherley

Spielarten. Die Stöcke ſind anſehnlich groß, in viele Zweige verbreitet, zween bis drey Fuß hoch, der Länge nach mit vielen, gleichſam geſtielten, länglichten, ſtumpfen Blättern, und am Ende der Zweige mit einer Blumenähre beſetzet. Der Kelch iſt vielmal kleiner als das Blumenblatt und in rundlichte Einſchnitte getheilet. Das große, anſehnliche Blumenblatt zeiget einen kleinen Anfang des Spornes, und iſt bald ganz gelb, bald weiß, oder purpurfärbig, gemeiniglich ſcheckicht, weiß, gelb und roth geflecket. Die Frucht gleichet der fünften Art. Die Blüthe dauret lange, vom Heu- bis um den Weinmonath. Man brauchet die Stöcke nicht beſonders zu warten, ſie dauren den Winter über im freyen Lande, und werden im guten, lockern Erdreiche wohl gedeyhen. Die Bienen beſuchen die Blumen fleißig, und wiſſen auf eine künſtliche Weiſe Wachs und Honig daraus zu ſammlen. Man hat das Kraut ehedem zu Ausführung des Urins empfohlen, auch mancherley abergläubiſchen Gebrauch davon gemachet. Jetzo dienet die Pflanze zu einer Zierde in den Gärten, nur ſchade, daß die Naſe davon nicht ſo, wie das Auge gerühret wird. In den Gärten erzieht man auch eine ſchöne Spielart, welche ſchmälere, und ſilberfarbig geſtreifte Blätter, und ein recht ſchönes Anſehen zeiget. Dergleichen Stöcke muß man in Töpfen unterhalten, auch den Winter über im Glashauſe aufbewahren. Sie dauren viele Jahre, bleiben immerfort grüne, oder vielmehr geſtreifet, blühen aber ſelten oder doch ſparſam, und tragen auch ſelten Saamen. Die Vermehrung geſchieht durch Zweige, doch haben wir auch zuweilen aus den Saamen dergleichen ſcheckichte Stöckchen erhalten.

8) Das dreyblätterichte Löwenmaul, Antirrhinum triphyllum L. wächſt um Syracuſa, iſt jährig, und wird bey uns auf dem Miſtbeete aus dem Saamen erzogen. Um deſto ſicherer reifen Saamen zu erhalten, ſoll man die Stöckchen an eine ſonnenreiche Wand, oder auch in Töpfe pflanzen, und dieſe gegen den Herbſt hinter die Fenſter des Glashauſes ſtellen. Allemal ſtehen drey eyförmige Blätter beyeinander, und umgeben zugleich den Stängel. Das Blumenblatt iſt gelb, zuweilen auch bläulicht, und manchmal die obere Lippe und der merkliche Sporn purpurfärbig.

9) Das ſternblätterichte purpurfärbige Löwenmaul, Antirrhinum purpureum Linn. Dieſes ſoll um den Veſuv wachſen; die daraus fließende Lava wird

ſolches

ſolches längſt daſelbſt vertilget haben. Der Stängel treibt viele Zweige, welche vier Fuß und wohl höher wachſen, und, wie die Blätter, bläulicht angelaufen ſind. Die ſchmalen, ſpitzigen Blätter halten nicht einerley Ordnung. An der Mitte des Stängels und an den obern Zweigen ſtehen ſolche gemeiniglich wechſelsweiſe, auch die untern zeigen zuweilen dergleichen Stellung, doch ſtehen dieſe öfters wirtelförmig, und jeder Wirtel beſteht ſelten aus vier, öfterer aus fünf und mehreren Blättern. Wenn die Stöcke niedriger bleiben, und etwan nur zween Fuß Höhe erreichen, ſind dieſe Blätterwirtel häufig zugegen, und es ſcheint, als ob ſolche gleichſam mit der mehrern Ausdehnung in die Höhe und aus einander gezogen würden. Die Zweige endigen ſich mit langen Blumenähren; jede Blume ſitzet auf einem kurzen Stiele, und dieſer iſt mit einem ſchmalen Deckblättchen beſetzet; der Kelch kleiner als das Blumenblatt, und faſt in gleiche Einſchnitte getheilet; das Blumenblatt gemeiniglich purpurfärbig und geſtreifet; der Sporn lang und gekrümmet; das Saamenbehältniß geſpalten, und gleichſam aus zween Theilen zuſammengeſetzet. Die Pflanze dauert in der Wurzel auch bey uns dem Winter über im freyen Lande, und vermehret ſich ohne Wartung durch die ausgefallenen Saamen.

10) Das herzblätterichte ungeſpornte Löwenmaul. Tournefort hat dieſe Art als ein beſonderes Geſchlechte vorgetragen, und dieſes, wegen der Aehnlichkeit der Blätter mit der Haſelwurzel, Aſarina genennet. Es iſt demnach Antirrhinum aſarina Linn. Die Pflanze wächſt in Italien und dem mittägigen Theile von Frankreich wild, bleibt niedrig, und breitet ſich mit ihren Zweigen auf der Erde aus. Die Blätter ſtehen einander gegenüber, ſind haaricht, herzförmig und eingekerbet. Die Blumen kommen einzeln aus dem Winkel der Blätter, ſind groß, oberwärts purpurfärbig, unterwärts grünlicht. Man muß ſolche aus den Saamen erziehen, die Stöckchen in Töpfen unterhalten, und dieſe im Winter ins Glashaus beyſetzen; aller angewendeten Mühe ohngeachtet, werden ſolche doch nicht über zwey Jahre ausdauern.

Bey dieſem Geſchlechte kommt zuweilen eine ganz beſondere Spielart, oder vielmehr Mißgeburt zum Vorſcheine, welche Herr von Linné zuerſt in Schweden auf freyem Felde, hernach auch andere Beobachter in der Schweiz und Deutſchland wahrgenommen haben. Als ſolche Herr von Linné zum erſtenmale geſehen, konn-

te derſelbe die Pflanze nicht für dasjenige erkennen, was ſie wirklich iſt, die Geſtalt der Blume war gar zu ſonderbar, und vom Löwenmaule allzuſehr verſchieden, daß es daher kein Wunder, wenn dieſer große Pflanzenkenner dadurch getäuſchet und bewogen worden, ſelbige für eine ganz neue Pflanze, oder vielmehr für ein neues Geſchlecht anzunehmen, und unter dem Namen Peloria in einer Streitſchrift zu beſchreiben und in Kupfer vorzuſtellen. Ohne Blüthe gleichet die Pflanze dem Frauenflachſe vollkommen; die Blumen aber, welche ährenweiſe ſtehen, waren ganz und gar von dem Löwenmaule verſchieden. Der ganz kurze Kelch war fünffach getheilet, das Blumenblatt trichterförmig, und unterwärts mit fünf, in einen Kreis geſtellten, langen, spornförmigen Honigbehältniſſen äußerlich beſetzet; die Röhre lang, faſt walzenförmig, doch etwas bäuchicht; der Rand in fünf ähnliche, ſtumpf ausgebreitete Lappen zerſchnitten; aus dem Boden entſtanden fünf haarförmige Staubbeutel, und der Fruchtkeim trug einen fadenförmigen Griffel, mit einem etwas dickern Staubwege. Das Saamenbehältniß zeigete zwey Fächer, und viele eckichte Saamen. Wer ſollte nach dieſer Beſchaffenheit der Blume wohl auf den Einfall gerathen, daß dieſe Pflanze das Leinkraut oder Frauenflachs wäre, und durch einen Zufall dieſe Veränderung erlitten? Vielleicht würde das Anſehen dieſer Pflanze niemals ſo ſehr heruntergeſetzet, und aus einem Geſchlechte eine Spielart gemachet worden ſeyn, wenn man nur Saamen davon erlangen können; dieſes aber hat noch niemanden glücken wollen, und die Vermehrung aus der Wurzel hat allein ſtatt. Daß aber dieſe Peloria der verwandelte Frauenflachs ſey, hat man endlich daraus abgenommen, weil ſolche unter und neben dem Frauenflachſe gewachſen, die Stöcke, außer der Blüthe, einander völlig ähnlich ſind, die Blumen von beyden Stöcken einerley Farbe zeigen, der Kelch und das Saamenbehältniß mit einander übereinkommen, und endlich durch einen glücklichen Zufall von Fabricius und Kraſcheninnikow ſolche Stöckchen aufgefunden worden, auf welchen beyderley Arten Blumen, natürliche und verwandelte, neben einander geſtanden. Nicht allein aber der Frauenflachs, ſondern auch eine andere, und zwar unſere dritte Art, hat dergleichen, und noch andere Verwandlungen gezeiget, welche Herr Stähelin in den Actis Heluet. Vol. 2. beſchrieben und abgebildet. An dieſem Pflänzchen ſind natürliche und ausge-

ausgeartete Blumen zugleich gewachſen, und an verſchiedenen Stöcken zuweilen der Peloria ähnlich, öfters aber auch davon verſchieden und auf andere Art verändert geweſen. Unter andern hat Herr Stähelin Blumen gefunden, an welchen gar kein Honigbehältniß oder Sporn, die untere Lippe des Blumenblattes nur zweyſpaltig, der Kelch vierſpaltig, und nur drey Staubfäden zu bemerken geweſen; ein andermal ſaßen an einer Blume zween Sporne, die untere Lippe war vierfach, die obere aber ungetheilet nebſt fünf Staubfäden. Andere Verwandlungen, dergleichen auch Hr. Prof. Ramſpeck beobachtet, kann man an dem angeführten Orte nachleſen. Wir erwähnen nur noch, wie Herrn Stähelin gar nicht glaublich ſcheint, daß, nach des Herrn von Linne' Meynung, der Staubweg des Löwenmaules von einer andern Blüthe ſey geſchwängert, und durch dieſe Befruchtung dergleichen Mißgeburten hervorgebracht worden. Der verſchloſſene Rachen dieſer Blumen verwehret anderm Blumenſtaube den Zutritt; vielleicht haben Inſecte ſolchen mitgebracht, und heimlich ins Schlafgemach geführet. Wer iſt aber derjenige verwegene Buhler, welcher ſich unterſtehen könne in das Innere eines Löwenmaules einzudringen? Wäre ja eine Pflanze bekannt, welche dergleichen Blumen trüge, als man an dieſen verwandelten Stöcken antrifft, ſo müßten, nach dem Lehrgebäude der Baſtardpflanzen, dieſe der Vater oder vielmehr Schöpfer der Pelorie ſeyn. Allein dergleichen hat man nirgends bisher geſehen, und da auch die Geſtalt der Blume auf mehrere Art verändert worden, wird man die Natur, als den allgemeinen Vater aller Pflanzenerzeugungen, und derſelben geheime Wirkungen für die Urſache dieſer Verwandlung annehmen müſſen, welches auch um deſto eher Beyfall verdienen möchte, da Herr Gmelin in dem gemeinen Frauenflachſe, auch Stähelin in der dritten Art des Löwenmaules allemal und bey dem natürlichen Zuſtande, außer den vier vollkommenen Staubfäden, noch einen fünften, obzwar kürzern, unvollkommenen, und mit keinem Staubbeutel beſetzten wahrgenommen haben.

Löwenſchwanz.

Hierunter verſtehen wir das Pflanzengeſchlechte Leonurus, welches Herr Planer Wolfstrappe genannt. Von den ungewiſſen oder unbeſtimmten Kennzeichen iſt bereits bey dem Herzgeſpann Erwähnung geſchehen, indem des Herrn von Linne' Leonurus aus dem Herzgeſpanne und drey andern Pflanzen beſteht, und des Tourneforts Leonurus für eine

eine Art des Salbeybaumes angenommen worden. Beyde Geſchlechter ſind einander ziemlich ähnlich, und die Arten können daher um deſto leichter verwechſelt werden. Außer dem zwolippichten Blumenblatte, den zween höhern und zween niedrigern Staubfäden, dem einfachen Griffel und vier nackenden Saamen, beſtimmt Herr von Linné ſeinen Leonurum durch die mit glänzenden Puncten beſetzten Staubbeutel, und die Phlomis, oder den Salbeybaum, durch den eckichten Kelch und die obere Lippe des Blumenblattes, welche haaricht, zuſammengedrücket und bis auf die untere niedergebogen iſt. Der afrikaniſche Löwenſchwanz, oder der zuerſt vom Tournefort erwähnte Leonurus hat gleichſam beyde Merkmale vereiniget. Der Kelch iſt eckicht und die Staubbeutel ſind am untern Theile mit einigen Kügelchen beſetzet; hingegen kömmt die obere Lippe des Blumenblattes mit dem Salbeybaume gar nicht überein; und dennoch hat Herr von Linné ſolchen vom Leonuro zur Phlomis verwieſen. Sind die punctirten Staubbeutel ein weſentliches Merkmal des Leonurus, ſo kann der afrikaniſche ſeine alte Stelle behalten. Die Anzahl dieſer Puncte machet keinen Unterſchied. Allein auch dieſes iſt nicht zuverläßig. Wir haben an den Staubbeuteln des Herzgeſpann keine Drüſen oder Puncte, ſondern nur auf den Staubfäden blutige Puncte geſehen, und Herr Scopoli behauptet, daß dieſe angenommenen Drüſen nicht beſondere Körperchen, ſondern der noch eingeſchloſſene Blumenſtaub ſey, welcher ſich an die Decke oder äußerliche Haut andrücket, um ſolche loß zu machen und zu öffnen; deswegen auch dieſer Schriftſteller folgende Kennzeichen des Leonurus Linn. angiebt: des Blumenblattes obere Lippe iſt ungetheilet, die untere in drey Lappen getheilet, welche alle, oder doch die beyden ſeitwärts ſtehenden zugeſpitzet und die Staubfäden haaricht ſind. Da dieſe Geſchlechter ſo nahe verwandt ſind, wollen wir die Arten, ſo Herr von Linné unter Leonurus anführet, auch dafür annehmen, von ſelbigen aber nur die vorzüglichſten beſchreiben, und damit des Tourneforts Leonurus vereinigen.

1) Der afrikaniſche ſcharlachfärbige Löwenſchwanz, afrikaniſcher Federbuſch, Leonurus capitis bonae ſpei Breyn. Phlomis Leonurus Linn. Dieſes immergrünende Staudengewächſe kömmt von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und kann als ein Bäumchen von ſechs bis acht Fuß hoch gezogen werden. Es treibt viele Aeſte, und wenn es einige Jahre alt geworden, wird es unten faſt holzicht. Die Zweige ſind viereck-

viereckicht und etwas wollicht. Die Blätter ſtehen einander gegen über und kreuzweiſe, haben keinen eigentlichen Stiel, fangen ganz ſchmal an, verbreiten ſich nach und nach, laufen ſpitzig aus, und können lanzetförmig genannt werden; der hintere Theil iſt gemeiniglich völlig ganz, von der Mitte aber bis zur Spitze der Rand ſcharf eingekerbet; die obere Fläche iſt rauch. Um die obern Blätter ſitzen die Blumen wirtelförmig; die Wirtel ſtehen etwas von einander und beſtehen aus ſehr vielen, dicht an einander geſtellten Blumen, um welche viele ſchmale Deckblätter ſtehen. Der Kelch iſt zehneckicht und mit zehn kleinern Einſchnitten geendiget. Das Blumenblatt iſt ſehr groß, überall mit Haaren beſetzet, und die lange Röhre deſſelben theilet ſich in zwo Lippen; die obere iſt viel länger, als die untere, völlig ganz, anfangs unterwärts gerichtet, aber niemals bis zur untern Lippe gebogen, und wenn die Blüthe einige Tage gedauert, richtet ſich ſolche mehr in die Höhe, gleichſam, nach Herrn Breyns Ausdrucke, wie der ſiegende Löwe ſeinen Schwanz in die Höhe hebt; die untere Lippe iſt viel kleiner, kürzer, von der obern entfernt, nicht haaricht, und in drey Einſchnitte getheilt. Die beyden Seiteneinſchnitte ſind zurückgeſchlagen und ſcheinen vertrocknet, der mittelſte iſt wieder dreyfach geſpalten, und der mittelſte Lappen eingekerbet. Die weißen, durch die obere Lippe bedeckten Staubfäden tragen gelbe Staubbeutel, an welchen man ſich unterwärts kleine Kügelchen vorſtellen kann. Durch die vielen, großen, prächtigen, ſcharlachfarbnen, glänzenden, gleichſam mit Goldflimmern beſtreueten Blumen hat ſich die Pflanze bey den Gartenliebhabern gar ſehr beliebt gemachet, und ſie verdienet auch deswegen alle Achtung, weil die Blüthen gegen den Herbſt auch öfters noch ſpäter aufbrechen, wenn an andern Pflanzen die Blumen bereits verwelket, und viele Wochen über aushalten, indem immerfort neue Wirtel ſich entwickeln, deren wir zuweilen ſechſe bis achte geſehen. Die Stöcke ſind auch dauerhaft, im Winter leicht zu erhalten und zu vermehren. Man kann ſolche, wie die Orangerie, warten, doch im Winter, wegen der Luft, näher an die Fenſter ſetzen und öfters begießen. Die Stöcke zehren und bewurzeln ſich ſtark, daher ſoll man ſie öfters verſetzen, und hierzu geräumige Gefäße wählen. Reifen Saamen werden wir niemals erhalten. Im Frühlinge abgeſchnittene und in gute leichte Gartenerde an einen ſchattichten Ort geſteckte Zweige werden zeitig Wurzeln ſchlagen, und immer neue Stöcke geben. Außer dem vortrefflichen Anſehen

könnten

könnten dieſe Blumen vielleicht auch noch einen andern Nutzen lei-ſten, indem dieſelben, und ſonderlich der Kelch, einen ſtarken Geruch von ſich geben, welcher dem Maro nichts nachgiebt, und nach Hrn. Breyns Erfahrung, gleichſam unvergänglich iſt, indem getrocknete Kelche auch nach zehn Jahren dergleichen flüchtige Theile beſitzen.

2) Der Sibiriſche dreylappichte Löwenſchwanz, Leonurus Sibiricus Linn. Der Stängel, und die, einander gegen über geſtellten, Zweige ſind viereckicht, mit vier abwechſelnden Furchen durchzogen, und erreichen bey uns zwo, drey bis vier Ellen Höhe. Die Blätter ſtehen auch einander gegen über, ſind oberwärts dunkel- unterwärts hellgrün, fangen ganz ſchmal an, werden ſehr breit und theilen ſich in drey Lappen, welche wieder in viele tiefe und ſpitzige Einſchnitte abgetheilet ſind. An den obern Blättern vermindern ſich die Einſchnitte, hören endlich völlig auf, und die oberſten Blätter ſind vollkommen ganz. Die Zweige ſind der ganzen Länge nach mit dichten Blumenwirteln umgeben, welche unten weiter von einander ab- oberwärts aber näher bey einander ſtehen. Die Wirtel umgeben viele ſteife, ſchmale Blättchen oder Borſten, und beſtehen aus vierzig und mehrern Blumen. Der Kelch iſt kaum merklich fünfeckicht, und von den fünf Einſchnitten ſind die drey obern kürzer und die beyden untern länger, alle aber gleichſam mit einer Granne geendiget. Des fleiſchfarbnen Blumenblattes Röhre iſt ſo lang als der Kelch, die obere Lippe haaricht, ausgehöhlt, völlig ganz, und wenn die Blüthe zu verwelken anfängt, ſchlägt ſich ſelbige zurück. Die untere Lippe iſt mit blutigen Streifen bezeichnet. Die beyden Seitenlappen ſind klein, der mittelſte iſt viel größer, herzförmig und geſpalten. Die, nach der obern Lippe gerichteten, Staubfäden ſind mit blutigen Puncten geflecket. An den Staubbeuteln haben wir hier eben ſo wenig, als bey dem Herzgeſpanne, einige Puncte wahrnehmen können, und die untere Lippe des Blumenblattes hat mit dem Herzgeſpann keine Aehnlichkeit; daher es noch zweifelhaft ſcheint, ob man dieſe Pflanze hieher rechnen könne. Es iſt ſelbige in Sibirien zu Hauſe, zweyjährig, und blühet bey uns zu Ende des Sommers bis zu Ende des Herbſtes. Die ausgefallenen Saamen geben jährlich neue Stöcke, welche auf den Gartenbeeten ohne alle Wartung aufwachſen.

Löwentappe.

S. Löwenblatt und Löwenfuß.

Löwenkute.

S. Kute.

Löwenzahn.

Die eigentlich ſo genannte Pflanze hat viele Namen erhalten, und an einem Orte iſt dieſer, an dem andern jener am gebräuchlichſten. Bey uns iſt Kuhblume der bekannteſte. Wenn wir aber einen davon zum Geſchlechtsnamen erwählen wollen, ſcheint Löwenzahn der ſchicklichſte zu ſeyn, indem dieſer die griechiſche, vom Herrn von Linné angenommene, Benennung Leontodon, oder des Tourneforts Dens Leonis ausdrücket. Herr Planer hat Münchskopf gewählet, und Herr von Haller Taraxacum beybehalten. Die Blüthe iſt aus vielen, einander ähnlichen, zungenförmigen, an der Spitze fünffach eingekerbten Zwitterblümchen zuſammengeſetzet, und der gemeinſchaftliche länglichte Kelch beſteht aus vielen, über einander gelegten Schuppen, davon die innerlich geſtellten aufrechts ſtehen, die äußerlichen aber gemeiniglich rückwärts geſchlagen ſind. Der verwachſene, walzenförmige Staubbeutel ruhet auf fünf ganz kurzen Fäden, und der Griffel theilet ſich in zween krummgebogene Staubwege. Die länglichten und rauhen Saamen tragen eine geſtielte oder auch ungeſtielte Haarkrone, ſitzen auf dem nackenden, getüpfelten Blumenbette und ſind von dem unveränderten Kelche umgeben. Herr von Linné führet acht Arten an, welche Hr. Scopoli in zwey verſchiedne Geſchlechter abtheilet, indem bey einigen Arten die Haarkrone geſtielt, bey andern aber ungeſtielt und gefiedert iſt. Die letztern, welche eine ungeſtielte und gefiederte Haarkrone tragen, führet derſelbe unter dem Namen Leontodon an, diejenigen aber, ſo geſtielte und nur eine ſchlechte, nicht gefiederte Haarkrone zeigen, nennt er Hedypnois. Herr von Haller vereiniget diejenigen Arten, welche eine gefiederte Haarkrone tragen, mit dem Picrisgeſchlechte.

1) Der Apothekerlöwenzahn mit zurückgeſchlagenen Kelchſchuppen; Münchskopf, Dotterblume, Eyerblume, Röhrchenskraut, Luftröhrlein, Bruſtröhrlein, Pfaffenblatt, Kuhblume, Apoſtemröhrlein, Butterblume, Saublume, Hundsblume, Pferdeblume, Krebsblume, Milchſtock, Wieſenlattig, Pappenkraut, Sonnenwurzel, Sommerdorn, Seichkraut; Taraxacum officin. Leontodon Taraxacum Linn. iſt auf allen Grasplätzen, Wieſen und Triften, Wäldern und Gärten gemein, fängt ſehr zeitig an zu blühen, und wird die meiſte Zeit im Jahre blühend angetroffen. Die Wurzel iſt ohngefähr einen Finger dicke, mit Fäſerchen beſetzet, geht ſehr tief

tief und gerade in die Erde, treibt ſehr viele, auf der Erde ausgebreitete Blätter, welche äußerlich ſchwärzlich, glatt, lang, zugeſpitzet, und am Rande in viele rückwärts gerichtete, oder ſchrotſägeförmig ausgezackte, ſpitzige Lappen rundlich eingeſchnitten ſind. Aus dieſer Blätterroſe treibt ein einfacher, ohngefähr einen halben Fuß hoher, hohler, zuweilen wollichter Stängel, welcher ſich mit einer einzigen, großen, gelben Blume endiget. Die äußerlichen oder Randblümchen ſind unterwärts braunröthlich gefärbet. Bey der Blüthe ſind nur die äußerlichen vier oder fünf Kelchſchuppen rückwärts gebogen, bey der völligen Reife der Saamen aber leget ſich der ganze Kelch rückwärts an den Stängel, und die Saamen ſtellen eine Kugel vor, welche aber leicht davon fliegen. Sie ſind geſtielt und mit einer ſchlechten ungefiederten Haarkrone beſetzt, und deswegen wird die Pflanze beym Herrn Scopoli unter dem Geſchlechte Hedypnois angeführt.

Die Pflanze enthält in allen Theilen einen milchartigen, bitterlichen Saft, und die Wurzel, nebſt den Blättern werden in der Arzneykunſt gebrauchet. Beyde, doch die Wurzel mehr, als die Blätter, enthalten ſeifenartige Beſtandtheile, und gehören unter die wirkſamſten, eröffnenden, auflöſenden und reinigenden Mittel. Bey Verſtopfung der Eingeweide des Unterleibes iſt der Gebrauch davon vorzüglich anzurathen, und unter andern, nach van Swietens Empfehlung, bey der Gelbſucht nützlich zu gebrauchen. Wegen der urintreibenden Wirkung hat Hr. Lobel die Pflanze Lectimingam oder vrinariam genannt, und daher kömmt auch der Name Seichkraut. Man verwahret zwar in der Apotheke die getrocknete Wurzel, ſolche erhält ſich aber nicht lange gut, und überhaupt iſt die Wurzel, wie auch das Kraut im friſchen und ſaftigen Zuſtande viel wirkſamer, als im getrockneten. Der ausgepreßte Saft von beyden wird vor ſich löffelweiſe gebrauchet, oder auch mit andern nützlichen Kräutern ſonderlich im Frühjahre verordnet; und da dieſe Wurzel auch den ganzen Winter über, und die jungen Blätter zeitig im Frühjahre zu erlangen ſind, ſo kann man davon Gebrauch machen, wenn alle andere Kräuter mangeln. Die Wurzel iſt zweyjährig, daher man allemal die jungen aufſuchen ſoll; weñ die Blüthſtängel aufgeſchoſſen, wird die Wurzel ſchwammicht, und verliert viel von ihren Kräften. Wir halten dieſe ſehr gemeine Pflanze für die kräftigſte unter allen, ſo man im Frühjahre zur Verbeſſerung der, den Winter über bey den meiſten Menſchen und Thieren veränderten und zur Stockung

geneigten

geneigten Säfte, gebrauchen kann, und empfehlen ſolche als die beſte Blutreinigung bey der Krätze und andern langwierigen Ausſchlägen der Haut, ſonderlich wenn man den ausgepreßten Saft mit Molken verſetzet. Beyſpiele von geheilter Waſſerſucht und Abgange des Nierenſteines findet man in den Fränkiſchen Sammlungen I. Band. Der davon bereitete Salat iſt weit minder kräftig. Auch der äußerliche Gebrauch iſt nützlich. Ettmüller lobet den milchichten Saft allein, oder mit Fenchelwaſſer verſetzet, die Augen zu ſtärken, und die ſtockenden Feuchtigkeiten davon abzuleiten. Andere loben den Saft zu Reinigung alter Wunden und Geſchwüre. Die aus der geſtoßenen Wurzel bereitete Salbe empfiehlt Malouin wider die Kröpfe. Herr Delius, welcher von dieſer Pflanze eine beſondere und leſenswürdige Streitſchrift geſchrieben, rühmet auch das, durch die Gährung aus dieſer Pflanze bereitete, Waſſer. Da man aber zu jeder Zeit die friſche haben kañ, ſcheint dieſe künſtliche Zubereitung überflüßig. Murray empfiehlt das Extract, ſonderlich ein ſolches, welches dünne iſt, und löffelweiſe genommen werden kann; folglich den, zu einer gewiſſen Dicke eingekochten Trank von der mit Waſſer abgekochten Wurzel. Man kann dieſe Pflanze füglich der Cichorie gleich ſchätzen, wo nicht gar vorziehen, und Murray will ſolche höher, als alle nah verwandte Pflanzen, ſchätzen. Daß man die Wurzel in theuern Zeiten ſtatt des Brodes gebrauchen könne, wie in der Onomat. bot. 5. Band angegeben wird, iſt wohl nur in ſofern anzurathen, daß man ſolche als ein Gemüſe kochen ſolle; zum Brodbacken ſchicket ſich ſolche weniger, als die Klette. Die Schaafe freſſen die jungen Blätter gern, und die Blüthe giebt den Bienen Stoff zu Wachs und Honig, und da die Pflanze früh und ſpät im Sommer, ohne alle Mühe, unterhalten werden kann, oder ſich vielmehr ſelbſt unterhält, verdient ſie auch, wegen der Bienenzucht, alle Achtung.

2) Der goldfärbige Löwenzahn mit borſtigen Kelchſchuppen, Leontodon aureum Linn. wächſt auf den Alpen und iſt zweyjähricht. In Anſehung der Blätter gleicht dieſe Art faſt der vorigen, ſie ſind nur kleiner und ſtumpfer. Der Stängel iſt geſtreifet, ganz nackend, oder nur mit einem einzigen ſchmalen Blättchen ohngefähr in der Mitte, und am Ende mit einer Blume beſetzt. Der Kelch iſt dunkelbraun, und mit ſteifen Haaren beſetzet. Die Blümchen ſind gold- oder feuerroth. Das Blumenbette iſt haaricht, und deswegen ſetzet ſolchen Herr Scopoli unter die Füllich, und nennt ihn Andryala aurea;

in der neuen Ausgabe ſeiner Florae aber finden wir ſolchen bey dem Habichtkraute, weil die Haarkrone nicht gefiedert und ungeſtielt iſt.

3) Der Herbſtlöwenzahn mit glatten, lanzetförmigen Blättern, Leontodon autumnale Linn. wächſt auf bergichten Gegenden und erhabenen Wieſen, blühet zu Ende des Auguſts, und dauert in der Wurzel. Die ganze Pflanze iſt glatt anzufühlen; die Wurzelblätter ſind lanzetförmig, völlig ganz oder ausgezahnt, und überhaupt ſehr veränderlich; der nackende Stängel iſt vielfach in Zweige abgetheilet; die letzten Abtheilungen, oder Blumenſtiele ſind anfangs unterwärts gebogen, mit einigen blätterichten Schuppen und gelben Blumen beſetzet. Herr von Haller bringt dieſe Art unter Picris, und Herr Scopoli erinnert, daß ſolche auch wegen der platt aufſitzenden und gefiederten Haarkrone nicht füglich in dieſem Geſchlechte ſtehen könne.

4) Der weißborſtige Löwenzahn, Leontodon hiſpidum L. Die ganze Pflanze iſt mit weißen, ſteifen, zwey- oder dreyſpaltigen Borſten beſetzet; die Wurzel in viele Aeſte getheilet, ausdauernd, und mit lanzenförmigen, mehr oder weniger ausgezackten Blättern beſetzet; der Stängel nackend, gemeiniglich nur mit einer Blume geendiget; die Kelchſchuppen ſtehen alle aufgerichtet und ſind mit weißen Borſten beſetzet; die Saamen länger, als die Haarkrone, geſtreift, und die Striefen oberwärts eingekerbt und unterwärts mit kleinen Erhebungen beſetzet. Er wächſt in den mitternächtlichen Ländern Europens, auch in der Schweiz und hin und wieder in Deutſchland. Hr. von Haller rechnet dieſe Art auch zur Picris.

5) Der ſchwarze borſtige Löwenzahn, Leontodon hirtum Linn. wird auch an einigen Orten Deutſchlands, in der Schweiz und andern Ländern angetroffen, und öfters mit der vorigen Art verwechſelt. Herr von Linné unterſcheidet beyde vorzüglich durch die Borſten, und eignet dieſer Art einfache, jener geſpaltene zu. Ein Unterſchied, der wohl ſchwer anzunehmen ſeyn dürfte. Die Wurzel iſt abgebiſſen; die Blätter ſind weniger rauh, ſchön grün, tiefer ausgeſchnitten; der Stängel iſt auch weicher anzufühlen und geſtreifet; die Blume größer; der Kelch mit vielen und ſteifen, braunen oder ſchwärzlichen Haaren beſetzet, und der Saame ſelbſt oberwärts wollicht und viel kürzer als die Haarkrone.

Loh.

Loh, oder wegen des Gebrauchs, Gerberloh, kann alles dasjenige genannt

genennet werden, wodurch die Felle oder Häute der Thiere Lohegar gemachet, das iſt, ihrer natürlichen Feuchtigkeit und Fettigkeit entlediget, hingegen die Stärke ihrer Fäſerchen vermehret, die Dunſtlöcher zuſammengezogen, und das ganze Gewebe der Haut dichter und feſter gemachet werde. Hierzu hat man gemeiniglich nur die Rinde von einigen Bäumen, als ehedem der Tanne, und jetzo faſt allgemein der Eiche genommen, und um ſelbige bequemer zu gebrauchen, zu einem gröblichten Pulver geſtoßen, oder auf der hierzu eingerichteten Lohmühle ſtampfen laſſen, und ſolches Loh, Puluis coriarius genennet Damit dergleichen Loh aber ſeine Wirkung leiſten könne, müſſen die Häute zuvor dazu zubereitet werden. Deswegen leget man ſolche ins Waſſer, nimmt ſie wieder heraus, durcharbeitet ſie mit den Füßen, oder ſuchet ſolche mit den ſtumpfen Schabeiſen auf dem Schabebaume auszuſtrecken, wieder ins Waſſer einzuweichen, und ſo lange wäſſern zu laſſen, bis ſie ganz mit dem Waſſer durchzogen, und die Faſern merklich von einander getrennet, und gleichſam aufgelöſet ſind, daher auch die Häute alsdenn einen unangenehmen Geruch von ſich geben. Hierauf wird der noch anklebende Unrath abgeſchabet, und die Häute ausgehangen, damit das Waſſer abtröpfele. Nachher pfleget man ſolche in Kalchwaſſer zu legen, um ihnen ihre Fettigkeit zu benehmen, und ſie noch mehr aufſchwellen zu laſſen. Dieſes geſchieht in Gruben, welche in die Erde gemachet ſind. Man nennet dieſe Aeſcher, und ſelbige ſind in Anſehung der darinnen aufbehaltenen Kalchlauge verſchieden; indem die Häute nach und nach in ſtärkere Aeſcher geleget, und dazwiſchen wieder einige Tage außer dem Aeſcher übereinander geleget erhalten werden. Wenn die Häute in den ſchwachen, oder wie man ſolche nennet, abgeſtorbenen Aeſchern einige Wochen gelegen haben, ſpület man ſie mit Waſſer ab, und nimmt die Haare davon weg. Nachher werden ſie wieder in einen ſchwachen Aeſcher geleget, nach Befinden wieder herausgenommen, wieder eingeleget, und auf ſolche Art etliche, gemeiniglich vier Monathe abgewaſchen; hierauf in einen neuen und ſtarken Arſcher eingeleget, zuweilen herausgenommen, und wieder damit abwechſelnd ohngefähr vier Monathe fortgefahren. Manche veranſtalten auch den zwoten neuen Aeſcher, ſo daß die Häute zwölf Monathe über, theils in verſchiedenen Aeſchern, theils außer denſelben liegen. Nach dieſer Vorbereitung werden ſie auf dem Schabebaume mit dem Schabeiſen oder einem andern Werkzeuge über-

übergangen, ausgeſtrichen und der Kalch ausgedrücket, wieder in das Waſſer geweichet, herausgenommen, mit den Füßen getreten, wieder abgeſpület, und auf ſolche Art einigemal abgewechſelt. Dieſe Zubereitungen geſchehen nicht an allen Orten auf einerley Weiſe, und in manchen gebrauchet man außer dem Kalche, auch Aſche, Taubenmiſt und andere Sachen; welches wir alles übergehen, indem wir nur überhaupt dasjenige anführen wollen, wodurch das Gewebe der Haut ausgedehnet, ihre Fäſerchen mehr von einander getrennet, ihres natürlichen Leims beraubet, und in den Zuſtand verſetzet werden, den Loh anzunehmen, und durch deſſen Wirkung eine neue und andere Feſtigkeit zu erhalten, oder, wie man zu reden pfleget, Lohegar gemachet zu werden. Zu dem Ende werden die Häute in Gruben geleget, darinnen ausgebreitet, der Loh dazwiſchen gebracht; die Grube wohl bedecket, und Waſſer darauf gegoſſen. Wenn die Häute einige Monathe in dieſer Grube gelegen, werden ſie in eine andere gebracht, mit neuen Loh vermiſchet und nach vier oder fünf Monathen herausgenommen, in die dritte Grube geleget, und noch mit neuen Loh verſetzet. Wenn man warm Waſſer auf die Lohgruben gießt, wird man einen Theil der Zeit erſparen, und die Häute eher ausnehmen können. Man unterſcheidet demnach die kalte und warme Lohgare. Wenn die Häute lange genug in der Lohgrube gelegen, und gar genug ſind, werden ſolche im Schatten getrocknet, und weiter bearbeitet. Aus dieſem Verfahren erhellet deutlich, daß die Güte des Leders vornehmlich von der Lohgare abſtamme, mithin auf einen guten und tüchtigen Loh ſehr vieles ankomme. An einigen Orten erwählet man hierzu die Birken- an den meiſten die Eichenrinde. Man nimmt hierzu junge Eichen, und ſchälet die Rinde zu der Zeit ab, wenn der Saft im Frühjahre zu ſteigen anfängt, und die Knoſpen anfangen ſich zu öffnen. Man erwählet dieſe Zeit vornehmlich deßwegen, weil ſich alsdenn die Rinde am leichteſten abſondern läßt. An einigen Orten ſchälet man die ſtehenden, an andern die gefällten Bäume; bey beyden Arten leidet das Holz, und wird allemal merklich ſchlechter ausfallen, als wenn ſolches mit ſeiner Rinde bedecket geblieben. Nur diejenige Rinde von Eichen oder Birken giebt guten Loh, welche einen balſamiſchen Saft und harzichte Beſtandtheile enthält. Die äußern Lagen derſelben ſind öfters abgeſtorben und ausgetrocknet, und je älter dieſe Bäume ſind, deſto dicker iſt

dieſer unnütze Theil. Die beſte Eichenlohrinde ſoll, ehe ſie gemahlen wird, auswendig weiß, inwendig röthlicht, an der Holzſeite rauch, trocken, zerbrechlich, fleiſchfärbig ſeyn, und einen Geruch von ſich geben, welchen ſie auch noch behält, nachdem ſie gemahlen iſt. Diejenige hingegen wird für ſchlecht gehalten, welche äußerlich viele Ritze zeiget, auf der Holzſeite ſchwarz iſt, und einen ſchlechten Geruch von ſich giebt. Die gemahlene Rinde wird für ſchlecht gehalten, wenn ſie ſehr roth iſt, und wenn ſie ſich faſericht erzeiget. Die Rinde ſoll gut gemahlen werden; wenn ſolche nicht wohl zermalmet und gleichſam geöffnet worden, erhält man nur die halbe Wirkung davon. Wenn die Rinde gemahlen iſt, ſoll man ſolche nicht lange liegen laſſen, ſie verliert dadurch viel von ihrer Güte.

Dieweil aber durch den häufigen Gebrauch der Eichenrinde die Wälder ſehr ausgelichtet, und die Bäume in ihrem beſten Wachsthume niedergeſchlagen werden, auch dieſe Art Holz nicht in allen Gegenden und genugſamer Menge zu erlangen, hat man andere Mittel ausfindig, und damit die Häute Lohgar zu machen geſuchet. Und da der Nutzen des Lohes vorzüglich auf einer zuſammenziehenden und austrocknenden Wirkung beruhet, wird man leicht überzeuget werden, daß es dergleichen viele gäbe. Bey den wilden Calmucken werden die Pferdehäute mit der ſauergewordenen Pferdemilch zugerichtet. In Perſien, Egypten und andern Landſchaften von Afrika werden die Bock- und Ziegenhäute mit den unreifen Hülſenfrüchten der Acacie gegerbet. Der Schmack, oder die getrockneten Blätter und jungen Zweige des Sumachs, werden bey Verfertigung des Corduans faſt überall gebrauchet. In der Türkey erwählet man hierzu die Galläpfel. In Italien und Spanien werden der Erdbeerbaum, Zirgelbaum, Tamariſkenbaum, als Gerbepflanzen in Gebrauch gezogen. In Schweden hat man ſich unter andern der Rinde von der Bergweide, Salix caprea L. und der Beerentraube, und in Schleſien des Heidelbeerkrauts zum Gerben bedienet. Es giebt aber noch viele andere und zwar einheimiſche, darunter auch viele ſonſt ganz unnütze Pflanzen, welche zu dem nämlichen Endzwecke nützlich ſeyn können. Herr Hofr. Gleditſch hat mit vielen Verſuche angeſtellet, und mit Beyhülfe des Herrn Klein, ohne Baumrinde, oder ausländiſche Mittel Kalbleder, Corduan und dergleichen verfertiget. Nach den richtig angenommenen Grundſätzen des Herrn Gleditſchens beſteht die Grundmiſchung derjenigen Gewächſe,

wächſe, welche zum Lohgerben dienen können, in einem feuerbeſtändigen, entweder erdhaften, ſchleimichten, oder erdicht- harzicht- ſchleimichten Weſen. Bey einigen, von demſelben angegebenen, Pflanzen äußern ſich zwar auch andere wirkſame flüchtige Theile, welche aber hierzu nicht nothwendig erfodert werden, jedoch wenn ſie zugegen ſind, die Kräfte derſelben vermehren, und die Häute um deſto eher durchdringen werden. Die erſten, als die wahren Lohgerberpflanzen, haben faſt keinen, oder, nur einen ſehr ſchwachen Geruch, und ihr Geſchmack iſt herbe und zuſammenziehend; das ſicherſte Kennzeichen aber findet ſich bey ihrem Pulver, und der davon gemachten Brühe, wenn ſie mit einem reinen Eiſenvitriol vermiſchet wird. Dieſe Probe anzuſtellen, nimmt man die zu Pulver gemachte Pflanze, und vermiſchet ſolches mit einem aufgelößten reinen Eiſenvitriol, oder man ſchüttet dergleichen Vitriol in die, von dergleichen Pflanzen gekochte Brühe, welche zuvor durch Löſchpapier gereiniget iſt. Bey der Vermiſchung entſteht alsbald eine röthlichte, oder dunkelrothe, bald eine blaue, bald auch ſchwarze Farbe. Wobey aber auch wohl zu merken, daß man die Gegend, Witterung, Jahreszeit, und das Waſſer, wegen der vielfältigen Verſchiedenheit, wohl kennen, auch den Unterſchied der vielerley Häute wiſſen müſſe, wenn man wegen des wirklichen Nutzens und der dienlichen Anwendung der innländiſchen und neuen Gerbematerialien Verſuche machen und richtig beurtheilen will. Bey Beſchreibung der Pflanzen, und Anführung des verſchiedenen Nutzens derſelben in dieſem Naturſchauplatze haben wir zwar auch dieſe Benutzung, wo ſolche ſtatt findet, anzumerken, nicht unterlaſſen; wollen jedoch hier die meiſten zugleich namhaft machen, welche Herr Hofrath Gleditſch in ſeinem Verzeichniſſe angeführet. Die Ranken des Weinſtocks, welche jährlich abgeſchnitten werden; die unreifen Früchte und Rinde der Wurzel vom Schlehendorn; Zweige, Blätter und unreife Früchte von den Cornelkirſchen-, Ebereſchen- und Miſpelbäume; die Blätter von Erlen und Eichen, vom Kühnpoſte, Sauerampfe, Grindwurzel, Iris, Seeblume, verſchiedener Art des Fingerkrautes, ſonderlich des Gänſerichs, und der Farnkräuter, von beyden Arten Benedictkraut, Weiderich, Geißbart, Waſſerflöhkraut, Sperberkraut, Tormentill, Odermennige, Löwenfuß, Natterwurzel, Kannenkraut, Erdbeerkraut, Heidel- und Preußelbeerſtrauch, Johanniskraut, Baumlungenkraut, Heide, Brombeerſtrauch, Filipendel,

del, Sinngrün, Schwerdriedel, Wegebreit, Ruhrkraut, Rheinblume, einige Arten Storchſchnabel. Herr Schreber hat auch die Frucht der Roßkaſtanie empfohlen, und überhaupt angemerket, wie die Borke von Fichten und Kiefern, wegen der mehr harzichten Theile, vor allen andern nützlich angewendet werden könne. Herr Hennicke hat, außer der Tormentill, auch die Schwarzwurzel ſtatt des Lohes empfohlen. S. Fränkiſche Sammlung 2 Band S. 291. In England pfleget man die Eichenſägeſpähne, auf hierzu ſchicklichen Mühlen, in ein zartes Pulver zu verwandeln, und ſolches zum Lohgerben zu gebrauchen. Wir könnten leicht noch mehrere Pflanzen nennen, wenn wir auf ſolche Bedacht nehmen wollten, welche bey uns fremde und mit Mühe und Koſten zu erziehen ſind. Dergleichen aber gehören nicht hieher; Färberröthe zu bauen, um ſolche nur ſtatt des gewöhnlichen Lohes zu gebrauchen, wird wohl leicht niemand anrathen. S. Fränkiſche Samml. 2 Band.

Der von Baumrinden bereitete Loh giebt auch, wenn ſolcher dem Leder ſeine Kraft mitgetheilet, und auf dieſe Art ſeinen Nutzen geleiſtet hat, noch auf andere Weiſe einigen Gewinn, wenn ſolcher aus den Gruben geſchaffet worden. Der gemeinſte Gebrauch hiervon iſt die Feuerung, und damit dieſes füglich geſchehen könne, pfleget man ſolchen mit den Füßen zu kneten, in eine Form zu drücken, und die alſo bereiteten ſogenannten Lohkuchen an der Sonne zu trocknen. Dieſe brennen zwar nur ſachte und geben eine gelinde Wärme; aber eben aus der Urſache werden ſie von manchen Leuten gerne gebrauchet. Wenn man eine gelinde und ſich immer gleiche Wärme verlanget, wie in der Chymie öfters erfodert wird, ſchicken ſich dieſe Kuchen vortrefflich dazu, ſie halten überdies ſehr lange Kohlen, und wenn der ganze Kuchen Aſche zu ſeyn ſcheint, wird man unter der Aſche noch glüende Kohlen finden. Die übrigbleibende viele Aſche enthält wenig oder gar kein Salz, und ſoll daher mit anderer nicht vermiſchet werden, um den Seifenſieder nicht zu betrügen.

Noch einen andern Nutzen giebt der genutzte Loh in Anſehung der Gärtnerey. Herr Miller hat zuerſt ausführlich gelehret, wie ſolcher hierbey, und ſonderlich zu Anlegung der Treibebeete zu gebrauchen ſey. Man nimmt hierzu die Lohſpäne, wie ſie friſch aus der Grube gebracht werden. Sie dürfen, wenn ſie rechte Dienſte leiſten ſollen, nicht über drey oder vier Wochen alt ſeyn, weil ſie ſich ſonſt durchbrennen, zuſammenbacken, in Fäulniß gerathen und nicht wieder zu erwär-

 men

men ſind. Sie dürfen auch nicht zu naß ſeyn, wenn ſie ins Lohbeet gebracht werden, weil die Näſſe auch verhindert, daß ſie nicht in Brand gerathen. Man breitet ſie zuvor an einem luftigen und trocknen Orte aus einander, damit ſie gehörig austrocknen. Das Beet, worein man den Loh bringen will, muß rund umher ausgemauert, oder wenigſtens mit Bretern gut ausgeſchalet, auch auf dem Boden gepflaſtert ſeyn, damit ſich keine Erde unter die Lohſpäne miſche. Im feuchten Erdreiche muß ſolches auch genugſam über die Erde erhaben ſeyn, damit ſich kein Waſſer hineinziehe, und dadurch die Wärme geſchwächet werde. Nichts iſt dergleichen Lohbeeten nachtheiliger als die Näſſe. Sind die Lohſpäne zu enge eingeſchränket, erhalten ſie keine rechte Wärme; ein ſolches Beet ſoll zehn bis zwölf Schuh lang, auch drey- bis viertehalb Schuh tief ſeyn. Die Lohſpäne müſſen in dem Beete locker zu liegen kommen, man ſoll ſolche daher nicht eindrücken, noch weniger eintreten. Ein neu angelegtes Beet erfodert zwo bis drey Wochen Zeit, ehe es in Wärme geräth, und bey kalter Witterung wohl noch länger. Wenn die Wärme ſich einfindet, iſt ſie gemeiniglich anfangs zu ſtark, und die Pflanzen würden verderben, wenn man ſie zu der Zeit hineinſetzete. Man ſtecket daher hin und wieder in das Lohbeet kleine Stäbe bis auf den Grund, und wenn man dieſe herauszieht, kann man daran den rechten Grad der Wärme abnehmen, und merken, wenn die Töpfe hineingeſetzet werden ſollen. Dergleichen Stäbe läßt man beſtändig in dem Beete ſtecken, um auch dadurch zu erfahren, wenn die Hitze nachläßt, und wenn neuer Loh einzubringen. Ein gut angelegtes Lohbeet kann wohl drey Monathe die nöthige Wärme erhalten, und umgerühret gelaſſen werden. Wenn es kalt geworden, lockert man die Späne mit einer Hacke auf, miſchet etwas friſche darunter, wodurch das Beet neue, und auf einige Wochen hinlängliche Hitze erhält. Wollte man dergleichen Beet noch länger unterhalten, müßte endlich der alte Loh ausgeräumet und ſolches von neuen angefüllet werden. Dergleichen Lohbeete kann man auch oben mit durchgeſiebter Erde etwan acht Zoll belegen, und damit man zu ſeiner Zeit dieſe von dem Loh wieder füglich abnehmen könne, zwiſchen dem Loh und der Erde eine dünne Schicht Stroh legen. Dieſe mit Erde belegte Lohbeete dienen ſtatt der ordentlichen Miſtbeete, und man kann darauf Gurken, Melonen und andere Gewächſe pflanzen, und darinnen

nen wachſen laſſen. Da hingegen diejenigen, ſo aus lauter Loh beſtehen, nur dazu dienen, daß man die Töpfe, in welchen die Pflanzen ſtehen, darauf ſetze, oder dieſe in den Loh eingrabe, und die Wärme durch den Scherbel der Erde und der Wurzel mittheile. Die Lohbeete unterhalten die Wärme länger, als die Miſtbeete, geben auch keinen Dampf von ſich, und ſchicken ſich daher vorzüglich in die Treibehäuſer. Dergleichen Beete ſind zur Unterhaltung und Treiben der zarten ausländiſchen Gewächſe, ſonderlich der Ananas faſt unentbehrlich. Außerdem giebt auch der aus den Beeten ausgeworfene Loh noch weiter einigen Nutzen, wenn man ſolchen entweder mit der leimichten, ſteifen und fetten Gartenerde vermiſchet, oder auch nur die Erde damit bedecket. Im letzten Falle kann man dadurch das Unkraut am beſten vertilgen, im erſten aber das Wachsthum der Pflanzen befördern. Ob dieſer, mehr als einmal abgenutzte, Loh wirklich eine Düngung abgäbe, oder nur das Erdreich locker erhalte, und deswegen zu beſſern Wachsthum der Pflanzen etwas beytrage, ſind die Gärtner nicht einerley Meynung. Wir glauben jedoch, daß der Loh, wenn ſolcher mehr und mehr zerſtöret und aufgelößet werden, wirklich einen Dünger abgäbe. Wir haben in eines Lohgerbers Garten, unter andern groß und geilwachſenden Pflanzen, Nelkenſtöcke geſehen, an deren jeden mehr als zwanzig große, lange und dicke Ableger ſaßen, und eben ſoviel, auch noch mehrere mit den ſchönſten und größten Blumen beſetzte Spielen getrieben. Die Stöcke ſtunden im Lande, und waren gleichſam in Loh eingefüttert. Wenn der Loh das Erdreich nur locker mache, würde man ſelbigen auch bey Zwiebeln gebrauchen können. Ein guter Freund kam bey dieſer Meynung ſchlecht weg. Er ließ das Beet, worinnen im Frühjahre die Tulpen gut gewachſen und ſchön geblühet, mit Gerberloh vermiſchen, und Erde und Loh recht wohl untereinander mengen, ſolches einige Wochen liegen, und hierauf mit den Tulpenzwiebeln nach gewöhnlicher Art belegen. Künftiges Frühjahr wollten keine Blätter zum Vorſchein kommen, und als er die Erde wegräumte, fand er alle Zwiebeln in der beſten Ordnung liegen, alle aber waren verfaulet. Ranunceln und Anemonen, welche Herr Miller in ſolche Erde geleget, ſind auch verdorben. Man könnte auch die Gänge in den Gärten, ſonderlich zwiſchen den Beeten damit belegen. Das Unkraut wird ſich darinnen nicht erhalten, und die Gänge niemals grüne werden. Es entſteht aber hieraus eine Unbequem-

bequemlichkeit, wenn man auf dergleichen Gängen herumſpatzieret, und hernach in die Stuben kommt, wird man allenthalben Fußſtapfen zurücklaſſen.

Loheiche. S. Eiche.

Lohöniſche Schnecke. S. Luhoneſer Schnecke.

Lolch.

Lolch und Treſpe ſind zween gewöhnliche, aber nicht allemal gehörig beſtimmte Namen, und man verwechſelt dadurch öfters Pflanzen, welche gänzlich von einander unterſchieden ſind. Damit wir aber dieſe Namen beybehalten, und jeden in der eigentlichen Bedeutung gebrauchen können, verſtehen wir, mit Herr Dietrichen und einigen andern, unter Lolch das Grasgeſchlecht Lolium, und unter Treſpe das andere Grasgeſchlecht, Bromus. Von dieſem wird an ſeinem Orte gehandelt werden. Der Lolch blühet in einer zwozeilichten Aehre; die Aehrchen, woraus ſelbige beſteht, berühren faſt einander, ſind auf den Seiten zuſammengedrücket, und mit dem Rücken gegen den Halm zugekehret. Jedes Aehrchen beſteht aus vielen Blüthen, und dieſe alle umgiebt ein einziges Bälglein; da gemeiniglich bey den Gräſern zwey Bälglein zugegen, wird das zweyte hier durch den Winkel des Stängels erſetzet, indem ſolcher wie ein Bälglein ausgehöhlet iſt, und das Aehrchen darinne genau anſitzet. Jede Blüthe beſteht aus zwo Spelzen, deren äußerliche größer, hohl, zugeſpitzet, und gemeiniglich ohne Granne, die innerlich geſtellte Spelze aber kleiner, flach und ſtumpf iſt. Das übrige kömmt mit den meiſten Grasgeſchlechtern überein. Man zählet drey Staubfäden und zween gekrümmte Griffel mit haarichten Staubwegen. Die Spelzen umgeben den Saamen, laſſen ſolchen aber bey der Reife fallen; es iſt ſelbiger länglicht, auf der einen Seite etwas erhaben, auf der andern mehr platt und zuſammengedrücket. Adanſon hat wahrgenommen, daß die eine Spelze bey den untern Aehrchen mangele, hingegen bey den obern ſich mehr und mehr verlängere; aber Herr Willich giebt vor, wie bey den untern Aehrchen die innerliche Spelze kürzer und bey den mittlern ſchmal ſey, bey den obern aber ganz mangele. Dergleichen Verſchiedenheit, wenn ſolche auch vorkommen ſollte, wird doch nicht machen, daß man den Lolch verkenne, indem das einzelne Bälglein ein unveränderliches Kennzeichen abgiebt. Bey der Treſpe ſind die vielblümichten Aehrchen von zwey Bälglein umgeben, die untere Spelze oberwärts

wärts geſpalten, und mit einer Granne beſetzet, und der Saame fällt nicht aus, ſondern iſt mit den Spelzen verwachſen.

1) Der jährige, grannichte Lolch, auch Treſpe und Lulch, Taumellulch, Töberich, Tollkern, Durt, Dippelhaber, Schwindelhaber genannt, Lolium temulentum Linn. wächſt auf den Aeckern, ſonderlich zwiſchen der Gerſte und Haber häufig als Unkraut. Die Wurzel iſt jährig, der Stängel ohngefähr eine Elle hoch, und durch Gelenke abgetheilet. Die grasartigen Blätter ſind ſchmal und glatt; die Aehre iſt öfters über eine Spanne lang; die Aehrchen ſtehen locker, oder etwas von einander entfernet. Das Bälglein iſt ſo lang als das Aehrchen, gemeiniglich mit einer geraden Granne beſetzet, welche jedoch bisweilen gänzlich mangelt. Jedes Aehrchen beſteht aus acht Blüthen. Die äußerliche Spelze endiget ſich mit einer Granne, welche bald kürzer, bald länger, auch ganz unmerklich iſt. Der Saame iſt eyförmig, auf beyden Seiten zuſammengedrücket und kleiner, als alle Getraideſaamen. Das Getraide wird dadurch verunreiniget, und man ſoll ſehr darauf acht haben, da der Genuß davon ſchädliche Folgen nach ſich zieht. Der Saame ſchmeckt ſüßlich und nicht widerlich, enthält aber ein ſcharfes flüchtiges Weſen, und dadurch verurſachet deſſen Genuß heftige, auch wohl tödtliche Zufälle bey Menſchen und Thieren. Die berauſchende und ſchlafmachende Wirkung iſt zwar die gewöhnlichſte, man hat aber auch Schwindel, Beängſtigung, Zuckungen, Raſerey, Lähmungen wahrgenommen. Zuweilen iſt der Tod langſam, zuweilen auch geſchwinde erfolget, und in dem letzten Falle hat man den Magen ganz zuſammengezogen angetroffen. Bey Menſchen, Pferden, Schweinen, Hunden, Hühnern und Gänſen hat dieſer Saame ſeine ſchädliche Wirkung, nur auf verſchiedene Art, bewieſen. Ein ſparſamer Genuß iſt vielleicht unſchädlich. Man will damit Hühner und Schweine fett gemachet haben, und in dem Wittenb. Wochenbl. 1776. No. 44. wird eine Erfahrung beygebracht, wie der Haber, wenn er nicht ſehr mit Lolch vermenget iſt, den Pferden keinen Schaden thue, aber auch angemerket, daß er leicht Koller, Blindheit und Verſchlagen bey den Pferden verurſachet habe. Haber, worunter der Lolch ſich wie viere zu ſechzehn verhielt, brachte dieſe jetzt erwähnten Zufälle hervor. Eben ſo gieng es einem andern Wirthe, welcher dreyßig Gänſe in vierzehn Tagen verlohr, die mit Gerſte gefüttert worden, worunter viel Lolch gemiſchet war. Man ſoll daher lieber den Gebrauch

brauch davon gänzlich, oder ſo viel möglich, unterlaſſen, indem auch deſſen ſchädliche Wirkung bey verſchiedenen Zubereitungen unverändert bleibt. Wenn man aus Gerſte, die mit dergleichen Saamen vermiſchet iſt, Bier brauet, wird man durch deſſen Genuß nicht allein ſtark berauſchet, ſondern auch einige Zeit ganz blind werden. Brod, ſo aus dergleichen unreinen Korne gebacken wird, iſt ſchwarzblau und berauſchet auch, nur weniger, als das Bier. Wollte man dergleichen Brod warm eſſen, ſo würden die Zufälle gewiß heftiger erfolgen. Herr von Linné will dergleichen Brod für unſchädlich halten; gewiß nur alsdenn könnte es ohne Schaden abgehen, wenn ſehr wenig Lolch untergemiſchet. Dergleichen verunreinigtes Mehl iſt in Suppen nicht weniger ſchädlich. Die Lolchſaamen zu Mehl geſtoßen, und dieſes äußerlich auf ſchmerzhafte Theile des Körpers geleget, haben die ältern Aerzte als ein ſchmerzſtillendes Mittel angerühmet. Leinſaame iſt viel kräftiger hierzu, und dergleichen Gebrauch ſoll die Vertilgung dieſes Unkrautes nicht verhindern. Dieſes iſt diejenige Lolchart, von welcher man ehedem behauptete, als ob ſolche aus dem Waizen entſtünde, und der Waizen in Lolch ausartete. S. Ausartung. Die feuchte Witterung befördert das Wachsthum dieſes Unkrautes, und dadurch wird der gute Saame erſticket. Da wir auch das fabelhafte aus mancherley Urſachen anzuführen pflegen, bemerken wir noch, wie man aus dieſer Pflanze Kränze gebunden, und ſolche um die Obſtbäume gehängt, um dadurch zu verhindern, daß die Früchte nicht unreif abfallen.

2) Der dauernde grannenloſe Lolch, Lolium perenne L. Dieſe Art hat viele andere Namen und vielleicht einige davon mit der erſten gemein, als ſüßer Lulch, Graslauch, oder Graslulch, Dinkelſpelze, Wilddinkel, Dort, Twalch, Peterskorn, Rothwildhafer, Taubenkorn, Maushaber, Mausgerſte. Er wächſt häufig auf den Wegen um die Hecken und Zäune. Die dauerhafte, zäſerichte Wurzel treibt viele, anderthalb Schuh lange Halme, welche anfangs ſchief, hernach aber gerade und aufgerichtet ſtehen, und dichten Raſen machen. Die Blätter ſind ein oder zwo Linien breit, und ſcheinen, wenn man rückwärts über ſelbige hinfährt, rauh zu ſeyn. Die Aehre wächſt von einem halben bis ganzen Schuh lang; wie denn auch die Größe der Blätter und Höhe des Halms zunimmt, wenn die Stöcke in zugerichteten guten Lande ſtehen und gehörig gebauet werden. Jedes Aehrchen beſteht aus acht Blüthen. Das gemeinſchaftliche Bälglein

kömmt der Länge nach in jungen Pflanzen dem Aehrchen gleich, in ältern iſt es etwas kürzer. Die äußere Spelze iſt größer, hohl, ſpitzig und gemeiniglich ohne Granne, grünlicht mit weißen Rändern, die innere flach und weißlich. Das ganze Anſehen dieſes Graſes iſt hart und blaulichtgrün. Dieſes iſt das Ray- oder Rye-gras der Engländer, und wird daher das Engliſche Raygras zum Unterſchiede des Franzöſiſchen Raygraſes genant. Auch der Franzoſen Fromental, ingleichen die Mauergerſte werden zuweilen für das Engliſche Raygras ausgegeben, beyde aber ſind dafür nicht anzunehmen. Die Mauergerſte wird wegen der langen Grannen von keinem Viehe berühret.

Dieſe Art Lolch leidet mancherley Veränderungen, und Hr. von Haller hat derſelben ſechſe angemerket: a) mit einer Granne an der äußerlichen Spelze; b) mit gedrängten und dicht an und über einander gelegten Aehrchen, welche ſich ganz flach ausbreiten, und aus zehn bis zwölf Blumen beſtehen; c) mit breiten Blättern; d) mit kriechenden Wurzeln; e) mit minder zwozeiligen Aehren und rundern fünfblümichten Aehrchen; f) von veränderter Farbe, als rother und weißer. Die Engländer empfehlen dieſes Gras ſonderlich als ein gutes Futter für die Schaafe. Dieſe ſollen es vorzüglich lieben. Es ſoll auch die Gefahr mindern, in welche das Vieh durch die Blähungen verſetzet wird. Schädliche Eigenſchaften beſitzt dieſe Art nicht.

Der Anbau im Großen iſt wohl nicht mit Nutzen zu veranſtalten. Die Stöcke dauern ſelten über drey Jahre und die Wurzeln machen die Erde ſo feſt, daß darauf keine andere gut fortkömmt. Da dieſe Art auf lettigen und kalten Boden wächſt, könnte ſolche in manchen Gegenden genutzet werden, zumal wenn es daſelbſt an andern und beſſern Futter mangelt.

Lontarus.

S. Palme.

Loockgummi.

Dieſes wird aus Japan überbracht und daſelbſt, wie der Maſtix, bey Kopfſchmerzen auf die Schläfe gebunden. Der Farbe nach gleicht ſolches dem Bernſteine. Weiter haben wir davon keine Nachricht finden können.

Looſa.

Looſa iſt ein Pflanzengeſchlecht, welches Herr Adanſon zuerſt genannt, Herr Jacquin genau beſtimmet, und in der Murrayiſchen Ausgabe auch Herr von Linné angenommen hat. Die vom Pater Fevillee unter den Peruvianiſchen

Pflanzen beſchriebene Ortiga chilenſis vrens iſt vielleicht die nämliche, wenigſtens nur eine Art davon bekannt, und man will ſolche im deutſchen die peruaniſche Brennneſſel nennen. Nach des Fevillee Beſchreibung iſt die Wurzel in Zweige vertheilet und fäſericht. Der aufgerichtete Stängel wird durch Knoten abgetheilet, welche ſechs bis ſieben Zoll von einander entfernet und mit ſcharfen, zarten Stacheln beſetzet ſind. Die Blätter ſtehen einander gegen über. Die Stiele derſelben ſind gleichfalls mit Stacheln beſetzet, dergleichen auch auf der obern und untern Fläche der Blätter ſich befinden. Die Blätter ſind wie bey dem großen orientaliſchen Mohne geſtaltet, nach Art der gefiederten in Lappen zerſchnitten und dieſe wieder ausgezacket. Aus den Winkeln der Blätter treiben Zweige, und bey dieſen aus dem Blätterwinkel geſtielte Blumen. Der Kelch ſitzt auf dem Fruchtkeime und beſteht aus fünf lanzetförmigen, ausgebreiteten und am Rande rückwärts gebogenen Blättern. Die fünf gelben, großen, ausgebreiteten Blumenblätter ſind unterwärts ſchmal, und zwiſchen denſelben ſitzen fünf andere, etwas kleinere, lanzetförmige, runzlichte, weiße, mit rothen und grünen Puncten gefleckte und gleichſam mit zwo Grannen beſetzte Blättchen, welche ſich gegen einander richten und einen ſpitzigen Kegel abbilden; dieſe hält man für Honigbehältniſſe. Den Zwiſchenraum dieſer Honigblättchen nehmen viele Staubfäden ein, ſo daß bey jedem Blumenblatte ohngefähr funfzehn zu ſtehen kommen, und alle zuſammengenommen gleichſam fünf Bündelchen ausmachen, ſie ſtehen anfangs aufgerichtet, nachher biegen ſie ſich rückwärts. Der Griffel trägt einen ſtumpfen Staubweg. Das Saamenbehältniß öffnet ſich an der Spitze mit drey Klappen, iſt einfächericht, und die vielen kleinen Saamen ſitzen der Länge nach auf einer erhabenen Linie, welche ſich von unten nach oben bis zu den Klappen erſtreckt. Die Pflanze iſt jährig und vom Herrn Jacquin in dem botaniſchen Garten zu Wien aus dem Saamen erzogen worden.

Lootsmann.

Lootsmann, nach Müllern ein Linnäiſcher Stachelbarſch, Gaſteroſteus Ductor gen. 169. ſp. 2. eine Art der Piloten, welche die Hayfiſche zu begleiten und zu führen pflegen. ſ. Stachelbärſche.

Lopezwurzel.

Gaubius in ſeinen Aduerſariis, welche zu Leiden 1771. ausgegeben worden, giebt von dieſer Wurzel die erſte Nachricht. Sie ſtammet aus Indien her, iſt ein vor-

trefflicheſ

treffliches Mittel wider die Bauchflüſſe, und hat von Johann Lopez den Namen erhalten. Nach der Nachricht, die derſelbe aus Indien empfangen, wird die Wurzel von der Inſel Madagaſcar, und eigentlich von Goa über Malacca nach Batavien gebracht, und von vielen der daſigen Einwohner wider Durchfälle, Fieber, Zuckungen der Nerven gelobet, von andern aber gering geſchätzet. Die Naturgeſchichte der Pflanze iſt noch unbekannt, auch noch ungewiß, ob Goa das eigentliche Vaterland derſelben ſey. Man hält ſelbige für einen Baum. Die Wurzel iſt holzicht und im friſchen Zuſtande wenigſtens zween Daumen dick; das Holz weißlicht, leicht, an den kleinern Zweigen überall gleich dichte, an den größten gegen die Rinde lockerer, ſchwammichter und weißlicher, gegen das Mark härter, dichter und weißröthlich. Die Rinde war grob, runzlicht, graulicht, gleichſam wollicht, rauch und dick. Weder bey dem Reiben noch Anzünden äußert ſich ein beſonderer Geruch; der Geſchmack war wie todtes Holz; ſie blieb nicht lange gut, und der rindige Theil wurde bald zerfreſſen. Auch mit Waſſer abgekochet, gab ſie keinen beſondern Geſchmack. Der eingekochte Trank war etwas bitterlich; der Trank mit Eiſenvitriol vermiſchet, giebt keine Dinte; mit Weingeiſt vermiſchet verändert dieſer kaum merklich ſeine Farbe, wenn aber hierzu Waſſer geſetzet wurde, ſchien ſich eine ölichte Materie niederzuſchlagen, und als der Weingeiſt abgezogen wurde, blieb etwas zurücke, das einem Balſam ähnlich war, im Feuer aufſchwoll, brannte, faſt wie Opium, und etwas bitter ſchmeckte. Vielleicht wirket die Wurzel wie das Opium und vermittelſt einer betäubenden Kraft. Die Lopezwurzel ſoll vor der Simaruba den Vorzug haben, jedoch der Columbawurzel nachzuſetzen ſeyn. Sie wird am beſten in Pulver gegeben, doch hat die Tinctur gleiche Wirkung geäußert. Hr. Gaubius erhielt davon ſieben Pfund, und hat damit Verſuche angeſtellet, auch ihre Wirkung bey Bauchflüſſen bewährt gefunden. Sonderlich hat ſelbige bey dem entkräftenden Durchfalle der Schwindſüchtigen ſich kräftig befunden.

Lorbeer, alexandriniſcher.

S. Kusken.

Lorbeerbaum.

Laurus. Die Blume hat keinen Kelch, ſondern nur ſechs eyförmige, zugeſpitzte, vertiefte, aufrechtſtehende Blumenblätter, wovon jedoch wechſelsweiſe drey mehr auswärts und drey mehr einwärts geſtellet ſind. Um den Fruchtkeim ſtehen drey gefärbte Honigdrüſen, deren jede ſich mit zwo Borſten endiget. Die neuen

Staub-

Staubfäden ſind kürzer als die Blumenblätter und in drey Reihen geſtellet; alle tragen, nicht ſowohl an der Spitze als ſeitwärts, einen Staubbeutel; an jedem von denjenigen dreyen, welche die innerſte Reihe ausmachen, ſitzt ein kurzes Stielchen, und auf dieſem ruhen zween kugelförmige Drüſen. Der einfache Griffel endiget ſich mit dem ſtumpfen ſchiefen Staubwege. Die trockene, eyförmige, zugeſpitzte Beere enthält eine ähnliche Nuß. Dieſes Geſchlecht vereinigt die koſtbarſten Arzneyen und gewürzhaften Bäume, als den eigentlich ſo genannten Lorbeer- Zimmet- Campfer- Benzoes- und Saſſafrasbaum, auch die Perſeam und Borboniam des Plumier; daher es auch kömmt, daß die jetzt angegebenen Geſchlechtskennzeichen bey einem und dem andern merklich verſchieden ſind. Da jedoch bey allen Arten die innere Reihe der Staubfäden mit den Drüſen beſetzet iſt, und Herr von Linné dadurch das eigentliche und beſondere Geſchlechtskennzeichen beſtimmet, kann man wohl, zumal auch bey einigen die wahre Beſchaffenheit der Blume noch nicht völlig bekannt iſt, dieſe Vereinigung annehmen, und hierinnen Herrn von Linné folgen. Nach unſerer Einrichtung haben wir den wohlriechenden Aſant, Avogatobaum, Campfer, Culilaban, Saſſafras und Zimmetbaum, und bey dieſem die Caſſia beſonders angeführet, und handeln hier von dem eigentlichen Lorbeerbaume und einigen andern damit verbundenen Arten, bey welchen wir auch diejenigen Abweichungen anmerken wollen, welche ſich in der Blüthe zeigen. Die Kennzeichen, wodurch die Arten dieſes Geſchlechts zu beſtimmen, hat Hr. von Linné meiſtentheils von den Adern oder Nerven der Blätter entlehnet; welche aber nicht hinlänglich ſcheinen. Beſſer und deutlicher könnte man ſolche von der Verſchiedenheit der Blüthe hernehmen; nur ſchade, daß dieſe ſo ſelten zum Vorſchein kömmt.

1) Der gemeine **Lorbeerbaum** mit vierblätterichter **Blüthe**, **Laurier**, Laurus nobilis Linn. Griechenland und Italien ſind das Vaterland. Die Höhe könnte anſehnlich ſeyn, wenn wir nicht durch die Kunſt den Stamm niedriger machten; man findet daher Bäume mit anſehnlichen Kronen, deren Stamm ſechs, auch nur vier oder drey Fuß Höhe hat. Die Rinde am Stam̃e iſt braun, oder mehr ſchwärzlich, an den Aeſten mehr röthlich. Die Blätter ſtehen ziemlich dichte bey einander, halten aber die wechſelsweiſe geſtellte Ordnung, ſie ſind feſte, glänzend, lanzetförmig, am Rande völlig ganz, oder ſchwach wellenförmig ausgebogen, zuweilen auch kraus; an den jungen

Bäumchen gemeiniglich viel gröſser, hellgrüner und am Rande glätter, bey den ältern aber kleiner, dunkelgrün und am Rande uneben. Unterwärts ſieht man an den Winkeln, wo die Seitenäſte von der mittelſten Hauptader abgehen, etwas wollichtes, und zuweilen ſtatt deſſen eine drüſenartige Vertiefung. Sie fallen nicht ab, auch die alten vertrockneten Blätter muß man gemeiniglich abbrechen, wenn die Krone damit nicht verunzieret werden ſoll. In den Gärten unterhält man auch eine Spielart mit vergoldeten Blättern. Bey der Blüthe haben wir folgendes bemerkt. Aus dem Blattwinkel treibt ein kurzer, dicker Stiel, welcher ſich in zween längere theilet; bey der Theilung ſteht an jedem Stiele ein kleines Deckblättchen. Jeder von dieſen beyden Stielen theilet ſich wieder in drey, vier, auch fünf andere Stielchen, deren jedes eine Blume trägt. Bey der zwoten Abtheilung der Stiele ſtehen auch einige, gemeiniglich vier, vertiefte Deckblätter, deren Anzahl aber unbeſtimmt zu ſeyn ſcheint, und welche, wie die zwey erſtern, zeitig abfallen. Hr. Hofer in den Act. Heluet. Vol. I. will die letztern für die allgemeine Blumenhülle annehmen, wir finden aber zwiſchen dieſen und andern Deckblättern mehrere Aehnlichkeit. Der Blumenbüſchel raget nicht über die Blätter hervor. Die eigentliche Blumendecke beſteht mehr aus vier verſchiedenen weißlichen Blättern, als aus einem, welches in vier Haupttheile getheilet wäre. Herr von Haller in dem Verzeichniſſe der Göttingiſchen Pflanzen nennt ſolche Kelch- wir aber lieber Blumenblätter. Gemeiniglich ſind die Blumen nur männlich, oder nur weiblich. Niemals zeigen ſich dieſe auf einem, ſondern auf zween verſchiedenen Bäumen, doch trifft man auch zuweilen Zwitterblumen an. Wir haben acht und neun, auch zwölf Staubfäden gezählet, und Hr. v. Haller hat an den innerlich geſtellten Staubfäden keine, an den andern aber unter dem Staubbeutel gepaarte Drüſen und einen breiten ausgehöhlten Staubweg wahrgenommen. Der Staubweg iſt uns immer ſpitzig vorgekommen. In den männlichen Blumen hat Herr Hofer die drey borſtigen Honigdrüſen nicht wahrgenommen. Vielleicht fehlen dieſe allemal, weil ſolche an dem Fruchtkeime ſtehen, und dieſer bey dergleichen Blumen mangelt. Herr von Haller rechnet den Lorbeerbaum auch unter die Einwohner der Schweiz, und in der neuen Ausgabe der Schweizeriſchen Pflanzengeſchichte beſtimmt er deſſen Höhe auf zwanzig bis dreyßig Fuß, nimmt den allgemeinen vierblätterichten Kelch und vier Blumenblät-

menblätter an, zählet in der männlichen Blume ſieben bis dreyzehn Staubfäden, welche in drey Reihen geſtellet, und davon die äußerlichen ſo zu reden nackend, von den innerlichen aber die mehreſten mit zwo kurzgeſtielten Drüſen beſetzet ſind. In der Zwitterblume hat derſelbe nur vier Staubfäden mit vollkommnen und gehörnten, die übrigen aber mit unvollkommenen Staubbeuteln, und in den weiblichen einen eingekerbten Staubweg angegeben. Dieſe und noch viele andere Abweichungen, welche die Schriftſteller bey den Blüthen dieſes Lorbeerbaumes angemerket, hat Herr Trew ſorgfältig geſammelt, und nebſt einer weitläuftigen allgemeinen Geſchichte des Lorbeergeſchlechts in den Schriften der Kaiſerlichen Naturforſchenden Geſellſchaft vorgetragen. S. Eph. Nat. Cur. Vol. II. p. 323 ſq. Er ſelbſt hat ſowohl männliche als weibliche Blumen im friſchen Zuſtande unterſuchet, beſchrieben, und davon genaue Abbildungen gegeben. Herr Trew nimmt nur ein Blumenblatt an, indem deſſen vier Theile unterwärts mit einander verwachſen ſind, auch nicht abfallen, ſondern nur vertrocknen. An der Spitze der weißen und platten Staubfäden ſitzen die goldgelben Staubbeutel auf beyden Seiten an, ſo daß ſolche gleichſam doppelt ſind und mit einander einen länglichten oder eyförmigen Körper abbilden. Einige von dieſen Staubfäden tragen unter dem Staubbeutel auf beyden, zuweilen auch nur auf einer Seite, eine, auch wohl zwo kurze geſtielte Drüſen. Die Anzahl der Staubfäden hat Herr Trew ſehr verſchieden gefunden. Die ſiebente und ellfte war die gewöhnlichſte, die neunte, zehnte und zwölfte ſelten, und nur an einer Blume zählte derſelbe dreyzehn Fäden. Wenn die Zahl ungleich war, ſtand der eine Staubfaden in dem Mittelpuncte der Blüthe. Die mit Drüſen beſetzten Staubfäden waren auch der Zahl nach verſchieden, gemeiniglich mangeln dieſe an den vier äußerlichen, zuweilen waren alle damit beſetzet und manchmal war, ſtatt zwo Drüſen, nur eine an jeden Faden befindlich. Die weiblichen Blumen beſitzen auch Staubfäden, aber in weniger Anzahl und veränderter Geſtalt. Hr. Trew hat beſtändig nur vier Staubfäden bey dieſen wahrgenommen. Keiner war jemals mit Drüſen beſetzet, und das ſpitzige Ende ragete über den goldfarbenen Staubbeutel hervor. Dieſe Beutel zeigten kein mehlichtes Weſen, und verwelkten nach und nach. Der Griffel war etwas gekrümmt und der Staubweg geſpalten. Hr. Trew hat auch zween Griffel geſehen, in keiner Blume aber um den Fruchtkeim Honigdrüſen entdecken

decken können. Alle dieſe und unter einander verſchiedene Beobachtungen haben wir deswegen hier anführen wollen, damit man deutlich überführt werde, wie die Pflanzen, wenn ſie in einer fremden Gegend unterhalten werden, auf mancherley Weiſe auch in der Blume zu ſpielen pflegen, und wie ungewiß die Kennzeichen ſind, welche man außer dem Geburtsorte anzumerken pfleget. Die Frucht iſt einer kleinen Kirſche ähnlich, eyförmig oder mehr länglicht, ſchwarz, und enthält unter einer dünnen Schale einen röthlichbraunen oder ſchwärzlichen Kern, welcher ſich der Länge nach in zween Theile ſpaltet.

Dieſer Baum wurde in den ältern Zeiten in beſondern Ehren und Werthe gehalten. Die Poeten dichten, wie ſolcher dem Apollo gewidmet worden, weil die Daphne, in welche derſelbe verliebt geweſen, in dieſen Baum verwandelt worden. Er war ein Zeichen des Siegs, und die Siegenden trugen entweder einen Lorbeerkranz auf dem Haupte, oder einen Lorbeerzweig in der rechten Hand. Weil die Poeten vorgegeben, daß die Muſen auf dem Parnaßberge in einem Lorbeerwalde ihren Sitz genommen, iſt vermuthlich die Gewohnheit entſtanden, die Poeten mit Lorbeerkränzen zu zieren. Wir übergehen andere dergleichen Erdichtungen und Gewohnheiten, und betrachten den nützlichen Gebrauch dieſes Baumes in der Arzneykunſt. Man bedienet ſich der Blätter und Beeren. Die Blätter haben einen ſtarken gewürzhaften Geruch, und ſcharfen, etwas bittern, gelinde zuſammenziehenden Geſchmack. Man kann mit Waſſer ein Oel daraus ziehen. Man kann ſolche füglich zu den Gewürzen rechnen, und man bedienet ſich auch derſelben öfters in der Küche, um die Speiſen damit zu würzen, und ihren Geſchmack zu erhöhen. Man kann daher alles dasjenige auch von dieſen Blättern hoffen, was andere Gewürze zu leiſten vermögend ſind. Man kann ſie zu Pulver reiben, auch als einen Thee trinken, auch den davon bereiteten Trank zu den Clyſtiren gebrauchen. Sie ſollen vornehmlich dem weiblichen Geſchlechte zuträglich und wider die Mutterbeſchwerungen nützlich ſeyn. Im Gentlem. Mag. 1753. wird eine Salbe, aus geſtoßenen Lorbeerblättern und Baumöl zubereitet, als ein Mittel, die Geburt zu befördern, empfohlen, wenn ſolche auf den Nabel der Gebährenden geleget wird. Das davon abgezogene Waſſer ſoll, nach Herr Cantwells Angeben, ein Gegengift des Kirſchlorbeerwaſſers ſeyn. Die Früchte, welche gemeiniglich Lorbeeren genannt werden, erhält man aus Spanien, Italien, Lan-

guedoc, Provence; es ſollen ſelbige ſchwarzbraun, voller Oel, und nicht ſchimmlicht ſeyn. Sie erhitzen mehr als die Blätter, daher auch der Gebrauch davon mehr eingeſchränket iſt. Ueberhaupt gebrauchet man ſolche heut zu Tage ſelten. Schleimichte Säfte aufzulöſen, und wenn aus dieſer Urſache die monathliche Reinigung mangelt, können ſie nützlich ſeyn. Man bereitet daraus verſchiedene Oele; das mit Waſſer abgezogene, oder weſentliche Oel kommt mit den andern gewürzhaften Oelen überein. Es iſt ſehr hitzig, und kann nur bey kalten Naturen wider die Blähungen, Colic, Mutterbeſchwerungen und dergleichen Zufälle gebrauchet werden. Aeußerlich iſt es ein nervenſtärkendes und kräftig zertheilendes Mittel, und wird bey Lähmungen, dem Hüftweh und dergleichen Krankheiten gerühmet. Außer dieſem Oele verfertiget man auch dergleichen auf andere Art. Man kochet entweder die Beeren mit Waſſer, und drücket ſolche aus, da denn das Oel auf dem Waſſer wie ein grünes Fett ſchwimmet, oder man preſſet nur die zerriebenen Beeren. Dieſe beyden Oele ſind viel ſchwächer als das weſentliche, werden auch nur zu Clyſtiren gebrauchet, oder mit andern Salben vermiſchet, und zum äußerlichen Gebrauche, mehr bey Thieren als Menſchen angewendet. Der gemeine Mann nennet dieſes, Koról. Herr v. Haller erinnert, wie die Lorbeeren von den Aerzten nicht genugſam unterſuchet und gehörig geſchätzet worden, vielleicht iſt es aber gut, daß wir derſelben Wirkungen nicht recht kennen, vielleicht möchte dadurch mehr Schaden als Nutzen geſtiftet werden, indem man ſchon wahrgenommen, daß ſie das Blut in heftige Wallung ſetzen, und ſind wegen der allzuſtark treibenden Wirkung längſtens verdächtig geworden.

2) Der indianiſche Lorbeerbaum mit höckerichten Aeſten, der unächte Zimmetbaum, der oſtindiſche breitblätterichte Lorbeerbaum, Laurus regia vel indica L. Heiſter nimmt dieſe Art als ein beſonderes Geſchlecht unter dem Namen Farneſia an. Wächſt in Amerika, ſonderlich in Virginien. Browne hat ſolchen in Jamaika gefunden, und Miller meldet, wie er aus den canariſchen Inſeln nach Portugall gebracht, und daſelbſt gleichſam einheimiſch geworden. Er ſoll dreyßig bis vierzig Fuß Höhe erreichen; da wir ſolchen in Töpfen halten müſſen, bleibt er ganz niedrig. Die Blätter ſind breiter als bey der gemeinen Art, länglicht, oder auch eyförmig, völlig ganz, dicke, glatt und hellgrün, ſie ruhen auf röthlichten Stielen,

und fallen zwar nicht jährlich ab, doch vertrocknen nach und nach einige, und wenn dieſe abfallen, bleiben an den Aeſten höckerichte Erhebungen zurücke, wodurch man dieſe Art vorzüglich erkennen kann. Die Blüthen erſcheinen ſpät gegen den Herbſt in dem Blattwinkel, und ſtellen Sträußer vor. Die Blume beſteht aus ſechs weißgelblichten Blättchen, deren drey etwas härter und drey mehr ſchwammicht und ſaftig ſcheinen, und daher die erſtern als Kelch- die andern als Blumenblätter von dem Herrn von Haller angenommen worden, welcher auch wahrgenommen, wie ſechs Staubfäden die erſte Reihe ausmachen, und die zwote und dritte jede aus drey Fäden beſtehe; und nur die Fäden der zwoten Reihe mit gepaarten Drüſen beſetzet wären. Fabricius zählet neun oder zehen äußerliche mit gelben Beuteln an beyden Seiten der Spitze beſetzte Fäden, welche neun andere und viel kürzere umgeben, deren Beutel dunkel orangenfärbicht ſind. Der Staubweg iſt ſchief und kammartig. Die Beeren ſind größer als bey allen andern Arten dieſes Geſchlechtes. Das Holz, die Blätter und Blumen geben einen ſtarken Geruch von ſich. Herr Trew in den Eph. Nat. Cur. Vol. 2. hat angemerket, wie die Schriftſteller, welche dieſe Art erwähnet, in Beſchreibung und Abbildung derſelben nicht übereinkommen, ſonderlich der Umſtand von den höckerichten Aeſten nicht von allen angegeben werde. In den Zeichnungen, welche Herr Trew beſeſſen, waren die höckerichten Narben deutlich ausgedrücket.

3) Der borboniſche Lorbeerbaum mit fleiſchichtem Kelche, Caroliniſcher Lorbeerbaum mit blauen Beeren, Laurus Borbonia L. wächſt in Virginien und Carolina; doch hat Miller eine andere Art mit dem Namen Caroliniſcher Lorbeerbaum beleget. Plümier hat ſolchen Borbonia genennet. Der Stamm erhält eine beträchtliche Höhe. Die Blätter gleichen dem gemeinen Lorbeerbaum, ſind eyförmig, zugeſpitzet, am Rande umgeſchlagen, und die Adern gehen vom mittelſten Stamme oder Nerven ſchief vorwärts. Die Blumen ſtehen auf langen, rothen, äſtichten Stielen, und bilden in den Winkeln der Blätter Sträußer. Die Blumendecke beſteht aus drey größern und drey kleinern Blättchen. Herr Fabricius giebt nur fünf Staubfäden mit braunen Beuteln, einen kurzen Griffel und höckerichten Staubweg an. Nach Herr von Linné aber ſind neun Staubfäden zugegen, und die drey innerlich geſtellten mit Drüſen beſetzet, und auch noch

ein unvollkommener, als der zehnte Staubfaden. Die Frucht iſt groß und fleiſchicht. Herr von Linné hat den Caroliniſchen Lorbeerbaum, welchen Catesby beſchrieben, und Herr Miller gleichfalls von der Borbonia abgeſondert, mit dieſem vereiniget. Vielleicht iſt auch der Unterſchied nicht groß. Herr Trew hat nach den Abbildungen des Plümier und Catesby die Unterſcheidungsmerkmale aufgeſuchet und angemerket; das vornehmſte iſt in den Blättern zu findeu. Bey der Borbonie ſind ſolche hinten breit und gehen ſpitzig zu, bey der caroliniſchen Art vorne und hinten ſchmal, mithin die erſten eyförmig zugeſpitzet, die letztern lanzetförmig. Bey dieſer gehen die Adern von dem Hauptſtamme nach dem Rande zu, bey jener aber nicht nach dem Rande, ſondern laufen vorwärts. Vielleicht iſt dieſer Unterſchied nicht beſtändig, wie denn überhaupt die Lorbeerarten faſt an allen Theilen mancherley Veränderungen leiden, wenn ſie in den Gärten unterhalten werden.

4) Der Sommerlorbeerbaum mit aderichten Blättern, Virginiſcher Waſſerlorbeer, Laurus aeſtiualis L. Dieſer kann leicht mit dem wohlriechenden Aſant oder Benzoesbaume verwechſelt werden, indem beyde im Herbſte die Blätter verlieren; die eyförmig zugeſpitzten Blätter des Benzoes aber zeigen keine merkliche Adern, und bey unſerer Art ſind die länglicht ſpitzigen Blätter nicht allein adericht, ſondern auch auf der untern Fläche runzlicht. Es wächſt ſolcher in dem mitternächtlichen Amerika in ſumpfichten Boden, hat mehr das Anſehen eines Strauches, und treibt viele Aeſte; die Rinde iſt purpurfärbig; die Blätter ſtehen einander gegenüber; die Blumen ſind in männliche und weibliche unterſchieden; bey den männlichen zählet Herr Miller ſechs Staubfäden; Herr Colden aber beſchreibt neun Blumenblätter, ſechs äußerliche und drey innerlich geſtellte, und mit ſechs Honigdrüſen beſetzte Staubfäden, und einen Fruchtkeim ohne Griffel. Es erinnert derſelbe auch, wie die Zahl der Blumenblätter und Staubfäden verſchieden ausfalle. Er hat auch acht Blumenblätter und zwölf Staubfäden gefunden. Die kleinen gelben Blumen kommen im Frühjahre eher als die Blätter zum Vorſchein und ſtehen büſchelweiſe. Die Frucht iſt roth.

Dieſe vier Arten können einerley gewartet und in Gärten unterhalten werden. Der gemeine treibt gemeiniglich aus der Wurzel, doch nahe am Stamme, junge Brut, welche, wenn ſie ſelbſt mit Zäſerchen

chen beſetzet iſt, füglich abgenommen und verpflanzt werden kann. Man kann auch Ableger machen. Friſche und zum Aufkeimen tüchtige Beeren wird man ſelten erhalten; übrigens wartet man ſelbige wie die Orangenbäume, ſoll ſie aber im Sommer fleißig begießen, und im Winter ſoviel möglich friſche Luft genießen laſſen, damit ſie nicht ſchimmlicht werden. Die Stämme treiben viele Wurzeln, und müſſen daher öfters auch in geraume Kübel verſetzet werden.

Lorbeerblatt.

Lorbeerblatt iſt eine Kammmuſchel, und eine Art der wirklichen Auſtern, ohngefähr einen Finger lang, eyrund, mit ausgeſchweiftem oder gefaltenem Rande, von außen grau und ſchiefricht, und der Länge nach mit einer Ribbe beſetzet, von welcher zu beyden Seiten nach dem Rande zu kleine Streifen laufen; woraus man die Aehnlichkeit mit den Lorbeerblättern herleiten will. Das Schloß zeiget inwendig ein Grübchen, deswegen dieſe Art vorzüglich zu dieſem Geſchlechte gehöret. Herr von Linné nennet ſolche Oſtrea folium. Weil dieſe Auſtern ſich an die, von den Indianern von Schilf geflochtene, Körbe feſt anzuhängen pflegen, heißen ſie auch Flechtenauſtern oder Reiſigauſtern. Sie werden auch bey Jamaika auf den Horncorallen gefunden.

Lorbeerkirſchbaum.

S. Kirſchlorbeerbaum.

Lorbeerkraut.

S. Epheu und Kellerſalzſtaude.

Lorbeerroſe.

S. Oleander.

Lorchbaum.

S. Lerchenbaum.

Loris.

Ein vierfüßiges, faſt wie ein Eichhörnchen geſtaltetes Thier, welches auf der Inſel Ceylon gefunden, und von einigen Schriftſtellern unter die Affen, von dem Ritter von Linné aber unter das Geſchlecht der Geſpenſtthiere geſetzet und Lemur tardigradus genannt wird, ob es gleich nicht ſo träge im Gehen ſeyn ſoll, als der Schwediſche Naturforſcher behauptet. Es hat, nach der Beſchreibung des Herrn Daubenton, einen runden Kopf, eine hervorſtehende Naſe, große Augen, runde Ohren, einen ſchmächtigen Leib, deſſen Länge ohngefähr acht Zoll beträgt, lange, dicke Beine und faſt eben ſolche Füße, wie die Affen. Der Schwanz fehlet. Das Haar iſt wollicht und ſanft wie Seide. Der Oberleib hat eine bräunliche, der Unterleib aber eine

ne weißliche mit aſchgrau untermengte Farbe.

Loröl.

S. Lorbeerbaum.

Lotusbaum.

S. Perſimons und Zirgelbaum.

Lotusklee.

Lotus Linn. Wegen der Geſtalt der Fruchthülſe nennet Herr Planer dieſes Geſchlechte Walzenkraut, andere Schotenklee, wodurch aber wieder andere Meliloten verſtehen, und überhaupt tragen alle Kleepflanzen Schoten. Die Blüthe gehöret zu den ſchmetterlingsförmigen, und von den zehen Staubfäden ſind, wie bey dieſen gewöhnlich, neune in eine Scheide verwachſen, und der zehnte ſteht einzeln, und der röhrenförmige Kelch endiget ſich mit fünf ſpitzigen, einander ähnlichen Zähnen. Die Fahne hat einen länglichten, vertieften Nagel, und der übrige rundliche Theil iſt unterwärts gebogen; die beyden kleinern, rundlichten Flügel richten ſich aufwärts und ſtoßen mit den Spitzen an einander; das kleine, krumme Schiffchen iſt oberwärts verſchloſſen. Der aufwärtsſteigende Griffel endiget ſich mit einem kleinen, einwärts gebogenen Staubwege. Die walzenförmige Hülſe iſt länger als der Kelch, öffnet ſich in zwo Klappen, und die walzenförmigen Saamen liegen von einander abgeſondert, ſolchergeſtalt, daß, obgleich die Hülſe nur einfächericht iſt, doch die Saamen durch ein zellichtes Gewebe unterſchieden ſind. Die Blätter beſtehen nach Art des Klees aus drey Blättchen. Die meiſten Arten blühen in einer einfachen Dolde oder Köpfchen. Diejenigen, deren Fruchthülſen mit vier Flügeln beſetzet ſind, hat Rivin als ein beſonderes Geſchlechte, unter dem Namen Tetragonolobus abgeſondert. Von den geflügelten unterſcheidet Herr von Linne' vier Arten, welche aber vielleicht nur zwoe ausmachen. Als:

1) der geflügelte gelbe Lotusklee mit rauchen Blättern, Wieſenſchotenklee, Lotus ſiliquoſus L. wächſt in Sachſen und mehrern Gegenden Deutſchlandes auf etwas feuchten Wieſen. Die Wurzel ſcheint dauerhaft. Der Stängel erreichet ohngefähr einen Fuß Länge, iſt größtentheils auf der Erde ausgeſtrecket, und mit wenigen Zweigen beſetzet. Am Blattſtiele ſtehen zween eyförmig zugeſpitzte Blattanſätze, welche mit den übrigen Blättern faſt gleiche Größe haben, auch manchmal noch größer ſind. Die drey Blättchen, welche auf dem gemeinſchaftlichen Stiele ſitzen, ſind bläulicht angelaufen, etwas haaricht, das mit-

telſte

telſte faſt viereckicht, und die beyden ſeitwärts geſtellten durch die durchlaufenden Nerven in zwo ungleiche Hälften getheilet. Aus dem Blattwinkel treibt im Brach- und Heumonathe eine geſtielte, große, gelbe Blume, welche von drey Blättchen umgeben wird. Der rauche Kelch iſt in zwo Lippen abgetheilet, und der unterſte Einſchnitt merklich kleiner. Das Helmblättchen iſt groß, herzförmig und rückwärts gebogen.

2) Der geflügelte gelbe Lotusklee mit glatten Blättern, Seeſtrandsſchotenklee, Lotus maritimus L. wächſt in verſchiedenen Ländern Europens am Seeſtrande. Herr von Linné ſelbſt erinnert, daß dieſe vielleicht nur eine Abänderung der vorigen Art ſey, indem der Unterſchied nur einzig und allein in den glatten Blättern beſteht.

3) Der geflügelte rothe Lotusklee, viereckichter Schotenklee, rother Steinklee, gefiederte Erbſe, Spargelbohne, Lotus tetragonolobus Linn. wächſt in Sicilien, iſt ein Sommergewächſe, wird bey uns im freyen Lande jährlich aus Saamen erzogen, und blühet im Juni. Der Stängel iſt einen Fuß lang, zuweilen mit dem untern Theile nach der Erde gebogen, übrigens aufgerichtet, haaricht, und in viele Zweige verbreitet. Die Blattanſätze ſind ey- oder herzförmig, und viel kleiner als die wahren Blättchen; dieſe verkehret eyförmig, zugeſpitzet, das mittlere breiter, und die beyden äußerlichen mehr wechſelsweiſe als gegenüber mit dem Stiele vereiniget. Der lange Kelch theilet ſich in zwo Lippen. Die obere zweyſpaltige iſt länger, und die untere dreyfache tiefer eingeſchnitten. Die geſtielten, rothen Blumen ſtehen einzeln an den Winkeln der Blätter. Die vier häutichten Flügel ſind breit und krauß. Wir unterhalten eine Spielart mit ſilberfarben gefleckten Blättern, welche auch viele Jahre in den Saamen unverändert bleibt.

4) Der geflügelte gelbe Lotusklee mit gepaarten Hülſen, Lotus coniugatus L. wächſt um Montpellier und hat viel ähnliches mit der dritten Art. Der Unterſchied, welchen Herr von Linné angiebt, beſteht darinnen, daß die Blumen viel kleiner und gelb ſind, allemal zwoe aus einem Blattwinkel entſtehen, welches bey der dritten Art auch gar oft geſchieht, und die Flügel der Hülſe glatt und nicht krauße ſind.

Bey den folgenden Arten ſind die Hülſen ohne Flügel.

5) Der geſtreckte doldenförmige Lotusklee mit gelben ſtarkriechenden Blumen, kleiner Schotenklee, gelber fünfblätterichter Klee, kleiner Hornklee, Wieſenklee, Honigklee, güldener

Klee, Frauenfingerkraut, Lotus corniculata L. blühet im Sommer faſt überall auf den Wieſen, Feldern, Gärten, und auf den erhabenen Höhen auf den Landſtraßen. Die fäſerichte Wurzel dauert den Winter über. Der zweigichte Stängel iſt, nach Beſchaffenheit des Bodens, zween, auch kaum einen Fuß lang, und in dieſem Zuſtande kriecht ſolcher größtentheils auf der Erde hin, da der längere und ſtärkere mehr aufgerichtet ſteht; die drey Blättchen ſind eyförmig zugeſpitzet, auch zuweilen mehr rundlicht, glatt, auch haaricht, und die beyden ähnlichen Blattanſätze laufen in eine Spitze aus. Der gemeinſchaftliche nackende Blumenſtiel treibt aus dem Blätterwinkel, trägt am Ende ein platt anſitzendes, und mit keinen Blattanſätzen umgebenes dreyfaches Blatt, und auf dieſem ruhen viele doldenförmig geſtellte, gleichſam niederwärts gedrückte gelbe Blumen. Von den haarichten Kelcheinſchnitten iſt der unterſte der ſchmälſte. Das Fähnchen ſteht etwas von den übrigen Blumenblättern entfernet, iſt eyförmig, gefalten, aufgerichtet, gelb und mit röthlichten Striefen bezeichnet, ehe ſich aber die Blüthe öffnet, faſt ganz röthlicht. Das Schiffchen iſt dem Fähnchen faſt gleich. Die Hülſe iſt walzenförmig, dünne, lang, und mit dem aufwärts gebogenen Griffel beſetzet. Dieſe Pflanze iſt ein gutes Futterkraut, und die Wieſen, worauf ſolche häufig wächſt, ſind vorzüglich zu ſchätzen. Herr Ellis hat den Anbau derſelben gar ſehr empfohlen; er nennet ſolche Lady Fingergras. Die Blumen ſind auch den Bienen des Honigs wegen ſehr angenehm, und wenn man ſolche trocknet, erhalten ſie eine grüne Farbe. Da nun die Blumen derjenigen Pflanzen, woraus der Indig bereitet wird, auch die grüne Farbe beym Trocknen annehmen, könnte man wegen dieſer färbenden Eigenſchaft damit Verſuche anſtellen.

6) Der glattſtängelichte Lotusklee mit kleinern Blumenköpfen, Lotus lybica Riu. Lotus rectus Linn. wächſt in Languedoc und Sicilien. Die fäſerichte dauernde Wurzel treibt viele, einige Fuß hohe, glatte, gemeiniglich röthliche und oberwärts in Zweige verbreitete Stängel. Die Blattanſätze ſind herzförmig, und die drey Blättchen auf der untern Fläche haaricht. Ohngefähr zwanzig dicht bey einander ſtehende Blumen ſtellen ein rundliches Köpfchen vor, welches kleiner, als die Blätter iſt. Die Blumenblätter ſind fleiſchfärbig, die Hülſen dünner, glatt und aufwärts gerichtet. Nach Herrn Gouans Anmerkung iſt die Höhe ſechs Fuß, die herzförmigen Blätteranſätze

ſind viel kleiner als die Blättchen, und dieſe umgekehrt eyförmig, zugeſpitzet, die Deckblätter ganz klein und von dem Blumenköpfchen entfernet. Wenn auch dieſe Art ein gutes Futterkraut abgeben möchte, ſo können wir doch davon keinen Gebrauch machen, indem wir die Stöcke im Scherbel, und den Winter über in ein gemeines Glashaus ſtellen müſſen. Sie ſind nicht zärtlich, und da wir jährlich reifen Saamen erhalten, kann dadurch die Vermehrung auf dem Miſtbeete leicht geſchehen.

7) Der rauchſtängelichte Lotusklee mit größern Blumenköpfen, Lotus haemorrhoidalis Tourn. Lotus hirſutus Linn. wächſt in Languedoc und Italien. Die dauernde Wurzel treibt viele, in Zweige getheilte, etliche Fuß lange, rauche Stängel. Die Blätter ſitzen platt auf und ſind den Blattanſätzen ähnlich. Das Blumenköpfchen beſteht aus ſieben oder neun Blumen, und die dabey ſtehenden Blättchen ſind lanzetförmig und faſt von gleicher Länge. Der Kelch iſt haaricht, oberwärts röthlich, der unterſte Einſchnitt am längſten; das Fähnchen blaßröthlich, die Flügel weiß und die Spitze des Schiffchens ſchwärzlich. Die walzenförmigen Saamenhülſen ſcheinen aufgeblaſen. In einigen Ländern wird dieſe Art in den Apotheken aufbehalten, und ſonderlich bey der güldenen Ader äußerlich gebrauchet. Er beſitzt eine lindernde und reinigende Kraft. Bey uns iſt ſolcher nicht im Gebrauche. In der Wartung kömmt dieſe mit der vorſtehenden Art überein.

8) Der glänzende, wollichte, gelbe Lotusklee, cretiſcher Schotenklee, Lotus creticus Linn. wächſt in Syrien, Creta und Spanien. Die dauernde Wurzel treibt holzichte, ſchwache, einige Schuh hohe Stängel, welche, wie auch die Blätter, mit einem weißglänzenden, wollichten Ueberzuge bedecket ſind. Gemeiniglich ſtehen drey gelbe Blumen bey einander. Die Hülſen ſind walzenförmig und hängen unterwärts. Die Wartung kömmt mit no. 6. überein.

9) Der ſchmalblätterichte Jacobslotusklee, Jacobsſchotenklee, Lotus Iacobaeus Linn. wächſt auf dem St. Jacobseylande. Der Stängel iſt holzicht, erreichet bey uns zween Fuß Höhe und blühet bey uns im erſten Sommer. Die Blättchen und Blattanſätze ſind ganz ſchmal und ſpitzig. Drey, auch fünf Blumen ſtehen auf einem gemeinſchaftlichen Stiele und haben eine beſondere, glänzende Farbe; das Helmblättchen und die Flügel ſind dunkelviolet, und das Schiffchen, welches faſt länger als die Flügel, iſt gelblicht. Die Hülſen ſind dünne

ne und walzenförmig. Dieſer iſt, nach unſern Erfahrungen, ſehr zärtlich, und meiſtentheils im Winter abgeſtorben, ob man ſich gleich vorzüglich bemühet ſolchen zu erhalten. Die kleinen, gelbgrünlichten Saamen gehen auf dem Miſtbeete leicht auf, den Sommer über wachſen die Stöcke im Scherbel recht gut, blühen ſchon im Julius und Auguſt, laſſen aber keinen reifen Saamen zurücke. Die Vermehrung aus Zweigen hat uns niemals gelingen wollen.

10) Der ſichelförmige Lotusklee, Sicilianiſcher Schotenklee, Lotus ornithopodioides Linn. wächſt in Sicilien. Die faſerichte, jährige Wurzel treibt niedrige, haarichte, in Zweige getheilte und über der Erde ausgebreitete Stängel. Die Blattanſätze ſind ſehr klein und faſt dreyeckicht, die Blättchen umgekehrt kegelförmig. An den Spitzen der Zweige ſtehen drey oder fünf gelblichte Blümchen bey einander, welche auf einem Dreyblatte, ohne Blattanſätze ruhen; der Kelch iſt merklich in zwo Lippen getheilet; an der untern Lippe ſind die Seiteneinſchnitte ganz klein, und der mittelſte größer als alle übrigen. Die Saamenhülſen hängen unterwärts, ſind ſichelförmig, gekrümmt und breit gedrückt. Man erzieht dieſen jährlich aus Saamen im freyen Lande.

11) Der fünfblätterichte Lotusklee, gefingerter Schotenklee, Lotus Dorycnium L. Tournefort hat dieſe Pflanze als ein eigenes Geſchlecht vorgetragen, welches auch Herr von Linné einige Zeit beybehalten, zuletzt aber mit dieſem Geſchlechte vereiniget hat; Herr von Haller und Ludwig wollen doch lieber Tourneforten folgen und deſſen Geſchlechtsnamen beybehalten. Die Hülſe iſt faſt kugelförmig, zugeſpitzet und enthält einen oder zween Saamen. Dieſes aufrechtsſtehende und mit vielen Zweigen beſetzte, immergrünende Sträuchchen wächſt in Spanien, Languedoc und Oeſterreich, und wird bey uns in Gärten ohngefähr drey Fuß hoch. Jedes Blatt beſteht aus fünf ſchmalen, lanzetförmigen und gleichſam mit einer Granne geendigten, platt aufſitzenden Blättchen, welche nach Art der gefingerten geſtellet ſind. Aus dem Winkel der Blätter treibt ein Stiel, welcher viele, in ein länglichtes Köpfchen vereinigte Blumen trägt, welche von keinem oder nur einem Blättchen umgeben ſind. Der weichhaarichte Kelch iſt zwolippicht, der mittelſte Einſchnitt an der untern der längſte, die Blumen weiß und nur das Schiffchen etwas röthlich. Wir haben ſolche, wie die ſechſte Art, behandelt.

Lotuspflanze, egyptiſche.

S. Seeblume.

Lotwurzel.

Dieſes iſt ein ungewöhnlicher Name, womit ehedem die Schwarzwurzel beleget worden, und welchen Herr Planer dem damit verwandten Geſchlechte, Onoſma L. zugeeignet hat. Der Kelch zeiget fünf aufgerichtete Einſchnitte. Des glockenförmigen Blumenblattes ganz kurze Röhre erweitert ſich in eine bäuchichte offene Höhle und iſt am Rande fünffach eingekerbet. Die fünf kurzen Staubfäden tragen große pfeilförmige Beutel. Der Griffel iſt einfach und der Staubweg ſtumpf. Der unveränderte Kelch enthält vier eyförmige Saamen. Herr von Linne' hat drey, zwar längſt bekannte, aber unter andern Geſchlechtern angeführte, Arten beſtimmt.

1) Die einfache Lotwurzel, Onoſma ſimpliciſſima Linn. welche Herr Gmelin in Sibirien gefunden, und vielleicht Echium creticum Alp. Exot. iſt. Die Wurzel iſt fortdauernd, der Stängel ohngefähr eine Spanne lang, holzicht, einfach, und nur ſelten unterwärts mit einem oder dem andern Zweige beſetzet. Die ganz ſchmalen, ſpitzigen, haarichten Blätter ſtehen dicht an einander, und untenher ſcheinen ſolche faſt über einander zu liegen. Am Ende des Stängels ſtehen gemeiniglich zween Blumenſträußer, deren Spitzen ſich unterwärts biegen. Die Blume iſt, wie bey der Schwarzwurzel, geſtaltet, nur fehlen hier die fünf Schuppen, welche gleichſam den Rachen verſchließen.

2) Die zwolippichte Lotwurzel mit unter ſich hangenden Früchten, Onoſma orientalis Linn. Herr v. Linne' hatte ſelbige für eine Art Wachsblume ausgegeben. Die Pflanze wächſt in Egypten und iſt überall mit Borſten beſetzet; die ungeſtielten Blätter ſtehen wechſelsweiſe und ſind völlig ganz, lanzetförmig; die Zweige endigen ſich mit doppelten Blumenſträußern, bey welchen ganz ſchmale, haarichte Deckblätter ſtehen. Die Früchte hängen unter ſich.

3) Die zweigichte Lotwurzel mit aufrechtsſtehenden Früchten, Onoſma echioides Linn. Anchuſa lutea maior et minor C. B. Pin. Herr von Haller vereiniget ſolche mit der Schwarzwurzel, obgleich die Schuppen in dem Blumenblatte fehlen. Sie wächſt in Frankreich, Italien, der Schweiz, auch in Oeſterreich. Die Wurzel iſt dauernd, holzicht, lang, und von außen mit einer ſchönen blutrothen Farbe gleichſam übertüncht. Der holzichte, am untern Theile geſtreckte, und in Zweige getheilte Stängel, wie auch die langen, zungen-

genförmigen Blätter ſind mit Borſten beſetzet. Die Blumen ſtellen eine umgebogene, einſeitige Aehre vor. Der borſtige Kelch iſt tief eingeſchnitten. Das gelblichte Blumenblatt iſt langröhrig, oberwärts bäuchicht, und der Staubweg eingekerbet. Wenn die Saamen reifen, ſteht die Aehre mehr aufgerichtet. Die Wurzeln werden mit Oel beſtrichen und von den jungen Dirnen in Aſtrakan zur Schminke gebrauchet.

Lowando.

Eine Art von kurzgeſchwänzten Affen oder Bavianen, die man auf der Inſel Ceylon antrifft. Sie ſcheinen nur eine Verſchiedenheit von derjenigen Gattung zu ſeyn, welche im erſten Theile 633 S. unter dem Namen Wanderu angeführet worden iſt. Der Wanderu hat einen ſchwarzen Körper und einen weißen oder grauen Bart; der Lowando oder Elwandu hingegen hat einen grauen Körper und einen ſchwarzen Bart.

Luchs.

Lynx. Der Luchs, welcher auch Hirſchwolf genannt wird, weil er den Hirſchen ein Wolf, nämlich ein gefährlicher Feind iſt, hat in Anſehung der Geſtalt des Körpers eine große Aehnlichkeit mit den Katzen; daher man ihn auch zu dem Katzengeſchlechte rechnet. Der Schwanz iſt abgeſtumpft und hat eine ſchwarze Spitze. Die Ohren ſind zugeſpitzet und oben mit einem Büſchel Haare beſetzet, welcher die Geſtalt eines Pinſels hat. Die Farbe iſt gemeiniglich röthlich und geflecket. Es giebt aber auch weißlichgraue und ungefleckte Luchſe. Einige übertreffen den Fuchs an Größe, andere aber ſind etwas kleiner als die Füchſe. Herr Klein unterſcheidet dreyerley Arten: den Hirſchluchs, Katzenluchs und Kalbsluchs.

Der Hirſchluchs iſt der größte und hat große, unordentliche, hochröthliche Flecken. Der Katzenluchs iſt kleiner und hat ein ſchöneres Fell, welches weiß und ſchwarz geflecket iſt. Der Kalbsluchs hat keine Flecken, und der Schwanz iſt, wie bey den Kälbern, am Ende mit langen Haaren beſetzet. Sonſt pfleget man auch dieſe Thiere in Wolfs- Fuchs- und Katzenluchſe einzutheilen; bey welchen Benennungen darauf geſehen wird, ob ſich der Luchs mehr der Geſtalt eines Wolfes oder eines Fuchſes oder einer Katze nähert.

Man findet dieſe Thiere, deren ſcharfes Geſicht zum Sprichworte geworden iſt, hin und wieder in Europa und in den übrigen Welttheilen, vorzüglich in nördlichen Ländern. Sie gehören unter die ſchlimmſten Raubthiere und untergraben oft die Schaafſtälle.

Sie laſſen ſich aber zahm machen, und zur Jagd abrichten. Ihr Fleiſch iſt nicht eßbar, aber das Fell giebt ein ſehr gutes Pelzwerk ab. Die meiſten Luchspelze kommen aus Siberien. Am meiſten ſchätzet man diejenigen, die ſchön weiß oder gelblicht und mit recht ſchwarzen Flecken beſetzet ſind.

Bey den Aſtronomen zeiget der Name **Luchs** ein Sternbild an, welches zwiſchen dem Fuhrmanne und dem großen Bäre ſteht, und neunzehn Sterne enthält, nämlich einen von der dritten, einen von der vierten, ſieben von der fünften und zehen von der ſechſten Größe.

Luchsſteine.

S. Belemniten.

Lucianskraut.

S. Fallkraut.

Lucienholz.

S. Kirſchbaum.

Ludwigia.

Daß dieſes Geſchlecht dem berühmten, und um die Kräuterkunde verdienten Leipziger Lehrer gewidmet, dürften wir wohl nicht erinnern. Der Kelch ſitzt auf dem Fruchtkeime, fällt nicht ab, und iſt in vier ausgebreitete, lanzetförmige Einſchnitte getheilet, welche mit den vier herzförmigen, ausgebreiteten und einander ähnlichen Blumenblättern faſt gleiche Länge haben. Vier kurze Staubfäden umgeben den Griffel, deſſen Staubweg einigermaßen viereckicht iſt. Die Saamenhülſe iſt auch viereckicht, enthält in vier Fächern viele kleine Saamen und zeiget oben eine Oeffnung. Die Herren Clayton und Royen führen einige Arten unter dieſem Namen an, welche aber Hr. v. Linné theils mit der Ammania, theils Juſſieua vereinigt, und daher nur drey Arten angenommen hat.

1) Die **Virginiſche Ludwigie** mit wechſelsweiſe geſtellten Blättern, Ludwigia alternifolia Linn. wächſt in Virginien und iſt jährig. Der röthliche, glatte und in Zweige abgetheilte Stängel ſteht aufgerichtet, iſt aber auch öfters niedergebogen. Die wechſelsweiſe geſtellten und geſtielten Blätter ſind lanzenförmig, völlig ganz und glatt. An dem Blattwinkel ſtehen einzelne, geſtielte, gelbe Blumen. Die Frucht hat die Geſtalt eines Würfels. Wir ziehen ſolche jährlich auf dem Miſtbeete aus dem Saamen; damit man aber dergleichen um deſto gewiſſer erhalte, ſoll man einige Stöckchen in Scherbeln pflanzen, und dieſe gegen den Herbſt in das Glashaus hinter die Fenſter ſtellen.

2) Die **Oſtindiſche geſtreckte Ludwigie** mit gepaarten Blättern,

tern, Ludwigia perennis oder oppoſitifolia Linn. Dieſe ausdauernde Pflanze wächſt in Oſtindien. Der Stängel iſt etwa einer Spanne lang, und treibt nur unterwärts einige Zweige, welche mit einander über der Erde ausgeſtreckt liegen. Die lanzetförmigen, völlig ganzen, glatten Blätter ſtehen einander gegen über und die gelben Blumen in dem Winkel derſelben einzeln.

3) Die Oſtindiſche aufrechtſtehende Ludwigie mit gepaarten Blättern, Ludwigia erigata Linn. wächſt auch in Oſtindien, die Wurzel aber iſt nur jährig. Stängel und Zweige ſtehen aufgerichtet. Die geſtielten, einander gegen über geſtellten Blätter ſind völlig ganz und lanzetförmig. Die Blumen ſitzen ſelten am Blätterwinkel, gemeiniglich auf den Spitzen der Zweige auf einfachen Stielen, meiſtentheils aber drey bey einander. Der Kelch und die Blumenblätter ſind ganz klein. Die Frucht zeiget vier ſcharfe Ecken.

Lülch. S. Lolch.

Lümecke.
S. Gauchheil, Waſſer.

Lünekraut.
S. Bachbungen.

Luffa.

Daß Herr von Linné dieſes Tournefortianiſche Geſchlecht mit dem Balſamapfel vereiniget, haben wir bereits bey dieſem angemerket, auch daſelbſt die Geſchlechtskennzeichen angeführet. Bey der Luffa findet man durchgehends die nämlichen, nur iſt die Frucht mehr trocken und öffnet ſich nicht durch eine Federkraft. Rumph beſchreibt unter dem Namen Petola drey Pflanzen, davon nur eine die Luffa iſt, eine andere zu den Gurken und die dritte zu den Kürbſen gehöret. Unſere Pflanze nennt man die

Luffa der Araber, Ceylaniſche Gurke, Momordica Luffa L. Sie wächſt vorzüglich in Zeylon und kömt in Anſehung des Wachsthums mit den Gurken überein. Die jährige Wurzel treibt lange, in Zweige verbreitete, eckichte, knotige, zähe Ranken, welche auf der Erde hinlaufen, oder ſich mit den daran befindlichen Gäbelchen um andere Pflanzen ſchlingen und in die Höhe ſteigen. Die Gäbelchen ſind einfach, am Ende aber theilen ſie ſich nach Art der Dolden, in gleich ausgebreitete und gewundene Zweige. Die wechſelsweiſe geſtellten, ungeſtielten, dunkelgrünen, rauh anzufühlenden Blätter ſind in fünf oder ſieben ſpitzige und ausgezackte Lappen zerſchnitten, davon der mittelſte der größte iſt. Männliche und weibliche Blumen wachſen an einer Ranke. Das gelblichte Blumen-

menblatt iſt in fünf, ſelten in ſechs runzlichte Einſchnitte getheilet, welche ſich ſonderlich Vormittags weit ausdehnen, und endlich zurückſchlagen. Die Frucht wird in ihrem Vaterlande ſehr lang und groß. Nach Rumphs Berichte wird ſie anderthalb bis zween Fuß lang, und armsdicke, gemeiniglich gerade, lang, bisweilen wellenförmig erhaben, auch ſichelförmig gekrümmet. Anfangs iſt ſie grün und weiß geflecket, zuletzt wird ſie röthlich mit aſchfarbig untermiſchet und die äußerliche, mit Furchen durchzogene, ſonſt aber glatte Schale wird ganz trocken, holzicht, bleibt aber dünne und leicht zerbrechlich. Das innerliche Weſen iſt anfangs weich und ſaftig, verwandelt ſich aber in ein trockenes, zellichtes Gewebe, in welchem die Saamen zerſtreuet liegen. Nach dem Rumph ſind dieſe ſchwarz, nach Hrn. von Linné aber weiß. In Zeylon, Amboina und andern Orten, wo dieſe Pflanze gebauet wird, pflegt man die unreifen und noch grünen Früchte gekochet, ſonderlich mit Fiſchen, zu eſſen. Man zieht ſolche jährlich aus dem Saamen auf dem Miſtbeete, und wartet ſie, wie die Melonen.

Luft.

Bekanntermaßen wird unterm Namen Luft, aer, dasjenige flüßige Weſen verſtanden, welches unſern Erdball allenthalben umgiebt, und alle körperlichen Räume darinnen erfüllet, die von keiner andern Materie eingenommen werden. Andere ſagen: es ſey diejenige flüßige Materie, in welcher alle lebendige Geſchöpfe leben, und ſelbige wechſelsweiſe einziehen und auslaſſen. Nimmt man die Luft auf dieſe Weiſe, ſo ſieht man leicht, daß ſie rein und von allen andern Körpern, welche ſie ſo gern in ſich hält, frey ſeyn müſſe. Und dies iſt auch nöthig, damit man nicht der Luft etwas zuſchreibe, welches nur denen in ihr vorhandenen, zum Theil aufgelößten, Körpern zukömmt: ein Fehler, den in neuern Zeiten die meiſten zu begehen pflegen, welche ſich anitzt mit den allerley entdeckten Eigenſchaften der Luft breit machen, und ſich und dem gemeinen Haufen ſo ſehr die Köpfe verwirren. Da man aber gleichwohl die Luft ſo ſehr ſelten, vielleicht niemals, recht rein haben kann: ſo wird es allerdings ſchwer, von den abſoluten Eigenſchaften, die lediglich der Luft allein zugehören, eine genaue Rechenſchaft zu geben. Wir wollen das Vornehmſte davon anmerken, und denn von dem verſchiedenen Zuſtande der Luft und ihren Wirkungen reden. Anfänglich iſt die Luft ein Körper; denn wir empfinden ihren Widerſtand, ihre Kraft auf die andern Körper

und ihre Wirkung gegen dieſelben. Wenn die Luft in ſtarker Bewegung ſich unſern Sinnen mehr als zu deutlich zu erkennen giebt; wenn ſie Windmühlen, Schiffe und andere Körper treibt, auch die größte Kraft gegen die ihr widerſtehenden Dinge äußert und ſie überwältiget: ſo werden wir weiter an ihrer körperlichen Natur nicht zweifeln. Die gemeine und gewöhnliche Luft iſt darneben flüßig, welches wir daran erkennen: daß ſie andere, auch ſo gar die leichteſten, Körper mit geringem Widerſtande durch ſich durchläßt und in alle Räume von ſelbſt hinfließt, wo keine andere gröbere Materie vorhanden iſt; ſelbſt ihre leichte Bewegung, der gar geringe Zuſammenhang ihrer Theile u. ſ. w. beweiſen ihre Flüßigkeit. Dabey iſt ſie denn elaſtiſch und ausdehnbar: ſo elaſtiſch, wie kein anderer Körper auf dem Erdboden, der einzige Aether, vielleicht die Grundlage der Luft, ausgenommen. Dieſe Elaſticität, dieſe Ausdehnbarkeit und die damit verknüpfte Compreſſibilität giebt abermals einen Beweisgrund ihrer Flüßigkeit ab. Wie groß dieſe Ausdehnung und Zuſammenziehung der Luft, oder wie groß eigentlich ihre Elaſticität ſey, das iſt nach aller Genauigkeit nicht beſtimmt. So viel aber haben bereits viele Verſuche gegeben, daß die Luft in einen etliche hundertmal engern Raum könne zuſammengepreſſet werden; und daß ſich nach dieſer preſſenden Kraft, auch ihr Beſtreben ſich wieder in den vorigen Raum auszudehnen, das iſt, ihre Elaſticität richte. Was beſonders Hales mit dem Verengern der Luft vorgenommen, das iſt bekannt, und überaus artig. Aber zur Zeit auch weiter nichts, als dies; weil bey dergleichen Subtilitäten zur Zeit noch nichts Demonſtratives hat dargeleget werden können. Denn er will die Luft in einen 1551mal kleinern Raum gebracht, folglich ſie noch um die Hälfte mehr verdichtet haben, als das Waſſer iſt. Die Windbüchſen und andere ähnliche Anſtalten mit der Luftpumpe, auch die Gewalt der Luft beym Schießpulver beweiſen indeſſen die große Elaſticität der verdichteten Luft, wodurch in der That erſtaunliche Wirkungen hervorgebracht werden. Die Körperlichkeit und Flüßigkeit der Luft geben es ſchon, daß ſie auch ſchwer ſeyn müſſe. Und dies findet ſich, wenn man ſie an einer accuraten Wage abwiegt. Ein rheinländiſcher Kubikſchuh Luft pfleget 694 Grane zu wiegen. Sonſt wird ihre ſpecifiſche Schwere gegen das reine Regenwaſſer, wie 1 zu 800 oder zu 900 angeſetzet. Aus Vernunftſchlüſſen müßte man ſchon erkennen, daß die Luft eine

Schwere haben müſſe, weil ſie ſich niemals von der Erdfläche, und dem Mittelpuncte der Erde entfernet, ſondern allezeit gegen denſelben drücket; ingleichen weil doch die Wolken in ihr ſchweben, und von ihr in außerordentlichen Höhen bequem getragen werden. Aber das Gewicht der Wolken beträgt nach ihrem körperlichen Raume und der Menge darinn befindlicher wäſſerichter Dünſte ein überaus großes. So wie nun die Luft nach dem Centro der Erde drücket, ſo drücket ſie auch, ſich ſelbſt gelaſſen, nach allen übrigen Gegenden und Seiten mit gleicher Stärke. Noch eine Eigenſchaft der Luft, die ſich aus der Erklärung derſelben ergiebt, iſt dieſe, daß ſie alle Körper durchdringt, und ſich in ſie hinein begiebt, wo keine andere Materie vorhanden iſt, und wo es die Zwiſchenräume derſelben verſtatten. Daher läßt ſich aus allen Körpern Luft herausbringen; und es iſt zum Favoritſatze geworden, daß ſie mit allen und jeden, ſo gar mit den feſteſten Körpern, innigſt vereiniget ſey. Woher die Luft erzeuget werde, und was ihre Beſtandtheile eigentlich ſind, das ſcheint eine ſehr unbeantwortliche und zum Theil unnütze Frage. Viel unnützer, als die Behauptung, daß ſie aus ſubtiliſirten aufgelöſten Waſſertheilchen beſtehe, und ſolchergeſtalt aus dem Waſſer erzeuget werde. Eben ſo unrecht iſt es zu ſagen, die Luft werde aus den feſten Körpern durch ihre Scheidung hervorgebracht. Der ſicherſte Gedanke iſt zur Zeit, daß ſie eine eigene flüßige Materie ſey, deren Theilchen überaus klein, geringwichtig, wenig zuſammenhängend, überaus beweglich, locker, vielleicht kuglicht, und wahrſcheinlich harter Natur ſind. Dies iſt ziemlich alles, was ſich von ihrer innern Beſchaffenheit mit Grunde behaupten läßt. Da man es begreiflich machen kann, daß in ihren Zwiſchenräumen eine noch feinere Materie, nämlich der Aether, befindlich ſey: ſo hat man mit vieler Vermuthung angenommen, daß die vornehmſten Eigenſchaften der Luft, z. B. die Elaſticität, Flüßigkeit, Beweglichkeit, Druckkraft u. ſ. w. von dieſem herzuleiten ſeyn möchten. Dieſe Luft nun wird unter den angeführten Umſtänden, wie ſchon im Anfange geſaget iſt, als rein, und mit keinen fremden Partikeln vermiſchet, angenommen. Aber man findet ſie in dieſem Zuſtande niemals. Selbſt die am meiſten gereinigte Luft iſt noch mit allerley unendlich zarten Theilen beladen, die wahrſcheinlich ſo fein, vielleicht noch feiner, als die Lufttheilchen ſelbſt ſind. Die geſammte Luftmaſſe um den Erdkreis und auch in den Körpern iſt daher mit ſehr unterſchiedlichen Materien allerley

lerley Art angefüllet, und in dieſem Zuſtande heißt ſie im Ganzen betrachtet, die Atmoſphäre, oder der Dunſtkreis. Dieſer beſteht folglich in der geſammten Luftmaſſe, welche die Erde, bis auf gewiſſe Höhen, überall umgiebt, die aus der Erde aufſteigenden Dünſte in ſich aufnimmt, überall vertheilet, hin und wieder in großer Menge ſammelt, und alsdenn wiederum zur Erde zurückführet: wie dieſe Eigenſchaften bereits oben im Artikel Dunſtkreis ſind angeführet, auch zugleich die wahre Bedeutung dieſes Worts iſt erkläret worden. Inzwiſchen liefert uns dieſe Atmoſphäre, dieſer Dunſtkreis um die Erde, viel wichtige Gegenſtände zu Betrachtungen, die ich hier kürzlich mitnehmen muß. Zuförderſt iſt die Luft wegen ihrer Subtilität durchſichtig, und dieſerwegen läßt auch der ganze Dunſtkreis überall die Lichtſtrahlen der Sonne und anderer Himmelskörper ungehindert durch: eine Wohlthat, welche die erſte und größte der ganzen Natur iſt. Von dieſem Durchgange des Sonnenlichtes wird ſelbſt die Atmoſphäre vielfach verändert: bald wärmer, bald kälter, bald zu Aufnehmung der Dünſte geſchickter, bald ſie wiederum nieder zu laſſen, bald in Bewegung gebracht u. ſ. w. Der andern Wirkungen zu geſchweigen, die davon herkommen. Dieſer Menge Luft in der Atmoſphäre ſchreiben einige eine blaue Farbe zu, als welche der Luft natürlich ſeyn ſoll, zumal wenn man ſie im Ganzen und in großer Weite ſieht; und davon leiten ſie die blaue Farbe des Himmels her. Die Figur der Atmoſphäre iſt ſo beſchaffen, daß ſie der Erde ihrer ziemlich nahe kömmt. Wenn die Erde nicht um ihre Achſe gedrehet, und überall gleiche Wärme vorausgeſetzet würde, ſo wäre ihre Geſtalt völlig kuglicht. So aber ſcheint ſie eine länglicht runde Geſtalt zu bekommen, die noch dazu vom Einfluſſe des Mondes ziemlicher maßen verändert werden dürfte. Der untere Theil der Atmoſphäre iſt nicht in ſeinem natürlichen Zuſtande, ſondern von dem oben aufliegenden Theile zuſammengedrückt und folglich dichter. Die Mathematiker haben ſich angelegen ſeyn laſſen, die Stufen dieſer Verdünnung nach aufwärts zu beſtimmen, und haben ſolche durch die logarithmiſche Linie vorgeſtellet. Das iſt indeſſen allgemein ausgemachet, daß der Druck der Luft, folglich auch die Dichtigkeit, proportionirlich abnimmt, je höher man in der Atmoſphäre aufwärts ſteigt. Dieſes hat uns am ſichtlichſten das Barometer gelehret. Man hat ins Mittel gefunden, daß es bey jeglicher Höhe von 62 bis 63 Par. Fuß um 1 Par. Linie fällt.

In großen Höhen findet aber dieſe natürliche Progreſſion nicht ſtatt; ſie weicht vielmehr etwas davon ab, und hat daher zu andern etwas genauern Beſtimmungen Anlaß gegeben. Feuillee behauptete, wenn das Barometer jedesmal um eine Linie fallen ſollte, ſo müßte eine Höhe erfordert werden, die zween Fuß mehr als die nächſt vorhergehende Höhe betrüge. Wenn am Barometer daher 28 Par. Zolle für den Stand der Meeresfläche angenommen würden, ſo würde bey 27 Zoll 852 Fuß Höhe, und bey 17 Zoll 25222 Par. Fuß Erhebung über gedachter Meeresfläche anzunehmen ſeyn. Daniel Bernoulli hat die Druckkraft der Luft durch eine neue, vielen ſehr beyfällige und zur Ausübung bequeme Manier beſtimmt und angenommen, daß die Elaſticität der Luft ein Verhältniß habe, welches aus dem Verhältniſſe der Quadrate der Geſchwindigkeit, womit die Lufttheilchen beweget werden, und aus dem einfachen Verhältniſſe der Dichtigkeit zuſammengeſetzet iſt. Lulofs hat die Bernoulliſche Regel, den Druck der Luft aus der Höhe, und dieſe aus jenem zu beſtimmen, noch in etwas verbeſſert. Die Höhe des Dunſtkreiſes zu erforſchen, haben die Gelehrten auch vielerley Wege eingeſchlagen. Im Ganzen bringt man wohl ſo viel heraus, daß die Höhe des Luftkreiſes ungemein groß, und auf die 13 bis 14, andere ſagen bis 20 deutſche Meilen ausmache. Aber auf die Genauigkeit darf man ſich hier nicht einlaſſen, weil die dabey angewandten Regeln, wegen Schwierigkeit der Sache ſelbſt, allemal unſicher bleiben. Inzwiſchen haben die Naturforſcher den Raum der ganzen Dunſtkugel in drey Gegenden eingetheilet. Die untere von der Fläche der Erde bis dahin, wo die Luft nicht mehr durch die von dem Erdboden zurückgeworfenen Sonnenſtrahlen erwärmet wird. Dieſe Gegend iſt alſo die wärmſte, unerachtet ſie in ihrem oberſten Theile auch ſchon ſehr kühle ausfällt. Einige, und ich halte es für bequem, ziehen dieſe Gegend bis an die Gipfel der höchſten Berge, wo ſchon ſtäter Froſt und Kälte herrſchen. Die zwote, mittlere Gegend geht von der untern Gränze der erſten bis an die Gränze der Dämmerung und der Nordlichte: dieſe möchte ſich vier deutſche Meilen über der erſtern erheben. Die dritte reichet von den äußerſten Gränzen der Dämmerung bis ans Ende des Luftkreiſes ſelbſt, nämlich bis dahin, wo wirklich alle eigentliche Luft aufhöret, und die reine Himmelsluft oder der Aether anfängt. Man giebt dieſer ſechs bis acht Meilen über der zwoten. In dieſem Luftkreiſe nun gehen ſehr viele Ver-

Veränderungen vor, die insgeſammt, ſo fern ſie in die Sinne fallen und merklich werden, unterm Namen der Lufterſcheinungen zu ſtehen kommen. Man kann ſie füglich unter folgender Eintheilung, nach ihrem Urſprunge begreifen. Einige entſtehen bloß von der Luft und ihrer Bewegung, andere von dem in ihr enthaltenen Aether; noch andere von den in ihr befindlichen fremden, beſonders wäſſerichten Theilen und Dünſten. Die erſten geben uns den Wind nach ſeinen mancherley Richtungen und Stufen der Stärke. Die zweyten ſind die eigentlichen leuchtenden Erſcheinungen, die in der Luft vorgehen, und meiſtens den Aether oder das Licht zur Urſache haben. Die dritten liefern alle diejenigen Luftveränderungen, welche aus den Dämpfen in der Luft erzeuget werden, und auf vielerley Art, in Wolken, in Regen, in Schnee und Hagel u. ſ. w. zum Vorſcheine kommen. Wind heißt überhaupt jede merkliche Bewegung der Luft; oder ein Strom der Luft, der ſich den äußern Sinnen darleget. Seine allgemeine Urſache iſt das aufgehobene Gleichgewicht der Luft; dieſes aber hat wiederum ſo vielerley Unterurſachen, daß man ſie nicht alle, wenigſtens nicht an dieſem Orte, genau angeben kann. Der Wind wird zuförderſt nach den vier Hauptgegenden der Welt in Oſt- Süd- Weſt- und Nordwind eingetheilet. Die Räume dieſer Hauptwinde werden halbiret, und ſo erhält man vier Haupt-Nebenwinde, die den Namen von den Hauptgegenden führen: Südoſt, Südweſt, Nordweſt und Nordoſt. Solchergeſtalt hat man ſchon acht Hauptwinde; und wenn man dieſer ihre Räume, oder die Winkel zwiſchen ihnen, wiederum halbiret: ſo bekömmt man ſechzehn Nebenwinde, welche ihre Namen nach den Hauptgegenden bekommen, zwiſchen denen ſie liegen: allemal die Hauptgegend von Süden und Norden in der Benennung vorangeſetzt. Die Geſchwindigkeit des Windes iſt neben der Richtung deſſelben zu betrachten; weil davon mehrentheils die Stärke deſſelben abhängt. Sie wird, wie bekannt, durch den Raum gemeſſen, den der Wind in einer gegebenen Zeit durchläuft. Ein Wind, der in einer Secunde 24 Par. Schuh durchläuft, iſt ſo ſtark, daß man ihm nicht entgegen gehen kann. Leget er in der nämlichen Zeit 32 Schuh zurück, ſo reißt er ſchon Bäume aus, und einer der ſchnellſten und ſtärkſten Winds war, den Derham wahrnahm, und der in einer Secunde 62 Par. Schuh durchlief. Herr Hanow hat zu den gemeinen Wetterbeobachtungen ſinnliche Merkmale von der Stärke des Windes angegeben, darnach man ſich bey Angabe

Angabe der Windſtärke ungefähr richten kann. Sie ſtehen, außer den Danz. Erfahrungen, in ſeinen Seltenheiten der Natur II. Th. p. 743 ff. und im Wittenbergſchen Wochenbl. St. 4. vom Jahre 1768. und 13 St. vom J. 1773. Man hat zu dieſer Abſicht verſchiedene Werkzeuge, unterm Namen der Windmeſſer, Anemometer erfunden; bey deren einigen die Vorrichtungen noch zu unbequem, bey andern die Richtigkeit noch zu mangelhaft iſt. Alle Lufterſcheinungen, die vom Aether herrühren, ſind entweder bloß leuchtend, oder zugleich feurig und brennend. Jene zeichnen ſich durch ihren Schein oder Licht aus, haben zuweilen Farben beygemiſchet und entſtehen unter mancherley Geſtalt. Die oberſten dieſer Art ſind wohl die Nordlichter, ätheriſche Scheine in der Gegend um den Nordpol, und ihnen ähnliche auch um den Südpol, nach den Erfahrungen, die man zur Zeit davon hat. Sie ſitzen unten auf dem Horizonte auf einem ſchwarzen Gewölke, erſtrecken ſich von da hoch über den Geſichtskreis, bald ſtill, bald unter mancherley Bewegung, bald mit bloß weißem, bald mit allerley farbichtem Lichte, zuweilen mit ſonderbarem Geräuſche in der Oberluft. In den nördlichſten Gegenden geben ſie den vortrefflichſten Anblick und ein ſehenswürdiges Schauſpiel in der Oberluft, wodurch die dortigen langen Nächte ſattſam erleuchtet werden. Am wahrſcheinlichſten haben ſie die ſtäte Bewegung des von den Polen her gegen den Aequator ſtrömenden Aethers zum Grunde. Andere dieſen Lichtern ähnliche, aber bald vorübergehende Lichterſcheinungen, haben von ihrer ſchnellen Bewegung, oder auch von ihrer Geſtalt die Namen erhalten, und heißen fallende Sterne oder Sternſchneuzen, Ruthen u. ſ. w. Etwas tiefer in der Oberluft entſtehen durch die Waſſerdünſte und derer darinn gebrochenen Sonnen- oder Mondſtralen farbichte Kreiſe um und unter dieſen Körpern, oder auch Abbildungen derſelben zu ihren Seiten, und bekommen daher die Benennungen von Höfen, von Nebenſonnen und Nebenmonden. Die vornehmſte hieher gehörige Lufterſcheinung iſt der Regenbogen: ein farbichter Lichtkreis, der mittelſt der in die Tropfen der gegenüberſtehenden Regenwolke fallenden, von ihnen gebrochenen und zurückgeworfenen Sonnenſtrahlen, das Sonnenbild ſehr groß und ausgedehnt vorſtellet. In ſeinem erleuchteten Kreiſe hat dieſer Bogen die ſieben prismatiſchen Farben. Zuweilen erſcheint er einfach, zuweilen doppelt und dreyfach, manchmal umgekehrt; meiſtens mit den Schenkeln auf dem

Horizonte aufſitzend; unterweilen aber auch mit denſelben über die Erdfläche hinlaufend; ja ſeltner Weiſe ſo gar mit dem ganzen Bogen über der Erdfläche. Mondregenbogen werden viel weniger bemerket, als die, welche von der Sonne gebildet werden. Die Höhe der Sonne wird zur Darſtellung eines Regenbogens von 42 bis 54 Graden überm Horizonte erfordert. Die feurigen Lufterſcheinungen ſind, ſo viel man durch Schlüſſe und Wahrnehmungen herausgebracht hat, meiſt auch ätheriſchen Urſprungs; doch können ſich dabey wohl andere ſubtile brennbare Stoffe in der Luft einmiſchen. Es ſind dies die bekannten Blitze und Wetterſtrahle mit ihrem ſie begleitenden Donner. Da ich in dem Artikel Gewitter die Theorie und Erklärung derſelben kürzlich aus einander geſetzet habe: ſo will ich hier davon keine Wiederholung anſtellen, ſondern den Leſer ganz auf dieſen Artikel verweiſen. Nur das eine berühre ich hier. Es finden ſich außer den Blitzen auch noch andere, vermuthlich brennende, und gleichſam zuſammen gerollte Licht- und Brennklumpen, die man Feuerkugeln, brennende Drachen, Feuerbalken u. ſ. w. zu nennen pfleget: je nachdem ſie unter dieſer oder jener Geſtalt erſcheinen. Ihre Entſtehungsart beruhet entweder ganz allein auf dem in einer Luftgegend angehäuften, verdickten, ſtark in Bewegung ſeiner Theile geſetzten Aether; oder auch auf der Sammlung von wirklich brennbaren und ſich entzündenden Dünſten an dergleichen Orten. Ganz in der Unterluft, faſt nahe an der Erde, hat man unterweilen allerley bewegliche Lichter, hüpfende Flämmchen, an ſumpfichten, kieſichten, den ſtarken Ausdünſtungen unterworfenen Oertern zu merken, die den Namen Irrlichter gar wohl verdienen. Sie ſind im Grunde nichts, als Scheine, ohne brennender Natur, und den Scheinen oder Lichtern, die ſich öfters an Thieren, an allerley lebloſen Dingen und Materien finden laſſen, und bloß phosphoreſcirender, das iſt leuchtender Eigenſchaft ſind. Die dritte Art der Lufterſcheinungen muß man den wäſſerichten Dünſten in der Atmoſphäre zuſchreiben. Sie beſtehen entweder aus zerſtreueten, doch etwas verdickten, oder aus geſammelten und vereinten Dünſten. Im erſten Falle, wenn ihrer viele beyſammen ſind, und ſie merklich in die Augen fallen, in der Oberluft unter verſchiedenen Höhen ſchweben, heißen ſie Wolken, und wenn ſie ſich nahe über der Erde vorfinden und die Ausſicht in die Ferne verhindern, Nebel. Nebel und Wolken nehmen vielmals einen großen Raum ein, und letztere beſonders

beziehen oftmals den ganzen Geſichtskreis. Treten nun dieſe in den Wolken zerſtreueten Dünſte zuſammen und gehen in Tropfen über, die ihrer Schwere wegen herunterfallen, ſo heißt das Regen, der nach Größe und Dichtigkeit der fallenden Tropfen verſchieden iſt. Die ganz kleinen, vielleicht vom Nebel oder ganz niedrigen dünnen Wolken entſtandenen Tropfen nennt man Staubregen. Die größern geben ſtarke Regen, Platzregen, und die weite Ausdehnung deſſelben die großen Landregen. Man mißt die Quantität des jährlich über einem Erdſtriche gefallenen Regens, wozu man die Hyetometer gebrauchet, und beſtimmet daraus die Fruchtbarkeit des Jahres, ſo bald die Näſſe der Luft einen Einfluß darauf hat. Gefrieren zur Winterszeit, oder auch bey ſonderlicher Kälte in der Oberluft, dieſe ſich ſammelnden Dünſte, und hängen ſie ſich beſonders an die Körper nahe über der Erde an, ſo entſteht daraus der Reif; legen ſie ſich über die Fläche, vornehmlich der glatten Körper, an, ſo formiren ſie daran allerley wunderbare und häufig regulaire Figuren. Viele und dichte Dünſte in der Luft, vermuthlich während des Herabſinkens an einander gefroren, bilden den Schnee in ſeinem theils vollkommenen und regelmäßigen, theils unvollkommenem Zuſtande, unter vielerley Geſtalten; davon die unterſchiedlichen Schneegeſtalten bereits an etliche hundert anlaufen. Der Schnee bekömmt ſeine blendende Weiße, zumal wenn er auf der Erde beyſammen liegt, von der Menge Licht, welches die mancherley Flächen deſſelben, in ſo unendlich vielen Lagen, häufig zurückwerfen. Gefriert der Regen entweder ganz zu Eiskörnern, oder iſt der zuſammengebackene Schnee nur mit einer Eisrinde bedecket, ſo entſtehen daraus Hagelkörner, die nach ihrer Figur und Größe von einander abgehen. Oft fallen ſie ſehr groß, und thun durchs Herunterfallen vielen Schaden. Da die Luft zum Leben aller Geſchöpfe, denen man ein wirkliches Leben beymißt, der Thiere und der Gewächſe, ſo ſehr nöthig iſt: ſo ſieht man wohl, daß ſie ſich dieſerhalb in geſunde und in ungeſunde Luft eintheilen laſſe. Geſunde Luft erkennt man ſowohl am freyen und ſtärkenden Einathmen derſelben, als an der Befreyung von allen, ſo viel möglich, fremden Theilen anderer Körper, die ſich immerzu durch einen oder den andern Sinn verrathen. Denn alles, wodurch die Luft rein und geſund ſeyn kann, kömmt auf dieſe drey Eigenſchaften derſelben an: auf ihre gehörig gemäßigte warme Temperatur, auf ihre Reinigkeit und auf ihre Ausdehnungskraft. Die Temperatur der Luft iſt ein beſonderer

Umſtand, auf den man neuerer Zeit beſonders Achtung zu geben pfleget. Dieweil aber dabey alles auf den Begriff der Wärme ankömmt, und dieſe vorzüglich eine Wirkung des Aethers in dem Körper iſt: ſo habe ich hier derſelben bey der Luft nicht gedacht. Das Nöthige wird davon beym Artikel Thermometer vorkommen. Endlich da die Luft, ſo viel man zur Zeit erfahren hat, in den allermeiſten, vermuthlich alſo in allen und jeden Körpern vorhanden iſt, ſich mit ihnen innigſt vereiniget, und einen Theil ihrer Zuſammenſetzung auszumachen ſcheint: ſo haben daher einige Neuere einen eigenen Zuſtand der Luft angenommen, und ſie alsdenn mit dem neuen, ſehr unſchicklichen und verwirrenden Namen, fixe Luft, beleget. Die Sache, welche ſie herausbringen, iſt alt; die Idee, welche ſie ſich aber davon machen, iſt neu, und dieſen Leuten eigen, deren Grund die Folge der Zeit, eine nähere Bekanntſchaft mit der reinen Luft, und beſſere Verſuche, als die itzigen, herausbringen müſſen. Sie bilden ſich nämlich ein, das flüßige Weſen, welches ſie durch Auflöſung und Scheidung aus ſo vielen Körpern bekommen und auffangen, ſey eine eigene, dieſen Körpern anhängige Luft, und laſſe ſich auch wieder mit andern Körpern vereinigen. Iſt die Rede von unreiner, mit Theilen der aufgelöſten Körper geſchwängerten Luft: ſo iſt das eine Sache, die alle Kenner und Vernünftige wiſſen. Soll es aber eine ganz beſondere Luft, ohne Abſicht auf alle dieſe fremden Theile in ihr, genannt werden: ſo möchte ich wiſſen, was unreine und von andern ſubtilen Materien angefüllte Luft heißt? Selbſt die Dünſte der Körper ſind ſo fein, daß ſie die Feinheit der Lufttheile noch wohl übertreffen, und angehäufet ein eignes flüßiges Weſen abgeben können. Die Luft iſt auch übrigens die eigentliche Materie des Schalles.

Luftblaſe.

Schwimmblaſe, Veſicula aerea. Dieſes beſondere und den Fiſchen eigenthümliche Eingeweide ſtellet einen häutichten Sack oder Blaſe vor, welcher aus zwo bis drey übereinander liegenden häutichten Schichten beſteht, entweder einfach oder gedoppelt, und übrigens von ſehr verſchiedener Geſtalt und äußerlicher Bildung, bald walzenförmig, bald eyrund, bald elliptiſch angetroffen wird. Eigentlich liegt ſie der Länge nach in dem Unterleibe des Fiſches, und es richtet ſich dieſelbe ſowohl nach der Größe des Fiſches, als auch nach der Weite und dem Umfange des Unterleibes ſelbſt, indem ſie ſogar bey den Milchnern faſt bis oben an den Grund der Harnblaſe reichet.

chet. Sie wird von dem Darmfelle eingeſchloſſen, und hat ihre gewöhnliche Behaußung zwiſchen dem Magen und den Rückenwirbeln mitten innen, mit dem ſie auch entweder durch ihre Seitenflächen, oder vorne vermittelſt ihrer Spitzen, auch wohl bisweilen mit dem Magenſchlunde zuſammenhängt, von welchem Orte der Verbindung alsdenn, es geſchehe ſelbige nur auf dieſe oder jene Art, ein beſonderer Luftgang, ductus pneumaticus, in die Höhle des Magens, oder des Magenſchlundes hinübergeht, wodurch vielleicht der Blaſe ſelbſt die in ihr enthaltene Luft zugeführet wird. Ob nun aber dieſe Schwimmblaſenluft zur Verdauung und dem Kochen der Speiſen etwas beytrage, und darum mit dem Magen oder dem Magenſchlunde in einer ſo genauen Vereinigung ſtehe, dieſes läßt ſich nicht genau und zuverläßig beſtimmen. Deſto gewiſſer iſt es hingegen, daß dieſes ſonderbare Eingeweide ein wichtiges Werkzeug der Bewegung bey den Fiſchen, und zum Schwimmen bey dieſen Waſſergeſchöpfen höchſt nöthig und unentbehrlich ſey, indem es zu dieſer Verrichtung bey ihnen das gehörige Gleichgewicht verſchaffet. Sie preſſen nämlich die Luft in derſelben durch die Bauchmuſkeln zuſammen, und verkleinern ſolchergeſtalt ihren Körper, oder ſie verurſachen durch eine entgegengeſetzte Bewegung dieſer Bauchmuſkeln, daß ſich die Luft ſammt der Blaſe wieder ausdehnet, und alſo den Körper vergrößert, welches alles wechſelsweiſe geſchieht. Es können ſich daher auch diejenigen Fiſche, welche entweder keine Schwimmblaſe haben, oder bey denen ſie verletzet iſt, nicht auf der Oberfläche des Waſſers erhalten, ſondern ſie ſinken alſobald unter. Sogar die an den Fiſchen unter der Luftpumpe angeſtellten Verſuche beſtätigen dieſen angegebenen Nutzen der Luft- oder Schwimmblaſe, nachdem man wahrgenommen, daß nicht nur nach verſchiedenen Auszügen des Stempels, zwiſchen den Schuppen des unter der Luftpumpe enthaltenen Fiſches, allerhand Luftbläschen zum Vorſcheine gekommen, ſondern auch, daß jemehr man mit Auspumpen der Luft fortgefahren, der Fiſch deſto begieriger und ängſtlicher nach Luft geſchnappet, endlich, nachdem keine Luftblaſen äußerlich mehr wahrzunehmen geweſen, derſelbe am Leibe zuſammengefallen, untergeſunken, und nach einigen vorhergegangenen Zuckungen verſtorben, da man denn bey einer nachher veranſtalteten Oeffnung die Luftblaſe zwar nicht entzwey und zerriſſen, jedoch gänzlich leer von Luft angetroffen. Inzwiſchen

ſollen doch die Seitenſchwimmer damit nicht verſehen ſeyn.

Lufterſcheinung.

S. Luft.

Luftröhre.

Arteria aſpera, Trachea. Dieſes iſt ein, aus Häuten und Knorpeln zuſammengeſetzter, und faſt kegelförmiger Canal, welcher ſich von dem Schlunde an, bis in die Lungen erſtrecket. Es nimmt derſelbe im vorderſten und mittelſten Theile des Halſes, und inwendig vor dem Schlunde ſeinen Anfang, ſteiget von da vor der Speiſeröhre, und hinter der Bruſtdrüſe zwiſchen den beyden Schichten der Mittelhaut in die Bruſthöhle herunter, und verliert ſich endlich in der Subſtanz der Lungen, deswegen er auch ſowohl mit den Lungen als mit der Speiſeröhre und dem Schlunde zuſammenhängt. Man kann ſie füglich in zween Theile abſondern, nämlich in den oberſten oder ſogenannten Luftröhrenkopf, und in die eigentliche Luftröhre. Der Luftröhrenkopf iſt alſo der oberſte und dickſte Theil dieſer Röhre, und befindet ſich zwiſchen den Halswirbelbeinen, und der Kehle in der hinterſten Mundhöhle, und hat faſt das Anſehen einer hohlen Büchſe, daher er ſich ſowohl oberwärts in die Mundhöhle, als auch unterwärts in die Luftröhre ſelbſt öffnet. Es beſteht der Luftröhrenkopf theils aus Knorpeln und Häuten, theils aus Muſkeln und Bändern, welche ſo genau und künſtlich unter einander verbunden ſind, daß ſie alle zuſammengenommen eine ziemlich bewegliche Maſchine ausmachen. Eigentlich gehören hierzu vier Knorpel, nämlich der Ringknorpel, der Schildknorpel, und zween dreyeckichte oder ſogenannte Gießkannenknorpel, worzu einige auch noch den Kehldeckel rechnen, und ihn darum beſonders die Luftröhrenklappe heißen. Der Ringknorpel iſt unter den übrigen Knorpeln des Luftröhrenkopfes der einzige, welcher unmittelbar mit der Luftröhre, und zwar von obenher zuſammenhängt, und machet die Grundlage des ganzen Luftröhrenkopfes aus, indem nämlich alle folgende Knorpel deſſelben an ihm befeſtiget ſind. Es hat derſelbe die Geſtalt eines ſonderbaren Ringes, deſſen vordere Fläche ſchmal, kurz, und niedrig, die hintere aber höher und länger iſt, daher er auch ſeinen Namen erhalten. Der Schildknorpel iſt der zweete und größte aller übrigen, beynahe viereckicht, von beyden Seiten rückwärts gebogen, folglich in Anſehung ſeiner vordern Fläche convex, in Anſehung der hintern aber ausgehöhlet. Es verbindet ſich derſelbe durch die hintere Fläche ſehr genau mit dem erſtern, und iſt vornehm-

nehmlich am vordern Theile des Halſes, an welchem er vor demſelben etwas hervorraget, wahrzunehmen, und welche Hervorragung man den Adamsapfel zu nennen pfleget. Es entſpringen auch ſowohl oben als unten aus den vier freyen Winkeln dieſes Knorpels eben ſo viele Fortſätze oder Hörner, wovon die beyden obern die längſten und etwas gekrümmet ſind, ſich rückwärts neigen, und mit einem ſtumpfen Keulenende endigen, die untern kürzern Hörner aber ſchief nach einwärts gehen, und in ein paar kleine Gelenkvertiefungen an der vordern Seite des Ringknorpels paſſen. Die zween Gießkannenknorpel ſind klein, dreyeckicht, oder pyramidenförmig, kommen hinten am Obertheile des Luftröhrenkopfes zum Vorſchein, und ſind theils mit dem hintern und obern Rande des Ringknorpels, theils unter ſich, indem ſie nämlich neben einander liegen, dergeſtalt und alſo verbunden, daß ſie hinterwärts nach dem Schlunde zu gleichſam einen etwas abſtehenden Schnabel oder Schnauze vorſtellen, dergleichen man an den Gießkannen gemeiniglich antrifft, von welcher Aehnlichkeit ihre Benennung entlehnet zu ſeyn ſcheint. Ein jeder derſelben hat an dem einen und obern Pyramidenende eine rückwärts und etwas gegen einander zugebogene Spitze, welche bisweilen ganz beweglich, und als ein leicht abzuſondernder Knorpelanſatz anzuſehen iſt, daher ſie von einem berühmten Zergliederer, dem Santorin, als zween beſondere Knorpel des Luftröhrenkopfes mitgezählet worden ſind. Weil die Luftröhrenklappe zu den eigentlichen Verrichtungen und der Beſtimmung der Luftröhre nichts beyträgt, da man weis, daß die Vögel auch ohne dieſelbe dennoch ſingen, und verſchiedene Töne hervorbringen können, und ſie deswegen auch blos den vierfüßigen Thieren eigen iſt, ſondern im Hinunterſchlucken der Speiſen ihren vorzüglichen Nutzen leiſtet, ſo kann man ſie nicht füglich als einen fünften Knorpel des Luftröhrenkopfes anſehen, deswegen ſie denn auch oben unter dem Worte Kehldeckel beſonders beſchrieben worden. Alle dieſe Knorpel ſind nicht nur mit verſchiedenen ſehnichten Bändern ſowohl unter einander ſelbſt, als auch mit dem Zungenbeine und andern nahe gelegenen Theilen auf das genaueſte verbunden, ſondern auch durch eine Menge kleiner Muſkeln, die ſich um ihnen herum befinden, verſchiedener Bewegungen fähig; wie man denn hier ferner die große Schilddrüſe, ingleichen die Pyramidendrüſen und Kehldeckeldrüſen antrifft. Die innwendige Höhle und röhrenförmige

Fläche des Luftröhrenkopfes iſt mit einer ſehr zarten und nervichten Haut um und um ausgeſchlagen], worinnen zugleich allerhand feine Schweißlöcher durchſcheinen, aus denen ein dünner, ſchleimichter und befeuchtender Saft durchſchwitzet. Von den Fortſätzen dieſer Haut entſtehen auch oben in der Mündung des Luftröhrenkopfes die ſogenannten Kammern deſſelben, welche zwo Höhlen oder Beutel, die auf beyden Seiten befindlich, und inwendig mit allerhand kleinen Drüſen beſetzet ſind, ausmachen. Endlich hat man auch noch die obere Oeffnung des Luftröhrenkopfes, oder die ſogenannte Luftröhrenſpalte, zu merken, worunter man denjenigen länglicht ovalen, ſchiefen, ſchmalen, faſt dreyeckichten oder elliptiſchen Zwiſchenraum verſteht, welcher ſich zwiſchen den beyden Bändern befindet, die von der inwendigen hohlen Fläche des Schildknorpels nach dem Grunde der beyden Gießkannenknorpel zu gehen. Dieſe Luftröhrenſpalte ſowohl, als die Kammern des Luftröhrenkopfs leiſten in der Stimme, dem Geſange und der Rede vorzüglichen Nutzen, und ſcheinen faſt die einzige und vornehmſte Urſache der Verſchiedenheit der Töne derſelben zu ſeyn, je nachdem nämlich dieſelben durch die zitternde ſchwirrende Bewegung derer angegebenen Bänder, und derer darum befindlichen Muſkeln erweitert, oder enger gemachet werden. Auf dieſen Luftröhrenkopf folget denn nun ſogleich die eigentliche Luftröhre, als welche mit und unter dem ringförmigen Knorpel deſſelben ihren Anfang nimmt, und ſo theils einfach, theils getheilet, durch die Bruſthöhle und die Lungen weiter fortgeht. Dieſe Röhre iſt, ſo lange ſie ſich beſonders außerhalb den fleiſchichten Lungen, und folglich nur noch in der Bruſthöhle befindet, aus kleinen übereinander ſtehenden Knorpelringen zuſammengeſetzet, wovon jedoch nur drey Viertheile eines jeden ſolchen Ringes knorpelichter Subſtanz ſind, die übrig gebliebene Lücke aber, welche hinterwärts vorkommt, mit einem häutichten und fleiſchichten Weſen alſo ergänzet iſt, daß die fleiſchernen Faſern von einer Ringſpitze querüber zu der andern gehen. Bey den Vögeln, Amphibien, Fiſchen und Inſecten ſind dieſe Knorpelringe mehr vollſtändig, und es machet bey ihnen ihr ganzer Umfang beynahe einen vollkommenen Kreiß oder Zirkel aus, welches auch von denen widerkäuenden vierfüßigen Thieren gilt. Ohnerachtet nun dieſe Knorpelringe gleichſam ſchichtenweiſe über einander liegen, ſo treffen ſie doch nicht unmittelbar zuſammen, ſondern ſind eben-

ebenfalls durch einen häutichten Zwiſchenraum einer von dem andern unterſchieden und entfernet, ſo daß dieſe häutichten und fleiſchernen Faſern ſich längſt der Luftröhre von dem Rande des einen Knorpelringes zu dem Rande des andern und folgenden erſtrecken. Durch jene häutichte und fleiſcherne Faſern, welche die hintere Lücke der unvollſtändigen Knorpelringe ergänzen, wird, da dieſe unmittelbar den Magenſchlund berühret, das Hinunterſchlucken der Speiſen erleichtert; ſo wie dieſe, welche ſich längſt der Luftröhre zwiſchen einem und dem andern Knorpelringe befinden, die Röhre ſelbſt wechſelsweiſe verlängern und verkürzen, welches ſowohl wegen der verſchiedenen Abfälle der Stimme, als auch in Abſicht des Ein- und Ausathmens der Luft und anderer Bewegungen höchſt nöthig und erforderlich war. Dieſe Röhre nun iſt anfangs ziemlich ſo weit, daß man füglich einen Finger hineinbringen kann, wird aber nach und nach immer enger, und theilet ſich um die Gegend des zwoten und dritten Rückenwirbels in zween große Hauptäſte, wovon der eine, welcher ein wenig kürzer, mehr gerade und breit iſt, ſich in die rechte Lunge hinbegiebt, der andere aber, welcher vor jenem etwas länger, mehr ſchief und geſchlank ausfällt, ſich in die linke Lunge einſetzet. Dieſe ſogenannten Lungenäſte zertheilen ſich noch ferner in unendlich kleinere und einzelne Aeſtchen, und verbreiten ſich durch die ganze Subſtanz der Lungen, doch ſo, daß ſie immer ihre wechſelsweiſe knorpelichten und häutichten Abſätze behalten, bis ſich zuletzt dieſe einzelnen Aeſtchen in bloße häutichte hohle Knöpfchen, oder in die ſogenannten Lungenbläßchen endigen. Ueberdieſes iſt die inwendige hohle Fläche der Luftröhre nicht nur mit einer glatten ſehnichten Haut durch und durch ausgeſchlagen, ſondern auch hin und wieder mit kleinen Schleimdrüſen beſäet, aus welchen beſtändig ein befeuchtender Schleim abgeſondert wird, hiernächſt auch mit den allgemeinen Blutgefäßen und Nerven verſehen. Es hat nun aber die Luftröhre eigentlich einen doppelten Nutzen, indem nämlich theils durch ſie die äußerliche Luft ſowohl in die Lungen als aus denſelben gebracht, und alſo das Einathmen und Ausathmen der Luft bewerkſtelliget wird, theils auf ſolche Weiſe die Stimme, und die Töne des Geſanges ſehr künſtlich und mannichfaltig erzeuget und hervorgebracht werden, welches einigermaaßen aus der vorkommenden Mannichfaltigkeit dieſes Werkzeuges bey den verſchiedenen Thierarten zu erhellen

ſcheint. Ohnerachtet die Luftröhre bey den Vögeln, mit der Luftröhre der vierfüßigen Thiere an weſentlichen und Hauptſtücken ziemlich übereinkommt, außer daß ſelbige, wie bereits erinnert worden, mit keiner beſondern Luftröhrenklappe verſehen, ſondern offen iſt, ſo hat ſie doch bey den Kranichen eine ganz außerordentliche und ungewöhnliche Richtung. Sie durchbohret nämlich in dieſem Vögelgeſchlechte das Bruſtbein bey dem Eintritte in daſſelbe, und machet zuvor etliche Biegungen, ehe ſie ſich durch eben dieſes Loch wieder heraus, und endlich in die Lungen ſelbſt begiebt. Auch den Amphibien und großen Fiſchen oder Wallfiſcharten, welche nämlich mit würklichen Lungen verſehen ſind, hat die Natur die Luftröhre nicht verſaget, obſchon übrigens das Athemholen dieſer Thiere, in ſoferne ſie nämlich zugleich Bewohner eines ganz andern Elements ſind, weit willkührlicher als bey andern iſt. Die eigentlichen Fiſche, welche keine ordentlichen Lungen, ſondern Kiefern oder Fiſchohren beſitzen, haben auch keine Luftröhren, und es ſcheint bey ihnen die ſogenannte Kiefernöffnung, welche von einem beſondern Kieferndeckel, dergleichen ſich zwiſchen dem Kopfe und der Bruſt, auf jeder Seite einer befindet; ingleichen von der am Ende des Kieferndeckels anzutreffenden Kiefernhaut, die in der That nichts anders, als eine wirkliche Floßfeder vorſtellet, indem ſie aus kleinen ſichelförmigen Knöchelchen und Gräten beſteht, die von einer beſondern Haut zuſammengehalten werden, nach Beſchaffenheit der Umſtände genau verſchloſſen, oder auch geöffnet werden kann, dieſe Stelle zu vertreten, deswegen auch der von den Fiſchen zuweilen bemerkte Schall oder Laut, welcher entweder von dem ausgeſprudelten Waſſer, oder von der aus dem Munde durch die Lippen ausgepreſſeten Luft, oder von dem Reiben der Fiſchohren an einander, oder von einer jeden andern Urſache entſtehen und herkommen mag, einer wahren und eigentlichen Thierſtimme ganz unähnlich, und mit derſelben nicht füglich zu vergleichen iſt. Bey den Inſecten finden ſich äußerlich auf der Oberfläche des Körpers, und ſowohl an dem Hinterleibe als Vorderleibe beſondere Luftlöcher, welche die Oeffnungen eigentlicher Luftröhren ſind, die ſich in die feinſten Zweige theilen, den ganzen Körper inwendig durchlaufen, und auf dieſe Weiſe die Luft zu allen Theilen derſelben führen. Endlich nimmt man auch an den Körpern der Würmer beſondere Luftlöcher wahr, wodurch ſie die Luft wechſelsweiſe in ſich bringen und von ſich geben.

Luftröhrenkopf.
S. Luftröhre.

Luftröhrlein.
S. Löwenzahn.

Luhoneſer Schnecke.

Die Luhoneſer oder lohöniſche Schnecke, Strombus Luhuanus, hat dieſen Namen erhalten, weil ſie ſonderlich am Strande von Lohö in Oſtindien, wie Rumph meldet, oder wie Leſſer ſchreibt, in der Landſchaft Lucku oder Locko angetroffen wird. Sie heißt auch der ſchwarze Schlund. Gehöret zu derjenigen Ordnung der Flügelſchnecken, welche Herr Müller Schmalflügel genennet. Die Schale iſt ohngefähr einen halben Finger lang, wenn ſie aus der See kommt, mit einer gelblicht grünen, feſt anſitzenden Haut überzogen, wenn dieſe aber weggenommen worden, auf dem Rücken gelb bandiret, oder reihenweiſe nach Art der Marmorirung auf einem weißen Grunde gelb geflecket. Sie iſt kegelförmig, mit glatten und flachrunden Gewinden. Der Wirbel raget nicht ſehr hoch hervor. Die Lippe iſt klein, inwendig hochroth, und gegenüber an der Spindel zeiget ſich ein ſchwarzer, oder auch grüner, oder gelber Strich. Ueberhaupt hat die Schale eine lange und ſchmale Mündung, jedoch bey der Schnauze einen rundlichten Einſchnitt in der Lippe, wie bey allen Flügelſchnecken gewöhnlich iſt. Das Thier iſt ein guter Fechter und wird häufig gegeſſen.

Lul. S. Feigenbaum.

Lumien. S. Citronbaum.

Lumme.

Lom, Lomme, zeiget die Halbenten, Mergus, an, welche ſich durch ihre Schnäbel und Füße von den Enten unterſcheiden. In den Nordländern hat man ihnen den Namen Lomme, vom hinkenden, wackelnden Gange gegeben. Siehe den Artikel Halbente. Hr. Klein hat noch eine beſondere Art Lomme, die er unter die Waſſervögel mit drey verbundenen Zähen ſetzet, und hinten keinen; wohin die Seetaube gehöret, der auch dieſe Lomme am Schnabel gleichet, ſonſt ſchwarz, und unten weiß, ſo groß wie eine Ente, und ein Geſchrey wie der Raben ihres.

Lump.

Lumbus, in England, oder Hoffpadde, Schnottolff, Seeeule. Der Mülleriſche Lump der Linnäiſchen Meerhaſen, Cyclopterus Lumbus, gen. 139. ſp. 1. mit drey Unterarten. ſ. unſern, Artikel, Haſe, Meer-, Seehaſe, Th. III. S. 670. und unſern Artikel, Klebpfoſt, Oncotion, 1. des Kleins, Th. IV. S. 520.

Lump,

Lump, Hoggerlump, Lumbus gibboſus, Haaſe, Richter. ſ. Klebpfoſt, Oncotion, 2. des Kleins, und unſern Artikel, Th. IV. S. 521.

Lumper.

Lumper, nach Müllern eine Gattung ſeiner Rotzfiſche, Blennius Lumbenus, Linn. gen. 155. ſp. 12. ſ. Rotzfiſche.

Lunge.

Pulmo. Dieſe iſt das größte Eingeweide des Oberleibes, welche daher auch faſt die ganze Bruſthöhle, und mit dieſer beyde große Säcke der Ribbenhaut einnimmt und ausfüllet, und oberwärts unmittelbar mit der Luftröhre, unterwärts mit dem Herzen vermittelſt der großen Blutgefäße, und endlich hinten und vorne vermittelſt des Mittelfells mit den Rückenwirbeln und dem Bruſtknochen zuſammenhängt, eigentlich aber in ſeinem ganzen übrigen Umfange im natürlichen Zuſtande frey in der Bruſthöhle befindlich iſt. Dem äußerlichen Anſehen nach hat die Lunge ein ſehr weiches und lockeres Weſen, und ſieht bey Kindern hellroth, bey Erwachſenen mehr grau oder fleiſchfarbicht, und endlich bey alten Leuten bläulicht, oder auch blaßſchwärzlicht aus. Sie hat, wenn ſie zuſammen gefallen iſt, eine unförmliche Kegelgeſtalt, wenn man ſie aber ausdehnet und aufbläßt, ſo ſieht ſie den ordentlichen Ochſenklauen nicht unähnlich, indem ſie nämlich von obenher gewölbet oder convex, unterwärts aber flacher oder ausgehöhlet iſt. Ueberhaupt theilet ſie ſich in zwey große Hauptſtücke, wovon das eine, welches den rechten Theil der Bruſthöhle einnimmt, die rechte Lunge ausmachet, das andere, oder die linke Lunge, in dem linken Theile dieſer Höhle befindlich iſt. Eine jede ſolche Lunge beſteht wiederum aus etlichen Lappen, welche die Natur ſchräge und tief eingeſchnitten hat, und welche von der äußerlichen Lungenhaut, und einem loſen Zellgewebe zuſammengehalten werden. An der rechten Lunge befinden ſich drey dergleichen Lappen, worunter ein Mittellappen, und an der linken gewöhnlichermaaßen nur zween Lappen, welche aber vor jenen größer und deutlicher *abgetheilet* ſind. Der äußerliche Ueberzug der Lungen beſteht in einer Haut, welche als ein Abkömmling der eigentlichen Bruſthaut anzuſehen iſt, und nebſt derſelben aus einem feinen Zellgewebe, welches nicht nur mit der äußerlichen Lungenhaut die Lungenlappen unter einander zuſammenhält, ſondern ſich auch ſogar bis in das innere Weſen der Lungen ſelbſt einſchleichet, indem es nämlich die Zwiſchenräume

me der unendlich kleinern Lappen, worein ſich die großen zertheilen und zergliedern laſſen, erfüllet. Es geht außerdem ſowohl die große Lungenpulsader aus dem Herzen zur Lunge, als auch die eigentliche Luftröhrenpulsader und verbreiten ſich in der Subſtanz der Lungen in unendlich kleinere und feine Gefäße. Aus der erſten Art entſpringen ferner die Lungenblutäderchen, und aus der letztern die Luftröhrenblutäderchen, welche alſo mit jenem, nachdem ſie aus den letzten pulsaderichten Spitzen ihren Urſprung genommen, nach und nach größer werden, im Fortgange einander begleiten, und gleichfalls die ganze Subſtanz der Lungen überall durchwandern. Alle dieſe Gefäße nun, und beſonders die Lungenpulsadern, gehen durch das ganze innere Weſen der Lungen, mit den durch ſie verbreiteten Luftröhrenäſtchen, in einer Richtung fort und begleiten ſie überall, welche, wie bekannt, ſich zuletzt in kleine Lungenbläschen verwandeln. Auch um dieſe Lungenbläschen herum geſchieht eine wechſelsweiſe Verbindung der Mündungen und Endigungen beyder, ſowohl der pulsaderichten als blutaderichten Gefäße, und zugleich eine netzförmige Verſtrickung derſelben, ſo wie man ohngefähr um einen Fangball ein Zwirngewebe oder Fadengeſtricke herumzuwinden pfleget. Endlich gehören auch zur Subſtanz der Lungen, außer den Nerven, deren nur wenige, auch eben nicht ſehr große vorhanden ſind, beſondere Fließwaſſer oder lymphatiſche Gefäße, welche auf der Oberfläche derſelben vorkommen, und welche unter der äußerlichen Haut, und dem darunter liegenden Zellgewebe gleichfalls ein zartes Netz ausmachen. Hieraus erhellet denn nun alſo, daß die Lungen einen ſehr feinen, vielförmigen und zuſammengeſetzten Bau erhalten haben, und daß ſie beſonders aus einem zarten, häutigen, fächerichten, bläſichten und gefäſichten Weſen beſtehen. Und eben vermöge dieſer beſondern Structur haben die Lungen die Kraft, ſich auf verſchiedene Art und wechſelsweiſe auszudehnen und zu verengern. Wenn daher bey dem Einathmen die Luft durch die Luftröhre bis in die äußerſten und kleinſten Aeſte derſelben, und zuletzt bis in die Lungenbläschen ſelbſt eingedrungen, ſo werden nicht nur dieſe Lungenbläschen, ſondern auch die ganze Subſtanz der Lungen von der ausdehnenden Kraft der Luft erweitert; wodurch es deñ geſchieht, daß das um eben dieſe Bläschen herum befindliche netzförmige Geſtricke der feinſten und zärteſten Blutgefäßchen ſowohl, als der übrigen größern, welche mit den Luftröhrenäſten in einer Richtung fort-

fortgehen und ſie überall begleiten, in die Länge gedehnet, und folglich in ihrem Durchſchnitte verengert werden, wodurch folglich das in ihnen befindliche Blut beſſer unter einander gemiſchet, und die Blutkügelchen ſelbſt näher und dichter an einander gebracht werden. Von allen dieſen beſondern Veränderungen erfolgt das Gegentheil im Ausathmen oder Aushauchen der Luft; die ſämmtliche Lungenſubſtanz, und beſonders die Lungenbläschen fallen zuſammen; die Gefäße geben alsdenn auch nach, erhalten im Zuſammenziehen einen weitern Durchſchnitt, und es werden beſonders die um die Lungenbläschen herum befindlichen kleinern Aeſtchen gleichſam zuſammen gekräuſelt; welches denn alſo auf die Blutkügelchen eine ganz andere und entgegengeſetzte Wirkung äußert. Indem alſo dasjenige Blut, welches aus dem rechten Herzen durch die große Lungenpulsader zu den Lungen gebracht worden, in die kleinern Aeſte der Pulsadern getrieben und gepreſſet, und durch die wechſelsweiſe Erweiterung und Verengerung derſelben gleichſam unter einander geſchüttelt wird, ſo entſteht hieraus die vollkommenſte Miſchung der verſchiedenen Beſtandtheile, welche nachhero die ganze Blutmaſſe und jedes einzelne Blutkügelchen ausmachen. Und dieſe große Veränderung leidet beſonders dasjenige rohe und mit dem Milch- und Nahrungsſafte vermiſchte Blut, welches ſogleich nach erfolgter Verdauung zufließt. Es kann daher, wenn zumal der allgemeine Kreislauf des Geblütes ſchon einigemal im ganzen Körper vor ſich gegangen, kein anderes, als durchaus unter einander gemiſchtes und völlig ausgearbeitetes Blut von den Lungenblutadern eingeſogen werden, in denen ebenfalls durch die wechſelsweiſe zuſammenziehende und ausdehnende Bewegung der Lungen dieſe vollkommnere Blutmiſchung fortgeſetzt, und ſelbiges alſo durch dieſe Gefäße zum linken Herzen befördert wird. Da nun ferner durch dieſe innerliche Bewegung und Reiben der Blutkügelchen, welches man einigermaßen vermuthen kann, ſich die Blutmaſſe ſelbſt ſehr erhitzet, ſo ſcheint das Athemholen ſelbige zum Theil wieder abzukühlen. Es würden auch endlich noch verſchiedene Handlungen des Körpers entweder gar nicht, oder doch wenigſtens ſchwerlich verrichtet werden können, wenn die Lungen als die vornehmſten Werkzeuge des Athemholens ihnen hierzu ihren Dienſt verſagten. Außerdem alſo, daß das Athemholen hauptſächlich zur Rede und Sprache der Menſchen, zur Stimme der übrigen Thiere, und zum Geſange der Vögel erfordert wird, ſo erſtrecket ſich deſ-

ſelben Nutzen auch auf einige Verrichtungen der Eingeweide und verſchloſſenen Theile des Unterleibes, und befördert durch ſeinen Druck und durch die Gewalt des Zwerchfelles auf dieſelben, ſowohl das freywillige Harnen des Urins, als den willkührlichen Stuhlgang, wie denn auch ohne den Gebrauch der Lungen weder der Geruch, noch das Nieſen, noch andere dergleichen Handlungen ſtatt finden.

Die Lungen der vierfüßigen Thiere kommen in Anſehung ihres Baues, ihrer Anzahl, ihrer äußerlichen und innerlichen Beſchaffenheit und ihres Nutzens ziemlich mit der von dieſem Eingeweide gelieferten Beſchreibung und Erklärung überein, und unterſcheiden ſich etwa nur von jenen durch mehrere Einſchnitte der Lappen. Man bemerket nämlich nicht nur bey den meiſten unten an der rechten Lunge und hinter der Hohlader einen beſondern Anhang, ſondern man hat auch wahrgenommen, daß dieſes Eingeweide an den fleiſchfräßigen und ſolchen Thieren, welche ſich vom Graſe nähren, mehrentheils ſechs- ſieben- auch achtlappicht, auch wohl gar zehenlappicht, an denen aber, welche alles ohne Unterſchied durch einander freſſen, in fünf Lappen eingetheilet geweſen. Die Vögel haben eine halbhäutichte und halb fleiſchichte Lunge, welche nicht ſo, wie bey den vorigen in beſondere Lappen eingetheilet, ſondern nur mit einem eingekerbten und gezackten Rande verſehen, übrigens oberwärts am Rücken ziemlich feſte angewachſen, und daher einer geringern Ausdehnung, als bey andern fähig iſt. Bey den Amphibien und großen Wallfiſcharten beſteht das Lungeneingeweide überhaupt nur aus einem rechten und linken Lungenflügel, welcher keine weitere Lappen und Einſchnitte hat, ſondern ganz einfach iſt, wovon jeder inwendig mit einer großen Höhle, ohngefähr wie ein leerer Beutel, verſehen iſt, die aber an ihren Wänden kleine vieleckichte Fächerchen, welche unter einander Gemeinſchaft haben, beſteht, daher bey dieſen Thieren das Athemholen mehr willkührlich, und an keine ſo ſtrenge Ordnung und Abwechſelungen gebunden iſt.

Bey den Fiſchen ſind die ſo genannten Kiefern oder Fiſchohren, deren man auf jeder Seite eins antrifft, die eigentlichen Werkzeuge des Athemholens. Sie befinden ſich außer der Bruſthöhle gleich hinter dem Kopfe, und beſtehen eigentlich aus vier krummgebogenen und ſichelförmigen Knöchelchen von ungleicher Länge, die mit dem unterſten Ende an die Gaumenknöchelchen anhängen, oberwärts an ihrer hohlen oder innern Fläche mit einer Haut überzogen und mit verſchiedenen kleinen

nen Hübelchen beſetzet, längſt der äußerlichen gebogenen Seite oder convexen Fläche aber mit biegſamen Franzen oder Federn, welche, wie die Zähne an einem Kamme, neben und an einander liegen, und durch ein dazwiſchen liegendes häutichtes Weſen unter ſich zuſammenhängen, verſehen ſind. Vermittelſt dieſer Kiefern alſo, welche man, jede beſonders betrachtet, ihrer äußerlichen Geſtalt und Structur nach, faſt mit dem obern Theile, oder der ſo genannten Fahne einer Feder vergleichen kann, holen die Fiſche dergeſtalt Athem, daß, indem ſie das Waſſer mit dem Munde einziehen, ſolches in die ausgedehnten und erweiterten Kiefern eindringt, und ſich ſo lange daſelbſt verweilet, bis ſelbige wieder näher an einander zuſammen kommen, und es auf ſolche Weiſe durch die Kieferöffnungen, die von dem aufgehabenen und geöffneten Kieferndeckel und der aus einander gedehnten Kiefernhäute gleichſam aufgeſchloſſen iſt, herausgeht und ausgepreſſet wird. Bey den Inſecten und Würmern finden ſich endlich ſowohl am Vorderleibe, als am hintern Leibe und folglich auf der äußern Fläche des Körpers, anſtatt der Lungen, beſondere Luftlöcher, welche man als die Oeffnungen und Enden der Luftröhren, die ſich in die feinſten Zweige theilen und bey dieſen Thieren den ganzen Körper durchdringen, anzuſehen. Es dringt alſo die Luft durch dieſe Oeffnungen zu allen Theilen des Körpers ohne ein beſonderes Athemholen, außer daß ſie bey einigen auch bloß durch das Ende des Hinterleibes ordentlich eingezogen wird.

Lungenbaumlichen.

S. Flechte.

Lungenbläschen.

S. Lunge.

Lungenblume.

S. Chamillen und Enzian.

Lungenblutpulsader.

S. Lunge.

Lungenklee.

S. Fieberklee.

Lungenkraut.

Pulmonaria. Der Kelch iſt fünfeckicht, röhrenförmig und fünffach ausgezacket; die Röhre des Blumenblattes offen, bey einigen Arten ſo lang als der Kelch, bey einigen aber auch länger, und in fünf ſtumpfe, aufrechtſtehende Einſchnitte getheilet. Oben in der Röhre ſitzen fünf kurze Staubfäden, deren aufgerichtete Beutel mit den Spitzen ſich nähern; der Griffel trägt einen ſtumpfen, eingekerbten, oder trichterförmigen Staubweg. In dem unveränderten Kelche ſitzen vier rundliche Saamen. Herr von Haller bemerket oben an dem Blumenblatte bey

bey jedem Einſchnitte zwo Erhebungen, welche mit Haaren beſetzet ſind, und die Stelle der, bey den nahverwandten Geſchlechtern hier befindlichen, Schuppen vertreten, und Herr Scepin hat vier Drüſen angegeben, auf welchen der Fruchtkeim ſitzen ſoll. Wir finden in der Murrayiſchen Ausgabe des Linnäiſchen Pflanzenreichs ſechs Arten angegeben, die nach dem bereits angemerkten Unterſchiede, in ſolche eingetheilt werden, bey welchen a) der Kelch und die Röhre des Blumenblattes einerley Länge haben, oder b) bey welchen der Kelch viel kürzer iſt. Zu den erſten gehören:

1) das gemeine Lungenkraut mit herzförmigen Wurzelblättern, Hirſchmaangolt, Hirſchkohl, blaue Schlüſſelblume, Pulmonaria offic. Linn. wächſt überall in Wäldern und blühet zeitig im Frühjahre. Die fäſerichte, etwas holzichte, ſchwärzliche und ausdauernde Wurzel treibt ſowohl Blätter als Stängel. Beyde ſind mit ſteifen Haaren beſetzet und rauh anzufühlen. Der Stängel iſt eckicht, ohngefähr einen Fuß hoch und mit Zweigen beſetzet. Die Blätter ſtehen auf langen, gleichſam geflügelten Stielen, und ſind ey- oder vielmehr herzförmig und zugeſpitzet. Diejenigen, ſo ſich am Stängel und den Zweigen befinden, ſitzen nicht allein platt auf, ſondern umfaſſen auch dieſe Theile größtentheils, ſind viel kleiner und wechſelsweiſe geſtellet. Die Blätter von beyderley Art ſind ſelten rein, gemeiniglich mit großen weißlichen oder dunkelgrünen Flecken verſehen, daher man das fleckichte Lungenkraut, Pulmonaria maculoſa, zu unterſcheiden pfleget. Die Farbe der Blumen, welche an den oberſten Zweigen auf langen Stielen ſitzen, iſt ſehr veränderlich, gemeiniglich der untere Theil weiß, der übrige purpurfärbig; wenn aber die Blüthe einige Tage geſtanden, wird ſolche ganz blau. Man findet auch Stöcke mit ganz weißen Blumen. Wenn die Blüthe vergangen und die Saamen reifen, wachſen die Wurzelblätter noch fort, und erreichen alsdenn eine anſehnliche Größe und Länge.

2) Gemeines Lungenkraut mit lanzetförmigen Wurzelblättern, Berglungenkraut, Pulmonaria anguſtifolia Linn. wächſt in mehr trockenen Wäldern und auf warmen Hügeln und blühet etwas ſpäter als die erſte Art. Sie iſt der erſten Art ganz ähnlich, nur wächſt der Stängel höher, aber von drey Fuß haben wir ſolchen niemals geſehen. Die Blätter ſind überhaupt ſchmäler, und die Wurzelblätter viel merklicher geflügelt und lanzetförmig. Bey dieſer ſind die Blätter ſeltner geflecket und die Blumen auch zuweilen weiß.

Beyde Arten werden wegen der gefleckten Blätter, wodurch die Stöcke ein recht gutes Anſehen erhalten, oder auch, weil die Blumen zeitig zugegen ſind und mit den veränderlichen Farben ſpielen, in vielen Gärten unterhalten. Die erſte Art ſoll man an ſchattichten Oertern und in lockern naſſen Boden unterhalten, die andere aber der Sonne mehr ausſetzen und auf trockenen Boden bringen. Die Vermehrung kann durch die Theilung der Wurzel füglich geſchehen, und wenn ſolches alle zwey Jahre geſchieht, wird der Wachsthum deſto freudiger geſchehen. Aus beyden Arten ſammlen die Bienen viel Honig, und die Bienenliebhaber ſollten beyde in die Gärten und um die Bienenſtöcke pflanzen. In ältern Zeiten wurden dieſe Lungenkräuter häufig in der Arzneykunſt gebrauchet. Man rechnete ſolche ſonderlich unter die beſten Wundkräuter, und gebrauchte ſie häufig in Bruſtkrankheiten, Blutſpeyen und Lungenſucht. Die neuern Aerzte pflegen, wie billig, keinen Gebrauch davon zu machen. Die Pflanze hat keinen Geruch und die Blätter einen ſchleimichten Geſchmack. In einigen Gegenden werden die Blätter, als Salat, gegeſſen. Das Vieh ſoll ſolche auch gern freſſen. Wir müſſen noch anmerken, wie, nach Hrn. Gmelins Angeben, dieſe Pflanze vorzüglich viel Salz gebe, wenn deren Aſche ausgelauget wird. Man ſetzet die Menge auf den ſiebenten Theil des Ganzen.

3) Strauchartiges immergrünendes Lungenkraut, Pulmonaria ſuffruticoſa Linn. wächſt auf den Italiäniſchen Alpen. Die alten holzichten Stängel ſind mit den Blättern immerfort beſetzet, und die jungen, blühenden Zweige einfach, etwas haaricht, und am Ende mit einem Büſchel Blumen gezieret. Die Blätter ſind zart, dünne, lang, rauh. Der Kelch iſt in fünf lange, pfriemenartige Einſchnitte getheilet.

Bey den drey folgenden iſt der Kelch kürzer, als die Röhre des Blumenblattes.

4) Das Virginiſche Lungenkraut mit lanzetförmigen Blättern, Pulmonaria virginica L.

5) Das Sibiriſche Lungenkraut mit herzförmigen Blättern, Pulmonaria ſibirica.

6) Das geſtreckte Lungenkraut, Pulmonaria maritima L. wächſt in England und Norwegen am Seeſtrande.

Alle drey Arten haben dauernde Wurzeln und ſind einander ſehr ähnlich, daher ſolche vielleicht nur Abänderungen ausmachen. In den hieſigen Gärten wird man von den vier letztern Arten ſelten eine antreffen.

Lungenkraut, S. auch **Andorn, weißer, Botrys, Flechte** und **Habichtkraut.**

Lungen-

Lungenmoos.
S. Flechte.

Lupine.

Lupinen werden ſonſt auch Feigbohnen, Wolfsbohnen, Wolfsſchoten genannt. Lupinus Tourn. Der einblätterichte Kelch iſt in zwo Lippen getheilet, die Einſchnitte derſelben aber ſind nach den Arten unterſchieden. Die vier Blumenblätter haben das ſchmetterlingsförmige Anſehen. Das herzförmige, eingekerbte Fähnchen iſt an den Seiten rückwärts geſchlagen; die eyförmigen Flügel ſind mit dem Fähnchen von gleicher Länge, unterwärts gegen einander gerichtet, und mit dem faſt gleich langen, unterwärts geſpaltenen, ſichelförmigen Schiffchen nicht verwachſen. Alle zehn Staubfäden machen eine Scheide aus; die Staubbeutel ſind der Geſtalt nach verſchieden, und fünfe rundlich, fünfe aber länglicht; der Fruchtkeim iſt haaricht, der Griffel aufwärts gebogen und der Staubweg ſtumpf. Die lange, plattgedrückte, zugeſpitzte Hülſe theilet ſich in zwo lederartige Klappen. Die Saamen ſind platt, rundlich oder eckicht, glatt oder rauh. Alle haben gefingerte, oder nach Art eines Fächers ausgebreitete Blätter; indem die ganzblätterichte, welche Hr. von Linné ehedem angeführet, in der Murrayiſchen Ausgabe ausgelaſſen worden. Des Abends neigen ſich die Blättchen unterwärts und nahen ſich dem Stiele, breiten ſich aber des Morgens wieder aus.

1) Die fortdauernde Lupine, langjährige Wolfsbohne, Lupinus perennis Linn. wächſt in Penſylvanien. Die dauernde und kriechende Wurzel treibt ohngefähr anderthalb Fuß hohe, in wenig Zweige verbreitete, gefurchte Stängel. Die langgeſtielten Blätter beſtehen aus neun bis eilf ſchmalen, lanzenförmigen, aber ſtumpfen, glatten Blättchen. Die blaßblauen Blumen erſcheinen im Sommer, haben keine Deckblätter, ſtehen wechſelsweiſe, auch zwo bey einander, auf kurzen Stielen, und ſtellen unter ſich eine lange Aehre vor. Des Blumenkelchs obere Lippe iſt eingekerbet, die untere ganz. Die purpurfärbigen Blumen haben ein gutes Anſehen. Man kann dieſe ſowohl aus den Saamen erziehen, als auch durch die Wurzel vermehren. Da ſelbige bey uns im freyen Lande ausdauert, und in dem magern Erdreiche, worinne faſt wenig oder gar keine Pflanzen fortkommen, ohne Wartung aushält, könnte ſolche zu Verbeſſerung magerer Sandheiden nützlich gebrauchet werden. Das Vieh aber frißt ſolche mehr aus Noth, als Luſt; Kühe und Pferde werden alle darumſtehende Kräuter abbeißen, und

dieſe unberühret, oder bis zur letzt ſtehen laſſen.

2) Die weiße Lupine, große Gartenlupine mit weißen Blumen, zahme weiße Feigbohne, Lupinus albus Linn. Das Vaterland dieſes Sommergewächſes iſt unbekannt. Der Stängel wird einen bis anderthalb Fuß hoch und treibt oberwärts viel haarichte Zweige. Die geſtielten Blätter beſtehen gemeiniglich aus ſieben oder neun dunkelgrünen, aber mit weißen, glänzenden Haaren beſ tzten, ſchmalen, länglichten Blättchen. Die weißen, ungeſtielten, von keinen Deckblättern umgebenen Blumen ſtehen wechſelsweiſe und ſtellen eine lockere Aehre vor. Sie erſcheinen im Heumonathe, und der weiße, glatte, breite, genabelte Saame wird im Herbſte reif. Des Blumenkelches obere Lippe iſt ganz oder auch eingekerbet, die untere dreyfach geſpalten. Die Saamen kommen mit andern Hülſenfrüchten, in Anſehung der Beſtandtheile, zwar überein, haben aber einen bittern und unangenehmen Geſchmack. Zu Zeiten des Galenus ſoll man ſelbige häufig', als eine Speiſe, gebrauchet haben; welches heut zu Tage gar nicht geſchieht. Einige pflegen ſie unter den Coffee zu miſchen. Obgleich auch der, davon bereitete, Trank einer verwöhnten Zunge nicht gefallen dürfte, wird doch dieſer dem Erbſen- und Korncoffee weit vorzuziehen ſeyn. Man brauchet ſelbige auch zuweilen in der Arzneykunſt, ſowohl äußerlich als innerlich. Daß der innerliche Gebrauch ſchädlich ſey, wie Caſp. Hoffmann mit dem Averrhoes behauptet, auch Sim. Pauli beſtätigen wollen, verdienet keinen Glauben, und man kann das Pulver, auch die abgekochte Brühe ſicher wider die Würmer gebrauchen, und davon mehr, als von der daraus bereiteten Salbe hoffen. Die zu Mehl geriebenen Saamen werden in erweichenden Umſchlägen gebrauchet. Ob dieſes mit Eſſig gekochte Mehl die Kröpfe zertheilen könne, muß durch wiederholte Verſuche beſtimmet werden.

3) Die gelbe Lupine, Liebäuglein, Studentenviole, Lupinus luteus Linn. wächſt in Sicilien, und kömmt zwar in der Dauer, dem Wachsthume und den Blättern mit der zwoten Art völlig überein; beyde aber ſind in der Farbe der Blumen unveränderlich, und hierzu kommen noch einige andere Unterſcheidungszeichen. Die Blumen ſtehen in wirklichen Wirteln, und fünf bis ſechs Wirtel ſtehen an den nackenden Zweigen. Der oberſte oder letzte Wirtel bleibt öfters unvollkommen. Jeder Wirtel beſteht aus vier bis fünf Blumen, bey welchen kleine Deckblätter ſtehen.

Die

Die Blumen ſind faſt ungeſtielt. Die obere Kelchlippe beſteht aus zwey verſchiedenen Blättchen, die untere iſt länger, aber nur dreyfach eingekerbet; äußerlich an dem Kelche ſitzt an beyden Seiten zwiſchen den beyden Lippen ein kleines beſonderes Blättchen. Die Blumenblätter ſind ganz gelb, nur die Spitze des Kielblättchens iſt violet. Die Staubfädenſcheide theilet ſich in fünf kurze und in fünf längere Fäden, und dieſe tragen rundliche, jene längliche Staubbeutel. Die Hülſe iſt rauh und die Saamen ſind gelblicht weiß und ſchwarz gefleckt. Die Blumen riechen ſtark und angenehm, und man will behaupten, daß die Maulwürfe diejenigen Gegenden verließen, wo dieſe Pflanze gebauet würde.

4) Die blaue ſchmalblätterichte Lupine, Lupinus anguſtifolius Linn. wächſt in Spanien unter dem Getraide, kömmt gleichfalls in der Dauer und dem Wachsthume mit der zwoten Art überein, die Stängel aber und die Blattſtiele ſind mehr glatt als rauch, auch die Blättchen viel ſchmäler und die Blumen jederzeit blau; dieſe machen auch nicht völlige Wirtel, ſondern ſtehen mehr wechſelsweiſe. Die obere Kelchlippe iſt geſpalten, die untere aber ganz, und zwiſchen beyden ſteht ſeitwärts ein kleines Blättchen, wie bey der dritten Art. Die aufrechtſtehende, platte, ſchmale, haarichte Schote enthält kleine, rundliche, glatte, gefleckte Saamen.

5) Die haarichte, rothblümichte Lupine, Lupinus piloſus Linn. Dieſe jährige Pflanze iſt in allen Theilen ſtark mit Haaren beſetzet. Der Stängel mit den Zweigen wird drey bis vier Fuß hoch. Die Blättchen ſind groß und breit. Die Blumen ſtehen gemeiniglich wirtelweiſe, zuweilen auch mehr unordentlich oder wechſelsweiſe, ſind langgeſtielt und mit lanzetförmigen Deckblättern beſetzet. Die obere Kelchlippe iſt geſpalten, zuweilen auch ungetheilet, die untere aber immerfort ganz. Zwiſchen beyden Lippen ſitzt ſeitwärts ein kleines Blättchen. Die Staubfäden ſind wie bey der dritten Art beſchaffen und die Blumenblätter fleiſchfärbig, der mittlere Theil des Fähnchen aber iſt dunkelroth. Die Saamen ſind platt, geflecket, und rauh anzufühlen. Wir haben öfters ganz ähnliche Stöcke mit bläulichten Blumen zwiſchen den mit röthlichten gefunden, und weil in beyden die Beſchaffenheit des Kelches einerley geweſen, müſſen wir ſolche für Spielarten annehmen, und deswegen ſind wir zweifelhaft, ob die beyden andern Arten, welche Herr von Linné angeführet, wirklich hiervon unterſchieden, obgleich bey dieſen die Kelcheinſchnitte anders angegeben werden.

6) Die zotichte, blaublůmichte Lupine, große blaue Feigbohne, Lupinus hirſutus Linn. wächſt in Spanien und Afrika und iſt überall mit roſtigen, langen Haaren beſetzet. Die Blůthen pflegen nicht ganze Wirtel auszumachen, ſondern mehr wechſelsweiſe zu ſtehen. Die obere Kelchlippe iſt geſpalten, die untere dreymal eingekerbet und dazwiſchen ſitzt ein Blättchen. Die Blumen ſind groß und blau, zuweilen auch röthlich.

7) Die bunte Lupine, Lupinus varius Linn. iſt, ſelbſt nach Hrn. von Linné Angeben, nicht merklich von der vorherſtehenden unterſchieden, wenigſtens die Beſchaffenheit des Kelches in beyden völlig einerley. Sollten bey dieſen beyden Arten die Saamen wie bey no. 5. beſchaffen ſeyn, ſo würde man dieſe drey um deſto eher vereinigen können. Hr. v. Linné hatte ehedem nur den varium und hirſutum angeführet, in der Murrayiſchen Ausgabe iſt der piloſus noch beſonders angemerkt worden.

Die jährigen Sorten, dergleichen alle, nur die erſte ausgenommen, ſind, brauchen keine beſondere Wartung, und wir haben ſolche auf den Beeten im freyen Lande erzogen, auch jährlich reifen Saamen erhalten. Zweyerley ſoll man jedoch dabey beobachten, daß man ſie nicht verſetze, ſondern dahin ſäe, wo ſie bleiben ſollen, und 2) daß man ſolchen nicht naſſe Gegenden anweiſe, wodurch ſowohl die Saamen leicht faulen, als auch die Stöckchen nicht wohl gedeihen. An der zäſerichten Wurzel hängen gemeiniglich Warzen oder kleine Knöllchen, und dieſe können vielleicht die Näſſe nicht vertragen.

Luzerne.

S. Schneckenklee.

Luyer.

Eine Art von Weißfiſchen in Dänemark, Cyprinus Alburnus, Linn. gen. 189. ſp. 24. der Mülleriſche Neſteling, ſ. unſern Artikel, Karpfen, Th. IV. S. 411.

Lychnis.

Dieſer alte, auch im Deutſchen nicht ungebräuchliche Geſchlechtsname iſt vom Tournefort denjenigen Pflanzen beygeleget worden, welche einen einblätterichten, fünffach eingekerbten Kelch; fünf nelkenartige, oder aus einem ſchmalen, langen Nagel in einen großen Rand ausgebreitete Blumenblätter; zehn Staubfäden; drey oder fünf Griffel; und ein eyförmiges, drey- oder fünffächerichtes Saamenbehältniß haben. Auf ſolche Weiſe aber hat derſelbe bey dieſem Geſchlechte, wie auch bey der nah verwandten Alſine, Pflanzen mit einander vereiniget, welche

che in der Blume und Frucht auf mancherley Art von einander unterſchieden ſind, daher man die von den neuern Schriftſtellern angebrachten Veränderungen und Abſonderungen billig anmerken, und dadurch dieſes, nach der Tournefortiſchen Lehrart, ſehr weitläuftige Geſchlecht in andere abtheilen ſollte, wofern nur die Unterſcheidungszeichen genau beſtimmt, und die Schriftſteller ſelbſt hierinne einerley Meynung wären. Da wohl nicht leicht ein Pflanzengeſchlecht ſo viele Schickſale gehabt, als die Lychnis Tourn. wollen wir die mehreſten anführen, und dadurch ein Beyſpiel geben, wie viel ungewiſſes oder unbeſtimmtes noch in der Kräuterlehre übrig ſey, und wie ſolche öfters durch der Neuern Bemühungen mehr erſchweret als erleichtert werde. Außer der Lychnis hatte Tournefort auch ein Geſchlecht Cucubalus angenommen, und dieſes ſonderlich durch die kugelförmige, ſaftige, gleichſam einer Beere ähnliche Frucht unterſchieden. Dieſe beyden Geſchlechter hat Hr. v. Linne in folgende abgetheilet:

1) Saponaria. Der Kelch iſt länglicht, fünffach ausgezacket; die Blumenblätter haben lange, ſchmale Nägel und breite ungetheilte Ränder; der Fruchtkeim trägt zween Griffel, und das länglichte Saamenbehältniß iſt einfächericht. Dieſes Geſchlecht iſt durchgehends angenommen worden, und die beyden Griffel geben das beſtändige Merkmal ab. Alle Lychniden des Tourneforts, welche dergleichen haben, können hieher gerechnet werden. S. Seifenkraut.

2) Gypſophila. Dieſes unterſcheidet ſich von der Saponaria durch den eckichten, glockenförmigen Kelch, die mit unmerklichen Nägeln begabten Blumenblätter, die kugelförmige mit fünf Klappen ſich öffnende Frucht. Vielleicht könnte man dieſe beyden vereinigen. S. Gypskraut.

3) Lychnis. Der aufgeblaſene Kelch, die geflügelten Nägel und der zwey- oder vierſpaltige Rand der Blumenblätter, nebſt den zwey ſchuppichten Anſätzen an der Mündung, fünf Griffel und die einfächerichte Frucht machten ehedem beym Herrn von Linne die Geſchlechtskennzeichen aus. In den neuern Schriften aber hat derſelbe dieſe Kennzeichen zwar wiederholet, jedoch die ſchuppichten Anſätze, welche oberwärts, wo der Nagel des Blumenblattes ſich in den Rand verbreitet, anſitzen, und unter ſich eine kegelförmige Vorragung abbilden, außen gelaſſen, wenigſtens derſelben nicht weiter erwähnet, auch daher verſchiedene Arten, welche er ehedem zu dem Cucubalus und Silene gerechnet, hiervon getrennet, und mit der Lychnis vereiniget. Dieſer Zierrath

rath aber ſcheint uns aller Achtung werth zu ſeyn, und hat Herr von Linné ſolchen bey einem andern hieher gehörigen Geſchlechte beybehalten, warum ſollte es nicht auch hier geſchehen können? Dieſe Zierrathen ſtehen mit dem Honigbehältniſſe in gleichem Werthe, und geben ein vorzügliches und unveränderliches Merkmal.

4) Agroſtemma. Der geſtreifte Kelch iſt in lange Einſchnitte getheilet. Die Nägel der Blumenblätter verbreiten ſich in einen ungetheilten Rand, und ſind mit keinen ſchuppichten Anſätzen gezieret. Der Fruchtkeim trägt fünf Griffel, und die Frucht iſt einfächericht. Solchergeſtalt könnte man, nach den ältern Schriften des Ritters, Lychnis und Agroſtemma leicht unterſcheiden. Nach den neuern Schriften aber beſteht dieſes Geſchlechtskennzeichen faſt allein in dem lederartigen Kelche, und weder die längern Einſchnitte deſſelben, noch der Mangel der ſchuppichten Zierrathen verdienet ferner eine Achtung, daher auch die Arten, wo eines und das andere der zuvor angemerkten Merkmale mangelt, oder zugegen iſt, unter einander gemiſchet. Auch jetzo

5) das vom Herrn von Linné ſelbſt zuerſt gemachte und beſtimmte Geſchlechte, Coronaria damit vereiniget wird. Die eigenen Kennzeichen ſetzte der Ritter ehedem in den fünfeckichten Kelch, und den herzförmigen Rand der Blumenblätter und ihre ſchuppichten Zierrathen. Wegen der letztern, wie auch des mit fünf vorragenden Ecken verſehenen Kelches, hätte dieſes Geſchlecht wohl können beybehalten werden, wenn man andere Abtheilungen annehmen will. S. Raden.

6) Silene. Der keulenförmige, fünffach ausgezackte Kelch; am Rande eingekerbte und mit den doppelten Zierrathen beſetzte Blumenblätter; drey oder fünf Griffel und das drey- oder fünffächerichte Saamenbehältniß beſtimmten ehedem, nach dem Ritter, dieſes Geſchlecht, in den neuern Schriften aber gehören nur diejenigen hieher, welche eine dreyfächerichte Frucht, drey Griffel, einen bauchichten Kelch und mit Zierrathen beſetzte Blumenblätter haben. Warum ſoll man aber bey dieſem Geſchlechte auf die ſchuppichten Zierrathen ſehen, und ſolche bey andern verachten? S. Leinkraut.

7) Cucubalus wurde durch den aufgeblaſenen, fünffach eingekerbten Kelch; die geſpaltenen Blumenblätter; drey oder fünf Griffel und ein- oder dreyfächerichte Frucht unterſchieden. In den neuern Schriften beſtimmt der Ritter dieſes Geſchlecht durch den aufgeblaſenen Kelch; die mangelnden Zierrathen der Blumen-

blätter; drey Griffel und die dreyfächerichte Frucht; mithin iſt der wahre Unterſchied der Silene und Cucubalus allein in den gegenwärtigen oder mangelnden Zierrathen zu ſuchen. S. weißer Been.

Dieſe alle haben zehn Staubfäden. Andere Geſchlechter, welche auch mit der Lychnis verwandt, aber in Anſehung der Staubfädenzahl verſchieden ſind, übergehen wir, als z. E. die Velezia, welche Herr Sauvages auch mit der Silene vereiniget. Wir wollen auch hier, wie bey den meiſten Geſchlechtern, Hrn. v. Linné, und zwar der, in den neuern Schriften beliebten Eintheilung folgen, nicht als ob ſolche die beſte wäre, ſondern weil wir dieſen Lehrer einmal zu unſerm Hauptführer angenommen, und wegen der bey allen Arten angebrachten Beynamen uns überall der Kürze bedienen können, und nicht nöthig haben, aus vielen, zuweilen zehn und mehrern Wörtern zuſammengeſetzte Beſchreibungen anzuführen, um anzudeuten, was für eine Art zu verſtehen ſey. Herrn von Hallers Eintheilung dieſer Geſchlechter iſt kürzer, und da derſelbe allein auf die Zahl der Griffel und der Fächer in der Frucht acht giebt, ſcheint ſolche auch in der Ausübung leichter. Es machet derſelbe nur, außer der Saponaria, drey Geſchlechter.

1) Viſcago. Hieher gehören die Arten mit drey Griffeln und dreyfächerichter Frucht. Viſcago iſt ein Name des Dillenius, und wurden darunter ſonderlich diejenigen Arten verſtanden, welche einen klebrichteu Stängel haben.

2) Silene, welches Geſchlecht auch mit der Silene Linn. nach den neuern Beſtimmungen meiſt übereinkömt, und diejenigen Arten begreift, welche drey Griffel und eine einfächerichte Frucht haben.

3) Lychnis werden alle diejenigen genannt, welche fünf Griffel beſitzen. In der neuern Geſchichte der Schweizeriſchen Pflanzen vereiniget Hr. v. Haller die Silene mit der Viſcago, und ſieht allein auf die Anzahl der Griffel, und folget demnach Hr. Zinnen.

Herr Zinn machet, außer der Saponaria, gar nur zwey Geſchlechter, nämlich Viſcago und Lychnis. Zu dem erſten rechnet derſelbe alle diejenigen, ſo drey, und zu dem andern, welche fünf Griffel haben, und bekümmert ſich um die Verſchiedenheit der Früchte, der Blumenblätter und des Kelches gar nicht.

Hr. Scopoli geht noch weiter, folget dem Tournefort, vertilget auch die Saponaria, und vereiniget alle unter dem Namen Lychnis, indem derſelbe bey aller Beſtimmung dieſer Geſchlechter nichts beſtändiges, als die Zahl der Griffel wahrnehmen können, nach deſſen

ſen Grundſatze aber die veränderte Anzahl derſelben keine Geſchlechter ausmachet.

Der Herren Rivinus und Heiſters Eintheilungen übergehen wir, da ſolche in jetzigen Zeiten nicht weiter in Betrachtung zu ziehen ſind.

Unter dem Worte Lychnis ſollten wir mit dem Hrn. von Linné, nach der Murrayiſchen, als neueſten, Ausgabe diejenigen Arten vereinigen, welche einen einblätterichten, länglichten, glatten Kelch, fünf mit Nägeln verſehene und zweyſpaltige Blumenblätter, fünf Griffel, und eine fünffächerichte Frucht haben. Es finden ſich aber unter den acht verzeichneten Arten auch einige mit vierſpaltigen Blumenblättern, eine mit vier Griffeln und eine mit männlichen und weiblichen Blumen, mithin bleiben die eigentlichen Kennzeichen immer noch unbeſtimmt. Statt Lychnis wählen einige im Deutſchen Lichtröslein, andere Wiederſtoß. Auch den deutſchen Gartenliebhabern iſt der Name Lychnis nicht unbekannt.

1) Die hochrothe Büſchellychnis, ſcharlachfarbene Lychnis von Conſtantinopel, türkiſche Doſten, brennende Liebe, Jeruſalemsblume, Lychnis chalcedonica L. wächſt in Rußland. Die Wurzel iſt zäſericht und ausdauernd. Die haarichten und durch Gelenke abgetheilten Stängel erreichen drey bis vier Fuß Höhe. Die Blätter ſitzen an den Gelenken platt auf, ſtehen einander gegen über, und ſind dunkelgrün, gleichſam mit Wolle überzogen, länglicht zugeſpitzet und ganz. Die Blumen ſtehen an dem Ende des Stängels, oder der, hin und wieder aus den Blattwinkeln aufgeſchoſſenen Zweigen, und ſtellen einen dichten platten Strauß vor. Die ſchönen, glänzenden, hochrothen Blumenblätter ſind in zwo kleine Lappen zerſchnitten, doch könnte man derſelben auch wohl viere zählen. Zwiſchen dem Nagel und Rande eines jeden Blattes ſtehen zween aufgerichtete ſchuppichte Anſätze. In den Gärten findet man zwo Spielarten, eine mit fleiſchfarbenen, und die andere mit gefüllten Blumen. Weil die letztere vorzüglich ein ſchönes Anſehen hat, und von den Gartenliebhabern unterhalten wird, achtet man den Saamen nicht, ſondern vermehret ſolche entweder durch Theilung der Wurzel oder aus den Zweigen. Das erſte geſchieht im Frühjahre, und weil die Stöcke, wenn ſie einige Jahre an einem Orte geſtanden, niedrige Stängel und kleine Blumenbüſchel treiben, mithin alle zwey oder drey Jahre verſetzet werden müſſen, kann die Theilung zugleich geſchehen, und die vermoderten oder holzicht geworbenen

denen alten Wurzeln abgeſondert werden. Will man die Vermehrung durch Zweige vornehmen, muß man im Brachmonathe, ehe die Blüthen aufbrechen, die Stängel abſchneiden, daran drey bis vier Knoten laſſen, und dieſe in einen lettigen Boden alſo einſetzen, daß drey Knoten unter der Erde, und der vierte mit der Oberfläche derſelben gleich zu ſtehen komme. Die Stöcke ſind dauerhaft, auch den Winter im freyen Lande, und verlangen ſonſt keine beſondere Wartung.

2) Die vierſpaltige *Lychnis mit geraden Blättern, Guckucksblume, Guckgucksſpeichel, Gauchnelke, Pechnäglein, Fleiſchblume,* Lychnis Flos Cuculi L. Dieſe wächſt bey uns auf den feuchten Wieſen häufig, und blühet im May und Junius. Die zäſerichte, dauernde Wurzel treibt gemeiniglich einfache, ohngefähr anderthalb Fuß hohe, geſtreifte, eckichte Stängel, welche mit platt aufſitzenden, einander gegenüber geſtellten, ſchmalen, lanzetförmigen, an der Spitze röthlichten, und am Rande umgeſchlagenen Blättern umgeben, und an den Spitzen mit einigen geſtielten, röthlichten, oder auch weißen, einfachen oder gefüllten Blumen beſetzet ſind. An dem Blätterwinkel zeiget ſich öfters ein weißer Schaum, welcher von einem grünen Erdflohe dahin geleget wird, und daher die Pflanze den Namen Guckgucksſpeichel erhalten. Der Kelch iſt etwas aufgeblaſen, und mit zehen erhabenen röthlichten Linien verſehen. Jedes Blumenblatt iſt in vier lange ſpitzige Einſchnitte zerſchnitten. Die ſchuppichten Zierrathen mangeln. Fünf kurze Staubfäden ſitzen an den Blumenblättern, und fünf längere um den Fruchtkeim. Die rothe gefüllte Spielart unterhält man in den Gärten, und vermehret die Stöcke im Frühlinge oder Herbſte durch die Wurzeln. Sie blühet in einem guten, lockern und feuchten Boden häufig; ein trocknes und hitziges Erdreich verträgt ſie nicht. Das Vieh ſoll dieſe Wieſenpflanze nicht gerne freſſen.

3) Die vierſpaltige *Lychnis mit gekrümmten Blättern,* Lychnis quadridentata Linn. Dieſe iſt von einem Geſchlechte zum andern verwieſen worden. Sie war beym Herrn von Linné zuerſt ein Cucubalus, wurde nachher eine Silene, und nunmehr eine Lychnis. Sie wächſt auf den Bergen in Italien, Oeſterreich und der Schweiz. Herr von Leyſer will ſolche auch um Halle entdecket haben. Die ſchwachen, doch aufgerichteten Stängel ſind kaum einen halben Fuß hoch, einfach, ſelten in Zweige abgetheilet, und an den oberſten Gelenken klebricht. Die

zarten,

zarten, ſchmalen, ſtumpfen Blätter ſind rückwärts gebogen. Die Blumen ſtehen auf einfachen Stielen an dem Ende des Stängels. Die milchfärbigen Blumenblätter ſind mit den ſchuppichten Zierrathen beſetzet, uud in vier Einſchnitte geſpalten, die mittlern davon größer und rundlich, die äußerlichen ſpitzig. Herr von Haller zählet nur drey Griffel, und ſetzet daher dieſe Art zur Viſcago. Herr Scopoli zählet auch nur drey Griffel, erinnert aber, wie er in dem Wiener Garten auch viere und fünfe wahrgenommen. Herr von Linné erinnert in der Murrayiſchen Ausgabe, wie zuweilen vier Griffel zugegen, da aber ſolche nun eine Lychnis geworden, ſollte die Blume fünf Griffel enthalten.

4) Die **klebrichte Lychnis mit ungetheilten Blumenblättern, Pechnelke, Pechblume, Kleblychnis, Marienröſslein, Mergenröſslein, Mückenfang,** Lychnis viſcaria L. wächſt häufig in ſandichten, unfruchtbaren Feldhöhen und dürren Vorhölzern. Die tiefe, einfache, dauernde Wurzel treibt viel Kraut und Sproſſen, und blühet im May. Die Wurzel- und Stängelblätter ſind ſchmal, lang, zugeſpitzet und völlig ganz. Der einfache Stängel erreichet gegen zween Fuß Höhe, iſt in Gelenke abgetheilet, und dieſe ſind mit den gegenüber geſtellten Blättern umgeben, an dem obern Gelenke mit einem bräunlichten, klebrichten, leimichten Safte bedecket, und mit einer rothen, wirtelförmigen Blumenähre geendiget. Der Kelch iſt röthlicht; die Blumenblätter ſind nur eingekerbet, ihre Nägel geflügelt, und am Rande mit weißen ſchuppichten Zierrathen beſetzet. Man zählet fünf Griffel und auch in der Frucht fünf Fächer. Dieſe Art Lychnis wird zuweilen für das Tauſendgüldenkraut ausgegeben. Man unterhält in den Gärten die gefüllte Spielart, und wenn die Stöcke in einem guten, etwas feuchten Boden unterhalten werden, erhält man recht dichte und lange Blumenähren, welche den ſchönſten gefüllten Leucojen nichts nachgeben. Die Vermehrung kann allein durch die Theilung der Wurzeln geſchehen, und weil die Stöcke wegen der häufigen und gedrängt an einander ſtehenden Blätter leichtlich faulen, ſo iſt auch die Theilung und Verſetzung um deſto nöthiger. Auch junge Stöcke blühen gemeiniglich ſtark. Beſondere Wartung verlangen ſie nicht.

5) Die **Alpenlychnis mit geſpaltenen Blumenblättern,** Lychnis alpina L. wächſt auf den Alpen, kann aber auch füglich in den Gärten unterhalten, und aus den Saamen erzogen,

auch

auch durch die dauernde Wurzel vermehret werden. Die ſtarke, gelblichte Wurzel treibt viele lanzetförmige, ſteife, glatte Blätter, und zwiſchen dieſen den einfachen, einen halben Fuß hohen Stängel, welcher ſich mit einem doldenartigen Blumenkopfe endiget. Bey jeder Blume ſitzet ein großes, eyförmig zugeſpitztes, und am Rande röthlichtes Deckblatt. Der bäuchichte Kelch iſt in fünf tiefe röthlichte Einſchnitte getheilet. Die purpurfärbigen Blumenblätter ſtehen ganz ausgebreitet, und ſind in zween, faſt viereckichte Lappen geſpalten, und mit Vorragungen, aber nicht den ſonſt gewöhnlichen Zierrathen verſehen. Herr von Haller zählet fünf Griffel. Herr Oeder hat nur viere; und da Herr von Linné in der Murrayiſchen Ausgabe die gevierte Zahl als die wahre annimmt, ſo gehöret die Pflanze eben ſo wenig zur Lychnis, als zur Silene, mit welchem Geſchlechte ſelbige ehedem vereiniget worden. Iſt die Anzahl der Griffel hinreichend bey dieſer Familie die Geſchlechter daraus zu beſtimmen, ſo müßte dieſe Pflanze ein eigenes ausmachen; wechſelt aber die Zahl, wie auch bey der dritten Art geſchieht, ſo wird man mit Herr Scopoli dem Tournefort folgen müſſen.

6) Sibiriſche Lychnis mit geſpaltenen Blumenblättern, Lychnis Sibirica Linn. Herr Gmelin hat ſelbige in Sibirien entdecket. Die Wurzel iſt ausdauernd. Die Blätter ſind mehr rauh als glatt. Der Stängel iſt einen Fuß hoch, und theilet ſich paarweiſe in Zweige. Die weißen Blumen ſtehen in den Winkeln der Zweige. Die Blumenblätter ſind in zween Lappen geſpalten, und umgeben fünf Griffel.

7) Haarichte Lychnis mit getrennten Geſchlechtern, rother Wiederſtoß, Junggeſellenknopf, Sammetroſe, Ocymaſtrum, Lychnis dioica L. wächſt hin und wieder auf den Wieſen. Die fäſerichte Wurzel iſt ausdauernd, und treibt viele, in Zweige verbreitete, anderthalb bis zween Fuß hohe Stängel. Die Blätter ſind haaricht, weich, eyförmig zugeſpitzet, und ſtehen paarweiſe an den Gelenken des Stängels, und der Zweige. Die Blumen erſcheinen im April und May an den Enden der Zweige traubenweiſe. Gemeiniglich trägt ein Stock nur männliche, der andere weibliche Blumen, doch finden ſich auch zuweilen Zwitter. Der haarichte Kelch iſt weit und aufgeblaſen. Die Blumenblätter ſind herzförmig, und mit großen ſchuppichten Zierrathen beſetzet. In den weiblichen zählet man fünf Griffel. Nach Herr Scopoli Wahrnehmung ſitzt an jedem der fünf kurzen Staubfä-

den eine Honigdrüſe, und bey den weiblichen um den Fruchtkeim fünf dergleichen eingekerbte Schuppen, auf welchen die Blumenblätter ruhen. Gemeiniglich ſind die Blumen purpurfärbig; man findet aber auch weiße, und von den beyden Farben auch gefüllte, welche bey den Gärtnern unter dem Namen weiß und roth gefülltes Ocymaſtrum bekannt ſind. Es verdienen beyde die Achtung der Blumenliebhaber. Die Wurzelſtöcke werden im Herbſte getheilet, und in friſche, feuchte, fette Erde geſetzet, welche aber nicht mit Miſt gedünget ſeyn ſoll, indem ſich ſonſt leicht Maden in der Wurzel erzeugen, oder faulen und ausgehen. Die weißen Stöcke ſind ſchwerer als die rothen zu vermehren, ſie laſſen ſich eigentlich nicht theilen, ſondern man kann nur die Nebenſproſſen abnehmen, und da ſelbige öfters keine Wurzelzäſerchen haben, ſoll man ſie dergeſtalt von den alten Stöcken abnehmen, daß etwas Schale daran hängen bleibe, und in einen ſchattichten Ort etwas tief einpflanzen. Die weißen gefüllten Stöcke ſind zärter, als die rothen, daher man ſolche lieber in Töpfen, und den Winter über in einem gemeinen Glashauſe unterhalten ſoll; die weißen erreichen bey einer guten Wartung öfters die Größe einer mäßigen Roſe.

Lychnisſtaude.

S. Flammenblume.

Lymphatiſche Gefäße.

Fließwaſſergefäße, Vaſa lymphatica Bartholini. Es machen dieſe Gefäße eine beſondere Claſſe und eigenes Syſtem aus, und ſind darum nicht mit denen zu vermengen, welche wir oben unter dem Artikel Gefäße die lymphatiſchen Adern genannt, und als eigentliche Sprößlinge der nach und nach verkleinerten Blut- und Pulsadern beſchrieben haben. Die eigentlichen lymphatiſchen Gefäße oder Fließwaſſergefäße, welche hier beſchrieben werden, haben ihren Namen von der in ihnen enthaltenen Lymphe oder allgemeinen Nahrungsfeuchtigkeit des Körpers erhalten, und ſind nichts anders als dünne, runde und durchſichtige Canäle, die aus ganz dünnen, ſehnichten Häuten beſtehen, und unterſcheiden ſich leicht von allen übrigen Gefäßen, ſowohl durch ihre außerordentliche Durchſichtigkeit, als auch durch viele Knoten und Abſätze, die man an ihnen äußerlich wahrnimmt, und welche von den häufigen, halbmondenförmigen Klappen, womit ſie verſehen ſind, herrühren. Sie kommen an allen Theilen des Körpers, theils äußerlich, theils innerlich, auch bisweilen ſehr häufig zum Vorſchein, beſtehen ebenfalls wie die andern

Gefäße

Gefäße aus kegelförmigen Stämmen, verbreiten ſich wie jene in kleinere Aeſte und Zweige, und ſind, da ſie alle ihre Feuchtigkeit, entweder unmittelbar oder mittelbar dem zum Herzen zurückfließenden Blute zuführen, als zuführende Gefäße, wie die Blutadern, zu betrachten. Ihr äußerſter Urſprung geſchieht mit kleinen Würzelchen, aus deren Vereinigung hernach kleine Stämmchen entſtehen, welche hin und wieder im Körper zerſtreuet liegen. Aus einigen merkwürdigen und ſonderbaren Zufällen, welche oftmals bey gewiſſen Krankheiten ſich einfinden, kann man ſehr wahrſcheinlich vermuthen, ſo wie es nach den neuern und genauern Beobachtungen berühmter Zergliederer beſtätiget iſt, daß dieſe lymphatiſchen Gefäße mehrentheils ſowohl aus den Höhlen des Zellgewebes, als aus den großen Höhlungen anſehnlicher Eingeweide, z. E. des Magens, der Gedärme, u. ſ. w. zu entſpringen pflegen. Ihr Ende gewinnen ſie endlich größtentheils ſowohl in dem Milchbehalter oder Sammelkaſten und in dem Bruſtgange, als in den einfachen geſchloſſenen Drüſen. Der Gang und die Verbreitung der lymphatiſchen Gefäße durch dieſe Drüſen iſt ſehr ſonderbar und geſchieht auf eine doppelte Art, indem ſie nämlich entweder als einfache Stämme in die Drüſe gelangen, ſich ſofort in derſelben mit zertheilten Aeſten verbreiten, aus eben ſo vielen Aeſten einen neuen einfachen Stamm formiren, und alſo herausgehen; wovon man jene die hineinleitenden, und dieſe die ableitenden oder ausführenden zu nennen pfleget; oder indem ſich ſo, wie bey den Blutadern mehrere Canäle mit andern ihres gleichen in größere Stämme vereinigen, und endlich als ein einziges oder wenigſtens eben nicht vielfach getheiltes Gefäß durch die Spalte des Drüſenritzes wiederum herausbegeben, bisweilen auch wohl noch zu einer zwoten und dritten Drüſe hingehen, und ſich darinnen eben ſo wie in der erſtern ausbreiten. Endlich ſollen dieſe lymphatiſchen Gefäße ſich auch unmittelbar in die rothen Blutadern ausleeren, wie man bisher immer gemeynet, und hierbey ſich auf das Anſehen und die Behauptungen berühmter Zergliederer geſtützet hat, welche Meynung hingegen nach des Herrn von Hallers angeführten Beobachtungen, und beygebrachten ſehr wichtigen Schlüſſen und wahrſcheinlichen Beweisgründen allerdings in Zweifel gezogen zu werden verdienet. Man findet dergleichen Gefäße im Menſchen, und allen vierfüßigen lebendiggebährenden Thieren, welche ein warmes Blut haben, und mit Lungen verſehen ſind. Da nun

aber übrigens der Milchgang oder Bruſtgang nebſt dem Milchkaſten gleichſam als die hohle Ader dieſer Gefäße anzuſehen iſt, worinnen ſie ſich größtentheils zuletzt verſammeln, und dieſer den Vögeln, Amphibien, kaltblütigen Fiſchen, Inſecten und Würmern fehlet, ſo ſollte man faſt auf die wahrſcheinliche Vermuthung gerathen, daß wohl auch dieſe Gefäße bey allen ſolchen Thieren nicht anzutreffen ſeyn dürften. Inzwiſchen will man dergleichen knotichte und durchſichtige Adern dennoch in den Vögeln, Amphibien und einigen kaltblütigen Fiſchen bemerket haben, wenn man nicht etwa bey den letztern dieſe Art von Gefäßen lieber zu beſondern Schleimkanälen zu zählen hat; wie man denn auch bey dem Seidenwurme aus dem Geſchlechte der Inſecten den zähen leimartigen Saft, woraus die Seidenfäden entſtehen, ebenfalls als ein Product ſolcher Gefäße angenommen, wobey man aber doch wohl den Begriff übertrieben, und ihnen einen allzuweitläuftigen Verſtand beygemeſſen haben mag.

Lyr.

Lyr oder Lyße, iſt nach dem Pontoppidan Norw. Naturh. II. 255. ein mäßiger Seefiſch, faſt von der Art und Geſtalt der Seyfiſche; doch ſind ſeine Schuppen feiner, ſein Fleiſch iſt auch beſſer, daher ihn auch einige für einen Bruder des Lachſes halten. Der Roggen wird inſonderheit für angenehm gehalten. Er wird mit Netzen gefangen, doch nicht in Ueberfluß. Aldrovand redet von einem Fiſche im mittelländiſchen Meere, Namens Lyra, deſſen Kopf einer Leyer ähnlich iſt; allein, ob dieſer hieher gehöre, das kann ich nicht wiſſen. — ſ. Seyfiſch, und folgenden Artikel.

Lyren.

Lyra, Redfiſch, ſ. Meerlyren; es ſind aber mehr Arten, die dieſen Namen führen, als der Kugkug, ꝛc. Richter. ſ. unſern Artikel, Kukkug, Cuculus, Th. IV. S. 852. und den bald folgenden Artikel, Meerlyren. Nach dem Chomel iſt Lyra, Leyer, ein monſtröſer Fiſch, mit langen Floßfedern auf dem Rücken, einem häßlichen Kopfe, und blauen Flecken. ſ. unſ. Art. Engl. Leyer, Lyra Haruicenſis, Th. III. S. 597.

Lyſimachskraut.

S. Weiderich, gelber.

Lyſter.

Lyſter, Holl. eine Art der Droßel- oder Hornfiſche, Baliſtes Vetula, Linn. gen. 135. ſp. 7. das alte Weib des Müllers; ſ. dieſen unſern Artikel, Hornfiſch, Th. IV. S. 116. desgleichen Guaperua, Th. III. S. 552.

Maagaal.

M.

Maagaal.

Maagaal, holländ. Aalmutter, vielleicht nur ein Aalverwandter; Blennius Viuiparus, Linn. gen. 155. ſp. 11. ein Aalbaſtart des Kleins, Enchelyopus 12. ſ. unſern Artikel, Aalmutter, Th. I. S. 24. und 38.

Maanviſchje.

Maanviſchje, holl. Mondfiſch, Abacatuaia, Braſil. Marcgrau. p. 161. bey den Indianern Ican Kapelle, Ruyſch Th. Anim. pag. 16. tab. 9. ſ. unſere Artikel, Ican, Th. IV. S. 230. und Flünderaff des Kleins, Tetragonoptrus, 8. et 9. wobey wir erinnern müſſen, daß no. 8. zu leſen: mit Bauchfloßen ohne Vorſtchen. Th. III. S. 154. Linne' erkennt ihn für den Zeus Gallus, gen. 162. ſp. 2. und Müller nennt ihn, unter ſeinen Spiegelfiſchen, den Meerhahn. ſ. Spiegelfiſche.

Maar.

Maar wird in Japan eine Art Salmen, die in Flüſſen oder ſüßen Seen gefangen wird, genennet. ſ. S. a. Reiſ. B. XI. S. 697.

Maaßbeere.

S. Eberefchenbaum.

Macaquo.

Eine Art von langgeſchwänzten Affen oder Meerkatzen. S. Makak.

Macawbaum.

S. Palme.

Macer.

Macer oder Macre, oder Mecruire. Dieſe Namen ſollen einerley Baum oder Rinde bedeuten. Der erſte kömmt beym Dioſcorides vor, und verſteht darunter eine ins gelbe fallende, dicke Rinde, welche aus der Barbarey komme, eine anhaltende Kraft beſitze, und beym Naſenbluten, auch beym Durchfalle und der rothen Ruhr nützliche Dienſte leiſte. Dieſes wiederholen Plinius, Galen und die arabiſchen Aerzte, geben aber keine nähere Nachricht von dieſem Mittel, oder dem Baume, von welchem dieſe Rinde genommen wird. Chriſtoph Acoſta, welcher von den Specereyen Indiens geſchrieben, hat zuerſt gemeldet, wie der Baum, der dieſe liefert, arbre de las Camaras, d. i. Baum für die rothe Ruhr, oder arbore ſanto, der heilige Baum, von den Portugieſen, von den Chriſten aber arbore de ſancto Thome, von den Einwohnern Macruyre, und von den Aerzten unter den Brachmanen Macre genannt wer-

 de.

de. Er vergleicht den Baum mit unſern Rüſtern. Dieſe Nachricht des Acoſta haben die ältern Kräuterlehrer getreulich nachgeſchrieben, ſolche aber auf keine Weiſe verbeſſert, ſo daß wir heut zu Tage noch keine nähere finden können. Munting hat zwar eine Abbildung und Beſchreibung eines Baums unter dem Namen Macerbaum gegeben, und Herr Zwinger ſolche in ſeinem Kräuterbuche wiederholet: es iſt ſelbige aber wohl untergeſchoben, und die davon gegebene Beſchreibung nicht für ächt zu halten. Herr Juſſieu äußert die Muthmaßung, daß vielleicht die Rinde, welche die alten Aerzte Macer genannt, in den neuern Zeiten unter dem Namen Simarouba wieder eingeführet worden. Sollte jemanden einfallen, bey den deutſchen Droguiſten die Macerrinde zu verlangen, dürfte derſelbe vielleicht die Muſcatenblüthe erhalten; man könnte leicht Macis mit Macer verwechſeln, und vielleicht iſt auf ſolche Weiſe die Macerrinde in Verfall und außer Acht gekommen. Die Macerrinde ſoll auch unter dem Namen Bimilipatram in den Reiſebeſchreibungen vorkommen.

Maceriren.

S. Einweichen.

Machandel.

S. Wachholder.

Machoran.

Ein Fiſch an der Goldküſte, ſonſt Cat = Katzen = Hornfiſch; die Holländer nennen ihn Baardmannetjes, ſ. dieſen unſern Artikel, Th. I. S. 466.

Machtblume.

Pancratium Linn. Hr. Planer nennt dieſes, mit der Narciſſe verwandte, Geſchlecht Gilgen. Die einblätterichte, plattgedrückte Blumenſcheide öffnet ſich an der breiten Seite und verwelket. Sechs lanzetförmige, einander ähnliche Blumenblätter ſitzen an dem einblätterichten, trichterförmigen Kronblatte oder Honigbehältniſſe, und an deſſen zwölffach eingekerbten Rande ſechs Staubfäden. Der Fruchtkeim ſteht äußerlich unter der Blume, und der Griffel, welcher länger, als die Staubfäden iſt, endiget ſich mit einem ſtumpfen Staubwege. Die rundlichdreyeckichte Frucht iſt dreyfächericht, öffnet ſich mit drey Klappen und enthält viele kugelförmige Saamen. Herr Dillenius iſt der Erfinder dieſes Geſchlechts, und Herr von Linné hat ſieben Arten beſtimmet, welche alle eine zwiebelartige Wurzel zeigen und zur Zeit ſelten in hieſigen Gärten vorkommen.

1) Die einblüthige Machtblume, Lilium Zeylanicum L. Sie wächſt in Oſtindien. Die Wurzel iſt eine rundliche Zwiebel, aus

aus welcher viele, lange, ſchmale, völlig ganze, an beyden Enden ſpitzige, gleichſam der Länge nach ausgehöhlte Blätter, und zwiſchen dieſen ein, auch mehrere, ohngefähr einer Spanne hohe, nackende Stängel treiben. Jeder endiget ſich mit einer weißen Blume, welche im Herbſte erſcheint, rückwärts geſchlagene Blumenblätter zeiget, und einen oder zween Tage dauert. Nach Rumphs Berichte hat ſelbige keinen Geruch, oder ſolcher iſt mehr ſtinkend, als angenehm; Commelin aber will der Blume einen angenehmen Geruch zueignen. Wer ſolche in Gärten unterhalten will, muß die Wurzel in lockere Erde ſetzen, die Scherbel auf ein Lohbeet bringen und immerfort in vieler Wärme unterhalten. Die Zwiebel ſoll häufig Bruth anſetzen.

2) Zweyblätterichte Nachtblume, Pancratium mexicanum Linn. wächſt in Mexiko. Der Stängel endiget ſich allemal mit zwo weißen Blumen.

3) Vielblüthige Nachtblume mit lanzetförmigen Blättern, Pancratium caribaeum Linn. wächſt in Jamaika und den Caribäiſchen Inſeln. Die Zwiebel iſt von der Größe einer geballten Fauſt und äußerlich röthlich. Die Wurzelblätter ſind gegen zween Fuß lang und vier Querfinger breit, lanzetförmig, hellgrün. Der nackende und mehr breit als rundliche, hohe Stängel iſt am Ende mit vielen, weißen Blumen beſetzet, welche einen ſehr ſtarken und angenehmen Geruch von ſich geben, und im Julius oder Auguſt erſcheinen. Die Blumenblätter ſind lang und rückwärts gebogen.

4) Vielblüthige Nachtblume mit eyförmigen geſtielten Blättern, Pancratium amboinenſe Linn. wächſt in Amboina. Die Zwiebel iſt länglicht, weißlich und treibt vier oder fünf ſtarke, langgeſtielte, ſehr große und breite, eyförmig zugeſpitzte, völlig ganze Blätter, deren Adern der Länge nach ſich durch das Blatt verbreiten, alle aber in der Spitze wieder zuſammenkommen. Der dicke, und ohngefähr zween Fuß hohe Stängel endiget ſich mit zehn, auch mehrern langgeſtielten, weißen Blumen. Dieſe erſcheinen im Sommer, haben keinen Geruch, und die Blumenblätter ſind länglicht, ſpitzig und ausgebreitet. Hiervon nimmt Hr. von Linne' eine Abänderung an, welche Trew beſonders angeführet und durch die kleinern wohlriechenden Blumen unterſchieden hat. Miller aber hat noch einen andern Unterſchied bemerket, indem bey der Stammart die Staubfäden kürzer, bey der Spielart aber länger als die Blumenblätter ſind, und daher auch ſolche als zwo wirkliche Arten beybehalten. Dieſes bemerkte Verhältniß läßt ſich

aus Rumphs Abbildung nicht wahrnehmen.

5) Vielblüthige Machtblume mit zungenförmigen Blättern, Meerlilie. Pancratium maritimum Linn. Sie wächſt am Meerſtrande bey Valencia und um Montpellier. Die ſchwärzliche Zwiebel und Blätter ſind der gemeinen Narciſſe ähnlich, die Blätter jedoch mehr graulicht angelaufen. Der nackende Stängel erreichet die Höhe einer Ellen, und die gemeinſchaftliche Scheide umgiebt fünf, auch mehrere Blumen. Die Blumenblätter ſind lanzetförmig, weiß, unterwärts mit einer grünen Linie durchzogen, und die drey äußerlichen an der Spitze mit einem Hacken verſehen. Die Ecken des Honigbehältniſſes ſind geſpalten und zeigen mit den gekrümmten Staubfäden gleiche Länge. Der Griffel iſt unterwärts gebogen. Wenn die Anzahl der Blumen groß iſt, ſitzen die mittelſten platt auf, ſonſt ſind ſie alle, wenigſtens die äußerlichen, geſtielt.

6) Vielblüthige Machtblume mit gleichbreiten Blättern, Pancratium Carolinianum L. wächſt in Jamaika und Carolina. Die Zwiebel treibt gleichbreite Blätter und der Stängel treibt viele weiße Blumen, an welchen die Staubfäden und das Honigbehältniß gleiche Länge haben.

7) Vielblüthige Machtblume mit ſchwerdförmigen Blättern, Pancratium Illyricum Linn. wächſt in Sicilien und um Neapel. Die Blumen ſind groß, weiß und wohlriechend, und die Staubfäden länger als das Honigbehältniß. Dieſe und die vierte Art verlangen weniger Wärme, und laſſen ſich, wie alle übrige, durch die Zwiebelbruth vermehren.

Mackarellen.

Nach der Beſchreibung und Zeichnung des Barbots, S. 224. giebt es auch zuweilen an der Goldküſte Mackarellen, davon aber wenig gefangen werden, und die auch nicht, wie die unſrigen, geſtaltet ſeyn ſollen. Die Franzoſen heißen ſie daher Trezabar. In der See ſehen ſie hellſchmaragdgrün, mit Silberweiß auf dem Rücken vermenget, aus. ſ. S. a. Reiſ. B. IV. S. 280.

Mackrill.

Mackrill, ſonſt auch Naſenfiſch, Cyprinus Naſus, Linn. gen. 189. ſp. 21. ein Schwaal, Leuciſcus 6. des Kleins. ſ. unſern Artikel Karpfe, Th. IV. S. 410.

Macocquer.

Macocquer iſt eine Frucht, welche in Virginien wächſt, und einer Gurke oder Melone nicht unähnlich ſieht. Die Rinde iſt hart und glatt, auswendig braun oder röth.

röthlich, inwendig ſchwarz; das ſchwarze Fleiſch ſchmecket ſauer und ſalzig und enthält viel braunrothe Saamen, welche wie ein Herz geſtaltet ſind. Die Indianer machen in die Schale ein kleines Loch, ziehen das Fleiſch mit dem Kerne heraus, füllen ſie halb voll kleiner Steine und ſtopfen das Loch wieder zu. Wenn ſie nun die Frucht bewegen, machet ſie ein Geräuſche, womit ſie ihre Kurzweil treiben, wenn ſie ſich luſtig machen. Nähere Nachricht haben wir nicht finden können.

Madagaſcariſches Brod.

S. Brechnuß.

Made.

Mit dieſem Namen bezeichnet man alle diejenigen kleinen, weichen Würmer, welche keine Füße haben und ſich in Fliegen oder andere ähnliche Inſecten verwandeln. Nach Beſchaffenheit ihrer Nahrung werden ſie Fleiſch= Käſe= oder Obſtmaden genannt.

Madeiraholz.

S. Mahogonyholz.

Madenkraut.

S. Seifenkraut.

Madrepore.

S. Sterncoralle.

Madreporiten.

Sternkorallen, Madreporae, ſind verſteinerte Meergewächſe und gehören zu den Corallarten. Sie haben das Anſehen wie kleine Bäume mit Aeſten, oder wie Büſche, und ſind an den Enden der Aeſte mit hohlen Sternen beſetzet, die durch den ganzen Aſt durchgehen. Wallerius Mineral. S. 437. gedenket dreyerley Arten. 1) Madreporiten mit runden Aeſten; 2) mit eckichten Aeſten; 3) buſchichte Madreporiten.

Mägdehülle.

S. Wundkraut.

Mählbaum.

S. Mehlbeerbaum.

Mähnenblume.

Dieſen Namen giebt Hr. Planer der Cyrilla Linn. Es iſt von dieſem, neuerlich von Hrn. Garden beſtimmten, Geſchlechte nur eine Art bekannt, welche in Carolina in feuchten Wäldern wächſt, und einen ſtaudenartigen und in Aeſte verbreiteten Stamm zeiget, woran die geſtielten, lanzenförmigen, völlig ganzen Blätter wechſelsweiſe ſitzen, und ſich mit unterwärts hängenden Blumentrauben endigen. Bey den Blumen ſitzen borſtenartige Deckblätter. Der einblätterichte Kelch iſt fünffach eingekerbet. Die fünf Blumenblätter ſind weiß, ſpitzig, und in der Mitte der Länge nach mit Haaren beſetzet. Fünf Staubfäden umgeben den Fruchtkeim, deſſen Griffel ſich in zwo drüſen-

artige Staubwege theilet. Das trockene Saamenbehältniß iſt mit dem Griffel gezieret, öffnet ſich mit zwo Klappen und enthält in zwey Fächern viele Saamen.

Mälerkraut.

S. Mutterkraut und Sauerklee.

Mäna.

Mäna oder Möna, ein Geſchlecht der Heringe, auf jeder Seite mit einem runden, ſchwarzen oder laſurblauen, oder gelben Flecken gezeichnet, im mittelländiſchen Meere. Richter. Chomel ſetzet hinzu, daß er oftmals über den ganzen Leib mit allerhand Farben buntgeflecket ſey, wie andere Heringe im Oceane wachſe, und theils eines Fingers lang, theils eine Hand lang werde. Bomare machet daher die Maena zu einer Eſpece d' Anchois, einer Art Sardellen; wornach er zu den Breislingen oder Breitlingen, beſonders zu den Heringen, Harengus 7. des Kleins, ſ. dieſe unſere Artikel, zu bringen. Th. III. S. 795. u. f.

Mänalus.

S. Bootes.

Mändelbaum.

S. Fichte.

Mänides.

Mänides, fette Fiſche in Cilicien; Richter. Er wird wohl des Artedi, ſyn. p. 61. ſp. 9. Sparus etc. Maena Auctor. Des Linnäi Sparus Maena, gen. 165. ſp. 6. und Müllers Laxierfiſch ſeyn. Bey dem Klein gehöret er zu ſeinen Barſchbaſtarten, Maenas 1. wo aus dem Charleton angeführet wird. The Cackerel, (a cacando) becauſe it is Laxative to the Eater, and purgeth the Belly. ſ. unſere Artikel, Laxierfiſch, Meerbrachſem und Parſchbaſtarte.

Märzwurzel.

S. Benedictwurzel.

Mäuſedorn.

S. Ruſken.

Mäuſegedärm.

S. Vogelmeier.

Mäuſegerſte oder Haber.

S. Lolch und Treſpe.

Mäuſeholz.

Mit dieſem Namen belegen die Engländer und Schweden eine nordamerikaniſche Staude, deren Holz ſehr zähe iſt, und aus deren Rinde Körbe, Stricke und andere dergleichen Sachen verfertigt werden, deswegen auch Herr Planer ſolche Lederholz, andere Bleyholz oder unächter virginiſcher Kellerhals nennen. Es iſt Dirca paluſtris Linn. und mit der

Kellerſalzſtaude nah verwandt; iſt ein niedriger Strauch, mit eyförmig zugeſpitzten, glatten und blaßgelben Blättern beſetzet. Im Frühlinge treiben aus jeder Blüthknoſpe drey geſtielte, unterwärts gerichtete, weiße Blumen, welche keinen Kelch, ſondern nur ein röhrenförmiges Blumenblatt, ohne einen merklichen Rand haben, und acht vorragende Staubfäden nebſt einem längern, oberwärts gekrümmten, und mit einem einfachen Staubwege geendigten, Griffel zeigen. Die Frucht iſt eine Beere, worinnen ein Saame liegt. Die Vermehrung ſoll aus Zweigen geſchehen können. Den Winter über muß man dieſen Strauch in einem gemeinen Glashauſe aufbewahren.

Mäuſeholz, S. auch Nachtſchatten.

Mäuſepfeffer.

S. Läuſekraut.

Mäuſeſchwanz.

Rappenfüßlein, Cauda muris. Myoſurus minimus Linn. Dieſes Pflänzchen machet ein eigenes Geſchlecht aus, wächſt bey uns auf trockenen Hügeln, treibt aus der jährigen, dünnen Wurzel zarte, ganz ſchmale, ſtumpfe Blätter, und einen etwas höhern, ohngefähr drey Zoll langen, nackenden Stängel, welcher ſich mit einer Blume endiget. Der Kelch beſteht aus fünf weißlichen Kelchblättchen, welche am mittlern Theile anſitzen, mit dem untern ſich gegen den Stängel ziehen und gleichſam einen Sporn abbilden, mit dem obern ſtumpfen aber ausgebreitet ſtehen. Die fünf grünlichten Blumenblätter ſind etwas kürzer und fallen zeitig ab. Dieſe hat Herr von Linne' in den neuern Schriften für Honigbehältniſſe angenommen. Die Anzahl der Staubfäden iſt ſehr veränderlich. Man findet derſelben fünfe, ſieben, auch wohl zwölfe. Der Fruchtkeim beſteht aus vielen, dicht an einander ſtehenden Eyerchen, deren jedes einen kurzen Griffel trägt. Dieſer verlängert ſich nach und nach, und die Frucht gleicht einer langen dünnen Walze, oder Schwänzchen, und beſteht aus vielen nackenden Saamen.

Mäuſezwiebel.

S. Meerzwiebel.

Mäuslein.

Mys, Plin. Saurus Salu. al. Stöcker. Richter. Μῦς Aeliani, gehöret zu den Mausfiſchen, Capriſcos. Von dem deutſchen Stöcker findet ſich ſonſt keine Spur. Bey den Engländern bedeutet Stoecker eine Baſtartmakreele.

Mäusöhrchen.

S. Baldrian, Habichtkraut und Vergiß mein nicht.

Magalep.

S. Kirſchbaum.

Magdblume.

S. Chamille.

Magen.

Ventriculus, Stomachus. Der Magen iſt eines der größten und vorzüglichſten Eingeweide des Unterleibes, welches den obern und linken Seitentheil der Bauchhöhle einnimmt, und folglich unmittelbar unter dem Zwerchfelle und den falſchen Ribben, zwiſchen der Leber und der Milz ſchief gelegen iſt. Eigentlich iſt derſelbe nichts anders, als ein ziemlich großer häutichter Beutel, der ſeiner äußerlichen Geſtalt nach einem gewiſſen muſikaliſchen Inſtrumente, nämlich einem ſogenannten Dudelſacke oder Sackpfeife, faſt ähnlich ſieht. Man bemerket daher an demſelben eine obere kleinere, ingleichen eine untere größere Krümmung, wovon die letztere der Grund des Magens ausmachet, hiernächſt zwo anſehnliche Flächen, nämlich eine vordere und eine hintere, welche faſt den Haupttheil des ganzen Eingeweides ausmachen, ferner das linke und rechte Ende, wovon jenes mit der Milz verbunden, dieſes aber mit dem linken Leberflügel bedecket iſt, und endlich über beyden Enden zwo Oeffnungen oder Mundlöcher. Eins derſelben iſt der obere oder linke Magenmund, cardia, der viel höher liegt, als der folgende mit dem Magenſchlunde oder der Speiſeröhre in eins fortgeht, ſich oben am linken Ende des Magens, um die Gegend des letzten Rückenwirbels befindet, und um und um mit vielen reizbaren Nerven verſehen iſt; das andere heißt der untere oder rechte Magenmund, pylorus, befindet ſich am rechten Ende des Magens, ohngefähr einige Finger breit vom erſten Lendenwirbel abgelegen, liegt tiefer als jenes, iſt rings herum mit einer ziemlich breiten Haut oder beſondern Klappe verſehen, welche den Magen nach unterwärts verſchließt, und hiermit zugleich den Anfang aller darauf folgenden Gedärme, beſonders des Zwölffingerdarmes machet. Man kann nicht ſagen, daß die natürliche Lage des Magens ſenkrecht, ſondern mehr quer und faſt horizontal ſey, indem derſelbe eigentlich mit dem oberſten Magenmunde höher, und mit dem untern abhängend ſteht, ferner die große Krümmung oder der Grund deſſelben ſich mehr vorwärts als unterwärts, die kleine Krümmung mehr rückwärts als oberwärts, folglich die vordere Seitenfläche ſich oberwärts und die hintere mehr unterwärts neiget, und daß

endlich die Speiſeröhre mit dem Magen nicht ſo, wie es ſcheint, eine gerade Linie ausmache, ſondern bey der Vereinigung beyder Theile ein Winkel oder Falte entſtehe, dadurch die obere Magenöffnung ein wenig hinterwärts gebogen iſt. Je nachdem nun aber der Magen von Speiſen und Getränken leer, oder mehr oder weniger damit angehäufet und angefüllet iſt, ſo verändert auch derſelbe nicht nur dieſe natürliche Lage, ſondern auch die Weite, indem er ſich ebenfalls mehr oder weniger ausdehnen, und zuſammenziehen oder verengern läßt, daher er bey Brandweinſäufern allemal ſehr klein, bey gefräßigen Leuten aber außerordentlich weit, auch vergleichungsweiſe an männlichen Körpern in ſeinem Umfange größer, als an weiblichen angetroffen wird. Uebrigens iſt der Magen eben ſo wie der Magenſchlund und die Gedärme aus vier beſondern Häuten zuſammengeſetzet, welche Schichtenweiſe in einer gewiſſen Ordnung über einander liegen, ſo daß zwiſchen einer jeden einzelnen ſich allemal ein mehr loſes oder dichteres Zellgewebe befindet, und nämlich auf die erſte oder die äußere eine fleiſcherne und muſculöſe, als die zweyte, auf dieſe eine nervichte oder die dritte, und endlich eine zottichte Haut, als die innerſte und vierte folget. Die erſte oder äußere Haut beſteht aus lauter häutichten Faſern, umgiebt die ganze äußerliche Oberfläche des Magens, diejenigen Stellen ausgenommen, wo beyde Netze ihren Urſprung nehmen, und entſteht von der inwendigen Haut des Unterleibes oder dem Darmfelle, daher man ſie, weil nämlich die übrigen Eingeweide des Unterleibes ebenfalls mit dieſem auswendigen Ueberzuge verſehen ſind, auch die gemeinſchaftliche Haut zu nennen pfleget. Hierauf folget ein cellulöſes Fadengewebe, und dann ſofort die zwote oder muſculöſe Haut, welche aus zwo Schichten fleiſcherner Faſern beſteht, wovon in der erſtern die auswendigen Faſern alle der Länge nach fortlaufen, in der zwoten oder inwendigen Schicht aber dieſelben eine überzwerche Richtung haben, und ſich alſo um den Umfang des Magens in lauter zirkelrunden oder ringförmigen Kreiſen herumlegen. Die dritte Haut, zwiſchen welcher und der vorigen ein zwotes Zellengewebe befindlich, worinnen der größte Theil der feinſten Magengefäße zerſtreut liegt, iſt die nervichte. Sie beſteht aus ſehr lockern Fäden, und iſt daher ziemlich ſchlapp und runzlicht, ſonſt überall gleichartig, weiß und häufig mit ſehnichten Fäden ſchief und creuzweiſe durchflochten, zwiſchen welchen viele kleine Drüſen liegen, die beſonders ſowohl an der obern kleinen Krümmung

des Magens, als an der untern Magenöffnung häufig vorkommen und mit ihren Ausführungsgängen durch die folgende Hautſchicht hindurch und bis in die innere Fläche des Magens dringen. Ehe man zur vierten oder innerſten Magenhaut gelanget, bemerket man noch ein drittes cellulöſes Fadengewebe, welches ebenfalls, wie das vorige, das Adergeflechte und die netzartigen Verbreitungen die letzten feinſten Gefäße in ſich faſſet und der gewöhnliche Sitz aller Entzündungen des Magens iſt, welche entweder von genommenen Giften oder andern gewaltſamen Dingen verurſachet worden. Die letztere innerſte Haut ſelbſt wird endlich wegen der Aehnlichkeit mit einem Sammet oder feinem Tuche, worauf die letzten Haarſpitzen obenher vorſtehen, die wollichte, oder zottichte Haut, villoſa, genannt. Sie hat viele kleine Hautwarzen, iſt durch und durch porös oder löchericht, welches von den vorher erwähnten Drüſenöffnungen, die hier ihr Ende gewinnen, ſowohl, als von den Mündungen der Gefäße herrühret. Man kann ſie füglich mit der äußerlichen Oberhaut vergleichen und als eine Fortſetzung derſelben anſehen, indem ſie theils, wie jene, die empfindliche Haut, alſo dieſe, die über ihr liegende nervichte Haut für allerhand Schmerzen beſchützet, auch wohl dergleichen, wenn ſie ſich abgerieben, verurſachet, theils auch, wenn ſie bisweilen loßgegangen, von freyen Stücken ſich wieder ergänzet, welches ebenfalls von dem zarten Oberhäutchen gilt, und welches nicht nur an menſchlichen Körpern, ſondern auch bey andern Thieren bisweilen zu geſchehen pfleget. Uebrigens iſt der Magen, wenn er nämlich leer iſt, an ſeiner innerlichen Oberfläche mit allerhand anſehnlichen Falten und Runzeln verſehen, die bald eine ſtrahlenförmige Richtung haben, bald einen zirkelrunden Kreis formiren, welche jedoch alsdenn weniger wahrzunehmen ſind, ſobald derſelbe von Speiſen ausgedehnet worden. Außer den oben erwähnten Drüſen hat auch der Magen ſeine eigenen Puls- und blutaderichten, auch ſeine eigentlichen lymphatiſchen Gefäße und beſondern Nerven, und überhaupt alles, was einem Eingeweide des Körpers allgemein zukömmt. Endlich finden ſich auch noch in dieſem Eingeweide zwo beſondere Feuchtigkeiten, wovon die eine etwas zähe und ſchleimicht und unſchmackhaft, die andere aber ſpeichelartig und wirkſamer iſt. Die erſtere, nämlich der ſchleimichte Saft, wird in den kleinen Drüſen, ſo zwiſchen dem dritten Fadengewebe und der zottichten Haut liegen, abgeſondert, und durch ihre Ausführungsgänge in die Magen-

genhöhle ſelbſt abgeſetzet, und dienet lediglich darzu, die innere höchſt empfindliche Oberfläche des Magens zu befeuchten, und dadurch ſowohl ein ſchädliches Austrocknen derſelben, als auch den empfindlichen Reiz ſcharfer Dinge, die doch oft ſammt den Speiſen in den Magen gebracht werden, abzuwenden. Die andere oder der ſo genañte Magenſaft, Liquor gaſtricus, ſchwitzet aus den letzten engern Mündungen der Bauchſchlagader heraus, und iſt wegen ſeiner ſpeichelähnlichen und ſeifenartigen Natur, als ein wirkliches Auflöſungsmittel anzuſehen, das in der Verdauung der Speiſen einen beſondern Einfluß hat. Das Hauptgeſchäffte nun, welches von dem Schöpfer dieſem Eingeweide aufgetragen worden, und die Beſtimmung deſſelben ſcheinen nichts anders, als die Aufnahme der Speiſen und Getränke, und die Kochung oder Verdauung derſelben zu ſeyn. Dieſe beſteht vornehmlich darinnen, daß die Beſtandtheile der genommenen Speiſen, durch die wechſelsweiſe zuſammenziehende und ausdehnende, oder ſo genannte periſtaltiſche Bewegung des Magens, von einander getrennet, auch vermittelſt des oben genannten Magenſaftes, welchem von der ausdehnenden Kraft der eingeſchloſſenen Wärme ein freyer Eingang in dieſelben gebahnet worden, mehr und mehr aufgelöſet und dadurch in eine gleichartige graue Breymaſſe verwandelt werden. So bald der Magen leer von Speiſen iſt, ſo erfolget ein beſchwerliches Reiben der Nervenwärzchen, indem ſelbige nämlich durch die Zuſammenfaltung der beyden innerſten Häute näher an einander gelangen; ingleichen entſteht alsdenn in dem Magen ein Reiz von dem ſchärfer gewordenen Magenſafte, welche unangenehme Empfindung die nächſte Urſache und den Begriff des Hungers ausmachet. Die Anzahl des Magens iſt am Menſchen einfach, und ſo beſitzen ebenfalls auch die vierfüßigen, fleiſchfreſſenden, ferner einige krautfreſſende und andere dergleichen Thiere, welche alles unter einander genießen, nur einen einzigen Magen, welcher auch in ſeiner Bauart demjenigen des Menſchen ziemlich ähnlich, nur bisweilen etwas ſtärker iſt. Ganz anders verhält ſich die Sache in den wiederkäuenden vierfüßigen Thieren, worunter ſowohl gehörnte, oder eigentliche reine Thiere, als hornloſe, oder unreine Thiere gehören, als bey denen man einen vierfachen Magen antrifft. Der erſte hiervon, welcher unmittelbar auf den Schlund folget und mit demſelben zuſammenhängt, iſt der Wanſt oder Panzer, rumen. Er iſt der größte von allen übrigen, und beſteht ebenfalls, wie der Magen am Men-

ſchen, aus vier beſondern über einander liegenden Hautſchichten, wovon beſonders die zwote muſculöſe ſich bey dem Wiederkäuen zuſammenzieht, die innere oder vierte aber rauh und ſcharf, und dem harten Futter ziemlich gleichartig iſt, übrigens beſtändig eine auflöſende Feuchtigkeit ausſchwitzet. Das in ſehr kurzer Zeit gefreſſene Futter wird durch den Schlund geraden Weges und in großer Menge in den Wanſt herabgeſchlucket und leidet daſelbſt einige Zeitlang eine wärmende Gährung, wodurch es denn geſchickt gemachet wird, aus ihm nach und nach wieder in die Höhe zu quillen, damit, wenn es alsdenn fein genug durchkäuet worden, es ſofort wieder dahin herabfallen und durch Hülfe der Muskelfaſern in die folgende Magenabtheilung übergehen könne; daß man alſo das Wiederkäuen bloß als eine umgekehrte periſtaltiſche Bewegung des Wanſtes anzuſehen hat. Der zweyte Magen iſt die ſogenañte Haube oder Mütze, reticulus, deren Benennung von der Aehnlichkeit eines Netzes oder geſtrickten Haube entſtanden zu ſeyn ſcheint, und welche darum, weil das mehr zerkauete und zermalmte Futter einen kleinern Raum brauchet, auch enger und kleiner iſt. Dieſe verwandelt das Futtermengſel in eine Art von klein gehacktem Kraute, und beſitzet deswegen ebenfalls in ſeiner zwoten Hautſchicht zwar etwas ſchwächere, jedoch auch mit einigen ſtarken begleitete Muskelfaſern, damit, wenn ja noch etwas grobes und nicht gehörig zermalmtes Futter aus dem Wanſte dahin übergegangen, ſelbiges wieder in jenen zurückgebracht werden könne. In der dritten Haut dieſes Magens befinden ſich außer vielen Nerven und häufigen Blutgefäßen, drey-fünf-oder ſiebeneckichte Taſchen, welche die Geſtalt eines gegitterten Netzes haben; und der Ausgang in den folgenden Magen iſt enge und bloß zu einer flüßigen Maſſe beſtimmt. Der dritte Magen, welcher nur durch eine enge Röhre an dem vorigen hängt, heißt das Buch, der Pſalter oder Faltenmagen, Omaſus. Es iſt dieſes der kleinſte, und beſteht ſelbiger der Länge nach aus blättrichten Falten, die mit kleinen Erhabenheiten wie Hirſekörner beſäet ſind, darum ihn die Franzoſen Miller nennen. Er hat mit dem vorigen faſt einerley Häute, nur daß die nervichte Haut von innen blätterricht iſt, um die Speiſe deſto geſchickter anzuhalten und zwiſchen ſich zu nehmen, damit ſie nicht zu geſchwind in den vierten übergehen möge. Seine nach Schneckenzügen gewundenen Faſern preſſen das flüßigſte aus, damit es in den folgenden gelange. In allen dieſen dreyen Magen ſieht die Kraut-

brühe übrigens noch ganz grün aus, indem nur eine Auflöſung und Entwickelung der Grastheile bisher vorgegangen. Der vierte, welchen man den Rohm oder Lab, abomaſus, neñt, weil ſich darinnen eben dieſe Materie ſammelt, womit die Milch gelabet oder zum Gerinnen gebracht wird, beſitzt ſchon glättere Erhabenheiten, ſeine Falten erſcheinen flächer und er kömmt dem menſchlichen, oder einfachen Thiermagen, ſeiner innern und äußern Beſchaffenheit nach, näher. In demſelben verwandelt ſich das gehackte Kraut in eine weiße Milch, und in dieſem verbinden ſich die gleichartigſten Theile der Nahrung mit einander. Aus dieſem entſpringen endlich bey den wiederkäuenden Thieren die außerordentlich langen Gedärme, welche die Werkzeuge zu feinern Durchſeigungen abgeben. Alle dieſe Anſtalten und Vorbereitungen ſcheinen darum nothwendig zu ſeyn, weil das Gras und Kraut, wovon doch ſolche Thiere ſich einzig und allein nähren, wenig oder faſt keine thieriſche Beſtandtheile beſitzen, darum im Gegentheile die Raubthiere, welche vom Fleiſche leben, einen einfachen Magen auch, in Vergleichung mit den wiederkäuenden, weit kürzere Gedärme haben. Inzwiſchen iſt dieſes Eingeweide doch auch nicht in allen wiederkäuenden Thieren vierfach, ſondern es findet bey manchen bisweilen nur eine doppelte Magenabtheilung ſtatt. Bey den Vögeln erweitert ſich der Schlund über dem linken Magenmunde gleichſam in eine blätterichte Taſche, oder eyrunden, dehnbaren Sack, voller Erhabenheiten, wie der Faltenmagen an den wiederkäuenden vierfüßigen Thieren, welches der Kropf heißt. Dieſer Kropf oder Vordermagen beſteht aus einer dichten, drüſichten Haut, welche ſich von den Speiſen ungemein ausdehnen läßt, aber auch, ſobald der Kropf leer iſt, ſich wieder zuſammen runzelt. Die Speiſen ſammlen ſich hier zuerſt eine Zeit lang, und es werden, beſonders die harten Körner, in dieſem Behältniſſe, von dem ſchleimichten Safte, welcher häufig aus den Drüſen ſchwitzet, vorher einigermaßen erweichet und vorbereitet, ehe ſie in den Magen ſelbſt gelangen. Man findet deswegen dieſe Vorbereitungsmaſchinen ſowohl bey ſolchen Vögeln, welche nichts als Körner und Früchte genießen, als auch bey denen, welche außer ſolchem harten Futter, zugleich von Inſecten leben, ingleichen bey ſolchen, welche viel thieriſche Nahrungsmittel genießen, und zuletzt bey einigen Raubvögeln. Doch vermißt man ſie auch an einigen. Hiernächſt trifft man in verſchiedenen auch noch ein anderes Vorbereitungswerkzeug vor dem Magen an, welches ziemlich fleiſchicht, jedoch

jedoch nicht ſo ſtark als der Magen ſelbſt ſeyn, und ſich durch eine außerordentliche Menge kleiner Drüſen ganz beſonders auszeichnen ſoll, die einen Saft zu verſchaffen ſcheinen, von dem die harte Speiſe in dem rechten Magen klein gemachet werden kann, deſſen harte Häute und heftige Bewegungen eine Drüſenanlage nicht füglich würden verſtattet haben; und hat man es ſowohl in körner- als fleiſchfreſſenden und andern wahrgenommen. Was nun aber den Magen der Vögel ſelbſt betrifft, ſo iſt derſelbe entweder bey ihnen außerordentlich dicke, fleiſchicht, und von einem ſehr dichten Gewebe, oder ungemein dünne, weit, und von bloßer häutichten Structur, oder auch wohl aus beyden zuſammengeſetzet. Diejenigen, welche mit einem dicken und fleiſchichten Magen verſehen ſind, leben von Körnern und Kräutern, und ſie verſchlingen unter dem Futter allerhand ſcharfeckichte Sandkörner, welche die Haut des Kropfes, da ſie keine Näſſe einſchlucken, ſtärker zu reizen und von deſſen zufließenden Feuchtigkeiten in den Magen ganz mit hinabgeſchwemmt zu werden ſcheinen, daher man auch bey ihnen keine Steinchen im Kropfe findet. Es hat alſo eben deswegen, nach den angeſtellten Verſuchen einiger berühmter Naturforſcher, mit der Verdauung der Speiſen bey den Vögeln eine ganz andere Bewandniß als mit der, welche bey den Menſchen und vierfüßigen Thieren vor ſich geht, und es kömmt dabey auf folgende verſchiedene Umſtände an.

Es verdauen nämlich diejenigen Vögel, welche mit einem dicken und fleiſchichten Magen verſehen ſind, das genommene Futter, indem ſie ſolches wirklich darinnen zerreiben und zermalmen, weil ein ſolcher Magen, nach den vorerwähnten Umſtänden, dazu am geſchickteſten iſt. Man kann dieſes ſchon aus der, in der Wirthſchaftskunde ſehr bekannten, Maſt der Kalekutſchhähne beweiſen, da man ihnen eine große Menge welſcher Nüſſe ſammt ihrer harten Schale nach und nach einſtopfet, wovon man ſo gar, wenn ſie ſelbige in dem Magen zermalmen, den Laut vernehmen kann, und wovon man nach dieſer geſchehenen Verdauung nicht die geringſte Spur einer harten Schale weiter antrifft. Und zu dieſer beſondern Art der Verdauung, welche nämlich durch ein wirkliches Zerreiben erfolget, ſcheinen beſonders ſolche Vögel beſtimmt zu ſeyn, welche ſich lediglich von Körnern und Früchten nähren. Alle Vögel hingegen, welche einen dünnen und häutichten Magen beſitzen, zermalmen ihr Futter nicht wie jene, ſondern verwandeln es durch ein zufließendes, kräftiges und wirkſa-

mes

mes Auflöſungsmittel in einen aſchgrauen Brey. Es ſind dieſes gemeiniglich die fleiſchfreſſenden und Raubvögel, welche deswegen nicht einmal ſolche harte Dinge, die gar keiner Verdauung fähig ſind, als z. E. Haare, Federn und dergleichen vertragen können, ſondern ſelbige, beſonders des Morgens, durch den Schnabel wieder von ſich geben. Man weis dieſes aus einem ſehr üblichen und bekannten Verſuche der Falkenierkunſt, da nämlich die Jäger denen abgerichteten Falken, wenn ſie ſich nicht wohl befinden, ſo genannte Falkenpillen, welche aus feſt zuſammengeklebten Federn und Haaren verfertiget ſind, beybringen, und welche ſie nach vier und zwanzig Stunden unverändert wiederum ausſpeyen. Man hat ſogar aus ſolchen angeſtellten Verſuchen wahrgenommen, daß die fleiſchfreſſenden und Raubvögel, welche alle nur einen häutichten Magen haben, nicht einmal Körner oder Früchte haben verändern können, und daß ſelbſt das Auflöſungsmittel nicht im Stande geweſen, dergleichen zu verdauen; woraus man den Schluß machen kann, daß dergleichen Vögel nothwendigerweiſe darzu beſtimmt ſind, ein thieriſches Futter zu genießen, und daß ſie bey einem vollen Kornboden dennoch verhungern würden.

Die Amphibien haben einen mehr in die Länge geſtreckten und ebenfalls ſo gelegenen Magen, der aber gemeiniglich weiter als der Schlund ſelbſt und das darauf folgende Gedärme iſt, wie man ſolches an den Fröſchen, den Eidechſen, Schildkröten, Schlangen und andern bemerken kann. Die Fiſche beſitzen faſt alle nur einen einfachen Magen, welcher einen ordentlichen häutichten Sack oder Beutel vorſtellet und faſt gar keine innerliche Wärme bey ſich führet. Es liegt derſelbe nicht in die Quere, ſondern der Länge nach, und iſt ſeitwärts mit einem hornförmigen Anhange verſehen. Die äußerliche Geſtalt iſt ſehr verſchieden, bald länglicht und eyförmig, bald walzenförmig, bisweilen kugelrund und in einigen Fiſcharten ſogar zwiefach, nämlich gleichſam in ein doppeltes Fach eingetheilet, ſo daß ſelbiger faſt, wie bey den Vögeln, halb aus einem fleiſchichten, dicken, und halb aus einem dünnen, häutichten Magen beſteht, daher ein ſolcher Fiſchmagen auch im Stande iſt, ſogar verſchlungene Schaalthiere und kleine Steine zu verdauen. Ohnerachtet der Magen bey den mehreſten Inſecten ebenfalls einfach, der Länge nach und bald in der Bruſt und an dem Rücken, bald auch im Bauche gelegen, mit dem Schlunde zwar in eins fortlaufend, jedoch ſeinem Umfange nach von demſelben einigermaßen unterſchieden iſt, ſo bemerket man doch

auch in der äußerlichen Geſtalt an dieſem Eingeweide ſolcher Thiere allerhand Verſchiedenheiten und Abwechſelungen; als nämlich zuweilen beſondere Abtheilungen, Hervorragungen, anſehnliche Erhabenheiten, beſonders geſtaltete Magenfortſätze, oben auf, oder darneben liegende Körper und dergl. Eine gleiche Bewandniß hat es auch mit dem Magen der Schaalthiere, Muſcheln, Schnecken und Zoophyten, ausgenommen, daß derſelbe in einigen ſogenannten Darmwürmern, Pflanzen- und Mikroſkopenthieren mit dem Schlunde und anhängenden Gedärmen einerley Weite hat, und von denſelben nicht zu unterſcheiden iſt, dahingegen vielleicht dieſes allgemeine Nahrungsbehältniß bey den Polypen ganz ohne Gedärme und folglich zweyer Verrichtungen fähig zu ſeyn ſcheint, weil ſelbige keine untere Oeffnung haben, ſondern gemeiniglich den Koth durch den Mund von ſich geben, mit welchem ſie die Speiſe vorher eingenommen.

Magenſaft.

S. Magen.

Magenſchlund.

Schlund, Speiſeröhre, Oeſophagus ſ. Gula. Man verſteht hierunter eine, im Durchſchnitte faſt zollbreite, walzenförmige Röhre, welche ſich von dem hinterſten Theile der Mundhöhle an bis zu dem Magen ſelbſt erſtrecket. Sie ſteigt oben aus dem Halſe längſt den Halswirbeln herab, und liegt hinterwärts an der Luftröhre, mit welcher ſie auch gemeiniglich durch ein lockeres Fadengewebe zuſammenhängt, neiget ſich aber, indem ſie durch die Bruſthöhle geht, der entgegenkommenden großen Pulsader halber, von derſelben etwas abwärts, nach der rechten Seite zu, jedoch ſo, daß ſie ſich bald darauf wieder nach der linken Seite zu wendet. Sobald der Magenſchlund bis an das Zwerchfell gelanget iſt, geht er mit einem ſchiefen Eingange durch eine, für ihn in dem Zwerchfelle ſelbſt beſtimmte, Oeffnung hindurch und kömmt unter demſelben in der Bauchhöhle mit einem kurzen Ende zum Vorſchein, womit er ſich endlich in den obern Magenmund einſetzet und gleichſam darein verwandelt. Ohnerachtet der Schlund wirklich eine walzenförmige Röhre vorſtellet, ſo iſt doch derſelbe nicht durchaus in ſeinem Durchſchnitte von gleicher Weite, ſondern es unterſcheidet ſich beſonders der obere Theil oder Anfang deſſelben durch ſeine außerordentliche Weite, wodurch dieſer Theil gleichſam einen beſondern großen Beutel vorſtellet, und welchen man deswegen beſonders den Schlundkopf, pharynx, zu nennen pfleget. Es läßt ſich der Magenſchlund

ſchlund in vier beſondere Häute auflöſen, wovon die erſte und äuſſerſte, ſo lange nämlich der Magenſchlund nur durch den Hals geht, nichts anders, als das Zellgewebe benachbarter und angränzender Theile iſt, das um dieſe Röhre herumgeht, in der Bruſthöhle aber wohl ein Theil der Mittelhaut ſeyn mag. Die zwote iſt eine ſtarke, muſkulöſe Haut, welche aus einer doppelten Schicht vieler und ſtarker Fleiſchfaſern beſteht, deren einige der Länge nach abwärts laufen, andere in ringförmigen Kreiſen um die Röhre herumgehen, wodurch denn der Magenſchlund eine ſehr wirkſame und ſtarke Kraft der Bewegung und des Druckes erhält. Auf dieſe folget eine nervichte Hautſchicht, welche viel weiter und ſchlapper iſt, als die beyden vorigen, voller Gefäße und Drüſen, machet verſchiedene länglichte Falten und iſt mit einem weißlichten, weichen und gefäßigten Gewebe umgeben, das wie feine Baumwolle ausſieht, und wenn es in das Waſſer kömmt, aufquillt. Die vierte oder innerſte Hautſchicht hat ganz kleine, kurze Wgrzen, machet, eben wie die vorige, länglichte Falten, und giebt beſtändig eine klebrichte Feuchtigkeit aus ihren Schweißlöchern von ſich, welche theils als die äußerſten Mündungen der Ausführungsgänge nur erwähnter Drüſen, ſo in der nervichten Hautſchicht häufig befindlich, theils auch als die letztern Endungen der pulsaderichten Gefäße, die ebenfalls eine ſchlüpfrigmachende Feuchtigkeit ausdünſten, anzuſehen ſind. Durch dieſen doppelten Schlundſaft wird die ſehr empfindliche Speiſeröhre vor einer ſehr beſchwerlichen Trockenheit, ingleichen vor den ſchmerzlichen Reiz ſcharfer oder allzuwarm verſchluckter Dinge ſchadloß gehalten. Und hieraus erhellet alſo, daß das Verſchlingen oder Hinunterſchlucken der Speiſen in den Magen die vornehmſte Verrichtung des Magenſchlundes ſey, und daß eben deswegen vorzüglich der weite Schlundkopf mit beſondern Muſkeln verſehen iſt, damit derſelbe nach Beſchaffenheit der Umſtände erweitert, oder verengert werden könnte. Alle übrige Thiere ſind mit einer Speiſeröhre verſehen, nur unterſcheidet ſie ſich bey einigen beſonders durch außerordentliche Falten der Hautſchichten, wodurch ſie denn bey ihnen einer eben ſo außerordentlichen Ausdehnung fähig wird. Eben daher kömmt es, daß dergleichen Thiere, z. E. die Nattern, ziemlich große Thiere auf einmal verſchlingen können, welches auch von dem Wolfe bekannt iſt, und welches ihm andere ſolche gefräßige Raubthiere mit leichter Mühe nachthun. Dieſe Falten helfen auch eben darum in einigen Thieren

ren den Schlund weiter machen, als in einem Fiſche, Hauſe genannt, ingleichen in einem gewiſſen ausländiſchen Vogel, und in der Trappe. So hängen auch in dem hohlen Schlunde verſchiedener Thiere einige Zotten herab, welche oft ſehr lang ſind. Man ſieht ebenfalls in der Schildkröte ganz deutlich einige harte Körperchen in der Höhlung des Magenſchlundes hervorragen, welche vielleicht bey ihnen ein Hülfsmittel abgeben, den Raub feſter zu halten. Auch die Schlunddrüſen beſitzen faſt alle Thiere, ſowohl die vierfüßigen, als die Fiſche und andere, und in den Vögeln kommen ſie am deutlichſten und häufigſten zum Vorſcheine.

Magenwurzel.

S. Aron.

Mager.

Magerfiſch, ein Meerſchatten, Seerappen, Vmbra des Gesners, S. 20. a. aus ſeinen Brachsfiſchen; franz. maigre, deutſch mager. Sciaena cirroſa, Linn. gen. 167. ſp. 5. Müllers Bartumber ſeiner Umberfiſche, wahrſcheinlichſt Perca 12. Klein. ſ. Parſch und Umberfiſche.

Maggot.

Ein vierfüßiges Thier aus dem Affengeſchlechte, welches man als eine Mittelgattung zwiſchen den eigentlichen Affen und den Bavianen anſehen kann. Eine Beſchreibung deſſelben iſt bereits im erſten Bande unter dem Artikel Affe, S. 132. gegeben worden.

Magiſtranz.

S. Meiſterwurzel.

Magneſie.

Magneſia alba, Magneſia nitri, iſt ein chymiſches Product, welches aus der ſo genannten Salpetermutter, ſo man auch Mutterlauge oder Hecklauge des Salpeters nennt, entweder durch das Abdampfen und nachmaliges Calciniren, oder durch die Präcipitation gemachet, und vorzüglich in der Heilkunſt gebrauchet wird. Im erſtern Falle wird die Salpetermutter, ſo nach der Cryſtalliſation des Salpeters übrigbleibt, und keine Cryſtallen mehr geben will, über einem mäßigen Feuer bis zur Trockne abgedampfet, alsdenn aber die weiße, trockene, erdichte Maſſe in einem ſtärkern Feuer calcinirt. Durch dieſes Verfahren wird von der erdichten Subſtanz alle Feuchtigkeit, und das noch anhängende Salpeter- und Salzſaure weggenom̃en, und es bleibt nichts als eine zarte Kalcherde übrig, welche gleich nach der Calcination faſt die Eigenſchaften des ungelöſchten Kalches an ſich hat. Gießt man auf die friſch calcinirte Magneſie reines

Waſſer, rühret es wohl um, läßt es vier und zwanzig Stunden ſtehen, gießt das Waſſer ab und trocknet die auf dem Boden liegende weiße Erde, ſo verliehrt ſie die durch die Calcination erhaltene Schärfe, behält aber die abſorbirende, oder die Saure dämpfende und brechende Eigenſchaft.

Durch die Präcipitation erhält man die Magneſie, wenn man in die Salpeterlauge ſo lange aufgelößte Potaſche gießt, bis ſich nichts mehr niederſchlägt. Die niedergeſchlagene weiße Erde ſondert man vermittelſt des Durchſeichens von der Feuchtigkeit ab, und trocknet ſie, oder ſüßt ſie noch ein paarmal vorher aus, und läßt ſie alsdenn trocken werden. Dieſe letztere Art, nämlich die durch die Präcipitation bereitete Magneſie hat ebenfalls wie die, durch die Calcination bereitete Magneſie, eine abſorbirende und die Säure dämpfende Eigenſchaft, ſcheint aber in gewiſſer Betrachtung, vornehmlich wenn ſie nach der Präcipitation nicht ausgeſüßt worden, wegen der anhängenden ſaliniſchen Theile eine gelinde auflöſende und etwas mehr reizende Eigenſchaft zu haben. Ueberhaupt betrachtet, ſcheint die durch die Präcipitation bereitete Magneſie, in der Heilkunſt vor der, ſo durch die Calcination bereitet worden, einen Vorzug zu verdienen, indem ſie in dem menſchlichen Körper auflöslicher und etwas mehr abführend iſt, und faſt ſicherer wie jene gebrauchet werden kann, wiewohl die durch die Calcination bereitete Magneſie, wenn ſie mit Waſſer vier und zwanzig Stunden lang geſtanden hat, auch zu gebrauchen iſt. Die Magneſie iſt, wenn ſie genugſam ausgeſüßt worden, nichts anders, als eine reine Kalcherde, welche ſich in allen Säuren auflöſen läßt, und mit demſelben ein erdichtes Mittelſalz machet. Aus dieſem Grunde nun wird ſie für den menſchlichen Körper ein abſorbirendes oder ſolches Mittel, welches die Säure in den erſten Wegen dämpft, und mit ſelbiger in eine Art eines Salpeters ſich verwandelt, welches die Gedärme reizet und gelinde abführt. Iſt gar keine oder keine genugſame Säure in den erſten Wegen vorhanden, ſo wird die Magneſie, wie alle dergleichen erdichte Mittel, als eine unwirkſame und die erſten Wege beſchwerende Subſtanz zu betrachten ſeyn, welche, zumal wenn ſie oft gebrauchet wird, dem Körper mehr Nachtheil als Nutzen bringt, und oft zu Verſtopfungen der Eingeweide Gelegenheit giebt, welches aber nicht zu befürchten, wenn ſich Säure in den erſten Wegen befindet.

Die weiße Magneſie iſt nicht mit derjenigen Subſtanz zu verwechſeln,

wechſeln, ſo lateiniſch ebenfalls auch Magneſia, deutſch aber Braunſtein genannt, und unter die armen Eiſenerze gerechnet wird. S. Braunſtein.

Magnet.

Magnetſtein, Magnes, Minera ferri attractoria, iſt ein armes Eiſenerz oder eiſenhaltiger Stein, welcher eine ſchwärzliche, graue, braune oder blaulichte Farbe hat, und eigentlich nicht auf Eiſen genutzet werden kann, weil er ein ſprödes und ſchlechtes Eiſen giebt, ſo ſich überdieß ſehr ſchwer ausſchmelzen läßt. Dieſer Eiſenſtein hat eine ganz beſondere Eigenſchaft, daß er das Eiſen an ſich zieht und ſich nach Norden kehret; eine andere Art, welche das Eiſen von ſich ſtößt, wird Bläſer genannt.

Die Naturforſcher haben ſich bemühet die Kraft und Wirkung des Magneten und die Urſachen derſelben zu entdecken: wir wollen aber, da in Erklärung der Urſachen noch manches unausgemacht und vieles nicht ohne Zweifel iſt, nur dasjenige anmerken, was von den ungezweifelten Wirkungen deſſelben richtig beobachtet worden. Man bemerket folgende Wirkungen: 1) der Magnet zieht das Eiſen an ſich, und die Kraft deſſelben iſt ſo ſtark, daß manche etliche hundertmal ſo viel Gewichte, als ſie ſelbſt ſchwer ſind, halten. Dieſe Kraft äußert ſich oft in einem beträchtlichen Umfange, ſo daß manche auf 50 Rheinländiſche Schuh umher wirken. Die Wirkung geht ungehindert durch Waſſer und durch die dichteſten Körper, wie die Metalle ſind, durch, wird aber durch die Salze gehindert. 2) Wird ein Magnet geglühet, ſo geht die Kraft faſt ganz verlohren. 3) Hängt man einen Magneten an einem Faden frey auf, ſo wendet und dreht er ſich, bis die eine Seite gegen Norden und die andere gegen Süden gekehret iſt. Dieſe Seiten oder Puncte werden Pole genannt. 4) Die widrigen Pole ziehen einander an und die ähnlichen oder gleichnamichten ſtoßen einander von ſich. 5) Der Magnet theilet dem Eiſen, wenn es mit ſelbigem geſtrichen wird, ſeine Kraft mit, ſo daß es hernach ſelbſt wie ein Magnet wirket.

Auf dieſe Weiſe iſt die Magnetnadel entſtanden, welche aus Stahl bereitet und mit dem Magneten etlichemal beſtrichen wird, dergeſtalt, daß man den einen Pol eines armirten Magneten auf die Mitte derſelben ſetzet und langſam bis an die Spitze fortführet. Soll die andere Hälfte auch magnetiſch werden, ſo muß man den andern Pol gleichfalls auf die Mitte ſetzen und gegen das Ende zuführen. Beydemal aber muß man ſich hüten, daß man den Magne-

ten nicht wieder zurück, ſondern durch einen krummen Umweg wieder auf die Mitte der Nadel führet, weil ſonſt die entſtandne Kraft wieder aufhöret. Die geſtrichene Magnetnadel, welche in der Mitte ein meſſingenes kegelförmiges Hütchen hat, wird auf eine metalne Spitze geſetzet, und gleich anfangs ſo eingerichtet, daß ſie horizontal ſteht, und beweglich iſt, und ſich in einem Kreiſe herumwenden kann. Die Magnetnadeln ſind von großem Nutzen, und werden vorzüglich in dem See- und Bergcompaß gebrauchet, wo ſie den Seefahrern zu einem Wegweiſer, und den Bergleuten bey Schurfen und Aufſuchen der metalliſchen Erzgänge, und zur Entdeckung, wo eigentlich ihr Streichen zugeht, dienen.

Außer dieſem Nutzen, der in der That ſehr groß iſt, hat ſich auch ganz neuerlich, nachdem der P. Hell K. K. Aſtronom zu Wien durch eine glückliche Nachahmung die künſtlichen Magneten verfertiget, welches ſeit der Erfindung des Hrn. Savary bloß ein Geheimniß der Engländer geblieben, ein geſchickter Arzt zu Wien, D. Meſner bemühet, die künſtlichen Magneten zur Cur verſchiedener Krankheiten zu gebrauchen. Es glaubet derſelbe, daß die Wirkung dieſer Magneten darinne beſtehe, daß ſie eine Harmonie der Nerven und gleichförmige Bewegung ihres Flüßigen herſtelle; daher alſo der Gebrauch derſelben im geſunden Zuſtande ohne alle Empfindung, bey Krankheiten hingegen aufs empfindlichſte ſich äußere. Es iſt aber dieſer Gebrauch zur Zeit noch nicht beſtätiget, indem andere, gleichfalls geſchickte Aerzte aus Erfahrung behaupten wollen, daß die Magneten ohne Wirkung befunden worden.

Magnetiſche Kraft.

Es iſt bereits von einigen Kräften geredet worden, wodurch in der Natur ſo mancherley Erſcheinungen hervorgebracht werden: wohin wir die Elektricität, das Licht u. ſ. w. rechnen. Hier wollen wir dasjenige auf eine faßliche Weiſe darlegen, was man eigentlich von der ſeltenen Kraft zu wiſſen verlanget, die man dem Magnete zuſchreibt, davon der vorhergehende Artikel handelt. Die magnetiſche Kraft, vis magnetica, heißt vorzüglich die Kraft ſich eine Richtung nach den Polen zu geben. Dieſe Kraft iſt dem Magneten ſowohl, als dem Eiſen eigen; und wahrſcheinlich kömmt auch daher die Freundſchaft zwiſchen beyden: daß ſie ſich nämlich in den freundſchaftlichen Theilen einander anziehen, und in den widrigen einander abſtoßen. Man könnte dieſe Kraft billig dem Eiſen allein zuſchreiben, weil der Magnet ſeine Kraft bloß in ſofern erhält, in

wieſern er ein Eiſenſtein iſt. Wen man einen, vornehmlich etwas langen Magnet, zwiſchen den Polarflächen in zwey Theile zerſchneidet, ſo ziehen ſich die durchſchnittenen Flächen, an dem Orte, wo ſie zuſammengeſeſſen, wiederum ſolchergeſtalt an, wie ſie vor dem Zerſchneiden vereint geweſen ſind. Hieraus iſt klar, daß unter den zerſchnittenen Theilen der Südpol des andern Stücks Nordpol anziehe, und daß daher die ungleichnamigen Pole freundſchaftlich, die gleichnamigen hergegen feindlich ſind. Es ſind alſo die ſich einander anziehenden Flächen des Magnets eben diejenigen, die an ihren Geburtsorten in ihrer natürlichen Lage in der Erde vereint geweſen; oder doch wenigſtens eine ſolche Richtung in ihrer Lage, wie dergleichen ſich einander anziehende Flächen, gehabt haben. Dieweil alſo dieſe magnetiſche Kraft bloß den Eiſentheilchen, ſo gar den allerkleinſten anhängig iſt: ſo ſchließt man billig, daß ſelbige die angezeigte Kraft lediglich durch ihre Lage und ſtäte Richtung nach den Polgegenden überkom̃en haben. Die Polarrichtung müſſen die Eiſentheile im Magnete ſelbſt haben, und nach derſelben gleichmäßig darinnen vertheilet ſeyn. Je vollſtändiger dieſe ihre gleichförmige Richtung und Vertheilung, ingleichen je größer ihre Anzahl im Magnete iſt, eine deſto ſtärkere Kraft hat derſelbe. Findet es ſich nun, daß dieſe Eiſentheile an einigen Stellen des Magnetſteines häufiger beyſammen ſind, und allda die Polarrichtung angenommen haben; ſo ſind dieſe Stellen des Steines vor andern ſtärker, theils in Anziehung des Eiſens, theils in Annehmung der gedachten Richtung: und es hat ein ſolcher Magnetſtein mehr als zween Pole. Es iſt daher ein ſolcher Stein gemiſchet und hat an einigen Stellen viel, an andern weniger magnetiſche Kraft. Schneidet man die ſtarken magnetiſchen Stücken aus dem Steine heraus, und giebt ihnen die gehörige Form, ſo erhält man ſehr edle und vielvermögende Magnete, die im Verhältniſſe ihrer Maſſe und Schwere weit mehr thun, als der ganze Stein, daraus ſie geſchnitten ſind. Was vom Magnetſteine geſaget iſt, gilt auch vom bloßen Eiſen. Dieſes wird magnetiſch, wenn es lange Jahre eine ſolche unverrückte Lage gehabt hat, nach welcher der eine untere Theil deſſelben ſtäts auf die Erdfläche, oder nach derſelben, der andere obere nach aufwärts gerichtet geweſen iſt. So ſind die alten Kreuze auf den Thürmen, eiſerne Bänder und Anker in alten Mauern, in dem vom Aequator etwas entfernten Gegenden, magnetiſch geworden; die beyden Seiten nach den Polen zu, ſind wahre Pole derſelben geweſen,

ſen, und ſie haben das Eiſen, auch andere Magnete, unter den gehörigen Bedingungen, angezogen und abgeſtoßen. Eben daſſelbe iſt mit eiſernen Stangen und Werkzeugen geſchehen, die in den Küchen und Schmieden lange aufrecht am Feuer geſtanden haben. Und man erhält ein gleiches, aber bald und geſchwinde, wenn man eiſerne Stäbe in verticale Richtung bringt, und etliche ſtarke Schläge mit dem Hammer darauf thut, u. ſ. w. Dieſes und mehrere ähnliche Erſcheinungen ſind der Grund, woraus man die Entſtehungsart des Magneten abnehmen kann. Wenn die Eiſentheile mit den Steintheilen nach der Polarrichtung viele Jahre hindurch vermiſchet, innigſt vereint und gleichſam in eine Maſſe zuſammengewachſen ſind, ſo iſt dadurch der Magnet oder ein Eiſenſtein hervorgebracht worden, der die magnetiſche Kraft und alle ihr anhängige Eigenſchaften an ſich hat. Dieſe magnetiſche Kraft des Eiſens oder des Magnetſteins dringt nun plötzlich durch alle Körper, von welcher Art, Beſtandweſen und Dichtigkeit, ſie auch immer ſind. Sie wirket ferner im leeren Raume eben ſo ſtark, als in freyer Luft; ſie muß eine höchſt feine Materie zum Grunde haben, deren Durchgang und Wirkung kein Körper in der Welt aufhalten kann. Was läßt ſich daraus anders ſchließen, als daß ſie, die magnetiſche Kraft, wie unterſchiedliche andere, vom Aether herkomme, und demſelben einig zuzuſchreiben ſey? Magnetiſche Kraft iſt dieſem zufolge eine bewegende Kraft des Aethers, die ſich nur durch ihre Richtung und Wirkungsart, von andern bewegenden Kräften deſſelben unterſcheidet. Denn in Anſehung der Richtung geht ihre ganze Bewegung, ihr ſämmtliches Beſtreben, nach den Polen zu, und dergleichen Bewegung äußert der Aether weder im Lichte, Wärme und Feuer, noch eigentlich in der Elektricität. In Anſehung der Wirkungsart, iſt ſolche bloß aufs Eiſen, es ſey ſichtlich oder verſtecket, eingeſchränkt. Der Magnetismus, ſo nennen die Neuern oft die ſämmtlichen magnetiſchen Verrichtungen, iſt dieſerwegen eine Kraft des Aethers, dem Eiſen eine Richtung und Beſtreben gegen die Pole zu geben: oder kurz die Polarkraft des Aethers. Aber nun kömmt die Hauptfrage: wie kann dies der Aether beym Eiſen, und warum bloß beym Eiſen verrichten? Und was iſt die Urſache dieſer dem Eiſen gegebenen Richtung? Es iſt bekannt, daß ſich um die Erde, wie um jeden Weltkörper, der Aether als eine flüßige, höchſt feine, Materie befinde, und alle mögliche Theile der Partialkörper auf derſelben einnehme. Dieſe ätheriſche Flüßigkeit

keit bekömmt um den Aequator, wegen der Umwälzung der Erde um die Achſe, eine kreisförmige Bewegung oder einen Wirbel, in welchem die Theilchen ſich vom Centro der Erde zu entfernen ſuchen: das iſt, um den Aequator befindet ſich ein ſtäter Schwungwirbel, oder ein mit centrifugalkraft der Theile begabter Wirbel des Aethers. Hierdurch wird die Centerſtrebkraft des Aethers ſehr vermindert; er ſelbſt wird verdünnet, und zwar in der Maaße, je näher er der Erdfläche und deren Mittelpuncte iſt. Um die Pole iſt gar kein ſolcher Schwungkreis, ſondern der Aether hat allda ſeine ſtärkſte Kraft nach dem Erdmittelpuncte zu ſtreben. Hierdurch wird das Gleichgewicht in der Druckkraft und Elaſticität des Aethers, um die Erdpole und um den Aequator, unabläßig aufgehoben. Dieſes aber alle Augenblicke wieder herzuſtellen, ſtrebet der Polaräther unausgeſetzt nach dem Aequator zu; und ſolchergeſtalt entſteht eine unaufhörliche Bewegung der feinen Aethermaterie von beyden Polen gegen den Aequator. Und weil ſie nahe an der Erdfläche und in der Erde ſelbſt unterm Aequator den wenigſten Widerſtand antrifft: ſo ſcheint es, der Aether dringe beym Aequator in die Erde hinein, ſtröme in geringer Entfernung vom Mittelpuncte der Erde, ungefähr in der Richtung der Erdachſe nach den Polen zurück, und von hier wieder, wie zuvor, nach dem Aequator hin. Dieſe ſtäte Kreisbewegung des Aethers in und um die Erde, von den Polen nach dem Aequator zu, nennt man den magnetiſchen Wirbel des Aethers um die Erde. Dieſer eben iſt es auch, welcher dem Eiſen, durch deſſen feinſte Partikeln er durchſtrömt, die Richtung nach den Polen giebt. Aber warum nun bloß und vornehmlich dem Eiſen? Man meynt nicht ohne Grund, weil die Beſtandtheile des Eiſens, ihrem innern Baue nach, ſolche Beſchaffenheit und regelmäßige Lage haben, daß ſie für den Durchgang der Aethermaterie, und für deſſen Polarrichtung, am geſchickteſten und ähnlichſten ſind; vielleicht auch, weil im Eiſen ſelbſt und deſſen kleinſten Partikeln die größte Menge Aethertheilchen vorhanden, mit ihm genaueſt vereiniget ſind, ihm die große Härte, Elaſticität, Feſtigkeit, Schwerflüßigkeit u. ſ. w. verleihen, auch in ihm die angenommene Polarrichtung und den magnetiſchen Wirbel ſo lange behalten, ſo lange er durch keine äußerliche Hinderungen geſchwächet und aufgehoben wird. Dieſe wirbelförmige Bewegung der Aethermaterie um und in dem Eiſen, und dem Magnete, giebt nun dem Eiſenfeilſtaube die nämliche wirbelförmige Richtung, wenn man

ihn an den Magnet bringt, oder ihn auf ein Papier ſtreuet, welches man über den Magnet hält. Dadurch pfleget man die magnetiſchen Wirbel ſichtlich vorzuſtellen, wovon Bazin und andere ſchöne Probverſuche angeſtellet haben. Wenn ein Magnet, wie ſchon geſaget, mehr als zween Pole hat, und folglich an unterſchiedlichen Stellen gröſsere Stärke, als an andern beweiſt: ſo ſcheint es, als wenn die Lage der Eiſentheile in ſolchen Magneten nicht parallele, ſondern ſchief neben einander liegende, und hin und wieder zu den Seiten auslaufende Gänge machete, wodurch die ſubtile Materie des Aethers ſeitwärts ausſtrömen könne; daſs ſie alſo mehr Pole zu den Seiten darſtellet, und nicht gerade hin, nach der ganzen Länge, des Magnets durchgeht. Die Magnetiſche Richtung wird gar oft feinen ſtählernen Nadeln, durch ſtarkes Beſtreichen mit dem Magnet, mitgetheilet; ſie werden auf eine ſtählerne Spitze mittelſt einer in ihrer Mitte angebrachten Kappe, oder eines Huthes, zu mehrerer Beweglichkeit, aufgehangen, und heiſsen in dieſer Einrichtung Magnetnadeln, Compaſſe. Dadurch hat man herausgebracht, daſs die Richtung des Magnets nicht gerade in die Fläche der Erdachſe, oder in die gerade Linie von Mittag nach Mitternacht fällt; ſondern davon mehr oder weniger, bald nach Morgen, bald nach Abend, abweicht. Den Winkel, um den die Magnetnadel von der Mittagslinie abgeht, nennt man die Abweichung der Magnetnadel, und beſtimmet ihn nach Graden. Er nicht iſt an allen Orten des Erdbodens einerley, vielmehr ſehr verſchieden, und verändert ſich auch in langen Zeiten ſehr merklich. Itzt iſt die Abweichung des Magnets in Europa weſtlich, und bey uns etwa ſechzehn Grade. In hundert Jahren hat man ihre Veränderung in der Abweichung von 12 bis 13 Graden gefunden. Sie geht, wenn ſie auf eine gewiſſe Entfernung weſtlich gekommen, wieder zurück, geht über die Mittagslinie nach Oſten, und kömmt an dieſer Seite eben auf eine gewiſſe Weite, nach deren Erreichung ſie aufs neue nach Weſten zurückkehret. Die Quantität dieſer Declination in den verſchiedenen Erdgegenden iſt ſehr unterſchiedlich, vom Halley auf eine eigene Charte gebracht, und neuerer Zeit durch die engländiſchen Seefahrer in unzählichen Verſuchen auf den mancherley Weltmeeren beſtimmet. Noch eine Veränderung hat man an der Magnetnadel bemerket. In den nördlichen Gegenden neiget ſich ihr Norderende; in den ſüdlichen das Süderende unter die Horizontalfläche, und dieſes nennt man

die Neigung der Magnetnadel. Sie iſt auf dem Erdboden ebenfalls ſehr verſchieden. Die Art künſtliche Magnete zu verfertigen, iſt in dieſem Jahrhundert weit getrieben. Alles kömmt dabey aufs Reiben des Eiſens auf einander, oder auf den Magnet, und auf ſtarke Magnetſtäbe an: eine Manier, die Canton, Klingenſtierna, Nebel, Antheaume u. a. beſchrieben, Canton, Knight und Zeiher, in der Praxi am weiteſten getrieben haben. Letzterer hat einen natürlichen an ſich ſchon guten, etwa acht oder zehen Pfund ſchweren, Magnet, durch die Stäbe ſo ſehr verſtärket, daß er über einen Centner tragen kann: und dieſes in Europa wirklich rare Stück, anitzt auf den churfürſtlichen mathematiſchen Salon in Dresden abgelaſſen. Von der Faſſung, und anderer Behandlung des Magnets zur Bequemlichkeit, will ich hier nichts gedenken. Eben ſo wenig von dem großen Nutzen, den die Magnetnadel dem ganzen gemeinen Leben und der Schiffarth leiſtet. Eben dieſe Schiffarth hat uns zu Kenntniß der magnetiſchen Kraft und Wirkung ungemein viel Gutes geleiſtet. Man hat nämlich gefunden: daß die Nadel unter dem Aequator und in der Nähe deſſelben ungemein ſchwankend und von unbeſtändiger Richtung iſt; daß die Declination und Inclination derſelben in den verſchiedenen Weltgegenden, nach dem Verhältniſſe der Annäherung und Entfernung zu und von den Polen, ſehr verſchieden iſt, daß ſich an derſelben bey mancherley Begebenheiten in der Atmoſphäre gar eigene und plötzliche Veränderungen ereignet haben u. ſ. w. Die magnetiſche Kraft wird in den Magneten, ſowohl natürlichen als künſtlichen, auf unterſchiedliche Weiſe geſchwächet, wenn gleich nicht ganz und gar aufgehoben: als durchs Feuer und durch Unreinigkeiten, beſonders von fettigen Materien; durch eine der polariſchen Richtung widrige Lage, Reibung, Stoßung und Biegung; durch Roſt; durch Vermiſchung und Verbindung der feindlichen Pole mit einander; durch unterlaſſenen Gebrauch in der Anziehung oder im Tragen der Gewichte. Durch ſehr viele Verſuche iſt auch nunmehr dasjenige beſtätiget, was man anfänglich durch Schärfe der Vernunftſchlüſſe feſtſetzte: es ſey nämlich unter den elektriſchen und magnetiſchen Wirkungen eine gänzliche Aehnlichkeit und Analogie. Man könnte dieß ſchon einigermaßen als wahr annehmen, weñ man bedenket, daß beyde Kräfte von einerley gemeinſchaftlichen Urſache herkoñen, nämlich von dem wechſelsweiſen Beſtreben bis zum Mittelpuncte der Erde eines Theils dringenden und ſich andern Theils

von demſelben entfernenden ätheriſchen Wirbels, und von dem aufgehobenen Gleichgewichte deſſelben um und in dem Eiſen. Aber viel deutlicher, viel ſinnlicher hat man es in den beyderſeitigen Wirkungen und Erſcheinungen. Es giebt kein einziges magnetiſches Phänomenon, mit dem nicht ein ähnliches elektriſches übereinſtimmet, obgleich nicht umgekehrt. Beyderley Kräfte richten ſich nach einerley Geſetzen und mit der poſitiven Elektricität trifft die magnetiſche Anziehung, mit der negativen die magnetiſche Zurückſtoßung überein. Ueberhaupt kömmt die Uebereinſtimmung von beyderſeitigen Kräften und Wirkungen auf folgende ſehr ausgemachte Wahrheiten an: beyde Kräfte wirken im leeren Raume und in der freyen Luft gleich; beyde kommen vom Aether her; beyde äußern ſich im Anziehen und Zurückſtoßen; beyde dringen ſchnell durch die feinſten Zwiſchenräume der Körper; beyde theilen ſich andern, für ſie ſchicklichen, Materien und Körpern mit; beyde ſetzen ätheriſche Wirbel zum Grunde, die auf die Wirkungen einen Einfluß haben; beyde werden durch Ableiter fortgepflanzet; beyde leiden ähnliche Verſtärkungen und Schwächungen; beyde wirken plötzlich und augenblicklich; beyde laſſen ſich ganz ähnlichermaßen ausmeſſen; beyde haben ſolchen Einfluß ſelbſt auf einander, daß eine durch die andere hervorzubringen, oder auch aufzuheben iſt, z. E. daß eine Nadel durch die Elektricität magnetiſch zu machen, und gegentheils auch ihre magnetiſche Kraft zu zerſtören iſt. Dieſe und andere wichtige Uebereinſtimmungen hat Herr Etatsrath Aepinus zu Petersburg in einer eigenen vortrefflichen Schrift: Tentamen theoriae electricitatis et magnetiſmi, mit der möglichſten mathematiſchen Schärfe unterſuchet und die Aehnlichkeit beyder Kräfte, nebſt ihrer Abſtammung von einerley Urſache, ganz deutlich ins Licht geſtellet. Es wäre zu wünſchen, daß aus dem Buche für diejenigen Leſer, welche der höhern Rechnungen nicht genug kundig ſind, ein phyſiſcher Auszug gemachet würde, welcher bloß die Reſultate und Beweiſe für die Sache enthielte. Inzwiſchen wenn gleich dieſe Aehnlichkeit noch ſo groß iſt, wird man doch gewahr, daß unter beyden Wirkungen und Erſcheinungen immer noch ein Unterſchied, nebſt einiger Unähnlichkeit bleibt; weil doch dasjenige, was dieſe materielle Kraft in beyden Erſcheinungen, in der Elektricität und dem Magnetismus, hervorbringt, nicht gänzlich einerley ſeyn kann. So hängt die magnetiſche Kraft bloß dem Eiſen, die elektriſche allen Körpern an; Jene hat bloß die polariſche Rich-

tung, dieſe wirket nach allen und jeden Richtungen. Jene bringt weder Licht noch Wärme, noch Erſchütterungen und Explosionen zuwege, dergleichen dieſe thut: und was dergleichen Abweichungen von einander mehr ſind. Endlich ſo hat man auch aus den Kräften der magnetiſchen Anziehung unter gewiſſen Entfernungen, bereits darauf gedacht, eine Magnometrie feſt zu ſtellen, wie man ſolche bey der Elektricität, durch die bekannten Elektricitätsmeſſer, angebracht hat.

Magnolienbaum.

S. Bieberbaum und Tulpenbaum.

Magſaamen.

S. Mohn.

Magſaamen, gehörnter.

S. Hornmohn.

Magvey.

Magvey oder Matl. Ein Baum in Neuſpanien; und weil man davon zur Nothdurft mit Waſſer, Wein, Oel, Eſſig, Honig, Nadeln u. dergl. verſehen werden kann, halten die Einwohner des Landes gar viel darauf, und pflanzen gemeiniglich dergleichen neben ihre Wohnungen. Er hat breite, einer Ellen lange, dicke Blätter, mit hohlen Reifen, die inwendig aus einem zäſerichten Weſen beſtehen, an dem Ende aber mit ſcharfen Stacheln ſpitzig zugehen. Dieſe Stacheln dienen zu Näh- und Stecknadeln. Das Regenwaſſer, ſo in den Krinnen ſtehen bleibt, iſt gut, die Würmer im Leibe zu vertreiben, faule Schäden zu heilen, und Flecken aus den Kleidern zu bringen. Aus den Zaſern werden allerley Fäden geſponnen, die zu Garn und Stricken verarbeitet werden. Wenn man einen Stachel abreiſet, folget ihm aus dem Blatte ein zähes Haar nach, welches an der Spitze feſt ſitzet, daß man alsbald damit nähen kann. Den Stamm ſchneidet man auf, wenn er noch jung iſt, und läßt eine Höhle im Baume, woraus der Saft wie Waſſer tröpfelt, welcher friſch und ſüße ſchmecket. Wenn man es ſiedet, wird ein Saft daraus, welcher dem Weine gleich ſeyn ſoll. Wenn es aber hingeſetzet wird, giebt es einen guten Eſſig. Bey dem Feuer geſotten und geläutert, giebt es einen Syrup oder Honig. Das Holz iſt gut Feuer zu behalten, indem es nur wie Zunder glimmet. Ob dieſer Baum unter einem andern Namen bekannt, und genauer beſchrieben ſey, können wir nicht beſtimmen.

Mahaleb.

S. Kirſchbaum.

Mahernia.

Dieſes, neuerlich vom Herrn v. Linne

Linne' beſtimmte Geſchlecht, iſt mit der Hermanie nahe verwandt, und faſt nur in Anſehung des Ortes, welchen die Honigbehältniſſe einnehmen, davon unterſchieden. Die Blume beſteht aus dem glockenförmigen, fünffach eingekerbten Kelche, fünf herzförmigen Blumenblättern, fünf ebenfalls herzförmigen, um den Fruchtkeim geſtellten Honigbehältniſſen, auf welchen die fünf Staubfäden ruhen, und einem fünfeckichten Fruchtkeime mit fünf Griffeln und einfachen Staubwegen. Das fünffächerichte Saamenbehältniß öffnet ſich mit fünf Klappen, und enthält viele nierenförmige Saamen. Herr von Linne' erwähnet zwo Arten:

1) Die ſternblätterichte, Mahernia verticillata, und

2) die gefiederte, Mahernia pinnata. Die letzte hatte ehedem unter den Arten der Hermannie ihren Sitz.

Beyde werden ſelten oder gar nicht in hieſigen Gärten vorkommen, daher wir auch keine Beſchreibung beyfügen.

Mahlbaum.

S. Grenzbaum.

Mahlermuſchel.

Diejenigen Muſcheln, welche mit Farben angefüllet, überall verkaufet werden, ſind einander größtentheils ähnlich, und nur der Größe oder Farbe nach unterſchieden, und machen daher eine eigene Art der Klaffmuſcheln aus, welche Herr von Linne' Mya pictorum genennet; und man kann füglicher den Namen Mahlermuſchel auch im Deutſchen annehmen, als ſolche mit andern die braune Flußmuſchel, die dunkel- oder hellgrüne Flußmuſchel heißen. In den Flüſſen und ſüßen Waſſern findet man dergleichen überall, an Größe, Dicke und Farbe unterſchieden. Die größte iſt von einem Zoll Länge und einem halben Zoll Breite bis vier Zoll Länge und drittehalb Zoll Breite. Die von mittlerer Größe haben die dickſten Schalen; die ganz großen hingegen ſind ſehr dünnſchälicht. Die äußere Haut iſt grünlicht, braun, auch ſchwarz und rauh. Alle ſind inwendig mehr oder weniger mit einem Perlenmutterglanze überzogen, der oft ins Blaue, Rothe oder Grüne ſpielet. Durchgehends findet man die Schalen am Schloße abgeſchabt, oder verwittert und durchfreſſen, indem das Thier mit ſeinem Hauſe in dem Sande liegend ſich oft drehet und wendet, wodurch das Schloß nach und nach verwittert und abgenutzet wird, auch, wenn es in den naſſen Sand hineinkriechet, mehrentheils mit dem Schloſſe zu Tage ſtecken bleibt, da denn durch die Sonnenwärme die äußerliche

Haut aufſpringet. Die beſtändigen Kennziechen dieſer Art ſind; daß an der länglichten Schale der vornehmſte Zahn des Schloſſes gekerbet und der Seitenzahn in die Länge gedehnet, die andere Schale aber mit einem zweyfachen Zähnchen verſehen iſt. Es ſchicken ſich dieſe Muſchelſchalen beſonders deswegen zu Aufbehaltung der Farben, weil ſie nichts ſalziges in ſich enthalten, wodurch die Farben gar leicht verderben. Man findet in dieſen Muſcheln zuweilen grießartige Perlen.

Mahlgold.

S. Gold und Muſchelgold.

Mahlſilber.

S. Silber.

Mahn. S. Mohn.

Mahogonybaum.

Weil dieſer ein eigenes, obgleich mit dem Cedrobaume nahverwandtes, Geſchlecht ausmachet, hat ſelbiges Hr. Jacquin und mit dieſem Herr von Linné dem großen Arzte, Baron von Swieten zum Andenken, Swietenia genannt. Es wächſt ſolcher in dem mittägigen Amerika, ſonderlich in den Bahamiſchen Inſeln, auf den Felſen. Herr Catesby meldet, wie die in die Ritze der Felſen gefallene Saamen, und die daraus erwachſenen Wurzeln ſich dergeſtalt ausbreiten, dicke und ſtark werden, daß dadurch die Felſen zerſpalten, und ſolche immer neuen Raum erhalten, tiefer einzudringen. So wenig Nahrung aber dieſe Bäume auf den Felſen finden, wachſen ſie doch in wenig Jahren zu einer anſehnlichen Größe, und erhalten gemeiniglich vier Fuß Stärke im Durchmeſſer. Die Blätter ſind gefiedert, und die Blättchen paarweiſe, und, nach dem Herrn von Linné, das letzte größer und einzeln geſtellet, welches jedoch weder Catesby noch Jacquin angemerket. Die Blumen ſtehen in dem Winkel der Blätter büſchelweiſe. Sie beſtehen aus einem kleinen, abfallenden, in fünf ſtumpfe Einſchnitte getheilten Kelche; fünf ausgebreiteten, eyförmigen, vertieften, weißen Blumenblättern; einem walzenförmigen, zehnfach eingekerbten Honigbehältniſſe; zehen kurzen, unter den Zäckchen des Honigbehältniſſes anſitzenden Staubfäden und einem Griffel mit platten Staubwege. Die große, eyförmige, holzichte, fünffächerichte Frucht theilet ſich von unten auf in fünf Klappen, und die länglichten, platten, ſchichtweiſe über einander gelegten, geflügelten Saamen ruhen auf dem großen fünfeckichten Saamenhalter. Dieſer Baum liefert das beliebte rothe Holz, welches an Schönheit dem rothen Cedernholze nichts nachgiebt,

giebt, und, weil es den unangenehmen Geruch nicht zeiget, demſelben noch vorzuziehen iſt. Das beſte ſoll aus der Inſel Jamaika kommen; welches man aus Havana erhält, iſt ſchlechter, bläßer und von geringer Dauer. Wegen der ſchönen Farbe, und weil es ſich gut und fein glätten läßt, wird ſolches zu allerhand Hausgeräthe häufig verarbeitet, inſonderheit lieben dergleichen Hausrath die Engländer. Es wird auch eben ſo vortheilhaft zum Schiffbau angewendet, als das beſte Eichen- oder wie anderes Holz, indem es dauerhaft iſt, einen Kanonenſchuß aushält, wenigſtens eine Kugel, ohne Splitter zu machen, darinnen ſtecken bleibt. Dieſes Holz nennen einige Mohognyholz, und dasjenige, ſo aus dem Bahamiſchen kommt, wird auch zuweilen Madeira- oder Madriraholz genannt. Das falſche Mahogonyholz liefert die Caroliniſche Traubenkirſche, welches aber jenen gar nicht gleichkömmt. In England haben die aus Saamen erzogenen Bäumchen bey aller Sorgfalt und Wartung ſchlechten Wachsthum gezeiget, und es ſcheint, als ob ſolche nicht in der Erde, ſondern nur zwiſchen Felſen ihren Sitz haben möchten.

Maickenshering.

Man hat ſonderlich drey Hauptgattungen von Heringen, als 1) den Maickenshering, der am erſten gefangen wird, und das zarteſte und fetteſte Fleiſch hat, ohne Kütte oder Eingeweide, (nondum ouis aut lacte repletus). Hiervon werden zuweilen die erſten Tonnen zu 50. bis 60. Thl. ja An. 1678. ward eine halbe Tonne für 36. Thl. verkaufet, und hat man doch 48. Thl. daraus gelößet. 2) den vollen Hering, ſo um Bartholomäi gefangen wird, und den Bauch voll Roggen oder Milch hat. 3) den Brandthering, der dem vollen gleich, außer, daß er ſpäter ankömmt und feſt gepacket iſt, daß er nicht umgepacket, ſondern nur mit neuem Pöckel verſehen werden darf. Der Hohlhering, ſo lang, ſchmal und mager iſt, und unter den ächten Heringen gefangen wird, wird für einen untüchtigen Fiſch gehalten, und gar nicht begehret. ſ. Happel Relation. Curioſ. P. II. p. 60. und Marpergers Kaufmannsmagazin, p. 597.

Maimon.

Unter dieſem Namen beſchreibt der Graf von Büffon den kurzgeſchwänzten Affen mit dem Schweinſchwanze, der auf der Inſel Sumatra gefunden, und im Linnäiſchen Syſtem Nemeſtrina genannt wird, wie bereits im erſten Bande dieſes Werks unter dem Artikel Bavian S. 633. gemel-

det worden iſt. Hingegen der Ritter von Linne′ giebt den Namen *Maimon* einem langgeſchwänzten Affen, den man auf der Inſel Ceylon antrifft. Er hat einen kurzen weißen Bart, geſtreifte blaue Wangen, eine violetfärbige kahle Naſe mit einer rothen Spitze und eine hervortretende Hundsſchnauze. Die Haare auf der Stirn, welche in die Höhe ſtehen, haben eine graue, die Haare auf dem Rücken aber eine braungraue Farbe, und ſind vorne ſehr lang. Die Haut iſt bläulicht.

Maimonet.

Iſt der im vorigen Artikel angeführte, und unter dem Artikel Bavian beſchriebene Affe mit dem Schweinſchwanze.

Majoran.

Meyeran, *Maſeran*, Maiorana Tourn. Der Kelch beſteht aus zwey rundlichten Blättchen, davon das obere etwas kleiner, und gleichſam mit dem Blumenblatte verwachſen iſt, da hingegen das untere und größere nur an dieſem anlieget. Das trichterförmige Blumenblatt theilet ſich in zwo Lippen; die obere iſt kürzer und eingekerbet, die untere in drey gleiche Einſchnitte getheilet. Von den vier Staubfäden ſind zween kurz, und zween etwas länger, und um den einfachen Griffel ſtehen vier nackende Saamen. Die Blüthen ſtellen kurze, dichte, viereckichte Köpfchen vor. Herr von Linne′ vereiniget dieſes Geſchlechte, wie auch den Cretiſchen Diptam, mit der Doſten, und ſetzet das allgemeine Kennzeichen in der viereckichten Blüthähre, und denen, zwiſchen den Blumen befindlichen, Deckblättern. Durch den zweyblätterichten Kelch aber unterſcheidet ſich der Majoran nicht allein von dieſen beyden, ſondern auch von allen andern Geſchlechtern, welche, nach dem Herrn von Linne′, zweymächtige, oder mit zween langen und zween kurzen Staubfäden begabet ſind, und welche von andern Lippenblumen genennet werden; daher haben auch Ludwig und Haller den *Majoran* als ein eigenes und beſonderes Geſchlechte beybehalten. Ob alle diejenigen Arten, welche die Schriftſteller mit dem Namen Maiorana angeführet, die bemerkte Beſchaffenheit des Kelches zeigen, oder vielmehr mit der Doſten darinnen übereinkommen möchten, können wir nicht beſtimmen; daher wir auch nur die eine Art anführen, und ſolche

den jährigen *Majoran* nennen wollen. Amaracus, Maiorana vulgaris, Origanum Maiorana Linn. Das eigentliche Vaterland iſt unbekannt. Die jährige Wurzel beſteht aus vielen, dicken Zäſerchen, welche ſich in viele kleinere

nere verbreiten. Der aufgerichtete, von einem halben bis ganzen Fuß hohe, viereckichte Stängel iſt mit einem dünnen wollichten Weſen überzogen, und in viele Zweige abgetheilet. Die eyförmigen, ſtumpfen, völlig ganzen, weichen und wollichten Blätter ſtehen einander gegenüber, und ſitzen faſt platt auf. Aus dem Winkel dieſer kommen entweder andere kleinere, welche ein Röschen vorſtellen, oder auch blühende Zweige; doch ſitzen die Blüthen meiſtentheils auf den Spitzen der Zweige. Jedes Blüthköpfchen beſteht aus vier Reihen ſchuppenweiſe geſtellten Deckblättern, zwiſchen welchen die kleinen weißlichten Blüthen ſtehen. Nach der verſchiedenen Pflanzung erſcheinet die Blüthe im Sommer früher und ſpäter, doch niemals zeitig genug, um reifen Saamen zu erzeugen, dergleichen man aus wärmern Gegenden erhalten muß. In den Gärten unterhält man auch eine andere Sorte, welche viel höhere und holzichte Stängel hat, in allen Theilen mit mehrerer, dichter und weißer Wolle bedecket iſt, mehr rundlichte Blätter trägt, und viele Jahre über ausdauret, wenn man ſolche in Töpfen, und in leichter guter Erde unterhält und den Winter über in ein gemeines Glashaus ſetzet. Die Vermehrung davon geſchieht leichtlich durch Zweige. Ob dieſer daurende Majoran nur für eine Abänderung des gemeinen zu halten, ſcheint noch ungewiß zu ſeyn. Die Abbildung, welche Rivin unter dem Namen Maiorana folio rotundo gegeben, kömmt mit unſern Stöcken genau überein, wie auch die Abbildung des Moriſons, unter dem Namen Maiorana rotundifolia ſcutellata exotica; da hingegen dieſer Name bey dem Tournefort das Origanum Aegyptiacum Linn. bedeuten ſoll. Daß aber die Aegyptiſche Pflanze nicht die unſrige ſeyn könne, erhellet aus den angeführten Kennzeichen, indem die wollichten Blätter fleiſchicht, und die Blumenähren nackend ſeyn ſollen. Die Blätter ſind bey dem daurenden Majorane zwar dicke, aber gar nicht fleiſchicht, und die Blüthähren ſind nicht kahl, ſondern haben ebenfalls ihre Deckblätter.

Der jährige Majoran beſitzet viele ölichte, gewürzhafte, und wirkſame Beſtandtheile, und iſt nicht nur in der Küche, ſondern auch in der Arzneykunſt gebräuchlich. Man vermiſchet ſolchen vorzüglich mit ſolchen Speiſen, welche Blähungen machen, oder auch um den Geſchmack dadurch zu erhöhen und zu verbeſſern. Bey der Bereitung der Würſte wird der gemeine Mann nicht leicht den Majoran vergeſſen, daher ſolcher auch den Namen

Wurſtkraut erhalten. In der Arzneykunſt gebrauchet man ſolchen als ein ſtärkendes und auflöſendes Mittel, vorzüglich aber bey den Krankheiten, welche in dem Kopfe ihren Sitz haben, als der Lähmung, dem Schwindel, Schnupfen und verletzten Geruche. Es iſt ſolcher ein gutes Nießmittel. Man gebrauchet die getrockneten Blätter, und bereitet daraus ein Pulver; dieſes iſt der beſte Schnupftaback, wo dergleichen nöthig ſcheint. Man bereitet auch das abgezogene Waſſer und weſentliche Oel. Beydes ſind Haupt- und Nervenſtärkende Mittel, und werden ſowohl innerlich als äußerlich gebrauchet. Der innerliche Gebrauch ſchicket ſich aber nur für ſchleimichte Körper, oder ſogenannte kalte Naturen. Die Meyeranbutter oder Balſam iſt auch bey uns im Gebrauch, und dieſe, wie auch das abgezogene Waſſer, pfleget man den kleinen Kindern unter die Naſe zu ſtreichen, wenn ſie wegen Verſtopfung der Naſe an dem Saugen verhindert werden.

Wer den jährigen Majoran erziehen will, ſoll den Saamen aus Frankreich oder Italien zu erhalten ſuchen. Die einländiſchen Saamenhändler verkaufen öfters alten und verlegenen, oder vermiſchen dergleichen mit den guten. Das Land hierzu muß wohl gedünget und durchgraben, nachher eingetreten, mit der Harke überzogen, der Saame oben auf geſäet, und ganz flach untergeharket werden. Die Zurichtung des Landes kann im Herbſte, auch im Frühjahre, die Ausſaat aber zu Ende des Aprils oder Anfangs May geſchehen. Herr Reichart giebt den Rath, das beſäete Land über und über mit kleinen verfaulten Pferdemiſte ganz flach zu beſtreuen, wodurch die Erde feuchte erhalten, und der keimende Saame für Regen und andere Würmer geſichert wird. Die aufgekeimten Pflänzchen müſſen öfters mit der Gießkanne überſprenget werden, damit ſie und das Erdreich immerfort feuchte bleiben. Wenn ſolche ohngefähr drey Zoll gewachſen und zu dicke ſtehen, kann man die überflüßigen ausziehen, ſo daß zwiſchen den ſtehenbleibenden vier bis fünf Zoll Raum bleibt. Die ausgerauften verpflanzet man in gleicher Weite, kann aber füglich zwo bis drey Pflänzchen in ein Loch ſtecken. Gegen Michael werden die Pflanzen abgeſchnitten und getrocknet zum Gebrauch aufbehalten; bey dem Trocknen ſoll man wohl Acht haben, daß ſolche nicht anlaufen, ſchwarz oder ſchimmlicht werden.

Majoran, wilder, S. Doſten.

Maipuri.

Ein vierfüßiges Thier in Amerika. S. Anta.

Makak.

Aigula Linn. Ein langgeſchwänzter Affe, der in Congo gefunden, und von Herr Müllern Eulaffe genannt wird. Nach der Beſchreibung des Grafen von Büffon, iſt er unter allen langgeſchwänzten Affen derjenige, welcher den Bavianen am meiſten gleichkömmt. Er hat, wie dieſe, einen kurzen unterſetzten Leib, einen dicken Kopf, eine breite Schnauze, eine platte Naſe, runzlichte Backen, welche inwendig mit Beuteln verſehen ſind, und Schwielen am Hintern. Seine Länge beträgt ohngefähr zween Fuß. Der Schwanz iſt ſo lang als der ganze Körper nebſt dem Kopfe. Der Kopf iſt mit einem kleinen Kamme von grünlichten Haaren beſetzet. Das Haar am Unterleibe iſt gelblichtgrau, am Oberleibe aber aſchgrau, doch ſo, daß es ins grünlichte ſpielet.

Mit dieſem Affen hat derjenige eine große Aehnlichkeit, welchen der Graf von Büffon Aigrette nennet, und mit Recht für eine bloße Verſchiedenheit des Makak hält. Die Aigrette iſt ohngefähr um ein Drittel kleiner, als der Makak, und hat, ſtatt des kleinen Kammes von Haaren, einen Büſchel borſtenartiger Haare, welche gerade in die Höhe ſtehen, und zu der angeführten Benennung Anlaß gegeben haben. Die Aigrette hat auch auf der Stirne kein grünlichtes, ſondern ſchwarzes Haar, und nach Verhältniß des Körpers, einen längern Schwanz, als der Makak.

Maki.

Unter dieſem Namen begreift der Graf von Büffon dreyerley vierfüßige Thiere, nämlich den Mokok, den Mongus und den Vari, welche insgeſammt eine länglichte Schnauze, wie die Buchmarder, und einen langen Schwanz, auch ſolche Füße, wie die Affen, aber nicht, wie dieſe, vier, ſondern ſechs Schneidezähne im Unterkiefer haben. Man findet alle drey Arten auf Madagaſcar und den herumliegenden Gegenden.

Der Mokok oder Mokoko, welcher auch unter dem Namen des Maki mit dem beringten Schwanze bekannt iſt und von dem Ritter von Linné, der ihn Catta nennt, unter die Geſpenſtthiere geſetzet wird, iſt ein artiges, reinliches Thier, ohngefähr von der Größe einer Katze, und faſt wie ein Eichhörnchen geſtaltet, auch in vielen Stücken einem Affen ähnlich; daher ihn Hr. Müller im Deutſchen den Namen Eichhornaffe gegeben hat. An der Schnauze, zur Seite des Kopfes und

und über den Augenliedern ſtehen lange, borſtenartige Haare, wie bey den Katzen. Die Hinterfüße ſind länger, als die Vorderfüße. Das Haar dieſes Thiers iſt überaus weich, am Unterleibe weißlich, auf dem Oberleibe aber aſchgrau und bräunlich. Der Schwanz iſt noch einmal ſo lang, als der Körper, und hat ſchwarze und weiße Ringe.

Der Mongus oder Mongoz, welcher im Linnäiſchen Syſtem ebenfalls unter den Geſpenſtthieren ſteht, iſt gemeiniglich etwas kleiner, als der Mokok, und hat oberwärts eine bräunliche, oder graue, unterwärts aber eine weißliche Farbe. Der Schwanz iſt einfärbig.

Der Vari oder Varikoſſi iſt größer und wilder, als der Mokok; er hat auch längere Haare, die größtentheils weiß ſind. Bloß die Stirne, ein Theil des Unterleibes und der Schwanz ſind ſchwarz. Die Haare, welche am Halſe ſitzen, ſind viel länger, als die übrigen. Dieſes Thier hält ſich in den Wäldern auf, und erreget ein fürchterliches Gebrülle, das einige Aehnlichkeit mit der Stimme des Löwen hat und von dem beſondern Baue der Luftröhre herrührt, deren beyde Aeſte eine geraume Höhlung machen, ehe ſie an die Lungenröhren ſtoßen.

Makrele.

Der deutſche Name dieſes wohlbekannten Seefiſches wird auf verſchiedene Art, Macrele, Macrene, Makreele, ꝛc. geſchrieben, auch Thunfiſch genannt; lat. Pelamys, Scomber, Thynnus, engl. Mackarel, franz. Maquereau, Schwed. und Dän. Makrill, Makreel, wie dieſe Synonyma Artedi, ſyn. p. 48. u. f. nebſt andern meiſtens aus dem Rondelet und Gesner ausgezeichnet hat. Bey dem letzten gehöret er zur achten Ordnung, Lacertus, Macrellfiſchen, der ihn von ſeiner Magerkeit, macritudine, da er auf der hohen See gemeiniglich hart und trocken gefunden werde, benannt zu ſeyn vermuthet. Nach des Pontoppidans Norw. Naturhiſt. II. 255. iſt ſeine Geſchichte kürzlich folgende. Der Makreel iſt ein wohlbekannter, ungefähr eine halbe Elle langer, mit blauen und grünen Streifen an ſeiner glatten Haut zierlich gezeichneter, Seefiſch. Sein Fleiſch iſt, wie bey den Heringen, weich, und denen angenehm, die deſſen Fettigkeit, (in den mittelländiſchen, norwegiſchen und ſchweriniſchen Seen iſt er gemeiniglich ſehr fett und wohlſchmeckend) vertragen können, von den Aerzten aber wird es nicht für das geſündeſte gehalten, weil es ſchwer zu verdauen ſeyn ſoll. Wenn er im Frühjahre erſt ankömmt, iſt er

am

am magerſten; aber des Sommers wird er immer fetter. Er iſt überdem ein unbeſtändiger und flüchtiger Fiſch, der in großen Schaaren, (wie bey dem Anderſon in ſeiner Isländ. Hiſt. S. 197. umſtändlich beſchrieben) aus einer Bucht in die andere zieht, und den Hering verjaget, daher er den Fiſchern gar nicht willkommen. Denn ob er ſchon von ihnen ebenfalls mit der Angel und mit dem Netze in ganzen Böten voll gefangen wird, man ihn auch, zum Theil eingeſalzen, aus dem Lande führet: ſo iſt dieſes doch mit dem Heringe nicht zu vergleichen. Er iſt ſo gierig und gefräßig, wie der Hayfiſch, mit welchem er auch darinn übereinkömmt, daß er gern Menſchenfleiſch frißt, und denen, die nackend ſchwimmen, nachſtellet, die er dann geſchwind verzehret, wenn ſie auf eine Schaar von Makreelen, die man hier Stum nennt, fallen. Es trug ſich nämlich erſt vor einiger Zeit zu, daß ein Matroſe, der mit ſeinem Schiffe in dem Hafen Larkulen lag, heruntergeſtiegen war, um ſich zu baden und ein wenig zu ſchwimmen, unvermuthet weg kam. Darüber verwunderten ſich ſeine Kameraden, bis ſie nach ein paar Minuten ſeinen blutigen und zerbiſſenen Körper wieder heraufkommen ſahen. Er war mit Makrelen in Menge beſetzet, die ſich auch kaum von ihm wegjagen ließen. Allein es war zu ſpät, und ſein Tod war ohne Zweifel ſehr ſchmerzhaft geweſen. Willughbey bemerket, lib. 4. p. 101. daß dieſer Fiſch keine Veſicam Natatoriam, oder Luftblaſe unter dem Rücken habe; welches um ſo viel wunderbarer iſt, indem er ſehr hurtig und plötzlich zu ſchwimmen geſchickt iſt. (Artedi und Gouan haben zwar dieſer Schwimmblaſe nicht erwähnet, doch ſoll, nach dem Willughbey ſelbſt, und Müllern, bey einer Gattung derſelben, Scomber Amia, die Schwimmblaſe faſt die ganze Länge unter dem Rücken einnehmen. Er ſaget auch: Ex ſcombris olim *Garum* conficiebatur laudatiſſimum. Plin. XXXI. 8. Garum ex Scombris et Coliis apud Byzantinos fieri ſolere, nunc dierum intelligo, referente Bellonio. Da dieſes Garum, (eine Salze oder Sulze, Garum de ſuccis piſcis Iberi, d. i. des Makrels, HORAT. *Serm.* II. 8.) das koſtbare Caviar iſt, das ſonſt vom Roggen des Stöhrs gemachet wird, der in dem Gewäſſer bey Aſoff häufig fällt, und mit großen Unkoſten jährlich aus Rußland nach Italien geführt wird: ſo fragt ſichs, ob der Roggen des Makreels, der, nach vorbemeldetem Zeugniſſe, in dem Mittelmeere ſich zum Caviar ſchicket, allhier zu eben dieſer Sache könne gebrauchet werden? ſtatt, daß man

ihn wegwirft, wie ſolches öfters geſchieht, wenn der Makrel im Ueberfluſſe gefangen, eingeſalzen, und wie Hering geſpeiſet wird. Die Art und Weiſe, den Caviar zu bereiten, iſt kürzlich dieſe: Erſt ſpület man den Roggen mit Eſſig und Wein wohl aus und reiniget ihn vom Blute, von Sehnen und vom Schleime; hiernächſt wird er aus einander gebreitet, damit er ein wenig trocken werde; hernach ſalzet man ihn, hängt ihn in einem Sacke, der offen gewebet iſt, auf, damit die Feuchtigkeit hindurch tröpfeln kann, und zuletzt wird er in ein Gefäß geleget, welches unten auch eine Oeffnung hat. Die Italiäner bezahlen ihn theuer. S. unſern Artikel, Caviar, Th. II. S. 79. Nach Richtern iſt der Makrelenfang Anno 1751. in England ſo häufig geweſen, daß man in Dorſetſhire hundert Stück für funfzehn Pfennige verkaufet.

Wiewohl die Makrele, aber nur im Vergleich mit den gar großen, ein kleiner Seefiſch genannt wird, ſo finden ſich doch auch ſolche Arten unter denſelben, welche zu zwo bis drey Ellen lang erwachſen; und werden ſelbige am meiſten in der Nordſee, in und nach dem Monathe May, im Sande, und zwiſchen den Steinen auf dem Strande gefangen. Gemeiniglich iſt er eines Schuhes lang, und ſo dick, als ein Arm, vielmals aber weit größer. Der Rücken iſt mit einer ſchönen blauen, und der Bauch mit einer ſilberweißen, Haut überzogen. Sein Kopf iſt plattrund; der Rachen ziemlich groß; die Zähne klein; der untere Kinnbacken iſt in dem obern eingelenket, und ſchließt ſich wie eine Büchſe; bey offenem Maule ſcheint der untere etwas länger; er hat große gelbe Augen, die, nach dem Richter, im Winter mit einer ſchwarzen Haut überzogen würden, die aber im Anfange des Sommers wieder abnähme. Die Kiemenhaut iſt ſiebenſtrahlicht und die Oeffnungen weit; die Zunge glatt und ſpitzig, unten frey. Die gekrümmte Seitenlinie dem Rücken näher als dem Bauche. Er ſoll zwar, nach vielen Schriftſtellern, keine Schuppen haben, doch ſollen ſelbige, nach andern klein ſeyn, platt aufliegen, und beym Kochen ſich leicht ablöſen. Die an den Seiten liegenden Bruſtfloßen ſind ſchwärzlich, die ſich nahe liegenden Bauchfloßen weiß. Die erſte größere Rückenfloße hat hinter ſich eine Furche und gleichſam eine Scheide, ſich darein niederzulaſſen; die zwote Rückenfloße vereiniget ihre Gräten mit einer dicken Haut; und zwiſchen derſelben und dem Anfange des Schwanzes, wie auch zwiſchen demſelben und der weißlichen Afterfloße, befinden ſich fünf und

mehrere bürſtenartige Püſchelchen. Der After öffnet ſich näher am Schwanze, als am Kopfe; der Schwanz iſt wie ein gehörnter Mond oder gabelförmig. Sein Fleiſch iſt dichte und wenig ſchleimicht, hat einen guten lieblichen Geſchmack, und giebt auch gute Nahrung.

Gesner führet unter ſeinen Makrelenfiſchen, Lacertis, neun Arten, nebſt Zeichnungen auf; Klein, Miſſ. V. Faſcic. VIII. eilf; und Linne' in ſeinem 170. Geſchlechte, zehen Gattungen; die wir nun eigentlicher zu beſchreiben haben.

Bey dem Klein (ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 65.) machen die Makrelen oder Thunfiſche, Pelamydes, unter den mit offenen Ohren athmenden Fiſchen, deswegen beſonders ein eigenes Geſchlecht, weil ſie mit drey ſcheinbaren Rückenfloßen begabet ſind. Pſeudotripterus, wird von ihm §. VI. ein Fiſch genennet, der nach der zwoten Rückenfloße gegen den Schwanz zu, desgleichen gegenüber nach der Afterfloße, oder vielmehr nach dem After, gegen den Schwanz zu, mit ſeinen faſerichten Bürſtchen, oder ſeinen niedrigen dreyeckichten Hautfortſätzen und Floßfederchen, einen dreyfloßichten Rücken, als ein Vielfloßer, quaſi *πολύπτεϱος*, darſtellet; wiewohl Artedi, Ichth. P. II. §. 33. nicht überall darinnen mit ihm einſtimmig ſey, wie am Ende zu gedenken ſeyn wird.

Klein nennet alſo ſein Geſchlecht Pelamys. Gaza überſetzet Πηλαμύδα Limariam auch Lutoſam; Plinius, H. N. IX. 15. Limoſam, *παϱὰ τὸ ἐν τῷ χηλῷ* (Πηλῷ) *μύειν*, weil er ſich im Leime und Schlamme verberge. Plutarchus benennet ihn von den Heerden, a grege, weil ſie ſchaarenweiſe beyſammen ſchwämmen; und wirklich verſammeln ſie ſich auch, wie Heringe und andere Fiſche, zu gewiſſen Zeiten in große Heerden. Auch bey dieſem Geſchlechte findet ſich eine große Vermengung der ihm beygelegten zahlreichen Namen. Sie werden, Pelamydes, Thunni, Cordylae, Orcyni, Pompyli, Melandriae, und Scombri, genennet, weil Cordyla oder Cordylus eine Brut der Thunnorum, der Pelamys kleiner als der Thunnus, der Orcynus der größeſte, u. ſ. f. ſeyn ſollen. Einige haben den Pelamys zum Geſchlechtsnamen erwählet, andere den Thunnus, unter dem ſie den Triton, Synodon, Sarda, Pompylus, Melandria, Scombrus, verſammeln. Artedi nennet das Geſchlecht Scomber, wir, oder Klein vielmehr, Pelamys, als welches dem Naturſyſtem gemäßer ſcheint, da uns das Vorgeben, als ob die Pela-

Pelamydes aus kleinen Thunnis herſtammeten, mit dem Bellonius ſehr abgeſchmackt vorkommt; der dieſes, aus Vergleichung der benannten Fiſche, unter einander, ſehr gründlich erweiſet. So ſagen auch einige, daß die Pelamydes oder Scombri glatt und nacket wären, und keine Schuppen hätten; aber ſie irren ſich. Dieſe Fiſche haben allerdings, und manche ziemlich große Schuppen; die aber ſogleich und eben verbunden, und gleichſam angeleimet ſind, daß man ſie ſchwerlich unterſcheiden kann; durchs Kochen aber löſen ſie ſich auf, und zeigen, daß ſie durch ein dünnes Häutchen bedecket geweſen. Freylich hat Ariſtoteles dieſe Fiſche unter die glatten, laeues, gezählet.

Klein theilet ſeine Pelamydes gleichſam in zwey Untergeſchlechter. Pelamys, der wegen fünf, acht und zehen bürſten- oder pinſelartigen Nebenflößchen, ein Baſtartdreyfloßer, Pſeudotripterus genennet zu werden verdienet. Dieſe Bürſtchen allerſeits ſind in ihrem Anfange gar dünne und ſpitzig, breiten ſich weiter und weiter aus, und neigen ſich mit ihren Finnchen nach dem Schwanze zu. Dieſe Fiſche ſind fleiſchicht, und haben bald einen dickern, bald dünnern, Bauch. Der Rücken erſcheint im Waſſer gemeiniglich von ſchwefelgelber Farbe; außer dem Waſſer aber, oder auch, wenn ſie abgeſtanden ſind, haben ſie eine bleyblaulichte Farbe mit ſchwarzen Flecken. Außer den drey Rückenfloßen haben ſie zwo Seiten-, zwo Bruſt- und eine Afterfloße; auf welche ſo viel Baſtartflößchen, als gegenüber auf dem Rücken, folgen. Sein Maul iſt ziemlich weit geſpalten. Hierzu gehören folgende ſieben Gattungen:

1ſte **Makrele**, Pelamys, mit acht bis neun ſchwarzen Linien, ſo von der Mitten des Rückens nach dem dicken Bauche ſchief ablaufen, und ſich gegen den Kopf neigen; mit falben, bleichgelblichen Seiten und gabelförmigen Schwanze. Die wahre Pelamys oder Thynnus des Ariſtoteles und Rondelets; Pelamys des Bellons; Amia des Rondelets, (p. 180.) p. m. 238. und des Willughbey, der aber doch die Amiam für den Thynnus hält, obgleich Rondelet den Unterſchied gewieſen. Pelamys, Thynnus, Limoſa des Salvians. Thynnus alius des Bellons, S. 109. Iſt er wohl der Welſch des Peucers? der den Pelamydem nicht wohl verſtanden. Sicherer aber iſt er nach dem Klein des Artedi ſyn. p. 48. ſp. 2. Scomber, pinnulis octo vel nouem, in extremo dorſo ex ſulco ad pinnas ventrales; doch machet er hierbey die Anmerkung, daß vielleicht, ſtatt pinnulis zu leſen ſeyn möchte; lineis

octo

octo vel nouem; da nämlich des Bellons Pelamys nur fünf Afterfloßchen oder Bürſtchen auf dem Rücken und nach dem After habe, und nicht abzuſehen, was er mit den Bürſtchen aus dem gefurchten Rücken bey den Bauchfloßen, pinnulis ex ſulcato dorſo ad pinnas ventrales, eigentlich haben wolle; wie er denn auch die Amia des Rondelets zugleich für eben deſſelben Glaucus, (ſyn. p. 51. ſp. 4) ausgäbe. Da ſich weder Linné noch Müller hierüber herausgelaſſen, ſo müſſen wir es bey der Anzeige bewenden laſſen, fügen aber doch hinzu, daß Artedi dieſer Art gleichſam drey Unterarten oder Varietäten gäbe, die andere zu verſchiedenen Arten machen; α) Orcynus, ein Wallthun des Geſners, Orcynus, S. 59 a. β) Pelamys, Thunnfiſch, Pelamys vera, ſeu Thunnus, Ariſtot. und des Geſners S. 58. a. und γ) χόρδυλος, ſeu Cordyla, ein ſpaniſch Mackrell. Bey dem Ritter iſt dieſer Fiſch Scomber Thynnus, gen. 170, ſp. 3. auf beyden Seiten mit acht Afterflößchen, den Osbeck it. 69. Scomber albicans, ſ. Albecor, nenne; den Löfling, epiſt. neun Flößchen, die erſte Rückenfloße gefalten, breitlich zugeſpitzte Zähne, und einen ſpitzigen Oberkiefer gäbe; Gronov, Zooph. 305. neun Flößchen, einen doppelt gefloßten Rücken und einen gedoppelten Stachel am After zutheile; Willughbey, Piſc. t. m. 5. f. 1. für die Coretta alba Piſonis halte; und Brown, bloß Thynnus, auf dem Rücken mit neun, am After mit acht Afterflößchen nenne. Er ſoll zwiſchen den Wendezirkeln im großen Weltmeere, beſonders in der ſpaniſchen See, wohnen. Müller nennt ihn den Thaunfiſch, nach der griechiſchen Benennung, Θύννος, welche auch die Franzoſen Thon, die Italiäner Tonnò, die Engländer Tunny, die Holländer Thonyn, die Deutſchen Thaun und Klein Thun, beybehalten, der ihn auch Makrele nennt. Denn ſo heißt er auch mit Recht ſpaniſche Makrele, weil er an den Küſten von Spanien häufig gefangen wird. Man habe auch ſonſt die Pelamys gemeiniglich für die jungen Thaunfiſche gehalten; und würden auch zu dieſer Art, nämlich nach dem Artedi, verſchiedene gerechnet, die mit derſelben in genauer Verwahdſchaft ſtünden. Außer den obgedachten Kennzeichen ſtünden die Augen nahe an der Schnauze, bey dem Anfange der Mundſpalte; die Kiefer liefen ſpitzig zu, der untere etwas länger, als der obere, beyde mit ſcharfen Zähnchen bewaffnet; die Kiemendeckel wären glatt, rund und glänzend; der Körper lang, rund und an den Seiten gedrückt; der Rücken hebe

be ſich nicht hoch und ſey faſt nicht kielförmig; der Bauch hienge gleichfalls nicht merklich herunter, und der Schwanz ſey gabelförmig. Die Zählung der Finnen fällt nach vier Exemplaren ziemlich verſchieden aus: in der erſten Rückenfloße werden vierzehn, auch sechs, in der zwoten zwölf bis vierzehn, in der Bruſtfloße zwey und zwanzig bis vier und dreyßig, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße eilf bis ſechzehn, und in einer nur beobachteten Schwanzfloße dreyßig Finnen gezählet. Folgender Zuſatz des Müllers iſt allerdings merkwürdig: es habe ſeine Richtigkeit, daß dieſer Fiſch beträchtlich groß werde; denn es gar nichts ſeltenes, daß man über hundert Pfund ſchwere fange, und ſieben- bis zehnſchuhige in der Länge wären gar gewöhnlich. Sie ſchwimmen ſchaarenweiſe zu etlichen hunderten und tauſenden, machten in ihrem Zuge ein länglicht Viereck, ſchwimmen gliederweiſe, wie wenn ein Regiment Soldaten mit der ganzen Fronte vorrückt. Nachdem die eingemachten Sardellen aufgekommen, ſind ſie, nebſt ihrem ehedem ſo koſtbaren Garum oder Sulze, bey uns nicht mehr in ſo großer Achtung, als vielleicht noch zu Conſtantinopel.

2te Makrele, Pelamys, mit breiten Querflecken, mit ſcharfen Schuppen unter den Kiemenfloßen, ſechs bis ſieben Afterflößchen, und dickem Bauche; die Sarda des Plinius und Athenäus, Pelamys ſ. Sarda des Rondelets, Gesners, Willughb. pag. 179. Tab. m. 1. f. 2. und mit mondförmig gehörntem Schwanze. Nach dem Artedi iſt ſie mit der vorigen einer Art. Nach dem Gesner, Pelamys Sardo, ſ. Sarda ſimpliciter. ein Sandthun; iſt ganz ähnlich dem Thunfiſche, hat eine glatte Haut ohne Schuppen, ausgenommen an dem Theile, ſo bey den Ohren oder den vordern Fittigen liegt, denn daſelbſt hat er allein Schuppen, hat ſtärkere, größere Zähne, denn die Thunen, und ſtehen ſelbige gegen den Rachen gekrümmet.

3te Makrele, Pelamys, mit der zwoten rothen und gelben Rückenfloße, acht bis neun Afterflößchen, ſchlankem Schwanze, und deſſen, dem zunehmenden Monde ähnlichen, Floße, neben oder über dem Schwanze aber iſt die Haut gleichſam in ein Viereck verdünnet oder verbreitet. Thynnus ſeu Thunnus, des Bellons, Gesners, Aldrovands; Orcynus des Rondelets; Orcynus, ein Wallthun des Gesners, S. 59 a. The Thunnyfiſh, or Spaniſh Makrel, Willughb. pag. 176. Tab. m. 1. fig. 3. und wird er zuweilen auf ſieben Fuß lang. Von den Afterflößchen behauptet

nur genannter Schriftſteller, daß deren neun, zuweilen auch zehen, wären, und daß dieſelben in gleichen Entfernungen dem Schwanze ſich näherten. Im erſten Anfange wären ſie klein, nach und nach würden ſie breiter, und hätten lange, nach dem Schwanze zu ſich neigende Finnen; da doch in der Figur, Tab. m. 1. f. 3. nicht Pinſelchen oder Bürſtchen, ſondern vielmehr Flößchen von umgekehrter Geſtalt oder Hautfortſätze erſchienen, die beym Urſprunge breit, niedrig und obenher ſpitzig, faſt dreyeckicht und unter einander verbunden wären. Noch merket Gesner im Nomencl. p. 111. an, daß dieſer Fiſch in Frankreich Ton, in Guienne, bey den Santonen, Athon, und der in Scheiben geſchnittene, eingelegte, Tonnine, bey den Italiänern Tarantella, genannt werde. Er gehöret zu den Unterarten des Artedi, ſub α).

4te Makrele, Pelamys, mit ſchiefen Linien und kleinen ſchwarzen Dippelchen, mit einem ſo durchſichtigen, faſt glasartigen Hirnſchädel, daß auch die Sehenerven dadurch zu unterſcheiden; mit getheiltem Schwanze und mit in die Augen fallenden Schuppen, die oben, nach dem Willughbey, klein und dünne ſeyn ſollen. Der Colias des Athenäus, Rondelets, Gesners und Willughbey p. 182. Tab. m. 1. f. 1. Monedula Gazae. Gesner will im Nomencl. S. 107. des Bellons; Coliam den kleinen Makrel, und des Rondelets Coliam den großen Makrel, genannt wiſſen; und nach dem Rondelet habe Gaza, ſtatt κολιας, κολοιος, geleſen, und daher der Makrele den Namen eines Vogels, Monedula, beygeleget.

5te Makrele, Pelamys, mit geſchlankem Leibe, ſilberfarbigen Kopfe und Seiten, blaugrünlichem Rücken, mit ſchwärzlichen, geraden, krummen und ſchlänglichtgebogenen Strichen, fünf Afterflößchen und gabelförmigem Schwanze; nach der ſchönen Zeichnung Tab. IV. fig. I. Scomber des Rondelets, Geſners, Bellons, a Makrel or Makarel, Willughb. p. 181. tab. m. 4. Cauallo, Scombrus, Macarello, Salvians, Makrele des Kleins; zuweilen kommt er zu uns in die Oſtſee, und grüßet ſchaarenweiſe unſere Ufer, und iſt gemeiniglich einen Fuß lang. Er iſt des Artedi, ſyn. p. 48. ſp. 1. Scomber, pinnulis quinque, in extremo dorſo polypterygio, aculeo breui ad anum; und des Linne' Scomber radiis pectoralium viginti, dorſalium duodecim, Suecis Makril. nach deſſen Fauna Suecica, p. 339. Wie ſich Colias und Scombrus unterſcheiden, zeiget Salvian, fol. 241. u. f. der es aber doch darinne verſehen, daß er den Scomber allerdings ohne Schuppen zu ſeyn be-

behauptet; dieſe Makrele ſoll friſch, geſotten und gebraten, denen, die fette Fiſche lieben, ſehr gut, ſonſt etwas ecklicht ſeyn, nach dem Anderſon, p. 94. Anjetzo gehöret er unter die Scombros des Linné mit einzeln ſtehenden Afterflößchen, als die erſte Gattung des 170 Geſchlechts, Scomber, pinnulis V. Gronov Muſ. I. n. 81. nennet ihn ebenfalls ſo. Er iſt ein Einwohner des atlantiſchen Meeres, lebet von Meduſen, wie andere Geſchlechtsverwandte, und leuchtet bey der Finſterniß. Müller nennet ihn die gemeine Makrele, die, nach dem Artedi, Scomber Auctorum, beym Geſner S. 57. a. Scomber, ſ. Scombrus, Macrel, zu Rom Macarello, zu Venedig Scombro, zu Neapolis Lacerto, zu Marſilien Auriol, und in Spanien Carallo nach dem Salvian, oder auch Cauallo, nach dem Rondelet, genennet wird. Er wird zu einer Elle lang, hat, der Geſtalt nach, viel Aehnlichkeit mit den Heringen, da der Körper rund, dick und fett iſt, vorne und hinten ſpitzig zuläuft, die Schuppen klein ſind, das Maul mit kleinen, aber ſcharfen und ſpitzigen Raubzähnen bewaffnet, und die Haut etliche bläulichte und grünlichte Striemen hat. Die erſte und zwote Rückenfloße hat eilf bis zwölf; die Bruſtfloßen achtzehen bis zwanzig, die Bauchfloßen ſechs, und die Afterfloßen zwölf bis dreyzehen Finnen. Den Winter aber ſtecken dieſe Fiſche, nach dem Anderſon, in den nordiſchen Gewäſſern, kommen im Frühjahre in ſtarker Menge herunter, und zertheilen ſich in Columnen, davon eine in die Oſtſee, eine andere durch den Canal in die ſpaniſche See, und ſo weiter nach dem mittelländiſchen Meere, zieht, eine aber ſich an den Holl., Engl., Norweg. auch Jüttiſchen Stranden aufhält, und allenthalben gefangen und gegeſſen wird.

6te Makrele, Pelamys, mit acht Baſtartflößchen an beyden Seiten des Schwanzes, mit einem, vor allen andern ſehr geſchlanken, Leibe, mit einer bey der zwoten Rückenfloße ſehr gebogenen Seitenlinie, nebſt der längſten Schnauze unter allen, und einem mondförmigen Schwanze. Guarapucu Cavala, Konigsvis, Coninghviſch des Piſonis, H. N. p. 59. Marcgrav, p. 179. (ſ. dieſen unſern Artikel, Th. II. S. 206.) Beyde bemerken, daß er, in Vergleichung mit den Europäiſchen Arten, weniger mit der Geſtalt und Natur des Scombri, als des Pelamydis und Thunni des Ariſtoteles übereinkomme, ob er gleich in Anſehung ſeiner Länge, ſeiner ſchönen Geſtalt und der Würde ſeines Fleiſches beyde übertreffe; Willughb. App. p. 16. Tab. m. 5. Wenn man deſſelben

ben Figur mit der Piſoniſchen und Marcgraviſchen vergleicht, wird man finden, daß ſelbige allzu frey gezeichnet ſey.

7te Makrele, Pelamys, ſo aus weiß und braun bunt ſchattiret iſt, deren erſte Rückenfloße am Nacken kurz, die andere, über dem After, und die nach dem After, einen Fuß lang iſt; die Kiemenfloßen aber kurz, das Maul gezähnelt, und, ſtatt der Seitenlinie, ein erhabenes hornichtes Weſen oder Subſtanz durch die ganze Fiſchlänge, nebſt dem mit kleinen Schuppen bedeckten Körper, zu befinden. Albacore ſ. Thynnus des Sloane, It. Iam. p. 1. Tab. 1. f. 1. ſ. unſern Artikel, Albacora, Th. I. S. 176. Er ſcheint aber, ſowohl von dieſer Gattung, als dem Albecor, oder Scomber albicans des Osbeck, beym Linne', Scomber Thynnus, verſchieden zu ſeyn; ſ. auch unſere erſte Makrele.

8te Makrele, Pelamys, des Gesners, S. 962. im Nomencl. p. 109. und des deutſchen Gesners, S. 58. b. Thynnus ſ. Thunnus, ein Meerthunnen, deſſen Zeichnung derſelbe von Venedig erhalten. Bonito der Portugieſen. Ich halte ihn, ſaget Klein, für die angeführte dritte Gattung des Pelamys, die Spaniſche Makrel; und machet hierbey folgende Anmerkung: niemand wird ja wohl die, von beyden Seiten des Schwanzes ſtehende Afterfinnchen, Pinſelchen, oder Bürſtchen, ſondern vielmehr, da ſie am Grunde zuſammenhängen, häutige oder fettige dreyeckichte Fortſätze, Pyramidchen, nennen. Belobter Gesner hat zwar viel Beleſenheit, in Anſehung der Benennungen, ihres Aufenthalts, Verbergung, Schlafs, Geſichte, Geburt, Alter, Lebensart, Speiſe und deren Zuträglichkeit, ihrer Einſalzung, (des daraus zubereiteten Garum) bildlichen Bedeutungen, Opfer und Sprichwörter gezeiget und viel zuſammengeſchrieben: man wird aber doch eine, auch nur unvollſtändige, Beſchreibung des Fiſches, deſſen Zeichnung er doch gegeben, darinnen nicht finden, und alſo nach Durchleſung ganzer zwölf Blätter, Zeit und Mühe verlohren haben. ſ. unſern Artikel Bonito, Th. I. S. 907. Bey dem Ritter Linne' ſcheint er Scomber Pelamys, gen. 170. ſp. 2. wenigſtens ein naher Anverwandter deſſelben, zu ſeyn, wenn man die Kleiniſchen Gattungen, no. 3. und 11. dazu nimmt. Osbeck nennt ihn daher, It. 67. Scomber pulcher, oder Bonet, und Müller behält auch dieſe Benennung im deutſchen, Bonetfiſch. Franzöſiſch heißt er auch, wie bey dem Bomare, Bonite; daß er aber an der franzöſiſchen Küſte auch Germon heiße, hat letzterer nicht angemerket.

merket. Der Linnäiſche Beyname, Pelamys, wird von den Alten und unſerm Klein, den Thunnfiſchen überhaupt, auch inſonderheit dem eigentlichen Thynnus, beygeleget: weil die gegenwärtige Gattung für junge Thunnfiſche gehalten. Es hat dieſer Fiſch, nach Müllern, und nach unſerer obigen Kleiniſchen Beſchreibung, oben auf dem Rücken, nahe am Schwanze ſechs, untenher aber, (nach dem After) ſieben kleine, viereckichte, (auch dreyeckichte) Baſtartflößchen; ſeine Farbe auf dem Rücken iſt ſchieferblau, und zieht ſich hin und wieder etwas ins grünliche; der Bauch iſt perlgrau; die Seiten haben vier gelbe Linien, welche gleichweitig vom Kopfe anfangen und ſich am Schwanze vereinigen. Die Augen ſind groß, und ſtehen in einem ſilberfärbigen Ringe, die Anzahl der Finnen iſt, nach zweyen Exemplarien des Löflings und Osbecks, in der erſten Rückenfloße funfzehn, in der zwoten zehn bis eilf; dann folgen die kleinen Baſtartflößchen; in der Bruſtfloße ſieben bis acht und zwanzig; in der Bauchfloße ſechs bis ſieben, in der Afterfloße vierzehn, und in des einen Schwanzfloße ſechs und zwanzig Finnen. Es hält ſich dieſer Fiſch zwiſchen den Wendezirkeln, und wohl bey hundert Meilen weit, um Madera und den Canariſchen Inſeln, desgleichen bey dem grünen Vorgebirge in der größten Menge auf, ſo daß es davon wimmelt. Er wird gemeiniglich drey bis vier Schuh lang, iſt dick und fleiſchicht und mit überaus kleinen und feinen Schuppen dicht beſetzet. Die Seefahrer ſehen ſie oft nicht allein im Waſſer, ſondern auch über demſelben, denn ſie ſpringen wohl zehn bis zwölf Schuh hoch aus dem Waſſer heraus und ſchnappen nach den fliegenden Fiſchen, die ihren Nachſtellungen durch den Flug entgehen wollen. Ihr Fleiſch iſt vortrefflich, trocken, nahrhaft, feſt und ſchmackhaft.

9te Makrele, Pelamys; Corretta alba, Piſonis, Marcgrauii et Willughbeii, app. p. 16. tab. m. 6. f. 1. et in App. tab. 9. 1. von welcher zu bemerken, daß ſie die Größe eines Stockfiſches, Aſelli, habe, von gutem Geſchmacke ſey, und auch zur Nahrung wohl diene; auf dem Rücken hat ſie blaue, und auf dem Bauche ſilberne Schuppen, daher ſie auch den Namen albi Coretti erhalten. Jeder dieſer Autoren hat den Fiſch verſchieden gezeichnet, und keiner eine umſtändliche Beſchreibung von ihm ertheilet; doch kommen ſie, ſo viel aus ihren Abbildungen zu erkennen, darinn überein, daß der Schwanz deſſelben mit acht oder wenigern dreyeckichten nnd ſpitzigen Afterflößchen, oder Pyramidchen, gleichſam ſäge-

ſägeförmig beſetzet ſey. In den bereits ans Licht geſtellten Schriften der beyden erſten Schriftſteller befinden ſich dieſe Beſchreibungen und Zeichnungen nicht; doch hält Linne' dieſen Fiſch, nach dem Willughbey, für ſeinen Scomber Thynnus, gen. 170. ſp. 3.

9te Makrele, Pelamys; Coorza Piſonis, et Willughb. app. p. 16. tab. m. 6. Er ſoll, der vorſtehenden Art, der Geſtalt und Natur nach, ſehr ähnlich, der Größe nach aber verſchieden ſeyn, und alſo zu der Familie der Pelamydum und Amiarum gehören; ſo daß, was etwa von der Gleichheit in Anſehung des einen Theils abgeht, ihm in Anſehung eines andern Theils gleichſam erſetzet, und ein beſtändiges Spiel der Natur zwiſchen der alten und neuen Welt, unterhalten werde. Denn, nach der Geſtalt des Kopfes, Leibes und Schwanzes iſt er zu den kleinen Thynnis, nach den ſchwarzen Strichen und andern äußerlichen Theilen aber zu den Amiis und Pelamydibus, zu bringen. Er hat eine ſpitzige Schnauze, dicken Bauch, dünnen, in der Geſtalt des gehörnten Monden ausgebogenen, Schwanz, einen blauglänzenden Rücken und ſilberglänzenden Bauch. Hieraus iſt zu erſehen, daß beyde Fiſche zu den Pelamydibus zu rechnen, ob man gleich der Coorza und Coretta zwo Kiemenfloßen und NB. zwo Rückenfloßen, auch NB. eine gegen den After, geben will, davon doch die Zeichnungen das Gegentheil anzeigen.

11te Makrele, Pelamys; deſſen erſte lange, und zwote ſehr kurze, Rückenfloße einander dergeſtalt berühren, daß beyde nur eine, in etwas abgeſetzte, Floße vorſtellen. Er hat eine kegelförmige Leibesgeſtalt und wird zu drittehalb Fuß lang. Scombrus maior toroſus des Sloane, It. Iam. p. 28. tab. 10. fig. 3. der gemeiniglich Bonito, Boneto, genannt wird, und mit dem Delphin (oder Dorado, ſ. unſern Artikel, Th. II. S. 363.) auf die fliegenden Fiſche beſtändig Jagd machen ſoll. So viel Schriftſteller, ſo viel verſchiedene Abbildungen der Fiſche, die Boniti genannt werden. Die, in einer §. IX. angehängten langen, aber gelehrten und leſenswürdigen, Anmerkung hier angebrachte, allerdings gegründete Klage unſers ſo eifrigen als genauen Naturforſchers, müſſen wir wohl überſchlagen, doch auch hinzuſetzen: Crede mihi: vero eſt noſtra querela minor.

Mit dieſem Kleiniſchen Geſchlechte der Makrelen, Pelamydum, verbinden wir nun noch das 170. Linnäiſche Geſchlecht, mit zehn Gattungen, nach Müllern gleiches Namens, Scomber, Mackrele, deren Schwanz zur Seiten kiel- nicht keilförmig, iſt,

und die mit verſchiedenen Baſtartfloßen ausſtaffiret ſind. ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 72. Dem Ritter hat der gleichalte Name, Scomber beſſer, als Pelamys, gefallen; und weil ſeine erſte Art, die gemeine Makrele, annoch zu Venedig Scombro genannt wird, ſo hat unſer Müller Anlaß genommen, auch dem ganzen Geſchlechte den deutſchen Namen Mackrele beyzulegen. Es werden aber von dieſem Seefiſche folgende Merkmale und Geſchlechtskennzeichen angegeben: ein gedrückter glatter Kopf; eine ſiebenſtrahlichte Kiemenhaut; ein gleichfalls glatter Körper; eine nach dem Schwanze zu in eine kielförmige Erhöhung ausgehende, Seitenlinie, und eine oft unächte oder Baſtartfloße in der Gegend des Schwanzes; deren er zwo Abtheilungen machet, nämlich A. vier Arten mit deutlichen und einzeln ſtehenden, und B. ſechs Arten mit an einander verwachſenen, Baſtartfloßen. Unter den mit einzeln ſtehenden Baſtartfloßen ausgezierten Mackrellen, befinden ſich nun folgende:

A. 1ſte gemeine Mackrele, Scomber Scomber; des Kleins fünfte Makrele, Pelamys, 5. ſ. dieſen Artikel.

A. 2te Mackrele, der Bonetfiſch, Scomber Pelamys; des Kleins achte Makrele, Pelamys, 8. mit Vergleichung deſſelben dritten und eilften Gattung, welche nachzuſehen.

A. 3te Mackrelle, der Thaunfiſch, Scomber Thynnus; des Kleins erſte Makrele, Pelamys, 1.

A. 4te Mackrele, der Breitfiſch, Scomber Cordyla; ein Braſilianer, Guara Tereba, des Marcgravs, S. 172. ſiehe daher unſern Artikel, Th. III. S. 556. dem wir noch folgendes beyfügen: Cordyla ſind ſonſt nur die jungen Thunfiſche genannt worden; (Κοϱδύλη, Κόϱδυλος, alii legunt Σκόϱδυλος, foetus Thynni, ARIST. H. An. VI. 17. Breitfiſch aber hat ihn Müller von ſeinem ſehr breiten, an den Seiten plattgedrückten, und dünnen Körper benennt. Gronov bringt zu dieſer Art den Salkotoc, den grünen Königsfiſch und den Dondioefiſch des Valentyns, wie auch den Saurus des Browns. Dieſer Fiſch ſoll zehn Baſtartfloßen haben, die aber aus der Müllerischen Zeichnung, Tab. VII. fig. 3. ſo wenig, als aus der Marcgraviſchen, zu erkennen, da die zwote Rückenfloße und die Afterfloße bis an den Schwanz fortlaufen. Gronov hat in ſeinem Exemplare die Finnen folgendermaßen gezählet: In der erſten Rückenfloße ſieben, in der zwoten neun, in der Bruſtfloße funfzehn, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße zwo und vierzehn, und in der Schwanzfloße

zwanzig Finnen, der zehn Baſtartfloßen aber hat er nicht mit erwähnet; doch der Marcgrav auch nicht. Auch bey dem Seba, Tab. XXVII. no. 3 wird der Scomber, linea laterali aculeata, pinna ani oſſiculor. viginti, des Marcgravs Guara Tereba, ohne Baſtartflößchen beſchrieben, dagegen auch die Anzahl der Finnen, in der zwoten Rückenfloße auf zwey und zwanzig, in der Bruſtfloße auf ein und zwanzig und in der Afterfloße auf neunzehn, bis zwanzig, angegeben, welches alſo einen ſehr großen Unterſchied ausmachet, ſo, daß man, wie Müller erinnert, auf die Zahl der Fiñen allein nicht bauen köñe, wenn nicht andere Merkmale noch dazu kämen, die mehr entſchieden, dergleichen an dieſem Fiſche die gepanzerte und mit Häckchen beſetzte Seitenlinie wäre. Seine Länge beträgt ſieben bis acht Zoll, und von Geburt iſt er ein Amerikaner.

B. 5te oder die blaue Mackrele, nach Müllern, Scomber Glaucus; die erſte der mit verwachſenen Baſtartfloßen begabten Makrelen: des Artedi, ſyn. p. 51. ſp. 5. Scomber, dorſo dipterygio, oſſiculo ſecundo pinnae dorſalis ſecundae altiſſimo; des Kleins zwoter ſtachlichter Blauling, Glaucus Aculeatus, Miſſ. V. Faſcic. X. ſ. unſern Artikel Blauling, Th. I. S. 830. dem wir allhier etwas beyzufügen nicht nöthig finden.

B. 6te oder die Baſtartmackrele, nach Müllern, Scomber Trachurus; des Artedi, ſyn. p. 50. ſp. 3. Scomber, linea laterali aculeata, pinna ani oſſiculor. triginta; des Gesners, S. 56. b. Baſtart- oder raucher Macrell, Trachurus, ſ. Lacertus priuatim; Scombro ſimilis, nach dem Artedi, zu Rom Sauro; in England the Horſemackrel; in Cornwallis a Scad; in Deutſchland Müſeken; zu Eckrenfoehrde in Schleswig Stökker; nach dem Pontoppidan. Scomber Trachurus beym Haſſelquiſt, Itin. 363. Nach Müllern wird er in Frankreich Maquereau batard, auch Gaſcanel; ſ. Bomare; in Holland Marsbanker, genannt; vielleicht iſt er auch der Italiäner Fructura, der Engländer Anſjovismutter und der Pür der Norweger. (Pontoppidan bezeuget dieſes in ſeiner Norw. Naturhiſt. Th. II. 264. Dieſen Namen führen kleine Makrelen; ob ſie aber ihre Bruth, oder aus einer andern Linie dieſer Art ſind, kann ich nicht gewiß ſagen; ſie ſind ſowohl kleiner, als magerer. Ohne Zweifel iſt er der Fiſch, den Willughb. S. 290. nach dem Bellonius und Aldrovand, Trachurus, ingleichen Lacertus, nennt, mit dem Zuſatze: Scombros colore, figura, et ſapore, refert, vt

recte Bellonius; vnde et Maquereau baſtard, i. e. Scombrus ſpurius, *Gallis* dicitur. Verum minor eſt, quam Scomber, corpore minus ſpiſſo rotundoque, et paululum compreſſo. Daß aber die griechiſche Benennung, Trachurus, einen rauhen und ſtachlichten Schwanz, wodurch auf das knorplichte rauhe Bein bey demſelben gezielet werde, bedeute, hat freylich, nach dem Urſprunge des Worts, ſeine gute Richtigkeit. Der Fiſch ſelbſt iſt nicht ſo dick und rund, wie die Makrele, und hat auch kein ſo ſpitziges Maul; der Rücken iſt himmelblau, der Bauch ſilberfärbig, mit etwas violet melirt, die Kiemen ſchwarz, die Augen groß, die Kiefer rauh, die Zunge ſcharf, der Schwanz gabelförmig, und das Fleiſch hart und trocken. Er hat auch ſehr kleine, feſt anliegende, Schüppchen, wiewohl ihm ſolche vor Alters abgeſprochen worden. Der vom Haſſelquiſt zu Smyrna beobachtete Fiſch war am Kopfe ſchwärzlich, auf dem Rücken bis zur Seitenlinie blau, unterhalb dieſer Linie ſilberfärbig; alle Floßen weiß, nur die vörderſten Finnen der zwoten Rückenfloße von obenher von ſchwarzer Farbe; und die Länge war eines Fußes, größer als ſonſt gewöhnlich. Nach vier Exemplarien ſind in der erſten Rückenfloße allezeit acht, in der zwoten ein- bis vier und dreyßig, in der Bruſtfloße achtzehn bis zwanzig, in der Bauchfloße allezeit ſechs, in der Afterfloße ſieben und zwanzig bis dreyßig, worunter bey einigen zwo Stachelfinnen, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn bis zwanzig Finnen gezählet worden. Aber Baſtartfloßen ſind nicht vorhanden.

B. 7te Mackrele, der Mülleriſche Pferdebrachſem, Scomber Hippos. Vielleicht iſt es dieſer, nach Müllern, und nicht der vorige, den die Engländer the Horſe-makrell nennen. Er hat mit einander verwachſene Baſtartfloßen; Kiemendeckel mit einem ſchwarzen Flecken nach hinten zu; im Maule eine einfache Reihe von Zähnen, davon zween nach vorne zu größer als die übrigen; die Seitenlinie in der Mitten nach unten zu gebogen, hinten etwas ſtachlicht und kielförmig erhöhet; die hintere Rückenfloße roth; die Bauch- und Afterfloße gelb; vor der Afterfloße abgeſonderte Stacheln und die Kiemenhaut ſiebenſtrahlicht. In der erſten Rückenfloße ſind ſieben, in der Bauchfloße ſechs, in der zwoten Rückenfloße, in der Bruſt- und Afterfloße zwey und zwanzig, von den in letzterer zehn ſtachlichte, und in der Schwanzfloße dreyßig Finnen zu zählen geweſen. Nach dem D. Gard iſt Carolina ſein Vaterland.

B. 8te Mackrele, der Müllerſche Goldſchwanz, Scomber Chryſurus; die goldgelbe Farbe des Schwanzes hat zu obigen Benennungen Anlaß gegeben, daher ihn die Engländer Yellow tail nennen, auch ſind die vereinigten Baſtartfloßen gelb; er hat keine Zähne im Maule und die Stacheln vor der Afterfloße ſtehen etwas entfernet. In der erſten Rückenfloße zählet man, nach zwey Exemplarien, acht bis neun, in der andern ſechs- bis neun und zwanzig, in der Bruſtfloße ſechzehn bis neunzehn, in der Bauchfloße fünf bis ſechs, in der Afterfloße dreyßig, die zwo Stachelfinnen mit eingeſchloſſen, und in der Schwanzfloße zwey und zwanzig, Finnen. Das Vaterland iſt auch Carolina nach dem D. Gard.

B. 9te Mackrele, der Müllerſche Streitthunfiſch, Scomber Amia; des Artedi ſyn. p. 51. ſp. 4. Scomber dorſo dipterygio, oſſiculo vltimo pinnae dorſalis ſecundae praelongo; des Gesners, S. 62. a. großer Meerſtichling, Glaucus maior, ſ. prima ſpecies, und des Kleins Glaucus aculeatus, 1. Miſſ. V. Faſc. X. der ſtachlichte Blauling; ſ. dieſen unſern Artikel, Th. I. S. 829. dem wir nur dieſes einzige beyfügen, daß Müller von dieſer Gattung behaupte, daß deren Schwimmblaſe faſt die ganze Länge unter dem Rücken einnehme, da doch verſchiedene den Mackrelen überhaupt die Schwimmblaſe abläugnen wollen, wiewohl mit gar geringer Wahrſcheinlichkeit, indem ſie ſehr ſchnell ſchwimmen können, und ſich nicht auf den Grund halten müſſen.

B. 10te Mackrele, die Seemackrele des Müllers; Scomber Pelagius, deſſen Baſtartfloßen mit der Rückenfloße in eine verwachſen ſind; es werden daher auch in der Rückenfloße vierzig; ferner in der Bruſtfloße neunzehn, in der Bauchfloße fünf, in der Afterfloße zwey und zwanzig, und in der Schwanzfloße zwanzig, Finnen gezählet. Sein Körper iſt groß und platt; die Seitenlinie gerade und wegen der Vereinigung aller Rückenfloßen fängt ſie ſich vom Kopfe an, und endiget ſich dicht am Schwanze. Sein Aufenthalt iſt zur Zeit nicht zu beſtimmen geweſen.

Makrel-Stöhre.

Makreel-Stöhre wird in Norwegen eine Art der Stöhre genannt, die ſich von Makreelen nähren ſollen; ſ. unſern Artikel Lachs-Stöhre, Th. V. S. 5. und Stöhr.

Makuts.

Makuts wird in Japan der Harder der Holländer genannt; ſ. S. A. Reiſen, B. XI. S. 697.

Malachra.

Dieſes Geſchlecht aus der Familie der Malven nennt Hr. Planer Büſchel; ein unſchicklicher Geſchlechtsname. Der gemeinſchaftliche große Kelch beſteht aus drey oder fünf Blättern, und umgiebt fünf, auch mehrere Blumen. Zwiſchen den Blumen ſtehen einige Spelzen. Der beſondere Kelch iſt glockenförmig, fünffach eingeſchnitten und umgiebt fünf Blumenblätter. Viele Staubfäden ſind in einen walzenförmigen Körper verwachſen. Der Griffel iſt in fünf Staubwege geſpalten. Nach der Blüthe folgen fünf rundliche Saamen. Herr von Linné hat zwo Arten angemerket, welche in Amerika wachſen, in unſern Gärten aber zur Zeit noch unbekannt ſind.

Malachit.

Malachites, iſt ein grüner Stein, welcher ſich ſchleifen läßt und eine Politur annimmt. Er iſt nicht gar zu hart und brauſet mit dem Scheidewaſſer. Nach einer ſtarken Erhitzung ſoll er glühen, und bey noch ſtärkerm Feuer in Fluß kommen. Bisweilen iſt er ganz grün und rein, bisweilen aber hat er auch in ſeiner Oberfläche ſchwarze, blaue und weiße Flecke und Ringel. Man findet ihn in Italien, Ungarn und Deutſchland, gemeiniglich in Kupferbergwerken, und wird er von einigen als ein mit Gyps gemiſchter Kupferkalch und von andern als ein bloßes dichtes Kupfergrün gehalten. Am wahrſcheinlichſten iſt, was Lehmañ, Mineral. S. 125. ſaget, daß er ein mit aufgelößtem Kupfer tingirter Kalchſpat ſey. Den Malachit kann man auch unter die Kupfererze rechnen. S. Kupfer.

Malachram.

S. Bdellienharz.

Malaguetta.

S. Cardamomen.

Malbruck.

Faunus Linn. Ein langgeſchwänzter Affe aus Bengalen, welcher eine breite und erhabene Schnauze, ein aſchgraues Geſicht, fleiſchfarbige Augenwimmern, einen Streif von grauen Haaren um den Hals, übrigens einen bräunlichtgelben Oberleib und einen gelblichtgrauen Unterleib hat. Die Backen ſind mit Beuteln verſehen und der After hat Schwielen. Die ganze Länge, von der Spitze der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes gerechnet, beträgt ohngefähr anderthalb Fuß. Der Schwanz iſt ſo lang als der ganze Körper nebſt dem Kopfe. Die Nahrung dieſer Affen beſteht in allerhand Früchten und Gewächſen; vorzüglich lieben ſie die Zuckerrohrſtängel und die Coccosnüſſe. Wenn es ihnen an Früchten und andern ſafti-

ſaftigen Gewächſen fehlet, ſo gehen ſie an die Ufer des Meeres und der Flüſſe, um Fiſche und Krebſe zu fangen, wobey ſie ſich ihres langen Schwanzes zu bedienen pflegen. Nämlich ſie hängen denſelben ins Waſſer und warten, bis ihn ein Krebs mit ſeinen Scheeren anpacket; alsdann ziehen ſie den Schwanz und damit zugleich den Krebs ſchnell an das Ufer.

Malherbe.

Malherbe, iſt ein Kraut von einem ſtarken Geruche, das in Languedoc und der Provence häufig wächſt; es dienet zum Färben, indem es eine Farbe giebt, die zwiſchen gelb und braun iſt. Es iſt aber in Frankreich den Schön- und Schlechtfärbern verbothen, warum, iſt uns unbekannt. Dieſe Nachricht giebt Ludovici; eine vollſtändigere haben wir zwar geſuchet, aber nirgends finden können.

Mallemugge. S. Meve.

Malley.

Malley, ſonſt Wallroße, oder Wallr-Oß, Ros marus; ſ. unſern Artikel Flußpferd, Hippopotamus, Th. III. S. 164.

Malope.

Dieſen Namen hat Herr von Linné ſtatt Tourneforts Malacoides eingeführet. Die malvenartige Pflanze, welche dieſes Geſchlechte ausmachet, wächſt um Florenz und in Mauritanien auf den Wieſen. Die Blätter ſind eyförmig, eingekerbet, und oberwärts glatt. Die purpurblauen Blumen zeigen ſich im Heumonate. Sie haben einen doppelten ſtehenbleibenden Kelch. Der äuſſerliche beſteht aus drey herzförmigen, zugeſpitzten Blättchen, und der innerliche iſt bis zur Hälfte fünffach geſpalten. Die fünf herzförmigen Blumenblätter ſind am Boden untereinander, und die Staubfäden in einen walzenförmigen Körper verwachſen. Dieſer theilet ſich oberwärts in kurze Fäden, welche nierenförmige Staubbeutel tragen. Der einfache Griffel endiget ſich mit vielen zarten Staubwegen. Die Saamen ſind unter ſich in ein Köpfchen vereiniget. Man zieht die Pflanze auf dem Miſtbeete aus den Saamen, unterhält ſolche im Scherbel, und ſetzet dieſe den Winter in ein gemäßigtes Glashaus.

Malpighia.

Der Päbſtliche Leibarzt Marcellus Malpighius, und der Engländer Grew haben zu gleicher Zeit, und zwar zu Ende des vorigen Jahrhunderts, die innerliche Beſchaffenheit der Pflanzen ſorgfältig unterſuchet, und dabey viele neue Entdeckungen gemachet.

Beyder Andenken hat man in dem Pflanzenreiche billig erhalten wollen. Das Geſchlechte, welches Malpighs Namen führet, hat fünf kleine, ſtehenbleibende, und äußerlich mit zehen erhabenen Honigdrüſen beſetzte Kelch-, und fünf große, nierenförmige, gefaltene, gefranzte, ausgebreitete, vertiefte, und mit langen ſchmalen Nägeln verſehene Blumenblätter; zehen kurze, aber breite, aufgerichtete Staubfäden ſtellen gleichſam eine Walze vor, und tragen herzförmige Staubbeutel; der kleine Fruchtkeim trägt drey Griffel mit ſtumpfen Staubwegen. Die große kugelförmige Beere enthält drey eckichte Nüſſe. Herr von Linné hat neun Arten angeführet, welche alle in Amerika wachſen, und unter die ſeltenſten Pflanzen gehören, wir wollen daher nur einige anführen,

1) die glatte Malpighie mit doldenförmigen Blüthen, Malpighia glabra L. wächſt in Jamaika, Braſilien und Surinam. Der ſtaudige, aufrechtsſtehende Stängel treibt dünne Aeſte, welche mit eyförmig zugeſpitzten, völlig ganzen und glänzenden Blättern beſetzet ſind. Die geſtielten, roſenrothen, glänzenden Blumen ſtellen Dolden vor. Die rothen gefurchten Früchte gleichen den Kirſchen, und werden in ihrem Vaterlande geſpeiſet.

2) Die glatte Malpighie mit einzelnen Blumen, Kirſchbaum aus Barbados, Malpighia punicifolia L. wächſt im mittägigen Amerika. Iſt ein hoher Strauch mit dünnen Aeſten; die gepaarten Blätter ſind eyförmig, völlig ganz und glatt; die Blumen ſtehen einzeln auf einfachen Stielen; die Frucht iſt wie bey der vorigen Art.

3) Die glatte Malpighie mit Blumenähren, Malpighia nitida L. iſt baumartig mit einem holzichten Stamme. Die Blätter ſind lanzetförmig, völlig ganz und glatt. Die Blumenähren ſitzen an den Blätterwinkeln.

4) Die borſtige Malpighie mit einfachen Blumenſtielen, Malpighia vrens L. Die Blätter ſind breit, eyförmig, auf beyden Flächen, ſonderlich der untern, mit vielen ſteifen, gleichſam niedergelegten, kaum ſichtbaren Borſten beſetzet. Daher, und weil dieſe Stacheln leicht abgehen, tief in die Haut eindringen, und nicht leicht wieder herauszubringen ſind, man ſich davor in Acht nehmen muß. Die Blumen ſtehen zwar am Blätterwinkel bey einander, jede aber ruhet auf ihrem eigenen Stiele. Die Frucht iſt gefurchet und roth. Wollte man dieſe Pflanzen in hieſigen Gärten unterhalten, müßten ſie beſtändig ſehr warm, und auf dem

Lohbeete gehalten, und ſorgfältig gewartet werden.

Maltheſerfiſch.

Ein Fiſchname, den Richter anführet. Soll er etwan der Maltha ſeyn, Μάλθη des Oppianus, der nach dem Rondelet im Lateiniſchen keinen Namen hat, doch zu Rom Lamioia genennet wird? Gesner nennet ihn daher Maltha Lamiola, den kleinen Fraßhund, S. 79. b. und Bomare hält dieſen Maltha, der Fr. Sorrat, für eine Gattung des Requin; und bey dem Klein iſt er die dritte Gattung ſeiner Hundsköpfe, Cynocephalus; ſ. unſere Artikel, Fraßhund, T. III. S. 190. und Hundskopf, Th. IV. S. 164.

Maltheſerſchwamm.

S. Cynomorion.

Malvaſirkraut.

S. Leberbalſam.

Malvaviſcus.

Herr Dillen hat dieſen neuen Geſchlechtsnamen erfunden. Die Pflanze iſt zwar mit den Ketmien nahverwandt und wird auch vom Herrn von Linné zu dem Hibiſco gerechnet, und Hibiſcus Malvaviſcus genannt; da aber die Blume ein eigenes Anſehen hat, könnte man ſolche wohl füglich von dieſer Geſellſchaft abgeſondert laſſen, und als ein beſonderes Geſchlecht betrachten, wie auch Herr Ludwig gethan. Dieſe immergrünende Staude wächſt in Mexico, und würde auch bey uns leicht zwanzig Fuß Höhe erreichen, wenn man den holzichten, gerade und ſchnell aufwachſenden Stamm nicht abſtutzete. Wenn dieſes geſchieht, bleibt ſolcher niedriger, und treibt obenher viele biegſame Aeſte. Die geſtielten, wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind haaricht, weich anzufühlen, herzförmig, ſpitzig, am Rande eingekerbet, auch zuweilen hinterwärts in Lappen eingeſchnitten, welche aber viel kleiner, als der mittlere und Hauptheil erſcheinen. Die geſtielten Blumen ſtehen einzeln in dem Winkel der Blätter. Der äußerliche Kelch beſteht aus vielen Blättchen, der innerliche aber aus einem, welches bis zur Hälfte in fünf Lappen zerſchnitten iſt. Die fünf ſcharlachrothen, nach Art der Malven mit einander vereinigten Blumenblätter gehen niemals von einander, und die Blume bleibt immerfort geſchloſſen, indem dieſe Blätter ſchneckenförmig untereinander vereiniget bleiben. Die Staubfädenſäule mit den oberwärts abgetheilten Fäden, und daran hangenden Beuteln, ingleichen der fünfſpaltige Griffel ragen über die Blume weit hervor. Die Frucht iſt ſaftig, einer rundlichten rothen

Beere

Beere ähnlich, und enthält fünf Saamen. Die Stellung der Blumenblätter und die Frucht unterſcheiden dieſe Art von allen Ketmien. Man unterhält ſolche in hieſigen Gärten, und vermehret ſie aus den Zweigen. Sie verträgt zwar im Sommer die freye Luft, doch werden von den rauhen oder kühlen Winden die Blätter gemeiniglich angegriffen und ihre Farbe verändert. Man ſoll die Stöcke lieber auch im Sommer in dem Glashauſe halten, zugleich aber die friſche Luft genießen laſſen. Im Winter verlangen ſie mäßige Wärme, damit ſie nicht zu geile Triebe machen.

Malve.

Unter dieſem, auch im Deutſchen ganz gebräuchlichen, Namen verſteht man zwar ein beſonderes Pflanzengeſchlecht, Malua; man begreifet aber auch darunter eine ganze Familie, oder natürliche Ordnung, und nennet alle dahin gehörige Malvenartige Pflanzen, Maluaueas. Wir wollen zuerſt die allgemeine Beſchaffenheit dieſer Familie angeben, und hernach von dem Geſchlechte, welches den Namen Malua insbeſondere führet, handeln. Das Blumenblatt iſt bey den malvenartigen tief und bis auf den Boden in fünf Einſchnitte getheilet, und Hr. v. Linne' nimmt daher fünf Blumenblätter an. Weil aber dieſe Blätter unterwärts in einem Cirkel mit einander zuſammenhängen, oder vielmehr verwachſen ſind, und daher auch nicht einzeln, ſondern alle zugleich, und an dem durchſtochenen Ringe vereiniget, abfallen, ſo kann man wohl füglich die Malven zu denjenigen Blumen rechnen, welche ein fünffach getheiltes Blumenblatt beſitzen. Ferner ſind bey dieſen Blumen alle Staubfäden unterwärts mit einander in einen Körper verwachſen, und dieſer ſtellet ein hohles Säulchen vor; daher nennet Herr von Haller dieſe Familie säulentragende Pflanzen, columniferae, und Herr von Linne' einbrüderige, monadelphiae. Die Säule hängt mit dem cirkelförmigen Boden des Blumenblattes genau zuſammen, und wenn man fünf beſondere Blumenblätter zählen wollte, müßte man den durchſtochenen Zirkel als den unterſten Theil dieſes Säulchens annehmen; weil aber das Blumenblatt mit dem Säulchen immerfort vereiniget bleibt, und beyde zugleich abfallen, wird immer zweifelhaft bleiben, ob der Cirkel zum Blumenblatte, oder zur Staubfädenſäule gehöre. Die, in der Säule vereinigten Staubfäden theilen ſich wieder von einander, oder von der Säule gehen viele kurze Fädchen aus, deren jedes einen Staubbentel trägt. Durch die Röhre des Säulchen ſteigt der

Griffel

Griffel in die Höhe. Die Anzahl der Staubwege, der Kelch und die Frucht ſind nach den Geſchlechtern verſchieden.

Das eigentliche Malvengeſchlecht, Malua, hat Tournefort von den Blättern beſtimmet, und diejenigen Arten, welche rundlichte und weniger eingeſchnittene Blätter haben, Maluas, diejenigen aber, deren Blätter in tiefe Lappen abgetheilet ſind, Alceas genennet. Nach der neuern Kräuterlehre aber kann man den Unterſchied der Geſchlechter nicht von den Blättern, ſondern allein von der Blume und Frucht hernehmen. Daher Herr von Linne' und die meiſten neuern die beyden Tournefortiſchen Geſchlechter, oder überhaupt diejenigen Arten unter dem Namen Malua vereiniget, welche einen gedoppelten Kelch, und zwar einen dreyblätterichten äußerlichen und einen einblätterichten, in fünf Einſchnitte getheilten innerlichen beſitzen, und deren tellerförmige Frucht aus vielen nierenförmigen, eingewickelten Saamen beſteht. Die nächſtverwandten, welche gleichfalls einen gedoppelten Kelch haben, unterſcheidet Herr v. Linne' vorzüglich durch den äußerlichen Kelch; indem der innerliche durchgehends einblätterricht und fünffach getheilet iſt. Der äußerliche beſteht z. E. bey der Lauatera nicht aus drey abgeſonderten Blättern, ſondern nur aus einem, welches bis zur Hälfte in drey Lappen zerſchnitten iſt. Bey der Alcea iſt der äußerliche in ſechſe, und bey der Althaea in neun Einſchnitte getheilet. Malope, Goſſypium, Hibiſcus und Vrena, welche auch einen gedoppelten Kelch haben, werden vorzüglich durch die Frucht unterſchieden, und bey den übrigen, welche nur einen Kelch beſitzen, ſind die Unterſcheidungszeichen von verſchiedenen Theilen hergenommen.

Unter dem Malvengeſchlechte, welches man auch Pappel nennet, von dem Pappelbaume aber gänzlich unterſchieden iſt, auch wegen einiger Aehnlichkleit in der Frucht, den Namen Käſepappel erhalten, hat Herr von Linne' zwey und zwanzig Arten angeführet, von welchen zwar nur zwoe bey uns wild wachſen, mehrere aber in den Gärten unterhalten werden. Wir bemerken demnach

1) die gemeine aufrechtſtehende Malve mit fünf- und ſiebenlappichten Blättern, Haſenpappel, Roßpappel, Malua ſylueſtris L. wächſt überall um die Städte und Dörfer an den Wänden, Zäunen und Landſtraßen, und blühet im Junius und Julius am häufigſten. Die in Zweige vertheilte, fäſerichte, jährige Wurzel treibt einen aufgerichteten, ohngefähr drey Fuß hohen, und in viele Zweige ausgebreiteten

breiteten Stängel. Die geſtielten und wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind in fünf auch ſieben faſt dreyeckichte, ſägeartig ausgezahnte Lappen abgetheilet. An dem Winkel der Blätter ſitzen einige Blumen bey einander, jede aber ſteht auf ihrem eigenen haarichten Stiele. Beyde Kelche ſind haaricht, und von den drey eyförmigen Blättchen des äußerlichen ſind zuweilen eines, auch zweye eingeſchnitten. Die Einſchnitte des purpurfärbigen und mit dunkeln Adern durchzogenen Blumenblattes ſind am Rande oberwärts nicht ſowohl herzförmig, als unordentlich abgefreſſen. Die Frucht beſteht aus zehn bis funfzehn einſaamigen, nierenförmigen Bälgen. Herr von Linné unterſcheidet hiervon die Malua hederaceo folio C. B. P. unter dem Namen Malua Mauritiana; welche nur in Italien, Portugall und Spanien wachſen, und von unſerer darinnen verſchieden ſeyn ſoll, daß die Blätter in fünf ſtumpfe Lappen getheilet, die Blätter- und Blüthſtiele glatt, die drey äußerlichen Kelchblättchen lanzetförmig und die Blumenblätter mehr roth gefärbet ſind; da hingegen bey unſerer Art ſieben ſpitzige Lappen, an den Blättern, haarichte Blatt- und Blüthſtiele, ſtumpfe Kelchblättchen und mehr bläulichte Blumen ſich zeigen ſollen. Ob dieſes beſtändig ſich alſo verhalte, müſſen wir andern zu entſcheiden überlaſſen.

2) Gemeine geſtreckte Malve mit rundlichten eingekerbten Blättern, kleine rundblätterichte Pappel, Gänſepappel, Malua rotundifolia L. wächſt und blühet mit der vorigen an gebauten und ungebauten Oertern zugleich; die Wurzel iſt auch jährig, geht aber ſehr tief in die Erde. Stängel und Zweige ſind auf der Erde hingeſtrecket, und einen bis zween Fuß lang. Die Blätter ſind faſt rundlicht, oder nierenförmig, ſägeartig ausgezahnet, und in fünf Lappen, aber nicht tief abgetheilet. Die geſtielten Blumen ſtehen im Winkel der Blätter einzeln, auch zwo und drey auf einem Stiele. Die äußerlichen Kelchblättchen ſind ſchmal, die Einſchnitte des innern Kelches eingekerbet, und die Blumenblätter klein, am obern Rande weniger geſpalten und abgefreſſen, weiß und mit röthlichten Adern durchzogen.

Von dieſen beyden Arten gebrauchet man in den Apothecken die Wurzel, Blätter, Blumen und Saamen. Alles beſitzet einerley Kräfte, doch iſt die Wurzel am ſchwächſten; man wählet gemeiniglich die Blätter und Blumen. Ihre vorzügliche Eigenſchaft iſt die erweichende Kraft; daher man die malvenartigen

Pflanzen überhaupt erweichende, emollientes, zu nennen pfleget. In ältern Zeiten wurden die Malven gekochet und roh als Salat geſpeiſet; und ob es gleich nicht ausgemachet, welche Art man zur Speiſe angewendet, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß man ſich der Malven beſonders deswegen bedienet, um die Oeffnung des Leibes zu befördern, die trocknen Gedärme anzufeuchten, ſchlüpfrich zu machen und zu erweichen. Wir beziehen uns in Anſehung dieſer und anderer damit verbundenen Tugenden auf die nahverwandte Pflanze, den Eibiſch, welchen wir aber höher als alle Malven ſchätzen. Hier erwähnen wir nur, wie der abgekochte Trank von Malvenblättern den brennenden und ſcharfen Urin kräftig lindere, und den ſchmerzhaften Abgang erleichtere. Die friſchen Blätter der Malven frißt das Vieh gerne, und die Blumen geben den Bienen viel Stoff zum Wachs und Honig.

3) Geſtreckte Malve mit tief zerſchnittenen Blättern, Caroliniſche Malve, Abutilon repens flore heluolo H. Elth. Malua Caroliniana L. Die Wurzel iſt fäſericht nnd jährig. Die ganze Pflanze iſt mit Haaren beſetzet. Die Stängel treiben viele Zweige, welche alle auf der Erde hinkriechen, aus den Knoten oder Gelenken neue Wurzelfaſern treiben, und einen großen breiten Raum einnehmen. Die geſtielten, wechſelsweiſe geſtellten Blätter, ſonderlich die untern ſind rundlicht, die obern mehr länglicht, ſpitzig, und in viele ungleiche, verſchiedentlich eingekerbte Lappen tief zerſchnitten. Die Blumen ſtehen im Blätterwinkel auf einzelnen langen Stielen. Der äußerliche Kelch beſteht aus drey ſchmalen Blättchen. Das Blumenblatt iſt klein, und dunkelroth. Die Frucht iſt von andern Malven einigermaaßen verſchieden, und kommt mehr mit der Sammetpappel überein. Sie beſteht zwar aus vielen tellerförmig geſtellten, ſchwarzen, rauchen Bälgen, deren jedes aber am äußerlichen Rande mit zwey kleinen Hörnerchen beſetzet iſt, ſich mit zwo Klappen öffnet, und zween nierenförmige Saamen enthält. Ob man gleich die Zweige, wegen der daran ausgetriebenen Wurzelfaſern, theilen könnte, werden ſolche doch den Winter über nicht aushalten, daher man die Vermehrung durch den Saamen allein unternehmen ſoll. Man ſäet dieſen nicht gerne auf das Miſtbeet, indem die weit auslaufenden Zweige andere Pflanzen leicht verdrängen. Da auch von den ausgefallenen Saamen im freyen Lande öfters Pflanzen aufwachſen, kann man ſolchen auf eine Rabatte und am füglichſten

an dem Rande derſelben ausſäen, damit die Pflanze ſich ungehindert ausbreiten, und andere nicht erſticken könne.

4) Wohlriechende Malve mit vielfach zerſchnittenen Stängelblättern, Biſampappelroſe, Malua moſchata L. wächſt in Italien und Frankreich. Der aufgerichtete Stängel erreichet gegen zween Fuß Höhe, und treibt viele Zweige, welche mit einzeln, aus einem erhabenen Puncte ausgehenden Haaren beſetzet ſind. Die untern Blätter ſind rundlicht oder nierenförmig, ganz, und nur ſägeartig ausgezahnet, doch zuweilen einige darunter in fünf Lappen, aber gar nicht tief, abgetheilet; die obern beſtehen aus drey oder fünf tief zerſchnittenen Lappen, und dieſe ſind wieder federartig in kleinere abgetheilet. Die äußerlichen Kelchblättchen ſind lanzetförmig und öfters zählet man derſelben viere. Das Blumenblatt iſt groß, weiß oder hellroth. Die Saamenbälge ſind ſchwarz und etwas haaricht. Jedes enthält zween Saamen, und trägt zwo Grannen. Es hat dieſe Art viele Aehnlichkeit mit dem Siegmarſchkraute, welches zwar auch zu dem Malvengeſchlechte gehöret, von uns aber unter jenem Namen beſchrieben werden ſoll. Weil außer dieſer, keine andere Malven wohlriechende Blumen tragen, verdienet ſie einen Platz in unſern Gärten. Die Wurzel hält zwar im freyen, in einem warmen trocknen Boden, etliche Jahre aus; doch ſoll man aus Vorſicht einen Stock im Scherbel halten, und dieſen im Winter in ein gemeines Glashaus ſetzen. Die Vermehrung geſchieht am beſten aus Saamen.

5) Wirtelblümichte Malve mit platten Blättern, Malua verticillata L. ſoll aus China abſtammen. Die Wurzel iſt jährig. Der Stängel erreichet mit ſeinen Zweigen vier bis fünf Fuß Höhe. Die langgeſtielten Blätter ſind breit, rundlicht, in fünf auch mehrere kurze, eingekerbte Lappen getheilet. Die Blumen ſitzen in großer Anzahl dichte in dem Blätterwinkel, und bedecken faſt den Zweig cirkelförmig, nach Art eines Wirtels. Beyde Kelche ſind rauch anzufühlen. Das Blumenblatt iſt ſehr klein und weißlicht. Man erzieht dieſe Art jährlich aus dem Saamen im freyen Lande, ohne Wartung. Dieſe ſoll von den Chineſern häufig geſpeiſet werden.

6) Wirtelblümichte Malve mit krauſen Blättern, Malua criſpa L. wächſt in Syrien und iſt der vorherſtehenden in allen ähnlich, nur der Rand der Blätter zart und dichte gekrauſet. Man erzieht ſolche, wie die vorige.

7) Baumartige Malve mit herzförmigen, zerſchnittenen Blät-

Blättern, Malua groſſulariae fol. H. Elth. Malua capenſis Linn. Dieſes immergrünende, mit vielen Zweigen beſetzte, und in hieſigen Gärten ſechs bis acht Fuß hohe Bäumchen ſtammt aus Aethiopien her, und iſt in allen Theilen mit langen, weißlichen Haaren beſetzet und daher rauch anzufühlen. Zwiſchen den Haaren haben wir jederzeit ein zartes, kurzes, wollichtes Weſen, ſelten aber die Haare geſpalten oder in kleinere abgetheilet, wie Hr. von Linné angiebt, wahrgenommen. Bey dem langen Blattſtiele ſtehen zween Blattanſätze, und die Blätter ſelbſt ſind einigermaßen herzförmig und in drey oder fünf eingekerbte Lappen abgetheilt. Weñ man derſelben fünfe findet, ſtehen die beyden äußerlichen weniger, als die übrigen von einander entfernet. Aus dem Blätterwinkel entſtehen gemeiniglich zween, unterwärts vereinigte, lange Blüthſtiele, deren jeder eine, faſt wagerecht geſtellte, oder etwas weniges unterwärts gerichtete Blume trägt. Das Blumenblatt iſt eher klein als groß zu nennen, ſchön purpurfärbig, unten an den Einſchnitten mehr weißlicht und mit einem dunkelrothen Flecke bezeichnet. Sie blühet den ganzen Sommer und giebt auch reifen Saamen. Aus dieſem allein haben wir auf dem Miſtbeete die Vermehrung erhalten. Die Stöcke blühen gemeiniglich ſchon im erſten Jahre, ſind ziemlich dauerhaft, müſſen aber im Scherbel unterhalten, öfters verſetzet, im Sommer fleißig begoſſen, und den Winter über in einem mäßig warmen Glashauſe unterhalten werden. Die Höhe des Stammes und die Größe der Blätter ſcheinen veränderlich zu ſeyn. Wir haben die große und kleinblätterichte Art viele Jahre unterhalten, und den Unterſchied unverändert, auch die großblätterichte raucher als die breitblätterichte, dieſe aber doch niemals glatt wahrgenommen, auch beyde aus verſchiedenen Saamen erzogen, und noch glauben wir, daß beyde nur eine Art ausmachen.

8) Aehrenblümige Malve mit lappichten, gefaltenen Blätten, Malua peruuiana Linn. Dieſe, in unſern Gärten faſt einheimiſch gewordene, jährige Art ſtammet aus Peru her. Der aufgerichtete und mit vielen Zweigen beſetzte Stängel wird drey bis vier Fuß hoch und iſt rauch. Die langen Blattſtiele umgeben zween lanzetförmige Anſätze. Das Blatt ſelbſt iſt in ſieben eingekerbte, gefaltene Lappen tief zerſchnitten und gleichfalls, doch mit weichern Haaren beſetzet. Aus dem Blätterwinkel entſtehen einzelne, nackende, lange Blüthſtiele, welche ſich mit einer einſeitigen, anfangs rückwärts gebogenen, hernach aufgerichteten

richteten Blumenähre endigen. Das Blumenblatt iſt ſehr klein, purpurfärbig. Es folgen zehn Saamenbälge, welche oberwärts mit wechſelsweiſe geſtellten Zähnchen beſetzet ſind. Die Pflanze hat wenig Schönheit, erfordert aber auch keine Wartung, und liefert reichlich im freyen Lande reiſe Saamen.

9) Gelbe ährenblümige Malve, Malua americana L. Amerika iſt ihr Vaterland; die Wurzel iſt jährig, die ganze Pflanze haaricht, und der Stängel mit ſeinen Zweigen ohngefähr zween Fuß hoch. Die ſchmalen Blattanſätze fallen zeitig ab. Die geſtielten Blätter ſind eyförmig, bisweilen mehr rundlich, ſtumpf und ſägeförmig ausgezahnet. Nach Breynens Abbildung ſind ſolche ſchmäler und ſpitziger, und nach Herrn von Linne' herzförmig und nicht wollicht oder rauch. Beydes haben wir bey unſerer Pflanze nicht bemerken können. Aus dem Blätterwinkel trieb gemeiniglich ein Zweig, zuweilen ein Zweig und eine Blume zugleich, zuweilen auch nur eine Blume allein; viele Blumen aber ſtanden am Ende der Zweige ährenweiſe bey einander. Dieſe ſaßen platt auf und jede umgab ein Deckblatt. Beyde Kelche ſind haaricht, der äußerliche iſt länger, als der innerliche und das Blumenblatt klein, dunkelgelb. Wir haben dieſe Art aus dem Saamen auf dem Miſtbeete erzogen, aber keinen reifen wieder erlangt.

Einige Arten, welche man gemeiniglich Malven nennt, ſind unter Lauatera angeführet, und das Siegmarskraut wird unter dieſem Namen vorkommen. Dieſes wurde ehedem Alcea genannt; weil aber ſelbiges mit dem Malvengeſchlechte vereiniget werden muß, und dadurch der Name Alcea ganz wegfiel, haben Hr. v. Linne' und andere neuere die ſo genannte Malua roſea wegen des, am äußerlichen Kelche befindlichen Unterſchieds, von den Malven abgeſondert, daraus ein eigenes Geſchlecht gemachet, und ſolches Alcea genannt. Wir vereinigen dieſes, wegen des faſt allgemein gebräuchlichen Namens, mit dem vorigen Geſchlechte und nennen ſolches zum Unterſchiede

Roſenmalve. Dietrich wählet Pappel und Planer Pompelblume. Andere gebräuchliche Namen ſind Gartenpappel, Roſenpappel, Herbſtroſe, Glockroſe, Stockroſe, Mundroſe, Halsroſe, Ernroſe, Malua roſea. Alcea Linn. Der ganze Unterſchied zwiſchen dieſem und dem eigentlichen Malvengeſchlechte beſteht in dem äußerlichen Kelche, welcher in ſechs Einſchnitte getheilet iſt. Hr. von Linne' unterſcheidet zwar zwo Arten, iſt aber ſelbſt zweifelhaft, ob nicht vielmehr beyde nur eine ausmachen dürften. Sie ſtammen aus

aus dem Oriente her. Die ausdauernde Wurzel iſt weiß und in viele Zweige verbreitet. Der ſtarke, aber leicht zerbrechliche, haarichte und rauh anzufühlende Stängel erreichet ſieben bis acht Fuß Höhe und treibt viele aufwärts ſteigende, ähnliche Zweige. Die wechſelsweiſe geſtellten, haarichten Blätter ruhen auf ſtarken, wollichten und mit zween geſpaltenen Blattanſätzen umgebenen Stielen, und die unterſten ſind groß, faſt rundlich und ſägartig ausgezahnt; die obern aber mehr eckicht, in fünf oder ſieben ausgezahnte Lappen abgetheilet. Nach dem Linnäiſchen Unterſchiede hat die Alcea roſea nur ausgeſchweifte, eckichte, die Alcea ficifolia aber handförmig abgetheilte Blätter. Am Blätterwinkel kommen, der Länge nach am Stängel und Zweigen kurze, geſtielte, große und anſehnliche Blumen hervor, welche theils einzeln, theils zwo und drey bey einander ſtehen. Die Blume, ſonderlich das Blumenblatt, ſpielet mannichfaltig. Denn obgleich diejenigen Blumen, in welchen die Staubfäden verwachſen ſind, wie bey den ſchmetterlingsförmigen und malvenartigen, gar ſelten gefüllt erſcheinen, ſo geſchieht doch dieſes bey der Roſenmalve ſehr öfters, indem die abgehenden Spitzen von der Staubfädenſäule ſich in Blätter verbreiten, und viele dergleichen die Säule ganz bedecken. Es bleiben ſolche aber, in Anſehung des natürlichen Blumenblattes und deſſen Einſchnitten, kurz und ſchmal, mithin beſtehen dieſe gefüllten Blumen gleichſam aus zweyerley Blättern. Einfache und gefüllte nehmen verſchiedene Farben an, als weiße, fleiſchfärbige, purpurfärbige, dunkel- und ſchwarzrothe, ſchwefelgelbe. Alle dieſe Sorten erzieht man aus Saamen, welchen man ſelbſt erbauen und von den Sorten beſonders einſammlen ſoll, indem aus ſelbigen gemeiniglich die vorigen Sorten, wenigſtens größtentheils, wieder fallen. Weñ aber Stöcke von verſchiedenen Farben nahe bey einander ſtehen, und der Blüthſtaub von einem auf den andern geführet werden kañ, wird man ſich ſo ſicher auf den Saamen nicht verlaſſen können. Auch die gefüllten geben Saamen und dieſer viele, meiſtentheils gefüllte Stöcke, wenn ſolche allein ſtehen. Man kann zwar auch die Wurzeln theilen, ſie verfaulen aber leicht nachher. Man darf den Saamen im Frühjahre nur auf gemeines Gartenland ſäen, und wenn die Pflanzen vier oder fünf Blätter getrieben, im Sommer oder gegen den Herbſt an ſolche Oerter verſetzen, wo ſie hernach ſtehen bleiben können. Das öftere Verpflanzen wollen ſie nicht füglich vertragen. Sie fangen im zweyten Jahre erſt an zu blühen

hen und dauern hernach in der Wurzel viele Jahre, zumal wenn man gegen den Herbſt die Stängel abſchneidet und die Wurzel ſich gehörig von neuen beſtocken läßt. Es ſind dieſe Roſenmalven eine wahre Zierde in den Gärten, zumal wenn man ſie mitten auf die Rabatten pflanzet, bey Zeiten mit einem Pfahle verſieht und gehörig anbindet. Von dieſer Pflanze ſind allein die Blumen in der Arzneykunſt gebräuchlich, obgleich die Wurzel eben ſo dienlich, als von der Malve ſeyn dürfte. Man erwählet aber nur die dunkelrothen Blumen, indem man dieſen eine zuſammenziehende und heilende Eigenſchaft zueignet, und, ſonderlich bey Entzündung, Geſchwüren und andern Krankheiten des Mundes und Halſes zum Gurgelwaſſer zu gebrauchen pfleget. Weil die Stöcke den ganzen Sommer über blühen, und die Bienen den Blumenſtaub davon aufſuchen, verdienen ſie auch um deswegen alle Achtung.

Mamberziege.

Capra Mambrica Linn. Eine ſyriſche Ziege, welche aber auch in Egypten und in Oſtindien gefunden wird. Sie hat den Namen Mamberziege oder Mambrine von derjenigen Gegend in Syrien, wo man ſie am häufigſten antrifft, nämlich von dem Gebirge Mamber erhalten. Sie unterſcheidet ſich von den gemeinen Ziegen vorzüglich durch die langen, herunterhängenden Ohren und durch ihre anſehnliche Größe. Das Maul iſt breit und die Oberlippe kürzer, als die untere. Sie giebt überaus viel und eine ſehr wohlſchmeckende Milch. Einige verſichern auch, daß man ſich derſelben, wegen ihrer Größe und Stärke, zum Reiten bedienen könne. Der Graf von Büffon hält ſie für einen Abfall von der angoriſchen Ziege.

Mammeybaum.

Dieſes Geſchlecht wird auch ſonſt Mamei, Mamay, von Herr Plnern Duttenbaum, und vom Hrn. von Linné Mammea genannt. Die Blume beſteht aus zwey eyförmigen, vertieften, gefärbten und abfallenden Kelch- und vier viel größern, ausgebreiteten, rundlichen und ausgehöhlten Blumenblättern, vielen Staubfäden und einem Griffel mit einem köpfichten Staubwege. Die ſaftige, fleiſchichte, große, kugelförmige, mit dem Griffel beſetzte Frucht enthält vier rauhe Saamen. Herr Jacquin hat auch männliche Blumen, und dieſe entweder allein, oder auch mit den Zwitterblumen auf einem Baume wahrgenommen. Es ſind zwo Arten bekannt.

1) Der amerikaniſche Mammeybaum mit kurzen Staubfäden

den, Mammea americana Linn. Dieſer Baum wächſt in Jamaika, erreichet bis ſechzig Schuh Höhe, treibt viele Aſte, trägt immergrünende, einander gegen über geſtellte, große, glänzende, länglichte, ſtumpfe Blätter; weiße, wohlriechende Blumen, und gelblicht grüne, wohl einer Fauſt große, höckerichte Früchte. Die Staubfäden ſind kürzer als die Blumenblätter, deren Zahl zuweilen auf fünf bis ſechſe ſteigt.

2) Der aſiatiſche Mammeybaum mit langen Staubfäden, Mammea aſiatica Linn. Dieſer wächſt in Java, wird ſehr hoch und groß, trägt verkehrt eyförmige, wohl einen Schuh lange, glatte Blätter, einzelne Blumen und eckichte Früchte. Die Staubfäden ſind viel länger als die Blumenblätter.

Die Früchte von beyden Arten haben einen angenehmen, den Pfirſchen ähnlichen, Geſchmack und werden von den Einwohnern häufig gegeſſen. Bey der erſten Art aber iſt die Schale und der Saame heftig bitter. Man kann über den Gebrauch den Jacquin nachleſen. Würde man dergleichen in hieſigen Gärten unterhalten wollen, ſo müßte man ſie, ſonderlich die erſte Art, wie den arabiſchen Coffee warten, und auf dem warmen Lohbeete genugſame Wärme genießen laſſen.

Mammonthier.

In dem Kaiſerlichen Naturalienkabinette zu St. Petersburg findet man verſchiedene ungeheuere Knochen und Zähne unter dem Namen Mammontsknochen, die man in Sibirien aus der Erde gegraben hat. Sonſt war man der Meynung, daß es ehemals ein vierfüßiges Thier, das von dem Elephanten verſchieden und noch größer, als der Elephant geweſen ſey, gegeben habe. Dieſes eingebildete Thier nannte man Mammonthier, und daher die Knochen deſſelben Mammontsknochen. Nachdem man aber dieſelben mit den Elephantenknochen genauer verglichen hat; ſo iſt man völlig von der Unrichtigkeit dieſer Meynung überzeuget worden. Die ſo genannten Mammontsknochen ſind nichts anders, als Knochen von ſehr großen Elephanten. Man muß alſo das Mammonthier, wofern man nicht etwa durch dieſen Namen die großen Elephanten verſtehen will, in die Claſſe der fabelhaften Geſchöpfe ſetzen.

Manatus.

Manatus, auch Matrußa, desgleichen Meer⸗ Seekuh. Richt. ſ. unſern Artikel, Lamentin, Th. V. S. 17.

Manchetten.

S. Delphinſchnecke.

Manchinelenbaum.

Mancinella Plum. Hippomane Linn. und deswegen von Hr. Dycken Pferdegiftbaum genannt. Männliche und weibliche Blumen wachſen auf einem Baume. Die männlichen ſtellen ein Kätzchen vor, und zu jeder Blume gehören ein kleines geſpaltenes Kelchblättchen und zween Staubbeutel, welche beyde auf einem gemeinſchaftlichen Faden ſitzen. Die weibliche Blume beſteht aus einem kleinen, dreyſpaltigen, abfallenden Kelche, und einem großen, eyförmigen Fruchtkeime, deſſen Griffel ſich in drey ſpitzige, rückwärtsgebogene Staubwege endiget. Die große, kugelförmige, mit den Griffeln beſetzte Frucht, iſt entweder ein Apfel mit einer Nuß, oder ein trockenes Behältniß, in welchem drey Saamen liegen. Hr. Brown und Jacquin haben die Geſchlechtskennzeichen in verſchiedenen Umſtänden anders angegeben. Die Linnäiſchen gründen ſich auf die Beobachtung eines Loeflings. Herr von Linné führet drey Arten an. Die bekannteſte und merkwürdigſte iſt:

der Apfeltragende Manchinelenbaum, Manchiacel, Manchanel, Hippomane Mancinella Linn. wächſt auf den Caribäiſchen Inſeln, erreichet daſelbſt eine anſehnliche Höhe, iſt mit einer glatten Rinde bedecket, mit glatten, eyförmigen, zugeſpitzten, eingekerbten, am breiten Ende mit einer oder zwo Drüſen gezierten und geſtielten Blättern beſetzet, und treibt an dem äußerſten Ende der Aeſte die gelblichten Blumenähren. Die gelblichte Frucht hat die Geſtalt einer Birne oder Feige und einen angenehmen Geruch.

Die Frucht wird für ungeſund gehalten; doch wiſſen die Indianer ſolche zuzurichten, daß ſie ohne Schaden kann gegeſſen werden. Nicht allein aber die Frucht, ſondern der Baum überhaupt iſt giftig, und vornehmlich beſitzt der weiße milchichte Saft, welcher unter der Rinde ſich aufhält, dieſe ſchädliche Eigenſchaft. Die Wilden bedienen ſich dieſes Saftes zur Vergiftung ihrer Pfeile, und die dadurch gemachten Wunden ſind tödtlich. Die Amerikaner geben vor, daß ſogar die Tropfen vom Regen oder Thau, welche auf den Blättern dieſes Baumes haften, ein ſolches brennendes Weſen annehmen, daß davon, wenn ſie auf die bloße Haut eines Menſchen fallen, Blaſen und Blattern auffahren. Diejenigen, ſo eine Zeitlang unter dem Schatten dieſes Baumes ſich aufhalten, ſollen aufſchwellen, oder auch an ihren Sinnen ſchaden leiden. Das trockene Holz, welches ſchöne und feſte iſt, auch daher von Tiſchlern und Drechslern verarbeitet wird, ſoll auch dieſe ſchädliche

liche Eigenſchaft beſitzen, und ein Drechsler in London ſoll durch die zarten Spåne oder Pulver, welche beym Drechſeln abgehen, ein heftiges Augenweh empfunden und in wenig Tagen darauf das Geſichte verlohren haben, auch endlich an wunderbaren Zufällen geſtorben ſeyn. Daß der milchichte Saft im friſchen Zuſtande ein heftiges Gift ſey, haben viele glaubwürdige Reiſende bezeuget. Hrn. Catesby ſchien es anfangs zweifelhaft, daß bey dem Fällen dieſes Baumes ſo viele Vorſicht nöthig ſey, damit durch den ausſpritzenden Saft die Arbeiter nicht beſchädiget würden, die eigene Erfahrung aber hat denſelben davon überzeuget. Denn da er zugegen war, als man auf der Inſel Andros einen fällte, ſpritzte ihm etwas von dieſer Milch in die Augen, wodurch er zween Tage über blind geworden; die Augen und das ganze Angeſicht ſchwollen auf und er empfand die erſten vier und zwanzig Stunden einen brennenden Schmerz. Lionel Waffer berichtet, wie ein Franzoſe von ſeiner Reiſegeſellſchaft, als ſich ſelbiger unter einen ſolchen Baum niedergeleget, durch die herabfallenden Regentropfen am ganzen Leibe beſchädiget und mit großer Mühe gerettet worden. Die aufgefahrnen Blaſen ließen Narben nach ſich, wie bey den Pocken zu geſchehen pfleget. Hr. Jacquin iſt zwar von der giftigen Eigenſchaft dieſes Baumes überzeuget, hat aber ſelbſt erfahren, wie die Regentropfen, ſo davon herunterfallen, von dem Gifte nicht angeſtecket worden. Er hat ſich drey Stunden lang unter dieſen Bäumen aufgehalten, auch zu anderer Zeit iſt der Regen auf deſſen bloßen Körper heruntergetröpfelt, und in beyden Fällen hat er keine Ungelegenheit davon empfunden.

Von der giftigen Wirkung der Früchte iſt Peyßonel ein Augenzeuge geweſen. Sein Aufſeher, ein ſtarker Mann, wurde durch die ſchön gefärbten und wohlriechenden Früchte, welche dem Apisapfel gleichen, gereizet, ein paar Dutzend davon zu ſpeiſen. Eine Stunde nachher fieng der Leib an ſehr aufzuſchwellen, die Lippen waren wund gefreſſen, und der Mann fühlte ein verzehrendes Feuer in ſeinem Eingeweide, er konnte ſich nicht aufrecht erhalten und bekam kalte Schweiße. Ein heftiges Brechmittel und hernach Reißſchleim erretteten ſolchen vom Tode.

Weil das Holz, wegen ſeiner ſchönen Adern, Feſtigkeit und leichten Politur, hochgeachtet, und mit den daraus geſchnittenen Brettern ein ſtarker Handel, ſonderlich nach England getrieben wird, ſollen, wie Miller berichtet, die Indianer den Saft der Rinde zuvor ausbrennen, ehe ſie den Baum fällen, um ſich dadurch ſowohl

ſelbſt, als auch diejenigen, welche hernach mit dem Holze umgehen, vor allen Schaden ſicher zu ſtellen.

Die Unterhaltung dieſes Baumes würde in unſern Gärten mühſam ſeyn. Es verlanget ſolcher beſtändig viel Wärme und muß die meiſte Zeit über auf dem Lohbeete unterhalten und mit dem Begießen wohl in Acht genommen werden, indem ſolcher leicht faulet.

Mandel, äthiopiſche.

S. Scepterbaum.

Mandelbaum.

Amygdalus Tourn. Auf dem einblätterichten, röhrenförmigen, in fünf tiefe Einſchnitte getheilten Kelche ſitzen fünf eyförmige, ſtumpfe, vertiefte Blumenblätter und viele kurze Staubfäden. Mitten ſteht der rauche Fruchtkeim, deſſen Griffel einen köpfichten Staubweg trägt. Nach dieſer Beſchaffenheit der Blume kömmt der Mandel- und Pfirſichbaum mit einander völlig überein, und Hr. v. Linne' hat auch unter dem Namen Amygdalus beyde in einem Geſchlechte vereiniget. Die Frucht aber iſt unterſchieden. Hr. von Münchhauſen ſchreibt zwar, die Mandel ſey eigentlich als eine wilde Pfirſche anzuſehen, deren Fleiſch trocken, hart und lederartig iſt; da aber ſolche immerfort ſo beſchaffen und bey der Pfirſche ein ſaftiges, fleiſchichtes Weſen den Stein umgiebt, und die Pfirſchen wegen ihres Fleiſches, die Mandeln aber wegen des Kerns geachtet werden, kann man wohl beyde, als beſondere Geſchlechter beybehalten, oder wenigſtens, wie Herr von Münchhauſen und du Roi gethan, ſolches vereinigte Geſchlecht in Mandeln und Pfirſichen abtheilen. Wenn man beyde Arten Bäume mit einander vergleicht, ſo wird man zwiſchen ſelbigen einen gar merklichen Unterſchied bemerken. Bey den Mandelbäumen iſt der Wuchs ſtärker und friſcher; die Blätter ſind glätter, dicker; die Drüſen an den unterſten Einſchnitten merklicher, und ſowohl über als unter den Blumen, bey dem Pfirſichbaume aber nur allein über den Blumen. Die Blumen brechen früher hervor; gemeiniglich ſtehen ſolche nicht, wie bey den Pfirſchen, einzeln, ſondern paarweiſe bey einander. Das trockene äußerliche Weſen der Frucht färbt ſich niemals; es berſtet endlich auf und zeiget den Stein, welcher mit wenigern und mehr flachen Furchen verſehen iſt, oben glatt und ſpitzig zuläuft und einen größern, wohlſchmeckenden Kern enthält. Die Frucht der Pfirſiche iſt fleiſchicht, rundlich, auf der einen Seite mit einem Falze, und der ruude, oben zugeſpitzte, harte

Stein mit tief ausgegrabenen Furchen verſehen. Der Kern iſt klein, und der Geſchmack nicht ſonderlich angenehm. Von den Mandeln hatte Herr von Linné ehedem nur zwo Arten angenommen, nachher aber auch die dritte hinzugeſetzet. Nach Hr. Millern kann man fünf unterſchiedene Arten annehmen. Als:

1) Gemeiner dickſchalichter Mandelbaum, Amygdalus communis Linn. und Mill. Wächſt in Mauritanien, auch in der Schweiz wild, und iſt in ſeinem Geburtsorte ein niedriger, etwa zehn Fuß hoher Baum. Die Schüſſe ſind gerade, lang, und auf der, nach der Sonne gerichteten Seite röthlich. Die geſtielten Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſind glatt, hellgrün, länglicht zugeſpitzet, ſägeförmig ausgezacket, auf den hinterſten Zäckchen mit kleinen Drüſen beſetzet, dergleichen auch zwo oben auf dem Blattſtiele ſitzen, welcher mit zween ſchmalen Blattanſätzen umgeben iſt. Zwo kurz geſtielte Blumen brechen aus einer Knoſpe hervor, und der blühende Zweig gleicht einer Aehre. Der untere glockenförmige Theil des Kelches iſt glatt, der obere rauch. Die Blumenblätter ſind lang, ausgeſchweift und fleiſchfärbig. Man unterſcheidet hiervon den Mandelbaum mit ſüßen und bittern Kernen, und hält beyde nur für Abarten, wobey jedoch folgender Unterſchied anzumerken.

a) Der ſüße dickſchalichte Mandelbaum, Amygdalus dulcis, oder ſatiua, trägt große, ganz weiße Blumen, der Stein zeiget keine Vertiefungen, und der Kern ſchmecket ſüße.

b) Der bittere dickſchalichte Mandelbaum, Amygdalus amara, hat ebenfalls einen dickſchalichten Stein, ſolcher aber iſt mit vielen Vertiefungen verſehen, und der bittere Kern vielen Thieren ein Gift.

c) Beyde Sorten findet man in den Gärten mit gefüllten Blumen.

2) Der dünnſchalichte Mandelbaum, der Krach- oder Knackmandelbaum, Amygdalus dulcis Mill. Man hält auch dieſen gemeiniglich für eine Abänderung der erſten Art; Miller aber verſichert, daß er aus dieſen Mandeln Bäume erzogen, welche beſtändig ähnliche Früchte getragen, daher er ſolchen auch als eine eigene und beſtändige Art angenommen. Die Blätter ſind breiter und ſtehen näher bey einander als bey der erſtern Art; die Blumen hingegen kleiner und kaum größer als der Kelch; ſie haben inwendig eine weiße, äußerlich röthlichte Farbe, und öffnen ſich ſpäter. Die Schale des ſüßen Kernes iſt mit vielen Vertiefungen verſehen, aber ganz dünne, daß man

man ſolche leicht mit den Fingern zerdrücken kann. Die Urſache, warum dieſe Schale ſo zart bleibt, iſt, nach Hrn. dü Hamel, darinnen zu ſuchen, weil die äußere Wand ſich ſpäter, als die innere mehr glättere und feſte bildet, ſo daß man ſie im Auguſt kaum wahrnehmen kann.

3) Zwergmandelbaum mit einfachen Blumen, Amygdalus nana L. und Mill. Dieſes ganz niedrige, in unſern Gärten kaum drey Fuß hohe Bäumchen ſoll aus den, nach Norden gelegenen, Gegenden von Aſien abſtammen; Herr dü Roi aber hat auch Früchte erhalten, die an der Wolga geſammlet worden. Die Wurzel läuft ſehr aus, und treibt viele Schößlinge. Die Blätter kommen büſchelweiſe aus den Knoſpen hervor, ſie ſind beynahe ungeſtielet, ſchmal, länglicht, an beyden Enden zugeſpitzet, ſägförmig eingekerbet, glänzendgrün, und auf der untern Seite mit einem Gewebe feiner Adern gezieret. Aus den Blätterknoſpen treiben auch im Frühjahre, gemeiniglich im April, die Blumen einzeln hervor, welche einen purpurfärbigen Kelch und hellrothe Blumenblätter zeigen. Die Mandel ſoll einen halben Zoll Länge und Breite, und einen bittern Geſchmack haben. Wir haben wohl einmal dergleichen reife erhalten, wiſſen aber nicht mehr, ob ſie bitter geſchmecket. Nur ſo viel erinnern wir uns, daß ſie den gewöhnlichen Mandelkernen gar nicht gleich zu ſchätzen waren.

4) Zwergmandelbaum mit gefüllten Blumen, Amygdalus pumila L. Es iſt dieſes keine Spielart von dem vorherſtehenden, wie man ehedem geglaubet. Herr von Linné hat zuerſt den beſtändigen Unterſchied angemerket; doch iſt die Beſchaffenheit der Frucht unbekannt, und daher ungewiß, ob dieſe Art zu den Mandeln oder Pferſichen, oder vielleicht gar zu den Pflaumen gerechnet werden müſſe. Miller nennet ſolche Perſica amygdalus. Ehe die Blätter aufbrechen, zeiget ſie eine Aehnlichkeit mit den Pflaumen, indem ſie in einander gerollet ſind; der Länge nach gleichen ſie den Pfirſchenblättern. Afrika wird für deſſen Vaterland ausgegeben. Der Stamm wird nicht über drey Fuß hoch. Die Blätter kommen theils einzeln, theils büſchelweiſe aus den Knoſpen, ſind rundlicht lang, am Rande feiner eingekerbet, mit dickern Adern verſehen und runzlichter; neben dieſen ſtehen kleine zarte Blattanſätze. Die ſchönen, fleiſchfärbigen und gefüllten Blumen erſcheinen zu Ende des Aprils oder Anfange des Mayes; wenn die Bäumchen nicht im Winter bedecket werden, gehen ſie aus, treiben aber ſonſt viele Schößlinge.

5) Im-

5) Immergrünender orientaliſcher Mandelbaum, Amygdalus orientalis. Miller und du Hamel führen dieſe Art an, und unterſcheiden ſolche durch die immergrünenden, lanzetförmigen, völlig ganzen, und ſilberfarbenen Blätter. Er ſoll um Aleppo wild wachſen.

Die erſte Art mit ihren Abänderungen, wie auch die zwote, kann man leicht durch Steckung der friſchen Mandeln erziehen. Da aber hierdurch die Abänderungen der erſten Art nicht allemal wiederkommen, auch die, aus Saamen erzeugten Stämme langſam blühen, oculiret man lieber die Sorten auf Mandel- und Pflaumen- oder Pferſichſtämme, welche nach zwey Jahren dahin geſetzet werden, wo ſie bleiben ſollen. Sie erfodern einen lockern Boden. Auf Pflaumenbäume oculirte, gedeihen auch in einem feuchten Boden. Man kann ſolche zu hochſtämmigen Bäumen aufwachſen laſſen, auch gegen eine Sonnenſeite am Spaliere ziehen, oder, wie in Frankreich geſchieht, zu bedeckten Gängen gebrauchen. Sie halten die gewöhnlichen Winter ohne Schaden aus, und tragen reife Früchte. Nach Herr v. Münchhauſens Erfahrungen ſchicket ſich die dünnſchälichte nicht zu hochſtämmigen Bäumen, ſie ſind zu weichlich, und das junge Holz erfriert leicht. Nur die gefüllte Spielart muß man in Töpfen unterhalten, und im Winter in ein gemein Glashaus bringen. Die dritte und vierte Art vermehret man leichter durch Ableger und Schößlinge. Die dritte vermehret ſich überflüßig ſelbſt, und kann, wo ſie einmal Platz genommen, nicht leicht ausgerottet werden. Die vierte ſoll man lieber in Töpfen halten, und den Winter über in ein gemein Glashaus ſetzen.

Alle Arten dienen, wegen der frühen Blüthe, zur Zierde in den Gärten. Die ſüßen Mandeln der erſten und zwoten Art aber haben noch andere und wichtige Nutzen. Man erhält ſolche ſonderlich aus Italien, und nennet dieſe Florenzer- oder Ambroſinmandeln, auch aus Frankreich, ſonderlich der Provence; aus Spanien kommen die ſogenannten Valenzermandeln. Diejenigen, welche vor andern lang und dünne ſind, werden Jordanmandeln genennet. Man ſoll diejenigen wählen, welche friſch, äußerlich gelblicht, glatt und nicht runzlicht, inwendig weiß, und vom Geſchmacke ſüße und angenehm ſind. Wenn ſie alt werden, dünſtet die wäſſerichte Feuchtigkeit aus, und die Oeltheilchen verbinden ſich mehr mit einander, wodurch ſie gelblicht, ölicht, ſcharf, ranzicht uud mehr ſchädlich als nützlich werden. Die

von Würmern angefreſſenen tau- gen auch nichts; indem dadurch das Oel merklich verändert wird. Man ſoll auch vor dem Gebrauche das äußerliche gelblichte Häutchen abſondern, indem an ſelbigen ein ſtaubichtes harzichtes Pulver hängt, welches bey empfindlichen Perſonen leicht Huſten erregen kann. Geſunde und Kranke bedienen ſich derſelben. In den Ländern, wo ſie häufig wachſen, dienen ſie zur Speiſe und Nahrung; bey uns aber gehören ſie zu den Leckerbiſſen, und damit ihr Geſchmack noch angenehmer werde, pfleget man ſolche mit Zucker, oder geſtoßenem Zimmet zu überziehen, und roh zu eſſen, oder auch klein geſchnitten, mit verſchiedenen Speiſen und Kuchenwerk zu vermiſchen, oder klar zu reiben und Mandelmuß davon zu verfertigen. Die ganzen Mandelkerne gehören unter die ſchwer zu verdauenden Sachen, und ſollen ſelbige in dem Magen aufgelöſet werden, muß man ſie wohl zerkauen. Die Mandelmilch kann man zwar auch unter die Delicateſſen rechnen; doch gehöret dieſe, wie auch das Mandelöl, mehr für die Kranken. Das in den Kernen enthaltene häufige Oel läßt ſich leicht mit Waſſer auflöſen, und wenn man die abgeſchälten zerſtößt, und mit Waſſer abreibet, erhält man eine Milch, welche ſüße, angenehm und nach Mandeln ſchmecket. Wenn ſolche einige Zeit geſtanden, gerinnet ſie, und wird ſäuerlich. Um dieſes Verderben länger abzuwenden, kann man etwas feinen Zucker zuſetzen, und den Geſchmack nach Belieben zu verändern, abgezogenes, Zimmet- Roſen- oder Kirſchwaſſer beymiſchen. Wenn man die abgeſchälten und klein geſchnittenen oder zerſtoßenen Mandeln preſſet, erhält man vieles, dünnes, gleichſam wäſſerichtes, helles und ſüßes Oel, welches aber in kurzer Zeit, verdirbt; daher man ſolches, ſonderlich zum innerlichen Gebrauche, allemal friſch, auch ohne Hülfe des Feuers, folglich kalt auspreſſen ſoll. Das ſüße Mandelöl und die Mandelmilch haben einerley Tugenden, und können in einerley Fällen nützlich ſeyn. Die lindernde und ſchmerzſtillende Kraft ſcheint die vornehmſte zu ſeyn, wovon aber andere als die kühlende, urintreibende, u. ſ. f. abhangen. Man verordnet die Mandelmilch in hitzigen Fiebern, Entzündung der Nieren und Blaſe, brennenden Urin, Steinſchmerzen, Colik, Durchfall, rothen Ruhr und andern Blutflüſſen, beſchwerlichen Huſten, zu Linderung der Schmerzen, ſonderlich der Nachwehen und andern Krämpfen, welche von trocknen und geſpannten Fiebern entſtehen. Die Mandelmilch iſt den Schwindſüchtigen nützlich, und dieſe können

nen dergleichen, ſonderlich wenn ſie mit vielem Waſſer verdünnet iſt, beſſer als die gemeine Milch vertragen; es wird dadurch ſowohl die brennende Hitze gelindert, als auch der Körper einigermaßen genähret werden. Das Oel kann man allein zu einem Löffel innerlich einnehmen, ſolches auch mit einem Bruſtſyrup, als Eibiſch oder Frauenhaar, vermiſchen, und ſolches zu Linderung der Schärfe beym Huſten gebrauchen, ingleichen dieſes Oel zu den erweichenden Clyſtiren ſetzen; man kann es auch äußerlich einreiben, um die verhärteten Theile beweglich und die rauhe Haut glatt zu machen, auch bey innerlichen Entzündungen ſonderlich der Bruſthaut, wird es nützliche Wirkung leiſten. Die Mandelkley, oder das, nach dem ausgepreßten Oele übriggebliebene, gebrauchen einige ſtatt der Seife, die Haut zu reinigen, und ſolche erhält auch dadurch eine beſſere Geſchmeidigkeit und Glätte, als durch die Seife. Die Parfümeurs in Frankreich machen aus den ſüßen und bittern Mandeln, nebſt wohlriechenden Oelen, verſchiedene Arten Mandelſeife, welche auch unter dem Namen Pates d' Amandes bekannt ſind.

Da die bittern Mandeln von den ſüßen dem Geſchmacke nach zwar ſehr verſchieden ſind, werden ſie daher nur für eine Abänderung der ſüßen gehalten, indeſſen kann man doch nicht angeben, ob ein unſchicklicher Boden, worinnen die ſüßen Mandelbäume ſtehen, oder eine unrechte Wartung, oder was ſonſt für eine Urſache, an dieſer Veränderung Schuld habe. In den Wüſteneyen des Königreichs Lar in Perſien, und in den Wüſten Caramanien ſoll eine Gattung ſehr bitterer Mandeln wachſen, und an einigen Orten Oſtindiens ſtatt der Münze gebrauchet werden. Ob und in wieferne dieſe mit den, bey uns gebräuchlichen, und die wir mehrentheils aus Apulien und Sicilien erhalten, übereinkommen, oder davon unterſchieden ſind, können wir nicht beſtimmen. Von den gewöhnlichen bittern Mandeln kann man nach der Erfahrung behaupten, das ſelbige den Vögeln, Füchſen, Hunden und mancherley andern Thieren ein wahres Gift ſeyn, welches vorzüglich in die Nerven wirke, und dadurch heftige Zuckungen und andere Zufälle errege. Den Menſchen hingegen ſollen dieſe ganz unſchädlich ſeyn, wie man denn auch öfters die bittern mit den ſüßen vermiſchet, und dadurch den Geſchmack der letztern verbeſſert, ohne daß dadurch ſchlimme Folgen befürchtet werden dürften. Das ausgepreſſete Oel von den bittern iſt auch ſüße, und nur die zurückbleibende Kleye ſchmecket

ckt bitter. Ob aus den bittern Mandeln durch das Abziehen mit Waſſer ein weſentliches Oel bereitet werden könne, haben Neumann und viele andere verneinet. Neuerlich aber iſt dergleichen vom Herrn Daries verfertiget, und dabey beobachtet worden, wie dieſes weſentliche Oel in dem Waſſer zu Boden ſinke. Die häutichte Schale enthält wahrſcheinlich harzichte Theile, und von dieſen nimmt auch das feine Oel ſeinen Urſprung. Das Ueberbleibſel nach dem abgezogenen Oele iſt ganz unkräftig, und allen Thieren unſchädlich; hingegen leiſtet dieſes Oel die zuvor bemerkten heftigen Wirkungen. In Hamburg, in der Ohrtmanniſchen Apotheke, wird dieſes Oel verfertiget und verkaufet. Man giebt auch vor, daß durch die bittern Mandeln, wenn ſolche vor der Mahlzeit geſpeiſet würden, die Trunkenheit abgewendet werde, und der häufige Genuß des Weines keinen Rauſch bewirken könne; welches aber öfters Ausnahme leiden dürfte; wie denn Lorry das Gegentheil an ſich ſelbſt wahrgenommen, und von dem Genuß zwölf bitterer Mandeln gleichſam betrunken geworden. Unzer empfiehlt die bittern Mandeln den Magen zu ſtärken, und die Luſt zum Eſſen zu erwecken, und Thebeſius um die Waſſerſcheu abzuwenden. Das Holz der Mandelbäume iſt hart, zuweilen ſchön gefärbet, und wird auf verſchiedene Art verbrauchet. Abgezogene Mandeln mit Zucker abgerieben, und mit Waſſer verdünnet, oder dicke Mandelmilch mit zerlaſſenem Zucker vermiſchet, und etwas Orangen- oder Roſenwaſſer beygeſetzet, giebt die ſogenannte Orgeade oder Syrup d'Orgeat. Wie man Mandeln einmachen oder überziehen könne, lehret der Hausvater 3. Th. 401. S.

Mandelblätter.

S. Kirſchlorbeerbaum.

Mandel- oder Mangelholz.

S. Pfaffenhütchen.

Mandelkrähe.

Racker, blaue Racke, deutſcher Papagoy, Goldkrähe, Birkheher; alles dieſes ſind Namen, welche man einer Art Aelſter, oder Heher, beyleget, die ſich wegen der bunten, und ſchön gemalten Federn, unter den europäiſchen Vögeln am beſten auszeichnet. Der Vogel iſt bald ſo groß, als der ordentliche Waldheher, nur kürzer an Füßen, etwas kürzern Schwanz, längere und ſchmäler zugeſpitzte Flügel. Dieſerhalb fliegt er mehr wie die Tauben und Dohlen, nicht aber wie die Aelſtern. Kopf, Hals, Bruſt und Bauch ſind beym

Männ-

Männchen grünblau, Rücken und ein Theil der Flügel hellbraun: Schwingfedern kornblau, auf die Hälfte von der Spitze herein, nach der Spuhle zu, und am Rücken der Fahne aber weiß, grün und grünblau. Auf dem Bürzel erſcheint das höchſte blau, und die Deckfedern über dem Schwanze haben unterm blauen etwas grünes beygemiſchet. Das blaue, und blaugrüne findet ſich gleichfalls an den kleinen Flügelfedern. Auch die Schwanzfedern ſind ſo, mit etwas weißgrünem an den Spitzen. Füße gelblicht, Schnabel, Augen und Klauen tiefſchwarz. Man ſieht den Vogel im Frühling, wenn das Laub ausgeſchlagen, hin und wieder paarweiſe, wo er alsdenn in den Löchern der hohlen Eichen niſtet, drey und vier Jungen ausbringt. Sind dieſe flügge, ſo werden ſie von den Alten auf die Felder, wo es Büſche und Bäume giebt, auch wohl auf die Berge geführet, halten ſich daſelbſt mit Ab- und Zufliegen gemeiniglich ſo lange auf, bis der Abzug zu Ende Auguſts, oder Septembers angefangen, vor ſich geht. Zur Erndtezeit beſuchet der Vogel fleißig die Kornfelder, ſetzet ſich auf die Mandeln und Schocke des Getraides, daher er auch den Namen Mandelkrähe erhalten hat; klaubet die Körner aus den Aehren, und füttert damit die Jungen, wenn ſie noch geätzet werden müſſen. Außerdem frißt er Waldbeeren und Würmer. Von ſeinem unreinen Neſte, hat er auch den deutſchen Namen, Racker, blauer Racker, bekommen; wiewohl es ſcheint, daß Racker aus dem alten deutſchen Namen der Heher, von Gracus, herkomme; daher auch wohl Krähe abſtammen dürfte. Die Alten ſind ſehr vorſichtige Vögel und ſchwer zu ſchießen; ihr Geſchrey iſt faſt wie der Laubfrösche ihres. Man pfleget ihnen aufzupaſſen, wenn ſie den Jungen in den Neſtern das Futter bringen, und ſolchergeſtalt öfters hin und her fliegen. Ich weis nicht, ob Linn. Coruus glandarius In. Suec. 74. unſere Mandelkrähe ſey? denn es giebt Arten unter den Aelſtern, die dem Vogel ſehr nahe beykommen. Man ſehe auch die Artikel Birkheher, Heher, Holzheher.

Mandeln.

Tonſillae ſ. Amygdalae. Dieſes ſind zwo röthlichte Drüſen, welche von ihrer länglichtrunden Geſtalt, und ihrer daher rührenden Aehnlichkeit mit dergleichen Kernen dieſen Namen erhalten haben. Sie liegen hinter und unter dem Gaumenſeegel und dem Fundament der Zunge, faſt in der Mitte des Schlundkopfes, und zwar auf jeder Seite eine, haben eine unebene Oberfläche, und ſind überall

überall dergeſtalt mit kleinen Löchern und Mündungen durchbohret, daß ſie faſt die Geſtalt eines Siebes an ſich haben. Dieſe Löcherchen ſelbſt ſind die Oeffnungen kleiner Canäle, welche aus dem Weſen der Drüſe entſpringen, eine mehr oder weniger klebrichte Feuchtigkeit abſondern, und damit die Schlundkopfshöhle befeuchten. Man findet eine dergleichen, den menſchlichen ziemlich ähnliche, Mandeldrüſe ebenfalls in den vierfüßigen Thieren.

Mandelſtein.

Amygdaloides, nennet Cronſtedt Mineral. S. 242. eine gewiſſe Jaſpisart, welche eiſenhaltig iſt, und Drüſen von Kalchſpat und Serpentin hat. Er gedenket beſonders einer rothen Art mit weißen Kalch und grünen Speckſteinsdrüſen, welche nach dem Röſten von Magneten angezogen werden, in der Luft verwittern, mit dem Trapp, wie auch zum Theil mit dem Porphyr verwandt ſeyn ſoll. Auch ſollen bisweilen in dem Mandelſteine Drüſen von gediegenen Kupfer gefunden werden.

Mandrill.

Ein kurzgeſchwänzter Affe, welcher in Afrika gefunden wird und ſchon im erſten Bande unter dem Artikel Bavian S. 633. beſchrieben worden iſt.

Mandubi. S. Erdnuß.

Manettia.

Xaverius Manetti hat durch das Verzeichniß von den, um Florenz wachſenden, und daſelbſt gebauten Pflanzen, auch durch andere Schriften um die Kräuterwiſſenſchaft ſich verdient gemachet. Er war auch der Vorſteher von der botaniſchen Florentiniſchen Geſellſchaft, und doch mußte derſelbe auf die gewöhnliche Belohnung der Beförderer von dieſer Wiſſenſchaft lange warten. Herr Böhmer wollte denſelben zwar früher in den Genuß dieſer Ehrenſtelle ſetzen, und nennte daher das Geſchlecht Selago Linn. Manertiam, indem dieſer Name zuerſt von Dillen zur Beſtimmung eines Moosgeſchlechtes gebrauchet, nachher aber vom Linne' der Wickelblume beygeleget worden; und daher, wenn man, wie nicht unrecht ſeyn dürfte, die Selago Dill. beybehielte, die Wickelblume ohne Name ſeyn, wenigſtens allemal ungewiß ſeyn würde, welche Selago man verſtehen müſſe. Es iſt auch Herr Cranz hierinnen Böhmern gefolget. Adanſon hat eine Ficoidenart mit dieſem Namen beleget. Endlich hat auch Herr von Linne' ein anderes und neues Geſchlechte Manettiam genennet. In der Murrayiſchen Ausgabe finden wir zwar dieſen Namen nicht, hingegen zwey Geſchlechter mit dem

dem Namen Willichia. In den Göttingiſchen gel. Zeit. vom Jahr 1774. S. 675. wird dieſer Fehler angemerket, und zugleich erinnert, wie die letztere unter den viermännerigen S. 138. genannte Willichia die, von Herr von Linne' in der zwoten Mantiſſ. beſchriebene Manettia reclinata ſeyn ſolle. Der Kelch beſteht aus acht ſchmalen Blättchen; des Blumenblattes Röhre iſt länger als der Kelch, und der Rand iſt in vier innerlich haarichte Lappen getheilet. Um den Fruchtkeim ſteht ein vorragender vertiefter Rand, welcher ein Honigbehältniß vorſtellen ſoll, und überdieß zählet man vier kurze Staubfäden und einen niedergebogenen Griffel mit doppelten Staubwege Das einfächerichte Saamenbehältniß öffnet ſich mit zwo Klappen, und enthält viele tellerförmige, übereinander liegende Saamen.

Manga.

Manga wird in Bengalen und an der Mündung des Ganges der Paradießfiſch, eine Art der Linnäiſchen Fingerfiſche, Polynemus Paradiſeus, gen. 186. ſp. 3. genennet; ſ. unſern Artikel, Fünffingerfiſch, Th. III. S. 327.

Manga oder Mango, auch Mangbasbaum. Dieſer Oſtindiſche Baum wird auch von einigen Ambo und vom Herrn von Linne' Mangifera genannt, und iſt mit einem andern, welcher auch den Namen Mangbasbaum führet, und unter Abovai beſchrieben worden, nicht zu verwechſeln. Es iſt ein großer, hoher, äſtichter Baum, welcher geſtielte, lange, breite, zugeſpitzte Blätter, ohne beſtimmte Ordnung, trägt. Wenn dieſe hervorbrechen, ſcheinen ſie ſchwärzlich und zu der Zeit der ganze Baum ſchwarz umhüllet zu ſeyn. Die Blumen ſtellen einen zweigichten, langen, pyramidenförmigen Strauß vor. Der Kelch iſt fünffach eingekerbet. Die fünf längern, lanzetförmigen, weißlichten Blumenblätter ſind mit einigen gelben Fleckchen bezeichnet. Fünf Staubfäden umgeben den Fruchtkeim, deſſen Griffel ſich mit einem gelben Staubwege endiget. Die meiſten Blumen fallen gänzlich ab, und nur wenige geben eine Frucht. Dieſe iſt ohngefähr von der Größe eines Gänſeeyes, plattgedrücket und krumm gebogen; daher ſolche auch nierenförmig genennet wird. Nach Rumphs Beſchreibung iſt dieſelbe beym Stiele am ſtärkſten, und zeiget auf der einen Seite eine mehrere Vorragung, darüber wird ſie dünner, und krümmet ſich nach der Seite, an welcher die Erhebung befindlich iſt. Anfangs iſt ſie grün, hernach roth oder gelblicht. Unter der zarten dünnen Schale liegt vieles und

ſehr ſaftiges Fleiſch, welches einen ſäuerlichen, bey der völligen Reife aber ſüßlich ſauern, angenehmen Geſchmack und lieblichen Geruch hat. Dieſes umgiebt genau eine Nuß, worinnen ein weißlichter, bitter und unangenehm ſchmeckender Kern liegt. Herr von Linné giebt an, daß die Nuß haaricht ſey. Rumph erwähnet dieſen Umſtand nicht. Da aber das fleiſchichte Weſen fäſericht iſt, und die Faſern feſter an der Nuß anſitzen, kann vielleicht davon etwas rauches übrigbleiben. Wenn man die Blätter reibet, oder in die Rinde des Baumes ſchneidet, verſpühret man den nämlichen angenehmen Geruch, welchen die Früchte von ſich geben. Die unreifen Früchte pflegen die Einwohner mit Salzwaſſer einzulegen, die reifen aber roh zu eſſen, und Rumph verſichert, wie der Geſchmack davon alle andere Früchte übertreffe, nur die einzige Mongoſtansfrucht ausgenommen. Die Größe der Frucht iſt ſehr verſchieden, und Rumph beſchreibt fünf Abänderungen des zahmen Mangabaumes, auch außer dieſem den Wilden, von welchen allen, wie auch von den Tugenden dieſer Früchte, wir weiter nichts anführen wollen, da man in Europa, und am wenigſten bey uns dergleichen zu ſehen bekommen wird. Daß dieſer Baum in Italien wachſe, wie im Forſtmagazin 12 Band, 137 S. gemeldet wird, iſt wohl ein Irrthum, wie dergleichen falſche Nachrichten mehr in dieſem Werke vorkommen.

Mangabey.

Unter dieſem Namen beſchreibt der Graf von Büffon einen langgeſchwänzten Affen aus Madagaſcar, welcher, wegen ſeines ſchwarzen Geſichts, in dem Linnäiſchen Syſtem Sabaea und von Herr Müllern der Mohr genannt wird. Er hat eine dicke, breite und länglichte Schnauze, eine hervorſtehende Wulſt um die Augen, und kahle, ganz weiße Augenwimmern. Die Backen ſind inwendig mit Beuteln verſehen, und am Hinterſten befinden ſich Schwielen. Die Haare auf den obern Theilen des Körpers ſind braun, an den untern aber grau. Einige Affen dieſer Art haben auch einen Streif von weißen Haaren um den Hals und um die Backen. Der Schwanz iſt ſo lang, als der ganze Körper, deſſen Länge ohngefähr anderthalb Fuß beträgt.

Manghasbaum.

S. Ahovaibaum.

Mangle.

S. Wurzelbaum.

Manglebaum.

Unter dieſem Namen beſchreibt

Sloane denjenigen Baum, welchen Herr Browne als ein eigenes Geſchlecht angeführet und Buceras genennet. Wir könnten daher ſolchen, wie auch in der Onomat. botan. 2 Band geſchehen, Kühhorn nennen; zumal Herr von Linné die Browniſche Benennung gleichfalls nur in etwas verändert beybehalten, und Bucida daraus gemachet. Da aber dergleichen von Thieren hergenommene Namen nicht füglich weiter einzuführen, auch die Urſache dieſer Aehnlichkeit gar nicht in der Blume und Frucht, und vielleicht nur unzulänglich in den Stacheln zu ſuchen, haben wir lieber mit Herr Planern den erſten Namen beybehalten wollen. Es iſt dieſer Baum mit dem wahren Mangle⸗ oder Wurzelbaum nahe verwandt. Es wächſt ſelbiger Baum in Jamaika an den Ufern der Flüſſe. Die Blätter ſtehen nur an den Enden der Zweige dicht bey einander, und ſind geſtielet, eyförmig, völlig ganz und glatt. Die Blumen ſtehen ährenweiſe. Die Blumendecke iſt nur einfach, und man hält ſolche für den Kelch; mithin fehlet das Blumenblatt. Es ſteht ſolcher auf dem Fruchtkeim, und iſt glockenförmig, fünffach eingekerbet; die zehn Staubfäden und der einzelne Griffel ragen über ſolchen hervor. Die Frucht iſt eine trockne, eyförmige, mit dem Kelche gekrönte Beere, welche einen Saamen enthält. Die Rinde wird von den Einwohnern zum Ledergerben gebrauchet.

Mangold.

S. Grindwurzel, Melte und Wintergrün.

Mangolt.

Beta Tourn. und Linn. Der Kelch beſteht aus fünf länglichten, ſtumpfen, vertieften Blättchen; fünf wechſelsweiſe geſtellten Staubfäden, und zween Griffeln mit ſpitzigen Staubwegen. Das Blumenblatt mangelt. In dem Saamenbehältniſſe liegt ein nierenförmiger Saame, und wird von dem Kelche umgeben. Nach verſchiedenen Schriftſtellern, unter andern auch in der deutſchen Ausgabe des Geoffroi und in den Fränkiſchen Sammlungen 2 Band, 418 S. liegen etliche Saamen bey einander in einem Behältniſſe eingeſchloſſen; dieſer Irrthum aber iſt vielleicht daher entſtanden, weil mehrere Blumen, und bey einer Sorte allemal drey, dichte neben einander ſtehen, und nur eine auszumachen ſcheinen. In den ältern Schriften, auch den Gartenbüchern findet man verſchiedene Arten aufgezeichnet, welche Herr von Linné alle ehedem für Spielarten gehalten, und nur eine Art Mangolt angenommen, neuerlich aber, wegen eini-

ger bemerkten beſondern Verſchiedenheiten drey Arten angegeben; als:

1) den zweyblümichten Meermangolt, Beta maritima, welcher in England und Holland an dem Seeſtrande wild wächſt, und ſich von den beyden übrigen dadurch unterſcheidet, daß er ſchon im erſten Jahre blühet, ſchief geſtellte Blätter zeiget, zwey neben einander ſtehende Blumen trägt, und die Kelchblättchen nicht eingekerbet ſind. Die niederliegenden Stängel macheten ehedem auch ein Unterſcheidungszeichen aus, und Herr Miller hat ſolches beybehalten, und damit geſtielte dreyeckichte Blätter vereiniget.

2) Der gemeine dreyblümichte Mangolt, Beta cicla Linn. ſoll urſprünglich am Tagusfluſſe wachſen und nach Herr v. Linné Wahrnehmung drey bey einander geſtellte Blümchen, und völlig ganze Kelchblättchen zeigen. Herr Miller giebt dieſer Art geſtielte Wurzel- und platt anſitzende Stängelblätter, und lange, ſeitwärts geſtellte Blumenähren.

3) Der gemeine vielblümichte Mangolt, Beta vulgaris, trägt gedränget bey einander ſtehende Blumen, und Kelchblättchen, welche hinterwäts eingekerbet ſind. Durch den aufgerichteten Stängel hatte Herr von Linné ehedem, und jetzo noch Hr. Miller dieſe Art von der erſten unterſchieden. Iſt der, in den Kelchblättchen bemerkte, Unterſchied gewiß zugegen, ſo kann man wenigſtens zwo Arten annehmen, indem nicht leicht zu geſchehen pfleget, daß dergleichen in der Blume ſpielen, wenn auch durch Wartung und andere Umſtände die übrigen Theile ſich verändern. Das letztere äußert ſich ſowohl in der Wurzel, als den Blättern bey den zwo letztern Arten.

Die zwote, welche auch weißer Mangolt, römiſcher Kohl, Beißkohl, und ehedem in den Apotheken Cicla genennet worden, hat eine dünne Wurzel; der Stängel iſt bald mehr grünlicht, bald mehr weißlicht gefärbet; die Blätter ſitzen am Stängel platt auf, ſind länglicht und lanzetförmig, die Wurzelblätter aber dicke, ſaftig, ſchmale auch breite, mit breiten Stielen verſehen. Die Beta maior fol. latiſſimis C. B. P. iſt auch unter dem franzöſiſchen Namen Bettecarde bekannt, welcher ſoviel heißt als Picardiſche Beta, weil in der Picardie die beſte wachſen ſoll. Der unterſte Theil der Ribbe iſt zuweilen drey Zoll breit und ganz weiß. Man findet auch von dieſem weißen eine rothe Abänderung, welche eine weiße Wurzel, aber mehr oder weniger roth, auch ſchwarzroth gefärbte Blätter trägt.

Die dritte zeiget an der Größe und Geſtalt der Wurzel, auch an der Farbe mancherley Unterſchied, und hat auch daher verſchiedene Namen erhalten; als: der rothe Mangolt mit der Rübenwurzel, Beta rubra radice rapae C. B. P. rothe Rüben, rother oder ſchwarzer Mangolt, Beißrüben, Rohnen, Runkel.

Die große Mangoltrübe, Beta ſylueſtris radice craſſa, heißt auch Dickwurzel, Dickrübe, Runkelrübe, Burgunderrübe, Raunſchen, Rangers; der letzte Name ſoll daher abſtammen, weil man die Pflanzen rangen- oder reihenweiſe zu pflanzen, oder auf den Rangen, und nach unſerer Mundart auf den Rainen zwiſchen den Furchen zu ſetzen pfleget. Man findet auch gelben Mangolt. Ehedem wurde der weiße in der Arzneykunſt gebrauchet, jetzo bedienet man ſich dieſer, wie der übrigen Sorten zur Nahrung, ſowohl für Menſchen als Vieh. Getrocknete Blätter vom Mangolt auf glühende Kohlen geworfen, entzünden ſich und blitzen wie Salpeter. Die Nahrung von den Blättern iſt ſehr ſchwach, und bey denjenigen, welche ſchwache Verdauungswerkzeuge haben, werden davon leicht Blähungen erzeuget. Um die trocknen Gedärme zu erweichen, und dadurch die Oeffnung des Leibes zu befördern, könnte der Gebrauch für nützlich zu achten ſeyn, daher man auch die Brühe davon als ein laxirendes Mittel empfohlen. Der Saft von den rothen Rüben in die Naſe gezogen, erreget Nieſen und zieht viel Feuchtigkeit ab; Baglie hat dadurch einen hartnäckigen Kopfſchmerz vertrieben, und Herr Vogel dieſes Mittel bey der Taubheit gebrauchet. Die breiten und weißen Stiele werden von einigen beſonders geachtet, und auf mancherley Art zugerichtet, wovon man Reicharts Land- und Gartenſchatzes 3 Th. 129 S. nachleſen kann. Die rothe Wurzel, oder Rübe, nähret ſo wenig als die Blätter; man ſpeiſet ſie warm oder kalt, ſonderlich leget man ſolche in Scheibchen geſchnitten mit Eſſig ein, und bedienet ſich ſelbiger als eines Salats. Zu Auszierung der Schüſſeln ſchicket ſich ſolche vorzüglich. Man konnte auch daraus eine Art Zucker bereiten, nur erfordert ſolcher viel Zeit und Mühe.

Die große Mangoltrübe iſt in neuern Zeiten als ein ſehr nutzbares Futterkraut angeprieſen worden. Man gebrauchet aber nicht die Wurzel, ſondern nutzet die Pflanze durch das Abblatten; wenn ſolche nur ſechs Blätter getrieben, kann man die beyden unterſten wegnehmen, und dieſes alle vierzehn Tage wiederholen, wenn man nur die drey oder vier

mittelſten ſtehen läßt. Man ſäet den Saamen im Frühjahre in eine fette, doch lockere Erde wie den Kohlſaamen aus. Die zum Verſetzen tüchtigen Pflanzen ſoll man nicht aufziehen, oder ausreiſſen, ſondern die Erde zuvor mit einer dreyzackichten Miſtgabel aufheben, und die Pflanzen löſen, damit man ſolche, ohne die zarten Wurzeln zu beſchädigen, herausnehmen könne. Die Wurzeln ſollen nicht außer der Erde lange liegen bleiben, auch nicht von der Sonne beſchienen, und nicht bey heißem Sonnenſcheine gepflanzet werden. Wenn das Verpflanzen geſchehen ſoll, wird der Erdboden kurz zuvor zurechte gemachet, und friſch umgearbeitet, die Pflanzen werden reihenweiſe funfzehn bis achtzehn Zoll aus einander geſtecket, bey einfallender Dürre begoſſen, und nachher mit Erde angehäufet. Man ſoll hierzu einen Ort erwählen, welcher der Sonne ausgeſetzet iſt. Wer ſolche gerne recht roth haben will, muß ſie im ſchwarzen Erdreiche unterhalten. In allen andern Erdarten wird die Farbe bläſſer ausfallen. In den berliniſchen Beyträgen 2 Band 651 S. wird angerathen, zwiſchen die rothen Rüben von dem Engliſchen Turnipsſaamen zu ſtecken, indem die Natur der rothen Rüben erfodert, daß die Erde bey dem Behacken angezogen werde, die Turnips aber als ein mehr über die Erde gehendes Knollengewächſe verlanget davon befreyet zu ſeyn, mithin kann man mit einer Arbeit beyde zugleich beſchicken. Die Stöcke blühen nicht im erſten Jahre, daher man einige den Winter über entweder in der Erde ſtehen läßt, oder die im Herbſt ausgehobenen im Keller verwahret und im folgenden Frühjahre wieder einſetzet. Der Stängel erreichet öfters Mannshöhe, und muß daher mit einem Pfählchen befeſtiget werden. Die den Winter hindurch erhaltenen Stöcke geben frühzeitig, und wenn andere grüne Kräuter noch fehlen, eine Art Kohl von ziemlichen guten Geſchmack. Die Rübe von dieſer Sorte iſt zwar etwas ſcharf, kann aber doch, gleich den rothen Rüben, mit Eſſig eingeleget, und gegeſſen werden. Die abgeblatteten Blätter ſind nicht allein, wenn ſie dem Vieh friſch vorgeleget werden, ein gutes Futter, ſondern auch die zerhackte und zerſtoßene Wurzel frißt alles Vieh gerne. Das melke Vieh giebt davon viel Milch, die Butter aber erhält dadurch einen beſondern Geſchmack. In den Fränkiſchen Samml. 2 Band, 420 S. werden dieſe Wurzeln ſonderlich zur Mäſtung der Schweine empfohlen, auch angegeben, wie die friſchen Blätter, weil ſich ſolche nicht lange halten, klein zu hacken, in große Fäſſer zu legen,

einzudrücken, etwas einzuſalzen, und den Winter über zum Unterfüttern zu gebrauchen. In Pohlen wird das Kraut von den rothen Rüben, wie das gewöhnliche Sauerkraut, zugerichtet, und nachdem es mit etwas Mehl vermiſchet worden, verſpeiſet, oder auch mit Fleiſch gekochet. Die Pohlen nennen dieſes Zugemüße Borſch.

Mangoſtanbaum.

Mangoſtanbaum iſt der in Java gebräuchliche Name, und weil Herr Lorenz Garcin dieſen und einige andere Pflanzen bey ſeiner Reiſe durch Oſtindien ſorgfältig unterſuchet, und genaue Beſchreibungen davon der Engliſchen Geſellſchaft mitgetheilet hat, wurde dieſes Geſchlechte deſſelben Andenken gewidmet und Garcinia genennet. Die Blume beſteht aus vier rundlichten, vertieften, ausgebreiteten Kelch-, und vier ähnlichen, aber etwas größern Blumenblättern, ohngefähr sechzehn Staubfäden und dem Fruchtkeime, auf welchem, ohne Griffel, ein breiter, ſchildförmiger, ſechs bis acht ſtrahlichter Staubweg liegt. Die große, kugelförmige, ſaftige Frucht wird von dem Kelche umgeben, mit dem Staubwege bedecket, und enthält ſechs bis acht eckichte, rauche Saamen. Herr von Linné hat drey Arten von dieſem Geſchlechte beſtimmet.

1) Einblümichter Mangoſtanbaum mit eßbaren Früchten, Garcinia mangoſtana L. wächſt in Java und in den Moluckiſchen Inſeln. Der Baum erreichet ohngefähr zwanzig Schuh Höhe. Die Blätter ſind eine Hand lang und vier Finger breit, eyförmig, völlig ganz, kurz geſtielet, und einander gegenüber geſtellet. Auf den Spitzen der Aeſte ſteht eine einzelne dunkelrothe Blume. Die Frucht erhält die Größe einer Pomeranze, iſt bey der völligen Reife dunkelbraun, und ſcheint von weiten ganz ſchwarz zu ſeyn. Rumph beſchreibt nur fünf bis ſechs Strahlen des Staubweges, und eben ſoviel Fächer in der Frucht. Die Frucht hat einen lieblichen Geruch und angenehmen ſüßen Geſchmack, und ſoll darinnen faſt alle andere übertreffen. Geſunde und Kranke genießen ſolche gerne und häufig. Die äußere Schale aber hat einen bittern Geſchmack, und wird ſorgfältig von dem fleiſchichten Weſen abgeſondert. Es wird ſolche getrocknet von den Einwohnern wider die rothe Ruhr gebrauchet, und von den Chineſiſchen Färbern zum Grunde der ſchwarzen Farbe, wodurch dieſe eine große Feſtigkeit erhält. Aus den verletzten Aeſten quillet ein wäſſerichter, gelblichter Saft, welcher ſich in ein helles weißes Gummi verwandelt.

Rumph hat ſchon wahrgenommen, wie die Saamen in der Erde leicht faulen, und die Ausſaat davon mehrentheils vergebens ſey; daher müßten die von abgefallenen Früchten ſelbſt erwachſenen Bäumchen in den Wäldern ausgehoben und verſetzet werden. Aber dieſe ſollen ſchwer fortzupflanzen ſeyn, und in Amboina alle wieder ausgehen, ſo dahin gebracht werden. Wollte man in Europa dergleichen unterhalten, müßte man junge Stämmchen aus dem Vaterlande zu erhalten ſuchen, und dieſe auf dem Lohbeete und ſonſt, wie die zarteſten Gewächſe der wärmern Gegenden, pflegen.

2) **Einblümichter Mangoſtanbaum mit geflügelten Aeſten**, Lignum corneum Rumph. Garcinia cornea L. Dieſer Baum gehöret unter die ſeltenſten, und wächſt nach Rumphs Berichte allein auf den hohen Bergen um Dammara. Der Stamm wird hoch, aber nicht allzudicke, und iſt mit einer ſchwärzlichten Rinde bedecket. Die Aeſte ſind geflügelt und viereckicht. Die kurz geſtielten Blätter ſtehen einander gegenüber, ſind lang, breit, nach Rumphs Abbildung an beyden Enden ſtumpf, nach Herr v. Linne' Angeben aber lanzetförmig, feſte, glänzend; die jungen Blätter glänzen dergeſtalt, als ob ſie mit Firniß überzogen wären. Zwiſchen den obern Blättern treiben die kurzen Blumenſtiele einzeln hervor; die gelben Blumen hangen unterwärts. Die braune Frucht hat die Größe einer Pflaume, und tauget nicht zum Eſſen. Das Holz iſt feſte, ſchwer zu hauen, und deswegen hornartig zu nennen.

3) **Dreyblümichter Mangoſtanbaum**, Garcinia celibica L. Dieſer ſchöne Baum wächſt vornehmlich in Celibi. Die Blätter ſind ſchmäler und ſpitziger; die Blumen ſchmutzig weiß, und allemal ſitzen drey auf einem gemeinſchaftlichen Stiele. Die Frucht iſt zuweilen noch größer, als bey der erſten Art, röthlichtgelb, oder ſafranfärbig, ſtatt des Schildes mit dem kronenförmigen vertieften Staubwege beſetzet, und erhält eben den angenehmen Geſchmack wie die erſte Art, doch muß ſelbige älter werden, ehe das ſäuerliche Weſen ſich verändert. Der geritzte Baum läßt einen milchichten Saft fließen. In Macaſſara zieht man junge Bäume aus Zweigen, welche zeitig blühen. Das Holz wird in der Erde in kurzer Zeit zu Stein. Dergleichen Holz nennen die Einwohner **Kiras**. Es erhält aber dieſen Namen auch die zwote Art.

Manguſte.

S. **Pharaoratze**.

Manioc.
S. Brechnuß.

Manna.

Hierunter verſtehen wir nicht die Manna, womit die Jſraeliten geſpeiſet worden, und worüber die Ausleger der heiligen Schrift verſchiedene Meynungen hegen. Es wird dieſes wohl unter den Geheimniſſen immerfort ſeinen Platz behaupten. Auch verſtehen wir hier nicht diejenigen Saamen, welche zuweilen dieſen Namen führen, und von welchen unter Fenchgras und Schwingel gehandelt worden. Unſere Manna iſt ein ſüßer und honigartiger, verdickter und eingetrockneter Saft, oder ein ſchleimichtes, gummöſes und harzichtes Weſen von ganz beſonderer Art, indem es ſich ſowohl im Waſſer, als Weingeiſte völlig auflöſet. Man hat es ehedem für einen Thau gehalten; es iſt aber längſt bewieſen, daß ſolches nicht auf die Bäume falle, ſondern von dieſen ausſchwitze, und alſo der eigene Saft derſelben ſey. Man kennt auch verſchiedene Bäume, welche dergleichen entweder vor ſich ſelbſt, oder alsdenn geben, wenn ſie gleichſam dazu gezwungen werden. Von der vollblüthigen Eſche, Fraxinus Ornus, erhält man die meiſte Manna. Der Lerchenbaum, die Ceder, Eiche, Fichte, Linde, eine Art Schildkraut, ſo Alhagi genannt wird, und vielleicht andere mehr liefern auch zuweilen und in den wärmern Gegenden einen ähnlichen Saft. Nicht alle dieſe Bäume aber geben einerley Manna, und man unterſcheidet ſowohl nach den Bäumen, als auch wegen des Landes, ingleichen nach der Geſtalt und dem äußerlichen Anſehen verſchiedene Sorten, davon wir die gewöhnlichſten auch hier anmerken wollen. Die flüßige Manna, liquida, welche die Schriftſteller des ſechzehnten Jahrhunderts anführen, und aus Arabien und Syrien kommen ſoll, iſt heut zu Tage ganz unbekannt. Die Perſiſche Manna liefert das Schildkraut, Alhagi; dieſe iſt unrein, und, nach Tourneforts Zeugniß, viel ſchlechter, als diejenige, welche man von der Eſche erhält. Dergleichen Manna ſoll hart und dem Corianderſaamen an Größe gleich ſeyn. Die franzöſiſche, oder Manna von Brianſon hat ihren Urſprung vom Lerchenbaume oder von andern Nadelhölzern. Die amerikaniſche Manna wird in Mexiko und andern Jnſeln von gewiſſen Eichen geſammelt, und Labat will dergleichen Manna geſehen haben, welche des Morgens, ehe die Sonne aufgieng, als ein weißer, flüßiger Honig erſchienen; ſo bald die Sonne aber darauf geſchienen, hart, weiß und durchſichtig geworden. Niebuhr, welcher mit

Forskôhl und andern, auf des Kônigs von Dânemark Koſten, die Reiſe nach Arabien unternommen, und davon eine Beſchreibung herausgegeben, berichtet, wie zu Merdin die Manna als ein Mehl auf den Blâttern gewiſſer Eichen, welche Ballot oder Afs heißen, geſammelt werde. Die Einſammlung geſchieht im Auguſt oder Julius; nach einem ſtarken Nebel iſt die Erndte reicher, als bey heiterer Luft. Einige gehen vor Sonnenaufgang in den Wald und ſchûtteln die Manna auf ein Tuch. Dieſe iſt ganz weiß und die ſchônſte. Ueberſchlâgt man einen Morgen, ſo wird ſie um ſo viel dicker auf den Bâumen. Man nimmt alsdenn die Blâtter mit nach Hauſe, weichet ſolche in Waſſer, und ſammelt die Manna, die wie Oel ſich auf der Oberflâche des Waſſers ſetzet. Die ſchlechteſte Sorte iſt die, da Blâtter und Manna durch einander geſtoßen werden. Die Sorte, ſo man Tarandsjubin nennt, wird in Menge in der Gegend von Iſſaha geſammelt; dieſe beſtand aus lauter kleinen, runden, gelblichten Kôrnern. In Moſul und andern Stâdten brauchet man die Manna ſtatt des Zuckers bey den Speiſen. Dieſe Eichenmanna iſt von der Eſchenmanna ganz unterſchieden, da ſich ſolche nicht im Waſſer aufloͤſet, ſondern wie ein Oel darauf ſchwimmt. Ob dieſe Eichenmanna diejenige ſey, von welcher die ältern Schriftſteller geſchrieben, iſt nicht zu beſtimmen. Derjenige Unterſchied, welchen man in Anſehung der Einſammlung und des âußerlichen Anſehens zu machen pfleget, kann zwar bey jeder Art ſtatt finden, vorzûglich aber bemerket man dergleichen an derjenigen, ſo von der Eſche abſtammet. Die Eſche ſchwitzet dergleichen Saft entweder von ſelbſt aus, oder ſie wird dazu gereizet. Die erſtere nannte man ehedem Manna di ſpondana, die letztere Forzata, oder Forzatella. Diejenige, ſo von den Blâttern geſammelt wird, nannte man di Frondi, und die vom Stamme oder Aeſten, di Carpo. Aus den Blâttern bringt dieſer Saft in den heißeſten Sommertagen als kleine Tropfen, welche von der Sonnenwârme getrocknet, und in kleine, weiße Kôrner verwandelt werden. Dieſe iſt ſehr ſelten. Aus dem Stamme und den Aeſten rinnet dergleichen Saft von ſelbſt, welcher von der Hitze in Klumpen zuſammenbâckt, und dieſe werden in irdene, nicht glaſurte Tôpfe, und hernach auf weiß Papier geleget, und ſo lange an der Sonne getrocknet, bis ſie nicht mehr an den Hânden ankleben. Wenn die Rinde, um Manna zu erhalten, aufgeritzet wird, pfleget man Stroh, Holzſplitte, oder kleine Aeſte in die Oeffnung zu ſtecken,

cken, damit der Saft an dieſen Körpern herunter laufe, und unter währendem Verdicken größere Tropfen abbilde, die wie Eiszapfen herunterhängen. Wenn ſie groß genung ſind, werden ſie abgenommen, das Stroh und die Aeſtchen herausgezogen und an der Sonne getrocknet. Auf ſolche Weiſe entſtehen die langen und hohlen Stücke, ſo unter dem Namen Caneelmanna, Manna di cannoli, bekannt ſind. Der Neapolitaniſche Lehrer Cirillo will nicht zugeben, daß man von den Blättern Manna ſammeln könne, ſondern behauptet, daß man allemal die Rinde aufritzen müſſe. S. Philoſ. Tranſact. Vol. LX. Von der äußerlichen Geſtalt pfleget man die Manna grumoſa, bombycina und granulata, zu unterſcheiden. Alle dieſe Namen kommen jetzo ſelten mehr vor; hingegen unterſcheidet man vier Sorten, als

1) Die canellata, oder lange Manna, welche aus ganz reinen Stücken beſteht, ſo ohngefähr der Breite und Länge nach einem Finger gleicht, auf der äußerlichen Seite erhaben, inwärts vertieft, mithin gleichſam wie eine Rinne geſtaltet ſind. 2) Die gemeine oder kernichte Manna, granuloſa oder maſtichina, beſteht aus Stückchen von verſchiedener Größe und Geſtalt, welche auch öfters mit andern beygemiſchten Sachen, als Rinden, Blättern und dergleichen verunreinigt ſind. Je trockener dieſe, je weißer, und je mehr ſolche aus walzenförmigen Körperchen oder Körnern beſteht, je beſſer iſt ſelbige, und dieſe pfleget man wieder in Anſehung des Vaterlandes zu unterſcheiden. Die beſte ſoll aus Siracien, einer Stadt in Calabrien, kommen, nach dieſer folget die aus Capachi; einer Sicilianiſchen Stadt, und mit dieſer vergleicht man die ſo genannte Calabriniſche, calabrina, und auch diejenige, ſo in der Neapolitaniſchen Provinz Puglia, und in dem Florentiner Gebiethe um Maremna geſammelt wird. 3) Auserleſene Manna, electa, nennt man die weißen, reinen und größern Stückchen, welche von der kernichten ausgeleſen werden. 4) Die dicke und ſchlechte Manna, craſſa, ſpiſſa und ſordida, iſt weniger weiß, mehr unrein, wird leicht naß und ſchmierig, und iſt einem dicken Muße ähnlich. Es iſt ſolche vielleicht wegen Alters, oder andern Urſachen verdorben, oder mit Zucker und Honig vermiſchet, oder auf andere Art durch die Kunſt bereitet. Sowohl die Canelmanna, als die körnichte wird in hieſigen Apotheken aufbehalten, und von der letztern pfleget man die Italieniſche und Calabriſche zu gebrauchen. Es ſieht dieſe anfangs weiß aus, wird aber durch die Länge der Zeit röth-

lich, und wenn man ſolche vor der Feuchtigkeit der Luft nicht wohl verwahret, zerſchmelzet ſie leichtlich; ihr Geſchmack iſt angenehm ſüße, mit einer Schärfe vermiſchet, der Geruch aber kaum merklich. In den Apotheken verfertiget man aus Manna und Zucker Täfelchen, wie Morſellen, und nennt dieſes Manna tabulata, welche aber ſchlechter iſt, als die natürliche Manna.

Die Manna gehöret unter die älteſten Arzneymittel und hat ihr Anſehen bis auf den heutigen Tag behalten. Ob Dioſcorides ſolches gekannt, und ob deſſen Honigöl oder Elaeomeli, welches in Syrien, bey Balmyra aus einem Baume gefloſſen, mit unſerer Manna zu vergleichen, oder ob vielmehr die Arabiſchen Aerzte, wie viele andere, alſo auch dieſes Mittel zuerſt eingeführet, läßt ſich nicht füglich beſtimmen. So viel aber iſt gewiß, daß bey den Arabern die erſte Nachricht von der gelinde abführenden Kraft der Manna vorkömmt; daher man ſelbige wohl für die Erfinder dieſes ſchätzbaren Mittels verehren könne. Es haben auch dieſe ſchon gelehret, wie die Manna bey Bruſtkrankheiten nützlich ſeyn könne. Es wirket die Manna ohne allen Reiz, und wird billig für das gelindeſte Laxirmittel gehalten, welches alte und junge, die neugebohrnen Kinder, die Schwangern, und überhaupt alle Menſchen gebrauchen können. Bey hitzigen Fiebern wird dadurch der Leib am beſten offen erhalten, und in der rothen Ruhr die ſcharfen Unreinigkeiten am ſicherſten ausgeführet. Um die Wirkung zu erhalten, giebt man ein bis zwey, Erwachſenen vier bis ſechs Loth, in Thee oder Coffee aufgelöſet, oder auch, um den Geſchmack, welcher wegen der Menge eckelhaft werden könnte, zu verbeſſern, mit Citronſaft vermiſchet. Weil auch die viele Süßigkeit leicht Blähungen erregen dürfte, kann man Pomeranzenwaſſer, oder ein anderes Blähungsmittel damit verſetzen. Nimmt man von der Manna wenig, und hält auf dieſe Weiſe einige Tage an, wird ſolche ins Blut übergehen und als ein ſeifenartiges Mittel die zähen Säfte auflöſen, die ſcharfen Theilchen einwickeln, und auf ſolche Weiſe beym Huſten und andern Bruſtkrankheiten nützlich ſeyn. Man ſoll die Manna nicht kochen, und wenn man dieſe, wie öfters und mit guten Nutzen geſchieht, mit andern Laxirmitteln, als der Rhabarber und den Sennesblättern vermiſchet, ſoll man dieſe allein kochen und zuletzt die Manna zuſetzen. Und aus dieſer Urſache können wir auch den Mannaſyrup nicht loben, da ſolcher mit den Sennesblättern durch das Kochen bereitet wird. Obgleich aber die

Manna billig unter die gelinden und guten Laxirmittel zu rechnen, ſo können wir doch denjenigen nicht beypflichten, welche dieſes Mittel, wie auch jetzo von einigen ſächſiſchen Aerzten geſchieht, über alle andere erheben, und ſolches ganz allein in Gebrauch ziehen wollen. Die ſchwache Wirkung, die beſchwerliche Menge, der eckelhafte, ſüße Geſchmack, die gährende Eigenſchaft und daher abſtammende Erzeugung der Blähungen werden den Arzt gar oft nöthigen, andere, ſtärkere, und wenn es ja ſchwache ſeyn müßten, lieber Tamarinden dafür zu wählen.

Manna oder Mannagras, S. Fenchgras und Schwingel.

Mannsblut.

S. Johanniskraut.

Mannshand.

Ein Seegewächſe, welches länglicht, runzlich, lederartig, aſchgrau und gleichſam mit ſtumpfen Fingern verſehen iſt, hat obigen Namen erhalten. Die Engländer heißen ſolches die todte Mannshand oder Mannszähen, und Hr. Baſter den alten Mannsdaumen. Es iſt eine Art Seekork, und Alcyonium digitatum Linn. oder lobatum Pallas; und nach der letzten Benennung heißt ſolches Hr. Houttuin Lappenalcyonium. Man findet dergleichen im europäiſchen und beſonders nordiſchen Meere, in Geſtalt platter Körper, ohne Stiel, welche im friſchen Zuſtande öfters über dreyßig Pfund wiegen, nach dem Austrocknen aber ſehr leichte ſind. Die Oberfläche iſt mit warzichten, ſternförmigen Mündungen beſetzet, aus welchen Polypen zum Vorſcheine kommen, deren Arme haaricht oder faſericht ſind. Hr. Juſſieu hat an dieſem Seegewächſe zuerſt die inwohnenden Polypen entdecket, und Herr Ellis daſelbſt noch weiter beſtätiget. Als dieſer ſelbiges durchſchnitten, ſahe er lauter Köcher, welche wieder andere abgaben, als Nebenzweige, und alle bis in die geſternte, achtſtrahlige Oeffnungen giengen. In jeder dieſer Oeffnung fand er einen polypenartigen Körper mit acht Armen, die an der innern Seite eines jeden Köchers mit acht zarten Faſern befeſtiget waren, vermittelſt welcher ſie ſich hervorſtoßen und zurück ziehen koñten. Alle Köcher waren durch ein faſerichtes netzartiges Gewebe mit einander verbunden, und in dieſem Gewebe lag ein gallertartiges Weſen, welches Herr Ellis für das Thier ſelbſt hielt.

Dieſer Seekork zeigt zuweilen in der Geſtalt und dem Gewebe einige Verſchiedenheiten, und Hr.

Müller

Müller führet vier Unterarten an, als:

a) den Korkſchwamm, Alcyonium ſpongioſum. Dieſer kömmt zwar mit der beſchriebenen Hauptart ziemlich überein, iſt aber gleichſam zwiſchen den Seekorken und Meerſchwämmen eine Mittelgattung. Der Stiel mangelt, und das Gewächſe iſt handbreit hoch und noch einmal ſo breit und zeiget verſchiedene äſtichte Lappen, die von außen mit einer ſtaubichten Wolle beleget ſind, welche gleichſam geblümt ſcheint. Die Farbe iſt gelblicht grau. Man erhält dergleichen aus Jndien und iſt Herrn Pallas Spongia floribunda.

b) Die Korkwarze, Alcyonium mammillatum. Herr Rumph erwähnet gewiſſer fleiſchichter, warzenartiger Auswüchſe, welche ſich in verſchiedner Geſtalt zeigen, und ein zähes, ſennenartiges Beſtandweſen haben, davon einige wie ein gerunzeltes Stück Fleiſch, andere fingerförmig ausſehen. Sie ſitzen in Jndien auf den Klippen unter dem Waſſer feſte. Jnwendig zeigen ſie aderichte, mit Waſſer angefüllte Röhren. Wenn man ſie angreift, ſind ſie ſchleimicht, bewegen ſich etwas und verurſachen ein Jucken auf der Haut. Jn der Sonne ſchrumpfen ſie zuſammen und werden ſo hart wie Leder.

c) Der Asbeſtkork, Alcyonium Asbeſtinum. Dieſer fingerförmige Seekörper zeiget große, lange, runde Poros, und beſteht aus ſtrahlichten Faſern, welche den Asbeſtfaſern gleichen, an deren Spitzen oder Pfeilchen, welche Herr Houttuin ſalpeterartig zu ſeyn ſchätzt, Boccone ehedem durchſichtige Kügelchen geſehen. Die Farbe iſt auswendig röthlich weiß, auch inwendig roſenroth. Amerika iſt das Vaterland.

d) Der Seeſplint, Alcyonium Alburnum. Die weiße, milchichte Farbe hat zu dieſer Benennung Anlaß gegeben. Es ſtellet dieſes Gewächſe gleichſam ein ganz Gebüſche von fingersdicken, äſtigen Stämmen vor, die einen halben Schuh hoch werden, und theils gerade ſtehen, theils gebogen ſind. Jeder läuft in eine Röhre aus. Das Beſtandweſen iſt mürber als Kork, inwendig der Länge nach mit Höhlungen und einem walzenförmigen Canale in der Mitte verſehen, der ſich durch jeden Stamm bis an die Spitze ausbreitet. Das Jndianiſche Meer iſt das Vaterland.

Mannsharniſch.

Mannsharniſch oder Mannsſchild pfleget man Androſace Linn. zu nennen. Viele Blumenſtiele kommen aus dem Ende des Stängels und ſind mit vielen kleinen Blättchen, als einer gemein-

ſchaft-

ſchaftlichen Hülle umgeben. Der einblätterichte, fünfeckichte und ſtehenbleibende Kelch iſt fünffach eingeſchnitten. Die Röhre des Blumenblattes iſt oberwärts etwas zuſammengezogen und der Rand in fünf länglichte ſtumpfe Lappen getheilet. In der Blumenröhre ſitzen fünf kurze Staubfäden. Der Fruchtkeim trägt einen kurzen Griffel mit kugelförmigen Staubwege. Das kugelförmige, einfächerichte Saamenbehältniß öffnet ſich an der Spitze, und die vielen, kleinen rundlichen Saamen ſitzen auf einem beſondern Saamenhalter. Herr von Linne' führet ſechs Arten an, davon Hr. von Haller einige zu der Aretia gerechnet, indem die Gränzen zwiſchen dieſen beyden Geſchlechtern nicht genugſam beſtimmet ſind. Herr von Haller unterſcheidet die Aretie nicht allein durch die walzenförmige Röhre des Blumenblattes, ſondern vorzüglich durch die, bey den Lappen deſſelben befindlichen Drüſen, dergleichen in dem Mannsharniſche nicht zugegen ſind. Herr von Linne' hat vielleicht deswegen in den neuern Schriften auch bey dieſem Geſchlechte einen drüſichten Rand des Blumenblattes angenommen, dergleichen man aber nicht bey allen Arten finden wird. Scopoli vereiniget beyde Geſchlechter. Wir erwähnen von den Linnäiſchen Arten die bekannteſten.

1) Der großkelchichte Mañsharniſch mit kurzen Stielen, Androſace maxima Linn. wächſt in der Schweiz, auch Oeſterreich unter dem Korne. Die jährige, zarte Wurzel treibt viele kleine, kurzgeſtielte, eyförmige, eingekerbte, auf der Erde ausgebreitete Blätter, und einen nackenden, einen Finger oder auch halben Fuß hohen Stängel, welcher ſich am Ende in verſchiedene, fünf bis acht, Blumenſtiele theilt. Um dieſe herum ſtehen fünf große, eyförmige, eingekerbte Deckblätter, welche die allgemeine Hülle ausmachen. Das weiße Blumenblatt zeiget nichts drüſichtes. Der Kelch iſt allemal größer als dieſes und verlängert ſich noch mehr, wenn dieſes abgefallen und die Frucht zunimmt. Dieſes Sommergewächſe erzieht man auf dem Miſtbeete aus dem Saamen, welcher auch bey uns reif wird. Die ausgefallenen Saamen geben zwar auch öfters neue Pflanzen, doch kann man ſich darauf nicht verlaſſen.

2) Der großkelchichte Mañsharniſch mit langen Stielen, Androſace elongata L. wächſt in Oeſterreich und Sibirien, und iſt der vorigen Art ganz ähnlich; der Kelch aber behält ſeine Größe, welche er bey der Blüthe hatte, welche allemal größer, als das Blumenblatt iſt, und wird, wenn die Frucht wächſt, nicht größer,

hingegen verlängern ſich die Stiele nach dem Verblühen, und wenn die Frucht zunimmt, werden ſie faſt ſo lang, als der Stängel ſelbſt.

3) Der kleinkelchichte Mannsharniſch mit glatten Blättern, Androſace ſeptentrionalis L. wächſt auf den Alpen von Lapland und Rußland. Die fäſerichte, zarte Wurzel treibt viele, dicht über einander gelegte, und auf der Erde aufliegende, kleine, lanzenförmige, eingekerbte, glatte Blätter und einen niedrigen Stängel, welcher ſich in viele Blumenſtiele endiget. Der Kelch iſt ecklicht und kürzer als das kleine weiße Blumenblatt, wird auch nicht größer, wenn die Frucht wächſt. Es iſt dieſe Art in hieſigen Gärten zweyjährig; weil aber die Wurzelblätter ganz nahe auf der Erde und dicht über einander liegen, verfaulen ſolche öfters mit der Wurzel zugleich, daher das Auswintern einige Aufſicht verlangt; man muß die Pflänzchen in lockere Erde ſetzen, ſparſam begießen, und den Winter über in ein gemeines Glashaus ſtellen. Die durchgewinterten Stöckchen blühen zeitig im Frühjahre und geben vielen reifen Saamen, welcher ſich auch ſelbſt ausſäet.

4) Der rauche Mannsharniſch, Androſace villoſa Linn. wächſt in der Schweiz und in Cärnthen. Die zarte Wurzel geht tief in die Erde und dauert einige Jahre. Die Wurzelblätter ſind länglicht, ſtumpf oder ſpitzig und mit einem weißen wollichten Weſen beſetzet. Der Stängel iſt ohngefähr einen Finger hoch, und etwas weniges wollicht; die allgemeine Hülle beſteht aus länglicht zugeſpitzten haarichten Blättchen. Ohngefähr ſieben, auch wohl nur drey Blumenſtiele ſitzen auf dem Stängel, und ſind kaum länger als die Blätter der Hülle. Das Blumenblatt iſt weiß, und in der Mitte gelb oder röthlicht; die Lappen ſind eingekerbet, und zwiſchen ſelbigen ſitzen fünf Falten und fünf Drüſen, mithin iſt unſere Art nach Hrn. von Haller eine Aretia. Das Saamenbehältniß iſt der Länge nach mit fünf Striefen bezeichnet. Die Wartung wird mit der vorigen übereinkommen.

Die beyden andern Arten übergehen wir, bemerken aber noch, wie Herr Schreber eine beſondere Art unter dem Namen wohlriechender Mannsharniſch, Androſace odoratiſſima, beſchrieben, welche in Cappadocien wächſt und durch die dreyeckichten, gefranzten Blätter und rauchen Blumenkelche, nebſt deren ſtarkem Geruche ſich von allen unterſcheidet.

Mannsſchild.

S. Mannsharniſch.

Mannstreu.

Obgleich dieſer Name abergläubiſch klingt, wollen wir ſolchen doch lieber behalten, als mit Herr Planern Ellend dafür erwählen. Die gemeine Art des Geſchlechtes Eryngium führet zwar beyde Namen; der erſte aber iſt, wenigſtens bey uns, gewöhnlicher, als der letzte. Viele Blumen ſtehen dichte bey einander und ſtellen ein Köpfchen vor; ſie ſitzen, nach Art der zuſammengeſetzten, auf einem gemeinſchaftlichen, und mit Spelzen verſehenen Blumenbette platt auf, und ſind von einer gemeinſchaftlichen vielblätterichten Hülle umgeben. Die Blume und Frucht kömmt mit den doldenförmigen überein. Fünf Kelchblättchen ſitzen auf dem Fruchtkeime und ſind länger als die fünf Blumenblätter, welche mit dem ſpitzigen Ende ſich rückwärts biegen. Die fünf Staubfäden und zween Griffel ragen über die Blumenblätter hervor. Die Frucht beſteht aus zween länglichtrunden, mit einander vereinigten Saamen. Herr v. Linne' führet neun Arten an. Die bekannteſten ſind:

1) Apotheker Mannstreu mit vielfach abgetheilten Wurzelblättern; Radendiſtel, Lauchdiſtel, Laufdiſtel, Brackendiſtel, Brachdiſtel, Ellendwurzel, Stechwurzel, Eryngium officin. Eryngium campeſtre Linn. wächſt häufig an ungebauten Oertern, und blühet im Brachmonathe. Die dauernde, dicke, lange, ſchwärzlichte und oberwärts mit Borſten beſetzte Wurzel treibt viele, harte, gleichſam trockne, geſtielte Blätter, welche nach Art der gefiederten in Lappen, dieſe wieder in kleinere abgetheilet, und die letztern Einſchnitte ſpitzig und ſtachlicht ſind. Der Stängel wird ſelten einen Fuß hoch; die Zweige ſtehen ausgebreitet, und ſind mit wenigen plattaufſitzenden Blättern umgeben, und dieſe in kleinere Lappen abgetheilet. Die Blätter der allgemeinen Hülle ſind länglicht, oder pfriemenartig, und ragen über den Blumenkopf hervor. Die, zwiſchen den Blumen befindlichen, Spelzen ſind hart, eyförmig zugeſpitzet und ſtachlicht, und die Blumen weißlicht. Die friſche Wurzel ſchmecket zwar ſüßlicht, doch kann man beym Kauen etwas von einer Schärfe bemerken. Ehedem wurde ſelbige mehr, als jetzo geachtet. Die Urſache aber liegt wohl darinnen, daß man alte und mehr holzichte Wurzeln einſammelt, und dieſe noch von den Würmern durchfreſſen läßt; von dergleichen iſt nichts zu hoffen. Die jungen, ſaftigen Wurzeln friſch, oder auch gehörig getrocknet, und in Tränken verbrauchet, werden ſich gewiß kräftig bezeigen. Die

jungen Sproſſen können im Frühjahre zum Salat dienen.

Es iſt ſolche von Alters her zu den fünf kleinen eröffnenden Wurzeln gerechnet worden, und ſie kann auch die dicken zähen Säfte auflöſen, und die Verſtopfung der Eingeweide verbeſſern. Sonderlich hat man ſolche als ein urintreibendes Mittel, auch wider den Stein, ingleichen zur Beförderung der monathlichen Reinigung empfohlen. Den Trieb zum Beyſchlafe zu erwecken, und ſolchen mit Nachdruck zu unternehmen, wird man von dieſer Wurzel ſo wenig, als von andern, aus gleicher Abſicht gerühmten Mitteln, jemals erhalten können. Die friſch mit Zucker überzogene Wurzel wird auf die Zunge allein wirken, auch wohl ſchwerlich bey dem Saamenfluſſe nützlich ſeyn.

2) Blaue Mannstreu mit dreylappichten Blättern, Eryngium amethyſtinum L. wächſt in Steyermark. Die ganze Pflanze iſt gleichſam bläulicht gefärbet. Die Wurzel dauert viele Jahre. Die Wurzelblätter ſind in drey Lappen, und am hintern Theile federartig abgetheilet. Die Blättchen, welche die allgemeine Hülle ausmachen, ſind länger als der Blumenkopf, lanzetförmig, und mit pfriemenförmigen Borſten vermiſchet. Scopoli hält dieſe und die vorherſtehende nicht für wirklich unterſchiedene Arten, indem nur die Blätter mehr oder weniger zerſchnitten ſind, auch die erſte, wenn die Stöcke ſich dem Untergange nähern, bläulicht angelaufen ſcheinen.

3) Meermannstreu mit rundlichten gefaltenen Blättern, Eryngium maritimum Linn. wächſt in dem ſandigen Meerſtrande in verſchiedenen Ländern Europens. Die Wurzel iſt ausdauernd. Die ganze Pflanze iſt gleichſam gepudert. Der Stängel bleibt niedrig und treibt wenig Zweige. Die Blätter ſind rundlicht, am Rande gefalten und ſtachlicht; die Blumenköpfe geſtielet; die Blättchen der allgemeinen Hülle eyförmig, und nicht merklich länger als der Blumenkopf, und die Borſten zwiſchen den Blumen mit drey langen Spitzen verſehen. Die Wurzel beſitzt die Kräfte der erſten Art, wird in Seeland von den Armen geſpeiſet, und Herr von Linné in der Gotländiſchen Reiſe S. 166. berichtet, wie die Schößlinge, wenn ſie noch unter dem Sande ſtecken, ſo dicke wie Spargelkeime geweſen, und ſowohl roh, als gekochet, gut geſchmecket, auch die Abſonderung des Urins merklich vermehret haben. Wir unterhalten dieſe Pflanze ohne beſondere Wartung im Scherbel, und ſetzen ſie den Winter über in ein gemein Glashaus, erhalten aber ſelten Blumen.

4) Platte Mannstreu mit eyförmigen Blättern, Eryngium planum, wächſt in Rußland, Pohlen, Oeſterreich. Der ſteife, geſtreifte Stängel treibt viele bläulichtglänzende Zweige. Die Wurzelblätter ſind breit, platt, ungleich eingekerbet; die Blättchen der Zweige gefiedert und mit ſteifen weißen Zähnen beſetzet. Auch die zwiſchen den Blumen befindlichen Borſten ſind gefiedert, die Blättchen der Hülle aber lanzetförmig, ſtachlicht, die Blumenköpfe langgeſtielet, und die Blumen ſelbſt blau oder weiß.

5) Schmalblätterichte Waſſermannstreu, Eryngium aqualicum L. wächſt in Virginien. Die Wurzel iſt ausdauernd. Die Blätter ſind ſchmal, lang, degenförmig, am Rande ſägeartig ausgezahnet, und die Zähne mit einem ſchwachen und zarten Stachel geendiget. Der Stängel erreichet ohngefähr zween Fuß Höhe, und theilet ſich oben in einige Stiele, worauf die Blumenköpfe ſitzen. Die Blättchen der allgemeinen Hülle, wie auch die Schuppen zwiſchen den Blumen ſind völlig ganz. Die Blumen fallen aus dem weißen ins blaue. Die Unterhaltung kann wie mit der dritten Art angeſtellet werden. Doch ſind dieſe Stöcke zärter, beſonders wenn ſie noch jung ſind, und verlangen alsdenn auch mehr Wärme.

6) Stinkende Mannstreu, Eryngium foetidum L. wächſt in Virginien, Jamaika und Surinam, und iſt nur jährig. Die Wurzelblätter ſind lanzenförmig, eingekerbet, und mehr weich als ſtachlicht anzufühlen; der Stängel iſt einen Fuß hoch, und vertheilet ſich in Zweige; die Blätter an den Zweigen ſtehen einander gegenüber, ſitzen platt auf, oder umgeben die Zweige faſt gänzlich, ſind in drey Lappen zerſchnitten, und mit einem purpurfärbigen Stachel geendiget; der Blumenſtiel treibt aus dem Winkel der Zweige; die Hülle beſteht aus ſechs lanzetförmigen, ſtachlichten Blättchen, welche länger als der Blumenkopf ſind. Das Blumenbette iſt walzenförmig; die Spelzen ſind ſchmal, ſpitzig, und halten mit den Blumen einerley Länge. Die Blumenblätter ſind weißlicht, und die Saamen mit kleinen Kügelchen beſetzet. Die ganze Pflanze hat einen heftig ſtinkenden Geruch, und wird ſogar von den Schlangen verabſcheuet. Dieſe muß man jährlich aus den Saamen auf dem Miſtbeete erziehen, und einige Pflanzen im Scherbel unterhalten, damit man ſolche gegen den Herbſt in das Glashaus hinter die Fenſter ſetzen könne, um deſto ſicherer reifen Saamen zu erhalten.

Manometer.

Ein Werkzeug, deſſen man ſich bedienet, um die Veränderungen zu bemerken, welche die Luft in Anſehung ihrer Dichtigkeit leidet. Ein ſolches Werkzeug, welches einige Schriftſteller im Deutſchen auch Luftmeſſer nennen, iſt zuerſt von dem berühmten Otto von Guericke, welcher die Luftpumpe erfunden hat, ohngefähr gegen das Jahr 1661 angegeben worden. Es beſteht in einer metallenen oder gläſernen Kugel, deren Diameter nicht viel weniger, als einen Schuh betragen darf, weil ſonſt das Inſtrument nicht empfindlich genug iſt. Dieſe Kugel wird von Luft leer gemachet, alsdenn feſt verküttet, damit keine Luft von außen hineindringen kann, und an einem Wagebalken aufgehangen. Auf die andere Seite des Wagebalken hängt man ein eben ſo ſchweres Gegengewicht, das aber ſo klein als möglich ſeyn muß, und daher gemeiniglich von Gold oder Bley gemachet wird. Wird nun die Luft dicker, ſo ſinkt das Gegengewicht, wird ſie aber dünner, ſo ſinkt die Kugel, weil ſie in einer dickern Luft mehr, als in einer dünnern, von ihrer Schwere verliert. Damit ſich auch das Steigen und Sinken der Kugel deſto genauer bemerken läßt, wird gemeiniglich in der Mitten des Wagenbalkens ein Züngelchen und oben ein Quadrant befeſtiget, auf welchem das Züngelchen den Grad des Steigens und Sinkens der Kugel anzeiget.

Ein anderes Manometer, welches aber noch unvollkommener, als das Guerickſche iſt, wird von Varignon in den Schriften der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vom J. 1705. beſchrieben. Man nimmt hierzu eine gläſerne Röhre, welche in der Mitten umgekrümmet, an beyden Enden aber offen, und auf der einen Seite, die man wie ein Zickzack zu biegen pfleget, mit einem Bauche verſehen iſt. Dieſe Röhre füllet man zum Theil mit einer flüßigen, gefärbten Materie, ſchmelzt hierauf das bauchichte Ende zu, und dehnet das andere Ende, welches man offen läßt, in eine dünne Spitze aus, damit die Ausdünſtung der flüßigen Materie verhindert wird. Das Steigen und Fallen der flüßigen Materie, welches aber auch vom Drucke der Luft herrührt, zeiget einigermaßen die Veränderung in der Dichtigkeit der Atmoſphäre an.

Manta.

Mantelfiſch; ein Fiſch in Südamerika, von großer Stärke, den Perlenfiſchern höchſt gefährlich, daher das Geſpenſt genannt. Richter. Man findet davon in den S. A. Reiſ. B. IX. S. 99.

und 137. folgende Nachrichten:

Die Taburonen oder Hayen, und die Tintoreren, oder Dintenfiſche, welche von ungeheurer Größe ſind, pflegen ſich ordentlich mit den Leibern der Perlenfiſcher zu nähren. Die Mantes oder Plattfiſche, wickeln ſie in ihren Körper ein, und erdrücken ſie, oder preſſen ſie mit ihrem ſchweren Körper an den Grund. Es ſcheint, daß dieſer Fiſch mit gutem Grunde, nämlich wegen ſeiner Geſtalt und Eigenſchaft, den Namen Manta, oder Mantelfiſch, erhalten habe. Denn er ſieht nicht nur, in ſeiner ganzen Ausdehnung und Größe, einem Mantel einigermaaßen gleich; ſondern er thut auch dasjenige, was man ſonſt mit einem Mantel zu thun pfleget, oder thun könnte. Er wickelt ſich nämlich um den Menſchen, oder ein anderes Thier, welches er ergreift, und drücket es dergeſtalt zuſammen, daß es bey dieſer gewaltigen Preſſung erſticken und umkommen muß. In der Geſtalt gleichet dieſer Fiſch einem Rochen, außer daß er ungleich größer iſt. ꝛc. An der Küſte, und in dem, zur Stadthalterſchaft Gvayaqvil gehörigen Meerbuſen, wurden vor Alters Perlen gefiſchet; dieſes hat aber ſeit vielen Jahren völlig aufgehöret, weil die Mantelfiſche, eine Art von Plattfiſchen, und die Hayen oder Tintoreren, wovon ſchon gedacht worden, daſelbſt ſo häufig gefunden werden. — Von der Menge dieſer Fiſche, die an dieſer Küſte gefangen werden, hat vielleicht der Meerbuſen ſelbſt ſeinen Namen erhalten.

Mantel.

Bey den Conchylien kömmt dieſer Name öfters vor. Beſonders werden diejenigen Kammmuſcheln, welche ungleiche Ohren haben, Mäntel genennet; indem ſolche wie ein ausgebreiteter Mantel ausſehen, und die Ohren den Kragen, die Strahlen aber die Falten vorſtellen ſollen. Dieſe machen die zwote Ordnung dieſes Geſchlechtes aus, welche außer dem Königsmantel, Corallendoublet, Katzenfuß und Sonnenzeiger nachfolgende Arten enthält:

1) der Sommermantel, Oſtrea pellucens L. Beyde Schalen ſind einander gleich, dünne, durchſichtig, ihre Fläche mit löffelartigen Schuppen und neun glatten Strahlen beſetzet. Die Farbe iſt hoch- und braunroth, auch pomeranzenfärbicht, oder bunt. Man erhält dergleichen aus dem ſüdlichen Meere. Weil dieſer Mantel dünne iſt, hat Herr Müller obigen Namen erwählet.

2) Blutmantel, Oſtrea ſanguinea L. Die zwo gleichen,

aber nur halbgeöhrten, etwas rauhen Schalen ſind mit zwey und zwanzig rauhen Strahlen bezeichnet, und ſchön blutroth, jedoch zuweilen auch etwas bläſſer, oder violet und gelb. Das ſüdliche Meer iſt der Aufenthalt.

3) Der bunte Mantel, Oſtrea varia L. Die zwo gleichen Schalen zeigen nur ein Ohr, und ſind mit zwanzig bis dreyßig, manchmal rauhen, öfters auch ganz glatten Strahlen zart und fein geribbet. Die Farbe iſt ſehr verſchieden. Meiſtentheils erhält man dergleichen aus Amerika, auch aus dem ſüdlichen Meere.

4) Das Mäntelchen, Oſtrea puſio L. An Verſchiedenheit der Farben und Anzahl der Ohren gleichet dieſe Art der vorherſtehenden; iſt aber viel kleiner, glatt, und mit vier und zwanzig drathförmigen Strahlen bezeichnet. Kömmt aus dem ſüdlichen Meere.

5) Der glatte Mantel, Oſtrea glabra L. Die Schalen und Ohren ſind einander gleich, mit zehn flachen, glatten Strahlen beſetzet und die innern mit doppelten Strichen erhaben. Es giebt im mittelländiſchen Meere rothe, auch auf andere Art gefärbte.

6) Der Reiſemantel, Oſtrea opercularis L. Die beyden Schalen ſind dicke, jede zeiget zwanzig Strahlen, welche durch Kreuzſtriche rauh gemachet werden. Beyde Schalen ſind bäuchicht, aber einander nicht gleich. Gemeiniglich ſind ſie pomeranzenfärbicht, und daher heißet auch dieſe Art Orangemantel; man findet aber auch in den mittägigen Gegenden des Weltmeeres citrongelbe und roſenrothe.

7) Adamadoublet, Oſtrea gibba L. Eine ſehr bäuchichte Mantelmuſchel, mit zwo gleichen, mehrentheils rothen Schalen, zwanzig glatten Ribben, und zwey kleinen, aber faſt gleich großen Ohren; Weſtindien iſt das Vaterland. Die Benennung deutet auf den ehemaligen Beſitzer dieſer Muſchel.

Die Jägertaſche und der Jägermantel werden zwar auch von einigen zu den Mantelmuſcheln gerechnet, beyde aber gehören wegen der beyden gleichen Ohren zu den Doſen.

Mantel wird auch ein beſonderer Theil der ſchalichten Erd- und Waſſerſchnecken genennet; bey einigen Schriftſtellern heißt ſolcher die Haube oder der Kranz; doch bedeutet die letzte Benennung gemeiniglich nur den äußerſten Rand des Mantels, ſo mittelſt der vielfach zuſammengerunzelten und äußern Haut einer Wulſt gleichet. Es iſt dieſes ein merkwürdiger Theil dieſer Thiere und beſteht aus einer muſculöſen, aber gemeiniglich ſehr dünen Haut, die

die bey den Schnecken aus einem Stücke beſteht, bey den Muſcheln aber ſich in zwey Blätter theilet. Bey einigen bedecket ſie die innern Wände der Schale, und geht nur als eine, in die Länge durchſchnittene Röhre heraus, welche ſich auf die linke Seite zurückleget. Bey andern iſt ſie größer und umgiebt zugleich die äußern Schalen ſo genau, daß man ſie dem Anſehen nach für Schalthiere halten ſollte. Ueberhaupt iſt die Geſtalt dieſes Mantels ſehr verſchieden, und zugleich nach den Bewegungen des Thieres ſehr veränderlich. Bey einigen iſt ſolcher mit kleinen fleiſchichten Fäden beſetzet, die beweglich ſind und ſich erheben, wenn das Thier unter dem Waſſer iſt, außer dem Waſſer aber ſich zuſammenziehen, und alsdenn wie kleine Warzen ausſehen. Es ſcheint der Mantel das Eindringen des Waſſers zu verhindern, oder auch das eingedrungene Waſſer zurückzuhalten, und überhaupt das Schwimmen zu befördern. Auf dem Mantel bemerket man auch die Luftröhren. Die Schnecken haben nur eine, deren Oeffnung an der Seite des Mantels gefunden wird, die Muſcheln hingegen haben auf ihrem Mantel ſehr oft zwo ſolche Luftröhren, von welchen wir bey der allgemeinen Beſchreibung der Muſcheln und Schnecken weiter handeln werden.

Marcaſit.

Marcaſita, Druſa pyritacea. Unter dieſem Namen, der ſo vielerley Bedeutungen hat, iſt eigentlich jetzo nichts anders, als diejenige Kiesart zu verſtehen, welche in eckichter und cryſtalliniſcher Geſtalt zum Vorſchein kömmt, und eben das iſt, was einige unter dem Namen Kiescryſtalle anzeigen. Die Figur deſſelben iſt ſehr verſchieden; er wird vier, ſechs, acht, zehen, zwölf, vierzehneckicht und auch ungleichſeitig gefunden. Der Marcaſit kann zwar unter die Eiſenkieſe geſetzet werden, iſt aber kein reiner Eiſenkies, ſondern enthält allezeit außer Eiſen und Schwefel zugleich auch Kupfer. S. Kies. Was die andern Bedeutungen betrifft, ſo wird von einigen darunter auch der Wißmuth verſtanden, und alsdenn Marcaſita argentea lunaris, iouialis und plumbea genennet, ſo wie bey einigen der Zink Marcaſita aurea heißt. Paracelſus benennet alles Erz, was die Bergleute Kies heißen, Marcaſit, und bey einigen wird dem Spiesglaskönig der Name Marcaſita alba beygeleget. Jetzt verſteht man darunter nur den cryſtallförmigen Schwefelkies, wie bereits angemerket worden, und man thut wohl, daß man dieſen Namen keiner andern metalliſchen Subſtanz giebt.

Marcgravia.

Einem Deutſchen, George Marcgrave von Liebſtad, welcher im vorigen Jahrhunderte einen groſſen Theil von Amerika durchreiſet, und die Naturgeſchichte Braſiliens hinterlaſſen, hat Plumier dieſes Andenken geſtiftet, und eine gar beſonders geſtaltete amerikaniſche Pflanze mit deſſen Namen beleget. Es iſt eine kriechende Schmarotzerpflanze, welche durch Hülfe anderer Pflanzen in die Höhe ſteiget. Die geſtielten, wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind eyförmig zugeſpitzet und völlig ganz. Die Blumen ſtellen eine Dolde vor, indem auf der Spitze der Zweige viele gleichlange, in einen Kreyß geſtellte Stiele ſtehen, deren jeder eine Blume trägt. In der Mitte dieſer Stiele ſtehen beſondere Honigbehältniſſe, welche die Geſtalt einer Kappe haben, und dem obern Blumenblatte des Eiſenhüttlein ähnlich ſind. Der Kelch beſteht aus ſechs rundlichten, vertiefſten Blättchen, welche über einander liegen, und davon die beyden äußerlichen größer als die übrigen ſind. Das Blumenblatt iſt eyförmig, völlig ganz, oder vielmehr verſchloſſen, und fällt nebſt den Kelchblättchen zeitig ab. Viele kurze Staubfäden umgeben den Fruchtkeim, auf welchem, ohne Griffel, der köpfichte, ſtehenbleibende Staubweg ſitzet. Die Frucht iſt eine kugelförmige, lederartige Beere, welche ſich in viele Klappen öffnet, und viele, mit kleinen Saamen und einem fleiſchichten Weſen erfüllte, Fächer zeiget. Außer ihrem Vaterlande wird dieſe Pflanze wohl ſchwerlich anzutreffen ſeyn.

Marder.

Muſtela martes Linn. Dieſes vierfüßige Thier aus dem Wieſelgeſchlechte hat einen kleinen, dreyeckichten Kopf, eine ſpitzige, mit einem Schnurbarte verſehene Schnauze, kurze und runde Ohren, eine lange, glatte Zunge, welche mit ſpitzigen, aber weichen und rückwärts gekehrten Warzen beſetzet iſt, einen länglichen Körper, ſehr niedrige Füße, welche mit fünf, halb verwachſenen Zehen verſehen ſind, und einen langen, haarichten Schwanz. Die Länge des Körpers beträgt beynahe anderthalb Schuh, und die Länge des Schwanzes ohngefähr eilf Zoll.

Man findet von dieſen Thieren zweyerley Gattungen, wovon ſich die eine in alten Häuſern oder zwiſchen den Steinritzen, die andere aber auf den Feldern und in den Wäldern aufhält; daher man jene Haus- oder Steinmarder, dieſe aber Feld- oder Waldmarder zu nennen pfleget. Doch wird der Hausmarder auch von einigen Schriftſtellern unter dem Namen Buchmarder angeführet, weil man

man ihn bisweilen in den Buchwäldern antrifft. Der Hausmarder iſt gemeiniglich etwas kleiner und hat eine weiße Kehle, da hingegen die Kehle des Feldmarders gelb iſt. Der Hausmarder hat zweyerley Haar. Das eine iſt überaus weich, faſt wie Pflaumfedern, und von ſehr blaſſer aſchgrauer Farbe; das andere iſt länger, auch dicker und bis auf die halbe Länge, von der Wurzel an gerechnet, ebenfalls aſchgrau, oberwärts aber dunkelbraun. Das Haar auf der Bruſt und auf dem Unterleibe iſt nicht ſo braun, aber aſchgrauer, als auf dem Rücken. Die Füße und der Schwanz ſind ſchwärzlich. Dieſe Thiere haben ein eßbares Fleiſch, welches aber, ſo wie ihre Excremente, ein wenig nach Bieſam riecht; denn am After befinden ſich Bläschen, wie bey den Zibetkatzen, worinnen eine flüßige Materie abgeſondert wird, welche dieſen Geruch verurſachet. Ihre Nahrung beſteht in Tauben, Hühnern, auch andern Vögeln und ihren Eyern. Wenn es ihnen an dergleichen Speiſe fehlet, ſo pflegen ſie Mäuſe, Ratten, Maulwürfe und dergleichen Thiere aufzuſuchen. Sie freſſen auch verſchiedene andere Sachen; vorzüglich lieben ſie den Honig und den Hanfſaamen. Sie ſchlafen gemeiniglich den Tag über und gehen nur des Nachts auf Raub aus. Sie klettern an den Mauern, welche nicht gut beworfen ſind, ſehr leicht hinauf und ſind deswegen gefährliche Feinde für die Taubenſchläge und Hühnerſtälle. Zu ihrem Lager pflegen ſie ſich gemeiniglich einen Heuboden, oder ein Loch in einer alten Mauer, auch Felſenritze oder hohle Bäume auszuſuchen und darein Stroh, Moos oder Kräuter zu tragen. Sie bringen drey bis vier, bisweilen auch ſechs und ſieben Jungen auf einmal zur Welt, welche faſt in einem Jahre ihre völlige Größe erlangen. Ihr Fell wird zu Pelzwerk gebrauchet.

Der Feldmarder, welcher in den nördlichen Ländern am häufigſten, in ſehr warmen Gegenden aber gar nicht gefunden wird, heißt auch ſonſt Tannenmarder, weil er ſich am liebſten auf den Tannen aufhält. Er iſt ein wenig größer als der Hausmarder, hat auch etwas längere Füße und viel feinere Haare, welche gemeiniglich blaßbraun und gelb ſind. Es giebt auch, ſonderlich in Amerika, Feldmarder, die einen rothgelben Pelz haben und deswegen Goldmarder genannt werden. Man ſchätzet ein ſolches Fell faſt eben ſo hoch, als ein Zobelfell, wie man denn überhaupt die Felle von den Waldmardern drey- bis viermal theurer bezahlet, als Felle von Hausmardern. Die Feldmarder kommen niemals in die Häuſer, ſondern bleiben beſtändig

in den Wäldern oder auf dem freyen Felde. Sie machen ſich gemeiniglich für ihre Jungen kein Lager, ſondern bemächtigen ſich der Neſter, welche die Eichhörnchen oder die Nachteulen auf den Bäumen anlegen. Sie nähren ſich übrigens, wie die Hausmarder, von allerhand Vögeln und ihren Eyern, auch von andern kleinen Thieren.

Marentocken.

S. Miſtel.

Margarethenblümlein.

S. Gänſeſtöckchen.

Margay.

S. Tiegerkatze.

Margendreher.

S. Vogelneſt.

Margenröslein.

S. Lychnis.

Margoſſy.

Unter dieſem Namen führet Barchnitz in ſeiner oſtindianiſchen Reiſebeſchreibung, ein Kraut an, welches bitter ſchmeckt und ſtatt des Hopfens gebrauchet wird. Es ſoll auf dem Acker, wie bey uns die Gurken, wachſen und eine Frucht tragen, welche den Jüdenkirſchen ähnlich. Das Kraut allein wird zum Bierbrauen gebrauchet; kömmt die Frucht dazu, ſo erhält das Bier eine ſtarke berauſchende Kraft. Ob dieſe Pflanze unter einem andern Namen bekannt ſey, iſt uns unwiſſend. Wir haben nur den Namen anführen wollen, damit ſolcher nicht vergebens geſuchet werde; obgleich dergleichen unbeſtimmte Nachrichten niemanden nützlich ſeyn können.

Margrantenbaum.

S. Granatenbaum.

Margriſpel.

S. Tamarisken.

Marienblümlein.

S. Gänſeſtöckchen.

Mariendiſtel.

S. Diſtel.

Marienflachs.

S. Federgras und Frauenflachs.

Marienglas.

S. Ruſſiſch Glas.

Marienglöcklein.

S. Glockenblume.

Marienkäfer.

S. Sonnenkäfer.

Marienkraut.

S. Fallkraut.

Marienmäntelchen.

S. Ohmkraut.

Marien=

Marienmantel.

S. Löwenfuß.

Marienmünze.

S. Frauenmünze.

Marienneſtel.

S. Katzenmünze.

Marienröslein.

S. Lychnis.

Marienſchuh.

Marienſchuh oder Marienſchühlein, Frauenſchühlein, andere erwählen dafür Venus- oder Pfaffenſchühlein, Calceolus Tourn. und Hall. Cypripedium Linn. Die Schriftſteller erwähnen zwar verſchiedene Arten, ob aber, und in wiefern ſelbige wirklich von einander unterſchieden ſind, ſcheint noch zweifelhaft zu ſeyn. Herr von Haller erwähnet nur eine, und Herr von Linné zwo Arten, nachdem dieſer einige andere, ehedem unter dieſem Geſchlechte angeführte, Arten wieder davon getrennet und unter andere Geſchlechter der Knabenkräuter eingeſchaltet hat. Bey dem Knabenkraute iſt bereits erinnert worden, wie die Schriftſteller, und ſonderlich die Herren von Linné und von Haller, in Beſtimmung dieſer Geſchlechter von einander abgehen; bey dieſem iſt das Linnäiſche Unterſcheidungszeichen, welches auch zu dem ältern Namen Gelegenheit gegeben, leicht kenntlich, und hinreichend dieſes Geſchlecht von den übrigen zu unterſcheiden. Das Honigbehältniß iſt groß, aufgeblaſen, und einem hölzernen Schuhe oder Pantoffel nicht unähnlich; daher auch Herr von Haller erinnert, wie dergleichen Schuhe ſich für eine Göttinn nicht wohl ſchickten, und der Name Cypripedium nicht wohl ausgeſonnen, und Calceolus vorzuziehen ſey. Schühlein ohne Beywort kann man im Deutſchen nicht füglich eine Pflanze nennen. Maria mag wohl keine koſtbaren Schuhe getragen haben; daher dieſer Name wohl ferner beyzubehalten. Wir wollen nur die, bey uns bekannte und einheimiſche Art beſchreiben, indem die ruſſiſche, oder ſibiriſche, Cypripedium bulboſum L. in hieſigen Gärten nicht leicht vorkommen dürfte, wie denn auch überhaupt alle Knabenkräuter in fremden Boden und Gärten nicht wohl fortkommen.

Marienſchuh mit blätterichtem Stängel, Cypripedium calceolus Linn. Die fleiſchichte, fäſerichte, ausdauernde Wurzel treibt einen einfachen Stängel, welcher ohngefähr einen Fuß hoch, mit fünf bis ſieben Blättern und einer oder zwo Blumen beſetzet iſt. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſitzen platt auf, oder umgeben vielmehr den Stängel, ſind lanzetförmig und der Länge nach gleich-

ſam

ſam geribbt. Die prächtige und beſonders geſtaltete Blume ſteht auf der Spitze des Stängels. Auf dem langen, dreyeckichten und gekrümmten Fruchtkeime ſitzen vier lange, ſchmale, kreuzweis ausgebreitete Blumenblätter, davon zwey mehr äußerlich und zwey mehr innerlich ſtehen. Zu den äußerlichen gehören das obere und untere; beyde ſind lang, lanzetförmig, gemeiniglich am Rande wellenförmig zuſammengerollt und ſchmutzig purpurfärbig. Die beyden innerlich und ſeitwärts geſtellten ſind auch lanzetförmig und zuweilen gewunden, jedoch viel ſchmäler, purpurfärbig und am hintern Theile rauch. Dieſe vier Blätter umgeben das mittlere, ausgehöhlte, weite, am Rande enger zuſammengezogene, große, unterwärts hängende Honigbehältniß, welches gemeiniglich ganz gelb gefärbet oder auch roth geſtreifet und inwärts mit haarichten Linien und Flecken beſetzet iſt. Ueber dieſem ſteht noch ein anderer Körper, welcher ſich gegen die Oeffnung des Honigbehältniſſes neiget, und wenn die Blume noch verſchloſſen, gänzlich davon bedecket wird. Dieſer beſteht aus einem beſondern geſtielten, vertieften, weißen, purpurfärbigen, geſtreiften Blättchen, zween Staubbeuteln und dem Staubwege. Die Frucht iſt, wie bey andern Knabenkräutern, beſchaffen. Die Farben der Blumen ſind veränderlich; daher verſchiedene Spielarten mit purpurfärbigen, gelben und bunten Blumen vorkommen. Dieſe Pflanze liebet einen ſtarken, etwas leimichten Boden, in welchen die Wurzel ſehr tief geht, und einen ſchattichten Stand. Will man ſolche verſetzen, ſo muß dieſes im Herbſte geſchehen und die Wurzel nicht entblößt werden, ſondern der Erdklumpe daran bleiben. Ueberhaupt iſt ſolche im Garten ſchwer zu unterhalten, und ſelten wird man davon Blumen ſehen.

Ob der rauche Marienſchuh, Cypripedium hirſutum, welchen Miller beſonders anführet, und Moccaſinblume genannt wird, beſtändig haarichte Blätter und röthlich braune Blumen trage, und für eine wahre Art anzunehmen ſey, können wir nicht beſtimmen.

Mark.

Medulla, nennt man bey den Pflanzen das zellichte Gewebe, welches in der Mitte des Stängels und der Aeſte ſich befindet, und von dem holzichten Weſen und der Rinde bedecket und eingeſchloſſen wird. Dieſes aber machet nur einen Theil des Markes aus. Es verbreitet ſich ſolches auch an andere Oerter, und man kann wohl ſagen, das Mark ſey in den Pflanzen überall zerſtreuet und allenthalben gegenwärtig. Es hat

ſolches mit dem zellichten oder höhlichten Gewebe, welches man ſo deutlich in der Rinde wahrnehmen kann, die größte Aehnlichkeit, und beydes kann füglich für einerley angenommen, und nur dem Orte nach unterſchieden werden. Wenn die zarteſten Fäſerchen der Gewächſe in verſchiedenen Richtungen und Lagen unter einander laufen, und unter ſich vereinigen, entſteht daraus ein Gewebe von den feinſten an einander hängenden Bläschen oder Höhlen, welche in verſchiedenen Pflanzen und den verſchiedenen Theilen derſelben in mancherley veränderter Geſtalt erſcheinen, und das ſo genannte ſchwammichte oder höhlichte Gewebe, contextus oder tela cellulosa, oder das Mark genannt wird. Die netzförmig unter einander verſchlungenen Faſern ſind in dem Marke feiner, als bey dem übrigen höhlichten Gewebe, und die Schläuche größer als bey dieſem. Das Mark hängt mit dem höhlichten Gewebe der Rinde genau zuſammen, und bey den Bäumen dringt das Mark durch das Holz in den Splint und machet einen Theil des netzförmigen Gewebes der Rinde ſelbſt aus. In den Pflanzen, auch den jungen Bäumen und den Aeſten nimmt das Mark den Mittelpunct ein; in alten Bäumen liegt ſolches zwiſchen den Holzzirkeln und erfüllet die Zwiſchenräume derſelben. Es durchbohret ſelbiges das Holz, und verlängert ſich ſowohl in die Zweige, als die Blätter. Die Gefäße, worinne die Säfte beweget werden, ſind nicht, wie bey den Thieren, hohl, ſondern mit einem markichten Weſen angefüllet, durch dieſes wird der Durchgang der Säfte befördert, und die Miſchung derſelben verändert. Das Mark verbreitet ſich bis in die Blüthe, und endiget ſich gleichſam in dem Saamen. Mit dem Saamen wirft die Pflanze ihre äußerſten markichten Spitzen ab, die in dem befruchteten und vollkommenen Saamen der künftigen neuen Pflanze ihren Anfang, Leben und Wachsthum geben, indem das Mark ſich in dem Herzkeime des Saamens befindet, und dieſer beym Auskeimen des Saamens in die erſte Wurzelfaſer ſich verlängert und von da wiederum durch das ganze übrige Gewächſe ausbreitet. Es iſt demnach überall in den Gewächſen und in den Theilen, welche noch wachſen und Nahrung haben müſſen, das Mark gegenwärtig und der vornehmſte und weſentlichſte Theil der Gewächſe, ohne welchen ſie das Wachsthum weder anfangen, noch unterhalten und überhaupt ohne deſſen Beyhülfe und Gegenwart nicht leben können. Wenn das Wachsthum aufhöret, vermindert ſich das Mark, und wenn die Pflanze oder ein Theil derſelben abſtirbt,

abſtirbt, vergeht ſolches gänzlich. Das eigentliche Mark hat nicht bey allen Pflanzen einerley Beſchaffenheit. Bey einigen iſt es dichte, bey andern locker. Bey vielen Sommergewächſen iſt ſelbiges ganz weich und gleichſam einem Schaume ähnlich. In den jungen Pflanzen iſt es meiſtentheils grün und ſaftig, wird aber nach und nach trockner und weiß; doch erhält ſolches auch zuweilen eine andere Farbe. In dem Nußbaume wird es braun, in andern erſcheint es röthlich oder gelblicht. Einige Pflanzen haben viel, andere wenig Mark. Der Holunder- und Feigenbaum zeigen eine ſtarke Markröhre, der Nußbaum und die Eſche eine kleinere, und bey der Eiche und dem Apfelbaume iſt ſolche am kleinſten. Bey einem jungen Triebe der Bäume iſt die Rinde dünne und der künftige Holzzirkel kaum merklich; das markichte Weſen machet den größten Theil deſſelben aus. Zuerſt iſt das Mark weich, ſaftig und grün; wenn ſich aber der Holzzirkel mehr und mehr verhärtet, wird das Mark trocken und verändert ſeine Farbe. In einem zweyjährigen Zweige iſt das Mark gemeiniglich weiß und ſcheint vertrocknet zu ſeyn. Es vermindert ſich aber immer mehr und mehr, die Markröhre wird enger, und bey mehrern Alter kann man auch an denjenigen, welche in der Jugend viel Mark hatten, kaum dergleichen wahrnehmen. Obgleich aber alsdenn kein Mark in der Mitte zu bemerken, ſo iſt doch ſolches zwiſchen den Holzringen anzutreffen, und die Beſchaffenheit dieſer richtet ſich allemal nach dem Marke, ob ſolches in der Jugend in mehrer oder weniger Menge zugegen geweſen. Bäume, welche anfangs viel Mark beſeſſen, werden jederzeit weitere und gröbere Holzringe und zwiſchen dieſen viel Mark zeigen, und immerfort weiches Holz geben; da hingegen diejenigen, welche in der Jugend eine ſchwache Markröhre haben, dichtes und feſtes Holz liefern. Das Mark iſt ein weſentlicher Theil der Gewächſe, und wenn man ſolches in ſeinem ganzen Umfange betrachtet, der vornehmſte und erſte, wodurch die andern gebildet und unterhalten werden. Das in der Mitte befindliche und von dem holzichten Weſen eingeſchloſſene muß zwar ſeine Feuchtigkeiten von der Rinde oder den Blättern entlehnen; aber weder Rinde noch Blätter würden dergleichen annehmen und weiter ſchicken können, wofern nicht die Gefäße mit einem markichten Weſen erfüllet, und dadurch zu Einſaugung und Bewegung der Feuchtigkeiten geſchickt gemachet würden. Nur ſo lange können in den Gefäßen die Säfte beweget werden, ſo lange ſolche

mit dem markichten Weſen erfüllet ſind. Zieht ſich dieſes zuſammen, leget es ſich an die Seiten der Gefäße, oder verliert ſich ſolches gänzlich, ſo wird das hohle Gefäße nur Luft, aber keine Feuchtigkeiten mehr enthalten; wie denn die meiſten Luftgefäße ehedem Saftgefäße geweſen, und dieſe deswegen in jene verwandelt worden, weil die Veränderung mit dem Marke vorgegangen. Das höhlichte Gewebe in den Gefäßen wird auch vieles zur Veränderung und Zubereitung der Säfte beytragen. Denn da die Gefäße ſich nicht, wie in dem thieriſchen Körper, bewegen, und in die Feuchtigkeiten wirken können, vielleicht auch allenthalben einerley Größe haben, und die Säfte nicht nach und nach in engere, wie bey den Thieren, getrieben und dadurch verändert werden, kann man das markichte Weſen für dasjenige Werkzeug annehmen, wodurch und worinne die Zubereitung und Miſchung der Säfte geſchieht und ſolche zu den verſchiedenen Benutzungen geſchickt gemachet werden. Man findet daher auch, daß bey vielen Rohr- und Waſſerpflanzen die Stängel und Stiele aus lauter dergleichen mit einem bläſichten Weſen erfüllten Gefäßen beſtehen, und da kein ander Mark oder ander Zubereitungswerkzeug bey dieſen Pflanzen ſtatt findet, muß man alles von den Gefäßen, oder vielmehr dem darinne befindlichen, gleichſam drüſenartigen Weſen herleiten. Dieſe Zubereitung wirket auch das ordentliche Mark, welches außer den Gefäßen ſich befindet, und deswegen ſich in alle Theile der Gewächſe verbreitet, und alle neue Theile derſelben faſt unmittelbar aus dem Marke erzeuget werden. Bey vielen Pflanzen dauert das Wachsthum nur ſo lange, als das Mittelmark zugegen iſt. Der Halm des Kornes wird inwendig hohl, wenn die Saamen zur Reife gelangen, und man findet alsdenn in der Höhle einen weißen glänzenden Ueberzug, welcher aus dem dichter gewordenen und an die Seiten gezogenen Marke entſtanden. Eben ſo wird an der Peterſilie und den meiſten doldentragenden Gewächſen der Stängel und die Zweige hohl, wenn die Blüthe ſich zeiget, oder der Saame zu reifen beginnet. Bey den Bäumen findet das nämliche, nur auf eine andere Art, ſtatt. Es verliert ſich daſſelbe nach und nach in den innern Holzringen, oder es wird trocken und unkräftig; die Faſern deſſelben vereinigen ſich genauer mit einander, und die Holzringe werden dadurch feſter, und enger an einander gebracht. Zwiſchen den äußern Holzringen, dem Baſte und der Rinde bleibt das Mark, und in dieſem geſchieht die ſtärkſte

Bewegung der Säfte, welche in dem innern ſchon ſchwächer geworden, und in dem innerſten ganz aufgehöret hat. Wenn bey den Bäumen die Blätter oder Früchte abfallen, wird man die Urſache in dem Marke ſuchen müſſen. Dieſes wird tröckner und zum fernern Durchgange der Säfte ungeſchickt werden. Das Mark wendet alsdenn ſeine Kräfte zu Erzeugung neuer Theile an. Knoſpen, Augen und Keime werden durch das Mark erzeuget, und die hierinnen gleichſam entworfenen jungen Pflanzen oder Theile derſelben werden durch Hülfe des Markes zunehmen und ſich vergrößern. Alle künſtliche Vermehrung der Gewächſe hat in dem Marke ihren Grund. Wenn an dem Auge der kleine Markkörper mangelt, wird ſolches nicht anwachſen, und das Pfropfreiß nicht bekleiben, wenn kein Mark darinne iſt. Der Zweig, welchen man in die Erde ſtecket, treibt aus dem Marke die erſten Wurzelfaſern. Nach des Herrn von Linné Lehrgebäude, welches derſelbe vom Wachsthume und Entwickelung der verſchiedenen Pflanzentheile, in den Streitſchriften, Prolepſis Plantarum, auszuführen geſuchet, iſt das Mark dem rindigen Ueberzuge gleichſam unterthan, und von dieſem hängen jenes Wirkungen ab. Der rindige Ueberzug ſuchet das Mark, ſo lange er kann, einzuſchließen, und alsdenn ſoll das Mark nur Blätter und Aeſte zum Vorſchein bringen können; ſobald aber die Rinde hierzu, wegen Mangel des Nahrungsſaftes oder anderer Urſachen, unvermögend wird, ſobald ſoll das Mark durchbrechen, und ſich in Blumen und Früchte verwandeln. Wenn man auch dieſe Mitwirkung des rindigen Ueberzuges annehmen wollte, würde doch dadurch das Anſehen und die erzeugende Kraft des Markes auf keine Weiſe vermindert werden, vielmehr daraus zu ſchließen ſeyn, daß das Wachsthum der Pflanze nicht dem rindigen Ueberzuge, ſondern einzig und allein der Ausdehnung des Markes zuzuſchreiben ſey. Bey den einjährigen Pflanzen zieht ſich gleichſam alles Mark in die Blüthe und Frucht, bey den ausdauernden und Bäumen aber bleibt ein Theil zurück, wodurch entweder aus der Wurzel oder den Aeſten neue Keime und Triebe erzeuget werden. Dieſe aber erſcheinen niemals wieder an demjenigen Orte, wo ehedem die Blume geweſen, indem das Mark in dem Saamen ſich endiget und gleichſam mit demſelben abfällt; woraus Herr Hofrath Gleditſch die beſondere Folgerung zieht, daß bey den Gewächſen nach der erſten Schöpfung, als bey welcher und durch welche die Geſchlechter

und Arten ihre Beſtimmung erhalten haben, eben deswegen keine neue entſtehen oder erſchaffen werden dürften, indem das Wachsthum jeder vorhergehenden Mutterpflanze, welche ſchon vor tauſend Jahren gelebet hat, allemal durch einen gewiſſen Antheil ihres ſelbſt eigenen Markes, welchen ſie dem Saamen abgeben müſſen, durch eben denſelben in ihren nachfolgenden Kindern hat weiter fortgeſetzet werden können, und wirklich fortgeſetzt worden ſeyn müßte. Ferner iſt auch hieraus derjenige Weg zu erſehen, durch welchen die Natur ihre ſämmtlichen Geſchlechtsarten unter den lebendigen Geſchöpfen vermehren und beſtändig, ohne eine wirkliche Ausartung, bey allen möglichen Abänderungsfällen, zu erhalten gewohnt ſey. Forſtwiſſenſchaft I. Theil 124 S.

Der merkwürdige Umſtand, wie das Mark bis in den Saamen eindringe und daſelbſt aufhöre, iſt vielleicht den Gärtnern längſt bekannt geweſen, wenigſtens gründet ſich hierauf der vermeynte Kunſtgriff, Früchte, ſonderlich Pflaumen, Kirſchen und dergleichen, ohne Nuß und Kern zu erziehen, indem ſie vorgeben, wie man nur das Mark in den Bäumen zernichten dürfte, wenn man Früchte ohne Steine haben wollte. Es würde dieſes auch gewiß geſchehen, wofern nur der Baum, wenn das Mark ganz zerſtöhret worden, Leben und Wachsthum behalten könnte. Da aber dieſes nicht möglich und bey einer wenigen Zerſtöhrung noch allemal Mark genug übrig bleibt, den Saamen zu bilden, wird man dergleichen Früchte ohne Steine niemals erlangen können. Auch Magnol behauptete, wie in dem Marke ein Saft bereitet würde, welcher vorzüglich zur Nahrung der Früchte nöthig ſey. Der Beweis von dieſer Meynung iſt zwar nicht gültig, indem nicht allein, wie derſelbe vorgiebt, diejenigen Pflanzen, welche viel Mark haben, als die Roſenſträucher, der Holunder und dergleichen, ſondern auch andere, bey welchen dieſes in weniger Menge zugegen, häufige Blumen und Saamen tragen. Indeſſen kann man doch überhaupt annehmen, daß das Mark die Säfte zubereite, woraus alle Theile der Pflanzen ernähret, jedoch nach Beſchaffenheit der Umſtände, auch in die Nutzung der Blüthe und Frucht allein verwandelt werden könne. Ein kranker Baum, der wegen ſchlechter Beſchaffenheit der Wurzel oder Rinde wenig oder gar keine Triebe zeiget, blühet am ſtärkſten und verwendet allen Saft in die Blumen. Wenn man an den ſelten blühenden Pflanzen die Blumen erzwingen will, ſetzet man ſolche in enge Kübel, worinne ſich die Wurzeln nicht hinläng-

lich ausbreiten können; in einem weiten Gefäße wird man ſtatt der Blumen junge Zweige und Blätter erhalten.

Wir haben das Mark nicht allein mit dem höhlichten Gewebe verglichen, ſondern auch beydes für einerley angenommen. Beydes hat viel Aehnlichkeit mit dem Meer- oder Waſchſchwamme, indem die vielen, wunderbar durch einander laufenden, Fäſerchen unzählige Zwiſchenräume und Höhlchen zurück laſſen. Die eigentliche Geſtalt dieſes fäſerichten Gewebes, oder der Zwiſchenräume deſſelben läßt ſich wohl nicht genauer angeben und beſtimmen. Viele behaupten, daß alles aus Bläschen beſtünde, und Hr. Miller, in der Abhandlung vom Holze, ſuchet dieſe Meynung außer allen Zweifel zu ſetzen, indem er vorgiebt, wie diejenigen, ſo ſich das Mark als vielſeitige, oder anders geſtaltete Körper vorgeſtellet, bey ihren Unterſuchungen deswegen hintergangen worden, weil ſie Durchſchnitte von gar zu groſſer Dicke betrachtet haben, da denn die vielen über einander liegenden Schichten dieſer unförmlichen Bläschen als regelmäßige Zeichnungen erſcheinen, dergleichen auch ohngefähr entſtehen, wenn man durch vielfach über einander gelegten Flor ſieht. Herr Hill empfiehlt zu dieſen Unterſuchungen vorzüglich den Wallnußbaum. Daß das Mark aus Bläslein beſtehe, hat ſchon Malpigh angenommen, aber auch zugegeben, wie ihre Geſtalt ſehr veränderlich, bisweilen rund, bisweilen vier- auch mehreckicht, und auf andere Art geſtaltet ſey. Dü Hamel hat ganz dünne Scheibchen von dem Marke aus der Linde unterſuchet, und darinnen viele, ziemlich runde Löcher wahrgenommen, in dem Weſen aber, welches dieſe Löcherchen von einander abſonderte, hat derſelbe andere, halbdurchſichtige Puncte geſehen, welche eben dergleichen Löcher zu ſeyn ſchienen, die aber mit einem dünnen Häutlein bedecket waren. Doch will derſelbe dieſe Beſchaffenheit nicht für allgemein annehmen, vielmehr zugeben, wie das Mark in verſchiedenen Bäumen und Pflanzen verſchieden ſey, wie denn auch das Mark, wenn es trocken geworden, verſchiedene Geſtalten annimmt, und ſich auf verſchiedene Weiſe bey verſchiedenen Pflanzen darſtellet. In dem Schwelgenbaume hat Hr. Grützmacher das Mark nicht blaſicht, ſondern als ein geflochtenes Werk, wie die Korbmacher zu flechten pflegen, beobachtet, und bey ſeiner Streitſchrift de Medulla Oſſium, recht ſchön abgebildet. Wir können von dieſer Abbildung einen Augenzeugen abgeben.

Mark, S. auch Knochen.

Markbaum.
S. Grenzbaum.

Markholz.
S. Schwelgenbaum.

Markſcheiden.
Markſcheidekunſt, Geometria ſubterranea, iſt eine Kunſt, welche lehret, wie die Stellen und Grubengebäude mit ihren Winkeln über der Erde abzuſtecken, wie viel höher oder tiefer ein Gang über den andern ſtreicht, und wie die Gebäude mit ihren Stollen, Schächten, Strecken, Klüften und Gängen auf einen Abriß zu bringen.

Markweide.
S. Geißklee.

Marmelbraſen.
Marmelbraſen, auch Mormelbraßem, mormyrus, ſ. Meerbraßem des Kleins, Synagris 16. und unſern Artikel, Bradem, Th. I. S. 936.

Marmor.
Marmor, iſt ein Kalchſtein von einem dichten und feſten Gewebe, ſo eine ſchöne Politur und Glanz annimmt. In den chymiſchen Verſuchen verhält ſich der Marmor, wie der Kalchſtein. Es giebt ganz weißen und bunten Marmor; welche letztere Art ſehr mannigfaltig iſt. S. Kalchſtein.

Marmorvolute.
S. Tute.

Marmoſe.
Didelphis murina Linn. Ein kleines vierfüßiges Thier aus dem Geſchlechte der Philander, welches den Namen Marmoſe in ſeinem Vaterlande, nämlich in Braſilien führet, im Deutſchen aber von einigen Schriftſtellern auch Buſchratze, oder die wilde Ratze genannt wird, weil es ſowohl in Anſehung der Geſtalt, als auch in Anſehung der Größe den Ratten ziemlich gleich kömmt. Es hat eine ſpitzige, mit langen Borſten beſetzte Schnauze, große ſchwarze Augen, breite, herunterhängende und mit dünnen Haaren bedeckte Ohren, fünf Zehen an jedem Fuße und einen überaus langen, kahlen Schwanz, der mit kleinen Schuppen beſetzet iſt, und ſich an der Spitze einwärts krümmet. Die Haare auf dem Oberleibe ſind größtentheils aſchgrau und haben bräunliche oder falbe Spitzen; der Unterleib und die Füße ſind weißlich.

Dieſe Thiere haben die Gewohnheit, ſich mit ihrem langen Schwanze an die Baumäſte zu hängen, um die vorbeyfliegenden Vögel fangen zu können. Sie ſind auch ſehr begierig nach Fiſchen und Krebſen, welche ſie mit ihrem Schwanze fangen ſollen.

Wenn es ihnen an Vögeln und Fiſchen fehlet, ſo ſuchen ſie ihren Hunger durch Baumfrüchte, Beeren oder Wurzeln zu ſtillen. Zu ihrem Lager graben ſie ſich Löcher in die Erde.

Marobel.

S. Andorn, weißer.

Maronen.

S. Caſtanien.

Marrajo.

Marraio, fr. ein Meerfiſch, mit einem ſo weiten Rachen, daß er einen Menſchen ganz verſchlingen kann. Vielleicht iſt es eben derſelbe, welchen die Franzoſen Requiem, die Holländer Haay, und die Amerikaner Tuburon nennen. Chomel.

Mars.

Dieſen Namen geben die Sternkundigen demjenigen Planeten, welcher ſich durch ſein röthliches Licht von den übrigen Planeten unterſcheidet. Er wird durch das Zeichen ♂ angezeiget und iſt ohngefähr fünfmal kleiner, als die Erde; denn ſein Durchmeſſer beträgt nur $\frac{3}{5}$ von dem Durchmeſſer der Erde. Seine Bahn, welche zwiſchen der Bahn des Jupiters und der Erde liegt, machet mit der Ecliptik einen Winkel von 1 Gr. 51 Minuten. Er durchläuft dieſelbe in einem Jahre, 321 Tagen, 23 Stunden und 30 Minuten. Auf ſeiner Oberfläche bemerket man durch gute Ferngläſer verſchiedene veränderliche Flecken, welche von Morgen gegen Abend fortrücken und nach 24 Stunden und 40 Minuten wieder an den vorigen Ort kommen; woraus man erſehen kann, daß er ſich binnen dieſer Zeit einmal um ſeine Axe dreht. Seine kleinſte Entfernung von der Sonne enthält, nach den Rechnungen der neuern Aſtronomen, 30426 und ſeine größte 36630 halbe Erddiameter, den Erddiameter zu 860 geograph. Meilen gerechnet. Wenn er der Sonne gerade gegen über oder nahe bey ihr ſteht, ſo erſcheint er in vollem Lichte; wenn er aber 90 bis 120 Gr. von der Sonne entfernet iſt, ſo ſieht er nicht völlig rund, ſondern bäuchicht aus und zwar ſo, daß der helle Theil der Sonne zugekehret iſt. Hieraus läßt ſich ſchließen, daß der Mars, ſo wie die übrigen Planeten, unter die dunkeln Körper gehöret und kein ander Licht hat, als dasjenige, was er von der Sonne empfängt.

Marſilea.

Der Italieniſche Graf, Aloyſ. Ferd. Marſigli, hat durch ſeine Schriften von der Naturhiſtorie des Meeres und des Donauſtrohmes, von Erzeugung der Schwämme und andere, auch als Stifter

der

der Bononiſchen Geſellſchaft, unter den größten Naturkündigern einen Platz verdienet, und es war billig, deſſen Andenken auch in dem Pflanzenreiche zu verewigen. Unbillig aber möchte es ſcheinen, daß man hierzu ein kleines unanſehnliches Pflänzchen gewählet, und auch bey Verwechſelung deſſelben wieder ein dergleichen unvollkommenes mit deſſen Namen beleget. Michelli hatte zuerſt einige Mooßarten unter dem Namen Marſilea in einem Geſchlechte vereiniget, welche aber nach genauer Unterſuchung mit der Jungermannie gleichförmig befunden, und vom Herrn von Linne', auch andern neuern Schriftſtellern, damit vereiniget worden. Damit aber des gelehrten Grafens Name ſogleich wieder angebracht werden möchte, hat Herr von Linne' ein anderes, von Michelli gleichfalls beſtimmtes und von demſelben Saluinca genanntes Geſchlecht damit beleget und das Andenken des Lehrers der griechiſchen Sprache zu Florenz, Ant. Maria Salvinius, vertilget. Und von dieſem ſollten wir hier handeln; da aber die drey Arten, welche Herr von Linne' anführet, klein, und nur in Sümpfen, vielleicht auch gar nicht in hieſigen Gegenden anzutreffen ſind, bemerken wir nur, wie die Oberfläche, nach Art der Farnkräuter, mit Warzen, und jede Warze mit vier ſchneckenförmig gewundenen Fäden beſetzt ſey. Dieſe hält Herr von Linne' für Staubbeutel, und nennt dieſes männliche Blumen. Nahe an der Wurzel ſitzen ein, auch zwey oder drey rundliche Behältniſſe, welche mit vielen Saamen erfüllet ſind. Herr Necker will bey dieſem Geſchlechte, wie überhaupt bey den Mooßen, keine Werkzeuge der Befruchtung gelten laſſen. Nach ſeiner Meynung ſind nirgend Staubbeutel, nirgend eigentliche Saamen anzutreffen. Die vierblätterichte Marſilea des Herrn von Linne' hat derſelbe von dieſem Geſchlechte entfernet, ein eigenes daraus gemachet, ſolches Zaluzianskia genannt, und dadurch dem wenig bekannten öffentlichen Lehrer auf der Prager Univerſität, Adam Zaluzianſky a Zaluzian, ein Denkmal aufgerichtet. S. der Churpfälziſchen Geſellſchaft Schriften. Herr von Necker ſtellet dieſen Schriftſteller unter die erſten, welche das verſchiedene Geſchlecht der Blumen erkannt haben, und er iſt auch wirklich dafür anzunehmen, obgleich einige neuere demſelben dieſe Ehre ſtreitig machen wollen. Man leſe nur das Cap. 24. Libr. I. in deſſen ſeltenen Buche, Methodus herbaria, genau, welches zu Prag 1592. gedrucket worden, und beurtheile alles nach den damaligen finſtern Zeiten dieſer Wiſſenſchaft. Auch Herr von Haller

trennet dieſe vierblätterichte Art von den übrigen, betrachtet ſolche als ein eigenes Geſchlecht und nennt dieſes Lemna, indem derſelbe den Entengrieß, oder Lemna Linn. mit dem Namen Hydrophace beleget.

Martellenbaum.

S. Myrtenbaum.

Martynia.

Johann Martin, der Kräuterkunde Lehrer zu Cambridge, hat in den Jahren 1727 bis 29 ein Verzeichniß von den um Cambridge wachſenden, auch gemalte Abbildungen von raren Pflanzen und andere Schriften herausgegeben, ſonderlich die ſchöne mit vielen Anmerkungen bereicherte Ausgabe des Virgils beſorget; deswegen Herr Houſton demſelben dieſes Andenken geſtiftet, welches auch die neuern Schriftſteller durchgehends beybehalten. Auch der Sohn, Thomas Martyn, kann hierbey erwähnet werden, indem derſelbe das Verzeichniß der um Cambridge wachſenden Pflanzen vermehret und den daſigen botaniſchen Garten beſchrieben hat. Blume und Frucht ſind von ganz beſonderer Beſchaffenheit. Der Kelch iſt fünffach eingeſchnitten. Das glockenförmige Blumenblatt zeiget eine weite, bäuchichte, unterwärts gekrümmte Röhre und einen Rand mit fünf ungleichen Einſchnitten, welche bey den Arten verſchiedentlich beſchaffen ſind. Vier krumme Staubfäden tragen vier bey einander geſtellte Staubbeutel, und zwiſchen den beyden obern ſteht der fünfte Staubfaden, welcher viel kürzer und ohne Staubbeutel iſt. Der kurze Griffel endiget ſich mit einem lappichten Staubwege. Die holzichte, lange, gekrümmte, am Ende mit einem ſpitzigen, gebogenen Fortſatze und der Länge nach mit vier gefurchten Ecken verſehene Frucht zeiget drey Fächer, öffnet ſich mit Klappen und enthält viele Saamen. Es ſind hiervon drey Arten bekannt.

1) Die jährige *Martynia* mit getheilten Stängel, Martynia annua Linn. wächſt in Amerika, ſonderlich in Veracrux. Die ganze Pflanze iſt klebricht anzufühlen und mit langen Haaren beſetzet. Die jährige, einen Finger dicke und zäſerichte Wurzel treibt einen blaßgrünen, hohlen, fingersdicken Stängel, welcher ſich in zween einander gegen über geſtellte Zweige theilet, deren jeder abermal ſich in zween andere verbreitet, und alsdenn gemeiniglich das Wachsthum aufhöret. Die Höhe der ganzen Pflanze beträgt ohngefähr zween Fuß. Die Blätter ſitzen an dem Stängel und den Zweigen paarweiſe einander gegen über, zuweilen auch mehr ein-

zeln,

zeln, ſie ſind geſtielt, rundlich, gegen den Stiel mit vorragenden Lappen verſehen, und daher herzförmig, völlig ganz, blaßgrün, runzlich, klebricht und rauch. Aus dem Zwieſel der Zweige wächſt ein langer, oberwärts etwas gebogener Blumenſtiel in die Höhe, welcher oberwärts kleine Stielchen austreibt, auf welchen die Blumen einzeln, zuſammen aber ährenweiſe ſtehen. Dieſe Theile ſind blaß mit etwas violet gefärbet, und die Haare mit einem kleinen Köpfchen oder klebrichten Tropfen an der Spitze verſehen. Bey jedem Blumenſtiele ſteht ein kleines, gebogenes, violetnes, haarichtes Deckblättchen und nahe an dem Kelche zwey andere kleinere, welche mit dem Kelche zugleich abfallen. Der Kelch iſt ziemlich weit, glockenförmig, violetfärbig, haaricht, adericht, in fünf rundliche Einſchnitte getheilet, wovon der oberſte der längſte iſt, die andern ſtufenweiſe abnehmen, und die beyden unterſten die kürzeſten aber breiter als die übrigen ſind. Das Blumenblatt iſt anſehnlich groß, unterwärts gerichtet und den lippenförmigen ziemlich ähnlich; deſſen Röhre über einen Zoll lang, von dem untern und engern Theile nach dem obern und viel weitern gebogen, grünlichgelb, mit kleinen violfärbigen Dippelchen beſprenget und überall mit zarten Haaren beſetzet. Der Rand des Blumenblattes iſt anderthalb bis zween Zoll breit, hellviolet gefärbet und in fünf ungleiche Lappen getheilt. Alle ſind rundlich, die obern dunkler violet und inwendig mit ſaffranfärbigen, und hinter dieſen mit weißen glänzenden Pünctchen beſprengt; der untere Lappe iſt der größte, am Rande wellenförmig, und mit violetfärbigen Adern durchzogen; die beyden mittelſten ſind die kleinſten und nach der Röhre zu gleichfalls mit vielen violetnen Pünctchen verſehen, dergleichen auch auf der ganzen innern Oberfläche der Röhre zu ſehen. Aus dem untern Theile der Röhre ziehen ſich fünf oder mehrere ſchwefelgelbe Linien bis an den untern Lappen, welche am Ende gleichſam mit kleinen unebenen runden Kölbchen verſehen ſind, und gleichſam gemalte Staubfäden mit ihren Staubbeuteln zwiſchen den Griffeln abbilden. Die vier wahren Staubfäden ſind ganz unten mit der Röhre des Blumenblattes verwachſen, oberwärts gebogen, zween kürzere äußerlich, und zween etwas längere innerlich geſtellet; die innern ſchlingen ſich um die äußern herum, alle ſind glatt, weiß, mit ſchönen violetfärbigen Dippelchen beſprengt; die Staubbeutel dunkelroth und der Blumenſtaub iſt blaßgelb. Der Griffel endiget ſich in zween weiße, lappichte Staubwege, beyde

ſind in der Mitte etwas eingekerbet, etwas breiter als lang, oben mit erhabenen zarten Pünctchen und mit einem feinen roſenfärbigen Rande umgeben. Die Frucht gleicht einem Gemſenhorn, hängt niederwärts, iſt durchaus mit Haaren beſetzet, einer Hand lang, rundlich, oben und unten der Länge nach mit einer Linie durchzogen, gegen die Mitte viel dicker als an den Enden und die Spitze auswärts gebogen. Sie öffnet ſich an der Spitze in zwo hornförmige Klappen, die ſich in die Höhe drehen, bis ſie ſich völlig von einander gegeben, da denn die vier Saamenfächer zum Vorſchein kommen. Die Saamen ſind ſchwarz, gleichſam mit Chagrin überzogen, auf beyden Seiten zuſammengedrückt und herzförmig. Die geöffneten Blumen geben, ſonderlich gegen Abend, einen angenehmen Geruch von ſich. Hr. Kretſchmar hat dieſe Pflanze, wegen der hornförmigen Frucht, Ceratocarpus genannt, daher auch der deutſche Name Rüſſelpflanze abſtammet. Die Lappen des Staubweges ſollen eine merkliche Reizbarkeit beſitzen, und ſich gegen einander bewegen, wenn ſie gereizet werden, welches wir zur Zeit nicht wahrgenommen. Wir haben dieſe ſeit einigen Jahren als eine wahre Zierde in den Gärten erzogen und dabey angemerket, wie der Saame lange Zeit in der Erde liege, ehe er keimet. Manchmal iſt ſolches erſt das andere Jahr geſchehen, daher man die Saamen lieber zeitig in Töpfe legen, und dieſe nachher auf ein Miſt- oder Lohbeet eingraben, und wenn die Pflanzen den Stängel zu treiben anfangen, auf das Miſtbeet in die Erde, oder auf eine ſonnenreiche und mit guter Erde erfüllte Rabatte ſetzen, anfangs mit Glocken bedecken und fleißig begießen ſoll; auf ſolche Weiſe haben wir große Stöcke und viele Blumen, auch zuweilen reifen Saamen erhalten. Hält man die Pflanzen immerfort in Töpfen, ſo bleiben ſolche klein und geben wenig Blumen und auf den reifen Saamen kann man eben ſo wenig ſichere Rechnung machen; denn das Saamenkorn, ſo ein Jahr über in der Miſtbeeterde gelegen und von ohngefähr hervorgekeimet, hat die größten Stöcke gegeben, welche auch zeitig im Sommer und bis in den Herbſt geblühet; die meiſten Blüthen fallen ohne Frucht ab. Man ſoll die erſten nicht abpflücken, dieſe geben gemeiniglich Früchte.

2) Die jährige Martynie mit ungetheilten Stängel, Martynia longiflora Linn. wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Stängel bleibt einfach, iſt ohngefähr zween Fuß hoch und etwas rauh anzufühlen. Die geſtielten, einander gegen über

über geſtellten Blätter ſind rundlich, ausgeſchweift und mit drey Nerven durchzogen. Aus dem Blätterwinkel treiben kurzgeſtielte einzelne Blumen. Bey dem Blumenſtiele ſteht ſtatt des Deckblattes eine eichelartige Drüſe, welche, nach Herrn von Linné Beſchreibung, gleichſam mit einem Griffel, und dieſer mit einem Staubwege beſetzet iſt. Der Kelch iſt ſehr klein, die Blumenröhre lang, in der Mitte etwas enger zuſammengezogen und hinterwärts auf der Rückſeite gekrümmet. Die Frucht iſt nicht merklich gehörnt, ſondern hinterwärts auf beyden Seiten mit einer ſtarken Vorragung verſehen. Die Saamen ſind klein. Man wird dieſe Art wie die vorige warten müſſen; da aber die Saamen kleiner ſind, wird man ſolche füglich auf das Miſtbeet ausſtreuen können.

3) Die daurende Martynie mit ungetheilten Stängel, Martynia perennis L. Dieſe wächſt in Neuſpanien um Carthagena. Die Wurzel iſt dicke, fleiſchicht, und theilet ſich in ſchuppichte Knöpfe, aus welchen verſchiedene, einzelne, ſaftige, ohngefähr einen Fuß hohe, purpurfärbige Stängel treiben. Dieſe vergehen nach der Blüthe, die Wurzel aber dauret fort. Die Blätter ſind dicke, länglicht, ſägeförmig eingekerbet, oberwärts rauch, dunkelgrün, unterwärts purpurfärbig. Der Stängel endiget ſich mit einer blauen Blumenähre. Man muß dieſe Art durch die Wurzel vermehren, welche aber leicht den Winter über faulet. Daher man ſelbige in lockerer ſandiger Erde halten, und den Winter über faſt gar nicht begießen; im Frühjahre aber die Töpfe in ein warmes Miſt- oder Lohbeet eingraben, und das ganze Jahr über auf dergleichen, oder doch in dem Glashauſe unterhalten ſoll.

Es haben dieſe Pflanzen, ſonderlich die zwote Art, viel ähnliches mit der Schedelnuß, und man kann die Arten von beyden Geſchlechtern leicht verwechſeln.

Marumkraut.

Katzenkraut, auch Amberkraut genannt, Marum verum, wird billig mit dem Geſchlechte Gamander vereiniget, und iſt Teucrium marum L. Dieſes immergrünende, niedrige Sträuchlein ſtammet aus dem Königreiche Valenzien ab, und iſt jetzo in den Gärten häufig anzutreffen. Es blühet bey uns im Juli. Der Stängel und die ältern Aeſte ſind holzicht, die jüngern aber wollicht; die geſtielten, einander gegen über geſtellten Blätter eyförmig, an beyden Enden ſpitzig, völlig ganz, am Rande rückwärts gebogen, und auf der untern Fläche wollicht. An den blühenden Zweigen ſtehen die Blätter mehr auf-

gerichtet, und aus eines jeden Winkel treibt ein einzelner, mit einer Blume beſetzter Stiel. Alle Blumen ſind auf eine Seite gerichtet, und ſtellen unter ſich gleichſam eine einſeitige Aehre vor. Der Kelch iſt röthlicht, mit weißlichten Haaren beſetzet, und bey der Einfügung des Stieles höckericht; die fünf Einſchnitte ſind einander faſt ähnlich. Des purpurfärbigen Blumenblattes beyde obern Einſchnitte umgeben nicht die Staubfäden und ſind etwas unterwärts gebogen; der mittelſte und größte Einſchnitt iſt ausgehöhlet, gleichſam eingekerbet und hinterwärts haaricht. Der Griffel ſteiget aufwärts und die Staubfäden neigen ſich unterwärts. Daß man dieſe Pflanze ohne viele Kunſt erhalten, und aus den Zweigen vermehren, auch den Stöcken allerley Geſtalt durch das Beſchneiden geben, und den Sommer über in der freyen Luft erhalten könne, ſolche aber an einen erhabenen Ort ſetzen, und vor den Katzen in Sicherheit bringen müſſe, und wie dieſe Thiere durch den beſondern ſcharfen und ſtarken Geruch angelocket werden, und aus Liebe, oder Haß, ſich auf den Stöcken herumwälzen und ſolche zernichten, dieſes alles iſt bekannt. Ob es gegründet ſey, daß die Katzen nur die einzeln ſtehenden Stöcke verfolgen, hingegen ſolche, wenn ſie unter andern Scherbeln und verſchiedenen Pflanzen geſtellet werden, unberühret ſtehen laſſen, muß durch Erfahrungen ferner beſtätiget werden. Wahrſcheinlicher iſt es, daß das Kraut für Marder, Iltiße und Wieſeln eine Witterung abgebe, und man dieſe Raubthiere locken und fangen könne, wenn man ein Sträuchlein davon in die Falle leget. Die ganze Pflanze, ſonderlich die Blätter haben einen ſcharfen bittern Geſchmack, und ſtarken, gewürzhaften, angenehmen Geruch, welcher Nieſen erreget, zumal wenn man die Blätter zerreibet. Die getrockneten Blätter behalten die nämlichen Eigenſchaften. Man kann daraus ein weſentliches, ſehr flüchtiges Oel ziehen, und ſolches bey Lähmungen und andern Nervenkrankheiten gebrauchen, auch alle andere Wirkungen davon erwarten, welche Majoran, Thymian und dergleichen auszurichten vermögend ſind. Man findet aber dieſe Pflanze ſelten in den Apotheken.

Marunken.

S. Pflaumen.

Marzapanfiſch.

Nach dem Geſnero in Nomencl. p. 16. iſt zwar ſonſt der Lepras Bellonii, ſein eigener rother Krammetfiſch, und unſer vierzehntes Droßelmaul, Th. II. S. 417. zu Venedig Marzapanus,

Martius Panis, wegen ſeines ſo angenehmen Geſchmacks, genennet worden; wie ſolches Jonſton, p. 44. wiederholet; doch führet derſelbe ſofort einen andern

Marzapanus, Marzapanisfiſch an, der Roſa genennet werde, weil er über und über, beſonders auf dem Rücken, roth ſey, nicht aber eben ſo roſenroth am Bauche; er zeichnet ihn auch, Tab. XIV. fig. I. dergeſtalt ab, daß er ſich von dem Lepras Attagenus, und Scarus Varius des Rondelet, in Anſehung des tiefgetheilten gabelförmigen Schwanzes, gänzlich unterſcheidet.

Maſcovad. S. Zucker.

Maſeran.
S. Majoran.

Maſeren.
S. Ahorn und Platanus.

Maſern, weiße.
S. Porzellane.

Maslac. S. Bangue.

Masliebe.

Herr Planer wählet Maſſüſſel, andere Kugelblume zum Geſchlechtsnamen. Globularia Tourn. und Linn. Man kann die Blume als eine zuſammengeſetzte betrachten, nur ſind die Staubbeutel nicht, wie bey dieſen gewöhnlich, in einen walzenförmigen Körper verwachſen. Ein gemeinſchaftlicher, ſchuppichter Kelch umgiebt viele, dichte bey einander ſtehende, gleichförmige Blümchen, welche alle auf einem länglichten und mit Spelzen beſetzten Blumenbette ſtehen. Jede hat ihren eigenen, röhrenförmigen, fünffach eingekerbten Kelch, und ein Blumenblatt, welches in fünf Einſchnitte getheilet iſt, wovon zween ſchmälere und kürzere die Oberlippe, und drey größere, einander ähnliche, die untere vorſtellen; ferner vier Staubfäden mit ſo viel einzeln Staubbeuteln, und einen einfachen Griffel mit ſtumpfen Staubwege. Nach jeder Blume folget ein eyförmiger Saame, welcher von dem eigenen Kelche eingeſchloſſen iſt. Herr v. Haller merket an, wie die Blätter aller, wenigſtens ihm bekannten Arten, bey dem Trocknen ſchwarz würden. Herr von Linné führet ſieben Arten an. Wir bemerken davon:

1) die ſtrauchartige Masliebe mit dreyzackichten Stängelblättern, Frutex terribilis, Globularia Alypum L. wächſt in Italien, auch um Montpellier, an Felſen und Klippen. Iſt ein Strauch etwan einer Ellen hoch; die zarten zerbrechlichen Zweige ſind mit einem braunrothen Häutlein bedecket; die Blätter ſtehen ohne Ordnung; einige ſind den Myrtenblättern gleich, und völlig ganz

ganz, andere werden oben breit, und endigen ſich mit drey Spitzen, wie ein Dreyzack; und dieſe Beſchaffenheit der Blätter findet bey den meiſten Arten ſtatt, deswegen es ſchwer fällt, nach dieſen die Unterſcheidungszeichen der Arten zu beſtimmen. Die größten Blätter ſind bey dieſer Art ohngefähr einen Zoll lang, und drey oder vier Linien breit, hellgrün und dicke. Jeder Zweig trägt eine, ſelten zwo violetfärbige Blumen. Nach Cluſius Berichte, gebrauchen die Markſchreyer in Andaluſien den abgekochten Trank von dieſem Strauche in der Liebesſeuche, und in Frankreich ſtatt der Senesblätter zum purgiren. Es ſoll aber dieſer heftig wirken, und leicht gefährliche Folgen nach ſich ziehen; weßwegen auch die Pflanze, der fürchterliche Strauch genennet worden. Die Vermehrung kann durch Zweige geſchehen. Die Stöcke hält man im Scherbel und ſetzet ſolche den Winter über in ein gemeines Glashaus.

2) Krautartige Masliebe mit dreyzäckichten Wurzelblättern, Globularia vulgaris L. wächſt in dem mittägigen Europa. Viele kleine, feſte, kurzgeſtielte, eyförmige, am Rande völlig ganze, an der Spitze in drey kleine Zäckchen abgetheilte Blätter liegen auf der Erde, und ſtellen dichte, immergrünende Röschen vor. An vielen ſind die Zäckchen kaum merklich, und das Blatt endiget ſich nur mit einer zarten grannenartigen Spitze. Der einfache Stängel wird ohngefähr einen halben Fuß hoch, iſt der Länge nach mit vielen plattanſitzenden, wechſelsweiſe geſtellten, länglicht lanzetförmigen, völlig ganzen Blättern, und am Ende mit einem kleinen Blumenknopfe beſetzet. Der eigentliche Kelch iſt haaricht, und daher erſcheint das ganze Blumenköpfchen rauch. Das Blumenblatt iſt bläulicht, und die untere dreyſpaltige Lippe ſehr klein und ſchmal. Die Vermehrung muß durch die Wurzel geſchehen. Die Stöckchen unterhält man, wie bey der vorigen Art gemeldet worden.

3) Krautartige nackende Masliebe mit eingekerbten Blättern, Globularia cordifolia L. wächſt in Ungarn, Oeſterreich und der Schweiz. Die ſtarke, holzichte Wurzel treibt viele Blätterroſen. Dieſe Blätter ſind faſt keilförmig, am Ende eingekerbet, und zwiſchen den beyden Zäckchen mit einer zarten Granne beſetzet; mithin könnte man ſolche auch dreyzäckicht nennen. Der Stängel iſt nur einige Zoll hoch, und nackend, oder nur mit einer einzigen kleinen Schuppe beſetzet, und einem blauen kleinen Blumenknöpfchen geendiget. Die beyden obern Einſchnitte des Blumen-

menblattes ſind lang, aber ſehr ſchmal. Vermehrung und Wartung kommen mit der vorherſtehenden überein.

4) Krautartige nackende Masliebe mit völlig ganzen Blättern, Globularia nudicaulis L. hat mit der vorherſtehenden gleiche Geburtsörter und iſt in Anſehung der Blätter und Blumen etwas größer. Die Wurzelblätter ſind feſte, vollkommen ganz, eyförmig, und nach Herr von Hallers Zeugniß niemals lanzetförmig, wie Herr von Linne' angegeben. Der Stängel iſt ohngefähr ſechs Zoll hoch, nackend, oder nur mit einigen ganz kleinen Schuppen, und einem blauen Blumenknöpfchen beſetzet. Die beyden obern Einſchnitte des röhrenförmigen Blumenblattes ſind weißlicht, die drey untern bläulicht. Von den Staubfäden ſind zween lang, und zween kurz, und der Staubweg iſt geſpalten. Scopoli hat bey dieſer Art nur drey-, ſelten vierſpaltige Blümchen wahrgenommen. Sollte derſelbe wohl die beyden weißen Einſchnitte überſehen haben?

Maſſei.

Maſſei oder Aycora. Unter dieſem Namen findet man eine Rinde angeführet, welche von einem unbekannten Baum in Neu-Guinea geſammlet, und durch ganz Oſtindien verführet wird, indem die Indianer ſolche ſowohl unter ihre wohlriechende Sachen rechnen, als auch bey Nervenkrankheiten, Schlagflüſſen, Bauchſchmerzen u. ſ. f. ſtark gebrauchen. Ihr Geruch ſoll angenehm ſeyn, und dem Geruche der Cubeben einigermaßen beykommen, und ſcharf ſchmecken. Warum die Oſtindiſche Compagnie dieſe Rinde nicht bekannter gemachet, iſt die Urſache wohl nicht ſchwer auszufinden; vielleicht wäre dadurch der Vertrieb von andern Gewürzen geſchwächet worden.

Maſſüſſel.

S. Gänſeſtöckchen und Masliebe n.

Maßbeere.

S. Ebereſchenbaum.

Maßlerer. S. Ahorn.

Maßholder.

S. Ahornbaum und Platanus.

Maßiat.

S. Bleygelb.

Maßlieben.

S. Gänſeſtöckchen.

Maſt.

Die Buche und Eiche ſind zwar vorzüglich diejenigen Bäume, deren Früchte zur Maſtung des Viehes, ſonderlich der Schweine, in den Wäldern genutzet werden, wie bey Beſchreibung dieſer Bäume

bereits

bereits angemerket worden. Man kann aber alle Früchte und Saamen, welche in den Wäldern erzeuget werden, die Maſt nennen, weil ſich davon allerhand Arten von wilden Thieren ernähren und mäſten. Man muß auch hierzu noch einige Sorten von Wurzeln und Schwämmen, ingleichen verſchiedene große und kleine Gewürme ſetzen, welches alles zuſammengenommen man bey dem Forſtweſen die Maſt zu nennen pfleget. Man unterſcheidet daher die Ober- und Untermaſt. Die erſte begreift bey uns vornehmlich die Eich-, Buch- und Haſelmaſt unter ſich, in andern Gegenden auch die ſüßen Caſtanien, Wallnüſſe, nebſt dem wilden Obſt; welches alles dem Schwarz- und Rothwildpret zum Unterhalt dienet; die ſogenannte Vogelmaſt beſteht in allerhand Beeren, Früchten und Saamen von Bäumen und Sträuchern, für das Federwildpret und kleinere Thiere. Die Untermaſt beſteht aus den nahrhaften Wurzeln, Trüffeln, Erdſchwämmen, großen Käferwürmern u. dergl. wovon die letztern öfters gleich in oder unter der Dammerde in Klumpen beyſammen gefunden werden, ehe ſie aus einander kriechen, um ſich in Käfer u. dergl. zu verwandeln. Die Untermaſt erſtrecket ſich auch auf einige mehlichte, ſchleimichte und fleiſchichte Wurzeln, welche unter dem Waſſer im Schlamme, oder in den tiefſten Bruchwieſen, auch in den Gräben wachſen. Man nennet dieſe Bruchmaſt. Das Schwarzwildpret ſuchet ſolche begierig auf. Dahin gehöret beſonders das Pfeilkraut, die großen Weiherbinſen und Lieſchkolben. Jemehr Verſchiedenheit in der Maſt iſt, deſto beſſer wird das wilde und auch zahme Vieh, ſonderlich die eingeſtallten Schweine, dabey gedeyhen, zumal wenn in der Nähe ſich Waſſer findet. Ober- und Untermaſt ſind nicht alle Jahre in gleicher Menge zugegen. Die Obermaſt mißräth öfters; ſpäte kalte Nachtfröſte im Frühjahre, kalte anhaltende Regen zur Blüthzeit, Ungeziefer, Mehlthau, und andere Urſachen verderben ſonderlich die Eichen und Buchen, und dieſe tragen ſelten die Menge von Früchten, welche man nach natürlichen Umſtänden erwarten könnte. Und nach Verſchiedenheit der Menge, ſonderlich der Eicheln, pfleget man in den Forſten folgende Abtheilungen zu machen. a) Wenn auf den Revieren davon ein Ueberfluß gefunden wird, und die Eicheln recht reif und voll ſind, heißt es die volle Maſt. b) Wenn die Buchmaſt allein gerathen, welche wegen ihres fetten öhlichten Weſens eine etwas ſchlechtere Nahrung giebt, oder wenn zwar die mehreſten Eichen

chen Maſt haben, aber nicht recht voll ſitzen, wird es die halbe Maſt genennet. c) Wenn die Eichen nur an etlichen Orten in den Revieren voll ſitzen, heißt es die Drittel⸗, und d) wenn nur die Wipfel mit Früchten beſetzet ſind, die Viertelmaſt. e) Spreng- und Vaſelmaſt iſt, wenn man in ganzen Forſten nur einzelne wenige Bäume mit wenig Eckern antrifft. Die letzten Arten überläßt man dem Wildprete zur Nahrung. Bey der vollen und halben Maſt nimmt man Schweine in den Wald, und läßt dieſe einige Zeit, zehen bis zwölf Wochen darinnen, damit ſie durch dieſe Nahrung fett und zum Schlachten tüchtig werden. Um die Anzahl der einzunehmenden Schweine zu beſtimmen, wird zuvor eine Beſichtigung des Waldes und der Bäume angeſtellet, damit die Maſt nicht übertrieben werde. Was ferner hierbey in Anſehung des Maſtrechtes, des Maſt- oder Fehmgeldes u. dergl. Nebenumſtänden vorkömmt und zu beobachten iſt, übergehen wir, da ſolches alles ſich auf Rechte und Gewohnheiten gründet.

Maſtbuche. S. Buche.

Maſtixbaum.

Lentiſcus Tourn. Herr von Linné und die meiſten neuern Schriftſteller vereinigen ſelbigen mit dem Terpentinbaume, und iſt daher Piſtatia Lentiſcus L. Ein kleiner Unterſchied in den Blättern und der Blüthe könnte vielleicht hinreichend ſeyn, beyde Geſchlechter fernerhin, wie auch Ludwig und Manetti gethan, beſonders beyzubehalten, wie aus der Beſchreibung des Maſtixbaumes und deſſen Vergleichung mit den Terpentinarten erhellen kann. Es wächſt dieſer immergrünende Baum oder Strauch in den warmen Morgenländern, Perſien, Syrien, Egypten, Griechenland, auch in Italien und Spanien zu einer anſehnlichen Höhe, in hieſigen Gärten wird man dergleichen nicht leicht über acht Fuß hoch antreffen. Die gefiederten Blätter ſtehen wechſelsweiſe, und beſtehen aus drey, vier und mehrern Paaren ſteifer, feſter, dunkelgrüner, länglichter, völlig ganzer Blättchen, welche unter ſich der Länge nach durch eine häutichte Vorragung, oder die geflügelte Ribbe zuſammenhängen. Das ganze Blatt endiget ſich nicht, wie bey den meiſten Arten Terpentinbäume, mit einem einzeln oder ungepaarten, ſondern allemal mit gepaarten Blättchen. Männliche und weibliche Blumen ſtehen auf beſondern Bäumen. An dem einen kommen aus dem Blätterwinkel kurze Stiele mit männlichen, ährenweiſe geſtellten, grünlichtgelben, kleinen männlichen Blumen,

Blumen, welche aus dem fünffach getheilten Kelche und fünf Staubfäden beſtehen. An einem andern Baume treiben auf gleiche Weiſe die weiblichen Blumen hervor, welche aus dem kleinen dreyſpaltigen Kelche und drey Griffeln mit gekrümmten Staubwegen beſtehen. Die Frucht iſt eine fleiſchichte Beere, und enthält einen, auch zween Saamen. Die Terpentinarten zeigen in der weiblichen Blume nur zween Griffel, und die Beere enthält eine zweyfächerichte Nuß. Dieſer Baum erfodert in hieſigen Gärten keine mühſame Wartung. Er iſt ziemlich hart und dauert lange, wenn man ſolchen nur nicht ganz vernachläßiget. Man hält ſolchen in Töpfen, und unterhält dieſe den Sommer über in freyer Luft, den Winter über in einem gemeinen Glashauſe. Es verlanget ſolcher auch im Winter einige Luft, damit ſich nicht Schimmel anſetze. Die Verſetzung ſoll alle zwey oder drey Jahre geſchehen. Mit der Vermehrung hält es ſchwer. Den Saamen muß man aus fremden Ländern erhalten, und ſelbiger liegt wohl zwey Jahre, ehe er aufkeimet. Mit den Ablegern geht es auch ſehr langſam, ſie liegen gemeiniglich zwey Jahre, ehe Wurzeln ausbrechen, und bey vielen geſchieht es gar nicht. Daß man den Maſtixbaum nach und nach an die kalte Luft gewöhnen, und ſolchen auch im Winter im Garten unterhalten könne, wie in der Onomat. bot. VII. Band angegeben wird, iſt ganz falſch. Miller, aus deſſen Wörterbuche dieſe, wie faſt alle übrige, Anweiſung von der Wartung und Unterhaltung der Pflanzen ausgeſchrieben, wohnet in England, und was von dieſem Lande gielt, iſt bey uns nicht nachzuahmen. In den warmen Gegenden ſchwitzet aus dem Stamme und den großen Aeſten, theils von ſich ſelbſt, theils aber und häufiger aus den, in die Rinde gemachten Einſchnitten das bekannte harzichte Gummi, welches aus kleinen, trocknen Körnern beſteht, und man daher auch Maſtixkörner, Grana oder Gummi Maſtichis nennet. Es ſind ſolche blaßgelb, durchſichtig, zerbrechlich, werden in der Wärme, oder durch das Kauen im Munde weich wie Wachs, entzünden ſich auf glühenden Kohlen, und geben einen angenehmen Geruch von ſich, und haben einen gewürzhaften, harzichten, etwas zuſammenziehenden, nicht unangenehmen Geſchmack. In hieſigen Gärten haben wir niemals dergleichen Körner an dem Baume wahrgenommen; doch verſichert Herr Gleditſch, daß ſolches zuweilen geſchehen. Man erhält den meiſten und beſten Maſtix aus China, einer Inſel des Archipelagus,

und aus dieſer Inſel ſoll der türkiſche Kayſer jährlich 300 Küſten oder 84375 Pfund Maſtix erhalten. Es iſt ſolcher der gewöhnliche Tribut für den Großſultan. Die Schriftſteller unterſcheiden verſchiedene Sorten von Maſtixbäumen, und man bemerket auch davon unter den Maſtixkörnern einigen Unterſchied. Die Griechen unterſcheiden den breitblätterichten Maſtixbaum, und nennen ſolchen Schinos; denjenigen, welcher weiße Körner liefert, nennen ſie Schinos aſpros, den wilden mit rothen Zweigen Vatomos, und einen andern mit ſpitzigen Blättern Piſcani. Die beyden erſten geben den ſchönſten, durchſichtigſten und trockenſten Maſtix, und dergleichen Waare wird von den Kaufleuten männlicher Maſtix genannt. Vielleicht tragen auch dieſe Bäume keine Früchte, aber deſtomehr und beſſeres Gummi, und ſind von der männlichen Art. Der Maſtix von dem Piſcari iſt von mittelmäßiger Güte, undurchſichtig, klebricht, und wird von den Kaufleuten der weibliche genannt. Die ſchwarzen, grünen, bläulichten und unreinen Körner ſondert man von den mehr weißen oder blaßgelben und durchſichtigen ab, und bedienet ſich der erſtern zum Räuchern, der andern aber zu andern Gebrauche. Es beſitzt derſelbe eine ſtärkende, zertheilende und reinigende Kraft, wird jedoch ſelten innerlich, öfterer aber äußerlich gebrauchet. Die Einwohner der Inſel Chio haben faſt beſtändig Maſtix im Munde, theils um das Zahnfleiſch und die Zähne ſelbſt zu befeſtigen, theils den Athem zu verbeſſern. Sie pflegen ſolchen ſogar unter das Brodt zu backen, um dieſem einen angenehmen Geſchmack zu geben. Wenn man ihn lange Zeit in dem Munde hält, oder kauet, wird dadurch der Speichelfluß erreget, und dadurch zuweilen Zahnſchmerzen, die Taubheit und andere Zufälle geheilet. Durch das Kauen weichgemachten Maſtix in die hohlen und zuvor gereinigten Zähne geſtecket, und dieſe damit angefüllet, iſt ein gutes Verwahrungsmittel für die Zahnſchmerzen. Maſtix mit Weingeiſt aufgelöſet, und Leder damit angefeuchtet, hat Herr Cartheuſer bey dem Hüftwehe kräftig befunden. Als Räucherwerk kann es zur Stärkung der Gelenke und Zertheilung der Flüſſe dienen. Man hat in den Apotheken auch ein Maſtixpflaſter und Maſtixöl, ſonderlich aber iſt das Maſtixwaſſer, Aqua Maſtichina, bekannt, welches innerlich als ein magenſtärkendes und blähungtreibendes Mittel nützlich gebrauchet wird. Die Maſtixkörner laſſen ſich im Weingeiſt, auch im Terpentinöle ganz und gar auflöſen, und dadurch ein

ein guter Firniß verfertigen. Den mit Terpentinöl gemachten haben wir zum Ueberzuge der anatomiſchen Präparate vorzüglich gut befunden. Es erhält ſich ſelbiger trocken, und hält die Würmer ab. Es wird auch der Maſtix von den Goldſchmieden und Jubelierern gebrauchet, mit Terpentin und Helfenbeinſchwarz vermiſchet, und mit dieſem Gemenge die Diamante auf der untern Seite beſtrichen, um dieſen einen deſto beſſern Glanz zu geben. Alle Theile dieſes Baumes beſitzen eine zuſammenziehende Kraft. Man gebrauchet aber bey uns außer dem Gummi nur das Holz, und man rühmet den daraus bereiteten Trank, unter dem Titel des vegetabiliſchen trinkbaren Goldes, als eine Panace in der Gicht, wider allerley Flüſſe, den Magen zu ſtärken, den Stein auszuführen, und vielen andern Fällen; jetzo aber iſt dergleichen nicht mehr mode. Die aus dem Maſtixholze verfertigten Zahnſtocher ſind in Spanien und Frankreich gebräuchlich. Daß dadurch die Zähne beſſer, als durch anderes Holz erhalten werden möchten, beſteht wohl in der Einbildung. Das Holz iſt ſehr dauerhaft, und wird daher von einigen ewiges Holz genannt; es läßt ſich ſchön glätten, und wird zu ausgelegter Arbeit verbrauchet. Mit den Blättern des Maſtixbaumes wird an einigen Orten das Saffianleder zugerichtet, und ſtatt des Sumachs gebrauchet. Man pfleget ſolche, oder die daraus gemachte Lauge, Kaſtenete zu nennen. Nach Tourneforts Berichte wird im Orient aus der Frucht ein Oel gepreſſet, welches die Türken zum Brennen und zur Arzeney dem Olivenöle vorziehen.

Maſtixbaum, indianiſcher, S. **Calaba.**

Maſtixbaum, peruvianiſcher, S. **Molle.**

Maſtixkraut.

Maſtix- oder Amberkraut, wird von Rivinus Marum, von Herr Boerhaaven Maſtichina genennet, und von beyden als ein eigenes Geſchlechte angenommen, vom Herrn Linné aber, und faſt allen Neuern mit dem Thymian vereiniget, und iſt daher Thymus maſtichina. Letzterer hat zwar ehedem dieſe Pflanze mit der Saturey vereiniget, in der zwoten Ausgabe der Specier. Plant. aber angemerket, wie ſolche zwar mit beyden Geſchlechtern viele Aehnlichkeit zeige, jedoch weil die Staubfäden in der Röhre des Blumenblattes verborgen liegen, und der Griffel länger als das Blumenblatt ſey, eher mit dem Thymian als der Saturey vereiniget werden könne. Dieſes immergrü-

mergrünende Sträuchlein erreichet die Höhe von einen bis zween Fuß. An dem Stängel und Aeſten ſtehen einander gegenüber länglichte, gemeiniglich mit kleinen Zäckchen ausgekerbte, zuweilen auch völlig ganze Blätter. Aus dem Winkel der obern Blätter, welche den übrigen zwar ähnlich, aber am Rande mit Haaren beſetzet ſind, treibt ein kurzer Stiel, welcher viele Blumen trägt; dieſe machen unter ſich Wirtel aus; weil aber ſolche dichte an einander ſtehen, ſcheinen ſie mehr einer Aehre ähnlich zu ſeyn. Der Kelch, ſowohl die Röhre, als Einſchnitte deſſelben, ſind haaricht; die drey obern Einſchnitte ſtellen die obere, und die beyden untern und ſchmalen die untere Lippe vor. Das Blumenblättchen iſt weiß, die Röhre und Einſchnitte deſſelben ſind kurz, und die Kelchſpitzen ragen über dieſe hervor. Die Staubbeutel ſind ſehr klein, der Griffel aber iſt viel länger als das Blumenblatt, und hanget unterwärts. Die ganze Pflanze hat einen ſcharfen, jedoch angenehmen, dem Maſtix ähnlichen Geruch, und verdienete wohl unter den Arzeneymitteln einen Platz. Was von dem Marum, und andern dergleichen flüchtigen gewürzhaften Pflanzen zu erlangen, wird dieſe gewiß auch wirken können. Man unterhält ſolche zur Zierde in den Gärten. Die Blumenähren ſehen, ihrer vielen federichten rauchen Kelche wegen, beſonders aus. Sie ſtammet eigentlich aus Spanien her; doch iſt ſie nicht weichlich, kann im Winter in einem gemeinen Glashauſe, und im Sommer im freyen Garten unterhalten und aus Zweigen vermehret werden; der Saamen iſt bey uns niemals zur Reife gelanget.

Mataliſtawurzel.

Schon Joh. Bauhin führet dieſe an, und doch iſt ſolche nicht genugſam bekannt geworden, und in den neueſten Zeiten ganz in Vergeſſenheit gekommen. Die Indianer ſollen ſelbige Matlaliztic nennen, und als ein Purgiermittel gebrauchen. Wedel vergleichet ſolche mit der Jalappe und Mechoacanne, und weil die erſtere vorzüglich in Gebrauch gekommen, iſt jene vielleicht niemals in einiges Anſehen, oder wie die Mechoacanne wieder außer der Mode gekommen.

Matl. S. Magvey.

Matronenblume.
S. Nachtviole.

Matroſenkappe.
S. Fiſchweiberhaube.

Matroſenmütze.
S. Dragonermütze.

Mattblume.
S. Dotterblume.

Matten. S. Kümmel.

Mattenſafran.
S. Nackende Jungfer.

Mattenſteinbrech.
S. Haarſtrang.

Matthiola.

Dem bekannten Arzte von Siena, berühmten Ueberſetzer, auch Ausleger des Dioſcoridis, und in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts allgemeinen Lehrer der Kräuterkunde, hat Plumier billig dieſes verdiente Andenken geſtiftet, und von deſſen Namen ein Pflanzengeſchlechte benennet; nur iſt zu bedauern, daß die Pflanze unter die ſeltenſten gehöret, nach Herr von Linne' Zeugniß vielleicht ganz allein von Plumiern geſehen, und bis hieher noch nicht vollkommen beſchrieben, mithin dadurch deſſen Ruhm nicht allgemein bekannt gemachet worden. Man hätte allerdings bey dergleichen Benennungen und Aufrichtung dieſer Ehrenſäulen eine Auswahl treffen, und großen, wirklich, wenigſtens nach den Zeitumſtänden, um die Kräuterwiſſenſchaft verdienten Männern ſolche Pflanzen anweiſen ſollen, welche bekannter ſind, oder öfters vorkommen, damit man immerfort Gelegenheit habe, dieſer Männer Verdienſte in Erinnerung zu bringen, und durch Beyſpiele andere zur Nachahmung aufzumuntern. Die Matthiola iſt ein amerikaniſcher Baum mit eyförmigen rauchen Blättern und gefiederten Deckblättern. Es ſoll der kleine walzenförmige Kelch, wie auch der Rand des langröhrichten Blumenblattes völlig ganz ſeyn, fünf kurze Staubfäden, den längern Griffel mit ſtumpfen Staubwege umgeben, und die kugelförmige, mit dem Kelche gekrönte Frucht, eine ähnliche Nuß enthalten.

Mattkern.

Matkuillis, ein paar Namen, die man einigen Arten von Strandläufern und Braachern, Glareolae, zu geben pfleget.

Mauchoren.

Mauchoren bey St. Vincent in Afrika Richt.; iſt ohnfehlbar ſo viel, als Machoran; wenigſtens führet ihn Bomare als eine Art derſelben auf, die ſich ſehr häufig bey St. Vincent finde, und gleiche giftige Eigenſchaften habe. ſ. unſern Artikel Baardmannetjes, Th. I. S. 466. Da er, wenn er gefangen iſt, ſeufzen und winſeln ſoll, ſo iſt er vielleicht der von Richtern angeführte Grunzer bey St. Vincent; ſiehe auch dieſen unſern Artikel, Th. III. S. 539.

Mauerewig.
S. Epheu.

Mauerkrätze.
S. Flechte.

Mauerkraut.
S. Glaskraut.

Mauerpfau. S. Epheu.

Mauerpfeffer.
S. Hauswurzel.

Mauerraute.

Steinraute, Frauenhaar, Ruta muraria, iſt von den meiſten neuern Schriftſtellern mit dem Milzkraute, Aſplenium, von Herr Gleditſch aber, wie auch ehedem von Herr Scopoli mit dem vollblühenden Farn, Acroſtichum vereiniget worden. Wenn wir Herrn von Linné, und mit dieſem auch Herrn v. Hallern, Ludwigen und Scopoli in der neuen Ausgabe Florae Carniolicae folgen wollen, könnte man ſolche Rautenmilzkraut nennen, und weil zwo Arten deſſelben vorkommen, ſolche nach der Größe unterſcheiden.

1) Das kleine Rautenmilzkraut, Aſplenium, Ruta muraria Linn. Paronychia offic. oder Adianthum album offic. Es wächſt ſelbiges niemals aus der Erde, ſondern beſtändig an und zwiſchen alten Mauern, und beſteht aus der fäſerichten dichten Wurzel, und kleinen geſtielten Blättern, welche bisweilen einzeln, mehrentheils aber büſchelweiſe beyſammen ſtehen und bis auf die mittelſte Ribbe in verſchiedene Zweige, und dieſe wiederum gemeiniglich in drey kleine, keilförmige, eingekerbte Lappen getheilet ſind. Die Blätter ſind blaßgrün, die Stiele ausgefurchet, grün, und unterwärts braun. Auf der hintern oder untern Fläche der Blätter erſcheinen die Befruchtungswerkzeuge in braunen ſtaubichten Linien, welche ſich nach und nach ausbreiten, und die ganze Fläche bedecken. Unter dem Vergrößerungsglaſe ſtellet dieſes Pulver lauter kugelförmige, mit einem Ringe verſehene Körper vor, welche anfangs gelblicht ſind, hernach aber braun werden, und viele kleine ſchwärzlichte Saamen enthalten. Durch die Richtung der ſtaubichten Linien unterſcheidet man Polypodium und Blechnum von dem Aſplenio; bey dieſen ſind ſolche ſchief gegeneinander an die mittelſte Ribbe des Blättchens gerichtet. Und weil bey der Mauerraute die Linien öfters nicht von einander abgeſondert, ſondern dichte an einander geſtellet ſind, mithin die ganze Fläche damit bedecket ſcheint, könnte ſelbige auch unter das Acroſtichum gebracht werden, indem ſolches

durch die, ganz mit den ſtaubich-ten Befruchtungstheilen bedeckten Blätter von andern Farnkräutern unterſchieden wird. In den Apotheken pfleget man dieſe Mauerraute unter die fünf herbas capillares zu rechnen, und derſelben eben die Tugenden zuzueignen, welche dem Frauenhaar und andern Arten des Milzkrautes beygeleget werden. Die eröffnende, und reinigende Wirkung ſcheint überhaupt bey den Farnkräutern ungewiß zu ſeyn, und wenn man ja einige zu dergleichen Gebrauch empfehlen wollte, möchte das ſchwarzgeſtielte Frauenhaar den andern vorzuziehen ſeyn. Jedoch hat Herr Scopoli einmal die Verhärtung der Leber dadurch überwunden, daß der Kranke Brühen, worinnen die Mauerraute abgekochet worden, lange Zeit getrunken. Die zerſtoßenen Blätter auf den Magen geleget, ſollen den Magenſchmerz ſtillen, wie Plumier aus einer alten Handſchrift anführet.

2) Großes Rautenmilzkraut, Ruta muraria procerior germanica Tourn. welches Herr v. Linne' nicht anführet, Herr von Haller hingegen als eine beſondere Art beſtimmet hat, iſt der vorigen Art zwar ähnlich, die Blattſtiele aber ſind länger, unten ganz ſchwarz, und einige Zoll hoch nackend, hernach theilen ſie ſich in zween oder drey Zweige, und die Blättchen von dieſen ſind in zween oder drey längliche, ungleiche, niemals keilförmige, unordentlich eingekerbte, und viele längere Lappen abgetheilet. Die Staublinien ſind auch länger.

Mauerſalat.

S. Haſenlattich.

Mauerſalz.

S. Kalchſalz.

Mauerſand.

Grus, Grusſand, Sabulum, iſt eine der gröbſten Arten Sand, ſo aus größern und gröbern und ungleichen Steintheilen beſteht. Wallerius Mineral. S. 47. machet einen Unterſchied zwiſchen groben, Mittel- und Spathgrus; von dem erſtern ſaget er, daß er aus Feldſpat, Quarz und Schimmerſtaub oder kleinen Steinſplittern beſtehe, und mit dem Regenwaſſer nicht fortfließe; der Mittelgrus hingegen, welcher gleiche Beſtandtheile habe, ganz klein ſey, und mit dem rinnenden Regenwaſſer fortgeſpület werde, und der Spatgrus allein aus großen und ungleichen Spatkörnern beſtehe. Der eigentliche Mauerſand, welchen man zur Bereitung des Mörtels nimmt, muß aus der Erde gegraben werden, und wird daher auch Grubenſand genennet, um ihn von dem Flußſand, der aus den Flüſſen gehoben wird,

zu unterſcheiden. Der Grubenſand iſt, weil er rauh iſt, zu Mauerwerken beſſer als der Flußſand, als welcher durch das Fortwälzen in Flüſſen ſeine rauhe Beſchaffenheit verliert, und nicht ſo gut bindet, hingegen aber zum Tünchen gebrauchet werden kann. Den Grubenſand wirft man, ehe er mit Kalch vermiſchet wird, durch ein dräternes Sieb, ſo man den Sandwurf nennet, um ihn von den größern Steinen und andern Nebendingen zu reinigen.

Mauerſchwalbe.

Eine der bey uns bekannten Arten von Schwalben, hirundo muraria, ſaxatilis, ſpeluncaris, iſt ganz ſchwarz, nur an der Kehle weiß; ſie iſt die größte Gattung von Schwalben, brütet im Gemäuer der Thürme und anderer Gebäude. Schwanz geſpalten, doch ohne lange Gabeln daran. Füße fleiſchicht, kurz mit ſchwärzlichten Federchen bis auf die Zähen bewachſen. Sie kann dieſe zum Gehen nicht gebrauchen, daher ſie mit Willen niemals auf die Erde kömmt, weil ſie ſich mit den langen Flügeln nicht bequem wieder in die Luft ſchwingen kann. Wegen dieſer Füße wird ſie von den Alten apus genannt, Vogel ohne Fuß. Sie hat aber an den Füßen ſtarke Sehnen und Klauen, um ſich feſt am Gemäuer und Gebäuden anzuhalten. Sie kömmt am ſpäteſten zu uns, und geht am erſten wieder weg. Denn ſie nähret ſich meiſt blos von Inſecten in der Luft, die gleich zu Herbſtsanfange ſich aus derſelben verlieren und näher zur Erde kommen. Im Engliſchen heißt dieſe Schwalbe Black Marlin, die ſchwarze Schwalbe.

Maul.

Mund, Os. Hierunter wird nicht nur diejenige äußerliche, vordere, unterſte und letzte Oeffnung am Vordertheile des Kopfes oder dem Geſichte begriffen, welche zwiſchen der obern und untern Lippe befindlich, durch beyde gleichſam hindurchgeht, und von ihnen verſchloſſen werden kann, ſobald beyde genau auf einander paſſen, und aneinander anliegen, ſondern man verſteht auch hierunter überhaupt, zugleich mit jener, die inwendige weitere Höhle, welche ſich von den Bogen beyder Kinnladen an, und alſo hinter den Lippen bis zu dem herabhangenden Gaumenflore, oder dem Schlundkopfe und Luftröhrenkopfe erſtrecket, auch darum beſonders, und im engſten Verſtande, die innere Mundhöhle genannt wird, ſo, daß man ihn alſo füglich in den äußerlichen und innerlichen Mund eintheilen könnte. Der äußerliche Mund leidet bey den übrigen Thieren allerhand Abwechſelungen und

Verſchiedenheiten der Geſtalt, worauf man einigermaßen in der natürlichen Geſchichte ſein beſonderes Augenmerk richtet, um die Geſchlechtsordnungen gewiſſer Thiere genauer darnach zu beſtimmen, und welche Verſchiedenheiten der Geſtalt deswegen auch öfters mit andern Namen beleget werden. Die vierfüßigen Thiere unterſcheiden ſich von den Menſchen durch ein weniger proportionirliches, mehr dickes, fleiſchichtes, oft aufgeſtölptes, auch bisweilen ziemlich weit hervorragendes, und ziemlich lang vorwärts geſtrecktes Maul, welches z. E. bey den Hunden, und einigen andern mit ihnen hierinnen übereinkommenden Thieren die Schnauze, Os, Roſtrum, bey den Schweinen und dem Elephanten der Rüſſel, Proboſcis, genannt wird, welcher Theil ihnen denn, außer ſeiner allgemeinen Beſtimmung, auch oftmals noch zu einer vertheidigenden Wehre dienen muß. Das Maul der Vögel iſt ein aus dem Kopfe hervorragender Schnabel, Roſtrum, welcher, wie es ſich zutrifft, je nachdem derſelbe bald rund, bald ſchmal, bald platt, bald gerade, unterwärts oder oberwärts gebogen, kegelförmig, pfriemenförmig, eckicht, walzenförmig, oder meſſerförmig, hackenförmig oder gewölbet, auch ſpitzig oder ſtumpf iſt, die verſchiedenen Vögelarten genauer beſtimmet, zumal, da ſich auch aus dieſer vielfältigen Geſtalt des Schnabels oftmals die eigentliche Beſtimmung, beſondere Lebensart und Einrichtung dieſer Thiere beurtheilen läßt. Dieſes Hornmaul umgiebt meiſtentheils eine Haut, oder die ſogenannte Halfter, Capiſtrum, von welcher zween nackete Fortſätze bis zu den Augen gehen, die man die Zügel, Lora, zu nennen pfleget. Die Vögel bedienen ſich alſo deſſen zu unterſchiedenen Verrichtungen, nämlich das Futter aufzunehmen und einzutragen, Kernſteine aufzubeißen, Löcher in die Bäume zu hauen, die Rinde von allerley Körpern abzuſchälen, ſich damit zu vertheidigen, oder andere damit anzugreifen, ſich damit zu liebkoſen, oder zu ſchnäbeln, Neſter zu bauen, und verſchiedentlich zu befeſtigen, auch wohl dieſe Wohnungen wieder abzubrechen, ihre Jungen zu füttern, ſich zu putzen, und die Federn in Ordnung zu bringen, u. d. Bey den Amphibien beſteht das Maul bisweilen aus einem faſt hornartigen Schnabel, woran die Lippen gänzlich fehlen, oder es iſt daſſelbe entweder mehr breit, oder rund, oder auch länglicht. Bey den Fiſchen iſt das äußerliche Maul mehrentheils mit beweglichen Lippen verſehen, und ſteht bald an der Spitze des Kopfes, bald über, bald unter derſelben,

ben, machet auch wohl bey einigen gar einen Rüſſel. Die Mundöffnung ſelbſt iſt nicht immer einerley, ſondern hat entweder eine länglichte Richtung, wenn ſie nämlich von oben nach unten zu geht, oder läuft in die Quere und iſt horizontal, oder auch bey einigen ſchief und gleichſam herumgedrehet, ſo, daß ſich die Lippen nach beyden Seiten hin bewegen. Die Gränzen der innern Mundhöhle beſtimmen ſeitwärts die Kieferndeckel, hinterwärts die Magenſchlundöffnung, auch ober- und unterwärts der Gaumen, und faſſen die Zähne, die Zunge, und die Gaumenknöchelchen in ſich. Das Maul ſteht bey den mehreſten Inſecten am Kopfe, bey einigen auf der Bruſt, und bey andern mangelt es wohl ganz und gar, wenn auch ſchon dieſe Thierchen völlig ausgewachſen ſind. Es beſteht daſſelbe entweder bey einigen aus wirklichen Kinnladen, welche ſich aber ſeitwärts bewegen, oder bey andern aus einem Rüſſel, welcher bald ſtumpf, bald ſpitzig iſt, öfters aus mehrern Stücken beſteht, und gerade ausgeſtrecket oder umgebogen, oder mit Gelenken verſehen, oder ſpiralförmig aufgewunden iſt. Neben dem Maule ſtehen gemeiniglich die ſogenannten Freßſpitzen, tentacula, antennulae, zwar in unbeſtimmter und verſchiedener Anzahl, jedoch meiſtentheils viere, auch übrigens von ſehr mannichfaltiger Bildung und Richtung. Sie erleichtern den Inſecten das Freſſen, und geben vielleicht auch außerdem beſondere Werkzeuge eines Sinnes ab. Unter den Würmern beſteht das Maul der Schnecken aus zwo Kinnladen, einige aber haben vielmehr einen Rüſſel. An den Muſcheln oder Schalthieren iſt daſſelbe ziemlich groß und beſteht nur aus vier Lippen ohne Kinnladen und Zähne. Es leiſtet alſo, überhaupt zu reden, der Mund an einem jeden thieriſchen Körper verſchiedenen Nutzen, indem durch und in denſelben, nicht nur die Speiſen und alle Nahrung zuerſt eingebracht wird, ehe ſie zu dem Magenſchlunde und dem Magen ſelbſt gelangen können, ſondern indem auch allerhand zum Kopfe gehörige Theile, und zur Nahrung und Verdauung ganz unentbehrliche Stücke, als z. E. die Kinnlade ſammt den Zähnen, die Zunge, die Speicheldrüſen, der Gaumen u. ſ. w. der innern Mundhöhle gleichſam zur heiligen Verwahrung von der bildenden Natur anvertrauet worden ſind, und indem endlich durch die äußere Mundöffnung, theils die Luft bey dem Ein- und Ausathmen, theils der Schall bey der Rede, der verſchiedenen Stimme der Thiere, auch des Geſangs und Klangs der Vögel und anderer Thiere hindurch und herausgehen muß.

Maulbeerbaum.

Morus. Männliche und weibliche Blumen ſtehen gemeiniglich auf einem, ſelten auf zween verſchiedenen Bäumen. Die männlichen ſtellen ein kurzes Kätzchen vor und jede beſteht aus vier eyförmigen, vertieften Kelchblättchen und vier längern Staubfäden. Von den weiblichen ſtehen auch einige dichte bey einander, und zu jeder gehören vier rundliche Kelchblättchen, ein herzförmiger Fruchtkeim und zween lange gekrümmte Griffel mit einfachen Staubwegen. Die Kelchblättchen, davon die beyden äußerlichen, einander gegen über geſtellten, auf den innerlichen aufliegen, werden größer, ſaftiger, und ſtellen eine Beere vor, worinnen ein eyförmiger, zugegeſpitzter Saame liegt, und da viele dergleichen dicht an einander ſtehen, machen ſie eine zuſammengeſetzte Beere aus. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe. Hr. von Linné hat ſieben Arten beſtimmt.

1) Der ſchwarze Maulbeerbaum mit herzförmigen rauhen Blättern, Morus nigra Linn. ſoll urſprünglich aus Perſien abſtammen, wächſt aber jetzo häufig an den Seeküſten von Italien. Der Stamm erreichet eine ziemliche Höhe, und muß eine gewiſſe Stärke und eine gute Anzahl Jahre erreichet haben, ehe er Früchte trägt. Er iſt auch ſehr weichlich, bey ſtarkem Froſte leidet er leicht Schaden, deswegen pfleget man ſolche gerne zwiſchen Gebäude zu ſetzen, wo er vor den ſtarken Winden Schutz hat und doch die Sonnenſtrahlen genießen kann. Die Rinde iſt braun, das Holz gelblich und ziemlich feſte. Blätter und Blumenknoſpen ſind vor dem Aufbrechen braunroth. Die Blätter treiben ſpät, und ſpäter als bey einem andern Baume aus, ſie ſtehen auf dicken Stielen, ſind herzförmig, am Rande ausgezackt, öfters in fünf Lappen abgetheilet, unterwärts mit weißlichen ſtarken Adern durchzogen, oberwärts dunkelgrün, und zeigen im Anfühlen etwas hartes und rauhes. Bey dieſer Art ſtehen gemeiniglich die verſchiedenen Blüthen auf beſondern Stämmen. Der Kelch iſt grün, die Fäden ſind weiß, die Staubbeutel gelblich und die Griffel weißlich. Die Frucht wird im September reif. Sie ſitzt auf einem ganz kurzen Stiele, iſt anfangs hellgrün, nachher hellroth und zuletzt ſchwarzroth, enthält einen rothen, färbenden Saft und hat einen angenehmen, ſäuerlich ſüßen Geſchmack; nur Schade, daß ſie in wenig Tagen faulet, wenn ſie völlig reif geworden, und doch iſt ſie nicht eher zu genießen. Um aber längern Gebrauch davon zu machen, kann man den Saft mit Zucker einkochen und dergleichen Syrup iſt für Kranke ein erquicken.

quickendes Mittel. Das in den Apotheken befindliche Diamorum wird aus Maulbeerſaft und Honig gemachet und dieſes allein oder mit Waſſer aufgelöſet, lindert den Durſt, die Schärfe des Halſes und der Bruſt. Es wird auch der Saft mit rothen Weinen vermiſchet, um ſelbigen eine ſchöne dunkle Farbe und angenehmen Geſchmack zu verſchaffen.

2) **Weißer Maulbeerbaum mit herzförmigen glatten Blättern**, Morus alba Linn. Dieſer iſt zuerſt aus China nach Griechenland, und von da nach Italien, endlich auch nach Deutſchland und andere nordwärts gelegene Länder gebracht und gleichſam einheimiſch gemachet worden. In wärmern Gegenden erhält der Baum auf dreyßig Fuß Höhe, bey uns iſt ſelbige nach dem Boden und der Wartung ſehr verſchieden. Die Rinde iſt aſchgrau und das Holz weißgelblicht, von mittlerer Härte. Die Blätter ſind länglicht, herzförmig, zugeſpitzet, mit kleinen Einſchnitten verſehen, hellgrün und auf beyden Seiten glatt und glänzend. Die Frucht iſt weiß, wäſſericht, oder ohne beſondern Geſchmack und untauglich zum Eſſen; doch ſollen, nach dü Hamels Erfahrung, die Vögel ſelbigen nachgehen und davon fett und wohlſchmeckend werden. Der Saame iſt ſchwärzlich und glänzend.

Die verſchiedenen Namen, womit die Gärtner zuweilen den weißen Maulbeerbaum belegen, und dadurch ſonderlich einige Abänderungen und kleine Spielarten zu unterſcheiden pflegen, könnten wir zwar füglich übergehen, zumal dergleichen Verſchiedenheiten nur lediglich von der Erziehung, von der Himmelsgegend und andern dergleichen zufälligen Urſachen herrühren; indeſſen wollen wir doch einige, ſonderlich diejenigen kürzlich anführen, welche der Aufſeher der königlichen Baumſchulen zu Moulins in Bourbon, Hr. Buchotz, mitgetheilet, und dieſer in dem zweyten Theile ſeiner Briefe S. 316. angeführet hat. Es unterſcheidet derſelbe zwölf Abarten, wir wiederholen davon: 1) den **Maulbeerbaum mit Baſtardblättern**. Dieſer wächſt ſchnell und giebt viel Blätter, welche dicht bey einander ſtehen, acht bis neun Zoll breit und neun bis zehn Zoll lang und in vier Lappen getheilet ſind. 2) Die **große Blanquette**, wächſt ſtark und trägt runde, ein wenig länger als breite, grünlichtgelbe, zarte und weiche Blätter. 3) Die **kleine Blanquette**, giebt viel Früchte, die Blätter ſind der vorigen gleich, nur nicht ſo groß; ſie werden zur Fütterung der Seidenwürmer vorzüglich gerühmet, doch werden ſie zeitig fleckicht, und müſſen früh verfüttert werden. 4) Die **ſtarke**

Pecou-

Pecourouge. Die Blätter ſind von mittlerer Größe, hellgrün, ein wenig gelblicht; der Baum iſt ſtark belaubet; ein Menſch ſoll davon in einer Stunde funfzig Pfund Blätter einſammeln können. Die Seide wird davon ſehr fein. Das Ende der Aeſte ſoll ein wenig roth ſeyn, und daher hat dieſe Abart ihren Namen erhalten. 5) Die kleine Pecourouge, iſt der vorigen gleich, die Blätter ſind etwas kleiner, und die Spitze der Aeſte iſt nicht ſo roth. Dieſe Sorte iſt gut, wächſt aber langſam. 6) Der ſchwarze Maulbeerbaum. Die Blätter ſind ziemlich groß und ein wenig dunkelgrün, die Früchte ſchwärzlich; doch iſt dieſes nicht die gewöhnliche ſchwarze Art, welche die franzöſiſchen Gärtner den Frauenmaulbeerbaum, Murier du Dame, nennen. 7) Das Roſenblatt oder Italieniſche Blatt. Das Laub iſt von mittlerer Größe und wenn es etwas alt wird, wird es roth und läßt ſich nicht gut ſammeln. Die Frucht iſt weiß und grau geflecket. Der Baum wächſt langſam und wird nicht groß. 8) Das Spaniſche oder Römiſche Blatt. Das Laub iſt ziemlich groß, dicke und häufig. Der Baum wächſt langſam; die Seide davon wird ziemlich grob. 9) Der Colomban, giebt viel Laub und dieſes iſt ein ſehr gutes Futter. Die beſte Gattung iſt 10) der Bouquetin. Die Blätter ſind ſehr ſchön und mehrentheils ſtehen ſolche an dem Ende der Zweige. Der Baum wächſt geſchwinde und treibt lange Zweige. Dieſe Sorte wird für ſehr gut zum Pfropfen gehalten. Man muß ſie aber auch auf eine andere Sorte pfropfen, indem ſie außerdem die allerſchlechteſte ſeyn würde. Eine andere und beſſere Eintheilung ſcheint diejenige zu ſeyn, wenn man zwo Hauptſorten, als wilde und gepfropfte annimmt, und jede wieder in vier Untergattungen abſondert. Unter den wilden unterſcheidet man a) das Roſenlaub, welches rund und den Roſenblättern ähnlich, aber größer, und die Frucht davon klein, weiß, und unſchmackhaft iſt. b) Das vergoldete Laub, welches ſehr glänzend und länglicht, die Frucht klein und purpurfärbig iſt. c) Die Baſtardköniginn. Die Blätter ſind zweymal ſo groß, wie die Roſenblätter, im Umfange gezacket und ſpitzig; die Frucht iſt ſchwarz und klein. d) Das Weiblein, welches mit Dornen verſehen, Frucht und Blätter zugleich treiben, und dem Klee ähnlich ſeyn ſoll. Dieſe Sorte iſt, ſonderlich wegen des letzten Umſtandes ſehr undeutlich beſtimmt. Bey den gepfropften unterſcheidet man a) die Königinn, welche ein viel größeres Laub, als die andern, und eine aſchfarbige Frucht trägt.

trägt. b) Die große Königinn, welche ein dunkelgrünes Laub und dunkelſchwarze Frucht hat. c) Das Spaniſche Blatt, ſoll eigentlich aus Spanien abſtammen, große Blätter und ſchwarze länglichte Früchte tragen. d) Das Flockblatt, Feuilles des flocs. Das Blatt hat eine grüne Schattirung, wie das Spaniſche Blatt, iſt aber ein wenig länger. Der Baum trägt zwar häufiger Frucht, welche aber nicht reif wird.

In Anſehung der Erziehung und Wartung kommen dieſe weiße und die erſte oder ſchwarze Art überein. Der beſte Weg dergleichen Bäume, zumal in Menge, zu erhalten, iſt die Ausſaat. Man ſoll zuvor die Saamen durch die Waſſerprobe unterſuchen, indem meiſtentheils ſchlechte und gute Saamen unter einander gemiſchet ſind, und auf ſolche Art die ſchweren, guten und im Waſſer unterſinkenden von den leichten und ſchlechten abſondern. Man hat eben nicht nöthig, den Saamen aus Italien kommen zu laſſen, unſere Bäume tragen auch reifen. Um ſolchen aber zu reinigen, leget man die Beeren in eine Schüſſel, zerreibt ſolche mit den Händen, gießt reines Waſſer darüber und dieſes wieder ab, und wiederholet dieſes ſo oft, bis das Waſſer klar und helle bleibt, da man denn endlich den Saamen auf dem Boden der Schüſſel antreffen wird. Man muß ſolchen hernach an einem luftigen, doch ſchattichten Orte ausbreiten und öfters umwenden, bis er völlig trocken geworden. Es erhält ſich ſolcher zwey Jahr über gut. Die Ausſaat geſchieht am füglichſten im Frühjahre. Einige rathen die Saamen zuvor vier und zwanzig Stunden im Waſſer einzuweichen, andere fürchten, der naſſe Saame möchte verfaulen, und vermiſchen den trockenen mit Sand, wenn die Saat geſchehen ſoll. Es wird ſolcher in gute lockere Erde reihenweiſe oder in flache Furchen ausgeſtreuet und mit weniger Erde bedecket. Im Journal Oeconomique, Juin 1754. wird eine andere, und wie man behauptet, leichtere Art, dergleichen Saamen auszuſtreuen, angegeben. Man laſſe reife Maulbeeren im Waſſer weichen, ſolche mit den Händen zerdrücken und unter der Zeit, wenn die Beeren weichen, Heu dergeſtalt ſpinnen, daß Seile von mittlerer Stärke daraus werden, und wenn die Beeren zu einem Brey gedrücket, überziehe man die Heuſtricke damit, lege ſolche in Furchen in die Erde und bedecke ſelbige etwa zween Zoll mit Erde. Die Saamen ſollen in kurzer Zeit keimen, wenn ſie nur nicht faulen. Die jungen Pflanzen, welche die Franzoſen Pourrette nennen, müſſen vom Unkraute rein gehalten und nach drey

oder

oder vier Jahren in die Baumſchule geſetzet und daraus wieder ohngefähr im ſechſten Jahre an die für ſie beſtimmte Stellen gebracht werden. Die jungen Bäumchen ſind bey ſtarker Kälte empfindlich, und es werden wohl zuweilen große Stämme davon angegriffen und leiden an den Aeſten Schaden. Man ſoll daher die Beete zur Ausſaat und die Baumſchulen an ſolchen Oertern anlegen, welche gegen die kalten Winde geſichert ſind. Dü Hamel und viele andere ſind über die Anzucht und Verpflanzung dieſer weißen Art ungemein weitläuftig. Es ſind aber entweder allgemeine Regeln, welche ſie vortragen, oder unnütze Kleinigkeiten, worauf wirklich nichts ankömmt. Die vor einigen Jahren vom Herrn Bürgemeiſter D. Bauern in Wittenberg angelegten, und die ſeit mehr als dreyßig Jahren vor den Thoren bey Leipzig unterhaltenen Plantagen zeigen gewiß das beſte Wachsthum ohne viel Mühe und Koſten. Die andern gewöhnlichen Arten der Vermehrung finden hier auch ſtatt. Man kann die Ausläufer abnehmen und Ableger davon machen. Junge, geſunde, abgeſchnittene, in kleine Furchen ſechs Zoll weit von einander geſteckte Zweige ſchlagen auch Wurzeln. Auch das Pfropfen kann auf die gewöhnliche Art geſchehen. Dieſe Arten der Vermehrung aber ſind theils mißlich, theils mühſam, und nur in dem Falle iſt das Pfropfen anzurathen, wenn man bey den ſchwarzen gute Früchte und bey den weißen große Blätter zu erhalten wünſchet. Einige rathen zwar Maulbeerbäume auf Caſtanien, Rüſtern, Linden und andere Sorten von Bäumen zu pfropfen, inſonderheit ſollen die auf einen Feigenbaum geſetzte frühere und größere Früchte bringen; Hr. v. Münchhauſen aber befürchtet billig, daß dergleichen Verſuche vergebens ſeyn werden. Bey der ſchwarzen Art könnte das Pfropfen auch deswegen nützlich ſeyn, da aus dem Saamen viel männliche Bäumchen erwachſen, durch das Pfropfen aber kann man lauter weibliche ziehen. Jedoch kommen in der Dauer die gepfropften den wilden Stämmen nicht gleich. Auch ſoll die Seide von den weißen gepfropften ſchlechter ausfallen und die Würmer leicht davon krank werden, welches auch vom Herrn Dubet und Rigaud de l'Isle in ihren Anweiſungen von Erziehung der Seidenwürmer behauptet worden; da hingegen ein anderer franzöſiſcher Schriftſteller, Thome, angerathen, die wilden ganz auszurotten und die gepfropften allein zu unterhalten. Gegen dieſen hat Dubet vorzüglich geſchrieben, und behauptet, wie alle gepfropften nichts taugten,

ten, außer das Roſenblatt, deſſen Blätter man den Würmern vor der letzten Verwandlung reichen könne. Dü Roi meldet zwar, wie die ſchwarze Art das Beſchneiden nicht füglich vertrage, und Herr von Münchhauſen wie die am Spalier gezogenen nur wenige Früchte gäben, wir haben aber dergleichen pyramidenförmig gezogene geſehen, welche reichlich Früchte trugen. Die weiße Art läßt ſich gut in Hecken ziehen, auch in Kugeln und in andere Geſtalt mit der Scheere ſchneiden. Zum Abblatten ſchicken ſich die Hecken am beſten. Wie man aus einer einzigen Wurzel des weißen Maulbeerbaumes einige tauſend junge Bäume erhalten könne, iſt uns ein Geheimniß. S. Onomat. Botan. 6 Band 242 S.

Von den weißen Maulbeerbäumen kann man mancherley Nutzen ziehen. Herr Bomare rühmet die Rinde als ein wurmtreibendes Mittel. Man kann ſolche den Kindern zu dreyßig Gran geben, oder ein Quentchen davon mit Waſſer abkochen laſſen. Aus der innern Rinde, wenn ſie zuvor in Waſſer geweichet worden, können, nach dü Hamels Vorſchlage, Stricke verfertiget, ſelbige auch, nach Herrn Schäfers Verſuchen, bey Verfertigung des Papieres genutzet werden. Dü Roi erinnert klüglich, daß dergleichen Anwendung niemals im großen ſtatt finde und dergleichen Verſuche zwar die Neubegierde reizen, aber keinen Nutzen leiſten könnten. Und in ähnlicher Abſicht muß man auch diejenige Nutzung betrachten, da man aus den zarten grünen Reiſern und der Rinde des weißen Maulbeerbaumes zarten Flachs, oder wohl gar eine Art Seide verfertigen will. Das Holz ſoll im Waſſer lange dauern. In Frankreich wird daraus allerhand Tiſcher- und Drechslerarbeit verfertiget; doch wird man ſelten ſtarke Stämme finden, welche noch einen geſunden Kern haben. Die Blätter des weißen Maulbeerbaumes hat Roulin als ein untrügliches Mittel gegen alle Verſtopfung und Verhaltung des Urins empfohlen, es mag ſolche aus der Schärfe deſſelben, oder vom Steine, Grieße, oder andern Urſachen herrühren. Man ſoll die Blätter nur als einen Thee gebrauchen; vorzüglich ſoll dieſer Trank nützlich ſeyn, wenn ſich Zeichen einer Entzündung in der Blaſe, oder den damit verbundenen Theilen äußere. Außerdem iſt dieſe Art denjenigen nützlich, welche Seidenwürmer erziehen und dadurch Seide gewinnen wollen. Die Güte der Seide richtet ſich, ſo zu reden, nach der guten Beſchaffenheit des Futters. Von Bäumen, welche im ſchlechten Boden erzogen worden, gewinnt man gute, hingegen ſchlechtere Seide,

wenn

wenn dieſe im fetten Boden ſtehen, daher hat man die Anzucht dieſer Bäume ſonderlich in ſolchen Gegenden empfohlen, welche ſich zum Ackerbaue nicht ſchicken und mehr aus Sand, als fruchtbarer Erde beſtehen. Und es iſt nicht zu läugnen, daß ſie in dergleichen wachſen; wir fragen aber, wie das Wachsthum daſelbſt beſchaffen? Warlich elend und jämmerlich. Man wird einen niedrigen kröplichten Stamm, wenig verputzte Aeſte und kleine ſchlechte Blätter daſelbſt antreffen, und welche Menge von dieſen dürfte erforderlich ſeyn, um eine geringe Anzahl Seidenwürmer damit auszufüttern. Allzu guter und fetter Boden ſchickt ſich auch nicht für ſelbige; ſie werden daſelbſt mit Moos und Baumflechten überzogen werden. Fruchtbares, mit Sand vermiſchtes und warmes Erdreich wird das beſte Gedeihen geben. Eine andere Urſache, warum dieſe Bäume im Wachsthume zurück bleiben, iſt die Einſammlung der Blätter. Schwache und junge Stämme brauchen die Blätter zu ihrem Wachsthume, und dieſe müſſen ſchwach und ſchlecht bleiben oder auch gar verderben, wenn ſie immerfort der Blätter beraubet werden. Man ſollte demnach der jüngern ſchonen und nur von den ältern die Blätter abnehmen; doch läßt ſich dieſes nicht allemal nach Gefallen einrichten, und ehe die Würmer vor Hunger ſterben, müſſen auch die kleinſten Stämmchen herhalten.

3) Der rothe Virginiſche Maulbeerbaum mit herzförmigen, unterwärts haarichten Blättern, Morus rubra Linn. Dieſer ſoll in Virginien eine ziemliche Höhe erreichen. Hr. du Roi meldet, wie Stämme von zehn Jahren acht Fuß hoch und unten zween Zoll im Durchſchnitte dicke geweſen. Die Rinde iſt aſchgrau; die Blätter ſind geſtielet, hellgrün, herzförmig, zugeſpitzt, am Rande ſcharf eingekerbet und mehrentheils ganz, zuweilen auch, wie die beyden vorigen Arten, in Lappen abgetheilet und unterwärts mit einem wollichten Weſen bedecket. Dieſes iſt bey den jungen Blättern leicht merklich, wenn ſie aber größer und älter werden, findet man auf dem aderichten Gewebe nur einzelne Haare, wodurch ſich das Blatt weich anfühlen läßt. Nach dem Vten Theile des Hausvaters ſollen die Blätter paarweiſe einander gegen über ſtehen; Herr du Roi hingegen verſichert, daß ſolche die allgemeine Ordnung dieſes Geſchlechts beybehalten und wechſelsweiſe geſtellt ſind. Die Blüthkätzchen ſind walzenförmig und auf zween Zoll lang. Männliche und weibliche ſtehen auf verſchiedenen Bäumen. Die Frucht iſt hellroth und der Geſchmack ſoll etwas ſäuerlicher, als bey

bey der erſten Art ſeyn. Die Vermehrung kann auf alle Art geſchehen. Wer aber pfropfen will, muß die nämliche Art dazu erwählen, indem Miller verſichert, daß weder die ſchwarze, noch weiße Art dieſen rothen annehme. Es leidet dieſer Baum den Winter über im Freyen keinen Schaden; und da ſolcher härter als der weiße iſt, würde deſſen Anbau vorzüglich zu empfehlen ſeyn, wofern die Seidenwürmer nicht nur die Blätter freſſen, ſondern auch feine Seide daraus erzeugen ſollten, welches unterſucht zu werden verdienet.

4) Der Papiermaulbeerbaum mit herz- und handförmigen Blättern, Kaadſi der Japaneſer, Canſchy, Morus papyrifera L. S. Kaempf. Amoen. 471 S. oder deſſen Hiſtorie von Japan, Taf. 40. Dieſer wächſt in Japan, China, auch, nach Millers Nachricht, in Südcarolina. Die Aeſte zeigen einen ſchnellen Trieb, ihre Rinde iſt aſchfarbig weiß, und das Holz gelbweißlich. Die Blätter halten niemals einerley Geſtalt. Nach Kämpfers Abbildung und Herrn von Linne' Beſchreibung ſind ſie handförmig abgetheilet. Dieſes aber ſoll, nach Millers und du Roi Erfahrung, nur bey jungen Bäumen ſtatt haben, hingegen an ältern Stämmen bald herzförmig, wie bey dem ſchwarzen Maulbeerbaume, bald eyförmig, bald auf einer Seite ganz, auf der andern mit etlichen ungleichen Einſchnitten verſehen ſeyn. Herr du Roi will auf zwölferley Geſtalten beobachtet haben. Der Rand der Blätter iſt allemal ſägförmig ausgezacket, die Oberfläche ſchwarzgrün und ſcharf, die untere wollicht. Die Blattſtiele und jungen Zweige ſind mit zarten weißen Haaren beſetzt. Vermuthlich ſind die verſchiedenen Blüthkätzchen auf beſondern Bäumen anzutreffen. In den Harbkeſchen Pflanzungen befinden ſich nur männliche Bäume. Die Kätzchen erſcheinen im Julius aus dem Winkel der Blätterſtiele. Nach dem Kämpfer werden in Japan die Früchte im Junius und Julius reif, ſind ohngefähr ſo groß, als eine dicke Erbſe, und mit vielen purpurfärbigen Haaren umgeben. Sie ſollen einen angenehmen Saft enthalten. Der Saame iſt purpurfärbig braun. In Japan bauet man dieſen Baum auf Hügeln und Bergen, und vermehret ſolchen durch Zweige oder Schößlinge, welche aus der ausgebreiteten Wurzel aufſchießen; abgelegte Zweige hingegen treiben, wie Herr du Roi verſichert, langſam Wurzel, und ſind nach fünf Jahren kaum zum Abnehmen tüchtig geweſen. In England hält derſelbe den Winter im Freyen aus; in den Harbkeſchen Pflanzungen haben ſolche viel gelitten; bey dem ſchnellen

Triebe iſt das Holz niemals völlig reif geworden und gemeiniglich abgeſtorben. Wollte man dergleichen im Freyen unterhalten, ſo müßten ſie wohl bedecket werden. Von den Japaneſern wird dieſer Baum in großen Werthe gehalten, indem ſie aus der Rinde verſchiedene Arten Papier machen. Kämpfer beſchreibt dieſes Verfahren weitläuftig. Im Chriſtmonathe, wenn die Blätter abgefallen ſind, ſchneiden die Einwohner die jährigen Schößlinge, welche gemeiniglich drey Fuß lang ſind, ab, binden ſie in dichte Bündelchen, und kochen dieſe alsbald und ſo lange mit Aſche im Waſſer, bis die Rinde ſich leicht abſchälen läßt; die abgeſchälte Rinde laſſen ſie hernach drey oder vier Stunden im Waſſer weichen, und ſondern hierauf die äußerliche ſchwärzliche Haut von der andern ab. Die innerliche Haut giebt das beſte, die andere ſchwärzliches Papier. Dieſe Rinden kochen ſie abermals in ſchwacher Lauge, bis ſie auseinander gehen und aufgelößte Fäden geben, worauf dieſe im fließenden Waſſer und in einem Siebe gewaſchen und beſtändig umgerühret werden, bis ſie die Beſchaffenheit einer weichen Wolle und endlich gleichſam eines Teiges erhalten. Dieſen zubereiteten Papierteig ſchlagen ſie auf einem hölzernen glatten Tiſche mit Stöcken von harten Holze ſo lange, bis er dem erweichten Papiere gleicht. Hierauf verſetzen ſie ſolchen mit dem ſchleimichten Safte der Wurzel Oreni, welches eine Art Malven iſt, und des Reißes, rühren alles in einer Butte oder Keſſel wohl untereinander und ziehen ein Blatt nach dem andern auf Faden von Binſen heraus. Das übrige Verfahren kömmt mit demjenigen überein, ſo bey unſern Papiermachern gebräuchlich iſt. Die Kämpferiſche Nachricht iſt in den neuen Phyſikaliſchen Beluſtigungen 1ſter Band weitläuftig, ziemlich undeutlich und verwirrt wiederholet; auch in die Götting. Policeynachrichten vom J. 1757. und wieder in das Neue Hamb. Magaz. 104ten Stück die Ueberſetzungen davon eingerücket worden.

5) Indianiſcher Maulbeerbaum mit eyförmigen, ungleich eingekerbten Blättern, Morus Indica Linn. Nach Rumphs Berichte wächſt dieſer in Java und Macaſſara, und iſt von daher nach Amboina gebracht worden. Der Stamm iſt dicke, aber nicht hoch, mit einer ſaftigen, braun und aſchfarbigen Rinde bedecket. In der Wildniß iſt ſolcher mehr ein Strauch als Baum, und die unterſten Aeſte müſſen abgenommen werden, wenn man einen ordentlichen Stamm verlangt. Die geſtielten Blätter ſind faſt herz- oder mehr eyförmig, ſpitzig, am Rande mit

mit größern und kleinern Zäckchen beſetzet. Am Blätterwinkel ſitzen die kurzgeſtielten Früchte, welche die Größe einer Haſelnuß haben, anfangs weiß, hernach roth und zuletzt ſchwarz gefärbt ſind und angenehm ſchmecken. Die Vermehrung geſchieht durch Zweige, welche ſo gut und geſchwinde, als unſere Satzweiden, Wurzeln ſchlagen. Die Chineſer, welche in Amboina wohnen, behaupten, daß dieſes die eigentliche Art ſey, von welcher die Seidenwürmer ihre Nahrung ſuchten.

6) **Der tartariſche Maulbeerbaum** mit eyförmigen, gleichförmig eingekerbten Blättern, Morus tatarica Linn. wächſt in Azoff und iſt dem vorherſtehenden ähnlich; auch die Frucht iſt ſchwarz und eßbar. Die Stiele aber, ſowohl der Blätter als der Früchte, ſind länger und die Zäckchen der Blätter einander mehr gleich und von einander abgeſondert. Von dieſem ſoll die koſtbarſte Seide verfertiget werden.

7) **Stachlichter Maulbeerbaum**, Färbermaulbeerbaum, Tataiiba Marggr. Morus tinctoria Linn. wächſt in Jamaika und Braſilien. Der Stamm erreichet bis ſechzig Fuß Höhe und enthält einen milchichten Saft. Die lichtbraune gefurchte Rinde umgiebt ein ſchwefel- oder citrongelbes feſtes Holz. Die länglicht ſpitzigen, glatten Blätter ſind auf der einen Seite merklich verlängert, und am Winkel derſelben ſitzen einzelne Stacheln. Männliche und weibliche Blüthen ſtehen auf verſchiedenen Stämmen. Die weiblichen ſollen nur einen Griffel haben; die Früchte ſind rund, grün, von der Größe einer Muſcatennuß, und taugen nicht zum eſſen. Herr Miller machet aus dieſem zwo Arten, und nennt die eine Morus tinctoria, die andere Morus Zantoxylum. Die erſte trägt ſchief herzförmige, zugeſpitzte, rauche Blätter, die andere eyförmig länglichte, zugeſpitzte, ſchiefe Blätter und ſtachlichte Aeſte. Beyde läßt Herr von Linné mit einander vereiniget, erinnert aber doch, wie die erſte beſſer, als die letzte, zum Färben tauge. Sonderlich wird in England das Holz zum roth und gelb färben gebrauchet. Vielleicht iſt dasjenige Holz, ſo unter dem Namen Fuſtickholz zu Inſtrumenten und eingelegter Arbeit gebrauchet wird, mit dieſem einerley.

Es iſt merkwürdig, daß die Maulbeerblätter von keinem Inſecte, als dem Seidenwurme beſuchet werden. Es ſind ſolche das natürliche und eigentliche Futter dieſer Würmer, und vielleicht beſuchen dieſe nicht nur eine, ſondern nach den verſchiedenen Ländern alle Arten derſelben. Die Chineſer rühmen hierzu den Indianiſchen, und Herr Förſter,

wie in der Murrayiſchen Ausgabe des Linnäiſchen Pflanzenreiches angemerket worden, den Tartariſchen. Die Perſer ſollen ſich des ſchwarzen bedienen. In Deutſchland und den meiſten Ländern, wo man wegen der Seidenwürmerzucht Maulbeerbäume erzieht, erwählet man hierzu den weißen. Und dieſer iſt auch dem ſchwarzen vorzuziehen, indem die Blätter zärter, weicher, und den Würmern angenehmer ſind, ſolche auch funfzehn bis zwanzig Tage eher ausſchlagen und der Baum überhaupt ſchneller wächſt, und mit ſchlechtern Boden vorlieb nimmt. Die Erfahrung hat auch gelehret, daß die Würmer von dem weißen viel feinere und beſſere Seide arbeiten, als von dem ſchwarzen. Ob man aber nicht beyde Arten Blätter unter einander oder abwechſelnd füttern könne, oder bey einer Art verbleiben müſſe, ſcheint noch zweifelhaft zu ſeyn. Einige behaupten, wenn die Würmer eine Zeitlang mit dem weißen gefüttert worden, dürfe man ihnen niemals Blätter vom ſchwarzen geben, indem ſie davon ſtürben.

Der Name Maulbeer kömmt auch bey den Conchylien vor; ſonderlich werden aus dem Geſchlechte der Stachelſchnecken verſchiedene, welche ungeſchwänzt und ſtachlicht ſind, und von Herr Müllern Kahlſchwänze genannt worden, damit beleget. Wir bemerken davon

1) die Maulbeere, welche auch die Holländer Moerbey, und Herr von Linne Murex ricinus nennen. Die Schale iſt von der Größe einer Haſelnuß, eyförmig, gelblichweiß, mit ſchwärzlichen Erhöhungen und ſpitzigen Dornen beſetzet, an der länglichen und violetnen Mündung, wie auch an der Lippe gezähnelt. Das Vaterland iſt Oſtindien.

2) Die weiße Maulbeere, Murex neritoideus Linn. Die Schale hat das Anſehen einer Nerite, iſt an der Spindel flach, an den Lippen eckicht und auf dem weißen oder röthlichen Grunde mit etlichen Reihen ſchwärzlicher Knötchen beſetzet. Kömmt auch aus Oſtindien.

3) Die gezackte Maulbeere, Murex hyſtrix Linn. iſt, wie die erſte Art, mit ſcharfen Dornen beſetzet, die Mündung aber ſehr weit und ohne Zähnchen. Weſtindien liefert dergleichen. Dieſe und die erſte Art findet man beym Rumph unter dem Namen kleiner Gelbmund.

4) Die gelbe Maulbeere, wird auch Schildkrötenſchwanz genannt, Murex Mancinella Linn. iſt etwas größer, als die vorige, mehrentheils von der Größe einer Haſelnuß, gelblicht, und mit ſtumpfen Knoten, welche gemeiniglich röthlich ſind, beſetzet.

Die

Die Mündung zeiget keine Zähnchen, die Spindel aber iſt zuweilen in die Quere geſtreifet. Man erhält ſolche aus Oſtindien.

Mit dieſen vereinigen wir noch die ſo genannte

Himbeere, Murex nodus L. welche der erſten Art ähnlich, auch an der Lippe gezähnelt iſt; die Dornen aber ſind kegelförmig, die roſenfärbige Mündung iſt rund und die Spindel glatt. Man erhält aus Amerika gelbe und rothe.

Verſchiedene dieſer Maulbeerſchnecken pfleget man auch Pimpelchen zu benennen. Die Benennung Pimpeltje ſtammt von Rumphen her und bezieht ſich auf eine Aehnlichkeit einer gewiſſen Art kleiner Gläſer, die überall mit Buckeln und Knoten beſetzet ſind. Es iſt aber dieſer Name nicht nur bey den Stachelſchnecken gebräuchlich, ſondern auch eine Walze, ſonſt der Morgenſtern genannt, und vielleicht noch mehrere haben ſolchen erhalten. Da man jedoch gemeiniglich darunter Stachelſchnecken verſteht, hat Müller eine, welche mit den vorherbeſchriebenen Maulbeerſchnecken nahe verwandt iſt, insbeſondere das

kleine Pimpelchen genannt. Es iſt ſelbige Murex hippocaſtanum Linn. ſonſt heißt ſie auch die gezackte Muſcatennuß, die Stachelnuß. Die Schale iſt mit vier Reihen Dornen oder Zacken beſetzet und entweder weiß oder braungelb. Vielleicht iſt es nur eine Abänderung von der gezackten Maulbeere.

Maulbeere, große gezackte, S. Pimpelchen.

Maulbeere, indianiſche, S. Eckbeere.

Maulbeermelte.

Weil die Frucht wegen des beerenförmigen Kelches mit der Maulbeere ziemlich übereinkömmt und die Pflanze, ehe die Früchte reif ſind, der Melte ähnlich ſteht, hat Boerhaave und auch Hr. v. Haller dieſes Geſchlecht Chenopodiomorus genannt, deswegen wir auch dieſen Namen im Deutſchen erwählet; andere nennen ſolches Erdbeerſpinat, Beermelde, und Herr Planer im Nomenclator, nach dem Hrn. von Linné, Maier, in den generibus aber Schminkbeere, Rupp Morocarpus, Heiſter Fragocarpos, und Herr von Linné Blitum. Die Blume beſteht nur aus dem dreyfach getheilten Kelche, einem Staubfaden und zween Griffeln mit einfachen Staubwegen. Der Kelch färbet ſich roth, wird größer, ſaftiger, und ſtellet eine Beere vor, in welcher ein kugelförmiger, ſchwarzer Saame enthalten iſt. Herr von Linné hat zwo

Arten beſtimmet, welche jährig, ohngefähr zween Fuß hoch, in Zweige abgetheilet, mit ausgezackten, gemeiniglich dreyeckichten Blättern, und an den Winkeln derſelben mit dicht an einander geſtellten rundlichen Blüthknöpfchen beſetzet, aber in Anſehung der Größe der Blätter und Früchte unterſchieden ſind.

1) Die große Maulbeermelte, Blitum capitatum Linn. wächſt in Portugall, Spanien, auch Tyrol. Die Blätter gleichen dem Spinate, oder ſind in drey eingekerbte Lappen abgetheilet. Nach Herrn von Linné Beſtimmung ſollen die Blüth- oder Fruchtknöpfchen nur am Ende des Stängels und der Zweige ährenweiſe bey einander, ohne dazwiſchen geſtellte Blätter, mithin nicht in dem Winkel derſelben ſtehen, welches aber nicht, oder doch nur ſelten geſchieht. Am Ende ſtehen einige Knöpfe faſt nackend, aber weiter herunter ſitzen ſolche auch dicht um den Blattſtiel an, welches auch Scopoli bey den wildwachſenden Stöcken beobachtet, und ſowohl an der Spitze als der Seite des Stängels Blüth- und Fruchtknöpfchen beſchrieben. Dieſe ſind ſchön roth, ſehr ſaftig, von der Größe einer Kirſche, und faſt noch einmal ſo groß, als bey der andern Art, welche wir daher

2) kleine Maulbeermelte nennen. Blitum virgatum Linn. Dieſe wächſt in Italien, Languedoc und der Tartarey. Alle Blüth- und Fruchtknöpfchen ſitzen am Stängel und den Zweigen der Länge nach in dem Blätterwinkel platt an und die Frucht iſt weniger gefärbet, weniger ſaftig und die Knöpfchen werden nach oben zu immer kleiner, und ſind, überhaupt betrachtet, kleiner, als bey der erſten Art.

Man kann die Früchte eſſen; ſolche aber haben keinen ſonderlichen und nur wäſſerichten Geſchmack. Auch die rothe Farbe, die man davon erhält, hat keine Dauer. Um deſto gewiſſer reifen Saamen zu erhalten, kann man die Ausſaat auf dem Miſtbeete, ſonſt aber auch füglich auf einer ſonnenreichen Rabatte unternehmen. Man wird auch Stöcke von ausgefallenen Saamen erhalten. Die erſte Art pfleget ſich, wegen der vielen und ſchweren Früchte gemeiniglich auf die Erde zu biegen, daher man ſolche anbinden muß. Das öftere Begießen gedeihet den Stöcken wohl, ſonſt aber verlangen ſie keine Wartung.

Mauleſel.

Mulus. Dieſe bekannten Thiere, welche man auch Zwittereſel und Maulthiere zu nennen pfleget, entſtehen aus der Vermiſchung der Pferde und Eſel. Es vermiſchet ſich aber nicht nur der Hengſt mit

mit der Eſelinn, ſondern auch der Eſel mit der Stute. Diejenigen Mauleſel, welche von einem Eſel mit einer Stute erzeuget werden, ſind viel größer und ſtärker, als diejenigen, welche einen Hengſt zum Vater und eine Eſelinn zur Mutter haben. Die erſten können drey bis vier Centner, auch bisweilen noch mehr tragen, und werden daher den andern weit vorgezogen. Beyde Arten ſind meiſtentheils unfruchtbar; doch giebt es verſchiedene Beyſpiele von Mauleſelinnen, die trächtig geworden ſind, vielleicht weil ſie ſich mit einem Hengſte oder mit einem eigentlichen Eſel vermiſchet haben. Was einige Schriftſteller behaupten, daß es in Syrien und Afrika Mauleſel gebe, die ſich häufig fortpflanzen, iſt noch nicht hinlänglich unterſuchet worden.

Maul-Harderer.

Eine Hardererart mit großen Lefzen, ſonſt auch ein Streym-Harderer, Mugil ſtriatus, Chelon Rondel. das vierte Geſchlecht der Meeralets, Gesner in Nomencl. p. 71. ſ. unſern Artikel, Harder, B. III. S. 656.

Maulochſe.

So nennen einige Schriftſteller diejenigen Baſtartthiere, welche aus der Begattung eines Stieres mit einer Eſelinn oder mit einer Stute entſtehen ſollen. Daß es aber dergleichen Thiere wirklich gebe, iſt noch eine ſehr zweifelhafte Sache, wie bereits im vierten Theile dieſes Werks S. 316. unter dem Artikel Jumart erinnert worden iſt.

Maulthier.

S. Mauleſel.

Maulwurf.

Talpa. Dieſes kleine, ſehr bekannte Thier, welches in dem Linnäiſchen Syſtem in der dritten Ordnung der vierfüßigen Thiere, nämlich unter den Raubthieren ſteht, hat einen länglichten, beynahe walzenförmigen Körper, eine ſpitzige Schnauze, eine lange, bewegliche Naſe, oben ſechs, unten aber acht Schneidezähne, überdieſes einen großen und vier kleine Hundszähne. Die Augen ſind überaus klein, ohngefähr wie Hirſenkörner, und unter den Haaren verſtecket; daher dieſe Thiere ſonſt für blind gehalten wurden. Die Ohren haben keinen Rand und ſind äußerlich durch nichts, als durch die Oeffnung des Gehörganges merklich. Die Füße ſind ſehr kurz, und von den Füßen der andern vierfüßigen Thiere ſehr verſchieden. Die Vörderfüße, welche ſeitwärts ſtehen, haben eine große Aehnlichkeit mit den Menſchenhänden, uud ſind überaus geſchickt zum Graben. In

Anſehung des Schwanzes und der Zehen findet man bey dem europäiſchen und aſiatiſchen Maulwurfe einen großen Unterſchied. Der europäiſche Maulwurf hat einen kurzen, mit Haaren beſetzten Schwanz, und fünf Zehen an jedem Fuße, die mit ſcharfen Nägeln verſehen ſind; der aſiatiſche Maulwurf hat keinen Schwanz, und ſowohl an den Vörderfüßen, als auch an den Hinterfüßen nur drey Zehen. Herr Klein führet auch aus dem Seba einen amerikaniſchen Maulwurf an, deſſen Vörderfüße nur dreyzehig, die Hinterfüße aber vierzehig ſeyn ſollen; doch ſetzet er hinzu, daß ſich vielleicht der Maler geirret habe. Der ganze Körper iſt mit ſehr kurzen und überaus weichen Haaren dicht beſetzet; daher die Felle dieſer Thiere, welche ſich wie Sammt anfühlen, ein vortreffliches Pelzwerk abgeben. In Anſehung der Farbe aber findet man mancherley Verſchiedenheiten. Diejenigen, welche man in Deutſchland antrifft, ſind gemeiniglich ganz ſchwarz. In Holland giebt es auch ſchwarz- und weißgefleckte, in Amerika röthlichte, und in Siberien noch anders gezeichnete Maulwürfe. Die letztern nämlich haben einen grünlichten Rücken mit einem goldgelben Glanze; bisweilen ſind ſie auch röthlicht geflecket, oder mit andern Farben gezieret.

Die Nahrung der Maulwürfe, welche ſich beſtändig unter der Erde aufhalten, beſteht in Wurzeln, Würmern und allerhand Inſecten. Sie haben zwar ein ſchlechtes Geſicht, aber ein deſto feiner Gefühl und einen ſehr ſtarken Geruch. In Anſehung der Zeugungskraft ſind ſie vor allen andern Thieren am vortheilhafteſten verſorget; denn ſie haben überaus große Hoden, eine lange Ruthe, und einen anſehnlichen Vorrath von Saamen. Einige Schriftſteller behaupten, daß ſie den ganzen Winter, wie die Murmelthiere, mit Schlafen zubringen; welcher Meynung aber viele Erfahrungen zuwider ſind.

Maulwurf, kömmt auch bey den ſpitzigen Porzellanſchnecken vor; und die Benennung iſt von der Geſtalt des Körpers hergenommen. Es werden davon zwey- oder auch dreyerley Arten beſchrieben. Als:

1) der gelbe Maulwurf, Cypraea talpa L. Die Schale iſt nicht platt, ſondern mehr rund, bräunlichtgelb, mit dunkelbraunen Banden, oder, wenn man die blaſſen Striche für die Bänder annimmt, iſt der Grund dunkelbraun, und mit bräunlichtgelben Banden gezieret; untenher iſt ſie ganz braun, an der Mündung aber gelb. Man erhält dergleichen aus beyden Indien.

2) Der

2) Der graue Maulwurf, Cypraea zebra L. Auch die Holländer nennen dieſe Art graue Mol, Herr Müller aber erinnert, wie ſolche mehr ein blinder Argus genennet werden könnte, indem ſie den bandirten Argusſen, der Größe, Länge und ganzen Bauart nach ganz ähnlich ſey, und nur oben keine Augen, jedoch unten einige dergleichen habe; wie denn auch die einfachen Arguſſe, wenn man ihnen den obern äugichten Rock abſchleifet, in Anſehung der Farbe dieſer Schnecke, welche auf einem gelblichtgrauen Grunde vier dunkle breite Querbänder zeiget, ähnlich wird. Man erhält dergleichen aus Oſtindien, und den Antillen.

3) Der Fuchs, Cypraea carneola Linn. wird von den Holländern auch der roode Mol, oder von andern Fleiſchhorn genennet. Die Geſtalt der Schale iſt den beyden vorherſtehenden gleich, aber fuchsfärbicht roth, und mit drey oder vier dunkelrothen Querbändern bezeichnet; die Mündung oft violet. Kommt auch aus Oſtindien.

Maulwurf, See=, S. Schwammcoralle.

Maulwurfsgrylle.

Gryllo Talpa. So pfleget man die große Feldgrylle mit Maulwurfsfüßen zu nennen, die auch in der Lebensart eine Aehnlichkeit mit dem Maulwurfe hat, indem ſie ſich zu ihrer Wohnung Gänge unter der Erde ausgräbt. Sie wird auch ſonſt von einigen Schriftſtellern der fliegende Maulwurf, und in vielen Gegenden Schrotwurm, Reutwurm, Gerſtenwurm, Ackerwerbel und Erdkrebs genannt. Den letztern Namen hat ſie deswegen erhalten, weil ihr Bruſtſtück ziemlich mit dem Bruſtſtücke eines Krebſes übereinkömmt. Der Kopf iſt nicht allzugroß, etwas länglich, und mit zwey langen, fadenförmigen Fühlhörnern verſehen, welche die Maulwurfsgrylle im Graben an beyden Seiten zurückleget. An dem Munde ſtehen vier Freßſpitzen, wovon die untern beyden etwas kürzer ſind, als das obere Paar. Die Augen ſind klein und ſchwarz. Die Flügeldecken oder die obern Flügel ſind ſehr kurz und reichen nur bis an die Hälfte des Körpers; die untern Flügel hingegen, welche über dem Rücken meiſtentheils ganz dicht zuſammengeleget liegen, ſind viel länger, und faſt noch einmal ſo breit, als lang. Die Maulwurfsgrylle pfleget ſich derſelben aber nicht leicht zum fliegen zu bedienen. Das Männchen machet mit den Oberflügeln faſt eben den Laut, welchen man bey den kleinern Feldgryllen bemerket. Das Bruſtſtück hat eine matte bräun-

bräunliche Farbe, die aber an den Seiten ins gelbrothe fällt. Der Hinterleib, welcher ſich in zwo lange, bürſtenartigen Spitzen endiget, und aus acht bis neun Abſätzen beſteht, iſt unter den Flügeldecken ebenfalls braun, ſo wie auch an den Seiten, übrigens aber größtentheils graubraun. Die beyden Vorderfüße, welche dieſem Inſecte zum Ausgraben der Erde dienen, ſind ſehr breit, und mit harten ſcharfen Spitzen verſehen. Die hinterſten Füße übertreffen die übrigen an Länge, und dienen der Maulwurfsgrylle zum Springen; doch ſind die Sprünge dieſer Thiere wegen ihres ſchweren Körpers ziemlich geringe. Ihre Nahrung beſteht vorzüglich in den zarten Wurzeln des Getraides und anderer Gewächſe; daher ſie viel Schaden auf den Feldern anrichten. Am leichteſten kann man ſie vertilgen, wenn man diejenigen Gegenden, wo ſie ſich aufhalten und die man an den verdorrten Gewächſen erkennen kann, mit ſiedendem Waſſer begießt. Die weiblichen Maulwurfsgryllen ſind mit einem Legeſtachel verſehen, und legen gemeiniglich im Junio oder Julio, binnen vier und zwanzig Stunden, zwey- bis dreyhundert Eyer auf einmal, die ohngefähr die Größe ſtarker Hirſenkörner, und eine glänzende gelblichbraune Farbe haben. Aus dieſen Eyern, wozu ſich die Maulwurfsgryllen beſondere Höhlen unter der Erde ausgraben, kommen ohngefähr nach einem Monate kleine Würmchen, welche faſt wie die jungen ſchwarzen Ameiſen geſtaltet ſind. Nachdem ſie ſich viermal gehäutet, und ohngefähr eine Länge von zween Zoll erreichet haben, ſo zeigen ſich endlich die Flügel, welches gemeiniglich im April oder im May zu geſchehen pfleget. Bald darauf ſuchen ſie ſich zu begatten, und ihr Geſchlecht fortzupflanzen. Nach der Paarung dauert ihr Leben gemeiniglich nur noch wenige Wochen.

Maurahen.

S. Morchelſchwamm.

Maus.

Mus. Die Thiere dieſes Geſchlechts haben vorn zween ſpitzige Schneidezähne, keine Hundszähne, und ganz kurze Backenzähne. Die Ohren ſind rund, halbdurchſichtig und nackend. Der Schwanz iſt ebenfalls größtentheils nackend und länger, als der Körper. Der Herr von Linné nimmt den Namen Maus aber, in einer viel weitläuftigern Bedeutung, und giebt von dem Mäuſegeſchlechte nur dies einzige Kennzeichen an, daß die untern Schneidezähne ſcharf und ſpitzig ſind; daher rechnet er hierunter nicht nur diejenigen Thiere, die im

im gemeinen Leben Mäuſe und Ratten genannt werden, ſondern auch das Meerſchweinchen, den Aguti, den Paca, das Murmelthier, den Gerbuah und noch andere ausländiſche Thiere.

Die insbeſondere ſogenannte Maus, nämlich die Hausmaus, wird zwar gemeiniglich unter die fünfzehigen Thiere gerechnet; ſie hat aber an den Vörderfüßen nur vier merkliche Zehen und keinen Nagel, ſtatt des Daumens, wie die eigentlichen Ratten. Die Größe und Farbe iſt bekannt. Es giebt aber außer den aſchgrauen, auch ganz weiße und bisweilen noch anders gefärbte Mäuſe. Die Nahrung dieſer Thiere beſteht faſt in allen den Lebensmitteln, welche die Menſchen für ſich zubereiten; daher ſie unbewohnte Gegenden meiden. Sie hecken zu jeder Jahreszeit, und bringen vier bis acht Junge auf einmal zur Welt. Die jungen Mäuſe ſind ſchon nach zwo Wochen ſo groß und ſtark, daß ſie für ihre Nahrung ſelbſt ſorgen können. Wie groß die Fruchtbarkeit dieſer Thiere ſey, beweiſet die vom Ariſtoteles angeführte Erfahrung. Er ſperrete nämlich eine trächtige Maus ein, und fand nicht lange darauf hundert und zwanzig Mäuſe in demjenigen Behältniſſe, worein er die trächtige Maus geſetzet hatte.

Der Ritter von Linné gedenkt auch einer fliegenden Maus aus Virginien und Mexico, welche die Größe einer Ratte und einen langen, haarichen Schwanz hat. Die Geſtalt kömmt übrigens mit der Geſtalt der fliegenden Eichhörnchen überein; daher auch dieſes Thier von vielen Schriftſtellern, und, nach unſerer Meynung, mit dem größten Rechte, unter die fliegenden Eichhörnchen gerechnet wird.

Von der norwegiſchen Maus, Leming genannt, ingleichen von der Feldmaus, Spitzmaus, Waſſermaus, und von den übrigen Arten dieſes Geſchlechtes wird in beſondern Artikeln gehandelt.

Maus, Mäuslein, S. Muſkel.

Maus, S. auch Porzellanſchnecke.

Mausbocksmaul

Mausbocksmaulfiſch, Caprisci, ſind bey dem Klein, Miſ. III. §. XV. et XVI. ein eigene Geſchlechte derjenigen Fiſche, die an den befloßten Seiten durch eine Oeffnung in die bedeckten Kimen Athem holen, und die folglich die Kropffiſche, Crayracione, unmittelbar zu Vorgängern, als die näheſten Geſchlechtsverwandten haben; von denen ſie ſich vorzüglich durch ihren zuſammengedrückten

drückten und breiten Leib unterſcheiden. ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 61. 62. In der Geſchichte werden ſie Mäuſe, Mures, gemeiniglich genennet; von welchen Aelianus, de Anim. IX. 41. ſchreibt: Obgleich die Seemäuſe keinen großen Körper haben, ſo ſind ſie doch mit einer faſt unüberwindlichen Stärke umgeben und bewaffnet, da ſie ſich bey ihrem Widerſtande auf eine gedoppelte Rüſtung verlaſſen können, nämlich auf ihre ſehr harte faſt unddurchringliche Haut, und auf die Stärke ihrer Zähne; ſo daß ſie ſich auch den ſtärkſten Fiſchen, und den in ihrer Kunſt erfahrneſten Fiſchern zur Wehre entgegenſtellen; daher auch Oppianus Hal. I. 174. ſie alſo beſingt: Eſt quoque prae reliquis ſaeuum muris genus, audet Bella inferre viris gens tantula, tergore duro Fidens et denſis armato dentibus ore; wovon Rondelet l. V. c. 26. nachzuleſen. Se haben auf beyden Seiten ver, durch einen mäßigen Ritz geöffnete Kiemen; auf dem Rücken gemeiniglich drey, durch eine Haut verbundene Stacheln; und ine zwar nackete und ungeſchuppt, doch ſo ſcharfe Haut, daß man uch Holz und Helfenbein damit latt machen und poliren kann. Sie werden ſonſt auch Capri und Apri genennet. Wir behalten der mit dem Artedi, in app. ad Synon. p. 114. den alten Geſchlechtsnamen, Capriſcus billig bey. Rondelet machet zwar einen Unterſchied zwiſchen dem κάπρος und καπρίσκος; aber Aldrovand, von Fiſchen, lib. III. c. XII. p. 297. (lib. IV. c. VIII. p. 195.) behauptet. daß Καπρίσκος, Χοῖρος Strabonis und Μῦς des Oppianus und Aelianus, einerley Fiſche wären; da nämlich Oppian dem Capriſcus ſehr ſpitzige und ſtarke Zähne zutheilet, Rondelet aber dergleichen dem Caper, Κάπρος abſpricht; jedoch, nach dem Aldrovand, ohne einem tüchtigen Gewährsmann; da ihn vermuthlich ſein Aper oder Κάπρος, lib. V. c. 27. der ungezähnelt ſcheint, auf dieſe Meynung gebracht, gleichwohl Oppian dem Muri eigentlich, nicht dem Capriſco, dieſe Zähne zuſchreibt; die aber doch, nach dem Diphilus beym Athenäus; Capriſcus vocatur etiam mus, cet. nicht unterſchieden ſind. Von dieſen Fiſchen führet nun Klein zwölf Arten auf:

1ſtes Mausbocksmanl, Capriſcus, mit drey ſtarken, verbundenen, rückwärts gebogenen, und niederzudrückenden, Stacheln mitten auf dem Rücken; und mit dem vierten ſtarken, umgebogenen, Stachel am Unterbauche. Er iſt, nach dem Willughb. p. 152. tab. I. 19. Der Capriſcus des Salvians, des Rondelets und anderer;

rer; (wie auch des Gesners, S. 30. b. ein Sûwfiſch, und des Artedi, ſyn. p. 114. welcher anmerket, daß Rondelet und Salvian dieſen Fiſch zuerſt recht beſchrieben. Zu Rom ſoll er nach dem Salvian Peſce Baleſtra heißen; (der ſich aber von dem Hammerfiſch, Squalus Zygaena, L. gen. 131. ſp. 5. der in Italien mit eben dem Namen beleget wird, ſelbſt unterſcheidet.)

2tes Mausbocksmaul, Capriſcus, mit einem Zangen- vielmehr dem gehörnten, mondähnlichen Schwanze, und mit gefleckten Floßen; in der Mitten des Bauches mit einer kleinen Floße, vor welcher aber ein anderthalb Zoll langer Stachel hervorraget. Nach dem Willughb. p. 154. tab. I. 22. iſt er Guaperua, Peixe Porco, des Marcgrav, S. 163. (ſ. unſern Artikel, Guaperua, Th. III. S. 551. bey welcher ausführlichen Beſchreibung des Catesby Guaperua maxima caudata, p. et tab. 22. oder Turdus oculo radiato, die Meerdroßel mit dem ſtrahlichten Auge, beſchrieben zu befinden.) Bey dem Seba, III. Tab. XXIV. fig. 14. iſt er, wie bey dem Artedi, ſyn. p. 82. ſp. 1. Baliſtes, aculeis dorſii tribus, cauda bifurca. Zur Vergleichung kann auch Baliſtes Vetula, Linn. gen. 135. ſp. 7. in unſerm Artikel, Hornfiſche, Th. IV. S. 116. nachgeſehen werden.

3tes Mausbocksmaul, Capriſcus, der bis an den zangen- oder ſcheerenartigen Schwanz geſtreifet, und mit menſchenähnlichen Schneidezähnen gleicher Höhe verſehen iſt. Des Willughb. app. Tab. I. 24. Guaperua, V. des Artedi, ſyn. p. 82. ſp. 4. Baliſtes lineis ſtriatis cauda bifurca.

4tes Mausbocksmaul, Capriſcus, deſſen äußerſte Schwanz- und Rückenfloßenfinnen, in ſehr dünne und lange Fäden oder Borſten auslaufen; und bey deſſen Kiefern zwey breitlichte, rothe Querbänder zu befinden: des Liſters Guaperua IV. app. Willughb. Tab. I. 23. Guaperua maxima caudata. (ſ. unſern no. 2. angeführten Artikel, und den daſelbſt vom Catesby, p. et tab. 22. beſchriebenen Guaperua, aus dem Willughby.)

5tes Mausbocksmaul, Capriſcus, der über die Augen gehörnet; drey Zoll vom Schwanze mit fünf Stacheln verſchiedener Farben, und bis an den Schwanz mit einer borſtenartigen Rauhigkeit, verſehen iſt: Guaperua Hiſtrix, VI. app. Willughb. Tab. I. 21. Artedi, ſyn. p. 82. ſp. 5. Baliſtes, aculeis quinque in vtroque latere. Mit dem Baliſtes Hiſpidus, L. gen. 135. ſp. 2. muß er doch nahe

nahe verwandt ſeyn, da der Ritter denſelben vor des Seba, III. Tab. 34. fig. 2. Baliſtes varius, dorſo monocantho, roſtro ſuillo, macula nigra in extrema cauda, erkläret; nach dem Seba aber dieſes ſchöne Fiſchchen, zu dem Baliſtes des Artedi, oder zu den Capriſcus des Kleins, zu gehören ſcheint; womit etwan unſer Artikel, Hornfiſch, no. 2. Th. IV. S. 114. zu ergänzen.

6tes Mausbocksmaul, Capriſcus, mit kleinen Mäuſezähnchen, zween Stacheln auf dem Nacken, daran der andere kleiner, und der dritte gegenüber an dem Bauche; mit in den Rücken- und Afterfloßen am Schwanze, desgleichen in der Schwanzfloße ſelbſt, kammartig hervorragenden, leicht zu unterſcheidenden Finnen; von ziegelrother Farbe nach der beygefügten Tab. III. fig. 9. Er ſcheint dem Baliſtes Tomentoſus, Linn. gen. 135. ſp. 3. dem Mülleriſchen Zotenfiſche, ganz ähnlich. ſ. unſern Artikel, Hornfiſch, no. 3. Th. IV. S. 114.

7tes a. Mausbocksmaul, Capriſcus, die braunfärbichte, an den Augen, und von der Mitten des Körpers bis an die unterſte Floße nahe am Schwanze, mit breiten weißlichten Binden, buntgeſtreifte, Art; mit einem, mitten auf dem Rücken an einer Haut befeſtigten, rückwärtsgebogenen, ſtarken Stachel, hinter welchen, nach der zwoten Rückenfloße zu, vier kurze ſpitzige Stachelcheu, und am Bauche eine kleine Floße mit ſpitzigen Gräten; nach der beygefügten ſchönen Zeichnung, Tab. III. fig. 10. aus welchen ſich auch das zugeſpitzte gezähnelte Maul, die abgerundeten Kiemen- und Schwanzfloßen, und die runden zwote Rücken- und Afterfloßen, deutlich zu Tage legen.

7tes b. Mausbocksmaul, Capriſcus, nach den Additionen p. 87. ad §. XVI. mit einem auf dem Rücken, den Seitenfloßen gegenüber befindlichen, auf der einen Seite gezähnelten, Stachel; ein oder das gehörnte amboiniſche Fiſchlein des Ruyſchens, (des Vaters nämlich) in ſeinem Theatro Anim. Tom. I. Tab. VII. fig. I. lit. E. Die ſchmale Furche aber, in welche ſich das Horn niederlegen kann, bezeichnet lit. F.

8tes Mausbocksmaul, Capriſcus, mit einem dreyeckichten, groß- oder dickkehlichten, Kopfe, kleinem gebärteten Maule, einer kleineu rückwärts gebogenen, an der Spitze getheilten, Stachel auf dem Rücken, nahe über den ſo hoch ſtehenden Augen; mit kleinen, ſtatt der zwoten Rücken- und Afterfloßen, bis nahe an den Schwanz, kammartigen Börſtchen, und mit einem gleichſam von oben herunter ſchief abgeſchnittenen

nen Schwanze oder Schwanzfloße; nach Tab. III. fig. 11.

9tes Mausbocksmaul, Capriſcus, die lange Art, mit zween Rückenſtacheln, davon die erſte ſägenartig gezähnelt; Guaperua longa, II. mit einem faſt viereckichten, ſehr wenig geſpaltenen, Schwanze, und etwas breitlichten Kopfwirbel. app. Willughb. Tab. I. 20. (des Artedi, ſyn. p. 82. ſp. 2. Baliſtes, aculeis dorſi duobus, cauda quadrata; nach dem Liſter bey dem Willughb. mit eben den nur angeführten Worten.)

10tes Mausbocksmaul, Capriſcus, eine gleichfalls, und über drey viertel lange Art; mit viel längern Unter- als Oberkiefer und mit ſechs Zähnen; mit einer bräunlichen, olivenfarbigen, und mit ſchwarzen Puncten, auch blauen Linien geſchlängelten Haut am Unterleibe, (wie auch über dem ganzen Rücken) mit einer kammartigen Schwanzfloße; (beſonders auch mit dergleichen Rücken- und Afterfloßen) und mit einem langen, bis an die Rückenfloße niederzulegenden, Stachel oder Horne, davon er auch bey dem Catesby, II. p. et tab. 19. den Namen des Bahamiſchen Einhorns, Vnicornis, piſcis Bahamenſis, the Bahama Vnicornfiſh, erhalten. Baliſtes monoceros, Linn. gen. 135. ſp. 1. ſ. unſern Artikel, Einhorn, Th. II. S. 522.

11tes Mausbocksmaul, Capriſcus, mit dem rothen Regenbogen und mit geſchlängelten blauen Linien ſtrahlenden Auge, am übrigen Kopfe mit drey gebogenen blauen Bändern; auf dem Rücken mit drey durch ein Häutchen verbundenen Stacheln, und mit einer gleichmäßigen, gegen über an dem Bauche, vor der mit ſieben Gräten unterſtützten, kleinen Floße; und mit den obern Rücken- und mondförmigen Schwanz- auf beyden Seiten in lange Borſten oder Hörner auslaufenden, Floßen, die allerſeits von ſchöner kornblumblauer Farbe ſind. Turdus oculo radiato; Guaperua maxima caudata; Willughb. Tab. I. 23. Catesby, II. p. et tab. 22. Er iſt aber nicht der nämliche Fiſch, Guaperua, V. ſub num. 3. des Willughbey, ſondern vielmehr von ihm, in Anſehung der Farbe, der Augen und der Stacheln unterſchieden. Mit obiger no. 4. iſt er deſto näher verwandt, und etwa durch die zwey breitlichen rothen Bänder an den Kiefern, unterſchieden. Baliſtes Vetula, Linn. gen. 135. ſp. 7. ſ. unſere Artikel, no. 2. und die daſelbſt angeführten Artikel unſers Schauplatzes.

Mauſebeißer.

Mauſebeißer auch Dobeler, ſoll

ſoll an der Elbe der Häſeling, eine Karpfenart, Cyprinus Dobula Linn. heißen. ſ. unſern Artikel, Karpfe, Th. IV. S. 406.

Mausfiſche.

Mures marini, worunter die Meerdohlen, Meerdroßeln und dergleichen gehören. Richt. Ein Sünfiſch des Gesners ſeiner Brachsfiſche, Capriſcus, und gehöret zu dem gleichen Geſchlechte des Kleins Capriſcus, ſ. den vorherſtehenden Artikel, Mausbocksmaul.

Mautzenkraut.

S. Melte.

Max. S. Bohne.

Mayapfel.

S. Entenfuß.

Mayblümlein.

Springauf, Thallilie, Faucken. Den letzten hat Planer zum Geſchlechtsnamen gewählet. Lilium conuallium Tourn. Liliago Vaill. Maianthemum Siegesb. Herr v. Linné hat dieſes und die Weißwurzel, nebſt dem Einblatt, vereiniget, und dieſes vereinigte Geſchlecht Conuallaria genennet. Herr von Haller aber, welcher die Mayblümlein und Weißwurzel verbunden, das Einblatt aber beſonders beybehalten, hat Polygonatum zum Geſchlechtsnamen gewählet. Bey allen iſt die Frucht, ehe ſolche völlig zur Reiſe gelanget, mit kleinen Flecken bezeichnet; weil aber die Geſtalt des Blumenblattes gar merklich verſchieden iſt, könnte man wohl füglich die drey Geſchlechter beybehalten, und ſtatt Lilium conuallium, Conuallaria gebrauchen, wie auch Herr Ludwig gethan. Auf dieſe Weiſe giebt es nur eine wahre Art der Mayblümlein, Conuallaria maialis Linn. aber einige Abänderungen. Die weit um ſich kriechende, wirtelförmige, oder an den Knoten ringsherum mit Zäſerchen beſetzte, weiße Wurzel treibt einen nackenden, einfachen Stängel und zwey Blätter, welche durch eine gemeinſchaftliche Scheide umgeben ſind. Die Blätter verbreiten ſich aus dem langen Stiele in einen breiten, länglichten, völlig ganzen, ſpitzigen Umfang, und der ſeitwärts anliegende Stängel iſt ohngefähr einer Spannen hoch, eckicht, und trägt am obern Theile einige weißlichte, nach einer Seite gerichtete, unterwärts hangende, auf kurzen gebogenen Stielen ruhende, und ſeitwärts mit einem kleinen Deckblatte beſetzte Blumen; dieſe haben keinen Kelch; das kugelförmige, weiße Blumenblatt iſt in ſechs kleine, auswärts gebogene Einſchnitte getheilet, an dieſen ſitzen ſechs dreyeckichte, kürzere Staubfäden mit pfeilförmigen

migen Staubbeuteln; der Griffel iſt länger und der Staubweg dreyeckicht. Die kugelförmige, rothe Beere zeiget drey Fächer, und in jedem Fache liegt ein rundlicher Saame. Es wächſt die Pflanze häufig in den Wäldern, blühet im May, und vermehret ſich häufig durch die Wurzel. In den Gärten erhält und erzieht man einige Abänderungen. Als

1) mit breiten, weiß und grün geſtreiften Blättern;

2) mit größern, weißen, aber im Boden röthlichten Blumen;

3) mit ganz rothen Blumen;

4) mit gefüllten, weißen, auch aus Roſenfarbe und weiß gemiſchten Blumen.

Dieſe alle haben ein ſchönes Anſehen; die beyden letzten aber werden vorzüglich geachtet, und auch von einigen Blumenliebhabern in Töpfen unterhalten. Alle ſind dauerhaft, verlangen aber einen feuchten, ſchattichten, lockern Boden; worinnen die Wurzel ungemein wuchert, aber auch deswegen die Stöcke nicht häufig blühen. Alle drey Jahre ſoll man die Wurzeln zur Herbſtzeit verſetzen, ſonſt werden die Blumen weniger, auch kleiner erfolgen. Wenn man im Herbſt einige Wurzeln in Töpfe ſetzet, dieſe den Winter in einer Kammer aufbehält, und im Februar in die warme Stube, hinter die Fenſter, oder auch auf den laulichten Ofen ſetzet, wird man ſchon zu Anfange des Märzes Blumen haben.

Blumen und Beeren werden von den Aerzten gebrauchet. Die Blumen haben einen ſtarken, aber lieblichen Geruch, und man kann davon ein Waſſer und Geiſt abziehen, welche beyde als ſtärkende Mittel dienen, und den Nerven angenehm, daher auch bey Kopfſchmerzen, Lähmungen, Schwindel und Ohnmachten dienlich ſind. Biebergeil in Wein geweichet, und dieſen über Mayblümchen abgezogen, und damit den Rückgrad gewaſchen, ſoll nach S. Pauli Zeugniß bey Lähmungen vortrefflichen Nutzen ſchaffen. Eſſig, in welchem friſche Blumen eingeweichet, wird von vielen geachtet, und giebt ein Mittel zum riechen, welches denen, ſo mit Mutterbeſchwerungen geplaget ſind, vorzüglich angenehm und in mancherley Krankheiten des Kopfes nützlich iſt. Das Pulver von getrockneten Blumen iſt ein guter und ſtarker Schnupftaback; es erreget Nieſen und führet viel Schleim ab. Die Beeren, wie auch die Blätter und Wurzel, ſind heftig bitter. Die getrockneten Beeren verordnet man, zu einem halben Quentchen, wider die Wechſelfieber, und zu einem ganzen Quentchen wider das böſe Weſen. Herr Senkenberg in ſeiner Streitſchrift von den Mayblümlein hat die letztere Tugend vorzüg-

vorzüglich angeprieſen. Die Blätter geben, wie Herr von Haller anführet, mit friſchem Kalche verſetzet, eine ſchöne und dauerhafte grüne Farbe. Das Pulver der Blumen kömmt zu verſchiedenen Arten Schnupftaback, und das abgezogene Waſſer, und der Geiſt faſt zu allen Wäſſern, ſo wider den Schlag und das böſe Weſen angerühmet werden, als Aqua hirundinum, Aqua Carbunculi.

Mayblumenbuſch.

Andere nennen dieſes Geſchlechte Felſenſtrauch, und einige Arten davon amerikaniſches Geißblatt; der Name amerikaniſcher Süßklee, unter welchem ſolches in Dycks Ueberſetzung vorkömmt, iſt ganz unſchicklich, indem keine einzige Art Kleeblätter trägt. Azalea Linn. Herr Tournefort hat einige Arten unter Chamaerhododendros angeführet, welche aber Herr v. Linné deswegen davon, oder dem Rhododendro abgeſondert, weil die Anzahl der Staubfäden unterſchieden iſt. Bey dem Rhododendro oder der Alproſe zählet man in jeder Blume zehen, bey der Azalea aber nur fünf Staubfäden. Bey dieſer iſt der kleine, gefärbte, ſtehenbleibende Kelch in fünf ſpitzige Einſchnitte, und das glocken- oder trichterförmige Blumenblatt in fünf, am Rande einwärts gebogene Lappen abgetheilet. Die fünf Staubfäden umgeben den Griffel mit ſtumpfen Staubwege. Das rundlichte Saamenbehältniß öffnet ſich mit fünf Klappen, und enthält in fünf Fächern viele rundlichte Saamen. Herr von Linné führet ſechs Arten an. Wir bemerken

1) den gelben pontiſchen Mayblumenbuſch, gelben Roſenlorbeer, Azalea pontica L. wächſt in Pontus und bey Trapezunt, und iſt der pontiſchen Alproſe faſt ähnlich. Dieſer Strauch treibt ſchwache, ſpröde Aeſte, welche nur an den Enden rauh, und mit dicht bey einander ſtehenden, lanzetförmigen, glänzenden, und am Rande haarichten Blättern beſetzet ſind. Die Blüthen ſtehen auch an den Enden der Zweige ſtraußförmig bey einander, ſie ruhen auf rauhen Stielen, und ſind mit kleinen weißlichten Deckblättern umgeben; die Blumen hangen unterwärts; das Blumenblatt iſt gelb. Die Blumen riechen angenehm, faſt wie Je länger je lieber, der Geruch aber erreget Kopfweh und Schwindel. Von dem Honig, ſo daraus geſammlet und für ſchädlich gehalten wird, kann man die pontiſche Alproſe nachleſen.

2) Der weiße klebrichte Mayblumenbuſch, Azalea viſcoſa L. Dieſer Strauch wächſt in

Nord-

Nordamerika, und erreichet ohngefähr vier Fuß Höhe; die Blätter ſitzen an der Spitze der Zweige in mehrerer Zahl bey einander, ſind länglicht zugeſpitzet, am Rande rückwärts gebogen, ein wenig eingekerbet, glatt und hellgrün; die Blattſtiele kurz, röthlicht und haaricht. Die Blumen erſcheinen im Juli, und mehrere treiben nach und nach aus einer vielblätterichten, eyförmigen Knoſpe hervor; ſie haben einen ſehr angenehmen Geruch. Der Kelch iſt grünweißlicht, das Blumenblatt weiß und trichterförmig, die fünf Einſchnitte ſind nach unten zu gebogen. Sowohl der Kelch als das Blumenblatt ſind mit vielen, weißlichten Haaren, und dieſe an der Spitze mit röthlichten Drüſen beſetzet, wodurch die Blume ganz klebricht wird. Herr von Linne' hat bey dieſer Art die Staubfäden nicht merklich länger, als das Blumenblatt bemerket, und daher die folgende andere virginiſche Art durch die viel längern Fäden unterſchieden; Herr du Roi aber verſichert, wie dieſe ſowohl, als der Griffel, weit über die Blume hervorrageten. Nach Herr Millern verlanget der Strauch einen guten Boden, und ſchattichte Gegend, und kann durch Ableger und junge bewurzelte Brut vermehret werden. Im Winter dürfte ſolcher wohl Schutz und Obdach erfodern. Aus Saamen erwachſene Stöcke blühen ſpät.

3) Der nackendblühende Mayblumenbuſch, Azalea nudiflora Linn. wächſt auch in Virginien und andern Gegenden von Nordamerika, blühet aber, ehe die Blätter hervorbrechen. Die Blätter ſind eyförmig; das röthlichte und röhrenförmige Blumenblatt iſt ganz haaricht; die Staubfäden ſind noch einmal ſo lang als das Blumenblatt. Dieſer, bey uns etwan acht Fuß hohe Strauch hat ein ſchönes Anſehen, und erfodert mit der zwoten Art gleiche Wartung.

Mayen. S. Birke.

Mayenbluſch.

S. Kirſchbaum und zwar Traubenkirſche.

Mayenkraut.

S. Schöllkraut.

Mayer. S. Amaranth.

Mayerkraut.

S. Megerkraut.

Mayfiſch.

Die zehen Meilen im Umfange haltende Falſobay am Vorgebirge der guten Hoffnung iſt voll wohlſchmeckender Fiſche. Der Verfaſſer, Kolbe, warf oft hier mit andern das Netz aus, und hatte

hatte allezeit einen Wagen mit acht Ochſen vollkommen geladen. Er bekam einſt auf einem Zuge zwölftauſend große Mayenfiſche, mit einer Menge kleiner Fiſche, wie Heringe, viel Gold- und Silberfiſche, und andere Arten. S. A. Reiſ. B. V. S. 130.

Maykäfer.

Scarabaeus Melolontha L. Da ſowohl die Geſtalt, als auch die Größe dieſer Inſecten hinlänglich bekannt iſt; ſo wollen wir nur hier dasjenige anmerken, was ihre Fortpflanzung, Verwandlung und vornehmſten Eigenſchaften betrifft. Wenn das Weibchen durch die Paarung, welche ziemlich lange dauert, befruchtet worden iſt, ſo bohret es ein Loch, ohngefähr eine Spanne tief, in die Erde, kriecht hinein, leget ihre Eyer nach einander hin, und kömmt alsdenn wieder heraus; worauf es noch einige Wochen lebet und ſich von Baumblättern nähret. Dieſe Eyer ſind hellgelb, ohngefähr ſo groß wie Hanfkörner, und ein wenig länglich rund. Die Würmer, welche nach einiger Zeit daraus hervorkommen, und in einigen Gegenden Engerlinge genannt werden, haben einen pomeranzenfärbigen Kopf, einen weißgelben Körper, welcher aus zwölf Abſätzen beſteht, und einen bläulichen After. Der Kopf iſt ziemlich groß, und mit einer ſtarken dunkelbraunen Gebißzange verſehen, womit dieſe Würmer die Wurzeln der jungen Pflanzen und Kräuter abnagen. Hinter dem Zangengebiß ſitzt an jeder Seite ein gelbbraunes, aus fünf Gelenken beſtehendes Fühlhorn. Unter den drey erſten Abſätzen des Körpers ſind ſechs Füße eingelenket, welche eine gelbröthlichte Farbe und vier bis fünf Gelenke haben. Die Länge der ausgewachſenen Engerlinge beträgt ohngefähr anderthalb Zoll. Sie brauchen meiſtentheils fünf Jahr bis zu ihrer Verwandlung; welche Zeit ſie beſtändig unter der Erde zubringen. Nach ihrer Verwandlung kriechen ſie aus der Erde hervor; welches gemeiniglich im May zu geſchehen pfleget. Es giebt zwar von den eigentlichen Maykäfern nur eine einzige Art; wobey man aber eine Verſchiedenheit bemerket, welche den Halsſchild und die Schwanzſpitze betrifft. Einige haben nämlich einen rothen Halsſchild, und eine kleine, kurze Schwanzſpitze; andere hingegen haben einen ſchwarzen Halsſchild, auch bisweilen ſchwarze Füße und eine längere und ſtärkere Spitze. Da ſich aber die rothſchildigen und ſchwarzſchildigen Maykäfer mit einander begatten, und ſonſt auch in den meiſten Stücken mit einander übereinkommen, ſo kann

man ſie nicht füglich als zwo verſchiedene Arten betrachten. Die Männchen laſſen ſich von den Weibchen äußerlich ſehr leicht an den Fühlhörnern unterſcheiden. Die Männchen haben an den Fühlhörnern einen längern, aus ſieben Blättern beſtehenden, die Weibchen aber einen viel kürzern, ſechsblätterichten Büſchel.

Weil dieſe Inſecten nicht viel Hitze vertragen können, ſo ſitzen ſie gemeiniglich den Tag über auf den Bäumen, von deren Blättern und Blüthen ſie ſich nähren, ganz unbeweglich, und fliegen nur des Abends herum. Daß die Bäume durch eine zu große Menge dieſer Inſecten viel Schaden leiden, iſt hinlänglich bekannt. Doch kann man ihnen deswegen nicht allen Nutzen abſprechen. Sie geben für viele Vögel, und vorzüglich für die welſchen Hühner ein ſehr gutes Futter ab. Eine chymiſche Unterſuchung hat auch gezeiget, daß ſie viel flüchtiges Salz enthalten, und daher als ein Arzeneymittel gebrauchet werden können. Im 6. Vol. der Actor. N. C. Obſeru. 92. p. 325. wird behauptet, daß Maykäfer, im Honig erſäufet, alsdenn klein geſtoßen, und ſieben Tage nach einander dem Kranken mit dem Honige eingegeben, ein bewährtes Mittel wider den Biß der tollen Hunde ſind. Sie ſollen auch in der fallenden Sucht mit Nutzen gebrauchet worden ſeyn.

M ä y s.

Türkiſcher Waitzen, Türkiſches Korn, welſches Korn, Frumentum indicum, Mays, Zea L. Es iſt von dieſem Geſchlechte nur eine Art bekannt, welche in Amerika faſt überall und häufig gebauet wird. Ob aber ſolche urſprünglich daher abſtamme, oder in dem Morgenlande eigentlich zu Hauſe ſey, iſt wohl nicht mehr zweifelhaft, indem vor Entdeckung der neuen Welt in den übrigen Welttheilen der Mays ganz unbekannt geweſen iſt, obgleich nicht anzugeben, woher die Amerikaner ſolchen zuerſt bekommen, indem ſelbiger nirgends wildwachſend angetroffen wird. Die jährige Wurzel iſt zäſericht. Der Stängel wird zuweilen nur zween oder drey, zuweilen ſechs bis acht Fuß Höhe zeigen, iſt nach Verhältniß der Höhe mehr oder weniger dicke, wie auch die Länge der Blätter und die Menge und Größe der Saamen verſchieden. Der ſtarke, ſich ſelbſt aufrecht erhaltende Stängel enthält viel weißes, ſüßes und ſaftiges Mark, und iſt nach Art der Gräſer mit Knoten abgetheilet. Dieſe umgeben ſchilfartige Blätter, welche einen bis zween Schuh lang, und drey bis vier Zoll breit, völlig ganz, zuweilen wellenförmig

ausgebogen, ſcharf und gröſtentheils rückwärts gebogen ſind. Der Stängel wird am obern Theile dünner, zeiget weiter keine Knoten oder Blätter, und endiget ſich mit einem ſcheinbaren Fruchtbuſche, welcher aus vielen, der Kornblüthe ähnlichen, aber längern und ſeitwärts ausgebreiteten Aehren beſteht. Die daran befindlichen und locker an einander geſtellten Blumen ſind alle männliches Geſchlechts. Der Kelch beſteht aus zwey länglichten Bälglein, und umgiebt allemal zwo Blüthen, jede Blüthe zeiget zwo ähnliche Spelzen und drey dünne Fäden mit drey viereckichten und vierfächerichten Staubbeuteln. Herr v. Linne' erwähnet noch zwey ganz kurze, plattgedrückte Honigbehältniſſe. Am untern oder mittlern Theile des Stängels ſtehen ſeitwärts die fruchttragenden Aehren oder Kolben, nach der Höhe deſſelben, mehrere oder wenigere, doch ſelten über drey bis viere. Eine dergleichen Kolben iſt in viele zarte Blätter eingewickelt, welche etwas länger, als der Kolben ſelbſt ſind, und über denſelben ſpitz zu gehen, ſo daß die Frucht von der Natur recht ſorgfältig verwahret worden. Die oberſte Lage dieſer Blätter iſt grün, die darunter liegenden aber theils roth und weiß, theils ganz weiß. Ueber den Kolben raget ein Büſchlein langer weißlichter Haare oder Fäden hervor, welches die eigentlichen Griffel ſind, indem alle ſich in den Kolben hineinziehen, oder vielmehr aus demſelben herauswachſen, und jeder Griffel mit dem Fruchtkeime vereiniget wird. Zu jedem Fruchtkeime oder weiblichen Blüthe gehören zwey rundlichte, dicke, ganz kurze Bälglein und zwo faſt ähnliche Spelzen. Dieſe Blüthen und nachher die Saamen ſitzen rund um den langen und dicken Kolben herum, und die Saamen reihenweiſe und ganz gedrungen bey einander, von den Bälglein und Spelzen umgeben, und gleichſam in den Kolben eingeſenket. Sie ſind etwas gröſer als Erbſen, doch nicht rund, ſondern wegen des gedrungenen Wachsthums inwärts plattgedrücket. Die Größe der Kolben und die Anzahl der Saamen iſt ſehr verſchieden. Im mittlern Zuſtande wird die Länge gegen ſechs Zoll, und die Zahl der Saamen gegen 150 betragen. Man ſieht aber auch Kolben, welche 300 Saamen halten, und dieſes iſt ſchon ſehr viel; doch ſchreibt Herr Juſti, daß man an einer Kolbe vier-, fünf- auch ſechshundert Körner zählen könne. Dieſes iſt gewiß übertrieben; allein was behauptet man nicht, wenn man eine Sache recht augenſcheinlich empfehlen will? Die Reife der Saamenkolbe erkennet man, wenn die

blätterichte Einwickelung recht trocken geworden, und die eigentlichen Blätter fleckicht zu werden, und zu trocknen anfangen, welches ohngefähr im Anfange des Octobers geſchieht. Da die Saamen nicht ausfallen, auch vor den Vögeln geſichert ſind, kann man füglich mit der Erndte warten, bis die ganze Pflanze welk und trocken geworden. Der Saame iſt entweder gelb, oder roth, oder ſcheckicht. Man findet Kolben, welche lauter gelbe, und andere, welche lauter rothe Körner enthalten; doch ſind auch zuweilen beyde Sorten mit einander vermiſchet, zuweilen auch bläulichte, olivenfarbige darunter, und ſonderlich ſchleichen ſich die roth- und gelbſcheckichten zwiſchen die andern ein. Gemeiniglich wird man die Farbe an den eingeſammelten Saamen wieder finden, welche die Saatkörner gehabt haben, öfters aber auch eine Ausartung derſelben bemerken. Man will die gelbe Farbe für die natürliche ausgeben und annehmen, wie das gelbe Korn nur eine Haut habe, und deswegen dünnhülſichter ſey, der rothe aber zwo Häute zeige, und unmittelbar unter der rothen eine gelbe liege, mithin dickhülſichter ſey. Vielleicht betrügt man ſich hierbey. Der gelbe hat gewiß auch zwey Häutchen, welche aber wegen der weniger verſchiedenen Farbe nicht ſo kenntlich erſcheinen, als bey dem rothen. Indeſſen kann man doch beym Anbau vorzüglich auf gelben halten, da ſolcher der natürliche iſt, auch der daraus bereitete Grütze ein beſſer Anſehen hat, als von dem rothen. Herr Kalm nimmt zwo Hauptſorten des Mays an, nämlich den großen und kleinen; der letztere wird auch der Dreymonathmays genennet, weil derſelbe in drey Monathen, ja wohl in zehen Wochen geſäet und wieder geerndtet wird. Der große wird auf achtzehn, der kleine ſelten über vier Fuß Höhe erreichen.

Nachdem man geſehen, wie der Mays von den Amerikanern häufig und vortheilhaft gebauet worden, haben viele Völker ſolches nachgeahmet. In Spanien, Portugall, Italien, England und Frankreich ſoll man daraus vielen Vortheil ziehen; daher man auch in Deutſchland dergleichen einzuführen ſich befliſſen, und, die Einwohner um deſtomehr dazu aufzumuntern, anſehnliche Preiße ausgeſetzet, zur Zeit aber den gewünſchten Endzweck noch nicht erlanget. Vielleicht dürfen wir Deutſchen, und ſonderlich die Sachſen, wegen dieſes nicht befolgten, und vernachläßichten Maysbaues nicht trauern; wir können dergleichen füglich entbehren, und werden unſere Felder auf andere Art eben ſo gut, wo

nicht noch beſſer nutzen kőñen. Ehe wir aber den Bau und die Wartung des Mays beſchreiben, wollen wir zuvor deſſen Benutzung anführen, um deſto beſſer von einem auf das andere zu ſchließen. Der Maysſaame iſt eine gute Nahrung für Menſchen und Vieh. Das daraus gebackene Brod ſoll wohlſchmeckend und geſund ſeyn. In Amerika eſſen auch die vornehmſten kein anderes, als Maysbrodt, ob ſie gleich Waitzen- und Rockenbrod haben können. Es können auch wohlſchmeckende Breye und Suppen davon gemachet werden. Die Amerikaner, auch die Engländer bereiten eine Art Kraftmehl daraus, und führen dieſes auf weiten Reiſen bey ſich. Man kann auch gutes Bier und Brandewein davon bereiten. Man hat daraus auch Grütze bereitet, welcher dem Heidegrütze nichts nachgiebt, aber viel länger kochen muß. Nach dem Wittenbergiſchen Wochenblatte haben die daraus bereiteten kleinen und Mittelgraupen, mit Fleiſchbrühe abgekochet, einen guten Geſchmack, und ſollen leicht mit Sago verwechſelt werden können, S. III. Band 13 S. Manetti in der Abhandlung von den verſchiedenen Arten des Getraides meldet unter andern, wie in dem Veroniſchen kleine Kuchen, welche im Ofen gebacken, und mit verſchiedenen Zuſätzen gemachet, Zaletti genennet und auf den Straßen der Stadt zu allen Zeiten verkaufet werden. In Neapel wird der Mays zu Suppen gebrauchet, auch ein feſter Teig daraus gemachet, dieſer in viereckichte Stückchen zerſchnitten, und mit Oel in der Pfanne geröſtet. Dieſes Backwerk findet man daſelbſt bey allen Kuchenbeckern, und es ſoll ſchmackhaft und nahrhaft ſeyn. In Spanien und andern Gegenden Europens pfleget man die jungen Kolben, wenn ſie einen kleinen Finger dicke ſind, abzunehmen, und in einem Teige, wie Artiſchocken zu backen, auch wie Gurken einzumachen. Die Amerikaner röſten oder braten auch die großen Kolben, wenn die Körner noch grün ſind, und an dieſem amerikaniſchen Gerichte haben auch die Spanier und Italiener Geſchmack gefunden. Zur Fütterung für das Vieh ſoll der Mays alle andere Getraidearten übertreffen. Die Pferde freſſen den Mays ſehr gerne; doch ſchreibt Herr Kalm, daß ſolcher für ein ſolch Pferd gut ſey, das man fett haben, der Haber aber vorzuziehen ſey, wenn man das Pferd auf Reiſen zum Reuten gebrauchen wolle. Kühe und Ochſen zu mäſten, empfiehlt Kalm Mayskleye und Mehl. Auch die Schaafe ſollen ſehr begierig darnach ſeyn, und für die Schweine hält man den Mays für das beſte Futter.

Sie

Sie werden davon nicht allein recht fett, ſondern auch das Fleiſch bekömmt einen beſſern Geſchmack. Hühner, Tauben, Gänſe und ander Federvieh iſt nach dergleichen Futter begierig. Die Hühner ſollen dabey häufig Eyer legen. Dieſes alles findet nicht allein in Amerika ſtatt; auch die Franzöſiſchen und Italieniſchen Nachrichten beſtätigen dergleichen vortheilhafte Nutzung bey der Viehfütterung. Ein Neapopolitaniſches Schwein ſoll gemeiniglich fünfhundert Pfund wiegen, und dieſe werden zween Monathe mit Mays gefüttert. In Frankreich werden die Capaunen aus Breſſe vorzüglich geachtet. Ein Stück wiegt öfters zwölf Pfund, und dieſe werden ganz allein mit Mays gefüttert. Herr Juſti rühmet die Mayspflanze noch wegen eines andern und viel wichtigern Nutzens. Er behauptet, daß dieſes die einzige Pflanze ſey, woraus die Deutſchen Zucker und zwar mit Vortheil machen könnten. Herr Marggraf hat zwar aus mehrern und einländiſchen Pflanzen Zucker bereitet; allein Mühe und Unkoſten überſteigen bey weiten den Werth derſelben. Beym Mays ſoll das Gegentheil ſtatt finden. Die noch grünen Stängel enthalten, ehe ſie Aehren gewinnen, zwiſchen den Knoten ein ſehr ſüßes Waſſer, welches mit dem Safte des Zuckerrohrs billig in Vergleichung zu ſtellen. Man hat auch in Amerika und Italien Syrup und Zucker daraus erhalten, welcher von dem aus dem Zuckerrohre gar nicht verſchieden geweſen. Warum man aber dieſen neuen Zucker nicht ſtatt des gewöhnlichen Zuckers einzuführen geſucht, ſoll die Urſache ſeyn, daß dieſer doch noch höher zu ſtehen komme, und der Vortheil größer ſeyn möchte, wenn man den Mays Körner tragen ließe. Herr Juſti aber erinnert, wie hierzu der Mays genommen werde, ſo auf ſandigen Boden gewachſen, und alsdenn freylich kein Vortheil dabey ſeyn dürfte; derſelbe aber empfiehlt hierzu den Mays in moraſtigen, feuchten und fetten Feldern zu bauen, woſelbſt ſolcher wenig oder gar keine Aehren gewinnt, ſondern nur ſtark in Stängel und Blätter aufſchießt, und unter dieſen Umſtänden gleichſam ein wahres Zuckerrohr werde, indem alsdenn zwiſchen den Knoten ſich viel mehr Saft aufhalte. Die auf den Aeckern überflüßigen und auszureißenden Pflanzen können auch zu dieſem Gebrauche angewandt werden.

Sollte nicht der vielfache und noch andere nützliche Gebrauch des Mays auch uns anreizen, ſolchen nicht allein in Gärten, wie allenthalben geſchieht, ſondern im Großen auf unſern Feldern anzupflanzen?

zen? zumal man vorgiebt, wie derſelbe kein fettes Land verlange und keines Miſtes und anderer Düngung bedürfe, wenn nur das Land nicht ganz außerordentlich mager ſey. Bey dürrer und heißer Witterung ſollen die Maysſtauden in den magerſten Sandfeldern viel beſſer, als in den gedüngten Aeckern gedeihen. Dieſe ſollen mehr Trockenheit, als alle andere Getraidearten aushalten können, und doch ſoll ihnen auch eine lange anhaltende Näſſe nicht ſchaden. In Amerika begnüget man ſich, in jedes Hügelchen, wo man die Mayskörner hinpflanzet, ein wenig Miſt zu legen, und dieſes erfodert auf dem Acker, wo man den Mays weitläuftig pflanzet, wenig Düngung. Alle Arten des Miſtes ſind hierbey gleichgültig. In Amerika läßt man den Acker, auf welchen man den Mays pflanzen will, das Frühjahr ungepflüget liegen, bis zur Beſtellzeit. In ſandigen Feldern könnte dieſes auch bey uns ſo gehalten werden. Andere aber und von Natur nicht ſo lockere Aecker müßten wir im vorhergehenden Herbſte pflügen, und dieſes bey der Saatzeit wiederholen, damit das Land deſto mürber würde, indem dieſes der Mays vorzüglich erfodert. Die Beſtellzeit wird bey uns im May einfallen, und in der erſten Hälfte deſſelben würde der Saame in die Erde zu bringen ſeyn. Man ſtecket gemeiniglich drey, vier bis fünf Körner auf einen Ort, weil einige davon leicht verlohren gehen, verfaulen, oder von den Vögeln gefreſſen werden. Dieſe Stellen müſſen eine Elle auch weiter von einander entfernet ſeyn. Wenn der Acker gepflüget und geeget, zieht man in die Länge und Quere allemal zwo Furchen, in der Weite, als ſolches der Mays erfodert, dergeſtalt, daß die Furchen einander über das Kreuz durchſchneiden, und da, wo auf dieſe Art die kleinen Vierecke oder Hügel entſtehen, ſtecket man allemal die Mayßkörner und leget ſolche etwa zween Zoll tief in die Erde. Andere machen nicht ſo viel Umſtände, ſie laſſen denjenigen, welcher den Mays ausſäet, hinter dem Pfluge hergehen und die Körner in die Furche dergeſtalt ausſtreuen, daß jedes Korn vier bis fünf Zoll weit von einander zu liegen kömmt. Die folgende Furche bedecket dieſe ausgeſtreueten Körner, in welche, wie in die vorige, geſäet wird. Wenn man enge Furchen zieht, darf man eine Furche um die andere mit Saamen verſehen. Wenn die Pflanzen aufgegangen, und etwa einen Fuß Höhe erreichet, muß man die zu dicht bey einander ſtehenden ausziehen, und zwiſchen jedem einen auch anderthalb Fuß Raum laſſen. Hierauf muß man die Stö-

cke,

cke, wie bey dem Weißkraute geſchieht, behacken, und die Erde von allen Seiten an den Stock anziehen. Der Acker muß beſtändig vom Unkraute rein gehalten werden. Man muß auch die Nebenſchößlinge von der Hauptpflanze loßreißen; unterläßt man dieſes, ſo erhält man ſchlechte Kolben. Zuletzt und wenn die Körner an der Kolbe hart zu werden anfangen, und die Blüthen ganz verwelket ſind, wird der obere Theil des Stockes und einige Blätter abgeſchnitten, damit die Nahrung um deſto häufiger dem Saamen mitgetheilet werden könne. Dieſes abgeſchnittene giebt eine gute Fütterung für das Vieh. Wenn die Erndte geſchehen ſoll, reißt man die Kolben mit der häutigen Bedeckung ab, machet dieſe davon loß, und leget die bloßen Kolben einige Tage an die freye Luft oder in die Sonne, damit die Körner recht dürre werden. Nachher verwahret man die Kolben an einem luftigen Orte; am beſten iſt es, wenn man ſolche an Bindfäden anreihet, oder büſchelweiſe zuſammenbindet, und ſolchergeſtalt aufhängt. Die Körner kann man nicht ausdreſchen. Man muß ſolche mit der Hand loß machen. In Italien und Spanien gebrauchet man hierzu beſondere Maſchinen, und in Amerika hölzerne Mörſel mit hölzernen Keulen. Mayskörner haben viele Feinde. Ratten und Mäuſe ſuchen ſolche nicht allein auf den Böden zu erlangen, ſondern auch Eichhörner, Krähen, Spechte und andere Vögel ſind ſehr begierig darnach, und wiſſen ausgeſäete Körner aus der Erde zu kratzen. Um dieſes zu verhindern, kochen die Amerikaner die weiße Nieſewurzel mit Waſſer, laſſen das Waſſer abkühlen, und weichen den Mays, welchen ſie ſäen wollen, zwölf Stunden lang ein. Wenn nun dieſe Thiere die geſäeten Körner aushacken und etliche davon freſſen, werden ſie dumm im Kopfe und taumeln herum, wodurch andere abgehalten werden. Von dieſer Einweichung bekömmt der Mays keine ſchädliche Eigenſchaft.

Ob wir gleich zugeben wollen, daß der Maysbau in Amerika und einigen Ländern Europens mit Vortheil unternommen werde, ſo können wir dennoch unſere Mitbürger nicht füglich zur Nachahmung aufmuntern. Die Frucht iſt auf alle Art betrachtet nützlich, und daß, nach einiger Vorgeben, das daraus bereitete Brod und andere Speiſen der Geſundheit ſchädlich ſey, und vornehmlich Gelegenheit zu Ausſchlägen auf der Haut geben ſoll, iſt in der Erfahrung gar nicht gegründet. Das Korn iſt zwar ſchwer, und mit dem Mehlmachen geht es ſehr langſam; es iſt dieſes auch, ſo zu reden,

den, ſehr kurz, und kann nicht füglich allein gebrauchet, ſondern muß mit Waizen- oder Rockenmehl vermenget werden. Das einzelne Stecken der Körner, und das Behacken der Stöcke erfodert auch viel Mühe und Zeit; doch dieſes alles würde uns nicht abhalten, den Bau im Großen vorzunehmen, wenn nur auch dabey wirklich mehr Gewinnſt zu erlangen, als bey unſern gewöhnlichen Getraidearten. In Amerika muß die natürliche Beſchaffenheit des ſandigen Bodens beſſer als bey uns ſeyn. Wer hat in Sachſen wohl jemals einen Kolben mit ſechshundert, ja ſechshundert und funfzig Körnern erhalten, dergleichen Herr Kalm in Amerika geſehen? Eine Erndte, da man das zweyhunderte Korn erhält, iſt bey uns gewiß eine ſeltene Erſcheinung, vielleicht bey uns eine unerhörte Sache, und dieſe Erndte iſt in Amerika die ſchlechteſte, und ein Mißwachsjahr. Daß zuweilen eine Pflanze, ſo man im Garten mit aller möglichen Kunſt und Hülfe gewartet, einige reichlich mit Körnern beſetzte Kolben tragen könne, geben wir gerne zu. Findet man nicht auch zuweilen viele Stängel und Aehren auf einer Wurzel bey unſerm Korne und Waizen? Bey dem Anbaue im Großen aber muß man nicht auf ſeltene Zufälle, ſondern auf das, was gemeiniglich geſchieht, acht haben, und wird man dieſes ohne allen Vorurtheil bey dem Mays beobachten, ſo wird die außerordentliche Fruchtbarkeit um gar vieles vermindert werden. Es iſt auch keine Kunſt, einen Acker einmal und zu einer Erndte auf die beſte und kräftigſte Art zuzubereiten, und ſolchen alle Kräfte mit einmal anwenden zu laſſen, um etwa die, auf den Anbau des Mays geſetzte Belohnung zu erlangen. Man frage nur, ob auch dieſer reichlich belohnte Anbauer fortgefahren, auf die nämliche Art ſeine Aecker zu dieſer Saat zu gebrauchen; man wird vielleicht überall, wie in hieſiger Gegend, das Gegentheil erfahren. Die Urſache iſt gewiß dieſe, daß der Acker zum erſtenmale allzuſehr ausgeſauget und aller Fruchtbarkeit beraubet worden, mithin derſelbe nicht auch bey angebrachter neuer Düngung im Stande ſey, das zweyte Jahr eine ſo reichliche Erndte zu liefern. Mageres und ſandiges Land iſt bey uns gar nicht geſchickt hierzu; und will oder kann man dergleichen Acker gut düngen, ſo wird darinnen Gerſte und Korn reichlicher lohnen, als Mays. Kalm berichtet, wie man in Amerika Gurken und Bohnen zwiſchen dem Mays pflanze, damit dieſe unter der Mayspflanze auf der Erde hinkriechen, jene aber ſich in die Maysſtängel winden und in die

Höhe ſteigen möchten. Sollte man ſich wohl einkommen laſſen, dieſes in Deutſchland nachzuahmen? Wer Erdäpfel zwiſchen den Maysſtöcken pflanzet, wird gewiß von keinen was gutes erndten. Und warum geht dieſes alles bey uns nicht eben ſo gut, als in Amerika an? Die Gegend iſt anders, die Luft anders, die Witterung anders, und es ſteckt allenthalben in den verſchiedenen Weltſtrichen und Ländern etwas, ſo wir zwar bewundern, aber nicht gehörig einſehen und angeben können. Man laſſe den Amerikanern ihren Mays, baue aber in Deutſchland Korn und andere bisher übliche Getraidefrüchte mit aller Sorgfalt, ſo wird der Gewinnſt gewiß nicht außenbleiben.

Herr Tillet hat an dem Mays eine beſondere Krankheit bemerket, welche von dem Brande und andern bey den Getraidearten und ſonſt an den Pflanzen bemerkten Krankheiten ganz verſchieden iſt. Es beſteht ſolche in einem Auswuchſe, welcher oftmals ſo dicke, wie ein Apfel, auch wohl noch größer iſt. Es iſt ſolcher weiß, fleiſchicht und hängt feſte auf der Pflanze. Es wird nach und nach ſchwammichter, erhält inwendig kleine ſchwarze Flecke, und wenn man ihn drücket, ſpringt ein heller, unangenehm riechender Saft heraus. Unvermerkt breitet ſich in dem angegriffenen Theile die Verweſung aus, und endlich zerfällt dieſer Auswuchs in ein ſchwärzliches Pulver, ſo demjenigen ähnlich iſt, ſo der Boviſt enthält. Man kann hierüber die Schriften der Pariſer Akademie vom Jahre 1760 nachleſen.

Mayſchwamm.

S. Blätterſchwamm.

Maytraube.

S. Mondkraut.

Maywurm.

Dieſe Benennung wird von den neuern Naturforſchern bald in einer weitern, bald in einer engern Bedeutung genommen. Denn man bezeichnet damit nicht nur, nach dem gemeinen Sprachgebrauche, eine Gattung von Inſecten mit abgekürzten Flügeldecken, ohne Flügel; ſondern man verſteht auch dadurch bisweilen, mit Herr Sulzern, das ganze Geſchlecht von Inſecten der erſten Ordnung, welches von dem Ritter von Linné Meloe, und von dem deutſchen Herausgeber ſeines Syſtems Maykäfer genannt wird. Die Kennzeichen dieſes Geſchlechts beſtehen in folgenden Stücken. Die Fühlhörner, wovon das letzte Glied eyförmig iſt, gleichen einer Perlenſchnur. Der Kopf iſt bucklicht und gebogen, das Bruſtſtück einigermaßen rund, und die Flügeldecken ſind weich und biegſam.

ſam. Weil nun einige Inſecten dieſes Geſchlechts kurze Flügeldecken und keine Flügel, andere hingegen Flügel und lange Flügeldecken haben; ſo iſt dieſes Geſchlecht von dem Ritter von Linne' unter zwo Abtheilungen gebracht worden. Unter die erſte Abtheilung, welche diejenigen enthält, die abgekürzte Flügeldecken und keine Flügel haben, gehören die eigentlich ſo genannten Maywürmer, von denen es, nach dem Hrn. v. Linne', zwo Arten giebt, die aber, weil ſie bloß in Anſehung der Größe und der Farbe von einander unterſchieden ſind, auch ſich mit einander begatten, vom Herrn Friſch nur für eine einzige Art gehalten werden.

Die erſte Art, Meloe Proſcarabaeus Linn. wird von Hr. Müllern der Zwitterkäfer genannt, weil ſie nur halb, nämlich in Anſehung des Bruſtſtücks, den Käfern gleicht, in Anſehung des Hinterleibes aber mehr mit einem Wurme übereinkömmt. Der Kopf ſieht faſt wie ein Fliegenkopf aus und iſt mit zwey Fühlhörnern beſetzet, welche aus zwölf Gelenken beſtehen. Die Flügeldecken ſind weich, faſt wie Corduan ſchwarz punctirt und ſo kurz, daß ſie kaum die Hälfte des Leibes bedecken; daher dieſes Inſect zum Fliegen ganz ungeſchickt iſt. Die Farbe dieſes Maywurms, der einen auch anderthalb Zoll lang, und ohngefähr einen halben Zoll dicke iſt, fällt gemeiniglich ins Violetſchwarze. Der Kopf, die Füße und der Unterleib aber ſind mehr röthlich als violetfärbig.

Der andere Maywurm, Meloe Maialis Linn. welcher in Anſehung der Geſtalt mit dem vorigen gröſtentheils übereinkömmt, iſt etwas kleiner und hat einen goldfarbigen, mit grün und roth vermiſchten Körper. Beyde Arten findet man hin und wieder in Deutſchland, ſo wie auch in vielen andern Ländern, und zwar am häufigſten, wie ſchon aus dem Namen erhellet, im Monath May, auf leimichten Feldern und Wieſen, wo ſie ſich von Gras und Kräutern nähren. Sie haben beyde einen ſehr fettigen Körper, welcher nach Violen riecht. Bey der mindeſten Berührung geben ſie aus den Gelenken der Füße und aus andern Theilen ihres Körpers einen dicken, gelben und klebrichten Saft von ſich, welcher die Finger färbet und noch ſtärker nach Violen riecht, als der Körper. Wenn ſie ſich begattet haben, kriechen die Weibchen ohngefähr einen Zoll tief in die Erde, um ſich ihrer Eyer an einem ſichern Orte zu entledigen. Hierauf kommen ſie wieder hervor und leben noch einige Wochen, bis die Nächte anfangen kalt zu werden. Die Jungen, welche gemeiniglich

ſchon im Junio anfangen auszukriechen, ſind rothgelbe, ſechsfüßige Würmerchen mit kurzen Fühlhörnern und haben am Schwanze einige lange Härchen. Sie bringen den Winter unter der Erde zu, häuten ſich etlichemal und erhalten erſt im Frühjahre ihre Flügeldecken, worauf ſie die unterirdiſchen Wohnungen zu verlaſſen pflegen.

Was wir oben von dem Nutzen der Maykäfer wider den Biß der tollen Hunde angeführet haben, wird ſeit einiger Zeit auch von beyden Arten der itzt beſchriebenen Maywürmer behauptet. Man muß aber dieſe Inſecten, wenn man ſich derſelben zu dieſer Abſicht bedienen will, im May bey trockener, warmer Witterung einſammeln, ihnen den Kopf abſchneiden und den Körper in Honig legen. Zu vier und zwanzig in Honig gelegenen, klein zerſchnittenen und zu einem Teige geriebenen Maywürmern nimmt man vier Loth Theriak, oder im Nothfall auch Hollundermuß, zwey Quentchen fein geraſpeltes und durchgeſiebtes Ebenholz, ein Quentchen Virgin. Schlangenwurzel, ein Quentchen gefeiltes Bley, zwanzig Gran Ebereſchenſchwamm und überdieſes noch ein wenig von dem Honig, worinnen die Maywürmer gelegen habe. Eine ausführliche Belehrung, wie dieſes Mittel bey Menſchen und Thieren zu gebrauchen ſey, findet man im 31 Stücke des Leipziger Intelligenzblattes vom gegenwärtigen Jahre, S. 267.

Die zwote Abtheilung, worunter diejenigen Inſecten dieſes Geſchlechts gehören, welche mit Flügeln verſehen ſind und lange Flügeldecken haben, enthält, nach dem Herrn von Linné, achtzehn Arten. Die merkwürdigſte davon iſt die ſo genannte ſpaniſche Fliege, Meloe veſicatorius Linn. von welcher wir unſern Leſern bereits im dritten Theile, S. 123. Nachricht gegeben haben.

Maywurzel.

S. Anblatt.

Meadie.

S. Götterblume.

Mear.

Unter den Fiſchen, von welchen das Eyland Sal oder Salt einen Ueberfluß hat, findet ſich eine Art, welche die Schwarzen Mear nennen, von der Größe eines Stockfiſches, aber dicker und viel breiter, der ſich eben ſo gut einſalzen läßt, als der Stockfiſch, und der Beſchreiber dieſes Eylandes des grünen Vorgebirges, der Hauptmann Robert, glaubt, daß ein Schiff hier viel geſchwinder eine Ladung davon bekommen könne, als von den Stockfiſchen zu Terreneuve. Sie würden auch eben

ſo gut, als dieſe, zu verkaufen ſeyn, beſonders zu Teneriffa. Und weil das Salz in der Nähe iſt, würde das Einſalzen nicht ſo beſchwerlich ſeyn. Hiernächſt hätte man auch eine große Erleichterung von den Schwarzen zu St. Nicolas und zu St. Antonio zu gewarten, die mit dem Fangen, Zerſchneiden, Einſalzen aller Arten von Fiſchen ſehr gut umzugehen wiſſen. ſ. Samml. A. Reiſen, B. II. S. 166.

Mebaar.

Mebaar iſt ein rother Fiſch in Japon, an Größe und Geſtalt dem Steinbraßem nicht unähnlich. Die Augen ſtehen ihm, wie zwo Kugeln, vor dem Kopfe. Man fängt ihn überall, und er iſt die gewöhnlichſte Speiſe armer Leute. S. A. Reiſ. B. XI. S. 697.

Mechoacanne.

Mechoacanne iſt eine Wurzel, welche aus der Provinz Mechoacan in Neuſpanien, ohngefähr im Jahre 1524. zuerſt nach Europa gebracht worden; ſie wächſt aber auch in Braſilien, St. Domingo und andern Inſeln. Da ſelbige eine purgirende Kraft beſitzt, hat man auch unter dieſer und andern dergleichen Wurzeln eine Aehnlichkeit angenommen, und ſolche Indianiſche Zaunrübe, Bryonia Indica, weiße Jalappawurzel, Ialappa alba, und hingegen die Jalappe Mechoacanna nigra, auch weiße Rhabarber genannt. Die Pflanze ſelbſt iſt noch nicht gehörig beſchrieben. Man hält ſelbige für eine Art Winde, welche vom Raius Conuoluulus americanus, Mechoacanna dictus, genan̄t wird, und ſchwache, auf der Erde hinkriechende Stängel treibt, an welchen herzförmige Blätter und zwiſchen ſelbigen röthliche Blumen ſitzen. Wir erhalten die Wurzel in breite, tellerförmige Stücken zerſchnitten, davon einige weiß, ſehr locker, leicht und zerbrechlich, andere aber mehr gelblicht, feſte, dichte, ſchwer und innerlich gleichſam mit ſchwarzen Adern durchzogen ſind. Dieſe ſind viel kräftiger als die erſtern. Alle haben keinen ſonderlichen Geſchmack, und deswegen iſt auch dieſe Wurzel von einigen Schmeckenicht genannt worden, und hierdurch läßt ſich die Mechoacanne gar leicht von der Zaunrübe unterſcheiden, als welche zwar, dem äußerlichen Anſehen nach, damit übereinkömmt, aber einen ſehr bittern Geſchmack beſitzt. Es enthält die Wurzel wenig harzige, und wohl dreymal ſo viel gummöſe Beſtandtheile, daher ſolche als ein gelinde wirkendes Purgiermittel angeprieſen worden. Und ſie verdienet dieſen Namen gewiß, indem ſolche auch bey jungen Kindern und andern ſchwachen Perſonen ſicher, und am

beſten im Pulver von einem halben Scrupel bis zu zwey auch drey Quentchen, zu gebrauchen iſt, daher auch ſolches keiner Verbeſſerung bedarf, und alle Zubereitungen unnöthig ſind. Die Braſilianer pflegen die geſchälte Wurzel auszupreſſen, und dasjenige, was ſich von dieſem ausgepreßten Safte zu Boden ſetzet, zu trocknen, und unter dem Namen der Mechoacannenmilch aufzubehalten. Die ſo genannte Foecula iſt davon nicht unterſchieden. Beyde Zubereitungen ſind ganz unkräftig; und weil überhaupt dieſe Wurzel nach Erfindung der Jalappe faſt ganz außer Gebrauch gekommen und in hieſigen Apotheken nur alte, wurmſtichige und unkräftige Waare anzutreffen, ſo wird in neuern Zeiten niemand leicht derſelben ſich bedienen.

Meckel.

Meckel, ſonſt Blicke, Blicca, nach dem Gesner, S. 167. b. Brama, 4. Klein. ſ. unſern Artikel, Bradem, Th. I. S. 934.

Meconiten.

Meconites, ſind Steinverhärtungen und gehören zu derjenigen Art, die man Rogenſteine nennt. Sie haben das Anſehen kleiner Eyer, von der Größe eines Saamens, ſo im Steine eingemiſchet und verſteinert ſind. Es iſt aber nichts anders als eine verhärtete Erde. S. Rogenſteine.

Mecruire.

S. Macer.

Medeſüß.

S. Geißbart.

Meduſa.

Unter den gegliederten Würmern kömmt beym Hrn. v. Linné ein eigenes Geſchlecht unter dem Namen Meduſa vor, welches wir aber, nach der Holländer und auch von Herrn Müllern angenommenen, Benennung unter Qualle beſchreiben werden. Man findet aber auch unter den Seeſternen, ingleichen unter den Klippklebern eine Art, welche obigen Namen führet, und dieſe beyde wollen wir hier anführen.

Der Seeſtern, welcher Meduſa, Aſteria caput meduſae L. oder auch der Totenkopf und die Seeſonne pfieget genannt zu werden, beſteht aus einem runden, fünflappigen Körper und zeiget bey der Einſenkung fünf dicke Strahlen, davon ſich jeder ohngefähr auf einen halben Zoll erſtrecket und hernach in zween andere theilet. Jeder Aſt ſpaltet ſich wieder in zwey, und dieſe Abtheilung fährt bis zur Spitze fort, ſo daß endlich vielehundert Spitzen kommen, und jeder Hauptſtrahl gleichſam einen Baum vorſtellet,

welcher aus dem Hauptſtamme immer dünnere und dünnere Aeſte austheilet. Rumph will an einem ſolchen über achtzigtauſend Spitzen gezählet haben. Dieſe Strahlen beſtehen, wie bey andern Seeſternen, aus vielen Gelenken und Wirbeln. Uebrigens aber zeiget dieſe Art, ſowohl in Anſehung des Baues, als der Größe, einige Verſchiedenheit. Der Körper iſt zuweilen ganz rund, zuweilen eckicht, geribbt, auch mit einem Schilde bedecket, mit kurzen auch langen Strahlen beſetzt. Die Größe mit ausgebreiteten Armen beträgt im Durchſchnitte von einer Spitze bis zur andern zween bis zehen Schuh. Bey allen liegen die Strahlen, wenn das Thier ſtirbt, in einer Rundung und über dem Körper zuſammengekräuſelt. Gemeiniglich iſt alsdenn ihre Farbe braunroth oder röthlichgelb. Der Aufenthalt iſt in der Nordſee, im weißen, oſt- und weſtindianiſchen Meere und vielleicht in mehrern Seen.

Die andere Art aus dem Geſchlechte der Klippkleber heißt, nach der holländiſchen Benennung, der Meduſenkopf, und pfleget auch ſonſt das Lämpchen oder die doppelte Sternpatelle genannt zu werden. Die Schale iſt mit erhabenen Strahlen, die nach dem äußern Umfange zu dicker werden, beſetzet. Dieſe ſind braun und weiß, manchmal auch ganz weiß, und weil ſie über dem Rande hervorragen, wird die Schale dadurch zackicht oder lappicht und heißt daher beym Herrn v. Linné Patella lacinioſa. Zuweilen zeigen ſich oben auf dem Wirbel zwey Augen. Sie werden zween bis drey Zoll lang und nach ihrer eyförmigen Geſtalt, verhältnißmäßig breit; es giebt jedoch hohe und niedrig gewölbte. Das Vaterland iſt Oſtindien und Afrika. Ein braun und weiß geripptes Exemplar hat Herr Müller mit dreyßig Gulden bezahlen ſehen.

Meduſenhaupt.

S. Euphorbien.

Meelbeere. S. Elſebeere.

Meeldorn.

S. Weißdorn.

Meelfäßchen.

S. Weißdorn.

Meer.

Unter dem Waſſer auf dem Erdboden iſt vornehmlich diejenige ungeheure Menge deſſelben merkwürdig, welche das feſte Land in unermeßlichen Flächen und Tiefen überall umgiebt; und dieſe wird allgemein Meer, mare, oder wenn es die größten Strecken deſſelben andeuten ſoll, Weltmeer, Ocean, genannt. Es umfließt alſo das Meer alle und jede Theile der bewohnten Welt, es hat unter ſich,

und in ſeinen Abtheilungen, einen ſtäten Zuſammenhang, und wird nach den unterſchiedlichen Hauptgegenden des Erdbodens eingetheilet: die große Südſee, das weſtliche Weltmeer zwiſchen Europa und Amerika, oder das Atlantiſche, die Nordſee, u. ſ. w. Zuerſt die Beſchaffenheit des Meeres und ſeines Waſſers. Der Geſchmack, und die daher rührende eigenthümliche Schwere, iſt der große Unterſchied von allen andern Waſſern der Erde. Es iſt offenbar ſalzicht, und neben dem Salzichten hat es noch eine widerliche Bitterkeit bey ſich. In der Auflöſung hat ſich gezeiget, daß außer dem Salze ein Theil Salpeter und Salmiak, ein Theil harzichtes Weſen, etwas bitteres Oel und Schwefel in dem Meerwaſſer vorhanden ſind. Dieſe eigene Natur bekömmt nun daſſelbe theils von den natürlichen Körpern, die ſich beſtändig in und am Grunde der See, und an den Oertern finden, wohin das Meerwaſſer dringen kann; theils von den unaufhörlich in das Meer hinein geführten fremden Körpern. Die erſtern geben vermuthlich diejenige große Menge Salz her, wodurch manche dem Meere eine anerſchaffene Salzigkeit beymeſſen; und ſind Salzquellen, die ſich ins Meer ergießen, unterirdiſche Sohle in großen Gängen und Klüften; Salzbänke und ganze Salzklippen oder Berge, ſelbſt die großen Lagen Steinſalz in der Erde, wohin vielleicht unterirdiſche Gänge des Meeres reichen. Neben dieſen ſalzichten, dem Meere natürlichen Körpern, ſind denn noch andere, die den übrigen Beſtandtheil des Seewaſſers hergeben: nämlich Quellen von allerley bittern Bergarten, von Bergpeche, Lagen und Schichten von hin und wieder zerſtreueten Harzen aus aufgelößten Vegetabilien; zuletzt noch viele eigene Adern von mancherley zuſammengeſetzten mineraliſchen Waſſern. Alle dieſe Dinge ſind dem Meere gleichſam einheimiſch. Die fremden in das Meer gebrachten Körper ſind die unzähligen Materien aller zerſtörter und aufgelößter Seethiere; die fremden, aufgelößten und dem Meere übergebnen Theile von allen Arten Landthieren, die menſchlichen Körper nicht ausgenommen; die aufgelößten und vermoderten Theile von Vegetabilien, die in das Meer geführet werden; und endlich die zertrümmerten Mineralien, an Erden und Erzen, davon das Waſſer annoch die ſalzichten Theile in ſich nimmt und zu ſeinem Gemiſche bringt. Solchergeſtalt erſieht man: einmal, daß die Salzigkeit des Meerwaſſers ſehr vielerley, und beträchtliche, keinesweges eine ihm anerſchaffene, alleinige, Urſachen habe; darneben, daß die Salzigkeit deſſelben

kein reines Salz allein, ſondern außer dem Salze mancherley, dem Salze und dem Waſſer ſelbſt beygemiſchte andere, vornehmlich bergfettige, bitterſalzige Theile, oder, wie einige wollen, eine alkaliſche, von der Vitriolſäure aufgelößte Erde, zum Grunde habe. Und da dieſe Urſache auf dem Boden der See, in dem Abgrunde deſſelben ſowohl, als außerhalb dem Meere, ohne Unterlaß zu wirken fortfährt; ſo iſt die alte Meynung nicht ſo ungereimt, wenn man ſagete: die Salzigkeit des Meeres würde in dem Meere ſelbſt hervorgebracht. Denn die Salzbänke und großen Steinſalzklippen können ſich niemals durch Auflöſung verzehren, weil das zunächſt in der Tiefe daran liegende Seewaſſer vom Salze immer geſättiget iſt, und nicht weiter auflöſen kann. Alsdenn erſt nimmt es neue Salztheile von denſelben an, wenn es durch zufällige Urſachen von ſeinem Salze dem entferntern Waſſer etwas abgiebt, oder an den Salzklippen in Bewegung kömmt. Die Salzquellen gießen auch ſtäts fort; oder wenn einige aufhören, entſtehen an ihrer Statt andere, durch tieferes Eindringen der See ins Land, oder in unterirdiſche Gänge und Canäle. Und zuletzt bleibt auch der Zugang fremder Theile aus allen Naturreichen in das Weltmeer unerſchöpflich; weil beynahe aller Unrath des feſten Landes durch die Flüſſe in das Meer, wenigſtens den aufgelößten Theilen nach, abgeſetzet wird. Wie ſtark das Meerwaſſer ſalzicht ſey? das iſt eine ſehr unbeſtimmte Frage. Anfänglich iſt alles Meerwaſſer in der Tiefe ſalziger, als an der Oberfläche; auch von der Bitterkeit will man dieſes behaupten. Es iſt ferner die Salzigkeit deſto ſtärker, je näher man dem Aequator kömmt; und überhaupt, wo in Gegenden mehr ſüßes Waſſer beygemiſchet wird, da führet es allemal einen geringern Grad von Salzigkeit, als wo dieſe Urſache nicht vorhanden iſt. Nach dieſen Graden unterſcheidet man es denn auch. Das Meerwaſſer iſt arm an Salz, wenn es $\frac{1}{32}$ Salz hat, oder wenn in einem Pfunde der 32ſte Theil Salz gefunden wird; beſſer iſt es, wenn es $\frac{1}{16}$ hat; und dies ſcheint ſo das Mittel ſeiner eigenthümlichen Schwere gegen das Regenwaſſer anzuzeigen. Denn man pfleget dieſes ſeine Schwere zu der des Meerwaſſers wie 1000 zu 1062 anzunehmen, das heißt, es iſt um $\frac{1000}{62}$ oder um $\frac{1}{16}$ ſchwerer, als Regenwaſſer. Und wenn dies Sechszehntheil mehrentheils Salz iſt, ſo hat das Meerwaſſer alsdenn eine mittlere Salzigkeit. Aber es findet ſich viel ſalzhaltiger: man hat es von $\frac{1}{12}$ bis zu $\frac{1}{8}$ und vielleicht noch weiter, ſalzreich.

Wegen dieſer ſo vielfachen Ingre- dienzen, wegen des bitterlichen, eckelhaften Geſchmacks, iſt das Meerwaſſer nicht zu trinken. Man hat alſo eifrigſt auf Mittel geſonnen, ihm dieſe widrige Be- ſchaffenheit zu benehmen und es trinkbar und geſund zu machen. Den ſicherſten und einfachſten Weg dazu ſcheint die Natur durch die Ausdünſtung anzugeben; in- dem eine unbeſchreibliche Menge Dämpfe täglich aus dem Meere aufſteigt. Und dieweil das oberſte Waſſer an der Meeresfläche am wenigſten geſalzen, vielleicht dem ſüßen ſehr nahe iſt, ſo will es wahrſcheinlich werden, daß die Meeresdünſte lauter ſüßes Waſſer geben. Aber woher iſt es denn ſo ausgemachet, daß die Dämpfe aus dem Meere gerade ſüßes Waſ- ſer geben? Und warum geht denn die Verſüßung des Seewaſſers nicht vollkommen mittelſt der Ab- dämpfung, ohne Zuſatz von an- dern Dingen, an? Dasjenige was Franklin, und andere von den Gewittern behaupten, als hätten ſie ihre vornehmſte Entſte- hung von der See und ihren Dämpfen, ſcheint es nicht un- wahrſcheinlich zu machen, daß dieſe Dämpfe nicht völlig abge- ſüßet ſind; wenn man gleich nicht auf die bekannte unreine Beſchaf- fenheit ſo vieler Dämpfe in der Luft ſein Augenmerk richten woll- te. Außer vielen andern Mitteln, als das Durchſeigen, das Gefrie- ren, das Einkochen, das Faulen, u. ſ. w. hat man nun vornehm- lich den Endzweck, das Seewaſ- ſer trinkbar zu machen, durchs Abdämpfen, und zwar meiſtens durchs Deſtilliren des Meerwaſ- ſers zu erhalten geſuchet. Unter den Engländern haben ſich mit der Verſüßung deſſelben Apple- by, Hales, Alſton und Buttler be- ſonders beſchäfftiget, und von vie- len Seefahrern iſt die Methode des erſtern, wie ſie Buttler verbeſſert hat, ziemlich brauchbar befunden worden. Appleby aber deſtilli- ret das Waſſer mit Kalke, als welcher das Bitterſalz vornehmlich in ſich aufnimmt. Auch bedienet er ſich des Höllenſteins dabey. Die Franzoſen haben die Verſuche nachgemachet, und noch weiter getrieben. Ueberall hat man zur Noth ein trinkbares Waſſer be- kommen, das zwar nicht von übeln Folgen auf die Geſundheit geweſen, aber gleichwohl nicht die nämlichen Eigenſchaften des ſü- ßen Waſſers, an Geſchmacke und Wirkung, gehabt. Manche Ope- rationen des Abſüßens ſind auch ſo koſtbar, daß ſich die Schiffer auch dieſerwegen lieber mit friſchem Quell- und Flußwaſſer verſehen, wenn ſie irgendwo landen kön- nen. Und ſolchergeſtalt läßt man die Verſüßung des Seewaſ- ſers, als ein Nothmittel, hin- gehen.

Dieſes geſammte Waſſer des Meeres äußert an ſeiner Oberfläche täglich ein doppeltes Steigen und Fallen von etwa 6 bis 12 Pariſer Fuß ins Mittel gerechnet. Alle ſechs Stunden ſteiget es, und die andern ſechs folgenden fällt es wieder auf eine regelmäßige Weiſe. Dieſe Bewegung heißt die Ebbe und Fluth des Meeres, geſchieht nach ordentlichen Geſetzen, iſt auf dem großen Weltmeere faſt überall zu bemerken, und ſcheint Urſachen zu haben, die vielleicht noch nicht gänzlich erforſchet ſind. Die Bewegung fällt gemeiniglich ſehr ordentlich, und hat von Zeit zu Zeit ihre richtige Abwechſelungen; jedoch miſchet ſich je zuweilen eine Unordnung mit ein, die von allerley zufälligen Urſachen herkommen mag. Alle Wahrnehmungen geben, daß ſich dieſe Veränderungen, im Steigen und Fallen der See, nach dem Monde richten: daß das Waſſer etwa drey Stunden, nachdem der Mond durch den Mittagskreis gegangen, am höchſten iſt; daß ſich dieſe hohe Fluth nach dem Laufe des Mondes, und nach den Zeiten ſeines Durchganges durch den Meridian verrücket; daß die Fluthen nach dem Neu- und Vollmonde am größten ſind; und noch am ſtärkſten nach den Neu- und Vollmonden, bey den Nachtgleichen, die kleinſten hergegen im Sommer und Winter u. ſ. w. In einigen Gegenden von der Linie, und außerhalb den Wendekreiſen, ereignen ſich hiervon geringe Abweichungen, die aber das ganze Regelmäßige der Bewegung nicht aufheben. Dieſerhalb pfleget man dem Monde, oder vielmehr der allgemeinen Anziehungskraft, dieſes ganze natürliche Geſchäffte zuzuſchreiben, und folglich die Einwirkungen der Sonnen und des Mondes auf unſere Erde, und wechſelsweiſe dieſer auf jene, als die Urſache dieſer wunderbaren Bewegung anzugeben. Newton hat hiervon die beſte Theorie entworfen, und auf dieſe haben nachher diejenigen gebauet, welche die geſammte Erklärung der Ebbe und Fluth, auch ſogar die Abweichungen derſelben von den ordentlichen Regeln, in ein Syſtem gebracht haben; unter denen Daniel Bernoulli, Mac-Laurin und Leonhard Euler, die vornehmſten ſind. Da die gewöhnliche Bewegung dieſer Ebbe und Fluth, wo ihr nichts im Wege ſteht, von Oſten nach Weſten gerichtet iſt: ſo ſcheint es, daß ſie zur regelmäßigen Umwälzung der Erde etwas beyträgt; weil, wo ſich das Meer erhebt, allda dem beweglichen Erdkörper ein vorzügliches Uebergewicht mitgetheilet und ſeine Umdrehung natürlicher Weiſe befördert wird. Anderer Abſichten der Ebbe und Fluth hier zu geſchweigen. Eine andere große

und allgemeine, aber nicht ſo in die Augen fallende Bewegung des ganzen Oceans iſt dieſe, daß er eine Art von großem Fluß darſtellet, welcher den Aequator in der Südſee durchſchneidet: daß ein Arm dieſes Stroms oben bey Kamtſchatka nach dem Pole zugeht, und ſich nachher mit dem vorigen gemeinſchaftlichen Strome wieder vereiniget, indem er das atlantiſche Meer ausmachet. Dieſer beſtändige Strom des ganzen großen Weltmeeres um die Erdkugel giebt der Meeresfläche, und folglich auch dem feſten Lande, eine eigene regelmäßige Figur, welche zur Hauptregel hat: daß die Ufer des Weltmeeres einen Parallelismus unter ſich halten, an den unterſchiedlichen Weltgegenden in gleicher Breite unter ſich fortlaufen, und die vorſpringenden Winkel an einem Ufer überall den einwärtsgehenden am andern gegen über ſtehenden, entgegen geſetzet ſind. Dieſes hat Hr. Lambert in ſeiner Abhandlung über die Geſtalt des großen Weltmeeres, durch viele Beyſpiele auf der Erdfläche gezeiget. Er leitet von dieſem allgemeinen Strome des Weltmeeres den Erfolg her, daß Europa unmerklich nach Norden, und Südamerika nach Oſten abhängig iſt. Andere particuläre Bewegungen des Meeres finden ſich an den Stellen, wo es allem Vermuthen nach tiefe Schlünde, Klüfte, oder ſonſt weitläuftige, gemeinſchaftliche unterirdiſche Gänge geben mag. An ſolchen Stellen dreht ſich das Meerwaſſer bald mit großer Gewalt im weiten Wirbel herum, und ſtürzet ſich darauf in deſſen Mitte in den Abgrund, bald wird es bloß wie ein Strom ohne Wirbel eingeſchlucket, bald an andern Stellen, wie ein Strom aus der Tiefe ausgeſpyen. Das Mittelländiſche und Nordmeer hat hiervon gar bekannte Wirbel. Noch an andern Orten hat das Meer, innerhalb gewiſſen Strecken, ordentliche Ströme und Gänge, welche man Seeſtröme nennt, die ſich längere oder kürzere Zeit vom Jahre, in einer gewiſſen Strecke, beſtändig nach einerley Gegend zeigen. Solche Stromgänge finden ſich: vom grünen Vorgebirge nach Fernando Po von Weſten nach Oſten; zwiſchen dem Vorgebirge der guten Hoffnung und Madagaſcar von Nordoſt nach Südweſt; im Bengaliſchen Meerbuſen bey Sumatra von Süden nach Norden; bey den Manilliſchen Inſeln; an den peruaniſchen Küſten nach Norden; um Terra del Fuego nach Oſten u. ſ. w. In unſern europäiſchen Gegenden ſind dieſe Stromgänge in der Meerenge bey Gibraltar, in den Dardanellen, im Sunde, und an andern engen Oeffnungen der See, zu merken.

Dieſe und dergleichen Stromgänge kommen theils von den Winden, theils von der Ebbe und Fluth, von der Lage der Küſten her, ohne anderer noch nicht bekannten Urſachen zu gedenken. Das merkwürdigſte iſt, daß ſolche Ströme nicht bloß an der Oberfläche des Meeres, ſondern auch unter derſelben in gewiſſen Tiefen, und zwar von ganz entgegengeſetzten Richtungen bemerket werden. Solche ganz widrige Ströme, zweyfach auch dreyfach über einander, finden ſich in den Meerengen bey Portugal, und bey Dännemark im Sunde, bey Conſtantinopel u. ſ. w. Endlich ſo kommen auch noch bisweilen ganz ungewöhnliche Bewegungen des Meeres hin und wieder vor, die vielfältig von unterirdiſchen Feuern und Erſchütterungen, von Ausbrüchen verſchloſſener Luft, und andern Urſachen herrühren. Sie ſind aber insgeſammt ſo zufällig, daß wir ſie unter dasjenige, was dem Meere eigentlich anhängig iſt, nicht wohl bringen können. Obgleich das Seewaſſer, allgemein betrachtet, wenn es aus beträchtlichen Tiefen im Ganzen geſchöpfet wird, eine grünliche Smaragdfarbe hat, auch vielfach dieſe Farbe in der Oberfläche des Meeres ſpielet, ſo iſt doch die Farbe der Meere nach verſchiedenen Umſtänden veränderlich. Die Nordſee und das Atlantiſche Meer ſcheinen bläulicht; der obere Theil des mittelländiſchen Meeres zuweilen purpurfarben; auf der weſtlichen Küſte von Afrika einiger Orten, wie um Florida, ganz grün; bey Vera Crux weiß, um Martinique und Domingo bleich, vor der Mündung des Plataſtrohmes, an den Küſten von Braſilien, ganz roth, und ſo geht es an andern Orten mehr. Dieſe Farben kommen ſicherlich von der Menge der fremden Körper her, welche das Meer beherberget. Die blaue Farbe iſt wohl nichts als eine Miſchung von Licht und Schatten in großer Entfernung; grün ſcheint es von allerley Meergewächſen; roth auch von Meergewächſen, von Inſecten und vom Sande; weiß vom Kalkgrunde; ſchwarz von Steinkohlenbetten und von großer Tiefe; bleich und weißlicht oft von den darauf ſchwimmenden Bimsſteinen. Dieſe Umſtände haben denn an der Ungleichheit der Farbe Antheil. An ſehr vielen Orten leuchtet auch die See, und giebt bey ſtillem Seewaſſer viele Scheine wie tauſendfache Sterne auf der Oberfläche zerſtreuet; oder auch einen an einander hängenden beweglichen Schimmer über der ganzen Fläche; bisweilen einen ſtarken Schein auf dem Wege, den ein Schiff geht, wie eine lange Feuerſtrecke. Dieſe Scheine entſtehen theils vom eigenen Phosphorus

des Meerwaſſers an vielen Orten, theils von allerley leuchtenden Inſecten. Die äußere Figur des Meeres, oder der Oberfläche deſſelben, richtet ſich nach der Geſtalt der Erdkugel, und iſt, wo es in unermeßlichen Weiten zuſammenhängt, ſphäroidiſch. Die Fläche würde auch überall ſpiegelicht, ruhig und eben erſcheinen, wenn kein äußerer und innerer gewaltſamer Antrieb das Waſſer nöthigete, ſich unaufhörlich zu bewegen, und ſich in Wellen, in Ströme, in Fluthen und ſo weiter, zu ſetzen. Dieſe Bewegung, zumal die ungeſtüme an der Oberfläche, geht gleichwohl nicht tief unter dieſelbe. In einer Tiefe von 15 Klaftern hat man keine Bewegung verſpüret, wenn gleich die Oberfläche noch ſo ſtark geht. Einige Ausnahmen zeigen ſich doch bey langwierigen und heftigen Stürmen, wo auch das Waſſer der Tiefe etwas unruhig werden ſoll. Wie es unten im Meergrunde und in der Tiefe ausſieht, das läßt ſich, zumal aus neuern Bemerkungen, nur einigermaßen beſtimmen. Das iſt gewiß, der Seegrund hat ſeine Ungleichheiten, ſeine Erhebungen und Vertiefungen, ſeine Klippen, Hügel und Thäler, wie das feſte Land; er hat auch ſeine Gewächſe unzähliger Arten; darunter vornehmlich manche ſo große und ungeheuere Arten von Steingewächſen und von ſo entſetzlicher Menge ſind, daß es ſcheint manche Seeküſten und mancher Meeresgrund gleichen einem Walde von dergleichen Dingen. Dieſes ſind die großen untiefen Strecken, vornehmlich in der Südſee, die durchweg aus offenen und blinden Korallenklippen beſtehen und die Fahrt den Schiffen entſetzlich ſchwer und gefährlich machen. Alle Inſeln ſind im Grunde nichts als Berge und Hügel, oder die erhabenen Theile von Klippen, die aus dem Meere hervorragen. Ueberdies hat der Meergrund ſeine verſchiedenen Schichten von Stein- und von Erdarten über einander; es entſpringen daſelbſt auch mancherley Quellen von ſüßen, von ſalzigen Waſſer, von Oelen, Bergfetten und andern fetten Flüßigkeiten. Die Tiefe des Meeres, das iſt die Entfernung des Meergrundes von der Oberfläche, iſt nach ihren höchſten Stufen nicht zu meſſen. Die Naturlehrer haben viele Urſache zu glauben, daß ſie der Höhe der erhabenſten Gebirge auf dem feſten Lande gleich komme, und daß dieſer ihre Hervorragung über der Erdfläche, durch die Abgründe des Meeres einigermaßen das Gleichgewicht zu erhalten, erſetzet würde. Die ſenkrechte Höhe der größten Berge beträgt aber noch keine deutſche Meile; alſo ſcheint auch die Tiefe des Meeres noch nicht ſo weit zu reichen. Man

hat unterſchiedliche Werkzeuge erdacht, die großen Seetiefen ausfündig zu machen, durch zween Körper, die im Fallen zuſammen bleiben, beym Aufſtoßen aber auf den Grund ſich das leichtere loßmachet, und an die Meeresfläche wiederum herauf kömmt. Aus der Zeit des Fallens und Heraufſteigens, ingleichen aus der Höhe des in manchen angebrachten klebrichten Liqueurs, welcher, nach Proportion der verſchiednen Tiefen in einer ſtarken gläſernen Röhre ſtufenweiſe ſteigt, hat man die Längen dieſer großen Tiefen herauszubringen geſuchet. Dergleichen Inſtrumente, die unterm Namen der Bathometer bekannt ſind, haben Hooke, Desaguliers und andere, erfunden und beſchrieben. Geringere Tiefen mißt man durch das Senkbley. Sie reichen aber nicht weit, nicht viel über eine Ankertautiefe, oder über hundert und zwanzig bis auf zwey hundert Klaftern; und dabey iſt noch ungewiß, ob, und wie weit ſolches Senkbley durch die untern Seeſtröme von der perpendiculären Richtung abgelenket wird. Wenn die Schnur oder das dünne Seil drey und mehr Pfunde wiegt, pfleget man ein pyramidaliſches Bleygewicht von 12 bis zu 30 Pfunden daran zu befeſtigen; damit nicht, wenn die Schwere des Seiles und das Gewicht im Meerwaſſer gleich wird, das ganze Senkbley zu ſchwimmen anfängt, und folglich herunter zu ſinken aufhöret. Das geſammte Meer nimmt, ſeiner Oberfläche nach, beynahe die Fläche der halben Erdkugel ein, wo nicht noch etwas mehr; oder faſt fünf Millionen Quadratmeilen. Wenn man nun ſetzet, die Meerestiefe betrage, ins Mittel gerechnet, nur $\frac{1}{8}$ deutſche Meile, ſo enthält die ganze Maſſe alles Seewaſſers doch auf 580500 Kubiſche Meilen. Giebt man aber der gedachten mittlern Tiefe durchgängig $\frac{1}{4}$ Meile, ſo käme 1,161000 Kubikmeilen für den körperlichen Inhalt alles Seewaſſers auf dem Erdboden heraus. Die ſtäte Veränderung mit dem Meere hat verurſachet, daß auf der ganzen Erdfläche ſeit der Schöpfung nach und nach große Veränderungen vorgegangen ſind. Das Meer hat vielleicht das feſte Land mehr als einmal überſchwemmet, zerſtöhret, zerriſſen, mehrentheils getrennet, und ſich ein anderes Behältniß zuwege gebracht: ſo daß, wo itzo Land iſt, vormals Seegrund geweſen. Deñ daraus iſt die unerſchöpfliche Menge verſteinter Seethiere zu erklären, die ſo häufig aus dem Innern der Erde herausgegraben werden. Und da das Meer itzt die tiefern Gegenden auf der Erdkugelfläche erfüllet, ſo läßt ſich alles feſte Land auf dem Erdboden als einen Berg anſehen, deſſen eigentliche

gentliche Grundfläche der Boden des Meeres iſt. Die itzigen groſsen Gebirge, die vielleicht urſprünglich, und von dem Meere niemals überwältiget, noch verrückt ſind, ſondern bey jeder anderer Lage der Meeresfläche immer als Inſeln über derſelben hervorgeraget haben; dieſe groſsen Gebirge haben vermuthlich mit den gröſsten Meerestiefen eine Gleichförmigkeit und parallele Richtung. Stünde die gegenwärtige Beſchaffenheit der Berge auf dem feſten Lande mit der Ungleichheit des Seebodens in einer Uebereinſtimmung, ſo würde das Weltmeer gegen den Chimborako, eines der höchſten peruaniſchen Gebirge, am tiefſten ſeyn, und nachher eine anſehnliche Tiefe mit dem Rücken der Condilleras parallel laufen. Gegen das öſtliche Aſien müſste das Meer ſeicht werden; in dem atlantiſchen würde einige Tiefe mit der Höhe des Pico auf Teneriffa übereinkommen, ſo wie das ſchwarze und Caſpiſche Meer wahrſcheinlich aus angränzenden Thälern des Caucaſus beſteht u. ſ. w. Die Abſichten und der Nutzen des Meeres überhaupt legen ſich fürs erſte durch die erſtaunlichen Vortheile der Schiffahrt dar; alsdenn kommen die unzählichen Thiere und Gewächſe, die allein im Meere unterhalten werden, in Anſchlag; denn die Menge der aus dem Meere aufſteigenden Dünſte, als ein reicher Vorrath zum Regen- und Luftwaſſer, die davon abhängende Fruchtbarkeit der Erde, und andere Eigenſchaften dieſes Waſſers, wodurch eigentlich die Majeſtät des Schöpfers verherrlichet wird. Auch die mancherley itzige und vorgängige Zerſtöhrungen des Erdbodens durch das Meer, ſind Beweiſe der Gerechtigkeit und Regierung Gottes, welche dies groſse Element auf dem Erdboden eben ſo zum Wohlthun als zum Strafen anwendet.

Meer, Meerfiſch, am grünen Vorgebirge in Afrika, wird eingeſalzen, wie Stockfiſch. Richt.

Meeraal.

Meeraal, des Rajus. Gymnotus Electricus, Linn. gen. 144. ſp. 2. Müllers Zitteraal des Geſchlechtes der Linnäiſchen Kahlrücken. ſ. unſern Artikel, Cayenniſcher Zitteraal, Th. I. S. 13.

Meeraal, Conger, Muraena, al. Aalſchlang, Richt. Klein. Conger, 1. Linn. Muraena Conger, gen. 143. ſp. 6. ſ. unſern Artikel, Meeraal, Th. I. S. 16.

Meeradler.

Unter dieſem Namen kömmt gemeiniglich der Beinbrecher, Aquila oſſifraga, haliaetus, vor, und

iſt

iſt überhaupt nur eine unächte Gattung der Adler. Es iſt dies beym Adler angezeiget. Dieweil er ſo gern auf die Fiſche ſtößt, auch deswegen Fiſchadler heißt, hat er von Natur die Zehen des linken Fußes in etwas mit einer Haut verbunden. Der ſtarke Schnabel iſt ſehr gekrümmet, und der Haken daran allein einen Zoll lang, der ganze dunkelblaue Schnabel hat vier Zoll Länge. Ueber den ganzen Leib iſt er mit grauen, ſchwarzen, eiſenroſtigen Federn bedecket, die bis über die Kniee reichen. Die Füße hochgelb; die Mittelzehe vier Zoll lang, und die Fänge glänzend ſchwarz.

Meeradler, Raia Aquila, Linn. gen. 130. ſp. 6. ſ. Roche.

Meeräſche.

Ceſtreus, ſ. Mugil, iſt nach dem Klein, Miſſ. V. Faſcic. IX. §. 14. ein eigenes Fiſchgeſchlecht, mit fünf Gattungen, derjenigen Fiſche, die durch offene Ohren athmen, zwo wahre Rückenfloßen haben, Dipteri, die aber beyde ſtrahlicht oder ſtachlicht ſind, Pinnis ambabus radiatis. Unter den aufgeführten acht Familien derſelben machet die Meeräſche die zwote. ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 66. Ceſtreus, Κεστρεὺς, wird von dem Gaza Mugil, (das iſt nach dem Geſner, S. 36. ein Meerbarderen, ein ander Geſchlecht der Meeralet.) überſetzet; und wird er, vorzugsweiſe, der erſte dieſer Fiſche genennet. Bey dem Ariſtoteles machet der Ceſtreus ein Geſchlecht, nicht eine Gattung. Alter, Κέφαλος, Capito Romanis, Bacchus et Leuciſcus, P. Iou. X. 40. Tertius, Χελὼν, Labeo; Quartus, Μύζων, Μύζων, Muco. Er iſt mit Schuppen bis an die Naſe bedecket; hat einen kleinen, rundlichten, ungezähnelten, Mund; hält ſich nur in leimichten oder trüben Waſſern auf; nähret ſich von Pulicibus, (vermuthlich von Waſſerflöhen, Pulex monoculus, L.) auch andern kleinen Gewürme und zarten Pflanzen; daher das Sprichwort entſtanden ſeyn ſoll: Κεστρεὺς νηστεύει, Ceſtreus ieiunat; (welches ſich, nach dem Suidas und Athenäus, ſelbſt vom Ariſtoteles herſchreiben ſoll.) Floßen hat er ſoviel, als ſein älterer Geſchlechtsverwandter, Mullus, die Mulle. Die Kleiniſchen Gattungen ſtehen in folgender Ordnung:

1) Meeräſche, Ceſtreus, mit einem bogichten, ſchmutziggrünen Rücken, weißem Bauche, breitern Kopfe, als der andern Gattungen; von ſo dickem und zähem Schleime überzogenen Augen, daß man ihm Augenlieder geben möchte; und mit ſchwarzen

Seitenlinien. Cephalus des Rondelet; Cephalus, ſeu Mugil des Bellons und Geſners S. 35.; a Mullet der Engländer, Mullet der Franzoſen, Willughbey p. 274. Tab. R. 4. Fig. 4. die vierte Gattung der Mugilum des Salvians. Mugil des Artedi, ſyn. p. 52. Mugil Cephalus, Linn. gen. 184. ſp. I. davon ſogleich mit mehrern; des Müllers Großkopf der Meeräſchen.

2) Meeräſche, Ceſtreus, mit ſpitzigerm Kopfe und kürzern Linien; Ceſtreus des Rondelet und Geſners, S. 36. deſſen Unterſchied von der erſten Art Rondelet, p. 263. zwar zeigen will; Klein aber doch, mit dem Willughbey und Artedi für einen Fiſch halten.

3) Meeräſche, Ceſtreus, von ſilberartiger, mit graulichten Linien durchzogenen, Farbe, länglichtrunden Augen; mit weißlichten Floßen, davon die erſte Rückenfloße die größte. Mugil Americanus; Paſtor Belgis; Harder des Marcgravs; Willughbey, p. 276. Tab. R. 4. fig. 1. Wenn aber Marcgrav ſaget, daß er keine Kiemen habe, ſo beantwortet ſolches der Rajus beym Willughbey ſehr gründlich; allenfalls iſt der Marcgrav dahin zu erklären, daß er keine Kiemendeckel, oder große Kiemenöffnungen, wie andere geſchuppte Fiſche, habe. ſ. unſern Artikel, Harder, Th. III. S. 656.

4) Meeräſche, Ceſtreus, um die Lippen und Kiemendeckel von röthlichter Farbe. Bacchus Dorionis. Muco, Myxon, Mugil, des Rondelets, Geſners, S. 362. und Willughbey p. 276. Chelon Myxon Auct. Artedi, ſyn. app. p. 118. ſp. 2. Er iſt nach dem Salvian, die dritte Gattung der Mugilum, Χελῶν, (Χειλών) i. e. Labeo; welches aber, nach ebendemſelben, p. 75. b. ſeine erſte Gattung der Mugilum ſeyn würde; doch er führet mehrere Gattungen dieſer Fiſche auf, und behauptet, fol. 76. b. daß uns noch nicht alle Arten der, von den Alten unter dieſes Geſchlecht aufgenommenen Fiſche, Mugilum, bekannt wären. Indeſſen merket Klein hier mit an, daß des Rondelets Mugil niger, kein Mugil, ſondern ein Glaucus, ſey; (nämlich, quartus, ſein ſtachlichter Blauling; ſ. dieſen unſern Artikel, Th. I. S. 832. no. 4. desgleichen Labbe, Th. V. S. 1.

5) Meeräſche, Ceſtreus, mit einer Warze am Kinne, nach dem Rondelet, dem auch dieſer Auswuchs ungleich ähnlicher iſt, als einem, ein achtel Zoll langen, Bärtchen, nach dem Willughbey fol. 299. mit der zwoten, langen Rückenfloße, von drey- bis vier und zwanzig Gräten; welche Artedi nur vor eine, aber zweyſpaltige,

Floße halten will, Rondelet und Willughbey aber deutlich, für zwo, einander ſich nahe berührende, Floßen erklären; ferner mit einem ſtark geſchuppten Kopfe, längerm Oberkiefer, und mit drey Löchern an der Spitze des Unterkiefers. Vmbra des Rondelets, p. 132. nach welchen die Schuppen des Kopfes zahlreich und klein, und das Maul ohne Zähnchen iſt; desgleichen des Geſners, Meerſchatten, Seerapp, Magerfiſch, S. 28. a. Chromis des Bellons, Willughbey fol. 299. Sciaena, maxilla ſuperiore longiore, cirroſa in inferiore, des Artedi, ſyn. p. 65. ſp. 1. Sciaena Cirroſa, Linn. gen. 167. ſp. 5. Müllers Bartumber der Umberfiſche; ſ. dieſen bald folgenden Artikel. Bey der Benennung dieſes Fiſches, Sciaena, merket Klein annoch an, daß er von ſeiner Farbe griechiſch Σκιαινα, genennet werde, möchte aber ſelbſt nicht gern ein Geſchlecht von einer Farbe nennen, weil es zu zahlreich werden dürfte, da man viele Fiſche, als die ſchwärzlichten oder gar ſchwarzen, zu Sciaenis würde machen müſſen. Wegen der Vmbra, Vmbrina, und Coracinus ſind die Schriftſteller nicht einig. Von der Vmbrina und Coracino des Salvians, handelt Klein unter ſeinen Percis, bey der eilften Gattung. Daß Vmbra des Rondelets ein Ceſtreus ſey, habe er gefunden, denn er habe einen ſehr geſchuppten Kopf und ungezähneltes Maul; Willughbey p. 300. und Rajus hielten dafür, daß Vmbrina Saluiani, der Farbe nach, eine Schleyhe, Tinca, vorſtelle, aber der Geſtalt nach zu den Parſchen, Percis, näher gehöre. Und warum ſollte die Tinca nicht auch zum Geſchlechte der Sciaena zu verweiſen ſeyn, da ſie eine ſchattichte und ſchwärzlichte Farbe hat. Aber Artedi, P. II. p. 79. a. verwirft ſelbſt den Namen Tinca, welcher nach dem Auſonius, tincta, ein ſchwarzer Fiſch ſey, und bey den Alten unter den Subſtantiuis Latinis nicht angetroffen werde.

Meeräſche, hat Müller gleichfalls das 184 Thiergeſchlecht des Linnäus, der vierten Claſſe und vierten Ordnung, der Bauchfloßer, Abdominalium, genennet, an welchem der untere Kiefer inwendig kielförmig ſeyn ſoll; ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 73. Die Veranlaſſung dieſes Geſchlechtsnamen, Mugil, giebt Müller folgendermaaßen an, weil bey den Alten unter ſelbigem verſchiedene Fiſche vorkämen, (nämlich die bereits angeführten Kleiniſchen Gattungen, der Capito, der Großkopf, Ceſtreus, der Kleinkopf, Labeo, der Dicklipp, und Muco, der Schleimfiſch; ſo habe der Ritter eine

eine Auswahl gemachet, und nur die zwo folgenden Gattungen Mugiles genennet, die man alſo deutſch Meeräſche zu nennen, ſich berechtiget geglaubet. Um ſie aber von den Barben zu unterſcheiden, habe man auch wohl ehedem den Namen, Mugil Imberbis gebrauchet. Nach den Linnäiſchen Geſchlechtskennzeichen ſind die Lippen pergamentartig, und die untere inwendig kielförmig; Zähne ſind nicht vorhanden, aber über den Ecken des Mauls befindet ſich ein kleines umgebogenes Zähnchen; die Kiemenhaut hat ſieben krummlaufende Strahlen; der Körper iſt weißlicht; und giebt es nur zwo Arten derſelben.

1) Mugil Cephalus, pinna dorſali anteriore quinqueradiata, der Großkopf, nach Müllern. Dieſer Fiſch iſt einen Schuh lang, ſpindelförmig rund; der Kopf platt; das Maul mit verſchiedenen ſcharfen Zähnen beſetzet; (dieſes dem angenommenen Character entgegen) die Mundſpalte groß; die Naſenlöcher klein; die Augen groß; der Rücken hat zwo Floßen; die Schuppen klein, ſitzen ſehr feſte, und bedecken nebſt dem Körper auch die Kiemendeckel, welche ſilberfarbig; der obere Körper ſchwärzlich, der untere ſilberfarbig, der Kopf bläulichtſchwarz, und alle Floßen weiß. Nach vier verſchiedenen Exemplarien ſind in der erſten Rückenfloße vier bis fünf, in der zwoten neun bis eilf, in der Bruſtfloße dreyzehn bis achtzehn, in der Bauchfloße eine ſteife von ſechſen, in der Afterfloße zehen bis zwölf, und in der Schwanzfloße zwölf bis funfzehen Finnen vorgefunden worden; doch auch in der zwoten Rücken- und in der Afterfloße bey einigen eine bis zwo Stachelfinnen, zu befinden geweſen. Den aus dem Roggen deſſelben zubereiteten Caviar nennen die Italiener Botargo; ſ. unſern Artikel, Caviar, Th. II. S. 79. und iſt er ein Einwohner der europäiſchen Meere, auch der amerikaniſchen Seen. Bey dem Artedi iſt er, angeführter maaßen, ein Mugil; der auch viele Synonymen beygefüget; außerdem ſoll er arabiſch Buri heißen. Bey dem Klein iſt er die erſte Meeräſche, Ceſtreus, nach vorſtehendem Artikel.

2) Mugil Albula, pinna dorſali anteriore quadriradiata, der Weißling, nach Müllern. Bey dem Catesbey, p. et tab. 6. heißt er Albula Bahamenſis, und bey dem Brown Mugil argenteus minor. Nach dem Ritter und Müllern, ſoll er dem vorherſtehenden ſehr gleich ſehen, aber kleiner, (davon Catesby das Gegentheil zeichnet,) und ganz ſilberfarbig ſeyn, daher die Benennung Albula. In der erſten Rückenfloße

ckenfloße ſind vier, in der andern neun, in der Bruſtfloße ſiebenzehn, in der Bauchfloße eine ſteiſe von ſechſen, in der Afterfloße eine von eilfen, und in der Schwanzfloße zwanzig Finnen; und ſein Vaterland iſt Amerika. Catesby nennet ihn den Bahamiſchen Weißfiſch. Die (vierzehenzollige) Figur ſoll die ordentliche Größe deſſelben zeigen; ſein Auge iſt groß, und hat einen weißen glänzenden Ring; der Mund iſt klein und ungezähnelt; (doch hervorragend mit rothen Lippen;) faſt in der Mitte des Rückens eine kleine Floße; eine andere nicht weit vom Schwanze; unter dem Vordertheile des Leibes eine kleine, und eine andere zwiſchen dem After und dem Schwanze; der Schwanz groß und geſpalten; und die Schuppen groß und glänzend; (über der geraden Mittellinie ſchwarzbläulicht, unter derſelben ſilberglänzend, und alle Floßen aus weiß bläulich. Man hält ſie für gut zu eſſende Fiſche, und in gewiſſen Orten der bahamiſchen See, werden ſie zur Laichzeit, da ſie haufenweiſe mit einander ziehen, in großer Menge gefangen.

Der Capitain Wallis hat in ſeiner Reiſe um die Welt, S. 68. und bey der Fahrt durch die Magellaniſche Straße, am Port Fannie und im Sebgerfluſſe, treffliches Waſſer, viele Meeräſchen, auch Meerſpieringe gefunden.

Meeraffe.

Affe, Simia marina, ſonſt auch Meerkatzenfiſch; ohne Grund; in der Nordſee, rothem Meere, und afrikaniſchen Küſten; ſchwimmen am allerſchnellſten. Richter, welcher auch Seite 132. außer dem Meeraffen des rothen Meeres, den Aelianus anführet, noch eines ſogenannten däniſchen Meeraffens, Simia marina Danica, welchen Rondelet und Geſner, S. 83. a. und b. beſchreiben und zeichnen. Rondelet hält ihn für keinen Fiſch; Geſner aber, der ihn von Joh. Kentmann, Nomencl. p. 153. bekommen, beſchreibt ihn ſo, daß er wohl zum Waſſerreichen, und zu den fliegenden Fiſchen gehören möchte. In der deutſchen Ausgabe, S. 83. b. bedienet er ſich folgender Ausdrücke: Aelianus beſchreibt ein Geſchlecht der Fiſche des rothen Meeres ganz gründlich; (de Animal. XII. 27. deſſen eigene Worte Rondelet angeführet.) welches er Meeraff nennet; zu welcher Beſchreibung gegenwärtige Geſtalt nach her zuſtreicht. Seine Fäckten, (Floßen,) ſtrecket er aus, als ein fliegender Fiſch; auf dem Rücken hinter den Fäckten hat er einen Spitz, (langſam ſich verjüngenden ſpitzigen Schwanz) hinter ſich geſtrecket;

iſt an ſeinem Leibe ganz grün, doch am Rücken mehr auf braun gezielet, und die Seiten auf bleich; er ſcheint nach einem ausgedorrten Fiſche abcontrefetet worden zu ſeyn; iſt aus der Landſchaft Dania gekommen. Im Nomenclatore ſetzet er hinzu: Teſtudineum inuolucrum ſi accederet, Aeliani hanc Simiam facerem, quam in mari rubro cartilaginei generis deſcribit.

In den S. A. Reiſ. B. XX. S. 378. wird aus der Geſchichte von Kamtſchatka, gleichſam zur Beſtätigung, folgendes angeführet: Beſchreibung eines Seethieres und ſeiner Spiele, welches die Feindſeeligkeiten des Menſchen noch nicht erfahren hatte, und ſich ein Vergnügen zu machen ſchien, ihm zu folgen. Dieſes Thier, welches Herr Steller an den amerikaniſchen Küſten geſehen hat, iſt ohngefähr fünf Fuß lang. Sein Leib, der gegen den Kopf zu viel größer iſt, zieht ſich gegen hintenzu zuſammen, und iſt mit einem ſehr dicken Haare bedecket, welches auf dem Rücken grau, und unter dem Bauche roth iſt. Es hat einen Kopf, der dem Kopfe eines Hundes ziemlich gleichet, mit großen Augen, ſpitzigen und aufgerichteten Ohren, und einer Art von Bart um die Lippen. Herr Steller verwunderte ſich ſehr, daß er keine Pfoten an ihm ſah, wie an andern Seethieren. Dieſe Beſchreibung kommt derjenigen ziemlich gleich, welche Geſner von ſeinem Meeraffen gegeben hat, welchen Namen dieſer Fiſch nicht ſowohl wegen ſeiner Geſtalt, als vielmehr wegen ſeiner Behendigkeit, und, wenn man ſich dieſes Ausdrucks bedienen darf, wegen ſeiner Manieren, verdienen kann. Er ſchwamm viele Stunden lang um das Schiff herum, und ſahe bald die eine Sache, bald die andere, mit einem Weſen voller Verwunderung an. Er hob ſich über das Drittheil ſeines Leibes, ſo gerade, wie ein Menſch, zuweilen wohl über eine halbe Stunde lang, über das Waſſer. Er gieng darauf unter das Schiff, um ſich an der andern Seite in eben der Stellung wieder zu zeigen, und wiederholete dieſes wohl dreyßigmal hintereinander. Zu andern Zeiten erſchien er mit einer Art von Kraute in dem Munde, welches er, eins um das andere, wegwarf und wiedernahm, wobey er ſich auf tauſenderley Art luſtig machete. Glücklich iſt dieſes Thier, wenn ſein Fleiſch und ſeine Haut zu nichts taugen; glücklich, ſo lange es in ſolchen Meeren leben wird, die von Europäern nicht ſehr beſuchet werden.

Meeralet.

Fliegender Meeralet, Mugil alatus Geſneri. ſ. fliegende Fiſche, Th. III. S. 126. und Labbe, Th. V. S. 1. Nach dem Frezier ſoll er zu St. Vincent häufig gefunden werden.

Meeramſel.

Labrus Turdus, Linn. gen. 166. ſp. 32. ſ. Lippfiſche, Th. V. S. 163.

Meerapfel.

S. Seeapfel.

Meerbaars.

Perca marina; Kleinii Perca, 9. ſ. Parſch.

Meerball.

Meer- oder Seeball, Pila marina, nennet man kugelförmige, oder länglichtrunde Körper, von verſchiedener Größe, welche gelbbraun gefärbet ſind, äußerlich rauch und haaricht ausſehen, aus einem, untereinander verworrenen, haarichten Gewebe beſtehen, und innerlich mehrentheils etwas Sand oder kleine Muſcheln enthalten. Man erhält dergleichen ſonderlich aus dem mittelländiſchen Meere, auch aus Oſtindien und Amerika. Ueber die Art und Weiſe, wie ſolche entſtehen, auch was ſie eigentlich ſind, findet man verſchiedene Meynungen. Einige glauben, dieſe Bälle wären ein Werk der Kunſt, andere halten ſolche und den Meerſchaum für einerley, nur daß ſolcher gleichſam geronnen, und in dergleichen Bälle verwandelt ſey. Beyde Meynungen ſind nicht recht wahrſcheinlich, daher die meiſten glauben, es würden ſolche, wie die Haarbälle bey den vierfüßigen Thieren, S. im III. Bande Haar, in den Magen eines, oder mehrerer und verſchiedener Fiſche, aus den Fäſerchen des verſchluckten Schilfes erzeuget. Vielleicht aber haben auch dieſe geirret, und vielleicht ſind die Meerbälle eigene Körper, und ſogar Thierpflanzen. In dem Geſchlechte des Seekorkes führet Herr von Linné das Alcyonium cydonium an, welches Herr Müller Seeball genennet, und dabey angemerket, wie die Linnäiſche Benennung, nämlich Seequitte, von der Größe und Geſtalt, worinnen dieſer Körper gemeiniglich gefunden wird, hergenommen ſey; hingegen Herr Pallas ſelbigen Alcyonium cotoneum, Cotton- oder Baumwollenball, wegen des innern verworrenen Gewebes, welches ſich mit den Cottonbällen oder ſchwammartigen Korkklumpen füglich vergleichen läßt, genennet habe. Wir finden hingegen zwiſchen beyden Zunamen die größte Aehnlichkeit, welche auf die Quittenfrucht abzielet, indem der

Quittenbaum von einigen Cydonia, von andern Cotonia genennet wird, und die Aehnlichkeit mit der Quittenfrucht nicht ſowohl in der Größe und Geſtalt der Meerbälle, ſondern vielmehr in der wollichten und haarichten Oberfläche beyder Körper zu ſuchen ſeyn dürfte. Der quittenartige Seekork des Herrn von Linné beſteht aus einem breyartigen Weſen, iſt auswendig gelb, inwendig roth, mit weißen Faſern und Fäden wunderbar durchflochten, und äußert einen widrigen Geruch. Es ſitzet dergleichen Ball mit einigen Faſern an einem andern Körper feſt auf, und wird durch die Bewegungen des Waſſers davon abgeriſſen. Im friſchen Zuſtande iſt der Ball mit einer klebrichten Gallert überzogen, welche ein Jucken verurſachet, und aus vielen Löchern hervorkommt, welche einen ſtachlichten oder ſtrahlichten Rand haben; in freyer Luft verliert ſich dieſes ſchleimichte Weſen gänzlich, und der harte, faſerichte Ball bleibt allein übrig, welcher von verſchiedenen Naturlehrern für das Neſt, oder den leeren Balg des ehemaligen darinnen wohnhaften Polypen gehalten wird. Herr Müllern kommt dieſes ſonderlich deswegen nicht glaublich vor, weil in dem Magen verſchiedener Thiere faſt ähnliche Bälle angetroffen werden, und will daher alle ſogenannte Pilas marinas oder Seebälle, welche die Schriftſteller erwähnet, für einerley halten.

Meerbambele.

Hepſetus, das ſiebende Geſchlecht ſeiner Meerſeelen, Geſner, S. 2. a. ſ. unſern Artikel Kornährenfiſch, Th. IV. S. 711. und Heptapus, Th. III. S. 778.

Meerbarbe.

Mullus, nach Müllern; das 171ſte Thiergeſchlecht des Linnäus, derjenigen Fiſche, deren Schuppen, auch ſogar die Kopfſchuppen, locker ſitzen; ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 73. Um die, in dem Linnäiſchen Karpfengeſchlechte vorkommenden, gewöhnlichen Flußbarben von dem gegenwärtigen Geſchlechte zu unterſcheiden, hat Müller dieſes mit dem Namen Meer- oder Seebarben beleget; es komme aber die Benennung, Barbe, von dem Barte her, den die zwo erſten Arten am untern Kiefer führen, und die Schriftſteller gewohnet ſind, dieſe Fiſche Mullus zu nennen, jene, die Flußbarben aber, Mugil. Die Kennzeichen des gegenwärtigen Geſchlechtes ſollen ſeyn, daß der Kopf gedrücket abhängig, und mit Schuppen bedecket ſey, die Kiemenhaut nur drey Strahlen habe, und der Körper mit ſehr großen, leicht abfallenden, Schuppen bedecket ſey.

Der Ritter führet nur drey Arten derſelben auf:

1) Mullus barbatus, der Rothbart; des Artedi, ſyn. p. 71. ſp. 1. Trigla, capite glabro, cirris geminis in maxilla inferiore; (Mullus Auctor. Mullus barbatus, ein Rothbart, Meerbarbel, 19. a. Mullus barbatus, 1. Kleinii, ſ. Mulle. Obige Namen werden bey den deutſchen und lateiniſchen Schriftſtellern, (die Artedi fleißigſt angeführet,) gefunden, doch die Italiäner, (und auch Artedi) nennen ihn Trigla, welchen Namen das folgende Linneiſche Geſchlecht führet; Franz. Rouget; Holl. Koning der Haringen, oder Heringskönig, weil die Geſtalt mit den Heringen viel ähnliches habe. Nach der Geſchichte wird er ſelten zwey Pfund ſchwer; doch Seneca ſchenkete einmal dem Kayſer Tiberius einen Rothbart von vier Pfunden. Rondelet beſtimmet ihre Größe auf eine Elle, ob aber Plinius recht habe, daß ſie im rothen Meere wohl achtzig Pfund ſchwer vorkommen ſollen, laſſen wir dahin geſtellet ſeyn. Todt und abgeſchuppet iſt er ganz roth, ſo, daß er ſo ungemein ſchön ausſieht, und auch einen ſo herrlichen Geſchmack hat, der faſt über alle Fiſche geht, ſo, daß ſelbſt Seneca, Horaz, Juvenal und Martial ihn ſehr rühmen, da er gegen Silber aufgewogen wurde; daher die Italiäner noch das Sprichwort haben: la Triglia non mangia, chi la piglia; weil er ſo koſtbar iſt, und von dem Fänger lieber zu Gelde gemachet wird. Der Beſchreibung nach hat der Unterkiefer ein Grübchen, worinnen ſich die zween Bartfäden befinden, die ſo lang, als der Kopf, ſind; der Kopf ſelbſt iſt glatt, doch mit Schuppen bedecket, und die Schuppen des Körpers ſind größer, als an den Salmen. Nach dreyen Arten werden in der erſten Rückenfloße ſieben, in der zwoten neun, in der Bruſtfloße funfzehen bis ſiebenzehen, in der Bauchfloße von ſechſen eine ſtachlichte, in der Afterfloße ſieben, mit einer ſtachlichten, und in der Schwanzfloße ſechzehen bis ſiebenzehen Finnen gezählet. Er wohnet im mittelländiſchen auch im Nordmeere. Wir merken noch an, daß ihn Willughb. Tab. S. 7. fig. 2. unter dem Namen: Mullus barb. des Rondelets zeichne.

2) Mullus Surmuletus, der Rieſenbarbe; des Artedi, ſyn. p. 72. ſp. 2. Trigla, capite glabro, lineis vtrinque quatuor, luteis, longitudinalibus parallelis; den Salvian zuerſt beſchrieben. (Kleinii Mullus barbatus, 2. ſ. Mulle.) Ein Barbe heißt franz. Mulet; da nun die gegenwärtige Art viel größer, als die vorhergehende iſt, ſo haben ihn die

die Franz. Surmullet genennet, einen Fiſch, der noch über dem Barben ſey. Hieraus iſt nun Surmuletus entſtanden. (beym Salvian und Willughb. Tab. S. 7. fig. 1. heißt er Mullus major Salu. a Surmullet.) und ſeiner Größe halben, nennet ihn Müller Rieſenbarbe. Gronov hält ihn für eine Verſchiedenheit der vorigen Art; allein er unterſcheidet ſich durch die vier gelben Linien, welche an jeder Seite der Länge nach über den Körper laufen; auch ſind die Schuppen dicker und feſter, und die Floßen etwas anders gefärbet; die vorige hat weiße, ins violetziehende, dieſe aber gelblichte, mit rothen Finnen. Er wohnet im mittelländiſchen Meere.

3) Mullus Imberbis, der Kahlbart; des Artedi, ſyn. p. 72. ſp. 3. Trigla, capite glabro, tota rubens, cirris carens; (Kleinii Mullus, 4. imberbis, ſ. Mulle.) Er hat keine Bartfaſern; findet ſich häufig an der Inſel Maltha, und im mittelländiſchen Meere, und wird daſelbſt, vielleicht des vortrefflichen Geſchmacks wegen, Re di Triglia, genennet. Die Willughbey geſehen, waren kaum einer Spanne lang, und ſehr bäuchicht. Sie ſind ganz roth, und haben einen glatten Kopf. Finnen werden gezählet, in der erſten Rückenfloße ſechs, in der zwoten zehn, mit einer ſtachlichten, in der Bruſtfloße zwölf, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße zehn mit zwo ſtachlichten, und in der Schwanzfloße zwanzig.

Meerbarbe, Mullus, ſ. Barbus marinus; ſ. Barme, Richt. ſ. Barbe, Th. I. S. 535.

Meerberſich.

Perca marina, ein Meeregle; Geſner, S. 16. Perca, 1. des Kleins. ſ. Parſch.

Meerbeyßer.

Meerbitzling, ein weißer Scheypſerling, Smaris, des Geſners, S. 33. b. Maenas, 1. des Kleins, ſ. Parſchbaſtart; auch unſern Artikel, Bitzling, Th. I. 779.

Meerbinden.

Meerbinden, das andere Geſchlecht, Taeniae altera ſpecies, des Geſners, S. 56. Enchelyopus, 8. des Kleins. ſ. unſern Artikel, Aalbaſtart, Th. I. S. 36.

Meerbiſchoff.

Epiſcopus marinus, und Meermünch, Monachus marinus, des Geſners, S. 105. ſ. Meerwunder.

Meerblauwling.

Glaucus Bellonii, ein ander Geſchlecht der Meerſtichlinge, Geſner

Geſner S. 62. b. Ionſton. p. 52. tab. XV. fig. 10. Geſnerus in Nomencl. p. 53. ein Geſchlecht der Seerappen.

Meerbleiir.

Meerbleyer, Blicca marina, vielmehr ein kleiner indianiſcher Hering. Harengus, 8. des Kleins. ſ. unſern Artikel, Hering, B. III. S. 800.

Meerbraſem.

Cantharina, und Braſem mit ſeinen Geſchlechtern, Richter. ſ. unſern Artikel, Bradem, Th. I. S. 932. allwo wir bereits angemerket, daß es verſchiedene, faſt gleichlautende, Provinzialnamen dieſer Fiſche gebe, als Bräſem, Braſe, Braſem, Brachſem, Brachſeme, Breſem, Prachſem, Meerbraſe, ꝛc. und daß faſt alle Völker ähnliche Namen nachgemachet; wie die anjetzo aufzuführenden Ordnungen eines Klein, und eines Linnäus, dieſes mit mehrern an den Tag legen werden:

Meerbraßem, Synagris, iſt bey dem Klein, Miſſ. V. Faſcic. XI. §. XXXI. ein eigenes Geſchlecht derjenigen Fiſche, die eine lange Rückenfloße, faſt von gleicher Höhe und Breite, und dabey ſpitzige Zähne hat, Piſcis monopterus, pinna dorſi longa, coaequata, dentibus acutis, und gleich nach dem Maenas, Parſchbaſtart, und Cicla, Droßelmaule, mit zwey und zwanzig Gattungen, folget. ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 67. Sparus aber nennet der Ritter von Linne', nach der nämlichen Anzeige, S. 72. ſein 165ſtes Thiergeſchlecht, Piſcium Thoracicorum, mit ſtarken Schneide- oder Backenzähnen, mit ſechs und zwanzig Gattungen; deſſen Kennzeichen in folgenden beſtehen. Es ſoll nämlich daſſelbe ſehr ſtarke Schneide- und Hundszähne, und ſtumpfe, dicht an einander ſtehende, Backenzähne; verdoppelte Lippen; fünfſtrahlichte Kiemenhäute; ſchuppichte Kiemendeckel; einen plattgedrückten Körper; eine nach hintenzu gekrümmte Seitenlinie; und abgerundete Bruſtfloßen haben; doch iſt nach dem Ritter ſogleich mit anzumerken, daß dieſes Geſchlecht, Sparus, der Meerbrachſeme, nach Müllern, mit den folgenden drey Geſchlechtern, Labrus, Lippfiſche, Sciaena, Umberfiſche, und Perca, Bärſchinge, in ſo genauer Verwandtſchaft ſtehen, daß ſie noch zur Zeit ſehr ſchwer von einander zu unterſcheiden. Von den, in ihrer Ordnung aufzuführenden, 26 Gattungen, gehöret die Hälfte zu den Kleiniſchen Meerbraſem, die wir, nöthiger Kürze halben, dieſen letzten zugleich zur Geſellſchaft geben werden. Warum ſie aber eben lateiniſch

teiniſch Sparus, deutſch Meerbrachſem, holländiſch Zeebraaſemen, franzöſiſch Brame de Mer, und italiäniſch Sparo, hießen, davon, ſaget Müller, können wir keine Auskunft geben, und müſſen alſo alle dieſe Benennungen, als willkührliche Namen anſehen. Im Gegentheil giebt Klein, von ſeiner Geſchlechtsbenennung, folgende Auskunft.

Es pflegen nämlich alle Schriftſteller die Phagros, Chromides, Anthias, Acarnanes, Orphos, Synodontides Synagrides, Dentices, Dentales, unter ein einziges Fiſchgeſchlecht zu nehmen; einige halten doch noch dabey den Synodontem, Synagridem, Denticem, für verſchiedene Fiſche; die meiſten aber ſind doch der Meynung, daß ſie nur, in Anſehung des Alters, verſchieden ſeyn möchten; davon Rondelet, Salvian, Geſner, Aldrovand, Willughbey, und Kleins Miſſus, I. de piſc. nachzuleſen. Artedi hat dieſe und jene bald mit einander vereiniget, bald ſelbige in verſchiedene Geſchlechter geordnet. So ſind bey ihm, Synagris, Cantharus, Aurata, Salpa, Melanurus, Erythrinus, und mehr dergleichen, Spari. Mit mehrerer Sicherheit aber vereinigen wir mit ſelbigen, die Sparos, Sargos, Scaros, nicht; da ſich ſelbige durch ihre äußerliche Geſtalt, Kopf und Maul, beſonders aber durch ihre, ihnen ganz eigene, das iſt, durch ihre breiten, den menſchlichen Vorderzähnen, und den Affenzähnen ſo ähnlichen, und in die Augen fallenden, Zähnen, von andern Fiſchen ſo leicht unterſcheiden. Manche Schriftſteller machen auch von den, in den Köpfen und Craniis, z. B. des Synodontidis, Synagridis, Vmbrae, und anderer, mit untermengten, mährigenhaften Anmerkungen, viel Weſens; davon aber an einem andern Orte zu handeln ſeyn würde; wiewohl er bereits ſehr oft erinnert, daß alle Fiſche, ſie möchten nun durch bedeckte oder unbedeckte Kiemen athmen, in ihren Hirnſchalen Steine führeten. Wir rechnen hier zum fünften Geſchlechte, Synagris, diejenigen Fiſche, die, neben obangezeigten Geſchlechtszeichen, gemeiniglich ſägförmige Zähne, fleiſchichte Lippen, eine, entweder vom Kopfe und Schwanze gleichweit entfernte, oder dem Schwanze näherſtehende, Rückenfloße, ſo, bald in einige biegſame Gräten ausläuft, Μονακανθῶν, bald mit ſpitzigen Dornen umgeben iſt, Ἀκανθοςεφῶν. Dieſen ſind nun, der äußerlichen Geſtalt nach, alle ähnlich; ſie haben alle große Augen, und Augenringe oder Regenbogen von verſchiedenen Farben; wie noch etwas bey der vierzehnten Gattung, Synagris, beyzubringen ſeyn wird.

Kleiniſche Gattungen:

1ſter Meerbraßem, Synagris, Ἐρυθροποικιλος, von Farbe röthlichtbunt, zuweilen gelblicht und purpurfärbig, mit blauen oder ſchwarzen Flecken; mit einer, vom Kopfe und Schwanze gleichweit abſtehenden, und mit zwölf bis vierzehen ſteifen Stacheln unterſtützten, im übrigen aber mit weichen Finnen begabten, Rückenfloße; mit ziemlich weitem Maule; außer den kleinen, ſägeförmigen, oberwärts mit fünf, unterwärts mit acht, ſtarken Hundszähnen. Dentex, Dentale, des Salvians, fol. 111. Dentex, ſ. Synodon, des Aldrovands; Synagris des Rondelets; Dentalis, ſ. Dentex, et Synagris, des Bellons; Dentale Ital. Willughbey, p. 312. Tab. V. 3. Sparus varius, dorſo acuto, dentibus quatuor maioribus, des Artedi, ſynon. p. 59. ſp. 6. Dentex, ein Zahnbrachſmen, eine Art großer, rother Meerbrachſmen, Geſner, S. 26. a. Sparus Dentex, Linn. ſp. 20. Gronov, Zooph. 214. Cynaedus, cauda lunata, cet. Raji, piſc. 132. Dentex, ſ. Cynodon. der Mülleriſche Zahnbrachſeme. Er iſt von dem Sparus Hurta, Linn. ſp. 9 unterſchieden; doch hat er auch einen Gabelſchwanz; nur die Farbe machet bey ihm den Unterſchied; denn in der Jugend iſt er ſchmutzig grüngelb, mit hellblauen und ſchwarzen Flecken, hernach aber purpurfärbigröthlich. In der Größe übertrifft er auch jenen Dentex, indem er gemeiniglich drey bis vier, zuweilen aber auch wohl zehn, Pfund wiegt. In England Searough, oder Ruſt, bey den Holländern Tand-Braaſem. Nach zwey Exemplarien, dem Artediſchen werden in der Rückenfloße, zur Verwunderung, neunzig, und in der Afterfloße zehn Finnen, dagegen in dem Gronoviſchen ſechs Kiemenſtrahlen, in der Rückenfloße nur von zwey und zwanzig Finnen zwölf ſteife, in der Bruſtfloße ſechzehn, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße von elff drey ſteife, und in der Schwanzfloße funfzehn, Finnen gezählet. Von dieſem Gronoviſchen Exemplare, ſaget Müller, daß er der ſogenannte Goldfiſch von Cap der guten Hoffnung ſey, der die Größe von ſechzehen Zollen und bereits angemerkte ſechs Kiemenſtrahlen habe, (der aber doch von dem Capgoldfiſch, nach unſerm Artikel, Th. II. S. 38. unterſchieden. So würde auch der Braſilianer Acara, von eben dieſem Schriftſteller auch dahin gerechnet; er iſt aber wohl von ihm unterſchieden; ſ. unſern Artikel, Acaraaya, Th. I. S. 71. und Willughb. p. 329. tab. X. 7. fig. 6. Das oben angezeichte Exemplar des Willughb. hingegen, habe

be nur zehen Finnen in der Rückenfloße und acht in der Afterfloße, welche alle weich wären; (doch dieſes iſt wohl dem Sinne des Willughb. nicht gemäß, der ausdrücklich anmerket, daß dieſer Dentex, der Auratae und dem Erythrino, in Anſehung der Floßen ähnlich ſey; es führet aber die Aurata in der Rückenfloße von vier und zwanzig Finnen, eilf ſteife oder ſtachlichte, und in der Afterfloße von vierzehn Finnen drey ſtachlichte, die übrigen Finnen aber ſind weich, das iſt biegſam und cartilaginös. Und auf dieſe Art führet der Dentex auch ſteife Stacheln, und weiche Finnen. Er ſoll im Adriatiſchen und Toſcaniſchen Meere, am Vorgebirge der guten Hoffnung und an der öſtlichen Küſte von Südamerika gefunden werden.

2ter Meerbraßem, Synagris, von ſchwarzglänzender Farbe mit dunkeln gelben Linien vom Kopfe bis an den Schwanz; mit ſehr ſpitzigen Zähnen, und einer, in einige unſtachlichte Finnen auslaufenden, Rückenfloße, Cantharus des Rondelet, Geſners, S. 22. b. ein brauner Meerbrachſmen; und des Aldrovands; Scarabaeus des Gaza; Cantharus, des Willughb. p. 309. tab. V. 1. fig. 2. der Farbe wegen von dem Cantharus pillularius alſo genennet; oder auch weil dieſer Cantharus, oder Scarabaeus, nach dem Plinius, XI. 28, qui e fimo ingentes pilas auerſus pede volutat, dieſer Fiſch aber ebenfalls ſich in Leim und Schlamm herumwälzen ſoll: ebenderſelbe, XXXIII. 11. Cantharus - Cinaedus, ſoli piſcium lutei: quod in luto et ſordibus, prout Cantharus in fimo, ſe volutet. Artedi, ſyn. p. 58. ſp. 3. Sparus, lineis vtrinque luteis longitudinalibus parallelis, iride argentea. Sparus Cantharus Linn. ſp. 13. Müllers Ringauge; nach welchem der Fiſch ſeinen Namen von dem ſchönen Glanze gewiſſer Käferarten haben ſoll; wie er denn beſonders einen Silberring um die Augen habe. Er giebt ihm mit dem Ritter, im Maule ſtarke Hundszähne; er ſähe ſonſt dem Goldbrachſmen nicht unähnlich, und halte ſich im Toſcaniſchen Meere auf.

3ter Meerbraßem, Synagris, von Farbe aus blau ſchwärzlich, Μελανόςικτος, mit ſchwarzen Flecken am Schwanze bezeichnet; mit ſpitzigen, ſägeförmigen Zähnen. Hepatus veterum, des Rondelets, p. 147. des Geſners, Leberbrachſmen, S. 27. b. des Willughbey, p. 314. Tab. V. 1. fig. 7. (wiewohl in den Zeichnungen derſelben, der ſchwarze Fleck am Schwanze fehlet; des Rajus, ſyn. p. 133. Iecur marinum, vel Hepatus Hermolai (Barbari) des Artedi, ſyn. app. p. 113.

p. 113. Hepatus. Nach dem Ariſtoteles ſoll er Fleiſch freſſen, ſägeförmige Zähne, ſchwarze Farbe, große Augen, und ein dreyeckichtes, weißes Herz haben. Aelianus aber bemerket, daß er keine Galle, und zween Steine im Kopfe habe; dagegen Rondelet anführet: er habe kein weißes Herz, ſondern ein dreyeckichtes, dergleichen auch andern Fiſchen gemein, und eine weiße Leber. Der Ritter von Linné hat zwar einen Labrus Hepatus, gen. 166. ſp. 4. der aber von dieſen Kleiniſchen und Artediſchen Fiſcharten unterſchieden; daher unſere Artikel, Hepatus, Th. III. S. 778. Leberfiſch, Th. V. S. 65. und Lippfiſch, no. 4. daſelbſt S. 153. dahin zu erklären.

4ter Meerbraßem, Synagris, mit dunkelgrünen Rücken, braunen, mit Goldglanz durchſchimmernden, Seiten; ſilbernen Regenbogen; mit einer Floße des meſſer- oder kielförmigen Rückens, ſo vom Kopfe und Schwanze in gleicher Weite entfernet; und mit eilf ſteifen, und dreyzehen biegſamen, Stacheln und Finnen beſetzet; mit ſechs ſpitzigen Vorderzähnen in dem obern, und acht Zähnen in dem untern Kiefer, welche beyde ſcharfe Warzen haben, bewaffnet. Aurata des Rondelets, Bellons, Aldrovands, Salvians, f. 175. Willughb. p. 307. tab. V. 5. Dorade der Spanier, (Orata der Italiener, Ora der Venetianer, Gilt-Head, or Gilt-Poll, der Engländer). Sparus, dorſo acutiſſimo, linea arcuata aurea inter oculos, des Artedi, ſyn. p. 63. ſp. 14. Aurata, ein Goldbrachſmen, des Geſners, S. 23. a. Bey dem Linnäus, iſt er Sparus Aurata, ſp. 1. der Mülleriſche Goldbrachſeme, und holländiſche Goud-Braaſſem. Von der Benennung dieſes Fiſches merket Müller an, daß ihn die Griechen Chryſophrys, die Römer aber Orata, (die alten Claſſiker Aurata,) genennet haben, weil Sergius Orata, als ein Erfinder ſchmackhafter Speiſen, viel Weſens von dieſem Fiſche gemachet; es mag aber wohl der Lateiner Aurata eigentlich daher gekommen ſeyn, weil er einen goldfärbigen, halbmondförmigen, Flecken zwiſchen der Stirne hat. Die Abbildung tab. VI. fig. 5. ſey aus der Būrmanniſchen Sammlung von Abbildungen afrikaniſcher Thiere, (denn dieſelbe ſtelle einen Meerbrachſem vom Vorgebirge der guten Hoffnung vor) unter welche der Ritter mit eigener Hand geſchrieben, Sparus Aurata, ſo daß dieſelbe gewiß ächt ſey. Dieſer Brachſem war alſo über und über pomeranzenfärbig, auf dem Kopfe aber, desgleichen an den Kiemendeckeln, und an der Mitte des Rückens, blau gezeichnet;

die Seitenlinie war krumm; doch der goldene halbmondförmige Flecken war nicht vorhanden. In dem Exemplare, das der Ritter ſelbſt hatte, war ein ſchwarzer Flecken am Schwanze befindlich. Nach fünf Exemplarien iſt die Verſchiedenheit der Finnen eben nicht beträchtlich. In der Rückenfloße ſind meiſtens von vier und zwanzig Finnen eilf ſtachlichte; in der Bruſtfloße funfzehen bis ſiebenzehen, in der Bauchfloße ſechs; in der Afterfloße von funfzehen drey ſtachlichte, und in der Schwanzfloße ſiebenzehen, nach dem Gronov zwanzig und nach dem Haßelquiſt zwey und zwanzig, gezählet worden. Dieſer Fiſch ſoll zwo Spannen lang werden, und, wenn er recht groß, doch nicht über zehen Pfund wiegen; doch will Haßelquiſt Ellen lange geſehen haben. Doch ſetzet Müller hinzu: zur erſten Länge ſind zehen Pfund zu viel, und zur zwoten zu wenig, mithin iſt die wahre Größe noch nicht recht beſtimmet. Die jetzigen Griechen ſollen ihn Sippouris nennen; aber Geſner in Nomencl. p. 51. ſchreibet ſehr deutlich: A ſolis Graecis huius temporis didici, Hepatum Rondeletii Σείπυρον hodie vocari. Haßelquiſt hat über der Seitenlinie noch ſechs ſchwarze und ſechs weiße Striche, unter derſelben aber den Fiſch ſilberfärbig, die Schuppen oval breit, und auch den Goldflecken zwiſchen den Augen gefunden. Sein gewöhnlicher Aufenthalt iſt im mittelländiſchen Meere, im Ocean zwiſchen Afrika und Amerika; an der Küſte von Holland ſind ſie ſelten; an dem Vorgebirge der guten Hoffnung deſto häufiger, wo ſie von Kolben als Fiſche beſchrieben werden, die ein weißlichtrothes, ſehr ſchmackhaftes, Fleiſch haben; ſ. unſern Artikel, Capegoldfiſch, Th. II. S. 38. Wenigſtens müſſen die Alten ihn ſehr hoch geſchätzet haben, ſonſt würde Hieronymus in ſeinem Briefe an den Lucinius, Ep. XXVIII. nicht geſchrieben haben: Piſcator hominum, miſſo reti Apoſtolico, te quoque quaſi pulcherrimum Auratam, inter innumera piſcium genera traxit ad littus. Die aus dem mittelländiſchen Meere ſollen aber doch die beſten ſeyn.

5ter Meerbraßem, Synagris, mit erhabenen, kielförmigen, braunen Rücken und ſilberfärbigem Bauche; mit einem einzigen, ſcharfſpitzigen Zahne in dem Oberkiefer, und zween dergleichen in dem Unterkiefer, an den Spitzen derſelben, mit mehrern aber an dem Gaumen; mit einer einzigen Bauchfloße, aber mit zwo ſehr langen Kiemenfloßen; die Rückenfloße ſitzt vom Kopfe und Schwanze gleichweit entfernet und iſt mit achtzehn Stacheln bewaffnet.

net. Er iſt Aurata Bahamenſis, the Porgy, des Catesby, p. et Tab. XVI. ſ. unſern Artikel, Aurata Bahamenſis, Th. I. S. 442. und Goldbrachſeme, Th. III. S. 471. Wir wollen aber hierbey anmerken, daß die Aurata oder Guaracapema, (nicht Guaracapenna) eigentlich zu dem gegenwärtigen Geſchlechte, Synagris, nicht, ſondern zu dem nahe verwandten Kleiniſchen Geſchlechte, Hippurus, gehöre; ſ. unſern Artikel, Guaracapema, Th. III. S. 555.

6ter Meerbraßem, Synagris, mit ſchwärzlichem Rücken, weißen Seiten und Bauche, goldfarbigen Augen; vom Kopfe bis an den Schwanz auf beyden Seiten gemeiniglich mit neun aus Gold ins Röthliche fallenden Bändern gezieret, Ἐρυθρόγραμμος, mit einer einzigen Bauchfloße; mit einem ſchwarzen Flecke an dem Anfange der Kiemenfloßen; und mit der, dem Schwanze viel näher, als dem Kopfe, ſtehendem Rückenfloße. Salpa des Salvians, fol. 120. des Bellons, Rondelets, Gesners, S. 34. b. Salpa ein Goldſtreymer; Willughb. pag. 316. tab. V. 7. Sparus lineis vtrinque longitudinalibus vndecim aureis parallelis, des Artedi, Syn. p. 60. ſp. 7. Salpa Auctor. Sarpa, Genuenſ. Sparus Salpa, Linn. ſp. 15. der Müllerische Goldſtrich, von den eilf ſchönen goldgelben Strichen, (die ſich auch noch, nach dem Willughbey, in dem abgeſchuppten Fleiſche finden) alſo benannt; bey den Engländern Goldlin, (Goldin); bey den Holländ. Goudſtreen; ſonſt bey den Griechen, (auch dem Syluaticus, Chryſopleurus; bey den Franz. Virgadelle; (Vergadelle, fauſſe Vergadelle, ou Salpe, nach dem Bomare, der mit anmerket, daß er auch bey den Marſeill. Sopi, heiße, und daß Rondelet ſage, daß man ihn mange merde genannt, weil er ſich von allerley Auswürfen und Koth nähre, daher er auch ſchlecht ſchmecke und ungeſund ſey) nämlich auf griechiſch, nach dem Athenäus, Σκατοφάγος, Βδελυρός, ſ. Βδελυχρός). Er wird zu einem Schuh lang; ſein Schwanz iſt gabelförmig; und in der Rückenfloße zählet der Ritter von acht und zwanzig Finnen eilf ſteife, in der Bruſtfloße ſechzehn, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße von ſiebenzehn drey ſteife und in der Schwanzfloße ſiebenzehn Finnen. Sein Aufenthalt iſt im mittelländiſchen Meere, beſonders an den Küſten von Genua.

7ter Meerbraßem, Synagris, von den Kiemen bis zum Schwanze mit theils ſilber- theils goldfärbigen, doch nicht ſo glänzenden Strichen, als bey der vorhergehenden Art, gezieret; und mit Floßen, ſo den Floßen des Cantharus,

tharus, der zwoten Gattung, gleichen. Boops, Box des Ariſtoteles; Boops primus des Rondelets; Box prima des Bellons; Willughb. p. 317. tab. V. 8 fig. 1. es hat nämlich Rondelet noch zwo andre Arten. Sparus, lineis vtrinque quatuor aureis ac argenteis, longitudinalibus, parallelis, des Artedi, ſyn. p. 61. ſp. 8. Boopis prima ſpecies, das erſte Geſchlecht des Houttuyns, Gesner, S. 33. b. zu Venedig, Rom, Marſeille Boga, auch Bogue. Sparus Boops, Linn. ſp. 12. das Müllerische Großauge. Von den Strichen merket Müller an, daß ſie ordentlich abwechſeln. Von ſeinen großen oder Ochſenaugen wird er auch griechiſch Boops genannt; Engl. Oxeeyed (Ox-Eye) Cackerell, Cackel; Holl. Groot-Oog. Er erreichet kaum die Länge eines Schuhs; iſt auf dem Rücken grünlichglänzendgelb, nachdem die Lichtſtrahlen auf ihn fallen, und am Bauche ſilberweiß. In der Rückenfloße hat er dreyßig, und in der Afterfloße neunzehn Finnen. Er hält ſich beſonders in dem Toſcaniſchen Meere auf.

8ter Meerbraßem, Synagris, von Farbe gelb, mit purpurfärbigem Rücken; gemeiniglich wachsgelb und an einigen Theilen mit roth untermiſchet; wegen ſeiner geränderten Schuppen rauh anzufühlen, mit zwo Reihen ſpitziger Hundezähne in beyden Kiefern. Der Cynaedus des Bellons, Alpheſtes Cinaedus, des Rondelets und Gesners, S. 15 a. weil bey den Alten Wollüſtlinge Alpheſtae und Cinaedi genannt worden, beſonders Ἀλφηςὴς, vom Erfinden geſaget wird, und dieſe Fiſche, zwey und zwey einander auf dem Fuße, oder am Schwanze, nachfolgeten. Willughbey, p. 323. tab. X. 5. fig. 2. Steinfiſch, Stonefiſh, der Engländer; der Geſtalt nach der Salmonatae Luſitanorum, d. i. Piramearae Braſil. des Marcgravs, p. 156. oder Kleinii Mullo, 3. Miſſ. V. Tab. VI. fig. 5. ähnlich. Labrus luteus, dorſo purpureo, pinna a capite ad caudam continua, des Artedi, ſyn. p. 56. ſp. 8. Labrus Cinaedus, Linn. gen. 166. ſp. 41. der Müllerische Steinfiſch. ſ. unſern Artikel, Lippfiſche, Th. V. S. 166. no. 41.

9ter Meerbraßem, Synagris, mit einem purpurfarbenen, in einem ſchwefelgelben Ringe eingeſchloſſenen Regenbogen; von Farbe ganz ſchwefelgelben Leibe; am Maule goldglänzend, mit einer ſchmalen, vom Kopfe bis zum Schwanze, nahe am Rücken fortlaufenden Linie; mit einem weiten Rachen, vielen kleinen Zähnchen und ſehr großen Augen, nach der, Tab. IX. fig. 2. befindlichen Zeichnung; (nach welcher die Rückenfloße

ckenfloße gleich weit vom Kopfe und Schwanze entfernet, die Kiemen- Bauch- und Afterfloßen gewöhnlich, und der Schwanz scheerenförmig.)

10ter Meerbraßem, Synagris, mit dem blauen Regenbogen; mit grünlich geränderten Schuppen vom Rücken bis unter die Mittellinie; am Bauche mit röthlichen Rändern auf gelbem Grunde, und mit der vom Kopfe bis in die Mitten schwarzgestrichelten und gefleckten Linie selbst; nach der Zeichnung Tab. IX. fig. 3. (nach welcher der Unterkiefer etwas länger, als der obere mit kleinen Zähnchen, die Augen ziemlich groß; die Mittellinie näher am Rücken breitlich, gegen den Schwanz bogicht; die fast gespaltene Rückenfloße in gleicher Weite vom Kopfe und Schwanze abstehend; Kiemen- Bauch- und Afterfloßen nicht ungewöhnlich, und der Schwanz gabel- oder halbmondförmig.)

11ter Meerbraßem, Synagris, mit weißem Regenbogen, kurzem gelblichem Kopfe, aufgeworfenen und abgestutztem Maule; mit schwarz geränderten Schuppen und einem schwarzen Flecke gegen den braunfärbigen Schwanz; nach der Zeichnung Tab. IX. fig. 4. (nach welcher die Augen von mittlerer Größe; die Rückenfloße dem Kopfe näher als dem Schwanze, und nach selbigem zu gesunken; die übrigen Kiemen- Bauch- und Afterfloßen gewöhnlich, wie die Rückenfloße, niedergelassen, fast aus langhaarichten, dichten Finnchen bestehend; der Schwanz halbmondförmig, und der ganze Fisch bis an den weißlichen Bauch schwarz gesprenkelt.

12ter Meerbraßem, Synagris, mit einem rothen Regenbogen, violetfarbenen Schuppen und Kiemenfloßen; auf dem Rücken und am Bauche von etwas dunkler Farbe; mit einer einzigen Bauchfloße; mit der sich dem Schwanze nähernden Rückenfloße und gleichfalls gelben Afterfloße; mit rothfarbenem Schwanze; mit acht, vom Kopfe bis in den Schwanz fortlaufenden gelben Linien, Πολύγραμμος; mit schiefen Linien auf dem Rücken buntschattirt, Αἰόλος. Salpa purpuraſcens variegata, the Lane Snapper, Catesbeii, p. et tab. XVII. allwo aber die englische Benennung nicht beygesetzet; und endlich mit einer nur obenhin gefurchten Rückenfloße, so, daß er zu den Pärschingen, Percides, gezählet werden könnte, welches bey der neunten und zehnten Gattung noch eher statt haben möchte. s. unsern Artikel, Goldstein, nämlich die Beschreibung dieses Fisches vom Catesby, Th. III. S. 485. Sparus Synagris, Linn. ſp. 16. (nicht 26) Müllers Purpur,

purbrachſeme, deſſen ganzer Kör-per mit purpurfärbigen Schup-pen bedecket und an den Seiten mit ſieben goldenen Linien gezie-ret; der Rücken etwas dunkel, der Bauch bläſſer; die Augen groß mit einem breiten rothen Ringe; die Floßen gelb; der Schwanz roth und gabelförmig, und ſein Aufenthalt im mitternächtlichen Amerika.

13ter Meerbraßem, Synagris, mit blauſchwärzlichen Rü-cken, gleichſam gewölbten Seiten und weißem Bauche; mit gleich-ſam herabfließenden kohlſchwarzen Flecke von dem Anfange des Schwanzes bis in die Mitten deſſelben, Ὀῤῥοπυγόςικτος, d. i. mit einem gefleckten Schwanze; andere Fiſche aber ſind anders ge-flecket, ſo, daß der Fleck entweder in der Mitten des Schwanzes, oder nur auf deſſen Floße ſitzt; hierüber mit ſchwärzlichen Seiten-linien vom Kopfe bis zum Schwanze, Μελανόγραμμος; mit einem kleinen Maule; kleinen und ſpitzigen Zähnen, mit einer, dem Schwanze nähern, ſtachlich-ten Rückenfloße. Melanurus des Salvians fol. 181. Μελάνουρος, d. i. cauda nigra; daher Salvian ſchreibt, daß derſelbe, der Geſtalt nach, der Aurata ſehr nahe komme, und der Diphilus bey dem Athenäus nicht ohne Grund ſaget: eum proportionem habere cum Aurata, licet palmi longitudinem parum ſuperet; des Artedi ſyn. p. 58. ſp. 4. Sparus, lineis longitudinalibus varius, macula nigra vtrinque ad caudam; Melanurus Auct. Melanurus, ein ander Geſchlecht der Brandbrachßmen, Gesner, S. 21. b. zu Rom Occhiata, zu Marſeille Oblada. Sparus Melanurus, Linn. ſp. 4. der Mülleriſche Schwarzſchwanz; von dem Flecken auf demſelben. Er iſt ſilberfärbig, mit braunen, vom Kopfe bis zum Schwanze laufenden Strichen; mit bläulich ſchwarzen, nicht ſcharfen Rücken; gabelförmigem Schwanze; in je-dem Kiefer mit einer Reihe brei-ter Vörder- und ſpitziger Hinter-zähne. Sie werden zu einen hal-ben Schuh lang und ein Pfund ſchwer, beſonders zu Rom, Ge-nua, Livorno und im Toſcaniſchen Meere.

14ter Meerbraßem, Synagris, mit plattgedrücktem ſilberglänzen-dem Kopfe, weißlichem Bauche, röthlichfarbenem Leibe, kleinem Maule, ſpitzigen Mittelzähnen, ei-ner ſtachlichten, vom Kopfe und Schwanze gleich weit entferntem Rückenfloße. Erythrinus, ſ. Rubellio, oder Frauelino, des Salvians, fol. 239. nach dem Ovidius, Hal. 204. — caeruleaque rubens Erythrinus in vnda; und iſt ſonſt Salvian der Meynung, daß ſeine ganze Lei-besgeſtalt der Auratae ähnlich ſey.

ſey. Willughb. p. 306. tab. V. 6. Erythrinus des Rondelet, des Geſners S. 25. a. Erythrinus Rubellio, ein kleiner rother Meerbrachſemen. Pagrus, des P. Jovius; auf welchen ſich, in der angehängten Anmerkung, beſonders in Anſehung des, dieſem Geſchlechte beygelegten, Namens, Synagris, bezogen wird. Sparus, totus rubens, iride argentea, des Artedi, ſyn. p. 59. ſp. 5. zu Venedig Alboro et Arboro, zu Genua und daſigen Gegenden Pagro, in Spanien Pagel, zu Rom Frangolino auch Fragolino; Sparus Erythrinus, Linn. ſp. 10. die Mülleriſche Rothſchuppe; weil alle Schuppen eine Erdbeerfarbe haben und den ganzen Körper roth machen; worauf die griechiſche und lateiniſche Benennung zielet; im holl. Roode Braaſem. Er iſt kleiner, als der Goldbrachſem; der Schwanz faſt gerade abgeſtutzet und nur ein wenig gabelförmig; (nach dem Willughbey, tab. V. 6. noch tiefer als bey der Aurata;) das Maul einigermaßen ſpitzig; (coniſch ſpitzig) die Augen ſehr groß, der Rücken hochgewölbet, die Seitenlinie dem Rücken nahe, und ihm faſt bogicht parallel); nach dem Ritter und Löfling zählet man in der Rückenfloße eilf bis zwölf ſtachlichte von zwey- bis vier und zwanzig, in der Bruſtfloße ſechzehn; in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße drey oder zwo ſtachlichte von dreyzehn oder zwölf; und in der Schwanzfloße ſiebenzehn bis achtzehn Finnen; (nach der Zeichnung des Willughbey in der Rückenfloße drey und zwanzig, und in der Afterfloße ſieben, lauter ſteife, Finnen;) daher Müller mit Recht anmerket, daß die Zahl der Finnen in verſchiedenen Exemplarien, ſelten vollkommen mit einander übereinſtimmen. Sein Aufenthalt iſt in den mittelländiſchen und amerikaniſchen Gewäſſern und Gronov ſetzt den Capſchen Hottentottenfiſch mit in dieſe Claſſe. ſ. unſern Artikel, Hottentottenfiſch, Th. IV. S. 129.

15ter **Meerbraßem**, Synagris, mit ſilberfarbenem Regenbogen und Bauche; braunen Kopfe und Rücken; ſtachlichtem Rückenfloße; ſchwarzen, gabelförmigen Schwanze; niedergeſenkten Kiemenfloßen, ohne Bauchfloßen, und einer kurzen Afterfloße. Mormyrus ex cinereo nigricans, Poiſſon oſſeux, the Bonefiſh, Catesby, p. et tab. XIII. der Beinfiſch; der Rücken dieſes Fiſches war dunkelbraun, der Bauch und Ring im Auge weiß; am Rücken hatte er eine lange, (vom Kopfe und Schwanze in gleicher Weite entfernte) ſtachlichte Floße; hinter den Ohren zwo andere, und eine hinter dem After, desgleichen hatte er einen ſchwarzen, breiten, eine weite

Gabel vorſtellenden, Schwanz; (groſse Augen, einen coniſchſpitzigen Kopf und Schnauze, und in der Rückenfloße auf ein und zwanzig ſteife Stachelſinnen.) Dieſe Fiſche ſind häufig an den bahamiſchen Inſeln zu finden, und werden, ſoviel ſich Catesby erinnert, Beinfiſche, genennet.

16ter Meerbraßem, Synagris, mit aus grün blaulichten Rücken und Seiten; mit zehen bis zwölf ſchwärzlichten, gleichweit von einander ſtehenden, Querbändern, Αἰόλος ἰχθὺς, varius piſcis, nach dem Oppian; pictae mormyres, Ovid. Hal. 110. und Plinius, XXXII. 11. nach ſelbigen. Euſtachius will wohl Μορμύρος von μορμύρω, murmurare, wie man, rauſchen, vom ſchnell fließenden Waſſer ſaget, herleiten; aber viele ſind nicht dieſer Meynung. (ſ. Geſnerus in Nomencl. p. 49.) An den Seiten iſt er wenig plattgedrücket, als die Aurata; an den Augen iſt er ſilberfärbig; hat einen goldfärbigen Regenbogen; ein mit kleinen Zähnen beſetztes Maul; und eine vom Kopfe und gabelförmigen Schwanze gleich abſtehende ſtachlichte Rückenfloße. Mormyrus des Rondelets und Aldrovands; Willughb. p. 329. tab. X. 6. fig. 2. der hinzu ſetzet: noch einige andere Fiſche, als der Sargus und beyde Percae, haben auch dergleichen querlaufende Flecken, aber nicht ſo groſse und in die Augen fallende, als der Mormyrus; der Geſtalt nach iſt er dem Dentex ähnlich, ſchmäler als die Aurata, länger als die Maenas. Mormylus, Mormora, des Salvians, fol. 184. Mormylus eben deſſelben, fol. 183. nach der Zeichnung des Geſners, desgleichen in Nomencl. am angeführten Orte, und der deutſchen Ausgabe deſſelben, S. 22. a. des Artedi, ſyn. p. 62. ſp. 11. Sparus, maxilla ſuperiore longiore, lineisque vtrinque duodecim, (aut vndecim, certe non duabus, vt apud Linn. Artedi tribuuntur,) nigris, tranſuerſis, parallelis. Mormyrus, Auct. zu Rom Mormillo; Venedig Mormiro; Marſeille Mormo; Narbonne Morme. Sparus Mormyrus, Linn. ſp. 24. des Gronovs Zooph. 295. Perca, dorſo monopterygio, capite laeui, operculisque diacanthis ſquamoſis Perca maxilla inferiore, longiore, Seba, Muſ. III. tab. 27 fig. 4. (forte 9 die aber auch verſchieden.) Der Mülleriſche Murmelbrachſem; weil er immer mit dem Maule allerhand Bewegungen mache, wodurch Waſſerblaſen in die Höhe ſtiegen, die im Waſſer ein Gemurmel erregeten; wiewohl Houttuin dieſen Fiſch der Farbe halben, Gemarmerde, oder marmorirten, nennet. Nach dem

dem Ritter ſoll er ſehr viele ſilber- und ſchwarzfarbige Bänder haben; nach dem Artedi aber hat er ſowohl gen. p. 37. ſp. 9. als ſyn. p. 62. ſp. 11. zwölf, nirgend zwey, Bänder; nach dem Willughb. eilf bis zwölf ſchwarze Ringe um den Körper auf einem grünlichtblauen Grunde; (deſſen zu Genua geſehenes und beſchriebenes Exemplar etwan neun Zoll lang geweſen, da er ſelten einen Fuß lang werde.) Haßelquiſt hat ihn zu Smyrna mit neun bis eilf ſchwarzen Bändern auf einem ſilberfarbigen Grunde gefunden; Gronov giebt ihm einen glatten Kopf, und ſchuppichte Deckel mit zween Stacheln; und Seba machet den untern Kiefer länger als den obern. Nach drey Exemplarien zählet man in der Rückenfloße, drey bis vier und zwanzig Finnen, davon auch wohl zehen bis eilf Stachelfinnen; in der Bruſtfloße dreyzehen bis funfzehen, in der Bauchfloße ſechs, auch wohl eine ſtachlichte, in der Afterfloße zehen bis dreyzehen, auch wohl mit drey ſtachlichten, und in der Schwanzfloße, nach zwey Exemplarien, drey und achtzehen Finnen. Sein Aufenthalt iſt im mittelländiſchen und toſcaniſchen Meere.

17ter Meerbraßem, Synagris, mit oberwärts dunkelbraunen, unterwärts aus violet und roth gleichſam gewölkten, Kopfe; mit erhabenen Rücken; einer ſtachlichten Rückenfloße von braunrother Farbe, nach dem Bauche zu röthlicht auf weißem Grunde; zinnoberrothem Regenbogen; ziemlich weitem Maule, mit einer einfachen Reihe ſehr ſpitziger Zähne; mit Kiemen- und einer einzigen Bauchfloße, einer Afterfloße nebſt einem breiten, rothen, gabelförmigen Schwanze. Bey dem Linne' iſt er Labrus Anthias, gen. 166. ſp. 3. davon unſere Artikel, Anthiasfiſch, Th. I. S. 331. und Lippfiſche, Th. V. S. 153. nachzuſehen, allwo er nach dem Catesby, pag. et tab. XXV. ausführlich beſchrieben iſt. Wir ſetzen hinzu, daß er des Rondelets Anthias, nicht Anthea, quartus ſey; wobey aber Willughb. p. 325. anmerket, daß, ob er ihn wohl tab. X. 5. fig. 5. nach dem Rondelet, VI. c. 14. gezeichnet, er dennoch eigentlich nicht wiſſe, was dieſer Schriftſteller für einen Fiſch verſtanden haben wolle, da dieſe Zeichnung dem Melanurus oder Oculata eben ſowohl unter geleget werden könne, und kein anderes Kennzeichen angeführet worden, als daß ſein Anthias ſchwarze ringelförmige Augenbraunen um die Augen habe. Allein es mag wohl Willughb. folgendes Rondeletiſches Zeichen, nach welchem nämlich der Anthias oder Aulopus, nicht hervorragende,

ſondern tiefliegende, deſto ſchärfer ſehende, und in ſchwarze Ringe eingefaßte, Augen habe, dergleichen man bey allen geſchuppten Fiſchen finde, überſehen haben. Beträchtlicher aber wird es doch bleiben, daß Rondelet, Geſner, Aldrovand, Willughbey ꝛc. übereinſtimmend den Anthiasfiſchen zwo ſehr lange und dünne Bauchfloßen geben, da doch Catesbey, und mit ihm Klein, ihnen nur eine Bauchfloße zuſchreiben, und zeichnen; Artedi und Linnäus aber der Bauchfloßen gar nicht gedenken, und Müller ſich ſo ausdrücket, daß man unter ſeinen hellrothen Bauch- und Afterfloßen, eine oder zwo Bauchfloßen annehmen könne.

18ter Meerbraßem, Synagris, von bläßlicher Umberfarbe mit weißlichtem Bauche; dicken rothen Lippen; an den Kieferſpitzen oben und unten mit zween ſtarken Hundszähnen; etwas bläulichten Kiemendeckeln; einer ſtachlichten, dem Schwanze nähern, Rückenfloße; einer einzigen Bauchfloße, und einer Afterfloße, aber ohne Kiemenfloße; the mangroue Snapper. Catesbey beſchreibt und zeichnet ihn pag. et Tab. 9. unter dem Namen Turdus pinnis branchialibus carens, die Meerdroßel ohne Ohrenfloßen. Bey dem Linnäus iſt er Labrus Griſeus, gen. 166. ſp. 5. Müllers grauer Lippfiſch; deſſen Rücken umbergrün, der Bauch bläſſer, der Schwanz nur wenig gabelförmig, (vielmehr einem faſt halben Mond ähnlich); die Kiemen und Bruſt, nach dem Catesbey ohne Floßen, daran Linné doch zweifelt; in der Rückenfloße (nach dem Catesbey) drey und zwanzig ſcharfe oder ſtachlichte Finnen; ſein Fleiſch iſt ſchmackhaftig; er wird zu einem Schuh lang, und hält ſich in den amerikaniſchen Gewäſſern auf. ſ. unſern Artikel, grauer Lippfiſch, Th. III. S. 510.

19ter Meerbraßem, Synagris, der Geſtalt nach dem Pagrus oder Erythrinus ähnlich, mit ſilbernen Schuppen, dünnen Zähnen, einer Adlerſchnauze, weißen Floßen, an deren Anfange ein ſchwarzröthlichter Flecken. Acarne, (Acarnas, Ἀχαρνας,) Rondel. V. 20. und wird er, nach ſelbigem, zu Rom unter den Fragolinis und als ein Erythrinus verkaufet; und, da er von dieſem, nur der Farbe nach, unterſchieden ſey, will ihn Willughbey, p. 311. nicht für eine verſchiedene Gattung, ſondern nur für eine Spielart, gelten laſſen, wiewohl er tab. V. 1. fig. 4. die Rondeletiſche Zeichnung und Namen des Acarnan beybehalten. Vermuthlich iſt er der, zu Venedig von ſeiner weißen Farbe benannte Albores. Acarnan, ein Fleckbrachſmen des Geſners, S. 26. b. ſ. unſere Artikel, Acarnanes

nes und Fleckbrachſem, Th. I. S. 76. und 936.

20ſter Meerbraßem, Synagris, von Farbe über und über blau, mit einem rothen Augenringe, wallfiſchähnlichem Kopfe, mittelmäßigem Maule, in beyden Kiefern mit einfachen, ſehr ſpitzigen Zähnen, ſo gleichſam in einen einfachen, gezähnelten Knochen vereiniget ſind; mit, durch eine erhabene Haut verbundenen, Stachelfinnen der Rückenfloße, zwo Kiemen- einer einzigen Bauch- und einer Afterfloße; desgleichen mit einem ausgeſchnittenen, dem zunehmenden Monde ähnlichen Schwanze. Nouacula caerulea des Willughb. p. 214. tab. O. 2. fig. 2. Poiſſon bleu, the blue Fiſh, deutſch der Blaufiſch, des Catesby, pag. et tab. XVIII. ſ. unſern Artikel, Blaufiſch, Th. I. S. 826. wo wir den Fiſch mit dem Catesby, und nach der Zeichnung, umſtändlich beſchrieben. Nach dieſer, und nach den mit einander verglichenen Zeichnungen des Willughbey und des Catesbey, ſind beyde Nouaculae in vielen Stücken gar ſehr verſchieden, ob ſie wohl, der Catesbyiſchen Aufſchrift nach, vielmehr für eine Gattung anzunehmen. Wir verbeſſern demnach unſern Artikel dahin, daß des Catesby Blaufiſch unſere gegenwärtige Kleiniſche Synagris, die Willughbeyiſche Nouacula aber, Kleins Schwänzel, Hippurus 4. und des Linnäus Coryphaena Nouacula, gen. 158. ſp. 4. der Mülleriſche Meſſerrücken, ſey.

21ſter Meerbraßem, Synagris, mit ſehr dicken und der obern gleichſam gedoppelten Lippen; mittelmäßigen, gezähnelten, Maule; großen goldfarbenen Augen; einem, auf verſchiedenen grünen Grunde, mit verſchiedenen Farben, Pfauenmäßig, bunt gemalten ganzen Leibe; mit dem gelbröthlichten Vordertheile der ſtachlichten Rückenfloße, und mit dem, zum Theile grün und violet mit blauen Flecken, ſchattirten hintern Theile derſelben; mit der untern violetnen Bauch- und Schwanzfloße, wie der ganze Fiſch, mit rothen Flecken beſprenkelt; Pauus D. Ambroſii; Pauo Philoſtrati; Iſidori; Salviani; Turdus perbelle pictus, an Pauo Saluiani? Willughby, p. 322. tab. X. 3. Turdus ſecundus des Gesners, S. 9. b. eine andere Art von Meerpfauen; Turdus des Bellons; Papagallo zu Rom; Labrus, pulchre varius, pinnis pectoralibus in extremo rotundis, des Artedi, ſyn. p. 55. ſp. 6. Bey deſſen Pulchre varius Klein mit gutem Fuge anmerket, daß Artedi diejenigen ſehr tadele, die die Beynamen der Gattungen unter andern, Part. I. p. 85. und 86. von der Farbe, ſie möge nun in einem

und demſelben Fiſche veränderlich oder verſchieden, oder auch beſtändig ſeyn, und zwar nur einem Theile, nicht dem ganzen Leibe des Fiſches, zukomme, ganz unſchicklich hernähmen, und zum Beyſpiele einen Turdum, pulchre varium, benamten; welches allerdings ſehr lächerlich herauskomme, da ja der Farben ſelbſt keine Meldung geſchähe, und viele Arten der Turdorum ſchöne Farben haben könnten. Ueberhaupt wäre dieſer Tadel wohl nicht ungegründet; demohngeachtet aber neñe Artedi ſelbſt einen Labrum, pulchre varium, ob er wohl hinzuſetze, daß er von ſeinen grünen, blauen, rothen und ſchwärzlichen Farben, bunt wäre. Er habe aber bereits den Labrus 1. palmaris, einen bunten, Varius, und den Labrus, 5. den aus grün, blau und ſchwarz, bunten Labrus, varius genannt; wie denn auch eben dieſes von der Coryphaena ſecunda, pulchre varia, und noch vielen andern Fiſchen, die er ſpecifice, belle, eleganter pictos, admodumque varios, nenne, zu ſagen ſey. Bey dem Linnäus heißt er alſo ſchicklicher Labrus Pauo, ſp. 8. und nach Müllern Meerpfau; ſ. dieſen unſern Artikel unter den Lippfiſchen, Th. V. S. 155.

22ſter Meerbraßem, Synagris, mit ſehr erhabenem Rücken; kleinem Kopfe; ſpitzigen Schnauze; ſehr kleinen, ſpitzigen Zähnchen; ſilberfarbenem Regenbogen; von Farbe ganz braun, mit etwas weißlichem Bauche; (nach der Tab. X. fig. 1. beygefügten Zeichnung, wäre noch anzumerken: der längere Unterkiefer; das große Auge; die faſt in gleicher Weite vom Kopfe und Schwanze abſtehende, erhabene, mit achtzehn Stacheln unterſtützte und häutichte Rückenfloße; die Kiemenfloßen; eine Bauch- und eine Afterfloße, nebſt der etwas ausgeſchnittenen, gezackten, ſtrahlichten Schwanzfloße.)

Nun folgen die, von Müllern Meerbrachſeme, nach unſerer Mundart Meerbraßem, genannte, Spari, des Ritters von Linné, davon er ſechs und zwanzig Arten aufführet, und ſelbige in vier Untergeſchlechter abtheilet: A. Spari, macula nigra notati, Brachſeme, die mit einem ſchwarzen Flecken bezeichnet; acht Arten; B. Rubri, deren Farbe roth iſt, drey Arten; C. Lineati, welche geſtreifet ſind, ſechs Arten; und D. Varii, die bunt ſind, neun Arten:

A. 1. Sparus Aurata, die Goldbrachſeme, ſ. Kleins Meerbraßem, Synagris, 4.

A. 2. Sparus Annularis, der Schwarzringel, Kleins Breitzahn, Sargus, 2. ſ. dieſen unſern Artikel, Th. I. S. 967.

A. 3. Sparus Sargus, der Banditte; Kleins Breitzahn, Sargus, 1. ſ. unſern Artikel, Breitzahn, Th. I. S. 966.

A. 4. Sparus Melanurus, der Schwarzſchwanz; Kleins Meerbraßem, Synagris, 13.

A. 5. Sparus Smaris, die Rothfloße; bey dem Artedi, ſyn. p. 62 ſp. 10. Sparus, macula nigra in vtroque latere medio, pinnis pectoralibus caudaque rubris. Smaris Auctor. Maenas Candida, ſ. Smaris Geſn. in Nomencl. p. 65. und des deutſchen Gesners, S. 32 b. Smaris, ein Meerbeißer; ſ. unſern kurz vorſtehenden Artikel. Cerrus, vielmehr Gerres, des Plinius, Martialis; daher zu Venedig Gerruli, Giruli, und ſogar zu Marſeille, nach dem Rondelet, Gerres. Der einzige Umſtand, ſaget Müller, wodurch ſich dieſer Fiſch von den andern unterſcheide, ſey, daß die Bruſt- und Schwanzfloßen beyde roth wären; und daß er ſich vorzüglich im mittelländiſchen Meere aufhalte. Nach dem Klein gehöret er zu ſeiner Maenas, 1. Parſchbaſtarten; welcher Artikel zu ſeiner Zeit nachzuſehen ſeyn wird.

A. 6. Sparus Maena, der Laxierfiſch; bey dem Artedi, ſyn. p. 61. ſp. 9. Sparus varius, macula nigricante in medio latere, dentibus quatuor maioribus. Mainis und Maena, Auct. des Rondelets und Gesners, S. 33. a. Maena, ein Meer-Scheyßer, zu Venedig Menelo, zu Rom Menola, zu Marſeille Mendole, nach dem Rondelet, V. 13. zu Narbonne Iuſcle; a nonnullis, Cagarel, a cacando. Den Namen anlangend, meynet Müller, es könnte die griechiſche Benennung etwa auf die Veränderung der Farben dieſes Fiſches ſehen, da er im Winter weiß, und im Sommer bunt uud bandiret ſey; wir wollten vielmehr glauben, daß Μαίνη und Μαινὶς eher von Μαίνομαι herzuleiten, da der Fiſch entweder ſehr geil iſt und dazu verleitet, oder etwa von dem Genuſſe deſſelben heftiges Schneiden und Laxieren verurſachet wird, daher er von Müllern der Laxierfiſch, nach der Engl. Vorgange Cackerell, und nach den Alten, auch neuerlich nach dem Houttuin, Meer-Scheyßer, Zee-Schyter, genannt worden. Der Geſtalt nach hat er mit einem Parſche viel ähnliches, nur iſt er etwas glatter und breiter; nur unterſcheidet er ſich am meiſten durch ſein Maul, welches offen ſehr groß, weil es ſich durch die untere Lippe gewalig dehnen und verlängern kann, geſchloſſen aber ſehr klein iſt, da ſich die untere Lippe wieder einzieht, und in ein Grübchen des obern Kiefers verbirgt, und weil in dem untern Kiefer vier größere Zähne, als bey den andern, ſtehen. Die Anzahl der

Finnen kömmt denen bey den Goldbrachſmen, Sparus Aurata, ſp. 1. am nächſten. Er hält ſich am meiſten im mittelländiſchen Meere auf, und iſt in Italien ſo häufig, daß er in Haufen nach dem Augenſcheine um ein geringes Geld verkaufet wird, ungeachtet er ſehr ſchmackhaft iſt, ja wegen der großen Menge eingeſalzen werden muß, da er denn Halec, und an der adriatiſchen Küſte Sclave, auch ſein Garum Juſcle genannt wird.

A, 7. Sparus Saxatilis, die Steinbrachſeme. Der Ritter giebt ihm einen weißlichen Leib nebſt einem kleinen Augenflecke am Anfange des Schwanzes; und nennt ihn Muſ. Ad. Fr. I. p. 65. Sciaena, ocello ad baſin pinnae caudae; und bey dem Gronov Muſ. 2. n. 185. tab. 6. f. 3. iſt er Sparus, roſtro plagio plateo, rufeſcens, macula nigra, iride alba, ad caudam ſubrotundam. Nach zwey Exemplarien geben ſie ihm in der Rückenfloße von drey und dreyßig oder ein und dreyßig Finnen, neunzehn und ſiebenzehn ſtachlichte, in den Bruſtfloßen ſechzehn bis ſiebenzehn, in der Bauchfloße von ſechſen eine ſtachlichte, in der Afterfloße von zwölf und eilfen drey ſtachlichte, und in der Schwanzfloße ſechzehn bis ſiebenzehn Finnen. Sein Aufenthalt iſt in Surinam. Müller ſetzet hinzu, daß dieſer Fiſch zween ſchwarze Ringelflecken mit weißen Ringen, ſowohl an der Bruſt als an dem Schwanze zu beyden Seiten habe.

A. 8. Sparus Orphus, der Rothkopf, bey dem Artedi ſyn. p. 63. ſp. 13. Sparus varius, macula nigra ad caudam, in extremo aequalem. Müller beſchreibt ihn, nach dem Ritter, alſo: der Kopf iſt an der jetzigen Art roth; wenn er der Orphus der jetzigen Griechen iſt, ſoll er, nach dem Rondelet, wohl zwanzig Pfund ſchwer werden, dennoch aber ungemein ſchmackhaft ſeyn; doch unterſcheidet ihn Rondelet. Sein Rücken iſt ſchwärzlich, der Bauch weißlich; der rothe Kopf ſehr abſtehend; der Körper breit und lang, das Maul klein, die Schuppen rauh, die Floßen bunt, der Schwanz nicht geſpalten, in der Rückenfloße zehn Stacheln, und ſein Fraß Meermoos, daher ihn die Holländer Wiervreeter nennten. Es iſt hierbey Willughbey, pag. 314. und 15. tab. V. 1. fig. 8. nachzuſehen, der dem Orphus des Rondelets auf funfzehn Finnen in der Rückenfloße, lange breitliche Kiemen, ſpitzige Bauch- auch faſt eine viereckichte Afterfloße mit acht Finnen giebt. Nach dem Artedi iſt er Orphus Auctor, des Rondelets, V. 25. des Gesners, S. 27. a. Orphus, ein Münch- oder eine Art der rothlichten Meer-

brachſmen, und fraget hierbey Artedi, ob auch der Orphus Graecorum des Bellons und des Gesners, S. 27. b. zwo verſchiedene Arten wären? Nach der Gesneriſchen Zeichnung ſind ſie allerdings verſchieden, und merket Gesner im Nomencl. S. 51. an, daß der Alten, des Rondelets, Orphus ein Fleiſchfreſſer ſey, der neuen Griechen Rophos, oder des Bellons, Orphus aber, ſich vom Meergraſe nähre.

B. 1. Sparus Hurta, ſp. 4. der Schweinszahn; nach dem Muſ. Ad. Frid. 2. p. 73. Cauda bifida, corpore faſciis tranſuerſis rubris, dentibus laniariis exſertis. Müller beſchreibt ihn hiernach, daß er, nach des Ritters Vermuthung, vielleicht der Dentex der Alten ſey, ſp. 20. weil er zween große Hundszähne habe, welche wie bey den Schweinen auswärts aus den Lippen her, vorangehen. Dieſes könnte nun wohl den ſeligen Müller veranlaßt haben dieſer Gattung den deutſchen Namen Schweinszahn zu geben; aber was der lateiniſche Beyname Hurta, bedeuten ſoll, läßt ſich, bey unterbliebener Erklärung, wohl nicht errathen. Vielleicht bedeutet dieſes uns ganz fremde Wort, in einer uns unbekannten Sprache, ſo viel als Aper, Eber, Hauer, Houwer der Holländer. Genug, er heißt einmal Hurta, und ſoll es auch bleiben. Sein Schwanz iſt alſo gabelförmig; der Körper in der Quere mit rothen Banden geſtreifet; in der Rückenfloße ſind von drey und zwanzig Finnen eilf ſteife, in der Bruſtfloße ſechzehn, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße von neun drey ſteife, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn Finnen zu zählen. Der Aufenthalt iſt zwar im mittelländiſchen Meere; jedoch wird von Gronoven hieher auch ein Fiſch vom Vorgebirge der guten Hoffnung gerechnet, den man, von ſeiner rothen Farbe, Roomann, d. i. rother Mann, nennt. Derſelbe iſt gemeiniglich einen Schuh lang, die Augen ſind groß, der untere Kiefer länger als der obere, der Kopf ſchuppicht, das Maul voller ſtarken Zähne, davon vier große und kegelförmige herausragen. In der Rückenfloße deſſelben ſind von zwey und zwanzig Finnen eilf ſteife, in der Bruſtfloße ſiebenzehn, in der Bauchfloße von ſechs eine ſteife, in der Afterfloße von eilfen drey, und in der Schwanzfloße funfzehn Finnen gezählet worden.

B. 2. Sparus Erythrinus, ſp. 10. die Rothſchuppe; Kleins Meerbraßem, Synagris, 14. ſ. dieſen kurz vorherſtehenden Artikel.

B. 3. Sparus Pagrus, ſp. 11. die Sackfloße; des Artedi, ſyn. p. 64. ſp. 15. Sparus rubeſcens, cute ad radicem pinnarum

rum dorſi et ani in ſinum producta. Pagrus et Phagrus Auctor. Geſners, S. 25. b. Pagrus ſeu Phagrus, ein großer rother Meerbrachßmen; Pagrus des Rondelets, von welchem beſonders Willughbey p. 312. nachzuſehen; zu Genua Pagro; zu Narbonne Pagre; Engliſch a Sea-Bream. Nach dem Griechiſchen bedeutet der Beyname dieſes Fiſches, wie Iſidorus vorlängſt bemerket, einen gefräßigen Fiſch; nach andern aber einen dentatum, qui duros dentes habeat, ita vt oſtreis in mari alatur. Da aber die Haut, nach dem Artedi, über einige Floßen wegläuft und gleichſam einen Sack machet, auch die Holländer ihn Zak-Braaſem nennen, ſo hat ihn Müller auch wohl Sackfloße nennen können. Er wird zu zehn Pfund ſchwer, da der Sparus Erythrinus kaum anderthalb Pfund erreichet; der Geſtalt nach iſt er auch breiter und dicker, und der Kopf zwiſchen den Augen mehr platt und ungeſchuppt; an der Wurzel der Kiemenfloßen zeiget ſich ein eißgrauer Flecken, die Seitenlinie iſt punctirt, und hat gleichfalls zu beyden Seiten beym Anfange einen großen Flecken; die Schuppen ſind roth und ſehr groß, der Schwanz gabelförmig. Dieſer Fiſch glänzet des Nachts, (nach Willughb. S. 312. eigener Erfahrung, der einen ziemlich großen des Nachts in ſeinem Zimmer lebendig zur Section aufbehalten, und ihn zur größten Verwunderung wie eine glüende Kohle oder Eiſen, leuchten geſehen;) im Winter ſoll er bläulich werden und hält ſich in dem ſüdlichen Meere von Europa auf. Er iſt ein ſehr ſchmackhafter Fiſch und wird dem Stöhre zur Seiten geſetzet.

C. 1. Sparus Boops, ſp. 12. das Großauge; Kleins Meerbraßem, Synagris 7. ſ. dieſen Artikel.

C. 2. Sparus Cantharus, ſp. 13. das Ringauge; Kleins Meerbraßem, Synagris, 2. ſ. dieſen Artikel.

C. 3. Sparus Chromis, die Borſtenfloße; des Artedi, ſyn. p. 62. ſp. 12. Sparus, oſſiculo ſecundo pinnarum ventralium in longam ſetam quaſi producto. Chromis Auctor. Chromis, ein Keſtenbrachßmen des Geſners, S. 26. b. Willughbey p. 330. t. X. 5. fig. 6. im Toſcan- und Genueſiſchen, Caſtagnole; in Sicilien und bey Catania Monachelle. Chromis, Χρόμις, ſoll er von dem brummenden Tone, den er bey ſeiner Gefangennehmung hören laſſe, genannt werden; daher die engliſche Benennung Grunter; warum er aber Monachelle, holl. Monnikje, und Caſtagnole heiße, will Müller nicht errathen können;

können; doch hat er den letzten Namen nach dem Rondelet von ſeiner caſtanienbraunen Farbe erhalten; wie ihn denn auch Gesner den Keſtenfiſch nennt. Borſtenfloße nennt ihn Müller von der zwoten ſehr langen borſtenartigen Finne oder Gräte der Bauchfloße. Er wird etwa vier Zoll lang und iſt bräunlich, mit blaſſen, vom Kopfe nach dem Schwanze zulaufenden Strichen. In der Rückenfloße werden drey und zwanzig, in der Bruſtfloße ſiebenzehn, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße zwölf Finnen gezählet und der Schwanz iſt gabelförmig. Aus den Zeichnungen läßt ſich die borſtenartige Finne der Bauchfloße nirgend entdecken.

C. 4. Sparus Salpa, ſp. 15. der Goldſtrich; Kleins Meerbraßem, Synagris, 6. ſ. dieſen Artikel.

C. 5. Sparus Synagris, ſp. 16. die Purpurbrachſeme; Kleins Meerbraßem, Synagris, 12. ſ. dieſen Artikel.

C. 6. Sparus Rhomboides, ſp. 17. der Gelbfloßer. Die Catesbyiſche Beſchreibung ſeines rautenförmigen Seebarſches, ſiehe in unſerm Artikel, Gelbfloßer, B. III. S. 316. Bey dem Klein iſt er ein Kaulparſch, Percis, 14. ſ. Parſch. Von der einem ſchiefen Viereck ziemlich ähnlichen Geſtalt hat er den Beynamen Rhomboides, und die deutſche Benennung von den vorzüglich an der Wurzel gelb gefleckten Bauch-, After- und Schwanzfloßen; wiewohl an den Wurzeln der Rücken- und Bruſtfloßen ſchwarze Flecke befindlich; der Schwanz iſt ganz; (gabelförmig nach dem Catesby und Klein,) in den Rücken geht eine Furche hinein; die Seiten ſind die Länge hinunter gelb, (auch ſchwärzlich, graulich) geſtreifet; die Zähne ſind alle ſtumpf; die Kiemenhaut, ſtatt fünf-, ſechsſtrahlicht; in der Rückenfloße zählet man von drey und zwanzig Finnen, zwölf ſteife; in der Bruſtfloße ſechzehn; in der Bauchfloße von ſechſen eine ſteife; in der Afterfloße von funfzehen drey ſteife, und in der (getheilten) Schwanzfloße zwanzig Finnen. Dr. Garden nennet ihn Saltwater Bream; d. i. Meerbrachſem. Er hält ſich in den amerikaniſchen Gewäſſern auf, und iſt von keiner ſonderlichen Größe; doch nach der Catesbyiſchen Zeichnung auf dreyzehn Zoll lang, und ſechs Zoll breit.

D. 1. Sparus Chryſops, ſp. 18. das Goldauge; Kleins Meerbraßem, Synagris, 5. ſ. dieſen Artikel; desgleichen Aurata Bahamenſis, Th. I. S. 442. und Guaracapema Th. III. S. 555. Nach dem Ritter und Müllern ſtehen die Augen in goldgelben Ringen; der Rücken hat eine Furche; der Schwanz iſt gabelförmig;

belförmig; die Kiemenhaut ſechsſtrahlicht; der Fiſch ſieht ſchön aus; der Kopf iſt blau bandiret; der Körper hat, (am Bauche nämlich, einen blaulichten Glanz; und die Floßen ſind roth, (roth geſtreifet.) In der Rückenfloße zählet der Ritter von 24. (nicht 42.) dreyzehn ſteife; in der Bruſtfloße ſiebenzehen; in der Bauchfloße ſechs; in der Afterfloße von 16. (nicht 26.) drey ſteife, und in der Schwanzfloße neunzehen Finnen. Dr. Garden nennet ihn Porgée. Er iſt ein Caroliner.

D. 2. Sparus Argyrops, ſp. 19. das Silberauge; nach dem Ritter der Xanthurus Indicus des Willughb. App. p. 2. tab. 3. fig. 1. ſ. unſern Artikel Geelſtärdt, Th. III. S. 300., wobey in Tab. des Willughb. das O. wegzuſtreichen. Müller beſchreibt ihn, nach dem Ritter und Browen folgendermaaßen: er unterſcheidet ſich von dem Chryſops durch die in einem weißen ſilberglänzenden Ringe ſtehenden Augen, und durch die drey vörderſten, in eine lange Bürſte ausgehenden, Finnen der Rückenfloße; der Schwanz iſt halbmondförmig; der Rücken gefurchet; die Vorderzähne coniſch; in der Rückenfloße werden von ſechs und zwanzig zwölf ſteife, in der Bruſtfloße ſiebenzehen, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße funfzehen, und in der Schwanzfloße zwanzig, Finnen gezählet. In Carolina und um Jamaika iſt ſein Aufenthalt. Es kommt wenigſtens Kleins Zungendreſcher, Platigloſſus, 2. ihm ziemlich nahe; obgleich der Xanthurus rothe Floßen, und einen gabelförmigen Schwanz hat.

D. 3. Sparus Dentex, ſp. 20. der Zahnbrachſeme, Kleins Meerbraßem; Synagris, 1. ſ. dieſen Artikel.

D. 4. Sparus Spinus, ſp. 21. der Dornbrachſeme; Sparus Iauanenſis des Osbecks, Iter. 273. Er hat von einem rückwärts liegenden Stachel auf dem Rücken ſeinen Namen; ſein Körper hat blaue bunte Striche, und ſein Schwanz iſt gabelförmig, und die Finnen nach drey Exemplarien ſehr verſchieden; in der Rückenfloße von drey bis vier und zwanzig zwölf bis dreyzehen ſteife; in der Bruſtfloße funfzehen bis ſiebenzehen; in der Bauchfloße von eilfen fünfe (ſehr unwahrſcheinlich) und von fünf und ſechſen eine oder zwo ſteife; in der Afterfloße von vierzehen bis ſechzehen drey bis ſieben ſteife; und in der Schwanzfloße ſechzehen bis achtzehen, Finnen; und iſt er ein Indianer.

D. 5. Sparus Radiatus, ſp. 22. das Strahlauge; des Dr. Garden Puddingfiſk. Iſt er wohl Turdus oculo radiato des Catesby, II. p. et tab. XII.? und

und folglich ein Droſzelmaul des Kleins, Cicla 11.? ſ. dieſen unſern Artikel, Th. II. S. 415. allwo die Catesbyiſche Beſchreibung zu befinden, daraus die Kleiniſche und Linneiſche hergenommen. Nicht ſowohl von ſeinen bunten Farben heißt er Puddingfiſk, als vielmehr von ſeinem aufgeworfenen Maule Powtingfiſh; und iſt er ein Caroliner.

D. 6. Sparus Virginicus, ſp. 23. der virginiſche Meerbrachſeme. In dem nordamerikaniſchen Meere ſoll ſich noch eine andere ſchöne bunte Art finden, die in der Rückenfloße von ſieben und zwanzig eilf ſteife, in der Bruſtfloße achtzehen; in der Bauchfloße von ſechſen eine ſteife; in der Afterfloße von dreyzehen drey ſteife, und in der Schwanzfloße achtzehen, Finnen habe, und ſich in den Farben folgender Geſtalt unterſcheide: von den Schultern gehe erſtlich eine ſchwarze Binde durch die Augen nach dem untern Kiefer, denn eine andere von den Schultern über die Bruſt nach den Bruſtfloßen, hierüber liefen noch viele blaue Linien der Länge nach parallel an den Seiten hin; der Schwanz ſey ſtumpfgabelförmig und die Kiemendeckel ein wenig gezähnelt.

D. 7. Sparus Mormyrus, ſp. 24. der Murmelbrachßem, Kleins Meerbraßem, Synagris, 16. ſ. dieſen Artikel.

D. 8. Sparus Capiſtratus, ſp. 26. der Zügelbrachſem. Der Geſtalt nach ſoll er dem Pleuronectes Hippogloſſus, gen. 163. ſp. 4. des Ritters ähnlich ſeyn; mithin wäre er mit dem Kleiniſchen Flünder, Paſſer, 2. in Anſehung der Länge zu vergleichen. ſ. unſern Artikel, Flünder, Th. III. S. 151. Von einer bis an das Maul gehenden Binde ſoll er den Namen Capiſtratus, Zügelbrachſem, haben. Sein länglichter weißer Körper ſcheint mit einem Netze bedeckt zu ſeyn, weil jede ſeiner lockern Schuppen mit einem weißen Winkelhacken bezeichnet iſt. Im Maule ſtehen oben zween große und unten vier dergleichen Vörderzähne, der Schwanz iſt gerade und abgeſtutzt, die Rückenfloße faſt ſo lang, wie der Rücken ſelbſt; in derſelben befinden ſich von zwanzig Finnen neun ſtachlichte, in der Bruſtfloße zwölfe, in der Bauchfloße von ſechſen eine ſtachlichte, in der Afterfloße von ſechzehn eine dergleichen, und in der Schwanzfloße vierzehn Finnen. Er iſt ein Amerikaner.

D. 9. Sparus Galilaeus, ſp. 26. der Galiläiſche Meerbrachſem, den Haſſelquiſt daſelbſt entdecket Itin. 343. n. 76. Er iſt oben grünlich, unten weiß, hat einen ungetheilten Schwanz; die Kiemenhaut iſt fünfſtrahlicht, in der Rückenfloße hat der Erfinder von ein und dreyßig Finnen ſiebenzehn

denzehn ſtachlichte, in der Bruſtfloße eilf, in der Bauchfloße ſieben, in der Afterfloße von funfzehn drey ſtachlichte, und in der Schwanzfloße zwanzig Finnen, gezählet. Der Ritter will glauben, daß der erſtaunenswürdige Fiſchzug Petri, Luc. V. hauptſächlich aus dieſer Fiſchart beſtanden. Müller glaubet, daß des Haſſelquiſts Nilbrachſem, der Egyptier Girelle hieher gehöre. ſ. unſern Artikel, Galiläiſchen Meerbrachſem, Th. III. S. 254.

Meerbutte.

Meerbutte ſonſt Blatteus auch Platteiß; Kleins Botte, Rhombus; ſ. unſere Artikel, Botte, Th. I. 918. und Flünder des Kleins Paſſer, Th. III. S. 149.

Meercaſtanie.

Meercaſtanie oder Meerkaſtanie iſt, nach dem Chomel, ein Seefiſch in einem Gehäuſe, aus dem mittelländiſchen Meere, der auch Meerygel, oder Seeapfel genennet wird. ſ. Meerygel.

Meerdohle.

Monedula marina, Pelamis cranio diaphano, Richter. Kleins Pelamys, 4. ſ. unſern Artikel, Makrele, Th. V. S. 319.

Meerdrache.

Draco marinus, desgleichen kleiner Meerdrache, Dracunculus; ſ. unſern Artikel, Drachenfiſch, Th. II. S. 389.

Meerdroßel.

Turdus; desgleichen die ſchöne Meerdroßel, Turdus oculo radiato; Richt. Kleins Droßelmaul, Cicla, 11; ſ. unſern Artikel, Droßelmaul, Th. II. S. 412. und 415.

Meereber.

Aper marinus; Geſners, S. 30. b. Aper, ein Meeräber, eine andere Art von Sūwfiſchen. Zeus totus rubens, cauda aequali, roſtro ſurſum reflexo, des Artedi, ſyn. p. 78. ſp. 3. Zeus Aper, Linn. gen. 162. ſp. 4. Müllers Saurüſſelfiſch, ſeiner Spiegelfiſche; ſ. dieſen Artikel.

Meeregle.

Trüſchegle, Phycis, des Geſners, S. 16. b. Phycis des Artedi, ſyn. app. p. 111. Kleins, Maenas, 6. ſ. unſern Artikel, Parſchbaſtart.

Meeregle, ſ. unſern Artikel, Meerberſich, Th. V. S. 469.

Meereichel.

Meer- oder Seeeichel wurde von den griechiſchen Schriftſteller Balanus genannt. Der deutſche Name iſt auch noch jetzo von Hr. Müllern einem Geſchlechte

von

von den vielſchalichten Conchylien beygeleget worden, den griechiſchen aber hat Herr von Linné mit Lepas verwechſelt, vielleicht um deswillen, weil das Thier in verſchiedenen rindenartigen Schalen, als einem beſondern Gehäuſe, ſtecket, und das griechiſche Wort Lepas ſoviel als eine Schale oder Rinde bedeutet. Ehedem wurden unter dieſem die Patellen oder Klippkleber verſtanden. Das Thier der Meereichel iſt eine Steinſchnecke. Die Schale beſteht aus vielen ungleichen Stücken, und iſt mit dem untern Theile an einem andern Körper befeſtiget. Herr von Linné hat zwölf Arten beſtimmet, welche wir hier alle, außer der Gänſe- und Entenmuſchel, ingleichen dem geöhrten Langhalſe, welche unter Entenmuſchel bereits bemerket ſind, kürzlich nach Herr Müllers Anleitung beſchreiben wollen.

1) Die große Seepocke. Dieſe Art wurde vorzüglich von den ältern Schriftſtellern, wegen ihrer eichelförmigen Geſtalt, Balanus, und daher auch vom Herrn von Linné Lepas Balanus, oder von den Holländern, weil öfters andere Körper damit ganz dicke beſetzet ſind, Zeepokken genennet. Das Gehäuſe iſt kegelförmig, ſitzet mit dem breiten Ende feſt auf, und zeiget in der abgeſtutzten offenen Spitze den vorragenden ſchalichten Deckel, womit das Thier bedecket iſt. Es iſt ſelbiges niemals größer, gemeiniglich kleiner, als eine Haſelnuß und beſteht etwa aus ſechs, in die Rundung herumgeſetzten, und der Länge nach gefurchten, aſchgrauen oder weißlichten, zuweilen mit röthlichten Strichen durchzogenen Schalen, welche alle an einem ſehr dünnen und mit einem andern Körper verwachſenen Boden feſte anſitzen. Das Thier iſt oben innerhalb der Oeffnung des Gehäuſes mit vier ſchalenartigen, dreyeckichten Blättern bedecket, die in einer ſchiefen Spitze mit einer Spalte ſichtbar ſind. Es ſitzen dergleichen im europäiſchen und indianiſchen Meere an Holz, Steinen und Muſcheln, oftmals klumpenweiſe bey einander. Von dem Einwohner dieſer Meereichel hat Herr Müller eine genaue Beſchreibung und Abbildung gegeben. Man ſieht an ſelbigem vier und zwanzig klauenartige, einer gekräuſelten Feder ähnliche Bärtchen; zwölfe davon ſteigen paarweiſe von dem Rücken des Thieres in die Höhe, und ſind gelb, wie Horn durchſichtig, und voller Gelenke; jedes Gelenke zeiget an der hohlen Seite zwo Reihen Härchen, und dieſe dienen gleichſam zum Netze, den Raub aufzufangen. Die zwölf andern Bärtchen ſind kleiner, ſtehen je ſechs und ſechs neben den größern,

aber paarweiſe, wie Krebsſcheren, auf einem Stamme, und ſind biegſamer, auch mit mehrern Härchen beſetzet. Mitten aus der Wurzel der größten Klaue ſteiget ein Rüſſel empor, der ſich mit großer Geſchwindigkeit nach allen Seiten bewegen kann. Dieſer iſt durchſichtig, köcherartig rund, und beſteht aus lauter Ringen, die ſich nach und nach verengern; die Mündung deſſelben aber iſt mit einem Kranze von beweglichen Härchen beſetzet. Innerhalb dem Rüſſel ſteckt eine Spiralzunge und das Maul ſieht einem zuſammengezogenen Beutel ähnlich, wo ſich noch ſechs bis acht hornartige Zähnchen zeigen, deren Spitzchen entweder ſägförmig ausgezacket, oder mit Büſcheln beſetzet ſind, die ihre Richtung unterwärts haben, damit der Raub, welcher mit dem Bärtchen ertappet und mit dem Rüſſel angezogen iſt, nicht wieder zurück treten könne. Die Einwohner der übrigen Lepaden kommen mit dieſem größtentheils überein, zeigen jedoch bey etlichen einige Abänderungen.

2) Die kleine Seepocke, Lepas balanoides Linn. Sie iſt nicht nur kleiner, ſondern auch von der vorigen Art darinnen unterſchieden, daß die Blätter der Schale glatt und ungefurchet, jedoch mit Fugen an einander geheftet, und die obern Deckel nicht ſpitzig, ſondern ſtumpf ſind. Der Rüſſel des Thiers iſt eine weiche gedrehte Röhre, die zu jeder Seite vier lange, gegliederte, haarichte Füßchen und noch drey dergleichen längere und dickerer, mit ſcheerenförmigen Spitzen hat, welche auch noch mit zwo gegliederten Bürſten bewaffnet ſind. Das Maul führet zwo Zähnchen, die mit einer Lippe bedecket. Sie werden an der Nordſee an den Klippen gefunden, und zwar auf einer nämlichen Oberfläche von der Größe eines Hirſeſaamens an, bis zur Größe einer Erbſen.

3) Die Wallfiſchpocke, Lepas diadema Linn. Das Gehäuſe iſt größer, als bey andern Arten und beſteht aus ſechs keilförmigen, und gleichſam aus vier Walzen zuſammengeſetzten, und durch rauhe Querrunzeln vereinigten Blättern, welche noch durch gegenſeitige, glatte, eingedrückte und kaum merklich der Quere nach gerunzelte Zwiſchenräume von einander unterſchieden werden. Die Höhlung des Gehäuſes kann man in die obere und untere eintheilen. Die obere iſt krugförmig, einfach, und geht in die zwote Höhle hinein; dieſe, oder die untere, gleichfalls krugförmige, führet an den Seiten ſechs andere kleine, dreyfache Höhlungen. Die Haut der Wallfiſche, auch die Klippen ſind der Aufenthalt.

4) Schildkrötenpocke, Lepas teſtudinaria Linn. Sie ſitzt gemeiniglich auf der Schale der Schildkröten und wird in verſchiedenen Meeren gefunden; wird auch Schildkrötenlaus, ſo wie die vorige Wallfiſchlaus, genannt. Das Gehäuſe iſt flach erhaben und beſteht aus ſechs ausgehöhlten, geſtreiften Blättern; in den ſechs Zuſammenfügungen kömmt eine Sterngeſtalt heraus.

5) Die Helmpocke, Lepas galeata, welche Herr von Linne' in den Zuſätzen angeführet, ſitzt auf den Aeſten und zwiſchen den Stämmen der Horncoralle. Die Schale hat die Geſtalt eines Helms, iſt kahnförmig, glatt, beſteht aus verſchiedenen zuſammengewachſenen Schilden und zeiget ſeitwärts eine ſchiefe viereckichte Mündung.

6) Die Meertulpe, Glöcklein, Kühſchellenförmige Meereichel, große Meerpocke, Lepas tintinnabulum Linn. Der erſte Name ſcheint der ſchicklichſte zu ſeyn, indem das Gehäuſe die Größe einer Tulpe erreichet, vielblätterìcht, weiß, aſchgrau, auch wohl roth geſtreifet, oben offen und abgeſtutzet und auswendig runzlicht iſt. Oberwärts ſieht man zwey ſpitzige Beinchen, die ſich wieder ſpalten, ſonſt aber wie Zähne in einander ſchließen. Weñ dieſe Beinchen von einander weichen, ſtrecket das Thier zwölf haarichte Federbüſche heraus. Man findet dergleichen klumpenweiſe in verſchiedenen Meeren.

7) Die Seemütze, auch holländiſch Myter und Lepas mitella vom Herrn von Linne', auch der aufgehende Tulipan genañt. Das Gehäuſe iſt gedrückt, erhaben, und ungleichförmig geſtreift; der untere, an den Klippen befeſtigte Theil, wie Chagrinleder, rauh, und beſteht aus zwo weißen Schalen. Oberwärts ſieht man vier bis fünf Beinchen, welche die Geſtalt der Vogelklauen haben und zwiſchen welchen das Thier ſeine Faſern herausſtrecket. Die Indianer pflegen ſolches, wie auch von der vorigen Art, zu eſſen, oder ſchmackhafte Brühen davon zu verfertigen. Man findet dergleichen auf den Klippen in dem Chineſiſchen und Indianiſchen Meere.

8) Das Federmeſſer, Lepas ſcalpellum Linn. auch von den Holländern Pennemes, wegen einiger Aehnlichkeit und der Geſtalt, alſo genannt. Die Schale iſt gedruckt, einigermaßen glatt und beſteht aus dreyzehn Klappen, womit der obere Theil des Thieres bedecket iſt, an jeder Seite ſitzen ſechſe, und eine machet auf dem Rücken das Schloß aus. Eine gemeinſchaftliche Haut verbindet alle innerlich unter einander. Auf den Seegewächſen in Norwegen werden dergleichen gefunden.

9) Der Plattfuß, Lepas Palmipes. Die Schale iſt gerade aufgerichtet, kegelförmig, etwas eingedrückt, weiß, von der Größe einer Erbſe, und die Schilde an der Wurzel mit einem flachen Fuße verſehen. Die Anzahl der Schilder, welche glatt und unterwärts getheilet ſind, beläuft ſich auf viere bis ſechſe. Der Deckel iſt vierklappicht und ſchief. Der Ocean liefert dergleichen. Herr von Linné hat dieſe Art neuerlich in den Zuſätzen beſchrieben.

Meereidex.

Lacertus marinus; Saurus, eine Art im Mittel- die andere im rothen Meere; Richt. ſ. unſere Artikel, Eydex, Th. II. S. 734. und Forelle, Trutta dentata, 10. Kleinii, Th. III. S. 176.

Meereinhorn.

Monoceros, See-Einhorn, Narwhal, ſ. unſern Artikel Einhorn, Th. II. S. 511.

Meerengel.

Rhina, Squatina; Squalus Squatina, Linn. gen. 131. ſp. 4. Müllers Meerengel ſeiner Haayfiſche. Rhina, 1. des Kleins, ſ. unſere Artikel, Engel. Mönchfiſch, Th. II. S. 587. u. f.

Meerengel, eine Art Rochen, Raia Rhinobatus, L. gen. 130. ſp. 9. Kleinii, Rhinobatus, 1. Engelstay, ſ. dieſen unſern Artikel, Th. II. S. 592. 93.

Meereſel.

Eine Art Stockfiſch, Aſellus, Gadus Merlucius, Linn. gen. 154. ſp. 11. Kabbeljau; ſ. dieſen unſern Artikel, Th. IV. S. 231. no. 11.

Meereydexe.

Meereydexe, auch Seeſtint; Saurus, ex cinereo nigricans, Catesby, p. et tab 2. ſ. unſern Artikel, Eydex, Th. II. S. 734. Trutta dentata 10. des Kleins, ſ. auch Forelle, Th. III. S. 176.

Meerfenchel.

S. Bacillenkraut.

Meerfiſche.

Meer- und Seefiſche ſind alle große, und auch zum Theil kleine, Fiſche in dem großen Welt- und andern Meeren; Piſces marini, Poiſſons de Mer. Sie werden in Tief- Strand- und Klippfiſche eingetheilet. Unter denſelben ſind die meiſten ſo geartet, daß ſie ihre Wohnungen nicht verändern; einige aber treten doch zu gewiſſen Zeiten heraus, und begeben ſich, aus Begierde zu ſüßen Waſſern, in die Ströme, wie Lachſe und Stöhre, welche in verſchiedene Flüſſe, inſonderheit aber auch in unſere Elbe, übertreten.

treten. Schellfiſche, Pamucheln, Rochen, Zungen, auch Heeringe, können hieher gerechnet werden; desgleichen die Seebarſche oder Zander.

Meerfläſch.

Orbis, ſonſt auch Lump - und Kugelfiſch, ingl. Schnotolff, des Gesners, S. 83. b. Tetraodon Hiſpidus, Linn. gen. 137. ſp. 6. Kleinii Crayracion, 2. ein Kropffiſch, ſ. dieſen Artikel, Th. IV. S. 788 und Flaſche, Th. III. S. 103. Wir merken mit an, daß er von einigen Deutſchen, nicht vom Gesner, ein Meerhahn, Gallus marinus genannt werde.

Meerfröuwle.

Nereis, des Gesners, S. 105 b. ſonſt Meerfräulein; Nereis des Rondelets; gehören zu den Meerwundern; ſ. indeſſen unſern Artikel, Ambize Angulo, Th. I. S. 241.

Meerfroſch.

Meerfroſch, nach Müllern eine Art ſeines Seeteufelgeſchlechts, Lophius Piſcatorius, Linn. gen. 133. ſp. 1. ein Froſchfiſch des Kleins, Batrachus, 1. ſ. unſern Artikel, Froſchfiſch, Th. III. S.

Meerfuchs.

Vulpecula marina; Vulpecula des Bellons; Galeus Centrina, ein Spitz- oder Sauhund des Gesners, S. 78. b. und 79. desgleichen des Linnäus, gen. 131. ſp. 2. eine Spitznaſe des Kleins, Galeus, 7. ſ. unſere Artikel, Hayen, Th. III. S. 705. und Spitznaſe.

Meergewächſe.

Meer- oder Seegewächſe ſind von mancherley und unter ſich von ganz verſchiedener Art. Viele davon ſind wahre Gewächſe oder Pflanzen, andere aber und viel mehrere haben ein ganz eigenes Anſehen, gleichen öfters mehr einem Steine, als einer Pflanze, oder ſind ſonſt von den Gewächſen unterſchieden, und daher bald zu dieſem, bald zu jenem Naturreiche gerechnet, und mit verſchiedenen Namen beleget worden. Die gewöhnlichſten oder bekannteſten Meergewächſe ſind die Corallen, welche eine ſteinichte und kalchartige Beſchaffenheit, doch aber das Anſehen einer Pflanze haben, und dieſe pfleget man Lithophyta oder Steinpflanzen zu nennen. Andere, welche nicht ſteinicht ſind, jedoch unter den Corallen gemeiniglich mit begriffen werden, erhielten den Namen Horncorallen, oder Keratophyta. Und dieſe Eintheilung hat man auch in den neuern Zeiten beybehalten, und Herr von Linne ſelbſt die verſchiedenen Meergewächſe in zwo Ordnungen vorgetragen, und in der erſten unter dem Namen Lithophyta diejenigen angeführet, welche

che ſteinicht ſind, in der andern aber ſolche verzeichnet, welche mehrentheils ein hornartiges Beſtandweſen, oder doch wenigſtens ein weicheres Gewebe haben, und dieſe Zoophyta oder Thierpflanzen genennet; außer dieſen zwey Hauptgeſchlechtern findet man beym Ritter auch noch das dritte, unter dem Namen Phytozoa oder Pflanzenthiere. Dieſe alle haben in dem Naturſyſtem des Ritters unter den Thieren einen Platz erhalten, und machen in der Claſſe der Würmer die beyden letzten Ordnungen aus. Die vierte Ordnung der Würmer begreift die Lithophyta, oder eigentlich ſogenannten Corallen, welche Würmer zwar einen weichen, aus vielen Gliedmaßen zuſammengeſetzten Körper haben, welcher aber in einer harten Schale ſitzet, und dieſes Wohnhaus ſelbſt erbauet. Es kommen darinnen vier Geſchlechter vor. Als 1) die Röhrencoralle, Tubipora, welche aus walzenförmigen Röhrchen beſteht. 2) Sterncoralle, Madrepora, ſo durch die eingedrückten Sternchen kenntlich iſt. 3) Punctcoralle, Millepora, welche überall mit vielen Punctſtichen, und 4) Cellencoralle, Cellepora, ſo mit hohlen Cellen beſetzet iſt.

Die Würmer der fünften Ordnung ſind nicht, wie Herr von Linné ſchreibt, Urheber ihrer Schale oder ihres Stammes, wie die Steinpflanzen, ſondern die Schale iſt der Urheber ihres Daſeyns. Es ſind die Stämme wahre Pflanzen, welche durch eine Veränderung der Geſtalt in beſeelte Blumen oder wirkliche Thiere übergehen, die ihre Fortpflanzungswerkzeuge und Mittel der Bewegung haben, damit ſie die Bewegung, welche ſie nicht von außenher erhalten, aus ſich ſelbſt haben und beſitzen möchten. Da jedoch nicht alle vom Ritter in dieſer Ordnung angeführte Geſchöpfe in dieſen Eigenſchaften übereinkommen, hat derſelbe einen Unterſchied derſelben angemerket, nämlich, wie die meiſten dieſer zuſammengeſetzten Thierchen angewurzelt ſind, Aeſte treiben, und ihr Leben durch Zweige, abfallende Knoſpen, in eine Veränderung der Geſtalt oder Uebergang in belebte Blumen, die ſich ſelbſt bewegen, und in ſaamentragende Capſeln übergehen, gerade als ob die Pflanzen eigentlich Pflanzenthiere ohne Gefühl und Bewegung, und die Pflanzenthiere wahre Pflanzen mit einem Nervenſyſtem oder Werkzeugen des Gefühls und der Bewegung wären; andere hingegen haben zwar ein pflanzenartiges Wachsthum, ſind aber nicht angewurzelt, ſondern gehen frey herum. Die erſtern nennt Herr von Linné Zoophyta oder Thierpflanzen, die letztern aber Phytozoa, oder Pflanzenthiere.

Die erſtern werden in neun Geſchlechter abgetheilet; als 1) Iſis, oder die ächte Coralle, welche dem Anſehen nach zu den Steinpflanzen gehöret. 2) Gorgonia, Horncoralle. 3) Alcyonium, Seekork. 4) Spongia, Meerſchwamm. 5) Fluſtra, Seerinde. 6) Tubularia, Seeköcher. 7) Corallina, Corallenmoos. 8) Sertularia, Coralline. 9) Vorticella, Seegallert. Von den Pflanzenthieren finden wir ſechs Geſchlechter; als 1) Polypus, Polype. 2) Pennatula, Seefeder. 3) Taenia, Bandwurm. 4) Voluox, Kugelthierchen, 5) Furia, Höllendrache, und 6) Chaos, Infuſionsthierchen. Daß von dieſen einige außer dem Meere ihre Wohnung haben, dürfen wir kaum erinnern, haben aber alle hier zugleich anführen wollen. Herr Pallas hebt dieſen Unterſchied zwiſchen den Steinpflanzen und Thierpflanzen ganz und gar auf, indem dieſe alle, ſeiner Meynung nach, Thierpflanzen ſind, die in folgender Ordnung an einander gränzen; als

1. Geſchlechte Hydra, Polype.
2. — Eſchara, Seerinde.
3. — Cellularia, Cellcoralle.
4. — Tubularia, Röhrencoralle.
5. — Brachionus, Baſtartpolype.
6. Geſchlechte, Sertularia, Blaſencoralline.
7. — Gorgonia, Seeſtaude. } Horncorallen.
8. — Antipathes, Seebaum. } Horncorallen.
9. — Iſis, Edelcoralle.
10. — Millepora, Kalchcoralle, Punctcoralle.
11. — Madrepora, Sterncoralle.
12. — Tulipora, Orgelcoralle.
13. — Alcyonium, Seekork.
14. — Pennatula, Seefeder.
15. — Spongia, Seeſchwamm.

Die Geſchlechter Taenia, Voluox und die übrigen muſtert derſelbe, als ganz zweifelhafte Körper aus dem Reiche der Pflanzenthiere aus. Die Beſchreibung von dieſem allen findet man unter den beſondern Namen, wie denn auch, was die Ordnung dieſer Körper in dem ganzen Naturſyſteme betrifft, bey der Coralle das nöthige angeführet und daſelbſt angemerket worden, wie bey jeder Meynung, man mag ſolche zum Pflanzen- oder Thierreiche rechnen, noch viele Zweifel übrig bleiben. Umſtändlicher hat hiervon Herr Müller in der deutſchen Ausgabe des Linnäiſchen Naturſy-

ſtems

ſtems, und zwar im 2ten Bande des VIten Theiles gehandelt, woſelbſt er ſowohl S. 643—666. eine beſondere Einleitung in die Geſchichte der Corallen gegeben, als auch dieſem Bande von S. 931—960. eine allgemeine Anmerkung über die Stein- und Thierpflanzen, und ihren vermuthlichen thieriſchen Urſprung beygefüget. Wir könnten es bey dem unter Corallen bereits angeführten Bemerkungen bewenden laſſen, oder auch unter dem Namen Stein- und Thierpflanzen von dieſem noch immerfort dauernden Streite der Naturforſcher weiter handeln; dieweil aber beyde Arten von Körpern gleiches Schickſal haben, und Herr Müller die neuere Meynung aus mancherley wichtigen Gründen zu widerlegen geſucht, wollen wir noch einiges anführen und dadurch die kurze bey den Corallen gegebene Abhandlung ergänzen.

Von den eigentlichen Meergewächſen giebt es demnach zwo Hauptordnungen, als die Stein- und Horncoralle; die erſtern ſind die Lithophyten. Dieſe entſtehen, nach der Meynung des Ellis und anderer, welche ſolche als Thiere betrachten, aus einem Ey, das ſich in Geſtalt eines milchichten oder gelblichten Tropfens, auf einem Felſen anſetzet. Dieſes verwandelt ſich in ein kleines, faſt unſichtbares Thierchen, in Geſtalt eines Polypen. Es lebet, näh- ret ſich, ſpritzet einen kalchichten Saft aus, und dieſer Saft verhärtet. Es leget ſeine Eyer in ſeinem Lager von ſich und ſtirbt. Die Eyerchen brüthen auf dem alten Lager aus. Die herauskommenden Thierchen machen es, wie die Mutter, nähren ſich aus dem Seewaſſer, ſpritzen einen kalchichten Saft aus, welcher nach Art der Conchyliengehäuſe über und um ihren Körper hart wird, und eben die ſtrahlichte Geſtalt erhält, als die ausgebreiteten Polypen haben. Sie legen ferner auf dieſem Neſte wieder ihre Eyer und ſterben ab. Nun iſt der erſte Corallenpunct durch die erſte Erzeugung ſchon vergrößert, und die Sache geht in der nämlichen Ordnung weiter von ſtatten, und das angefangene Corallengewächſe nimmt in der Höhe und Dicke zu. In dem weitern Fortgange dieſer Erzeugungen wird die Familie der Polypen ſo ſtark, daß ſie nicht mehr beyſammen Platz haben, ſie fangen daher an ſich abzutheilen, und dadurch entſtehen die Aeſte, oder die blätterförmige Ausdehnung des Stammes, nach Beſchaffenheit der vielen Corallenarten. Es iſt demnach die ganze Coralle ein Thier, oder vielmehr Millionen Thierchen. Man ſieht unter den Vergrößerungsgläſern ihre Aerme, man findet ſie eſſen, ihren Raub haſchen, ſich verſtecken, ein-

kriechen und ausdehnen, Eyerchen legen, und thieriſche Haushaltung treiben. Sie geben beym Verbrennen einen laugenhaften Geiſt und Salz, und einen thieriſchen Geruch, mithin haben ſie nichts pflanzenartiges an ſich, als nur die äußerliche Geſtalt.

Die andere Ordnung der Meergewächſe enthält die hornartigen Corallen, oder Zoophyta, Thierpflanzen. Der Anfang iſt abermals ein Ey, oder ein kleiner Punct, welcher ſich in die Länge dehnet, und eine vegetabiliſche Rinde, aber ein animaliſches Mark hat. Es iſt alſo ein bekleidetes Thier, deſſen Fortpflanzung, nach Art der Gewächſe, durch Abtheilung neuer Aeſte und Sprößlinge, welche als junge Thierchen an den alten feſtſitzen, und mit ihnen leben, vor ſich geht. Aus den Oeffnungen der Rinde kommen viele Köpfchen hervor, zeigen ſich vielſtrahlicht, und nehmen eine Blumengeſtalt an, die aber belebt iſt. Wenn das pflanzenartige Thier hungert, treten die Köpfchen hervor um Speiſe zu haſchen; wird ſolches erſchüttert oder aus dem Waſſer gezogen, ſo zieht es die Köpfchen ein. Aus den Köpfchen dringt ein ſchleimichtes Weſen hervor, und dieſes machet die äußerliche Rinde aus, welche nach verſchiedenen Arten verſchieden iſt.

Die, mit den beſten Vergrößerungsgläſern gemachten Entdeckungen, wird wohl nicht leicht jemand in Zweifel ziehen, und Herr Müller giebt gern zu, daß die Körperchen, welche man an den Corallen hervortreten ſieht, ſo beſchaffen ſind, ſo viele Strahlen haben und ſolche Bewegungen machen, wie ſolche Donati, Ellis, Bodaert, Houttuin und andere beſchrieben und abgebildet haben. Ob aber der daraus gefolgerte Schluß, daß dieſe entdeckten Sachen Polypen ſeyn, und ob dieſe undenklich kleinen Thierchen alle die kalchartige Corallenmaſſe ablegen, völlig richtig ſey, iſt eine ganz andere Frage, und noch immerfort zweifelhaft, wie man leicht aus den Gründen abnehmen kan̄, welche wir bey Coralle angeführet haben. Die neue Lehre, welche Herr Müller von Erzeugung der Corallen und aller Gewächſe ausgedacht, ſcheint mit eben ſo großen, und faſt noch größern, Schwierigkeiten verbunden zu ſeyn. Es ſchreibt derſelbe hiervon alſo: In unſern Augen ſind alle entdeckte Theilchen an den Corallen nichts als organiſirte Körperchen der Vegetation, welche in allen Gewächſen vorhanden ſeyn müſſen. Es ſind die ſo genannten, und nunmehr vergrößerten, angewachſenen und entwickelten Infuſionsthierchen, ohne welche gar keine Vegetation ſtatt hat. Es ſind die Triebfedern des organiſchen Lebens, welche alle

Pflanzen beleben und wachſend machen, und die nur im ſalzigen Meerwaſſer zu einer beſſern Conſiſtenz und in einer verbundenen Geſtalt deutlicher zu ſehen ſind, als in den Pflanzen der Erde. Er ſetzet hinzu: der Saft, welcher aus Pflanzen fließt, ſcheint ein Tropfen Feuchtigkeit zu ſeyn; wäre aber dieſer durch ein ſalzichtes Weſen zu einer Conſiſtenz gediehen, ſo würde derſelbe durch ſo viel Poros in Geſtalt der vielärmigen Polypen hervortreten, und ſich in dieſer überaus zarten Geſtalt auf vielerley Art bewegen, oder wären die ſo genannten Polypen der Coralle minder conſiſtent, ſo würden wir, ſtatt der Arme auch nichts anders als einen zuſammengefloſſenen ſchleimichten Tropfen ſehen. Kann man wohl zugeben, daß aus Tropfen Pflanzen aufwachſen; wozu dienen die Saamen? ſind dieſe und die Keime mit den Infuſionsthierchen auf irgend eine Art zu vergleichen? Kann man die Saamen für dergleichen Thierchen halten, oder liegen dieſe in den Saamen verborgen? Man kann darüber den Artikel Infuſions-Thierchen nachleſen. Man wird hierbey gar nöthige Zweifel finden. Hr. Müller aber hält dieſe, die Polypen und mehrere wurmartige Körper nicht für Thiere, ſondern vielmehr für Gewächſe, indem er, um ein Thier zu ſeyn, eine Seele erfordert, dergleichen jene Körper nicht beſitzen. Ein neuer und gewiß zweifelhaf. Umſtand. Reizbarkeit, vornehmlich Empfindlichkeit, und Seele, ſind dieſe von einander unterſchieden, und wie? die Auflöſung gehört nicht hieher. Wir haben ſchon unter dem Artikel Gewächſe angemerket, wie ſchwer es ſey, zu beſtimen, was ein Gewächſe, und wodurch ſolches von einem Thiere zu unterſcheiden ſey. Und ſo lange ein ſolches allgemeines und deutliches Unterſcheidungszeichen nicht ausfündig gemachet werden kann, ſo lange wird man wegen der Gränzen des Thier- und Gewächsreiches zweifelhaft bleiben und daher auch mit gleicher Wahrſcheinlichkeit viele von den Seegewächſen eben ſowohl zum Thier- als Gewächsreiche rechnen können, und deswegen behalten wir die Namen Thierpflanze und Pflanzenthiere billig bey, und ſetzen dieſe als das mittelſte Glied der Kette zwiſchen das Thier- und Gewächsreich. Herr Müller, ob derſelbe gleich dieſe alle für Pflanzen hält, giebt doch gern zu, daß derſelben Wachsthum als Waſſerpflanzen und beſonders als Pflanzen des ſalzichten Waſſers von dem Wachsthume der Erdpflanzen unterſchieden ſey; und deswegen ſind und bleiben die Meergewächſe ganz beſondere Körper, und beweiſen eben ſo deutlich, als alles andere, was in dem Meere

befindlich iſt, die wunderbare Mannichfaltigkeit der Schöpfung und die unergründliche Weisheit und Allmacht des Schöpfers.

Meergras.

Fucus. Die meiſten Meergräſer enthalten einen purpurfärbigen Saft, welcher aber zu mancher Zeit häufiger, zu anderer in geringerer Menge ſich zeiget, und daher iſt es glaublich, daß die ältern Schriftſteller, wenn ſie von der Schminke reden, womit ſich das Frauenzimmer roth gefärbet, und dieſe durch das Wort Fucus ausgedrücket, auch wirklich einen Fucum oder ein Meergras verſtanden haben. Dieſen rothen Saft erhält man ſonderlich, wenn die Meergräſer durch das Waſſer oder andere Feuchtigkeiten erweichet werden. Urin mit Salz geſättiget ſoll hierzu vorzüglich dienen, und dadurch eine rothe Tinctur herausgezogen werden. Die Mädchen in Kamtſchatka überziehen das Meergras mit Fiſchfett und reiben damit das Angeſicht, wodurch ſolches ganz roth gefärbet wird. Im Deutſchen heißen dieſe Pflanzen Seeſchilf oder Meergras. Hr. Planer hat Tang zum Geſchlechtsnamen erwählet.

Die Meergräſer gehören unter die Aftermooſe, und ſind Meerpflanzen, welche entweder auf dem Grunde des Meeres wachſen und durch die heftigen Winde abgeriſſen und an das Ufer geſchmiſſen werden, oder auch nahe an dem Ufer ihre Wohnſtadt haben, und bey der Ebbe des Meeres zum Vorſcheine kommen; doch ſollen auch einige, obgleich ſehr wenige Arten, in den ſüßen Wäſſern ſich aufhalten, wie Herr Gmelin bemerket, welcher von den Meergräſern ein eigenes Werk, Hiſtoria Fucorum betittelt, herausgegeben, und darinnen dieſe Gewächſe auf die vollkommenſte Art abgehandelt hat.

Das Anſehen und die Geſtalt der Meergräſer iſt ſehr verſchieden, bey allen aber doch eine gewiſſe Aehnlichkeit, oder dasjenige Merkmal anzutreffen, wodurch dieſes Pflanzengeſchlecht beſtimmet und erkannt werden kann. Einige derſelben ſtehen aufgerichtet und haben ein ſtrauchartiges Anſehen, andere ſind ausgebreitet und auf die Erde geſtrecket, und dieſe beſtehen meiſtentheils aus verſchiedentlich geſtalteten Blättern. Einige ſind einfach, andere ſind äſtig, einige völlig ganz, andere verſchiedentlich geſpalten und getheilet. Manche ſind kaum einen Daumen, andere wohl zwanzig Fuß lang. Einige ſind zähe und lederartig, andere knorplicht oder ſchleimicht, oder auch häutig und blättericht. Manche ſind durchſichtig, andere undurchſichtig. Bey den blätterichten, welche aus einer dünnern, gleichſam papiernen Haut beſtehen, hat Herr Gmelin

keine

keine Wurzel, oder etwas derſelben ähnliches wahrnehmen können, die übrigen haben entweder eine ſäſerichte oder knollichte oder breite tellerförmige Wurzel, welche aber der Pflanze nicht zur Nahrung dienen ſoll. Hr. Gmelin hat keine Blüthen, weder Staubfäden noch Griffel wahrnehmen können, beſchreibt aber kugelförmige ſchleimichte Körnchen, welche in einem einfächerichten und mit einer Oeffnung verſehenen, Behältniſſe aufbehalten, und gemeiniglich auf den Spitzen, aber auch auf andern Stellen angetroffen werden. Einige haben außer dieſen Fruchtblaſen noch andere leere oder mit Luft erfüllete Blaſen. Wegen dieſer mancherley Verſchiedenheiten ſind die allgemeinen Geſchlechtskennzeichen ſchwer anzugeben. Herr Gmelin nennt diejenigen Gewächſe Meergräſer, Fucos, welchen alle diejenigen Theile, ſo ſonſt die Pflanzen beſitzen, ſonderlich die Befruchtungswerkzeuge gänzlich mangeln, und welche deswegen ſich von allen andern Gewächſen, und nicht allein von den vollkommenen, ſondern auch den übrigen unvollkommenen durch ihr einfaches Weſen und eigenes Anſehen unterſcheiden. Reaumür will zwar in dem ſägförmigen und eichblätterichten Meergraſe, auch in verſchiedenen andern Arten Blüthen und Saamen entdecket haben; Gmelin aber behauptet das Gegentheil. Wir wollen beyder Meynung kürzlich anführen. Nach Reaumürs Angeben, ſ. Pariſer Akad. Abhandl. 3 Band 838 S. brechen die Blüthen über das ganze Blatt aus, es iſt gleichſam damit beſäet, und nur die Ribbe oder Stängel und Aeſte ſind davon frey. Jede Blüthe iſt ein kleiner Blumenſtrauß und beſteht aus unzähligen, ſehr kleinen, feinen Fäden, die faſt alle gleich lang ſind. Alle gehen aus einem kleinen Loche im Blatte heraus, und dieſes Loch nimmt Reaumür für den Kelch an. Wenn die See die Pflanzen verlaſſen hat, liegen die Fäden alle auf dem Blatte ausgeſtrecket und ſind weniger ſichtbar, wenn die Pflanze naß, als wenn ſie trocken iſt. Staubbehältniſſe hat Reaumür an dieſen Fäden nicht entdecken können, ſcheint aber zu glauben, daß ſolche zu gewiſſer Zeit mit dergleichen beſetzet geweſen. Wenn die Blüthen faſt abfallen wollen, fangen die Enden der Blätter an aufzuſchwellen, und wenn ſie eine gewiſſe Dicke erreichet haben, werden ſie zu Hülſen, worinnen die Saamen liegen. Dieſe Dicke beträgt oft ſieben bis acht Linien und die aufgeſchwollenen Enden zeigen gemeiniglich zwey Hörner, oder ſind zwey- auch wohl dreyſpaltig, manchmal auch ungetheilet und glatt. Sie ſind auch von

verſchiedener Länge. Wenn man dergleichen durchſchneidet, findet man es mit einem zähen, klebrichten und durchſichtigen Weſen erfüllet. Das Blatt ſcheint aus zween über einander liegenden Häuten zu beſtehen, und die zähe Materie ſammlet ſich zwiſchen beyden, treibt ſie aus einander und machet, daß die Enden der Blätter dicker werden. In dem durchſichtigen, leimichten Weſen erſcheinen viele kleine, runde, röthliche Körnchen, welche an die Wände des Blattes ſelbſt angeheftet ſind. Es ſind dieſe aber nicht die Saamen ſelbſt, ſondern Behältniſſe, in welchen die rothgelben Saamen, und zwar von einer ähnlichen zähen Materie umwickelt, liegen. Durch dieſes Angeben eines Reaumürs bewogen hat Hr. von Linné männliche und weibliche Blüthen angenommen, und nach deſſen Beſchreibung beſtehen die erſtern aus Bläschen und dazwiſchen geſtellten Härchen, die weiblichen aber aus Bläschen, welche mit einem leimichten Weſen und Saamenkörnern erfüllet ſind. Herr Gmelin aber widerſpricht dem Hrn. Reaumür in allen Stücken. Es hat zwar derſelbe die Fäden auf der Oberfläche einiger, aber der wenigſten Meergräſer geſehen, und hält ſolche nur für Haare, welche, wie bey vielen andern Pflanzen, die Flächen ohne Ordnung und ohne beſtimmte Geſtalt einnehmen und im friſchen Zuſtande mit einer klebrichten Feuchtigkeit überzogen, auch zu allen Zeiten, wenn gleich keine Blaſen vorhanden, zugegen ſind; führet auch verſchiedene Urſachen an, weswegen man ſelbige nicht für Staubfäden halten könne, davon wohl die wichtigſte iſt, daß weder Reaumür, noch auch Pallas und Baſter, und vielleicht niemand, als Donati, Staubbeutel auf derſelben wahrnehmen können. Herr Gmelin hält vielmehr dieſe Haare für Gefäße, welche den Nahrungsſaft einſaugen und der Pflanze mittheilen, indem dieſe Gewächſe durch die Wurzel dergleichen nicht erhalten können. Eben ſo will auch Hr. Gmelin die, vom Herrn Reaumür beſchriebenen Saamen und deren Behältniſſe nicht dafür annehmen. Diejenigen, welche in den Blaſen Körner enthalten und vom Gmelin blaſenförmige Meergräſer genannt werden, und eine tellerförmige Wurzel, knorplichten, mehrentheils geſpaltenen Stängel, innerlich ein höhlichtes Gewebe und glatte Oberfläche haben, zeigen im jüngern Zuſtande hiervon gar nichts, nach und nach erheben oder erweitern ſich ſelbige in einigen Theilen, und wenn ſie zu der Zeit der Länge nach durchſchnitten werden, ſieht man wollichte Fäden, welche die beyden Flächen von einander abſondern; nach und nach wer-

den dieſe Theile immer größer, ſtellen Blaſen vor und zwiſchen dem wollichten Gewebe erſcheint ein gallertartiger Saft, in welchem viele Körner liegen. So viel Körner zugegen, ſo viel Löcherchen zeiget auch die Blaſe, und durch dieſe Löcherchen fallen die Körnerchen heraus, und ſind auch alsdenn mit dem leimichten Weſen überzogen und kleben dadurch an diejenigen Körper, welche zu ihrer Aufnahme geſchickt ſcheinen und verwandeln ſich in neue Gewächſe; daher folgert Hr. Gmelin, daß dieſe Körner von ſich ſelbſt fruchtbar und zu Erzeugung neuer Pflanzen geſchickt ſeyn, und der leimichte Ueberzug das Anhängen derſelben befördere; hingegen verhindere, damit ſolche nicht durch das Waſſer weggeſpühlet, mithin zum Wachsthume ungeſchickt gemachet würden. Andere Meergräſer zeigen ſtatt dieſer in den bläſichten Behältniſſen eingeſchloſſene Körner ſeitwärts, oder auch an dem Winkel und den Enden der Stängel und der Aeſte, andere, platt anſitzende, oder geſtielte, kugelförmige Blaſen, und welche daher Gmelin kugelförmige Meergräſer, globuliferos fucos, genannt. Dieſe haben mit den gegliederten Waſſerfäden, Conferuis articulatis, einige Aehnlichkeit, ſind aber wirklich davon unterſchieden, indem die bläſichten Kugeln bey den Waſſerfäden wirkliche Befruchtungstheile enthalten, dergleichen aber bey den Meergräſern darinnen nicht angetroffen werden, und dennoch ſind dieſe Kugeln bey den Meergräſern nöthige Theile. Sie ſind, wie bey der erſten Gattung, nicht immerfort zugegen, und erſcheinen nur, wenn die Pflanze älter wird. Bey der erſten Gattung zeiget ſich der Schleim zuerſt, und dieſer treibt die Seiten von einander und zuletzt erſcheinen die Körner; bey der andern aber werden die kugelförmigen Behältniſſe zuerſt gemachet, und der leimichte Saft iſt alsdenn in kleiner Menge zugegen. Dieſes kugelförmige Behältniß enthält einen oder zween gleichfalls kugel- oder eyförmige Saamen, welche ſich, wie bey der erſten Art, fortpflanzen. Die blaſenförmigen Meergräſer, wenn ſie zu einem gewiſſen Alter gelanget, ſind auf der ganzen Oberfläche klebricht anzufühlen, welches bey den kugelförmigen niemals ſtatt hat. Bey dieſen iſt der Leim nur in den Kugeln befindlich. Die pinſelförmigen Meergräſer, penicilliferi, welche beym Herrn Gmelin die dritte Ordnung ausmachen, zeigen, ſtatt der Blaſen und Kugeln einen dünnen, eyförmigen, ausgetrockneten, undurchſichtigen, geſtielten und am Ende mit vielen Fäden beſetzten Körper, welcher inwendig nichts weiter, als ein höhlich-

tes Gewebe, auch kein leimichtes Weſen enthält. Obgleich aber Herr Gmelin hierinnen keine Körner oder Saamen entdecken können, ſo zweifelt derſelbe doch nicht an ihrer Gegenwart, und hält davor, daß dieſe Arten, wie die erſten, dadurch fortgepflanzet würden. Die vierte Ordnung nennt Herr Gmelin die corallenartigen Meergräſer, corallinos, und rechnet dahin den Fucum pauonicum, welchen Herr von Linné zuletzt mit der Watte vereiniget, und den Squamarium, als welche mit den Corallinis Linn. viele Aehnlichkeit haben; wie denn auch Hr. Pallas den pauonicum mit den Corallinis vereinigt hat, mithin dieſe alle von dem Pflanzen- zu dem Thierreiche verwieſen werden können, ſ. dieſes Schauplatzes II. Band in der Abhandlung von Coralle, auch den vorherſtehenden Artikel Meergewächſe, auch der Fucus pauonicus gleiches Schickſal erhalten müſſe, indem dieſer, wie die Corallinae, aus einem wirklichen kalchartigen Weſen beſteht, und weil des Squamarii Materie der kalchartigen ſehr nahe kömmt, hat Hr. Gmelin beyde hier vereiniget und corallenartige genannt. Die Befruchtungstheile beſtehen aus Cirkellinien, welche auf dem Rücken der Zweige liegen und durch saamentragende Querfurchen abgetheilet ſind. Die gewurzelten Meergräſer, radicati, machen die fünfte Ordnung aus. Dieſe haben eine äſtige, zäſerichte Wurzel, welche in die Felſen eindringt. Alles iſt bey dieſen ganz einfach und die Befruchtungstheile mangeln gänzlich, doch wird das ſchleimichte Weſen bey ſelbigen angetroffen. Es beſtehen ſolche aus einfachen, knorpelartigen und blätterichten Stängeln, an welchen ſich mit der Zeit Blaſen erzeugen, ſo durchaus mit einem ſchleimichten Weſen erfüllet ſind. Dieſes mag vielleicht fruchtbare und dem Saamen ähnliche Körner enthalten. Die blätterichten Meergräſer, membranacei, machen die ſechſte Ordnung aus. Dieſe beſtehen nur aus einer dünnen durchſichtigen Haut, und zeigen nichts, was einem Saamen ähnlich ſeyn, und zur Fortpflanzung dienen könnte. Vielleicht vermehren ſich dieſe, nach Art der Polypen, und Herr Gmelin berichtet, wie auf der Oberfläche viele Schildlein oder Schuppen ſich darſtellen, welche abfallen und in eine neue Pflanze aufwachſen. Die ſiebende Ordnung des Herrn Gmelins führet den Namen Agara, unter welchem auch Rumph verſchiedene Arten Meergräſer beſchrieben hat. Sie ſind auch blätterartig, und vermehren ſich vielleicht wie dieſe, das Blatt aber iſt durchaus, wie ein Sieb durchlöchert. Die Tremellae Dillen.

oder das Geſchlecht Vlua Linn. machen bey Herr Gmelin die achte Ordnung aus. Dieſe beſtehen aus einem gleichförmigen, durchſichtigen, häutichten, öfters auch gallertartigen Weſen, zeigen nichts von Blüthe und Frucht, und ſcheinen ſich allein durch den leimichten Schleim zu vermehren, welcher auch zuweilen eine kugelförmige Geſtalt annimmt, und als beſondere Erhebungen auf der Oberfläche ſich darſtellet. Die neunte Ordnung nennet Gmelin Vluas, und rechnet dahin diejenigen Tremellen, welche eine ausgehöhlte Geſtalt haben, ſonſt aber mit denen, von der achten Ordnung, genau übereinkommen. Die zehnte Ordnung könnten nach Herr Gmelins Meynung die Byſſi und Conferuae ausmachen, welche gleichſam die erſte Anlage des Gewächsreiches abgeben, und entweder nur aus Fäden oder Staub beſtehen, welche derſelbe aber nicht weiter erwähnet hat.

Es iſt bereits angemerket worden, daß die Meergräſer entweder keine Wurzel haben, oder welche auch dergleichen beſitzen, doch dadurch nicht ernähret werden. Alle Feuchtigkeiten, welche das Meerwaſſer ihnen mittheilet, werden durch die Oeffnungen, ſo auf der ganzen Oberfläche erſcheinen, und bey vielen Arten mit Haaren beſetzet ſind, eingeſogen und der ganzen Pflanze mitgetheilet. Daher ſind die Meergräſer gleichſam unſterblich oder unverweßlich. Wenn man dergleichen an dem Meerufer, mit Sand bedecket antrifft, ſind ſie vertrocknet und ſcheinen abgeſtorben zu ſeyn. Wenn aber das Waſſer durch den Wind auf den Sand geſpielet wird, leben ſie wieder auf. Meergräſer, welche man viele Jahre getrocknet aufbewahret, werden, wenn man ſie einige Zeit ins Waſſer leget, dieſes einſaugen und wieder in ihren erſten Zuſtand verſetzet werden. Erwählet man hierzu Seewaſſer, oder vermiſchet Seeſalz mit dem ſüßen Waſſer, wird dieſes Aufleben um deſto gewiſſer erfolgen, ja es werden die neuaufgelebten Pflanzen gleichſam Knoſpen treiben, und zu ihrer Vermehrung geſchickt gemachet werden. Woraus denn ganz ſicher abzunehmen, daß auf der Oberfläche Oeffnungen zugegen ſeyn müſſen, wodurch das Waſſer ſich einſchleichet und durch die ganze Pflanze verbreitet, mithin der Wurzeln nicht benöthiget ſeyn.

Die Meergräſer enthalten viel Meerſalz in ſich, und deswegen werden ſelbige gerne von den Thieren gefreſſen, und zur Düngung der Aecker nützlich angewendet. Beſonders merkwürdig iſt, daß die Meergräſer vorzüglich häufig in ſolchen Gegenden des Meeres angetroffen werden, woſelbſt ſich große Flüſſe von ſüßen Waſſer

mit dem Meere vereinigen, daher auch aus der häufigen Gegenwart derſelben ſicher zu ſchließen, daß in der Nähe feſtes Land und ſüßes Waſſer anzutreffen ſey.

Die Meergräſer machen eine zahlreiche Familie aus, und Herr von Linné hat in der Murrayiſchen Ausgabe derſelben ſechs und funfzig, und Herr Gmelin ſieben und neunzig, oder mit Inbegriff der Tremellen hundert und acht Arten beſchrieben, von welchen wir nur einige, und die bekannteſten oder merkwürdigſten anmerken wollen.

1) Das ſägförmige Meergras, Fucus ſerratus L. Viele Pflanzen von dieſer Art wachſen ſo dichte nebeneinander, daß ſie an den meiſten Orten die Erde, welche die See bey der Ebbe verlaſſen hat, gänzlich bedecken. Jede iſt mit ihrer Wurzel an einen Stein befeſtiget, und dieſe nimmt auf der untern Fläche die Geſtalt des Steines ſelbſt an. Faſern, welche in den Stein eindringen, ſieht man nicht, ſondern der untere Theil des Stängels iſt nur durch eine klebrichte Materie, dergleichen die ganze Pflanze enthält, gleichſam auf den Stein angeleimet. Ohngefähr aus der Mitte dieſer Wurzel treibt ein, auch mehrere Stängel. Jeder Stängel iſt ein wenig platt, die Seiten aber ſind rund, und treibt gemeiniglich von der Wurzel an, bis anderthalb Zoll darüber, drey bis vier Zweige aus. Dieſe ſind dem Stängel ähnlich, nur dünner, und theilen ſich mehrmals in viele andere. Alle Aeſte und ihre Zweige ſtellen gleichſam die Ribbe der Blätter vor und liegen in einer Fläche, wie die Finger einer ausgeſtreckten Hand. Es fangen nämlich der Stängel und alle Aeſte, einige Zoll von ihrem Urſprunge an, dem Blatt zur Ribbe zu dienen. Das Blatt hat daſelbſt eine faſt unmerkliche Breite, welche aber unvermerket zunimmt. Das Blatt theilet ſich nachher, wie ſich die Ribben theilen; überhaupt kann man die Blätter als Flügel der Zweige anſehen, und dieſe daher geflügelt nennen. Die Ribben oder Zweige des Stängels ſind braun, oder dunkelgrün, das Blatt aber iſt grün und fällt ins olivenfärbige. Die Enden der Blätter ſind abgerundet und die Ränder ſägförmig eingekerbet. Man könnte ſagen, die ganze Pflanze ſey der Länge nach an den beyden geflügelten Rändern mit ſägförmigen Zähnen beſetzet. Daß auf der Oberfläche viel Haarbüſchel ſtehen, und dieſe Reaumür für Blüthen ausgegeben, haben wir bereits oben erwähnet. Luftblaſen findet man an dieſer Art niemals, an den Enden der Zweige aber ſitzen die kugelförmigen Saamenbehältniſſe. Reaumür hält dieſe

und die folgende für eine Art, und die Luftbläschen und den eingekerbten Rand der Blätter für zufällig; in beyden aber wird demſelben von Gmelin widerſprochen, und angemerket, wie zuweilen zweyerley Arten Meergräſer mit einander verwachſen angetroffen würden, und Reaumür dadurch betrogen worden. Dieſes Meergras giebt nach den Verbrennen viel, doch weniger Salz als das folgende. In Norwegen wird ſolches mit Salz beſtreuet, denen Ochſen vorgeleget. Es wohnet im großen Weltmeere tief unter dem Waſſer.

2) Das eichblätterichte blaſichte Meergras, die See- oder Meereiche, Quercus marina, Fucus veſiculoſus L. Das Anſehen dieſer Art iſt gar ſehr veränderlich, und Herr Gmelin rechnet verſchiedene Arten des Herrn von Linné, als den Fucum ſpiralem, inflatum und diuaricatum, als Abänderungen, zu derſelben. Ueberhaupt hat das eichblätterichte mit dem ſägförmigen viele Aehnlichkeit. Gemeiniglich entſtehen aus einer Wurzel mehrere ein bis drey Fuß hohe, platte oder breite, und auf beyden Seiten geflügelte Stängel, welche ſich gemeiniglich in zween Aeſte ſpalten, und dieſe mehrmals in Zweige ſich vertheilen. Dieſe machen ebenfalls die Ribbe des Blattes aus, und die Blätter ſind bald ſchmal, bald breit, gemeiniglich platt, zuweilen auch krauſicht, oder runzlicht, auch gewunden. Alle theilen ſich vorwärts in zween oder drey Lappen, welche ſich an den Enden in die aufgeſchwollenen Saamen- und Keimbehältniſſe verwandeln, deren jedes ſeine eigene Oeffnung hat. Außer dieſen ſieht man auch ganz hohle, oder nur mit einem fadichten Gewebe erfüllte kugel- oder eyförmige, auch zuweilen mehr plattgedrückte Luftblaſen, welche einzeln, oder auch mehrere beyeinander, oftmals hin und wieder, vornehmlich aber an den Blätterwinkeln anſitzen, wodurch ſich dieſe Art leichtlich erkennen und von andern unterſcheiden läßt. Nur das ſo genannte knotige Meergras beſitzt gleichfalls dergleichen Bläschen. Es wächſt in dem atlantiſchen Meere, giebt an dem Ufer des Meeres einen häßlichen Geſtank von ſich, und erſcheint alsdenn blutroth, indem die Farbe durch die Sonnenhitze gleichſam aus dem innern Weſen herausgezogen worden iſt. Es iſt ſolche Farbe aber leicht vergänglich und tauget zum Färben nicht. In Oeland und andern Gegenden pfleget man damit die Häuſer zu decken, und die Aecker fruchtbar zu machen. In Gothland wird dieſe Pflanze Sweintang genañt, indem ſolche, in Waſſer gekochet, für die Schweine ein gutes Futter abgiebt.

giebt. Es enthält viel Salz, und wenn man ſelbiges einige Zeit im Waſſer unterhält, erſcheinen auf der Oberfläche viele Cryſtallen, welche entweder cubiſch ſind, oder zarte Spieſe vorſtellen. Man hat dieſe Pflanze auch als ein kräftiges Arzneymittel empfohlen. Richard Rüſſel war der erſte, welcher derſelben auflöſende und zertheilende Kraft erkannt, und vorzüglich wider die Verhärtungen der Drüſen und den Krebs empfohlen. Gaubius, Gaſter und andere, haben nachher dieſe herrliche Tugend durch mehrere Erfahrungen beſtätiget. Rüſſel hat ſowohl mit den Saamenblaſen, wenn ſie noch mit dem leimichten Safte erfüllet ſind, die verhärteten Theile gerieben, als auch auf dieſe Behältniſſe Waſſer gegoſſen, dieſes funfzehn Tage darauf ſtehen laſſen, und nachdem ſich ſolche in eine Gallert verwandelt, damit die Kröpfe und andere krebsartige Verhärtungen täglich etlichemal beſtrichen, und jedesmal wieder mit Meerwaſſer abgewaſchen, und dadurch Hülfe erlanget. Er hat auch die Blätter an der Luft getrocknet, hernach verbrannt, und das, dadurch erhaltene, ſchwarze Pulver, welches er den Pflanzenmohr, Aethiopem vegetabilem, nennt, bey Kröpfen, Verhaltung der monathlichen Reinigung, Krätze und andern Krankheiten heilſam befunden. Man kann davon deſſen Diſſert. concerning the uſe of Sea water weiter nachleſen. Hr. Baſter hat aus fünf und zwanzig Unzen Seewaſſer, einer halben Unze Salz von dieſem Meergraſe, und drey Unzen Violenſyrup eine Mixtur verfertiget, und davon etliche Unzen, den Tag über einigemal, diejenigen trinken laſſen, welche mit verhärteten, knotichten Drüſen beſchweret waren. Auch den ältern Aerzten war die kräftige Wirkung dieſer Pflanze nicht unbekannt, und Plinius hat ſelbige wider die Gicht empfohlen. Die Kamſchadalen kochen ſolche mit ſüßem Waſſer und trinken dieſes wider den Durchfall. Weil dieſelbe viel laugenhaftes Salz enthält, wird auch in England daraus Pottaſche, oder eine Art Soda verfertiget, worüber man du Hamel in dem Tractate von Bäumen, Sträuchern, ꝛc. im 2ten Theile 63 S. nachleſen kann.

3) **Das knotichte Meergras**, Fucus nodoſus Linn. ſitzt gleichfalls auf den Steinen, vermittelſt eines Fußes, oder breiten Wurzel, woraus verſchiedene Stängel aufſchießen, deren jeder ſich vier- bis fünfmal in zween Aeſte vertheilet. Ihre Länge iſt zu ſechs Fuß, ſind ſchwach, biegſam, und können ſich nicht aufrecht erhalten, wenn ſie das Waſſer verläßt, welches jedoch auch von vielen andern Arten gilt. Ferner ſind die Stängel

platt, aber nicht allenthalben gleich breit, geflügelt, oder an beyden Seiten mit kurzgeſtielten Blättern beſetzt. Manchmal kömt nur ein Blatt, manchmal zwey bis drey aus einem Anwachswinkel hervor; bald ſtehen ſie wechſelsweiſe, bald einander gegen über, und näher bey oder weiter von einander. Einige ſind länglicht, andere am Ende abgerundet; die Größe iſt auch verſchieden. Die größten und dickſten werden in Saamenbehältniſſe verwandelt und zeigen äußerlich kleine Löcher. Aus dem Stängel ſelbſt entſtehen Luftblaſen, welche die Geſtalt einer verlängerten Kugel abbilden.

4) Das ſchwimmende, netzartige Meergras, Sargoſſa, Fucus natans Linn. Der Stängel iſt ſelten über eine Elle lang, biegſam, rundlich, geſtreifet, dunkelgrün, und in ſehr viele, kaum merklich dünnere Zweige vertheilt, welche dergeſtalt unter und mit einander verbunden und verwirret ſind, daß ſie gleichſam ein Netz vorſtellen. Auf den Zweigen ſitzen viele ſchmale, lanzetförmige, ausgezackte, ungeſtielte, hellgrüne Blätter; ingleichen geſtielte Früchte, welche mit den kleinen unreifen Wachholderbeeren ziemlich übereinkommen, und rundlich, grünlich gelb und von außen meiſt glatt ſind. Mehrentheils ſteht bey jedem Blatte nur eine ſolche Beere, und wenn man ſelbige aufſchneidet, iſt ſie leer oder nur mit Luft erfüllet und beſteht aus einer dünnen Haut. Hr. von Linné giebt vor, daß dieſe Pflanze keine Wurzel habe, und Osbeck meldet, wie ſolche ohne alle Zeichen einer Wurzel in dem Meere ſchwimmend gefunden werde. Hr. Gmelin aber behauptet das Gegentheil, und beſitzt Stücke, welche durch eine tellerartige Wurzel mit dem Steine vereiniget ſind. In Amerika wird dieſe Art häufig gefunden und Columbus hat ſie in ſolcher Menge angetroffen, daß er berichtet, wie das Meer dadurch einer Wieſe ähnlich geworden, und Herr Laer meldet, wie er auf ſeiner Seereiſe fünf und zwanzig Tage über faſt durch lauter ſolches Meergras geſchiffet, und deswegen ſeine Reiſe nicht fortſetzen können, wenn man ſolches nicht aus dem Wege geräumet und den Schiffen Luft gemachet hätte. Hr. Osbeck berichtet, wie die Oſtindienfahrer einen Theil des Oceans Kräſee, oder Grasſee, wegen des daſelbſt häufig ſchwimmenden Meergraſes, zu nennen pflegeten, und bemerket, wie es zwar ſcheine, als ob dieſes wandernde Seegras, welches ihm mit nordlichen Winde begegnete, von der afrikaniſchen Seite, oder den dahin gelegenen Inſeln gekommen ſeyn müſſe; ſetzet aber hinzu, wenn dieſes alſo wäre, hätte er es auf der Hinreiſe viel eher antreffen ſollen,

welches aber weder Osbeck noch jemand von ſeinen Reiſegefährten geſehen. Da nun dieſe Geſellſchaft auf dem Rückwege ihren Lauf mehr nach Weſten genommen, habe man dieſes Seegewächſe häufiger oder ſparſamer angetroffen, je nachdem man Weſtindien näher geſeegelt oder weiter davon geblieben; woraus denn zu ſchließen, daß dieſes Gewächſe von Amerika kommen müſſe; wie es denn auch in dem Meerbuſen von Florida in großer Menge angetroffen, und von da durch heftige Stürme und herrſchende Weſtwinde in das offene Meer getrieben, von andern Winden aber verhindert wird, daß es nicht ganz nach Afrika herauf getrieben, ſondern auf dem Oceane hin und wieder aufgehalten werde. Beym Sturmwetter ſinkt dieſes Gewächſe nicht unter, jedoch wird es zuweilen von den Wellen etwas untergedrückt, da es denn einen grünen Schein von ſich giebt, da es ſonſt von gelblichter Farbe iſt. Wenn es in das Waſſer zurückgeworfen wird, ſchäumet dieſes heftig. Noch hat Osbeck beobachtet, wie dieſes Gewächſe in allen Theilen härter, als gewöhnlich, erſcheine, dieſes aber von einem Schleime herkomme, welcher ſich bisweilen um die Zweige und Blätter anſetzet, und in welchem ſehr kleine, ſchwärzliche Körner, oder eigentlich Krappen- und andere Inſecteneyer eingeſchloſſen ſind, die, wenn ſie in der Folge ihre Wohnung verlaſſen, dergleichen Spuren in dem hart gewordenen Schleime zurücklaſſen. Bey feuchtem Wetter ſchlägt an dieſem Gewächſe, ohngeachtet es getrocknet worden, eine ſalzige Materie häufig aus. Die getrockneten Blätter erhalten, wie Rumph meldet, eine rothe Farbe, und werden in Holland dieſer Urſache wegen gebrauchet. In Spanien wird ſolches mit Eſſig bereitet, und als Salat geſpeiſet. Es iſt auch als ein Arzneymittel berühmt. Die Portugieſen weichen und kochen ſolches in Waſſer und trinken dieſes, den ſchmerzhaften und verhinderten Abgang des Urins zu erleichtern; und der Steuermann hat Herr Kalmen berichtet, daß man es in Amerika trockne, zu Pulver mahle, und dieſes den gebährenden Weibern eingebe, um die Geburt zu befördern, ingleichen, daß man deſſelben ſich wider die Fieber bedienete.

5) Das leinblätterichte Meergras, Acinaria Donati, Fucus acinarius Linn. Aus der tellerartigen Wurzel treiben viele runde, gelblichtbraune, mit Borſten und länglichten, ſchmalen, völlig ganzen, platt aufſitzenden Blättern, auch Luftblaſen beſetzte Stängel. An dieſer Pflanze will Donati männliche und weibliche Blumen beobachtet haben, worinnen

innen aber Gmelin demſelben gar nicht beypflichtet.

6) Das fadenförmige, äſtige Meergras, Fucus elongatus L. iſt beſtändig von der See bedecket und wird durch die Fluth an das Ufer geworfen. Es beſteht nur aus einer Art von Theilen. Stängel, Zweige und Blätter ſind nur lange olivenfärbige Stricke, welche aber breiter als dicker ſcheinen. Die Zweige erhalten gegen drey Fuß Länge, und jeder theilet ſich etlichemal in zween andere. Auf der Oberfläche ſitzen viele Haarbüſchel; nirgends ſieht man Luftblaſen; die Schleim- und Saamenbläschen aber auf der ganzen Pflanze zerſtreuet, und durch ihre Oeffnungen kann man die kleinern, und an den Wänden befeſtigte Saamenkörner leicht wahrnehmen.

7) Das fadenförmige, ungetheilte Meergras, Meerfaden, Meerſtrang, Fucus filum Linn. Die Pflanze beſteht aus rundlichen, am Anfange und beym Ende dünnern, in der Mitte dickern, glattern und ungetheilten, nur durch Gelenke unterbrochenen, etliche Ellen langen Stängeln, ohne alle Zweige und Blätter. Es verwickeln ſich ſelbige unter einander und wenn ſie austrocknen, werden ſie ſchneckenförmig gewunden. Es wird dieſes öfters in dem Meere ſchwimmend angetroffen, liegt aber niemals auf der Oberfläche des Waſſers, ſondern ſchwimmt unter derſelben.

8) Das eßbare Meergras, Alga coralloides Rumph. Fucus edulis Gmel. Der ganz kurze Stängel theilet ſich in einige klebrichte, rundliche, zarte Aeſte, welche ſich in andere aufrechtſtehende und am Ende zweyzackichte Zweiglein verbreiten. Das ganze Weſen deſſelben iſt weich und gallertartig und kann daher auch nicht aufbehalten werden. In Oſtindien wird dieſes Meergras, wenn es zuvor im Waſſer eingeweichet worden, häufig geſpeiſet. Ob die indianiſchen Vogelneſter, welche die Chineſer, auch andere Völker für eine Delicateſſe halten, vorzüglich aus dieſem Meergraſe verfertiget werden, und dadurch einen beſondern Geſchmack erhalten, läßt ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen.

9) Das nadelförmige Meergras, Fucus tendo Linn. Dieſe ganz beſondere Art wird in China und Java gefunden und beſteht aus rundlichen, zähen Stängeln, welche ohngefähr die Stärke einer Schweinsborſte, aber ſechs bis ſieben Fuß Länge haben. Am Anfange ſind ſie am dünnſten, gegen das Ende werden ſie etwas dicker und endigen ſich mit einem eyförmigen, ſchleimichten Knöpfchen. Die Chineſer verfertigen daraus Fäden und gebrauchen ſolche auf mancherley Weiſe; daher

her auch Bauhin ſolches mit dem Spartograſe verglichen hat.

10) Das ſüße handblätterichte Meergras, Fucus dulcis Gmel. Der Stängel iſt ganz kurz und rundlich. Die Blätter fangen ſchmal an, werden nach und nach gegen anderthalb Daumen breit, und gegen zehn Daumen lang. Sie ſind klebricht, am Rande wellenförmig, unterwärts ganz, am obern Theile aber geſpalten und handförmig ausgebreitet. Wo ſich das Blatt theilet, ſitzt auf der innerlichen Seite einer, auch zween Zähne. Die Pflanze iſt jederzeit häuticht und durchſichtig, zuweilen aber iſt das häutichte Weſen ſo dünne, als Papier, ein andermal ſo ſtark, als Leder; und im letzten Falle ſind die Blätter wohl einen halben Fuß breit, und gelbröthlich gefärbet. Die Irrländer und Schottländer pflegen daſſelbe zu trocknen, und faſt beſtändig, aus eingeführter Gewohnheit, zu kauen. Wenn die getrockneten Blätter im Waſſer eingeweichet werden, geben ſie einen angenehmen Violengeruch von ſich. Den Einwohnern der Inſel Kurillici iſt daſſelbe, wie Herr Steller erfahren, eine ſehr angenehme Speiſe. Sie eſſen ſolches friſch und roh, oder kochen es mit dem Fiſche, welchen ſie Borſa nennen, und erhalten dadurch einen rothen Brey.

11) Das ſüße, ganzblätterichte Meergras, Isländiſches Meergras, Alga ſaccharifera Islandica. Fucus ſaccharinus Linn. Dieſe ganz beſonders geſtaltete Art hat keine tellerförmige Wurzel, ſondern iſt am Steine mit vielen kleinen Faſern oder Hacken befeſtiget, welche alle aus drey oder vier Wurzeln entſpringen. Auf allen dieſen ſteht ein Stiel oder Stängel, welchen Reaumür als rundlich, Gmelin aber platt beſchreibt, ohngefähr einen halben Fuß hoch und mit einem einzigen Blatte beſetzet. Dieſes machet die ganze Pflanze aus, und iſt nicht in Stücke oder Zweige vertheilet, ſondern am Rande ganz, glatt und eben. Wo es am Stiele befeſtiget ſteht, iſt es rund und ſchmal, wird nach und nach gegen einen halben Fuß breit, und dieſe Breite behält es bis auf zween Drittheile ſeiner Länge, von da es wieder ſchmäler wird, und ſich ſpitzig endiget. Auf ſelbigem ſieht man überall Runzeln und Vertiefungen, welche mit einem fruchtbaren Schleime erfüllet ſind. Das ganze Blatt erreichet ohngefähr vier Ellen Länge. Zuweilen iſt ſolches am Rande eingekerbet, auch wohl gekräuſelt; die Farbe iſt olivengrün. Nahe am Rande dieſes Blattes hat Reaumür Haarbüſchel, oder, wie er dafür hält, Blüthfäden wahrgenommen. Die Isländer pflegen dieſes Meergras mit

mit Milch zu kochen und einen Brey daraus zu verfertigen. Sie befeuchten ſolches auch mit ſüßem Waſſer, legen es an die Sonne, und, wenn es trocken geworden, in hölzerne Gefäße, da es denn nach einiger Zeit eine weiße Farbe und zuckerartigen Geſchmack erhält. Sie nennen ſolches Fiallgras, oder auch Soel. Die Engländer, welche am Meerſtrande wohnen, kochen ſolches, und eſſen es ſtatt eines andern Kohlgemüßes. Was man für Zucker ausgiebt, ſoll, nach Hrn. Gmelins Angeben, nichts anders, als das Meerſalz ſeyn, welches, wenn es die Zunge nur wenig berühret, einen ſüßlichen Geſchmack erreget, wenn man es aber hinterſchlucket, die Gedärme reizet und purgiret.

Seba hat gemuthmaßet, daß man aus den Meergräſern Papier machen könne, welches auch ſchön weiß werde, wenn die Pflanzen durch ſtarkes Waſchen mit Meerwaſſer, ingleichen durch Regen und Thau das klebrichte Weſen verlohren haben, womit alle Meerpflanzen überzogen ſind. Dieſes aber iſt vielleicht mehr vom Tang und Waſſerfaden zu verſtehen, wie bey Abhandlung dieſer Geſchlechter ſoll angeführt werden.

Meergras, S. auch Wieſenkraut.

Meergropp.

Gobius marinus niger; Richter; iſt die zwote Art, oder ſchwarzer Meergropp, Gobius niger, des Gesners, S. 6. b. desgleichen des Linnäus, gen. 159. ſp. 1. Müllers Meergrundel, ſ. Grundeln. Kleins Gobio, 1. ſ. Rockfiſch, auch Grundeln, Th. III. S. 534.

Meergropp, Zibelfiſch, Blennus, des Gesners, S. 3. b. auch Gobio ſquamoſus, Richt. Blennius Ocellaris, Linn. gen. 155. ſp. 4. der Mülleriſche Schmetterlingfiſch ſeiner Rotzfiſche; des Kleins Blennus, 1. ein Stocknarr; ſ. unſern Artikel, Butterflyfiſch, Th. I. S. 1041.

Meergrundel.

Apua; Gobius Aphya, Linn. gen. 159. ſp. 4. Nilgrundel; ſ. unſere Artikel, Grundel, Th. III. S. 535. und Grau, 509.

Meergrundel, Gobius niger, Linn. gen. 159. ſp. 1. ebendaſelbſt.

Meerhaen.

Gallus marinus, ſeu Faber Indicus, Willughbey, App. p. 3. tab. 7. no. 1. Kleins Tetragonoptrus, 9. et 10. ſ. unſern Artikel, Fländeraff, Th. III. S. 154.

Meerhahn.

Meerhahn, nach Müllern, Zeus Gallus, Linn. gen. 162. ſp. 2. ſ. Spiegelfiſche; Kleins Tetragonoptrus, 9. ein Flünderaff; ſ. auch dieſen Artikel, Th. III. S. 154. und Jean Kapelle, Th. IV. S. 230.

Meerharderen.

Ceſtreus, Mugil, des Gesners, S. 36. a. Mugil Cephalus, Linn. gen. 184. ſp. 1. Kleins Ceſtreus, 1. Meeräſche, ſ. unſere Artikel, Meeräſche, Th. V. S. 460. und 463. desgl. Großkopf, Th. III. S. 527.

Meerharfe.

Citharus; Limanda; Solea, 6. des Kleins, eine Sohle; ſ. dieſen Artikel, desgleichen unſern Artikel, Harfe, Th. III. S. 657.

Meerhaſe.

Meerhaſen nennt Müller das 139ſte Thiergeſchlecht des Ritters Linnäus, Cyclopterus, welches am Bauche zwo, in einem Kreiſe an einander gewachſene Floßen führet; ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 70. daher die lateiniſche oder vielmehr griechiſche Benennung genugſam gerechtfertiget iſt. Die Holländer nennen ſolche Fiſche Snottolf; die Franzoſen Lieure; wir Deutſche Meerhaſen. (Denn Gesner, S. 84. b. hat ſie vorlängſt Schnottolfen und Seehaſen genannt) doch läßt ſich dieſe Benennung auch dadurch nicht rechtfertigen, daß ſie eine ganz ungewöhnliche und unförmliche Geſtalt haben; da ſelbige den Landhaſen gar nicht ähnlich fallen will.

Zum Geſchlechtszeichen nimmt der Ritter an: einen ſtumpfen Kopf; ſtatt der Zähne dienende oder gezähnelte Kiefer; eine vierſtrahlichte Kiemenhaut; nach Müllern, eine vierſtrahlichte Haut der Luftlöcher; und die bereits angezeigten, in einen Kreis gewachſenen oder zuſammengezogenen Bauchfloßen. Es werden hier drey Arten nebſt drey Unterarten der erſten Gattung, aufgeführet.

1) Meerhaſe, Cyclopterus Lumpus, der Lump, nach Müllern; Cyclopterus des Artedi, ſyn. p. 87. ſp. 1. und, nach demſelben, Lumpus Anglorum und anderer Schriftſteller; auch nach dem Schoneveld, p. 41. Lepus marinus noſtras; Kleinii Oncotion, 1. ein Klebpfoſt; welcher umſtändlich verfaßte Artikel, Th. IV. S. 520. nachzuſehen. Die drey Verſchiedenheiten ſind folgende:

A. Der eigentliche Lump, deſſen Körper mit beinichten Schuppen eckicht bedecket iſt. Die erſte Rückenfloße iſt ein Fettklumpe;

klumpe; die zwote hat ein und zwanzig, die Bruſtfloße zwanzig, die Bauchfloße ſechs, nach dem Gronov funfzehn, die Afterfloße zehn, die Schwanzfloße neun, nach dem Gronov zwölf, Finnen; und die Schwanzfloße iſt von der Rücken- und Afterfloße abgeſondert. Die im Kreiſe ſtehende, einer hohlen Schüſſel ähnliche, Bauchfloße, dienet ihm ſich damit an Steinen anzuhalten. Sein Körper iſt am Bauche breit und platt; der Rücken hoch und ſcharf; der Kopf ſtumpf; die Naſenlöcher einzeln und hervorragend. Das Tab. XI. fig. 1. abgebildete Exemplar war anderthalb Schuh lang und hatte ſo viel Kraft in ſeiner Bauchfloße, daß es ſich mit ſelbiger an einem zehn Pfund ſchweren Stein anhalten und mit ſich in die Höhe ziehen laſſen konnte, auch doch noch mit Gewalt davon loßgeriſſen werden mußte. ſ. unſere Artikel Haffpode und Meerhaſe, Th. III. S. 619. und 670.

B. Der Stachelhaſe, Cyclopterus ſpinoſus; des Kleins Crayracion, 12. ein Kropffiſch. ſ. dieſen Artikel, Th. IV. S. 793.

C. Die Langfloße, Cyclopterus Rarior; des Kleins Crayracion, 11. ein Kropffiſch. ſ. d. Artik. ebendaſelbſt.

2ter Meerhaſe, Cyclopterus Nudus; der Schnottolf; mit welchem Namen er auch in Indien und Holland beleget wird. Er iſt kahl oder nackend, und hat hinter dem Kopfe zu beyden Seiten eine einzige Stachel oder Finne an den Bruſtlöchern; die Rückenfloße aber hat ſechs, die Bruſtfloße ein und zwanzig, die Bauchfloße fünf und zwanzig, und die Schwanzfloße zehn Finnen.

3ter Meerhaſe, Cyclopterus Liparis, der Ringbauch. Er iſt vielleicht des Artedi Liparis, ſyn. p. 117. Liparis Auctor. und der Engländer Sea-Snail. Andere nennen ihn Cyclogaſter. Seeſchnecke mag er wohl in England heißen, weil er mit dem Bauche, wie eine Schnecke, feſt anklebt. Die Rücken- After- und Schwanzfloßen ſind mit einander verbunden; in welchen zuſammen zwey und vierzig Finnen zu zählen; in den Kiemenfloßen ſieben und in der Bruſtfloße neun und zwanzig Finnen. Der Kopf iſt dick und rund; die Kiefer etwas rauh; die Luftlöcher wie eine Erbſe groß; an der Kehle ein bläulichweißer runder, mit zwölf braunen umgebner, Fleck; einen Zoll weiter der Nabel; denn die Afterfloße; an dem Zuſammenhange der Floßen erſcheint der Schwanz faſt aalförmig. Der Fiſch iſt ſchlüpfrig, faſt wie eine Schnecke, und hält ſich beſonders in den nordiſchen Meeren auf.

Meer-Seehaſen, Lepus marinus, auch Lepras; ſ. unſern

ſern Artikel, Haſe, Theil III. S. 669.

Meerhaube.

Taenia; ſ. vorſtehenden Artikel Meerbinden, und Aalbaſtart, Enchelyopus, 8. und 9. des Kleins, Th. I. S. 36.

Meerhecht.

Lucius marinus; Sphyrena, prima ſpecies, das erſte Geſchlecht der Meerhechte, Gesner S. 39. a. Eſox Sphyraena, Linn. gen. 180. ſp. 1. der Pfeilhecht. ſ. unſern Artikel, Hecht. Th. III S. 724. Sphyraena, 1. des Kleins, ſ. Pfeilfiſch.

Meerhecht, kleiner, Sphyrena parua, des Gesners, S. 39. a. Argentina Sphyraena, Linn. gen. 182. ſp. 1. Müllers Ansjovis, ſ. Kleins Forelle, Trutta edentula, no. 14. Th. III. S. 180.

Meerheydox.

Meerheydox, des Geſners, S. 45. b. ſ. Meereydexe.

Meerhuhn.

Perdrix marina; ſ. Jungenfiſch. Chomel.

Meerhund.

Seehund, Carcharias; Cynocephalus albus, 1. des Kleins, Hundskopf; ſ. dieſen unſern Artikel, Th. IV. S. 162.

Meerhund, kleiner; Squalus Canicula, Linn. gen. 131. ſp. 8. ein Spitznaſe des Kleins, Galeus, 4. ſ. unſern Artikel, Hayen, Th. III. S. 707.

Meeribiſch.

S. Lavatere.

Meerigel.

Meerigel oder Seeapfel, Echinus marinus, ſehr klug; Richt. Er gehöret nämlich nicht zum Fiſchreiche. ſ. unſern Artikel, Echiniten, Th. II. S. 473. Es beziehet ſich aber Richter unfehlbar auf des Chomels Beſchreibung, welche alſo lautet: Meerygel, Meerapfel, Hochel, und ſonſt auch von einigen Meercaſtanie, oder indianiſches Stachelſchwein genannt; lat. Erinaceus marinus, Hericius maris, Echinus marinus, Echinus eſculentus planus ſulcatus, Echinometra digitata, ſetoſa, oder auch Carduus marinus; Franz. Heriſſon de Mer; (Ourſin de Mer, Bomare) iſt ein ſeltſamer Fiſch mit einer harten Haut, wie Pergament, überzogen, und über und über voll harter und ſpitziger Stacheln, die ihm zu ſeiner Vertheidigung dienen müſſen; einige ſind beynahe ganz rund, oder oval, die andern lang. Die erſten

ſten ſind ſo dicke, wie ein Menſchenkopf, auch manchmal wie ein Ballon; und ſcheint es, als wäre es nur ein einiges Stücke, weil man den Kopf ſchwerlich von dem Leibe unterſcheiden kann. Die Farbe iſt gelblicht und purpurhaft, ſchwarz oder weiß. Das Maul iſt klein, mit einigen Zähnen beſetzet, nebſt einer kleinen Zunge. Die andere Art iſt anderthalb bis zween Fuß lang, mit einem großen Maule. Man findet ſie am Seeſtrande, dahin ſie ſich begeben, wenn ſich die Wellen vom Sturme erheben, daher ſie ein Zeichen ſind, daß Sturm vorhanden iſt. In einigen Ländern brauchet man ſie zur Speiſe, und wird ihr Fleiſch ſammt dem Roggen gegeſſen; ſie ſind feucht und leicht zu verdauen. Die Meerygel führen viel flüchtiges Salz und Oel; ſie eröffnen, reinigen, zertheilen, machen zeitig, Zeittreiben, dienen zur Reinigung alter Schäden, und werden innerlich und äußerlich gebrauchet. (Aber, mit dem Allen kann man noch nicht ſagen: Fiat Piſcis.)

Meerigel, S. auch Seeapfel.

Meerigelſteine.

S. Echiniten.

Meerjungfer.

Meerfräulein, Siren, Nereis, ſ. Meerwunder.

Meerjunker.

Meerjunkerle, Iulis, des Geſners, S. 14. a. ſ. unſern Artikel, Julis, Th. IV. S. 315. und Lippfiſche, Th. V. S. 157.

Meerkatze.

Cercopithecus. Unter dieſem allgemeinen Namen verſteht man alle langgeſchwänzten Affen, die man ohne Zweifel deswegen Meerkatzen genannt hat, weil ſie nicht in Europa einheimiſch ſind, ſondern aus den übrigen Welttheilen über das Meer zu uns gebracht werden, und meiſtentheils Katzenſchwänze haben, ob ſie gleich ſonſt den Katzen ſehr wenig gleichen. Herr Klein nimmt dieſe Benennung in einer noch weitläuftigern Bedeutung, und nennet alle geſchwänzte Affen Meerkatzen, ſo daß er auch hierunter die Baviane rechnet, die ſich durch ihren kurzen Schwanz von den eigentlich ſo genannten Meerkatzen unterſcheiden.

Man findet dergleichen Affen nicht nur häufig in Afrika und Aſien, ſondern auch in Amerika; doch ſind die Meerkatzen der alten Welt von den Meerkatzen der neuen Welt, wie der Graf von Büffon zuerſt angemerket hat, in folgenden Stücken unterſchieden. Die Meerkatzen, welche man in Aſien und Africa antrifft, nämlich der Makak, der Patas, der

Malbruck, der Mangaby, der Mone, der grüne Affe, der Muſtack und der Talapoin, haben Taſchen in den Backen, worinnen ſie ihre Speiſen aufbewahren, und einen kahlen After mit Schwielen. Doch muß man hiervon einen langgeſchwänzten Affen von Madagaſcar, nämlich den Duk, ausnehmen, welcher weder Beutel in den Backen noch Schwielen am Hintern hat, wie aus der unter dem Artikel Duck angeführten Beſchreibung erhellet.

Die americaniſchen Meerkatzen haben keine Taſchen in den Backen, keinen kahlen, ſondern einen behaarten After ohne Schwielen. Ueberdieſes ſind bey dieſen Thieren die Naſenlöcher an den Seiten der Naſe, nicht aber unter der Naſe offen, wie bey den Meerkatzen der alten Welt.

Dieſe letztern Meerkatzen bringt der Graf von Büffon wieder unter zwo Abtheilungen, wobey er die Beſchaffenheit der Schwänze zum Grunde leget. Nämlich einige Meerkatzen dieſes Welttheiles bedienen ſich ihres Schwanzes, wie eines Fingers, um ſich anzuhängen, auch ſogar um etwas, das ſie nicht mit den Vorderfüßen erreichen können, anzufaſſen; andere hingegen können ſich ihres Schwanzes nicht auf ſolche Art bedienen, und ſind auch von den vorigen in Anſehung des Geſichts und der Haare unterſchieden. Die erſten, nämlich die americaniſchen Meerkatzen, die einen greifenden Schwanz haben, nennet der franzöſiſche Naturforſcher Sapajous, die übrigen aber Sagoins. Unter die Sapajous zählet er fünf Arten, nämlich den Uarin oder Aluate, den Coaita, den Saju oder eigentlich ſo genannten Sapajou, den Sai und den Saimiri.

Von den Sagoinen führet er ſechs Arten an, nämlich: den Saki, den Tamarin, den Uiſtiti, den Löwenaffen, den Pinche, und den Mico.

Von allen dieſen verſchiedenen Arten wird in beſondern Artikeln Nachricht gegeben.

Meerkatze, Seekatze, ein Seefiſch, ſieht dem Meergründel gleich, nur daß der Kopf breiter und dicker iſt, hat ein großes weites Maul, und an deſſen beyden Seiten gewiſſe kleine Haare, gleich den Bärten der Katzen, daher ſie auch Seekatzen genennet werden. Sie hat drey Floßfedern, eine oben auf dem Rücken, und an jeder Seite eine. Dieſe Floßfedern beſtehen aus ſpitzigen und giftigen Gräten, welche, wenn man damit geſtochen wird, überaus ſehr vergiften, und iſt daher an den Orten, wo es ihrer viele giebt, ſehr gefährlich zu baden. Die Spanier, welche ſich gewaget, die von dem Meere verſchlungene

gene Reichthümer zu ſuchen, haben es mit ihrem Schaden erfahren, indem einer das Leben, der andere den Gebrauch ſeiner Gliedmaaßen verloren. Daher, wenn ſie gefangen werden, tritt man mit den Füßen darauf, bis man ihnen den Angelhacken aus dem Maule genommen. Denn ſonſt kann es leichte geſchehen, daß in dem Herumwälzen die Hände des Fiſchers verletzet, und lahm gemachet werden. Manche von dieſen Seekatzen wiegen ſieben bis acht Pfund, und an gewiſſen Orten ſind ſie nicht größer, als ein Daumen; ihre Floßfedern ſind aber eben ſo giftig. Insgemein halten ſie ſich bey dem Einfluſſe der Ströhme in das Meer, ingleichen an ſolchen Orten, wo viel Moraſt iſt, auf, und werden bey den americaniſchen Küſten des Nord- und Südmeeres, wie auch in Oſtindien gefunden. Ob nun gleich die Gräten an den Floßfedern dieſes Fiſches ſehr giftig ſind; ſo ſind es doch die andern Gräten nicht, und iſt ſonſt deſſen Fleiſch ſehr ſüße, wohlſchmeckend und geſund. Chomel.

Meerkatzenbrodt.

S. Affenbrodt.

Meerkatzenfiſch.

Marchais fieng hier, auf der Sclavenküſte, Whidah, zween außerordentliche Fiſche; deren der andere, nicht ohne Urſachen der Affen- oder Meerkatzenfiſch genennet wird. Er wird mit der Leine gefangen, oder mit der Harpune, wenn er ſo nahe an das Schiff kömmt, daß man ihn treffen kann. Es iſt ein großer Fiſch, indem manche beynahe zehn Fuß lang, und drey bis vier Fuß breit ſind, von dem Ausgange des Nacken an, bis an ein Drittel von ſeiner Länge, da ſie unvermerket abnimmt, und ſich in einen langen runden Schwanz endiget. Von dieſem Schwanze und ſeinem Kopfe hat er ſeinen Namen empfangen. Der Kopf iſt rund, hat kleine Augen, und Haare auf der Oberlippe wie ein Knebelbart, und ein kurzes Kinn. Der Nacken unterſcheidet ſich ſehr von dem Leibe, und oben auf dem Kopfe raget etwas wie eine Krone hervor. Er hat vier Floßfedern, und noch zween andere Hübel. Der größte von denſelben iſt an dem Ausgange des Nackens, der wie ein Schulterblatt geſtaltet, und dicke, breit und lang iſt. Der andere an dem Anfange des Schwanzes iſt etwas kleiner. Seine vier Floßfedern ſind dem Barte eines Wallfiſches gleich. Die zwo vörderſten können Hände genannt werden, wegen des Vermögens, welches ihnen die Natur gegeben hat, daß er ſie unter dem Bauche oder über den Nacken zuſammenfügen, und alles damit

zum

zum Munde führen kann. Die hintern Floßfedern ſtehen in der Mitte ſeines Bauches, und ſind kleiner, als die vordern, und haben keine beſondere Eigenſchaften. Dieſer Fiſch iſt von großer Behendigkeit und ſchwimmt ſehr ſchnell. Wenn er ſich auf der Fläche des Waſſers zeiget, ehe er an den Hacken anbeißt, ſo ſind ſeine Bewegungen ſehr luſtig anzuſehen. Er kömmt hinzu, ſieht ihn an, koſtet daran mit den äußerſten ſeiner Lippen, und geht alsdenn fort. Nach verſchiedenen Drehungen verſchlucket er ihn endlich. Wenn er aber ſeine Gefangenſchaft merket: ſo machet er tauſenderley Sprünge, welche den Zuſchauer vergnügen. Er hat keine Schuppen, ſondern eine mit kleinen Flecken beſprengte Haut, wie die an einem Meerkalbe. Sie iſt ſchwarz und glänzet wie ein Achat, ſo lange der Fiſch lebet. Wenn er aber todt iſt, ſo verliert ſie ihren Glanz. Das Fleiſch iſt gut, aber nicht ſonderlich zart, und ſchmecket wie mageres Rindfleiſch. Er nähret ſich von Fiſchen und Meergraſe. In Anſehung ſeiner Farbe und der Küſte, an welcher er gefangen wird, würde ihm der Name Negerfiſch beſſer zukommen, als der von der Meerkatze. ſ. S. A. Reiſen, IV. B. S. 389.

Meerkirſchbaum.

S. Erdbeerbaum und Mehlbeerbaum.

Meerkohl.

S. Drattelblume, Meerwinde und Seekohl.

Meerkrähe.

Corax, Coracinus, ein Meer- oder Seerapp des Geſners, S. 29. a. Perca, 12. des Kleins. ſ. Parſch.

Meerkrot.

Meerkrot oder Meerteufel, Rana Piſcatrix; Rana piſcatrix, ſ. marina, Meerkrott, Meerteufel, Fiſcherkrott, des Geſners, S. 64. u. f. Lophius Piſcatorius, Linn. gen 133. ſp. 1. Müllers Meerfroſch. ſ. Seeteufel. Batrachus, 1. des Kleins Froſchfiſch. ſ. dieſen Artikel, Th. III. S. 203. und Breedflab, Th. I. S. 964.

Meerküttle, Meerkuttelfiſch.

S. Meerlülch.

Meerkuh.

Meer- oder Seekuh; ſonſt auch Manatus und Matrußa; desgleichen Lamentin; ſ. dieſen Artikel, Th. V. S. 17. auch Fiſch mit Händen, Th. III. S. 91.

Meerläbern.

Läberbrachſmen, Hepatus, des Geſners S. 27. b. Synagris, 3. des Kleins Meerbraßem; ſ. dieſen Artikel, Th. V. S. 473.

Meerlerche.

Meer⸗ oder Seelerche, Alauda marina, criſtata et non criſtata, davon Geſner, S. 4. und 5. fünf Gattungen aufführet; gehöret zu dem 155ſten Geſchlechte des Linnäus, Blennius, und beſonders deſſen ſp. 1. Blennius Galerita, die Müller Seelerche nennet, unter ſeinen Rotzfiſchen. Blennus, 4. des Kleins, ein Stocknarr; ſ. dieſe Artikel, und Lerche, Th. V. S. 96.

Meerleuchte.

Eine Gattung der Seehähne, nach Müllern, Trigla Lucerna, Linn. gen. 172. ſp. 5. Meerlicht ꝛc. Lucerna des Geſners, S. 17. a. Coryſtion, 2. des Kleins ein Helmfiſch; ſ. dieſen Artikel, Th. III. S. 761.

Meerleyer.

Meerleyer, nach Müllern eine Gattung ſeiner Seehähne, Trigla Lyra, Linn. gen. 172. ſp. 2. Lyra, die erſte Art der Meerlyren des Geſners, S. 20. b. Cataphractus, 6. des Kleins, ein Küraßirer; ſ. dieſen unſern Artikel, Th. IV. S. 831.

Meerlilie.

S. Nachtblume.

Meerlimonie.

S. Scheide.

Meerlinſen.

S. Entengrieß.

Meerlöwe.

Leo marinus; Meerlöuwe, Monſtrum Leoninum, des Geſners, S. 106. b. ſ. Meerwunder.

Meerlülch.

Loligo magna, Lolium, Teuthon, ein großer ſchmaler Blackfiſch, des Geſners, S. 112. b. ſonſt Sepia, davon er vier Gattungen aufführet. Swammerdamms ſpaniſcher Meerkatzen eine Art, Sepia maris, ein Blackfiſch. ſ. unſere Artikel, Ancornet, Th. I. S. 300. Blackfiſch, (nicht Blachfiſch,) Th. I. S. 780. Kuttelfiſch, Th. IV. S. 870. auch Tintenfiſch.

Meerlyre.

Die kleinere oder zwote Art, Cornuta, ſ. Lyra altera des Geſners, ebendaſelbſt. Trigla Cataphracta, Linn. gen. 172. ſp. 1. Müllers Panzerhahn ſeiner Seehähne, und Cataphractus, 1. des Kleins ein Küraßirer; ſ. dieſen Artikel, Th. IV. S. 828.

Meermenſch.

Meerjungfer, Meermann, Meerweib, Meerminne, Sirene, Nereides, Ambiſiangulo, Pezzemuger, cet. in beyden Indien,

dien, Africa, Aſien, und America, in Europa um den Nordpol, bey den philippiniſchen und moluckiſchen Inſeln, ein Fiſch, ſo, wenn er gefangen wird, weinet und heulet. Richter. ſ. unſern Artikel, Meerfräulein und Meerwunder.

Meermeuwer.

Scarus, des Geſners, S. 7. b. ein Meuwbrachßmen, Labrus Scarus, Linn. gen. 166. ſp. 1. der Mülleriſche Springer. ſ. Lippfiſche, Th. V. S. 152. Sargus, 5. Klein. ein Breitzahn. ſ. dieſen Artikel, Th. I. S. 968.

Meermönch.

Galerita, in Braſilien, wovon dreyerley Arten in Braſilien bekannt. Richter. ſ. Meerwunder.

Meermönch oder Münch, ſ. auch Meerſchwein.

Meernabel.

S. Deckelſchnecke.

Meernadel.

Acus marina; Acus prima ſpecies, der Hornfiſche oder Meernadeln, des Geſners, S. 48. b. Eſox Belone, Linn. gen. 180. ſp. 6. Müllers Meernadel. Maſtaccembelus, 1. Klein. ein Wurfſpies. ſ. unſere Artikel, Hecht, Th. III. S. 728. und Hornfiſch, Th. IV. S. 112.

Meernadel oder Nadelfiſche, nach Müllern, Syngnathus Aequoreus, Linn. gen. 141. ſp. 4. Solenoſtomus, 1. Klein. eine Röhr- Hohlſchnauze, ſ. dieſen Artikel und Nadelfiſche.

Meerneſſel.

Vrtica marina, kleiner wäſſerichter Fiſch, ſo ſich langſam beweget. Richter. Geſner, S. 114. u. f. führet zwar verſchiedene Meer- oder Seeneſſeln, Vrticas marinas, unter den Kuttelfiſchen, mit auf; ſind aber wohl nicht in das Fiſchreich aufzunehmen.

Meerneſſeln. Unter dieſem Namen findet man in dem ſpaniſchen Meere, viele Arten von Rotzfiſchen; einige derſelben ſind blau, andere purpurfarben, gelb oder weiß; ſie brennen aber auf der Haut heftig, ſaugen ſich auch wohl ſogar an, daß ſie Blattern verurſachen, zuweilen auch wohl die Roſe. ſ. S. A. Reiſen, B. XVII. S. 404.

Meernüſſe.

S. Kiebitzey.

Meerochs.

Bos marinus, eine Art Rochen. Richter. Franz. Boeuf Marin; der von ſeiner Größe den Namen bekommen. Er hat eine ſpitzige Schnauze, blaugelbe Haut, und erwächſt mit ſeinen Floßfedern zu

einer ungeheuern Breite, die an zwölf Ellen reichen ſoll. Er lebet in trüben Waſſern, nähret ſich von Fiſchen und von fetter Erde. Sein Fleiſch iſt weicher als der andern ihres; wenn es aber geſalzen und im Rauche gedörret worden, kann es länger dauern. Bey dem Bomare wird er Raie au Bec pointu genennet. ſ. unſern Artikel, Hornfiſch, Th. IV. S. 111.

Meerohr.

Mit dieſem bey den Holländern und Franzoſen gebräuchlichen Namen beleget man ſchicklich diejenigen Conchylien, welche eine ohrförmige Geſtalt haben, und von dem Herrn von Linné Halioris genennet worden. Es machen ſelbige gleichſam das Mittel zwiſchen den einſchalichten gewundenen und ungewundenen Muſcheln aus, und ſind auch von einigen Schriftſtellern unter die einſchalig ungewundenen geſetzet worden. Allein obgleich die Schale flach und weit iſt, zeiget ſolche doch einen kleinen Schnirkel, und daher hat Herr v. Linné ſolche billig mit den gewundenen Schnecken vereiniget, ſelbigen aber unter dieſen den letzten Platz angewieſen, um von dieſen zu den Klippklebern und andern ungewundenen Schüſſel- und Röhrenſchnecken überzugehen. Der Bewohner dieſer Schale iſt den Schnecken ohne Haus, Limax, ähnlich. Der Kopf hat zwey große und zwey kleine Hörner am Maule. An den Spitzen der kleinern ſtehen die Augen. Das Fleiſch iſt gelb und eßbar. Die Schale hat einige Aehnlichkeit mit dem Ohre eines Menſchen, ſteht ganz offen, führet an der einen Seite einen verborgenen Schnirkel, welcher noch einige Windungen anzeiget; die Fläche derſelben iſt die Länge herab am innern Rande mit einigen Löchern durchbohret, davon die vordern offen ſtehen, die hintern aber verſtopfet ſcheinen. Dieſe dienen dem Einwohner zu Ausleerung des Unrathes, indem dieſer ſich an den Felſen ſo feſt anklebet, daß man mehr Mühe hat, ſie ganz herunter zu bringen, als mit den Klippklebern. Der Fuß des Thieres iſt ſehr breit, und wird beym Fortkriechen aus der Schale hervorgeſtrecket. Herr von Linné führet ſieben Arten an.

1) Hohlohr, Haliotis midas Linn. Weil der Ritter auch eine Walze, Voluta auris Midae oder Midasohr genennet, hat Herr Müller, um alle Verwirrung zu vermeiden, dieſen Namen bey der Walze behalten, und dieſe Hohlohr genennet. Wegen der Größe heißt dieſe Herr Martini Rieſenohr, mit welchem Namen aber Müller eine Mondſchnecke beleget. S. Midasohr und Rieſenohr.

Es iſt dieſes die gröſte und tiefſte Art, ſechs Zoll lang, fünf Zoll breit, und faſt zween Zoll tief. Uebrigens ziemlich rund, auf beyden Seiten perlenmutterartig, glänzend, auf der äußern Seite aber grau, unrein, rauh, runzlicht, und wurmſtichig. Das letztere veranlaſſet, daß zuweilen unförmliche Perlen darinnen wachſen. Der Aufenthalt iſt im oſtindiſchen Meere.

2) Knotenohr, Haliotis tuberculata Linn. Die Schale iſt gemeiniglich vier Zoll lang und drey Zoll breit, über dem Rücken knoticht, gerunzelt, grün, oder grünlicht mit braunen und braunrothen Flecken und zeiget ein grün und roth glänzendes, perlenmutterähnliches Weſen. Die Anzahl der Luftlöcher iſt ſehr verſchieden; zuweilen kann man bis dreyßig zählen, wovon aber viele verſtopfet ſind. Aus der verſchiedenen Zahl könnte man Unterarten beſtimmen, wenn ſolche nicht gar zu unbeſtändig wäre. Das Thier wird in Afrika und Frankreich gegeſſen, und an der afrikaniſchen und europäiſchen Küſte gefunden.

3) Runzelohr, Haliotis ſtriata Linn. Die Schale iſt eyförmig, roſtfärbig, der Quere nach gerunzelt und der Länge nach geſtreifet.

4) Buntohr, Haliotis varia Linn. Die Schale iſt eyförmig, ſchön bunt, mit grün, roth und weiß durchwirkt, und hat der Länge nach einige Striche, davon die größten knoticht ſind.

5) Marmorohr, Haliotis marmorata Linn. Die Schale iſt eyförmig, auf einem braunen Boden weiß, grün und roth marmoriret und zeiget der Länge herab tiefe, und in die Quere ſeichte Streifen. Dieſe und die beyden vorſtehenden ſind mit einander nahe verwandt, und vielleicht nur Spielarten. Man findet von allen große und kleine, und ſie kommen aus Aſien, Afrika und dem mittelländiſchen Meere.

6) Langohr. Das grüne länglichte Meer- oder Seeohr, wilde Schüſſelmuſchel, Haliotis aſinina. Die Länge übertrifft die Breite wohl zweymal; jene erreichet ohngefähr drey, dieſe nur einen Zoll. Die Schale iſt dünne, glatt, am Rande etwas ſichelförmig ausgeſchnitten, auf dem Rücken mit erhabenen Strichen beſetzet und braun marmorirt, inwendig aber perlenmutterartig. Sie kömmt aus Aſien.

7) Eckichtes Oehrlein, Haliotis parua. Die Schale iſt nur anderthalb Zoll lang, eyförmig, am Bauche mit einer erhabenen Ecke und wulſtartigen Ribbe an den Luftlöchern verſehen, auswendig blutroth, inwendig grün perlenmutterartig. Das Vaterland iſt Afrika.

Leſſer führet mehrere Arten an, unter welchen aber gewiß auch Spielarten ſich finden.

Meerpfaffe.

Sternſeher, Vranoſcopus, Callionymus, der Schöne; ſ. unſere Artikel, Aalbaſtart, Enchelyopus, 15. Th. I. S. 38. Himmelgucker, Th. IV. S. 2. und Coryſtion, 7. des Kleins, ein Helmfiſch, Th. III. S. 764. Vranoſcopus Scaber, Linn. gen. 152. ſp. 1. Müllers Warzenkopf ein Sternſeher.

Meerpfau.

Labrus 10. Artedi, ſyn. p. 57. Labrus Mixtus, Linn. gen. 166. ſp. 37. Müllers marmorirter Lippfiſch. ſ. dieſen Artikel, Th. V. S. 165.

Meerpfau, ein Lippfiſch, Labrus Pauo, Linn. gen. 166. ſp. 8. Synagris, 21. des Kleins ein Meerbraßem; ſ. dieſe unſere Artikel, Th. V. S. 155.

Meerpferd.

Meerroß, Hippopotamus; ſ. unſern Artikel, Flußpferd, Th. III. S. 164.

Meerpferde, nennet Müller das 142ſte Thiergeſchlechte des Linnäus, Pegaſus, ein ſchwimmendes Amphibium, deſſen Bauch zwo Bauchfloßen hat, und deſſen Körper aus Gelenken zuſammengeſetzet iſt. ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 71. Daß das fliegende Dichterpferd des Parnaſſus ehedem Pegaſus genennet worden, iſt bekannt. Es zielet daher der Name des geflügelten Pferdes auf die langen weit ausſtehenden Bruſt- (alſo nicht Bauch-) floßen, die dieſem Fiſchgeſchlechte, wie Flügel dienen; zumal auch der Kopf mit dem Kopfe des vorherbeſchriebenen Seepferdchens, (Syngnathus Hippocampus, Linn. gen. 141. ſp. 7.) übereinkömmt. Beyde Umſtände drücket alſo der Name Pegaſus aus; doch nennet ſie Gronov, Cataphractus, Panzerfiſche. Nach den angegebenen Geſchlechtszeichen haben dieſe Fiſche einen rüſſelförmigen, langen, und vorne in die Höhe gebogenen, beweglichen Mund; den obern Kiefer gezähnelt; den untern gerade, degenförmig, und in den obern ſich einſchließend; die Oeffnung der Luftwege vor den Bruſtfloßen; den gepanzerten Körper mit knochichten Gelenken gleichſam gekerbet, und tief am Unterleibe ſtehende Bauchfloßen. Dieſe kleinen Fiſche werden etwan einen Finger lang, und etwas drüber, und zählet man in dieſem Geſchlechte die drey nun folgenden Arten:

1) Pegaſus Draconis, der Seedrache dieſer Meerpferde,

nach Müllern. Da die Bruſtfloßen dieſes Fiſches mit den abgebildeten, in verſchiedenen Strahlen beſtehenden, durch eine Schwimmhaut verbundenen, und mit über ſelbige hinausſtehenden Spitzen bewaffneten, Drachenflügeln ziemlich übereinkommen; ſo iſt der Beyname gar ſchicklich gewählet. Seedrache aber nennet ihn Müller, weil er im Waſſer lebet, um ihn von den Drachen der Eidexen, oder von der kleinen fliegenden Eidexe, zu unterſcheiden; wie ihn denn auch die Holländer Zeedraakje heißen. Nach der, nach einem drey Zoll langen Exemplare gemachten Abbildung, tab. X. fig. 7. ſind die Bruſtfloßen ſehr lang und beſtehen aus zehen krummen, über die Floßenhaut herausragenden Spitzen; die Bauchfloßen ſind dünne und faſericht mit einer Finne; die Rückenfloße mit vier, die Afterfloße mit fünf und die Schwanzfloße mit dreyzehn, nach Müllern aber mit ſieben Finnen. Seba erkennt ihn, tab. XXXIV. fig. 4. mit dem Klein, für einen Solenoſtomus, dem unten am Kiefer ſechs paar ſchwärzlichte Haare hangen, und über den letzten Paare die Augen ſtehen; deſſen Körper breit und eckicht iſt; denn die vierſtrahlichte ſehr lange Rückenfloße aus dem Nacken kömmt; und deſſen Bruſtfloßen nur ſieben Strahlen haben, auch dicht am Schwanze oben und unten eine Erhöhung ſich befindet. Von Farbe iſt er gelblicht, mit dunkelbraunen Flecken ſchön geſprenkelt. Sein Aufenthalt iſt in dem indianiſchen Meere, beſonders um Amboina; ſ. Ruyſchens Th. Anim. Tom. I. tab. 7. fig. 2. und 3.

2) Pegaſus Volans, der Flieger, mit einem degenförmigen gezähnelten Schnabel, wodurch er ſich von dem kegelförmigen Schnabel der erſten Art unterſcheidet; auch wohl etwas längere Flügel hat, davon er Volans benennet worden. Er findet ſich auch im aſiatiſchen Meere.

3) Pegaſus Natans, der Schwimmer; mit dem degenförmigen ungezähnelten Schnabel; nach dem Gronov Cataphractus, roſtro ſpatuliformi truncato. Sein Körper iſt geſtrecket, und der Länge nach gleichſam mit vielen Ecken verſehen; der Kopf, gegen der vorhergehenden höckerichten Art, glatt; der Körper mehr breit als hoch, und ganz und gar mit beinichten Schilden bedecket. Die Bruſtfloßen haben neun, die Bauchfloße nur eine, und die After- und Rückenfloße fünf Strahlen. Er hält ſich auch im indianiſchen Meere auf, und wird unfehlbar, wie der größte Theil der ſchwimmenden Amphibien, eßbar ſeyn.

Meerpferdlein.

Hippocampus; ein Meerpferd, Meerroß, Hippocampus des Geſners, S. 156. Syngnathus Hippocampus, Linn. gen. 141. ſp. 7. Müllers Seepferdchen ſeiner Nadelfiſche. Crayracion, 32. des Kleins; ein Kropffiſch; ſ. dieſen Artikel, Th. IV. S. 805. u. f.

Meerpfriemengras.

S. Rohr.

Meerpicke.

Lucius marinus, Sudis, Richt. Sphyraena Artedi, ſyn. app. p. 112. Sphyraena, 1. des Kleins, ein Pfeilfiſch; Eſox Sphyraena, Linn. gen. 180. ſp. 1. Müllers Pfeilhecht; ſ. unſern Artikel, Hecht, Th. III. S. 724.

Meerpinſel.

Meerpinſel iſt aus dem Geſchlechte der Sandköcher und Sabella penicillus L. Das Thier zeiget auf jeder Seite mehr als hundert und funfzig Füße; am Kopfe ſitzen zwey trichterförmige Bündel von unzählichen laugen Faſern, welche, wenn ſie ſich ausbreiten, ganz förmlich einen buntgefärbten Pinſel darſtellen; der Körper iſt grün, oder grünlichtgelb, und die Oberfläche iſt in lauter Würfel abgetheilet. Der Köcher oder die Schale iſt häutig, je mehr ſie aber in die Höhe wächſt, je dicker wird ſelbige, inwendig ganz glatt, äußerlich aſchgrau geringelt, und durch Schieferchen, welche dichte an eine innere hornartige Haut angeleimet ſind, ſchattiret. Sie ſteht gerade in die Höhe, und iſt mit dem dünneſten Ende eingewurzelt. Gemeiniglich ſtehen viele bey einander. Das mittelländiſche und andere Meere liefern dergleichen.

Meerportulac.

S. Melte.

Meerpraßem.

Meerpraßem, der röthlichte des Catesby, p. et tab. XXV. Synagris, 17. Klein. ein Meerbraßem; ſ. dieſen Artikel, Th V. S. 482. und Anthiasfiſch, Th. I. S. 331.

Meerputten.

Poecilias, piſcis, Geſner S. 160 b. Enchelyopus, 12. des Kleins, Aalbaſtart; ſ. dieſen Artikel, Th. I. S. 40.

Meerquappe.

Meerquappe iſt eine Art Gründlinge, hält ſich am Strande des Meeres auf, iſt ein Seefiſch voller Stacheln, und hat ein wohlſchmeckendes Fleiſch; doch iſt ſonſt an ihm nichts merkwürdiges. Chomel.

Meerquappe, eine Gattung der Cabeljaue nach Müllern, Gadus

dus Muſtela, Linn. gen. 154. ſp. 15. Meer⸗, Aalquappe, Enchelyopus, 13. des Kleins, ein Aalbaſtart; ſ. dieſen unſern Artikel, Th. I. S. 26.

Meerrapp.

Meerrapp, ein ſchwarzer des Geſners, S. 29. a. Coracinus, Meer⸗ oder Seerapp; Sciaena Vmbra, Linn. gen. 167. ſp. 4. die Müllerische Seekrähe; ſ. dieſen Artikel.

Meerrapp, Coruus Corax, des Geſners, S. 21. a. ein Rodfiſch. ſ. Meerkrähe.

Meerrettig.

Meerrettig, welcher auch an einigen Oertern Kreen genannt wird, gehöret weder zu dem Rettige, noch kann ſolcher als ein eigenes Geſchlecht angenommen, ſondern ſoll billig mit dem Löffelkraute vereiniget werden. Es iſt daher der Raphanus ruſticanus, oder Armoracia Riu. die Cochlearia armoracia Linn. Wächſt in verſchiedenen Ländern Europens an den Rändern der Flüſſe, Sümpfe und auf feuchten Wieſen und blühet im Frühjahre. Die lange, dicke, kriechende Wurzel treibt große, lange, breite, rauhe, eingekerbte, zugeſpitzte Blätter, und zwiſchen dieſen einen feſten, geſtreiften, anderthalb Fuß hohen Stängel, an welchem kleinere und tief eingeſchnittene Blätter und kleine, weißlichte, ährenweiſe geſtellte Blumen ſtehen. Von der Beſchaffenheit der Blume und Frucht kann man das Löffelkraut nachſehen.

Die Wurzel und Blätter enthalten viele wirkſame, flüchtige und ſcharfe Beſtandtheile und werden billig als eröffnende, zertheilende, auflöſende und reizende Mittel in verſchiedenen Krankheiten gelobet. Es iſt daher die Wurzel nicht ſowohl für ein Nahrungsmittel, als vielmehr eine Arzney oder Gewürze zu halten, obgleich ſelbige roh oder gekocht geſpeiſet wird. Das Kochen vermindert derſelben Kräfte merklich; der Magen wird alsdenn weniger dadurch gereizet und der Appetit nicht ſonderlich befördert werden. Man wählet daher lieber die rohe Wurzel, ſchabet ſelbige, und preſſet entweder den Saft aus, oder gießt Wein darauf, und bedienet ſich eins oder des andern auf verſchiedene Weiſe. Der ausgepreßte Saft iſt für ſich zu ſcharf, und erreget Brennen in den erſten Wegen, auch leichtlich Erbrechen. Man ſoll daher ſolchen mit Zucker, oder einem Syrup, oder auch mit Mohrübenſaft verſetzen und dadurch angenehmer machen. Das letzte Verfahren, auch der Meerrettigwein ſchicket ſich ſonderlich für die Waſſerſüchtigen, und wir haben viele Erfahrungen, daß dadurch

durch der Urin häufig ausgeführet und die wäſſerichte Geſchwulſt gänzlich dadurch geheilet worden. Daß die Auflöſung des Steins eben ſo gewiß dadurch bewerkſtelliget werden möchte, ſcheint noch nicht genug beſtätiget zu ſeyn. Es dienet der Meerrettig auch wider den Scorbut und andere Unreinigkeiten der Säfte, wider den catarrhaliſchen Huſten und andere Flüſſe. Boerhaave empfiehlt hierzu den ausgepreßten Saft der Wurzel mit Honig vermiſcht früh nüchtern zu gebrauchen und ein Glas Molken darauf zu trinken. Sebiz und andere rühmen den Saft mit Eſſig vermiſchet wider die Würmer. Bey ſchmerzhaften Flüſſen lobet Herr Rayger den Meerrettigtrank mit Milch zubereitet. Man kann auch äußerlich Gebrauch davon machen, und aus der Wurzel und Eſſig eine Salbe verfertigen und damit die gelähmten, oder auch ſchmerzhaften Glieder reiben. Die Wurzel mit kalter Milch vermiſchet, dient ſtatt einer Schminke. Zu Verhütung neuer Anfälle von der Gicht hat Short ein beſonderes Brechmittel angeführet. Man ſoll die Meerrettigwurzel in kleine Stückchen ſchneiden, auf ein Pfund derſelben achtzehn Unzen Waſſer gießen, beydes mit einander in gelinder Wärme ſtehen laſſen, durchſeigen, und nach der Erkältung ſo geſchwind, als möglich, austrinken.

Der Meerrettig wächſt hin und wieder in den Grasgärten ohne Wartung, wird aber im guten Gartenlande, welches tief gegraben und mit Kuhmiſt gedüngt iſt, ſtärkere und wohlſchmeckernde Wurzeln geben. Im trockenen, ſandigen und leimichten Erdreiche will ſolcher nicht gedeihen; lockerer, ſchwarzer und feuchter Boden ſchickt ſich beſſer dazu. Man zieht dieſe Pflanze ſelten aus Saamen; die Vermehrung durch die Wurzel iſt gebräuchlicher, und ſolches kann auf verſchiedene Weiſe geſchehen. Einige pflegen die Wurzel in Stücke von fünf Zoll Länge zu zerſchneiden, und dieſe nach der Gartenſchnure vier Schuh weit in die Erde zu ſtecken. Andere, und die meiſten, ſchneiden im Frühjahre von den alten Wurzeln die kleinen Nebenzweige oder ſo genannten Faſelwurzeln ab, theilen dieſe in fingerslange Stücke und legen ſolche ſchief, einen Fuß weit von einander, in das gedüngte und gegrabene Land. Man ſoll die dünnen Wurzeln oder abgeſchnittenen Kronen nicht ſenkrecht in die Erde legen; denn da ſolche viele Nebenwurzeln auswerfen, ſo bleibt die Hauptwurzel allemal ſchwach und man bekömmt keine rechte Stangen. Es geht ſolche auch drey bis vier Schuh tief in die Erde und iſt ſchwer auszugraben. Es iſt daher beſſer ſolche gerade in die Quere zu legen.

Im Sommer und Herbſte wird das Unkraut ausgejätet, und um das Wachsthum deſto mehr zu befördern, gegen den Winter das Land mit kurzem Miſte, bedecket. Wer ſtarke Wurzeln verlangt, läßt das Beet zwey Jahre über liegen, ehe er die Wurzeln zum Gebrauche herausnimmt, daher man jährlich ein neues Beet anlegen ſoll, um nicht Mangel daran zu leiden. Herr Reichart empfiehlt eine andere Art. Man ſchneidet von den ſtärkſten Wurzeln oben die Kronen zween Zoll lang ab, und leget dieſe im ſpäten Herbſte oder Frühjahre vier Schuh weit und zween Schuh tief in die Erde, da denn ſolche im Junius oder Julius in große Büſche und Blätter hervorwachſen. Im andern Jahre müſſen die Wurzeln loßgegraben werden, doch ſo, daß ſie unten in der Erde ſtehen bleiben; an jedem Stocke läßt man drey bis vier Wurzeln ſtehen, die übrigen ſchneidet man weg, und ſo oft hernach das Aufgraben geſchieht, nimmt man allemal ein, zwo bis drey Wurzeln zum Gebrauche hinweg. Dieſe Pflanzungsart iſt ſehr nutzbar, zumal ohnedem die Krone abgeſchnitten wird, wenn man die Wurzel zum Wintergebrauche verwahren will. Unterläßt man dieſes, ſo wird die Wurzel zeitig keimen oder auswachſen, und dadurch ihres eigentlichen Geſchmacks beraubet; daher man auch die Wurzel lieber in Gruben auf freyem Felde als im Keller verwahret, indem ſolche in dieſen länger als in jenem Behältniſſe die gute Eigenſchaft behalten.

Weil jedes kleine Stückchen Wurzel leicht Keime ſchlägt, hält es ſchwer ſolche auszurotten. Will man das Beet gänzlich davon reinigen, ſo muß man im Frühjahre gute Aufſicht haben, und wo eine Pflanze durchbricht, ſelbige ſogleich mit einem ſpitzigen Holze luften, und ſich bemühen die ganze Wurzel herauszuziehen. Wenn man dieſes Verfahren bis in den Julius fortſetzet, wird das Beet längſtens im zweyten Jahre vom Meerrettige gänzlich gereiniget ſeyn.

Meerröhren.

S. Röhrenſchnecke.

Meerſau.

Meerſau, der Haayfiſche, nach Müllern, Squalus Galeus, Linn. gen. 131. ſp. 7. ein kleiner Meerhund, Galeus canis, Canicula Plin. des Geſners, S. 80. a. Galeus, 3. des Kleins, eine Spitznaſe, ſ. unſere Artikel, Hayen, Th. III. S. 7. Meerhunde, Th. V. S. 520. und Spitznaſen.

Meerſchärer.

Meerheilig, ein Rondkopf, Anthiae prima Species, des Geſners, S. 13. a. Artedi will ihn,

ſyn. p. 54. ſp. 3. zum Labrus totus rubeſcens, cauda bifurca, rechnen; folglich würde er auch zum Labrus Anthias, Linn. gen. 166. ſp. 3. den Mülleriſchen Röthling, ſ. Lippfiſche, und zum Synagris, 17. des Kleins, einem Meerbraßem, gehören; ſ. beyde Artikel in dieſem Theile, S. 153. und 482. und Anthiasfiſch, Th. I. S. 331.

Meerſchafft.

Meerſchafft wird von Hr. Müllern die Seeblaſe, Holothuria priapus Linn. genannt. Die Geſtalt dieſes Thierchen iſt länglicht ſpindelförmig; die eine Hälfte nämlich machet eine Walze mit ringenförmigen Strichen, und endiget ſich in einer Oeffnung mit drey Ringen, woraus ein Büſchel Fühlerchen hervortritt; die andere Hälfte iſt eyförmig, mit vier und zwanzig gleichweiten, rauhen, haarichten Strichen gezieret, deſſen Oeffnung mit einem Ringe umgeben iſt, aus welchem ſich krumme Stacheln hervorthun. Das Maul iſt mit fleiſchichten Warzen, der Körper mit geringelten Strichen und der Kopf mit länglichten Strichen beſetzet. Der Aufenthalt iſt im Oceane.

Meerſchatten.

Vmbra, ein Seerappe, des Gesners, S. 28. a. ſ. unſern Artikel, Mager, Th. V. S. 294.

Meerſchatten, Vmbra, eine andere Art, von vielen Chromis genannt, bey ebendemſelben, S. 28. b.

Meerſchaum.

Die ältern Schriftſteller glaubten, der Meerſchaum beſtehe aus denjenigen Seegewächſen, welche ſie Alcyonia nannten, und unter dem Namen Seekork vorkommen werden. Auch Herr Boddaert nennt dieſe Zeeſchuim, oder Seeſchaum. Es ſoll aber, nach den neuern Erfahrungen, der bekannte Meerſchaum von dem eigentlichen Black- oder Dintenfiſche herkommen, und beſonders von dem auf dem Rücken befindlichen Schilde, oder Os ſepiae, indem ſolches von dem Thiere öfters abgeworfen, und das ſchwammichte oder mehlichte Weſen durch das Meerwaſſer von der äußerlichen feſten Schale abgeſondert wird, da denn ſelbiges als ein weißer Schaum auf dem Waſſer herumſchwimmt.

Meerſcheißer.

Maena; Sparus Maena Linn. gen. 165. ſp. 6. der Mülleriſche Laxierfiſch; ſ. Meerbrachſeme. Maenas, 1. des Kleins, ein Parſchbaſtart. ſ. unſere Artikel, Mänides, Th. V. S. 282. und Meerbrachſeme, S. 486.

Meerſcherſack.

Meerſcherſack, oder Wetzſtein, Nouacula, des Geſners S. 32. Coryphaena Nouacula, Linn. gen. 158. ſp. 4. Müllers Meſſerrücken. ſ. Stutzköpfe; Hippurus, 4. des Kleins, ein Schwänzel. ſ. indeſſen unſern Artikel, Blaufiſch, Th. I. S. 826. welcher nach dem Artikel, Meerbraßem, no. 20. Th. V. S. 484. zu verbeſſern.

Meerſchiler.

Meerbambele, Sardina, des Geſners, S. 2. b. und 3. Thriſſa vel Alauſa, in Nomencl. p. 6. Vore von einigen Niederländern benennet. Artedi, ſyn. p. 15. ſp. 2. Clupeae, und deſſen fünfte Unterart, Sardina. Clupea Aloſa, Linn. gen. 188. ſp. 3. Müllers Alſe unter ſeinen Heringen; Harengus, 6. des Kleins, ein Hering. ſ. dieſen Artikel, Th. III. S. 797.

Meerſchlange.

Serpens marinus, des Geſners, S. 47. b. Muraena Serpens, Linn. gen. 143. ſp. 3. Müllers Meerſchlange des Aalgeſchlechts. Conger, 2. des Kleins; eine Meeraalſchlange; ſ. unſern Artikel, Aal, Th. I. S. 16.

Meerſchlange, Serpens liuidus; iſt giftig, Enchelyopus Klein. 19. ſ. Aalbaſtart, I. 39.

Meerſchlange, die rothe, Serpens rubeſcens marinus, des Geſners, S. 47. b. des Artedi Taenia, ſyn. p. 115. ſp. 3. Cepola Rubeſcens, Linn. gen. 156. ſp. 2. der Mülleriſche Riemfiſch ſeiner Spitzſchwänze. Enchelyopus, 11. des Kleins, ein Aalbaſtart; ſ. unſern Artikel, Th. I. S. 37.

Meerſchlegel.

Zygaena, auch Meerwag, und Schlegelhund, Geſner, S. 82. b. Squalus Zygaena, Linn. gen. 131. ſp. 5. Müllers Hammerfiſch ſeiner Haayfiſche. Ceſtracion, 1. des Kleins, ein Grobſchmidt. ſ. dieſen Artikel, Th. III. S. 524. und Hayen, 706.

Meerſchleye.

Meerſchleye, nach Müllern eine Gattung ſeiner Lippfiſche, Labrus Tinca, Linn. gen. 166. ſp. 21. Cicla, 7. des Kleins, ein Droßelmaul; ſ. dieſen unſern Artikel, Th. II. Lippfiſche, Th. V. S. 159.

Meerſchmidt.

Faber marinus, Zeus; Meerſchmid, St. Petersfiſch, Faber, des Geſners, S. 32. b. Zeus Faber, Linn. gen. 162. ſp. 3. der Mülleriſche St. Petersfiſch, eine Gattung 1. Spiegelfiſche; Tetragonoptrus, 11. des Kleins, ein

ein Flůnderaff. ſ. dieſen Artikel, Th. III. S. 155.

Meerſchnecken, verſteinerte.

S. Schnecke.

Meerſchnepfe.

Scolopax, ein Meerſchnåpf, Meerſagen, Sagfiſch, (Ságefiſch) Scolopax, des Geſners, S. 4. a. Baliſtes, 6. des Artedi, ſyn. p. 82. Centriſcus Scolopax, Linn. gen. 140. ſp. 2. der Můlleriſche Schnepfenfiſch, ſeiner Schildfiſche. Solenoſtomus, 1. des Kleins, eine Rôhrhohlſchnauze. ſ. dieſen Artikel und Schildfiſche.

Meerſchwalbe.

Hirundo, ein Meerſchwalmen, Schwalbenfiſch, Hirundo, des Geſners, S. 17. b. Trigla Hirundo, Linn. gen. 172. ſp. 6. Můlleriſche Meerſchwalbe ſeiner Seehåhne. Coryſtion, 3. des Kleins, ein Helmfiſch; ſ. dieſen Artikel, Th. III. S. 762. nach welchem unſer Artikel, fliegender Rothfiſch, Th. III. S. 126. zu verbeſſern.

Meerſchwamm.

Spongia. Die Erd- und Baumſchwåmme, Fungi, ſind von den Meerſchwåmmen gånzlich unterſchieden, und einige Arten von dieſen jedermann bekannt, indem ſolche von den Materialiſten überall verkaufet und in der Haushaltung gebrauchet werden. Dieſe ſind zwar von jeher zu dem Gewåchsreiche gezåhlet, von den Neuern aber als Thierpflanzen betrachtet, und auch mit dem Thierreiche vereiniget worden. Die Urſache von dieſer Verſetzung liegt in einem gewiſſen Grade der Empfindung, womit dieſe Kôrper begabet ſind. Schon die alten Schriftſteller haben dieſes angemerket, aber auch zuweilen etwas fabelhaftes beygemiſchet. Ariſtoteles hat richtig angemerket, wie ſich ſelbige in dem Meere zuſammenziehen, wenn man ſie berůhrt; Plinius hingegen fålſchlich angenommen, daß ſie wirkliche Thiere wåren, und außer dem Gefůhle auch das Gehôr håtten, und auf einen gewiſſen Schall ſich zuſammenzôgen und ſogar eine blutige Feuchtigkeit enthielten. Marſigli hat in den kleinen Lôchern dieſer Schwåmme, ſo lange ſie Seewaſſer enthielten, wechſelsweiſe ein Zuſammenziehen und Erweitern wahrgenommen, welches nachher Ellis und Solander in dem Brodſchwamme gleichfalls wahrgenommen. Peyſonell will die Schwåmme fůr lebloſe Kôrper halten, und nicht zugeben, daß ſolche ſelbſt oder ihre Lôcher ſich erweitern und zuſammenziehen kônten, ſondern dieſe wirklich gegenwårtige Bewegung, oder alles em-

pfindende Leben gewiſſen Würmern zueignen, welche nicht nur in den Meerſchwämmen wohnen, ſondern ſelbige auch wirklich bauen und verfertigen ſollen. S. Philoſoph. Transact. Vol. 50. Dieſe Schwämme beſtehen, nach deſſen Beſchreibung, aus harten, ſtarken Faſern, die gedoppelt umgedrehet, und deren Zwiſchenräume und Röhren mit einer ſchleimichten und klebrichten Materie und Würmern angefüllet ſind. Er will bemerket haben, wie die Schwämme auf einer kleinen Erhöhung von verſteinerten Sande oder anderer dergleichen Materie gebildet zu werden anfangen, um welche die Würmer arbeiten und ſolche durch den Saft, welchen ſie von ſich geben, größer machen und zu ihrer Wohnung erwählen. Dieſe Baumeiſter der Schwämme beſchreibt er alſo: der Wurm iſt kegelförmig geſtaltet, zwo oder drey Linien lang, und $\frac{1}{3}$ einer Linie dicke, hat einen kleinen ſchwarzen Kopf, woran zwo Zangen ſitzen; das hintere Ende iſt breiter und viereckicht. Die Bewegung deſſelben fängt bey dem Schwanze an, und endiget ſich bey dem Kopfe. Er iſt ſo durchſichtig, daß man den Umlauf des Geblüts ſehen kann, und ſtatt der Eingeweide ſieht man eine ſchwärzliche Materie, die ſich in dem Thiere hin und her beweget. Er will dergleichen Würmer über eine Stunde außer dem Schwamme lebend erhalten, auch beobachtet haben, wie ſelbige, wenn er ſie nahe bey einem Stücke friſchen Schwamms geleget, woran die Neſter noch feuchte waren, hineingekrochen und darinnen verſchwunden. Wie weit dieſes alles gegründet ſey, hat Herr Ellis neue Beobachtungen angeſtellet. S. Philoſoph. Transact. Vol. 55. Bey genauer Unterſuchung des Brodſchwamms hat derſelbe zwar eine große Anzahl kleiner Würmer, beſonders eine kleine Art von Nereis darinnen wahrgenommen, will aber dieſe nicht für die Verfertiger des Schwammes annehmen, ſondern nur zugeben, daß ſolche ſich in die weiche Materie des Schwammes einen Weg bereiteten, um ihre Zuflucht und Sicherheit darinnen zu haben. Ein andermal hat Ellis an der Küſte von Suſſex Stücke von eben dieſem Schwamme aus der See herausgezogen und in ſolchen eine orangenfärbige, ſchleimichte Materie, aber keine polypenartigen Saugeröhren, oder ſonſt eine Geſtalt von Thieren in den Höhlen wahrnehmen können, hingegen ganz deutlich geſehen, wie dieſe Höhlungen ſich zuſammengezogen und ausgedehnet, ingleichen wie ſelbige, oder die kleinen Röhren das Waſſer einnahmen und wieder von ſich gaben; woraus denn Ellis den Schluß machet, daß der

ganze Meerſchwamm ein Thier von eigener Art ſey, deſſen Mäuler ſo häufig ſind, als Höhlungen oder äſtige Röhren zugegen, die ſich an deſſen Oberfläche eröffnen. Daß eine abwechſelnde Bewegung der Schwämme, oder des Waſſers in den Schwämmen ſtatt habe, will Herr Müller zwar zugeben; daß aber um deswegen dieſe Schwämme für Thiere zu halten, ſcheint demſelben gar nicht wahrſcheinlich. Sollten aber dennoch die Meerſchwämme zum Thierreiche gehören, ſo wollte derſelbe lieber das ſchleimichte Weſen, als das fäſerichte Gewebe für das Thier annehmen, indem auch der thieriſche Geruch mehr in der Gallert, als in dem Gewebe ſelbſt zu finden, auch die zuckende Kraft, welche Müller den beygemiſchten Salzen zuſchreibt, mehr der Gallert, als dem Gewebe eigen iſt.

Herr von Linné ſetzet die Meerſchwämme unter die Thierpflanzen, und beſtimmt dieſes Geſchlecht vornehmlich durch die Löcher, welche das Waſſer ein- und ausathmen. Das Gewächſe iſt angewurzelt, das Beſtandweſen aus haarichten Faſern zuſammengewebet, biegſam, und zieht das Waſſer an ſich. Der Meerſchwamm iſt mit dem Seekorke nahe verwandt. Beyde dienen allerhand Seewürmern, kleinen Schnecken und Muſcheln zu einem bequemen Neſte; der Meerſchwamm aber iſt weicher und auswendig mit keiner Haut überzogen, daher die Oeffnungen offen erſcheinen. Die übrige Beſchaffenheit dieſer Schwämme iſt ſehr verſchieden. Man findet weiße, rothe, ſchwarze, grüne, gelbe und braune. Einige ſind feſte, hart und holzartig, andere fein und weich. Der Geſtalt nach ſtellen ſolche Bälle, Trichter, Röhren, Fächer, Wedel, Bäume u. ſ. f. vor. Herr von Linné beſtimmt ſechzehn Arten.

1) Der Bad- oder Apothekerſchwamm, Spongia officin. L. Dieſer bekannte Schwamm iſt von verſchiedener Größe, röthlich, gelb oder roſtfärbig, und wird mehrentheils in rundlichen Klumpen über Italien zu uns gebracht. Er beſteht aus einem äſtartigen und aſtweiſe durch einander geflochtenen Gewebe, wodurch im äußern Umfange das weiche oder wollichte Weſen entſteht; wo aber die äſtigen Fäden ſich nicht ſo dichte zuſammenweben, bleiben Oeffnungen und Löcher übrig. Da aber vom Anfange des Wachsthums viele Conchylienbruth und andere Würmer ſich einniſteln, ſo werden dadurch andere Durchlöcherungen und Klüfte gemachet, die von den übrigen, ſo durch das zunehmende Wachsthum entſtehen, wohl zu unterſcheiden ſind. Daher hat man auch zwo Sorten angenommen und ſolche das Männlein und Weiblein genannt. Das ſo

genannte Männlein hat kleine Löcher und iſt weich und leicht. Das Weiblein hat weit größere Löcher, und in dieſen liegen öfters Steine und andere harte Körper, und wird um deswegen für ſchlechter gehalten. Die äſtigen Fäden ſind hohl, und die Einſchluckung des Waſſers wird, nach Hrn. Müllers Meynung, theils dadurch, theils aber durch die Zwiſchenräumchen, die wie gebogene Haarröhrchen anzuſehen ſind, nach den Regeln der Phyſik, befördert; indem durch das Preſſen und Eindringen der äußern Luft, nach dem innern leeren, oder mit weniger Luft angefüllten Raume die flüßigen Theile hineingetrieben werden, bis ſie mit der äußern Luft, oder dem auswendigen Waſſer im Gleichgewichte ſtehen. In der chymiſchen Unterſuchung giebt dieſer Schwamm viel flüchtiges Laugenſalz, und man hat daher ſelbigem auch verſchiedene Arzneykräfte zugeeignet, welche aber nicht genugſam gegründet ſeyn. Daß der zu Pulver gebrannte Schwamm innerlich genommen bey den Kröpfen nützlich ſeyn ſoll, haben viele behauptet. Der beſte und gemeinſte Gebrauch iſt zum Waſchen und Baden.

Der Brodſchwamm iſt eine Abänderung dieſes Badeſchwammes, welcher ſehr fein iſt, und wie Brod ausſieht. Es giebt hochrothe, purpurfärbige, violetfärbige, auch weiße.

2) Der Wedelſchwamm, Spongia ventilabra Linn. iſt dünne, flach und am Rande in Lappen abgetheilet, wodurch ſolcher eine Wedelgeſtalt erhält. Das innere Beſtandweſen ſieht einer fächerförmigen Horncoralle ganz ähnlich; doch iſt ſolches nicht horn- oder holzartig, ſondern beſteht aus einem weißſchwammichten Weſen, das ſich leicht in Pulver zerreiben läßt. Ueber dem fächerförmigen Schwammgewebe befindet ſich eine feine, wollichte Bekleidung, worinnen ſich Höhlen, wie in den Honigkuchen der Bienenſtöcke, zeigen, wenn das Gewächſe im Waſſer liegt.

Man findet dergleichen Schwämme mit doppelten Wedeln, auch welche mit dünnen, grünen Lappen, und Herr von Linné rechnet hieher den Runzelſchwamm, Spongia ſtrigoſa des Herrn Pallas, und den Tuchſchwamm, Spongia Baſta des Herrn Rumphs. Das letzte iſt ein zartes, weiches, fächerförmiges Schwammgewächſe von dunkelrother Farbe, welches aber außer dem Waſſer ſchwarz wird. In Oſtindien führet dieſe Art von einer gewiſſen groben Leinwand, die man daſelbſt Baſta nennt, den Namen Seebaſta.

3) Fächerſchwamm, Spongia flabelliformis Linn. Dieſer unter-

unterſcheidet ſich von der vorherſtehenden Art durch die knorpelartigen Faſern, welche ganz dichte, wie ein Netz, geflochten ſind, und wegen des mehr runden Umfanges, wodurch die Geſtalt deſſelben mehr einem Fächer ähnlich wird. Die Aeſtchen ragen nicht ſo ſehr, als bey den fächerförmigen Horncorallen hervor, und das ganze Gewebe iſt weich und faſt allenthalben gleich fein. Herr Pallas giebt ſolchen als ſchwarz an, welches Herr Müller für zufällig hält, indem er ſelbſt aus Weſtindien roſtfärbig gelbe erhalten.

4) Trichterſchwamm, Spongia infundibuliformis Linn. Dieſe ſchöne Art erhält man aus dem Indiſchen und Nordiſchen Meere, ſteigt aus einem fingersdicken und ſich immer erweiternden blaßgelben Stamme in die Höhe und endiget ſich mit weiten Rande. Der Rand iſt zuweilen ganz, zuweilen mit einem Zähnchen beſetzet oder in Lappen abgetheilet, und der innere Raum mit runzlichten Blättern ausgefüllet.

Der Becherſchwamm, Spongia crateriformis iſt nur zufällig davon unterſchieden, indem ſich der innere Umfang nach unten zu nicht ſo ſehr verengert, ſondern mehr weit bleibt, daher auch vom Herrn Boddaert die Mütze genannt wird. Der Schwamm zeiget ein löcherichtes, graubraunes Gewebe mit vielen runzlichten und zotichten Erhöhungen der äußern Fläche. Herr Müller rechnet auch hieher des Hrn. Pallas Spongiam frondoſam, oder

Blätterſchwamm, welcher ſich aus einem kurzen, runden Stamme in ein netzartiges Laubwerk erhebt, das ſich verſchiedentlich drehet, nach und nach mehr ausbreitet, und verſchiedene Lappen in ungleicher Fläche abgiebt. Die Lappen oder Blätter ſind an der einen Seite glatt, mit Löchern netzartig geflochten, auf der andern rauh und mit Warzenröhrchen und Blätterchen beſetzet.

5) Röhrenſchwamm, Spongia fiſtularis Linn. beſteht aus einzelnen, mehr kegel- als walzenförmigen Röhren von verſchiedener Größe. Man findet dergleichen von vier Schuh Länge, und am Fuße einen, am obern Rande aber vier Zoll Dicke oder Weite. Daher Herr Müller erinnert, wie man dieſen Schwamm auch das Nachtwächterhorn oder Kühhorn, oder die Poſaune nennen könnte. Ueberall im Weltmeere wachſen dergleichen.

6) Trompetenſchwamm hat die Geſtalt des vorherſtehenden, iſt aber darinnen unterſchieden, daß ſolcher in zween und mehrern Köchern zugleich wächſt, auswendig mit Löchern, zugleich aber auch mit ziemlichen, etwas in die Höhe gebogenen, ſchwammichten Dornen

beſetzet

beſetzet iſt, und deswegen Spongia aculeata vom Herrn v. Linne' genannt wird.

7) Seehandſchuh, Spongia tubuloſa Linn. ſteigt gleichfalls in walzenförmigen Köchern vielåſtig in die Höhe, ſo wie ohngefähr die Finger an einem ledernen Handſchuhe. Es machet aber ein einziger Stamm den Anfang, aus welchem die Finger ſeitwårts in die Höhe ſteigen. Das Gewebe iſt ungemein fein und dichte.

8) Gitterſchwamm, Spongia cancellata Linn. iſt auch ein köcherförmiges Schwammgewächſe des Oceans, von einem weitſchichtigen Gewebe, wodurch es einem Gitterwerke åhnlich ſieht. Die Köcher ſollen fingersdicke, roſtfårbig, auswendig ſtachlicht ſeyn, und an den Seiten federkielsdicke Löcher haben. Herr Houttuin hålt ſolchen für eine junge Sproſſe des Kanonenſchwamms, deſſen Gewebe eben ſo löcherichtund weitſchichticht, zween bis drey Schuh lang und armsdicke iſt. Herr Houttuin führet hier auch den

Bockſchwam̃, Spongiam hircinam, des Plinius an, welcher beym Pallas Spongia faſciculata heißt. Es iſt ſolcher ſteif, erhaben rund, und aus fåſerichten, dreyſeitigen, åſtigen, oben zuſammenlaufenden Bündelchen zuſammengewebet. Dieſe prismatiſchen Bündel ſteigen nach und nach aus einer Wurzel in die Höhe, ſind gelblicht und durch ein graues Gewebe mit einander vereiniget.

9) Augenſchwamm, Spongia oculata Linn. iſt faſt einem gewöhnlichen Keulenſchwamme åhnlich, nåmlich ſehr åſtig, mit runden, oder keulförmigen, büſchelweiſe beyſammenſtehenden und auseinander wachſenden Stielen, die oben ſtumpf ſind. Die Oberflåche iſt hin und wieder mehrentheils mit runden Löchern beſetzet.

10) Stachelſchwamm, Spongia muricata Linn. iſt ein korkartiges Schwammgewächſe, welches weit auseinander weicheude, runde Aeſte hat, die ringsherum mit vielen ſchwammichten Stacheln beſetzet ſind. Der fingersdicke Stamm ſteiget gerade in die Höhe und breitet ſeine Aeſte weit aus.

11) Knotenſchwamm, Spongia nodoſa Linn. Die unförmliche Höckerigkeit giebt zu dieſer Benennung Anlaß. Er wåchſt baumartig mit Aeſten und zeiget paarweiſe, aber auch unordentlich ſtehende Löcher. Herr Pallas nennt ſolchen röthlich, Spongia rubens, ſoll aber mehrentheils graubraun oder auch weißlicht ſeyn.

12) Wollenſchwamm, Spongia tomentoſa Linn. iſt ein wollichtes, weiches, dichtes, wenig ſtachlichtes, rauh, von außen hin und

und wieder mit kleinen Löchern durchbrochenes, blaßfärbiges Weſen, welches ſich zuweilen in einer runden Geſtalt an verſchiedene Seegewächſe anſetzet.

13) Steckenſchwamm, Spongia bacillaris Linn. wächſt wie ein runder Stecken anderthalb Schuh hoch, treibt gegen den Stamm angedruckte Aeſte, und iſt von einem feſten dichten Gewebe, mit vielen kleinen Löchern.

14) Hirſchgeweihſchwamm, Spongia dichotoma L. ſteigt einen Schuh hoch gabelförmig in die Höhe, und theilet ſich hernach in runde, einen Federkiel dicke, ausgebreitete Aeſte; das Beſtandweſen iſt dichte, zähe, und dabey wollichtrauch. In der Nordſee ſind dergleichen Schwämme häufig anzutreffen.

15) Weiherſchwamm, Spongia lacuſtris L. In den Landſeen Schwedens und Engellands findet ſich eine Klafter tief unter dem Waſſer ein fortkriechendes, grünlichtes, und mit einem Fiſchgeruche begabtes Schwammgewächſe, welches ſehr mürbe iſt, und gerade in die Höhe ſtehende, runde, ſtumpfe Aeſte hat. Herr Blom fand im Herbſte in den Löchern deſſelben, kleine, blaue Kügelchen, welche glänzeten und in der Flamme eines Lichtes Funken von ſich gaben. Ob dieſes eigene, oder fremde Körper waren, iſt nicht entſchieden.

16) Flußſchwamm, Spongia fluuiatilis L. wächſt auch in ſüßen Gewäſſern, und iſt um Leipzig und Berlin häufig anzutreffen; ſieht auch grün aus, und hat einen Fiſchgeruch, zeiget ſich aber unter verſchiedener Geſtalt; bald ſtellet ſelbiger eine dünne weiße Haut vor, bald wird dieſe dicker, höckericht und ungleich. Man findet, daß er tief unter dem Waſſer die Baumwurzeln, Holz, und Schneckenſchalen überzieht, auch Inſectenlarven und kleine Steine in ſich nimmt. An den Wurzeln der Erlen und halbverfaulten Brückenpfählen findet man anfangs unförmliche Klumpen, die ſich nach und nach in die gewöhnliche Geſtalt verändern. Zwiſchen dem feinen Gewebe ſitzt ein weißer Schleim, von welchem der Fiſchgeruch abhänget. Dieſer wird in Rußland von dem gemeinen Weibsvolke, unter dem Namen Badjaga geſammelt, getrocknet, und zum Reiben der Warzen, anſtatt einer Schminke, gebrauchet. Herr Pallas bemerket im erſten Theile ſeiner Reiſen, wie dieſer Schwamm in allen langſam fließenden Waſſern mit dicken und aufgerichteten Zweigen wachſe, hingegen bey einer ſchnellen Strömung ſich in lange, netzförmig durcheinander wachſende Zweige zu ſtrecken pflege. Es hat derſelbe weder in Rußland, noch anderwärts an dieſem Gewächſe die

geringſte Reizbarkeit oder Bewegung wahrgenommen, die einiges Leben anzeigen könnte, obgleich der Geruch, wenn man es brennet, etwas thieriſches anzeiget.

Meerſchwein.

Meerſchwein, Angl. Porpoiſes, Gall. Marſovin, auch Meerſchouin, Sus marinus, ſo dem Delphin gleichet. Richter. Der deutſche Geſner S. 92. b. führet auch ſeine Meerſchweyne, beſonders unter den Delphinus und Phocaena ſ. Turſio, als Arten der Wallfiſche, auf, und erzählet die gelehrte Geſchichte des Delphins ſehr umſtändlich. Unſer Klein aber machet die Meerſchweine, Delphaces, oder Porcellos, zur dritten Ordnung ſeiner Blaſer, Phyſeteres; aber auch wieder drey Geſchlechter derſelben, nämlich: 1) Oerſchwein, Orca, 2) Delphin, Delphinus, 3) Taumler, Braunfiſch, Turſio, ſ. Phocaena. Miſſ. II. p. 9. ſq. ſ. auch unſere Artikel, Blaſer, Th. I. S. 794. und Fiſch, Th. III. S. 60. Von den Delphinen und deren Unterſcheid von den beyden Nebengeſchlechtern, iſt unſer Artikel, Delphin, Th. II. S. 306. nachzuſehen; und von den Oerſchweinen und Taumlern wird an ſeinem Orte gehandelt werden. Wir bemerken daraus nur ſoviel: der Kopf des Delphins geht in einen langen geraden Saurüſſel aus, und iſt kleiner als der erſten Gattung, des Oerſchweins, Orca; dieſes hat einen mehr plattgedrückten ſtumpfen; und der Taumler, Turſio, einen geraden, kurzen, aber gleichfalls ſtumpfen Rüſſel. Da ſie doch Rückenfinnen oder Floßen haben, ſo gehören ſie, nach der Kleiniſchen Erklärung, zum Fiſchreiche. Der Ritter von Linné aber rechnet ſie dem ohngeachtet, zur ſiebenten Ordnung ſeiner erſten Claſſe, der wallfiſchartigen oder ſäugenden Seethiere, Cete, und zwar beſonders zum 40ſten Geſchlechte, Delphinus, der Delphine, Delphinus Phocaena, ſp. 1. den Braunfiſch; Delphinus Delphis, ſp. 2. den Taumler, und Delphinus Orca, ſp. 3. den Butkopf, nach den Mülleriſchen Benennungen. Wir werden es demnach allhier bey der Anführung ihrer Geſchichte, vorzüglich aus den Sammlungen aller Reiſen, bewenden laſſen können.

Die Meerſchweine, welche von den Engländern Porpoiſes, von den Portugieſen Tamnos, und von den Franzoſen Marſovin genannt werden, ſind von zweyerley Arten. Einige haben eine ſpitzige Schweinſchnauze, daher ſie Meerſchweine heißen. Andere haben ein flaches Maul, wie die Lamia, welchen Namen ihnen die Holländer beylegen. Man heißt ſie

ſie auch Seemönche, weil es nicht anders ausſieht, als ob ſie eine Kutte anhätten. Wenn man ſie aufſchneidet, ſo iſt ihr Fett oder Speck wie bey den Schweinen, auch das Eingeweide iſt ſo. Sie ſchwim̃en heerdenweiſe und grunzen wie die Schweine, welches man als eine Vorbedeutung vom übeln Wetter annimmt. Le Maire ſaget, das Marſovin oder Meerſchwein ſey von der Größe des Seehundes, und ſehr gut zu eſſen. Sie beſchädigen nieman, den. Man machet Speck von ihnen, der aber übel ſchmecket. Seiten und Eingeweide ſind wie bey den Schweinen, doch haben ſie zween Magen, einen am Ausgange des Schlundes, den andern ihm zur Seite, der faſt ſo groß iſt als jener. Es geht ein Weg, ſo enge als ein Federkiel, aus einem in den andern. Sie ſind voll kleine Zellen, wie ein Honigkuchen. Der Zwölffingerdarm entſprang, wie ſich le Maire ſehr wohl erinnerte, von dem letztern. Er konnte nicht alles genau unterſuchen, weil die Schiffleute ſo viel verderbet hatten. S. A. Reiſen, B. III. S. 338.

Das Meerſchwein wird auch hier an der Goldküſte gefunden. Es iſt etwan fünf Fuß lang, und ſehr fleiſchicht oder vielmehr lauter Fett, den Kopf ausgenommen, der noch zu eſſen iſt, wenn er einige Tage wohl eingeſalzen worden, und darauf gut gekochet und geſalzen wird; und gleichwohl liegt er noch ſchwer im Magen, weil er zu fett und ölicht iſt. Man ſchnitt das Fleiſch von einem in länglichte Stücken, legete es einige Tage in ſtarkes Salzwaſſer, hieng es ſodnn auf, und trocknete es an der Sonnen; aber es behielt doch immer einen eckelhaften fettigen Geſchmack. Die Haut iſt über und über, wie bey dem Wallfiſche, pechfarben, der Leib rund und plump, die Schnauze ſehr lang, und im Munde ſind zwo Reihen kleine ſcharfe Zähne, die in der Ferne wie eine Säge ausſehen, doch frißt dieſer Fiſch keine Thiere. Dieſe Fiſche machen von der Zeit, da ſie aufs Verdeck gebracht werden, bis ſie ſterben, eine Art von Gegrunze. Ihr Blut iſt ſo heiß, als dasjenige, welches von einigen Thieren köm̃t, und ſie haben, wider die Natur aller andern Fiſche, deſſen eine ſehr große Menge. Die beyden Geſchlechter haben kenntliche Geburtsglieder und begatten ſich wie die Menſchen. ſ. S. A. Reiſen, B. IV. S. 281.

Es finden ſich in dem St. Lorenzfluſſe Meerſchweine von zweyerley Farben. In dem Salzwaſſer, wie man ſchon angemerket hat, das iſt, von dem Cap Tormento bis an die Mündung, ſind ſie von

denen im Meere nicht unterſchieden; in dem ſüßen Waſſer ſind ſie weiß und ſo ſtark wie eine Kuh. Die erſten gehen ordentlicher Weiſe in Haufen, und man hat nicht eben die Eigenſchaft bey den andern beobachtet, ob man gleich zuweilen welche in dem Becken des Hafens zu Quebeck ſieht. Sie ſteigen nicht viel höher. Die Küſten von Arcadien haben ihrer viel von beyderley Arten, woraus man ſchließen kann, daß der Unterſchied in der Farbe nicht von dem Unſchiede des ſüßen und ſalzichten Waſſers herkömmt. Die Meerſchweine geben nicht weniger, als eine Tonne Oel, welches von dem Oele des Seewolfes wenig unterſchieden iſt. Man ißt ihr Fleiſch nicht. Das von den grauen Meerſchweinen aber, welche die franzöſiſchen Matroſen pourcelles nennen, wird für eine ganz gute Speiſe gehalten. Man machet aus ihren Gedärmen Bratwürſte und Blutwürſte. Das Geſchlinge iſt vortrefflich und der Kopf beſſer, als ein Schaafskopf, aber nicht ſo gut als ein Kalbskopf. Die Haut von beyden wird gegerbet, und wie Saffian zugerichtet; anfänglich iſt ſie ſo zart, als Speck, und iſt nicht weniger als ein Zoll dicke. Durch vieles Schaben aber wird ſie wie ein durchſichtiges Leder; und ſo dünne man ſie auch machen kann, ſo daß man ſie brauchen kann, Kleider und Hoſen daraus machen zu laſſen, ſo iſt ſie dennoch allezeit ſo ſtark, daß man glaubet, ſie könne eine Kugel aushalten. Es finden ſich welche acht Fuß lang und neun Fuß breit, und nichts kann beſſer gebrauchet werden, die Kutſchenhimmel zu bedecken. ſ. S. A. Reiſen, B. XVII. S. 238.

Meerſchwein, Marſvin, norwegiſch Niſe, aus dem Pontoppidan, ſ. in unſerm Artikel Delphin, Th. II. S. 307. beſchrieben.

Meerſchwein, ein wildes, in Madagaſcar. Unter den Fiſchen, die man außerhalb Madagaſcar nicht findet, gedenket Flacome keines ſeltſamern, als des wilden Meerſchweines. Er ſah eins von Ochſengröße und ohne Schuppen, aber borſtig, wie ein wildes Schwein, mit einem Loche auf dem Kopfe, Floßen auf dem Rücken, Krokodilfüßen, zwey ſehr kleinen Augen, etwa funfzig Zähnen auf jeder Seite des Rachens, in der Größe eines Fingers; einem zottichten Schwanze, einer Klafter lang, der allmählig ſpitzig zu lief. Dieſes Ungeheuer war von der See nahe an das Fort Dauphin geworfen worden, und daſelbſt geſtorben, ſtank auch ſo übel, daß es niemand abziehen wollte. ſ. Samml. A. Reiſen, B. VIII. S. 577.

Meerſchweinchen.

Mus porcellus Linn. Dieſes Thier findet man itzt zwar häufig in den europäiſchen Ländern, es ſtammet aber eigentlich aus Amerika, aus Braſilien und aus Guinea. Weil es alſo über das Meer zu uns gekommen iſt, und nicht nur in Anſehung der Größe und Geſtalt, ſondern auch in Anſehung der Stimme einige Aehnlichkeit mit einem jungen Ferkel hat, ſo iſt es im deutſchen Meerſchwein und Meerferkel genannt worden.

In ſeinem Vaterlande heißt es Cauia Cabaya. Herr v. Linné rechnet daſſelbe, weil die untern Schneidezähne ſcharf und ſpitzig ſind, unter die Mäuſe. Herr Briſſon zählet es zu den Kaninichen, und Herr Klein, welcher es unter dem Namen Pharaonsmaus und haarichter Tatu anführet, zu den Afterhaſen oder Afterkaninichen. Die Geſtalt iſt, wegen des kurzen Halſes und der kurzen Füße, ein wenig unförmlich. Der Leib und der Kopf ſind ſehr dicke, die Schnauze ſtumpf, die Augen groß, hervorragend und von brauner Farbe. Neben den Naſenlöchern ſtehen lange Barthaare, dergleichen ſich auch drey an den obern und drey an den untern Augenliedern befinden. Die obere Lippe geht über die untere herüber und iſt, wie bey den Haſen, aber nur bis an die Hälfte ihrer Höhe geſpalten. Die Ohren ſind rund, mehr breit als lang, auswendig ganz kahl und inwendig ein wenig mit Haaren bedecket. Die Vörderfüße haben vier und die Hinterfüße drey, mit langen Nägeln beſetzte Zähen. Der Schwanz fehlet. Die Länge des ganzen Thieres beträgt gemeiniglich nicht viel mehr als einen halben Schuh. Das dichte und ſanfte Haar iſt entweder ganz weiß oder röthlich, oder weißbraun und ſchwarz geflecket.

Die Nahrung dieſer Thiere, welche nicht viel Kälte und Näſſe vertragen können, beſteht vorzüglich in Baumfrüchten und Kräutern. Sie ſind ſehr geil, und ſpüren faſt ſo oft, als ſie gefreſſen haben, den Trieb ſich zu begatten, wozu ſie auch ſchon bisweilen ſechs Wochen nach ihrer Geburt geſchickt ſind. Ihr völliges Wachsthum vollenden ſie ohngefähr nach acht oder neun Monathen. Die Weibchen ſind nur drey Monathe trächtig, und werfen das erſtemal etwa vier oder fünf, das zweytemal fünf bis ſechs, und die übrigen male ſieben, acht, auch wohl zehen Junge auf einmal, welche ſie nur zwo bis drey Wochen ſäugen. Die Männchen fechten ſcharf mit einander und bringen auch oft einander um, wenn es darauf ankömmt ihren Trieb zur Begattung zu befriedigen. Das Fleiſch der Meerſchweinchen

iſt ziemlich fett und ſchmeckt faſt wie das Fleiſch von jungen Ferkeln. Das Fell aber kann nicht gebrauchet werden.

Meerſcorpione.

Meerſcorpione nennt Müller das 161ſte Thiergeſchlecht des Linnäus, Scorpaena, derjenigen Fiſche und Bruſtbäucher, denen der Kopf hin und wieder mit Bärtchen bewachſen iſt. Hiervon mag er wohl den lateiniſchen Namen, Scorpena, oder nach dem Plinius, Scorpaena, haben, welchen Houttuin im holländ. beybehalten und ihn Zee-Scorpioen, Müller Meerſcorpion genannt. Die Geſchlechtszeichen ſollen ſeyn, ein großer und ſtachlichter Kopf; nahe beyſammen ſtehende Augen; mit Zähnen beſetzte Kiefer, Gaumen und Schlund, und eine ſiebenſtrahlichte Kiemenhaut. Es ſind nur drey Arten derſelben zu betrachten. Klein beſchreibt die zwo erſten Gattungen unter ſeinen Helmfiſchen, Coryſtion, Miſſ. IV. Faſc. IV. §. 24. daher wir auf dieſen unſern Artikel, Th. III. S. 760. u. f. uns zu beziehen haben.

1. Scorpaena Porcus, das Mülleriſche Dornſchwein; der kleine Scorp, oder der ſchwarze Scorpfiſch, Scorpis, Scorpaena, ſ. Scorpius, des Gesners, S. 45. a. Kleins Helmfiſch, Coryſtion 13. ſ. unſ. Art. S. 773.

2. Scorpaena Scrofa, die Mülleriſche Stachelſau; Meerſcorp, ein großer Meerſcorpion, Scorpius maior, des Gesners, S. 44. b. Kleins Helmfiſch, Coryſtion, 12. ſ. unſern Artikel, S. 772.

3. Scorpaena Horrida, der Zauberfiſch. Es wird aus dem Valentin ein Fiſch hieher gerechnet, den die Indianer Ikan Sowanggi Bezar nennen, welches ſo viel als Zauberfiſch, holländ. Toverviſch heißt. An dieſem Fiſche nahm Gronov, Zooph. 292. (der ihn zu einer Perca machet) den ſeltenen Umſtand wahr, daß die geraume Haut, welche an den Finnen hinan ſteigt, die dreyzehn erſten Finnen der Rückenfloße an den Spitzen breiter, und auf dieſe Art einen lappichten Kamm aus ſelbigen mache, und ſey dieſe Haut mit ſchwieligen Höckern geſprengelt. Die Rückenfloße zeiget dreyzehn ſteife von zwanzig Finnen; die Bruſtfloße funfzehn, die Bauchfloße ſechs, die Afterfloße von neun drey ſteife, und die Schwanzfloße vierzehn Finnen. In der Kiemenhaut zählet man aber nur fünf, ſtatt ſieben, Strahlen. Sein Aufenthalt iſt in den oſtindianiſchen Meeren. Ruyſch, Th. Anim. Tom. I. Tab. I. §. et fig. 17. nennt ihn Ican Swangi, holländ. de Baarſche Speerviſch; und ſcheine er von der, etwas ins

Violetne

Violetne fallenden Farbe alſo benannt, im übrigen auch, dem Aper des Rondelets, V. 27. ähnlich und ein Capriſcus zu ſeyn, ſ. unſere Artikel, Hornfiſch, Th. IV. S. 114. no. 3. Jcan, Th. IV. S. 231. und Capriſcus, 6. Maus-Bocks-Maul des Kleins, Th. V. S. 430.

Meerſeelen.

Apua, ein eigenes Geſchlecht des Gesners, mit neun Arten, S. 1. und folgende. Gobius Aphya, Linn. gen. 159. ſp. 4. die Müllerische Nilgrundel; Gobio, 4. des Kleins, ein Rockfiſch, ſ. unſere Artikel, Grundel, Th. III. S. 535. und Grau, ebendaſ. S. 509.

Meerſenf.

S. Stachelſenf.

Meerſpinne.

Dieſen Namen führen auch die Blackfiſche. Herr Müller aber verſteht darunter diejenige Art, welche Herr von Linné Saepia media genannt. Es iſt ſelbige mit dem Dintenfiſche, Saepia officinal. und der Seekatze, Saepia loligo nahe verwandt, und hält gleichſam zwiſchen beyden das Mittel. Man trifft dergleichen in der Nordſee von einem Schuhe bis einer Elle lang an. Der Körper iſt rund und einer Geldbörſe gleich. Die häutigen Lappen an den Seiten des Körpers ſind ſo beſchaffen, daß ſich das Thier damit, als mit einem Mantel bedecken kann. Dieſe aber ſteigen von dem Schwanzende nur bis zur Hälfte des Körpers hinan; und hierdurch unterſcheidet ſich dieſe Art von dem Dintenfiſche. Außer den acht mit kleinen Wärzchen beſetzten Füßen ſind hinten am Kopfe noch ein paar viel längere Riemen befindlich, die am Ende breit ſind. Die dintenartige Feuchtigkeit, welche dieſes Thier ausſchwitzet, erreget auf der Haut ein Brennen. Eine Abbildung ſteht in dem Linnäiſchen Naturſyſteme, welches Müller herausgegeben im VI. Th. I. Band, 5 Taf. 3 Fig.

Meerſpinne, al. Blackfiſch, Sepia, ſ. unſern Artikel, Blackfiſch, Th. I. S. 780. und Kuttelfiſch, Th. IV. S. 870.

Meerſpiring.

Meerſpiring, ſonſt auch Meerſtint, ſ. dieſen bald folgenden Artikel. Der Capitain Wallis hat bey dem Port Famine, im Sedgerfluſſe, nebſt vielen Meeräſchen, auch viel Meerſpiringe, gefunden. Reiſe um die Welt in der Geſchichte der Seereiſen nach dem Südmeere. Th. I. S. 68.

Meerſtachelkraut.
S. Salzkraut.

Meerſtachelſchwein.
S. unſern kurz vorherſtehenden Artikel Meerigel.

Meerſtern.
Seeſtern, Stella marina, Richt. S. 57. es gehöret aber dieſes Waſſergeſchöpfe nicht zum Fiſchreiche.

Meerſtern, S. Seeſtern.

Meerſterne, Seeſterne, verſteinerte, Stellae marinae petrefactae, ſind verſteinerte Seewürmer, die man aber ſelten ganz findet; dagegen findet man deren Theile häufiger und zwar in unbeſchreiblich großer Menge. Sie kommen unter den Namen Trochiten, Entrachiten, Aſterien und Nelkenſteine vor.

Meerſtichling.
Glaucus; Glaucus maior, ſ. prima ſpecies, ein großer Meerſtichling des Geſners, S. 62. a. Scomber Amia, Linn. gen. 170. ſp. 9. der Mülleriſche Streitthunfiſch ſeiner Mackrelen. Glaucus, 1. des Kleins, ein Blauling. ſ. dieſe Artikel, Th. II. S. 829. und Makrele, Th. V. S. 327.

Meerſtichling, iſt nach dem Chomel, eine Art der Seerappen, wird öfters drey Ellen lang gefunden, und wegen ſeiner Eigenſchaften und Farbe, lat. Glaucus genennet. Das Weiblein ſoll zu ihren Jungen eine ſolche Liebe haben, daß ſie in der Angſt, wenn ihnen nachgeſtellet wird, ſolche gar auffreſſe. Glaucus Bellonii, ein Meerblauling, ſ. dieſen Artikel, Th. V. S. 469.

Meerſtint.
Salmo Eperlanus, Linn. gen. 178. ſp. 13. Trutta, 11. des Kleins, eine Forelle; ſ. dieſen Artikel, Th. III. S. 177.

Meertaſche.
S. Qualle.

Meertaube.
Orbis muricatus; Orbis muricatus ſ. Echinatus, eine Stachelkugel, Igelfläſch, des Geſners, S. 84. b. Diodon Atinga, Linn. gen. 138. ſp. 1. γ) Diodon echinatus; die Mülleriſche Stacheltaube ſeiner Igelfiſche. Th. IV. S. 241. ſ. auch Meerfläſch, Th. V. S. 498.

Meerteufel.
Waſſermännle, Triton, Daemon marinus, des Geſners, S. 105. b. ſ. Meerwunder.

Meerteufel, Rana piſcatrix; ſ. Meerfroſch, und unſern Artikel, Froſchfiſch, Batrachus, Th. III.

III. S. 203. auch Meerkrot, unſern Artikel, S. 524.

Meertopf.

S. Pyramidenſchnecke.

Meertraube.

S. Roßſchwanz.

Meertreubel.

S. Roßſchwanz.

Meertreuſche.

Meertreuſche, oder Pagorellen, (vermuthlich Paganello, Eſpece de Goujon de Mer, Bomare.) desgleichen Meertruſche, Meergrundel; Enchelyopus, 2. des Kleins, ein Aalbaſtart, ſ. dieſen Artikel, Th. I. S. 40. und Gobio, 3. des Kleins. ſ. Rockfiſch.

Meertritt.

S. Roßſchwanz.

Meertulpe.

S. Meereichel.

Meerwaage.

Meerwaage, vid. Hammerfiſch, Zygaena; ſ. unſern Artikel, Meerſchlegel, Th. V. S. 536.

Meerweih.

Weyh, Miluus; Lucerna, Miluus, Meerlicht, Meerweih, des Geſners, S. 17. a. ſ. unſern Artikel, Meerleuchte, Th. V. S. 525.

Meerwermuth.

S. Cypreſſe.

Meerwertzen.

Meerwertzen, oder Wertzer, Vmbra, des Geſners, S. 28. a. ſ. kurz vorhergegangenen Artikel, Magerfiſch.

Meerwinde.

Meerkohl, Meerglöcklein, Purgierwinde. Unter dieſen Namen verſteht man Soldanella officin. Weil aber dieſe Pflanze eine Art Winde, und Conuoluulus ſoldanella Linn. iſt, hat Herr von Linné ein anderes Geſchlecht Soldanellam genennet, welches im deutſchen Drattelblume heißt. Mithin ſind beyde Soldanellen mit einander nicht zu verwechſeln, wie in Dycks Gartenkunſt geſchehen. Die in Apotheken gebräuchliche, wächſt an ſalzichten Oertern, ſonderlich an dem Ufer des Meeres, Italien, Frankreich, Spanien. Die dünne, fäſerichte Wurzel treibt zarte, röthlichte, auf der Erde hinkriechende Stängel, welche mit langgeſtielten, glatten, nierenförmigen Blättern, und einzeln geſtellten purpurfärbigen Blumen beſetzet ſind. Dieſe und die Frucht kommen der Beſchaffenheit nach mit andern Arten der Winde überein. Die getrocknete Pflanze, Wurzel und Blätter, findet man in der Apotheke. Sie hat einen bittern,

ſcharfen und etwas ſalzichten Geſchmack, und gehöret zu denjenigen Purgiermitteln, welche heftig wirken, das Waſſer häufig durch den Stuhlgang abführen, und vorzüglich bey der Waſſerſucht, empfohlen worden. Herr v. Swieten hat aus fünf Blättern einen Thee bereiten, und dieſen einem Mägdchen trinken laſſen, welche mehr als zwanzig Stuhlgänge darnach gehabt. Jetzo iſt ihr Gebrauch ganz abgekommen, und in den Apotheken findet man auch nur alte verlegene Waare; und man kann ſelbige bey der Menge anderer dergleichen Mittel gar leicht entbehren. Herr Spielmann hat ſelbige in dem Verzeichniß der Arzeneymittel gar nicht angeführet.

Meerwinde, S. Drattelblume.

Meerwolff.

Lupus marinus; Anarrhichas Seanſor, ein Klippfiſch des Geſners, S. 63. a. iſt er etwan, nach dem Artedi, ſyn. p. 38., der Geſneriſche Rheynfiſch, fol. 41. a.? Anarrhichas Lupus, Linn. gen. 146. ſp. 1. der Mülleriſche Meer- oder Seewolff. Latargus, des Kleins, ein Klippbeißer; ſ. dieſen Artikel, Th. IV. S. 554.

Meerwunder.

Monſtra marina, Fr. Monſtres marins, werden überhaupt Waſſergeſchöpfe und Fiſche von ſeltener, ungewöhnlicher, gräßlicher Geſtalt und Größe, beſonders aber die ſogar etwas menſchenähnliches an ſich haben ſollen, genennet; ſo wie es etwan in dem Thierreiche Affen, einen Orang-Outang, den Linneiſchen Troglodytes, den Nacht-, Erd- und Buſchmenſchen, giebt, die man, nach den Mülleriſchen Copeyen, Tom. I. Tab. V. fig. 1. und 2. ſeines erklärten Linneiſchen Naturſyſtems, gar leicht für Stiefbrüder anſehen könnte; ohne eben unter den Affen den Affen mitmachen zu müſſen. Da wir uns in einigen Artikeln, beſonders dem von den Meermenſchen, S. 525. dieſes Theils, auf den gegenwärtigen bezogen: ſo wollen wir von ſelbigen nur einige Nachrichten und Beyſpiele anführen, ohne an dem mit unterlaufenden, fabelhaften, Theil zu nehmen. Der von uns Th. I. S. 241. beſchriebene, Ambize Angulo, mag den Reyhen führen. Dapper meldet von ihm, daß ihn die Eingebohrnen, in Kongo Ambiſangulo, und Peſiengoni, die Portugießen Pezze Mouller, und andere Europäer Meermann und Meerjungfer, nannten. Morella in ſeiner Reiſe nach Kongo, S. 610. ſaget deutlicher, daß ihn die Schwarzen Ngulla u maſa, die Waſſerſau, und die Portugieſen

Pieꝛe Wolker, das iſt, den Weiber- oder Frauenfiſch hießen; giebt auch folgende Beſchreibung von ihm: die Meerjungfer wird, ſeinem Vermelden nach, durch den ganzen Fluß Zaire gefunden, und gleichet einem Weibsbilde einigermaaßen wegen ihrer Brüſte, Zitzen, Hände und Aerme; unterwärts aber endiget ſie ſich als ein ordentlicher Fiſch mit einem Gabelſchwanze. Der Kopf iſt rund, das Geſicht wie an einem Kalbe. Sie hat einen großen häßlichen Mund, kleine Ohren, und runde volle Augen; der Rücken iſt mit einer ſtarken Haut bedecket, die an verſchiedenen Orten durchlöchert, und ihr von der Natur gleichſam als ein Mantel gegeben iſt, den ſie nach Gefallen öffnen und zumachen kann. (Hierinn gleichet er faſt dem Mantea oder Mantelfiſch, einer großen Rochenart; ſ. unſern Artikel, Th. V. S. 372.) Die Ribben ſtillen das Blut; die größte Kraft aber liegt in den zween Knochen an den Ohren. Morella hat oft von dieſem Fiſche gegeſſen, der wohlſchmeckend und dem Schweinefleiſche nicht unähnlich war; auch ſeine Eingeweide gleichen den Schweinen. Er hält nur den Kopf aus dem Waſſer, wenn er von den Kräutern am Ufer frißt. S. A. Reiſen, B. V. S. 95.

Biſchoffsfiſch, deſſen wir Th. I. S. 775. gedacht, wird vom Rondelet, lib. XVI. cap. 21. Piſcis, habitu Epiſcopi, und vom Geſner S. 105. Epiſcopus marinus, ein Meerbiſchoff, genennet; und von beyden, aber nicht verſchieden, beſchrieben und gezeichnet. Im Nomenclatore S. 174. ſetzet Geſner unter die Rondeletiſche Zeichnung: Monſtrum aliud marinum, anno Dom. 1531. in Polonia, viſum Epiſcopi habitu. d. i. Ein ander Meerwunder, in Poland, (heut zu Tage in Polen) gefunden ꝛc. Rondelet hält dieſes Monſtrum noch für ein größeres Meerwunder, als den ſogenannten Meermönch; und ſetzet hinzu, er habe die Zeichnung deſſelben von einem deutſchen Medicus, dem Gisbert, erhalten, der es von Amſterdam mit der Nachricht bekommen, daß es im Jahr 1531. in Polen geſehen, und vor dem König gebracht worden, der es, nach einigen von ihm gegebenen Zeichen, daß es wieder ins Meer wolle, auch dahin erlaſſen, in welches es ſich denn mit Ungeſtüm geſtürzet. Rondelet ſetzet ganz aufrichtig hinzu: Ich laſſe mit Fleiß vieles, was mir erzählet worden, weg, weil ich ſolches für fabelhaftes Zeug halte. Denn das iſt ja der Menſchen Eitelkeit, daß ſie dem an ſich wunderbaren, noch mehr wunderbares anzudichten verſuchen. Ich theile die Abbildung dieſes Monſtrum mit,

wie ich es empfangen habe; und will es weder bejahen noch verneinen, daß es ſeinem Originale ähnlich oder nicht ähnlich ſey. Rzanczynski ſetzet in ſeiner Hiſt. Nat. Cur. Polon. p. 358. hinzu, daß dieſer, mit allem biſchöflichen Schmuck und Zierden bekleidete, Meermann, dem damaligen König in Polen, Sigismund dem erſten, geſchenket worden; führet auch ſofort noch ein Exempel eines monſtröſen Fiſches von ſechs und dreyßig Fuß in die Länge, und ſechs Fuß in die Dicke, mit einem menſchenähnlichen fleiſchichten Kopfe an, der bey Warſchau in der Weichſel, im Jahr 1623 den 8 September gefangen worden; deſſen Geſchichte für unſere Blätter zu umſtändlich ausfallen möchte. Dieſem Meerbiſchoffe ſchicket ſich der

Meermönch, Galerita, am beſten zur Begleitung. Rondelet läßt ihn, unter dem Namen piſcis, habitu monachi, vor dem Biſchoffe hergehen, und führet an, daß ſelbiger, da er neuerlich und zu ſeinen Zeiten in Norwegen bey ſehr ungeſtümen Meere gefangen worden, ſogleich von jedermann, der ihn geſehen, den Namen eines Mönchs, erhalten habe. Er hatte nämlich ein menſchenähnliches, doch grobes und wildes, Angeſicht; mit einem glatten, und gleichſam geſchornen Kopfe; ſeine Schultern bedeckte eine ſogenannte Münchskappe, oder Meßgewand; ſtatt der Aerme hatte er zwo lange Floßen, und ſein unterer Theil lief in einen breiten Schwanz aus; in der Mitten aber war er viel breiter, und gleichſam mit einem Soldatenoberkleide, Sago, angethan. Der Edelmann, ſo die Zeichnungen dieſes Meerwunders an die Königinn Margaretha von Navarra, die mir ſelbige geſchenket, und an den Kayſer Carl den fünften, überreichet, hat der Königin die Verſicherung gegeben, daß er dieſes Monſtrum mit eigenen Augen geſehen, da es in Norwegen bey Dietz, ohnweit dem Städtchen Denelopoch, nach einem gewaltigen Sturme von den Wellen ans Land geworfen worden, und alſo in die Gefangenſchaft gerathen. Ich habe auch dieſe Zeichnung bey obgedachten Medicus, den Gisbert, geſehen, die er aus Norwegen erhalten, von der meinigen aber etwas unterſchieden war. Meiner Meynung nach, mögen wohl die Maler das Verwundernswürdige noch mehr erhöhet haben; welches er weiter erläutert, und zum Beyſpiel den Meermenſchen, Hominem marinum, des Plinius, lib. IX. et. XXXII. und ebendeſſelben, Tritonem, lib. IX. anführet, auch noch eines von dem Pauſanias zu Rom geſehenen Tritonis gedenkt. Der lateiniſche und deutſche Geſner beſchreiben und zeich-

zeichnen dieſes Meerwunder nach dem Vorgange des Rondelets, und nennen es Monachus marinus, einen Waſſermann, Meer- oder Waſſermönch, einen Münchfiſch. Letzterer ſetzet hinzu, daß er vier Ellenbogen lang geweſen, dem Könige zugeſchicket, und als ein Wunder behalten worden ſey. Es ſollen auch dergleichen im balthiſchen, galliſchen und brittiſchen Meeren gefangen worden ſeyn.

Meerfröuwle, Meerfräulein, Nereis, ſ. unſern Artikel, S. 498. Rondelet führet ſelbige aus dem Gaza an, und ſetzet aus dem Ovidius, Met. II. 10. hinzu: Doridaque et natas; quarum pars nare videntur: Pars in mole ſedens virides ſiccare capillos; Piſce vehi quaedam. Facies non omnibus vna, Nec diuerſa tamen, qualem decet eſſe ſororum, und bezieht ſich auf den Plinius, lib. IX. c. 5. de Tritonum et Nereidum, figuris. Geſner zeichnet dieſes Meerwunder, ſo zu Rom, den 3. Novbr. 1523. in der Größe eines fünfjährigen Knabens geſehen worden, aus einer in Deutſchland gefertigten Abbildung, ab, und führet S. 105. aus dem Theodorus Gaza an: Daß ein ſolch Meerfröuwle geſehen ſey worden in Peloponoſo, von Ungeſtüme des Meeres an das Geſtade hinausgeworfen, noch lebend und athmend, mit dem Angeſichte ganz ähnlich einem Menſchen, ganz ſchön, ſein Leib rauch von Schuppen bis auf die Schaam; der übrige Theil ſoll ſich geendiget haben in einen Schwanz, gleich einen Krebsſchwanz. Als nun ein mächtiger Zulauf geſchehen ſey von mengklichem, ſolch Wunder zu ſehen, und ſie ganz mit viele des Volks umgeben, habe ſie, ganz betrübet und traurig, große Seufzer gelaſſen, ganz von Leid erſchlagen, als man aus dem Geſichte wohl erkennen mochte, letzlich auch mächtig geweinet und geheulet haben. Als nun aus Erbarmen der Vile den Leuten zu weichen gebeten, und gegen dem Meer Platz zu machen, ſoll ſolch Meerfröuwle, durch Hülfe der Aerme und des Schwanzes, nach ihrem Vermögen dem Meere zugekrochen ſeyn, ſich darein geworfen mit großem Ungeſtüme, in die Weite und Tiefe zu ſchwimmen angehebet haben; nachher nimmermehr geſehen ſeyn worden. Solche Meerfröuwle ſind auch von etlichen andern glaubwürdigen Leuten geſehen worden.

Meerjungfer, Meerfräulein, Siren, Nereis, S. 521. desgleichen,

Meermenſch, S. 525. handelt auch Chomel unter dem Artikel Sirene, gar umſtändlich, daraus unter andern zu erſehen, daß ſelbige Meer- oder Seewunder,

wunder, Meerminnen, Meerweib, Waſſerfrau oder Waſſernymphen, genennet werden; wie man denn auch heut zu Tage, unter den Sirenen überhaupt, Meer- und Seemenſchen, Männer, Weiber, Minnen, und Fräulein, lat. Monſtra marina, verſtehe. Insbeſondere aber führet Merolla folgendes Beyſpiel von den Meerjungfern, an:

Es würden in dem großen See, Congo oder Zairo, verſchiedene Ungeheuer gefunden, davon die eine Art von dem menſchlichen Geſchlechte bloß durch den Mangel der Vernunft, und Sprache unterſchieden wäre. Franz von Pavia, ein Capuziner, der in Matamba lebete, wollte ſich dem Anſehen nach auf keine Art bereden laſſen, daß es in dieſem See dergleichen Ungeheuer gäbe, und ſagte, es wäre ein bloßes Blendwerk, das ſich die Schwarzen einbildeten. Die Königinn von Singa erfuhr dieſes und lud ihn eines Tages auf einen ſolchen Fiſchfang ein. Kaum waren die Netze geworfen, als ſie auf der Oberfläche des Waſſers dreyzehn entdeckten. Doch aber konnten ſie nur ein Weibchen fangen, welches trächtig war. Dieſer Fiſch war von Farbe ſchwarz, hatte lange ſchwarze Haare, und breite Nägel an ſehr langen Fingern, welche ihm, wie Merolla meynet, die Natur zum Behuf des Schwimmens gegeben hat. Er lebte nicht über zwanzig Stunden außer dem Waſſer und fraß binnen dieſer Zeit nichts, man mochte ihm auch vorwerfen, was man wollte. ſ. S. A. Reiſen, B. IV. S. 690.

Noch müſſen wir aus unſers Müllers Supplementen, S. 197. zur Erläuterung und Beſtätigung folgende, bey dem 142ſten Linneiſchen Geſchlechte, Siren, hinzugeſetzte, Geſchichte mit beybringen: Siren oder Sirene ſoll, nach der Meynung der Alten, ein Wunderthier des Meeres ſeyn, welches halb Fiſch und halb Menſch iſt, davon es mancherley Fabeln giebt. Inzwiſchen hat man doch auf dem anatomiſchen Theater in Leiden ein ſolches Geſchöpfe aus Braſilien gehabt, welches aber von dem Ritter nicht für ächt erkannt werden wollen, weil es Ohren und einen engen Hals hatte, und man weiter von den Reiſenden keine nähere Beſtätigung ſolcher Geſchöpfe vernommen, wovon im erſten Theile S. 203. des Herrn Müllers Naturſyſtem ſchon Erwähnung gethan, und Tab. III. fig. 4. ein Umriß mitgetheilet worden. Es iſt nun zwar hier unſere Abſicht nicht, um zu unterſuchen, ob die Sirenen bloße Fabelthiere oder wirkliche Creaturen ſind, das aber müſſen wir doch berichten, daß man ſich nicht nur in Holland damit trage, wie im J. 1403. bey Edam ein ſolcher Fiſch gefan-

gefangen und nach Harlem gebracht worden ſey, ſondern daß auch wirklich jetzo im September 1775 zu Amſterdam im Gaſthofe Nieuu Maltha, oder la ville de Paris in de Neſs, ein ſolches Geſchöpfe vorgezeiget worden, welches oben eine Weibsperſon, und unten einen Fiſch vorgeſtellet und über drey Schuhe lang iſt. Dieſes Geſchöpf iſt im Archipelago gefangen worden, und da es einige für ein Arte factum halten wollen, ſo hat der Beſitzer öffentlich zweyhundert Dukaten demjenigen gebothen, der durch Kunſt ein ſolches Geſchöpf herſtellen könnte. Inzwiſchen hat der Ritter dieſen bekannten Namen nicht ohne Grund dem gegenwärtigen Geſchlechte beygeleget, weil die Merkmale deſſelben in folgenden beſtehen. Der Körper iſt zweyfüßig, geſchwänzt und nackend. Die Füße dienen ſtatt der Arme und haben Nägel. Wären nun auch Brüſte vorhanden, ſo müßte es, gleich den Sirenen der Alten, unter die Säugthiere, und vielleicht bey den Seekälbern ſtehen; allein da dieſes nicht iſt, da es außerdem einen nackenden Körper und einen Schwanz hat, auch in Sümpfen wohnet, ſo machet die Claſſe der Amphibien wohl den nächſten Anſpruch darauf. Man hat jedoch bis dahin nur folgende einzige Art entdecket.

Von dem Meeraffen, Simia marina, als einem gewiß ſehr merkwürdigen Meerwunder, iſt unſer Artikel, S. 464. u. f. nachzuſehen.

Ein eigentlich ſogenanntes Meerwunder aber finden wir in den S. A. Reiſen, B. III. S. 614. folgendermaaßen beſchrieben:

Es giebt vielerley Fiſche längſt der Küſte von Guinea. Der Ritter des Marchais traf einen von wunderbarer Geſtalt auf dieſer Seite des Vorgebirges an, der allen auf dem Schiffe unbekannt war. Er hatte etwa acht Fuß vom Kopfe an den Schwanz in der Länge, anderthalb Fuß in der Dicke, und fünftehalb im Umkreiſe, aber keine Schuppen. Die Haut war dicke, hart und rauch; wie bey dem Hay. Man fieng ihn mit einem großen Hacken an einer eiſernen Kette. Als ſie ihn nahe ans Schiff gebracht, ſchlungen ſie einen Strick mit einer Schlinge um ſeinen Schwanz und zogen ihn dadurch hinauf, machten ihn aber ſorgfältig todt, ehe ſie ihn am Bord brachten. Die Kehle war groß, mit zwölf Zähnen bewaffnet, ſechſe oben und ſechſe unten, dicke und ſcharf, etwa zween Zoll lang. Seine Schnauze ſtrecket ſich über einen halben Fuß über den Unterkinnbacken, und war ein Knochen mit eben der Haut, ſo wie ſein Körper

bedeckt,

bedeckt, von gräulicher Farbe, obwohl Kehle und Lippen glänzend roth waren. Seine Augen waren groß, roth, und glänzten wie Feuer. Statt der Fiſchohren hatte er fünf Einſchnitte auf jeder Seite, die er nach Gefallen öffnete und ſchloß, und gleich unter ihnen eine ſehr ſtarke Finne von mittlerer Größe. Er hatte zwo andere unter dem Leibe und noch eine auf dem Rücken. Sein Schwanz war ſchuppicht, dicke, ſtark und groß, und mit eben dergleichen Haut bedecket. Weil ihm ein Hay ſich näherte, indem er gefangen war, gab er ſelbigem einen Schlag mit ſeinem Schwanze, wovon jener ſich in Eil fortmachte.

Wir ſchließen mit unſerm oft belobten Richter, S. 533. Die Sirenen oder Meermenſchen ſind bisher für Wunder und fabelhafte Fiſche gehalten worden, bis die Schiffart geſtiegen, und die Europäer die ganze Welt umfahren, dieſe Meerwunder ſelbſt geſehen, gefangen, davon gegeſſen, und uns ihren Fang, Stand, Art und Beſchaffenheit, bekannt gemachet haben.

Meerzähnchen.

Mit dieſem Namen beleget Herr Müller das einſchalichte Conchyliengeſchlechte Dentalium Linn. Sowohl der Linnäiſche Name, als auch der holländiſche Tandhoorens ſind gleichfalls von der Geſtalt entlehnet. Von einigen werden ſolche Tubuli marini, holländiſch Pypkokers oder Zeepypies, und Seepfeiffen genennet, dieſe Namen aber werden mehrern Schnecken beygeleget, und ſonderlich darunter auch die Röhrenſchnecken verſtanden. Daher obiger am ſchicklichſten ſcheint. Der Einwohner iſt ein Steinbohrer, und die Schale ſtellet eine einfache, gerade Röhre vor, welche keine Kammern hat, und an beyden Seiten offen iſt. Herr Müller führet mit dem Ritter acht Arten an.

1) Elephantenzahn, zahnförmiges Meerröhrlein, Dentalium elephantinum L. Die Röhre iſt zehneckicht, etwas krumm, geſtreifet, vorne dicker als hinten, und in Anſehung dieſer Geſtalt einen Elephantenzahn ziemlich ähnlich, aber viel kleiner, ohngefähr einen Finger lang; von Farbe grün, am dickern Ende aber etwas weißlicht. Vorne wo der Kopf des Thieres mit einem ſtumpfen Kegel hervorſchauet, iſt die Schale etwa einen kleinen Finger dicke, hinten aber dünner, und daſelbſt raget ein zotiges Weſen hervor. Dieſes dienet dem Thiere ſtatt eines Fußes, ſich damit im Sande feſtzuſetzen, und anzuſaugen; den Kopf kann ſelbiges tief in die Schale hineinziehen.

Der

Der Aufenthalt iſt im oſtindianiſchen und europäiſchen Ocean.

2) Schweinszahn, Dentalium aprinum. Die Schale iſt weiß, ſchmäler und dünner als die vorige Art, in den Furchen aber tiefer, ſonſt glatt und etwas krumm. Das indianiſche Meer.

3) Wolfszahn, Dentalium dentalis L. Die Schale iſt etwas krumm, roth, gleichſam abgebrochen, am dünnen Ende ſehr ſpitzig. Es unterſcheidet ſich dieſe von den andern Arten, durch zwanzig Striche. Das mittelländiſche Meer.

4) Hundszahn, weißer Wolfszahn, Dentalium entalis L. Dieſe Art iſt im kleinen einen Elephantenzahn am meiſten ähnlich, etwan einen Zoll lang, weiß, glatt, ohne Ribben, nicht abgebrochen und walzenförmig rund. Oſtindianiſcher und europäiſcher Ocean.

5) Hornzahn, Dentalium corneum. Iſt vielleicht nur eine Spielart von der vorherſtehenden; aber bogenförmig krumm, mit Querſtrichen bezeichnet, und hornfärbicht. Man erhält dergleichen aus Afrika.

6) Polierzahn, Dentalium politum L. Kommt gleichfalls mit der vierten und fünften Art ſehr überein. Die Schale iſt bogenförmig krumm, dicht mit ringförmigen Strichen beſetzet, und glänzend, entweder milchichtweiß oder roſenfärbicht. Indien.

7) Das Elfenbein, Dentalium eburneum L. Die Farbe gleichet dem Elfenbein, die Schale iſt auch geringelt, die Ringe aber ſtehen weit und gleichweitig von einander. Indien.

8) Das Zähnchen, Dentalium minutum. Die größte Schale iſt kaum dreyviertel, die meiſten ſind nur einen Viertelzoll lang, glatt und faſt gerade. Der Aufenthalt iſt im adriatiſchen Meere.

Meerzüngle.

Eine kleine Sole, Solea parua, ſ. Lingula, Geſner S. 54. b. Es wird aber auch der Meerſcherſack oder Wetzſtein, Nouacula des Geſners, S. 32. a. eine Meerſole, Meerzünglein, genennet; Pectten, ſ. Coryphaena, 2. des Artedi, ſyn. p. 29. ein kleiner ſehr ſchöner Fiſch, nach Richtern. Hippurus, 4. des Kleins, ein Schwänzel. ſ. unſern Artikel, Barbirer- oder Scheermeſſer, Th. II. S. 540.

Meerzungen.

Meerzungen oder Meerſolen. Geſner führet, S. 53. b. u. f. unter ſeinen Flachfiſchen, neun Gattungen dieſer Meerfiſche auf, davon Artedi, ſynon. p. 30. ſq. unter ſeinen Pleuronectes, und der Ritter Linnäus, in ſeinem

163ſten Geſchlechte, Pleuronectes, den Mülleriſchen Seitenſchwimmern, und deſſen ſiebenzehen Gattungen die meiſten, Klein aber, in ſeinen verwandten Geſchlechtern, Solea, Sohle oder Zunge, Paſſer, Flünder, und Rhombus, Botte, Miſſ. IV. p. 29. ſq. faſt alle unter ihren Beynamen angeführet; wie zum Theil aus unſern Artikeln, Botte, Th. II. S. 918. und Flünder, Th. III. S. 149. zu erſehen, theils annoch aus den zu ſeiner Zeit folgenden Artikeln, Sohle und Zunge, zu erſehen ſeyn wird. Da ſie alle zu den Meerfiſchen gehören, ſo können ſie auch alle Meerſolen, Meerzungen, genennet werden; und da beſonders der Sohlen- oder Zungenfiſche, Solea, Franz. Sole, ihr Fleiſch, geſunder, nahrhafter und lieblicher, als der übrigen, ſeyn ſoll, ſo werden ſie in Holland und Frankreich ſo hoch gehalten, daß man ſie Meerhuhn, Perdrix maxina, Berdrix de Mer, auch nach dem Bomare, Artickel *Sole*, zu nennen pfleget.

Meerzwiebel.

Hierunter verſtehen wir nicht allein diejenige Pflanze, deren Wurzel in der Apotheke dieſen Namen führet, ſondern mehrere, welche ein ganz Geſchlecht ausmachen, und da dieſes von den Kräuterlehrern Scilla genannt worden, haben wir auch im Deutſchen dieſen Geſchlechtsnamen angenommen. Hr. Planer hat dafür Mäuſezwiebel gewählet. Daß verſchiedene andere Geſchlechter mit dieſem nahe verwandt, und die Gränzen zwiſchen ſelbigen ſchwer zu beſtimmen ſind, haben wir bereits bey der Ackerzwiebel und dem Erdſpinnenkraute angemerket. Nach dem Herrn von Linne' unterſcheidet ſich die Meerzwiebel von den nahverwandten durch die ſechs, mehr ausgebreiteten und abfallenden Blumenblätter und durch die dünnen, fadenförmigen Staubfäden. Es hat, nach deſſelben Beſchreibung, die Blume keine Kelch- ſondern nur ſechs eyförmige, ausgebreitete und abfallende Blumenblätter, ſechs, um die Hälfte kürzere, zarte, pfriemenartige Staubfäden und einen einzeln abfallenden Griffel mit einfachen Staubwege. Das eyförmige, glatte, aber mit drey Furchen durchzogene Saamenbehältniß öffnet ſich mit drey Klappen und enthält in drey Fächern viele rundliche Saamen. Hr. v. Linne' rechnet hieher auch den Hyacinthum ſtellatum Rai. und Lilio-Hyacinthum Tourn. und führet überhaupt zehn Arten an. Herr von Haller bringt nur diejenigen Arten, welche breite Staubfäden haben zu der Ackerzwiebel, oder Ornithogalo, und vereiniget hingegen diejenigen, deren

een Staubfäden nicht breit ſind, und nennet ſolche alle Phalangium. Mithin machen Erdſpinnenkraut, Meerzwiebel und einige andere Arten, welche von andern auch zu der Ackerzwiebel gerechnet worden, nur ein Geſchlecht aus. Herr Ludwig ſieht allein auf die Staubfäden, und deſſen Scilla kömmt in Anſehung der Blumenblätter und der Frucht mit der Ackerzwiebel überein, unterſcheidet ſich aber davon durch die glatten, pfriemenartigen Staubfäden. Das Erdſpinnenkraut hat, nach deſſelben Beſtimmung, haarichte Staubfäden, und bey der Ackerzwiebel ſind ſolche entweder alle, oder nur drey davon, breit und gleichſam häuticht. Scopoli vereiniget die Meerzwiebel mit dem Erdſpinnenkraute, da wir hier, wie bey vielen andern, verſchiedentlich beſtimmten Geſchlechtern, Herr v. Linné folgen, und nur angeben wollen, wenn andere Schriftſteller von demſelben abgehen, ſo bemerken wir

1) die Apothekermeerzwiebel, Mäuſezwiebel, Haſpelwurz, Scilla maritima L. wächſt an den ſandigen Meerufern in Spanien, Sicilien, und Syrien. Die Wurzel iſt eine ſehr große Zwiebel, aus dicken, ſaftigen, weißen oder röthlichten, übereinander liegenden Häuten zuſammengeſetzet. Der Unterſchied der Farbe iſt zufällig, und die rothe und weiße iſt nicht weſentlich verſchieden. Die Wurzel treibt entweder Blätter, oder den Blüthſtängel, niemals beydes zugleich. Der Blüthſtängel geht voraus, und die Blätter folgen ſpät nach; wenn aber die Blätter zeitiger hervortreiben, bleibt der Stängel in dieſem Jahre gar aus. Der Stängel treibt gemeiniglich im Erndtemonath, erreichet ohngefähr anderthalb Fuß Höhe, iſt einfach, nackend, ohne Zweige und Blätter, nur mit ährenweiſe geſtellten kleinen Blumen gezieret. Die Farbe der Blumen richtet ſich nach der Wurzel. Da dieſe, wie bey den meiſten Aehren, nach und nach aufblühen, und die unterſten ſchon abgeblühet haben, wenn die mittlern oder obern aufbrechen, ſo läßt ſichs leicht verſtehen, warum die Alten geſaget, die Meerzwiebel blühe dreymal. Bey jeder Blume ſitzet ein ſchmales Deckblatt, welches in der Mitte eingeknicket, und aufwärts gebogen iſt, unten aber gleichſam in einen Sporn ausgeht. Die Wurzelblätter ſind wohl einen Fuß lang, verhältnißmäßig ſchmal, völlig ganz, lanzetförmig, ſaftig und ſchön grün. Die Wurzel allein iſt im Gebrauche. Die Materialiſten erhalten ſolche im friſchen Zuſtande, und verwahren ſie im Sande, da es denn nicht ſelten geſchieht, daß die Zwiebel, ohne alle Wartung, den Blüth-

ſtängel, noch öfter aber Blätter treibt. Dieſes, auch das Faulen zu verhindern, zugleich aber die Wurzel zum Gebrauch geſchickter zu machen, wird ſolche ganz, oder in Stücken zerſchnitten, getrocknet. Es enthalten die Häute der Zwiebel vielen wäſſerichten und ſchleimichten Saft, welcher brennendſcharf, heftig bitter, und ſehr eckelhaft ſchmecket. Aus der friſchen Zwiebel, wenn ſie zerſchnitten oder zerquetſchet wird, duftet ein feiner, flüchtiger und beißender Dampf aus, welcher, wie von dem Meerrettig, den Augen und der Naſe ſehr beſchwerlich iſt. Wenn man auch die getrocknete ſtößt, wird durch den davon auffliegenden Staub das heftigſte Nießen, und gewiß noch ſtärker als von der Nießewurzel erreget. Ja man giebt vor, daß ſie ein heftiges Jucken auf der Haut hervorbringe, wenn ſolche von jemanden mit der Hand berühret wird, mit welcher zuvor dieſe Wurzel angefaſſet worden. Damit demnach die überaus ſcharfe und leicht ſchädliche Eigenſchaft vermindert, und die Wurzel wegen ihrer vortrefflichen Tugenden zum Gebrauche geſchickter gemachet werde, wird ſolche nicht allein getrocknet, ſondern in einen Brodteig eingeſchlagen, und im Backofen geröſtet. Sie behält aber dennoch viel flüchtiges, reizendes, ſcharfes und bitteres Weſen, und muß mit aller Vorſicht gebrauchet, oder noch auf andere Weiſe geſchwächet werden. Saure Sachen, oder auch im Waſſer aufgelößte, feuerbeſtändige Laugenſalze ſchicken ſich hierzu am beſten; wie der Meerzwiebelhonig und das Extract beweiſen. Außer dieſen beyden Zubereitungen hat man in der Apotheke auch das Pulver und den Eſſig. Alles gute Arzeneyen. Die Trochiſci de Squilla, oder Kügelchen kann man füglich entbehren. Wedels Bruſtelixir, und das Lohoch ad aſthma wirken vorzüglich wegen der beygemiſchten Meerzwiebel. Dieſe vermehret den Reiz der feſten Theile, befördert ihre Verbindung und Kraft, und ſetzet dadurch die Säfte in eine ſchnellere Bewegung; die verdickten, zähen, ſtockenden Säfte werden dadurch aufgelöſet, die Verſtopfungen der Gefäße eröffnet, und die Ausführungen vermehret. In allen dieſen Wirkungen übertrifft die Meerzwiebel viele andere dergleichen Mittel, und man kann durch den rechten Gebrauch derſelben bey hartnäckichten und langwierigen Krankheiten die beſte Wirkung erlangen. Sonderlich dienet ſolche bey der wäſſerichten Geſchwulſt und Waſſerſucht, indem die Feuchtigkeiten häufig durch den Urin abgeführet werden, Verſtopfung des Gekröſes, der Leber, Mutter und übrigen Eingeweide, bey heftigen

tigen und langanhaltenden Huſten, und Engbrüſtigkeit von Verſchleimung, weil dadurch der Auswurf ungemein befördert wird, in der fallenden Sucht, Stock- und Schlagflüſſen, wenn man in dieſen Fällen durch erregtes Erbrechen ſchleunige Hülfe leiſten will. Nach dieſen verſchiedenen Krankheiten ſoll man ſowohl von den zubereiteten Mitteln die rechte Wahl treffen, als auch ſolche in der ſchicklichen Menge verordnen. Nach dem Geoffroi ſoll man vom Pulver acht bis zwölf Gran geben. Kein vernünftiger Arzt wird dieſes thun. Gleditſch und andere verordnen davon nur drey bis vier Gran, und wir haben öfters wahrgenommen, daß Kranke, welche die Meerzwiebel zuvor noch nicht gebrauchet, und gleichſam daran noch nicht gewöhnet geweſen, von zween Granen Beängſtigung, Uebelkeiten und Erbrechen bekommen, ob ſie gleich nachher und bey anhaltendem Gebrauche zwey- und dreymal ſoviel vertragen können. Man kann das Pulver mit Salpeter, Schwalbenwurz, Weinſteinrahm und andern ſchicklichen Mitteln verſetzen. Zur Beförderung des Urins hat Stahl vorzüglich die Schwalbenwurzel empfohlen. Uns iſt der Weinſteinrahm vorzüglich nützlich geweſen. Das mit Waſſer bereitete Extract kann man am beſten mit Pomeranzenwaſſer auflößen, und dieſes tropfenweiſe, nach Verhältniß der Stärke, weniger oder häufiger verordnen. Der Meerzwiebeleſſig wird zum Gurgeln gebrauchet, gemeiniglich aber mit Honig verſetzet, und dieſer Meerzwiebelſaft, Oxymel Squilliticum, kann für ſich, oder auch mit andern Syrupen, oder mit abgezogenen Wäſſern vermiſchet und angenehmer gemachet werden. Hiervon kann man nicht leicht zuviel geben; demohngeachtet muß man auf das Alter und andere Umſtände Acht haben. Beym Huſten und Steckfluſſe der Kinder iſt dieſer Saft ein herrliches Mittel. Da die Meerzwiebel bey langwierigen Krankheiten, ſonderlich der Waſſerſucht, anhaltend gebrauchet werden muß, wenn die gewünſchte Wirkung erfolgen ſoll, ſo iſt dabey wohl Acht zu haben, ob dadurch vielleicht die Bruſt leiden möchte. Wir haben einige Erfahrungen, daß dabey Bluthuſten erfolget, und wir werden deswegen nicht leicht Meerzwiebel gebrauchen, wenn die Lungen nicht noch in guten Umſtänden ſich befinden. Deswegen wird man auch den Lungenſüchtigen nicht dieſes Mittel verordnen, obgleich dadurch der Auswurf erleichtert werden kann. Herr Vogel empfiehlt die Meerzwiebel in Oel gekochet, oder mit zerlaſſenen Harze vermiſchet, wider die

Warzen und Hüneraugen, welches man auch ſchon beym Zorn angemerket findet. Will man dieſe Wurzel im Garten unterhalten, muß man ſolche in Sand pflanzen, und die Scherbel im Winter ins Glashaus ſetzen, und ſelten oder gar nicht begießen, indem ſie gar leicht faulet.

2) Die ſchuppichte Meerzwiebel, Lilienhyacinthe, Scilla Lilio Hyacinthus L. wächſt in Spanien und den pyrenäiſchen Gebirgen. Die zwiebelartige Wurzel iſt aus Schuppen, nach Art der Lilien, zuſammengeſetzet; die Wurzelblätter ſind auch den Lilienblättern ähnlich; der niedrige, nackende, einfache Stängel endiget ſich mit einer kurzen, mehrentheils einſeitigen Blumenähre. Die Farbe der Blumen wechſelt, man findet blaue, weiße, auch röthlichte. Man kann die Wurzel im freyen Lande unterhalten, ohngefähr alle drey Jahre, im Juli ausnehmen, bis Michael außer der Erde aufbehalten, und alsdenn wieder auf die Rabatten verſetzen. Die Blüthe erfolget im Frühjahre. Die Vermehrung geſchieht durch die Bruth.

3) Die italiäniſche Meerzwiebel, Hyacinthus cinereus, Scilla italica L. Obgleich dieſe Art von den Schriftſtellern die Italieniſche genannt wird, iſt doch derſelben eigentliches Vaterland unbekannt. Die häutichte Zwiebel ſcheint aus einem feſten Weſen zu beſtehen. Die Blätter ſind nach Verhältniß der Länge ziemlich breit. Der Stängel iſt ohngefähr einen Fuß hoch, und oberwärts mit vie en, zwanzig bis dreyßig, blaßblauen, oder aſchfärbigen Blumen beſetzet, welche unter ſich einen kurzen, dicken, kegelförmigen Strauß abbilden. Bey jeder Blume ſtehen zwey pfriemenartige Deckblätter, von verſchiedener Länge, eines hat die Länge des Blumenſtielchens, das andere aber iſt länger. Es kann dieſe, wie die vorherſtehende Art, behandelt werden.

4) Die peruvianiſche Meerzwiebel, Hyacinthus peruanus, Scilla peruuiana L. Ihr eigentliches Vaterland ſoll Portugall ſeyn. Die Zwiebel beſteht aus Häuten und ſoll nach Sauvages Beobachtung wollicht ſeyn. Die Blätter ſind wie bey andern Hyacinthen geſtaltet. Der nackende, rundlichte Stängel wird ohngefähr einen Fuß hoch, und endiget ſich mit einem großen breiten Blumenſtrauße. Die Blumen ſitzen auf langen Stielen, und biegen ſich, wenn ſie zu verblühen anfangen, rückwärts. Die Blumenblätter ſind klein, und ihre Ränder rückwärts gebogen. Wir haben dieſe Art im Scherbel unterhaiten, aber ſelten Blumen geſehen, auch wenig junge Bruth bekommen. Herr Gleditſch aber meldet,

melbet, wie ſolche ſich ſtark durch die Bruth vermehre, aber nicht lange außer der Erde aufbehalten werden ſoll, weil ſie immer etwas Laub und Wurzelfaſern behält.

5) Sternmeerzwiebel, Sternhyacinth, Hyacinthus ſtellaris amoenus C. B. Scilla amoena L. wächſt um Conſtantinopel wild, und ſoll im Jahre 1590. in Europa bekannt geworden ſeyn. Die Zwiebel läßt ſich von den orientaliſchen Hyacinthen ſchwerlich unterſcheiden, und daher geſchieht es, daß man öfters beyde Arten Wurzel untereinander pflanzet, und die abergläubiſchen Gärtner vorgegeben, wie die Orientaliſche in den Sternhyacinth ausartet. Man ſoll auf den Beeten, wo der orientaliſche ſteht, auf den andern um deſtomehr Acht haben, weil ſolcher ungemein viel Bruth anſetzet, und ohne alle Wartung ſich häufig vermehret. Die Blätter ſind lang, breit, ſtumpf, auf die Erde hingeſtrecket; der ſchwache, eckichte Stängel wird ohngefähr eine Spanne hoch, und iſt oberwärts mit einigen weit auseinander ſtehenden Blumen beſetzet. Gouan zählet nur zwoe, in hieſigen Gärten kann man ſechs bis acht zählen; ſie ſtehen wechſelsweiſe am Stängel, und ſind mehr unter- als aufwärts gerichtet; bey dem Blumenſtiele ſteht ein kleines Deckblättchen. Die blauen Blumenblätter ſind am Anfange mit zween weißen Puncten bezeichnet. Der Fruchtkeim iſt gelb gefärbet.

6) Zweyblätterichte Sternmeerzwiebel, Hyacinthus ſtellaris bifolius C. B. P. Scilla bifolia L. wächſt in Frankreich, der Schweiz, auch in Deutſchland. Die Wurzel und ganze Pflanze hat viel ähnliches mit der vorherſtehenden Art. Gemeiniglich ſitzen auf der Wurzel nur zwey, ſelten drey breite, ſtumpfe Blätter, und auf dem geſtreiften Stängel auch nur zwo oder drey, jedoch zuweilen auch mehrere blaue, mehr aufwärts gerichtete, und faſt in einer Höhe ſtehende Blumen. Das Deckblatt iſt ganz klein. Die Blumenblätter ſind am Anfange grünlicht, und der Länge nach mit einer dunklern blauen Linie bezeichnet. Die Staubfäden ſind eher für breit, als ſchmal zu halten. Herr von Haller rechnet dieſe Art zu dem Phalangio, und Herr Scopoli zu dem Antherico.

Meeßke.

S. Waldmeiſter.

Megaſac.

S. Sperberkraut.

Megelkraut.

S. Sperberkraut.

Megerkraut.

Unter dieſem Namen verſtehen wir das Geſchlechte, Gallium, oder Galium genannt, welches zwar von allen Kräuterlehrern angenommen, aber auf verſchiedene Art beſtimmet worden. Das Megerkraut und die damit verwandten Geſchlechter haben wirtelförmig geſtellte, oder ſternförmige Blätter, und werden daher vom Rajus Stellatae genennet. Die Blüthe aber des Megerkrautes zeiget einen kleinen, vierfach getheilten Kelch, welcher auf dem Fruchtkeim ſitzet; ein radförmiges, oder auch mit einer kurzen Röhre verſehenes, in vier ſpitzige Einſchnitte getheiltes Blumenblatt; vier kurze Staubfäden, und einen geſpaltenen Griffel, mit zween kugelförmigen Staubwegen. Die Frucht beſteht aus zwo kugelförmigen, mit einander verwachſenen, ausgetrockneten Beeren, oder Capſeln, in deren jeder ein nierenförmiger Saame liegt. Dieſe Kennzeichen findet man bey vier Geſchlechtern, welche Tournefort angenommen, die neuern aber verſchiedentlich mit einander vereiniget oder getrennet haben, nachdem man entweder auf die glatte, höckerichte und rauche Frucht, oder auf die vollkommene und unvollkommene Blume beſondere Abſicht genommen. Tournefort beſtimmete Gallium durch die glatten, Aparinem aber durch die rauchen Früchte, Cruciatam durch die vierblätterichten, und mit Blüthen umgebenen Wirtel, und Valantiam durch die mit den Zwitterblumen vermengten männlichen. Herr v. Linné hat ehedem drey Geſchlechter daraus gemachet, und die Aparine, ſo wir unter Klebkraut angeführet, und die Valantiam beybehalten, die Cruciatam aber, ſo wir gelbes Creuzkraut genennet, mit dem Galio vereiniget; in den neuern Schriften aber Aparine mit dem Galium und die Cruciatam mit der Valantia vereiniget; indem, nach deſſen Vorgeben, die erſtern beyden lauter Zwitterblumen tragen, die beyden letztern aber neben den Zwitterblumen auch männliche zeigen, deren Blumenblatt nur dreyfach getheilet, und nur mit drey Staubfäden beſetzet iſt. Da aber die Gränzen zwiſchen der glatten, rauchen, und gleichſam mit Warzen beſetzten Frucht nicht füglich zu beſtimmen, und bey vielen Arten männliche, oder unvollkommene Blüthen ſich einſtellen, dieſe auch nicht immer die gedritte, ſondern gar oft die gevierte Zahl in den Einſchnitten des Blumenblattes und der Staubfäden zeigen, ſo kann man füglich Herr v. Hallern folgen, und alle dieſe vier Geſchlechter des Tourneforts vereinigen, Galium aber, oder Megerkraut als den Geſchlechtsnamen beybehalten.

Herr

Herr Scopoli geht noch weiter, und verbindet mit dieſen auch die Sherardia, Aſperula und Rubia. Da aber die Rubia wirkliche Beeren trägt, und bey den andern das Blumenblatt trichterförmig iſt, kann man zwar Sherardiam und Aſperulam vereinigen, beyde aber vom Megerkraute eben ſowohl als die Rubiam oder Röthe noch ferner abſondern; wie denn auch Herr Scopoli in der neuen Ausgabe der Florae Carniolicae in Beſtimmung dieſer Geſchlechter vorzüglich auf die Frucht geſehen, und weil ſolche bey der Sherardia mit dem gezahnten Kelche gekrönet iſt, dieſes Geſchlechte wieder getrennet; auch aus der Aſperula aruenſi L. wegen der längern Staubfäden, und weil die eine Fruchthülſe immerfort leer iſt, ein eigenes Geſchlechte gemachet, die übrigen aber unter dem Namen Galium vereiniget beybehalten. Da wir nach dem gebräuchlichen Namen die Aparine unter Klebkraut, Cruciatam unter gelb Creuzkraut, und Sherardiam unter Ackerſternkraut bereits angeführet; die Valantia aber, unter dieſem Namen, auch ferner die Aſperulam unter Waldmeiſter, Rubiam unter Röthe beſchreiben werden, ſo wollen wir hier nur diejenigen anführen, welche gemeiniglich zu dem Megerkraute gerechnet, oder unter den andern Namen nicht bemerket worden, und doch einige Aufmerkſamkeit verdienen. Herr v. Linne' rechnet in der Murrayiſchen Ausgabe vier und zwanzig Arten zu dem Galio, davon ſechſe eine rauche, die übrigen eine glatte Frucht haben.

Zu den Arten Megerkraut mit glatten Früchten gehöret:

1) das achtblätterichte gelbe Megerkraut, Meyerkraut, Labkraut, Unſer Frauen Bettſtroh, Waldſtroh, Wegſtroh, Wellſtroh, Butterſtiel, Gliedkraut, Sternkraut, Kaynritz, Johannisblume, Gallium luteum, Galium verum Linn. wächſt bey uns häufig um die Sträucher, Zäune und an den Rändern der Aecker und Wieſen. Die dauernde, fäſerichte, kriechende, braune Wurzel treibt ſchwache, doch aufrechtſtehende, einen bis anderthalb Fuß hohe, eckichte, durch erhabene Gelenke abgetheilte, und in viele Zweige verbreitete Stängel. Jedes Gelenke des Stängels und der Zweige umgeben gemeiniglich acht ſpröde, gefurchte, ſchmale, faſt gleichbreite, ſpitzige, und wenn die Blüthe zugegen, rückwärts gebogene Blätter, und aus deren Winkel entſtehen kleinere Zweige, welche ſich mit einer lockern, kurzen, gelben Blumenähre endigen. Die Blüthzeit fällt in den Juni und Juli. Die Staubbeutel werden, wenn die

Blumen einige Tage aufgeblühet, braun. Die Pflanze wird zwar ſelten in den Apotheken auf bewahret, verdienet aber doch alle Achtung, wenn gleich nicht alles für wahr zu achten, was man davon aufgezeichnet findet. Daß, nach dem Rathe der alten Weiber, die Pflanze, wenn ſie den Kindern in die Wiege geleget werde, die Zauberey abhalte, iſt leicht zu glauben, da die Zauberzeiten aufgehöret haben. Daß ſelbiges bey bevorſtehendem Gewitter einen lieblichen Geruch von ſich gäbe, und ſolches zuvor verkündige, kann auch leicht möglich ſeyn, da nach Beſchaffenheit der Luft die riechbaren Theilchen von den Pflanzen mehr zerſtreuet oder bey einander gehalten, und daher mehr oder weniger empfunden werden. Kraut und Wurzel haben eine zuſammenziehende und ſäuerliche Eigenſchaft, und wegen der letzten verdienet die Pflanze den Namen Labkraut, wie denn auch die Bauern ſolche in die Milch legen, damit ſolche davon gerinne und zuſammenlaufe. Das ſaure Weſen äußert ſich ganz deutlich bey der Deſtillation, und Bartholin, Borrich und andere haben aus den Blumen, ohne Beymiſchung etwas andern, wirklichen Eſſig erhalten. Ob dieſe Pflanze bey Brandſchäden, und krebsartigen Geſchwüren, wider die fallende Sucht und mehrere Krankheiten, nach der Empfehlung der ältern, auch einiger neuern Aerzte wirklich nützlich zu gebrauchen ſey, ſcheint noch ſehr ungewiß zu ſeyn; da aber ſelbige mit der Röthe viel ähnliches hat, verdienet ſolche genauer unterſuchet zu werden. Mit der im Frühlinge oder Herbſte geſammelten, wohl getrockneten, zerſtoßenen und mit dünnen Biere gekochten Wurzel wird das wollene Garn roth gefärbet, zumal wenn das Garn zuvor ſchon gelb gefärbet worden. In Canada pflegen die Frauensleute ihre Kleider damit roth zu färben; ſie ſoll auch die Knochen der Thiere, die damit gefüttert werden, roth färben. Mit den Blumen kann man gelb färben, wenn die Wolle zuvor mit Alaun gekochet worden. Anton Juſſieu hat die nicht unangenehm riechenden Blumenſträuſſer denjenigen empfohlen, welche mit Mutterbeſchwerungen geplaget ſind. Mit dem Kraute abgekochte Bäder, ſollen den Kindern nützlich ſeyn, welche die ſogenannten Miteſſer haben. Das Rindvieh ſoll die Pflanze gerne freſſen, die Pferde aber ſelbige ſtehen laſſen.

2) Achtblätterichtes weißes Megerkraut mit geflügelten Stängeln. Auch dieſes wird öfters mit denen bey der erſten Art angemerkten Namen beleget. Gallium album, Galium Mollugo Linn. hat mit der vorigen Art gleichen Geburtsort, und gleich-

gleichfalls eine fäſerichte, ausdauernde Wurzel. Der ſpröde, ſchwache, ohngefähr drey Fuß hohe Stängel iſt mit vier merklichen Flügeln beſetzet und an den Gelenken aufgeſchwollen. An dieſen ſitzen acht Blätter, welche aus einem ſchmalen Anfange ſich verbreiten, und mit einer, gleichſam beſondern, ſteifen Spitze endigen, weit von dem Stängel abſtehen, und einigermaßen zart eingekerbet ſind. Aus dem Blätterwinkel treiben die Blumenzweige, welche ſich vielfach vertheilen und zuletzt eine ährenförmige Blüthriſpe tragen. Die kleinen Blumen ſind weiß und erſcheinen im Brachmonathe. Die ganze Pflanze hat einen angenehmen Geruch, wird von allen Arten Vieh gern gefreſſen, und ſoll, in Anſehung ihrer Eigenſchaften, mit der erſten Art übereinkommen. Die Wurzel färbet die Knochen wirklich roth, und faſt röther, als die Färberröthe. Es iſt aber ſolche ſehr klein, und daher nicht füglich zu gebrauchen.

3) Achtblätterichtes weißes Megerkraut mit rundlichen Stängeln. Rubra laeuis, Galium ſyluaticum Linn. wächſt in waldichten Gebirgen und blühet im Brach- oder Heumonathe. Die ganze Pflanze iſt gleichſam blaulicht angelaufen. Der Stängel iſt glatt, rundlich, ſteif, in viele Aeſte getheilet und an den Gelenken ſtark aufgeſchwollen. Um jedes Gelenke ſtehen auch acht lanzetförmige Blätter, welche auf der untern Fläche und am Rande rauh ſind. An den zarten Blüthſtielen, und ſonderlich, wo ſich ſolche theilen, ſtehen gemeiniglich nur zwey Blätter einander gegen über. Die kleinen weißen Blumen ſind faſt glockenförmig, und hängen, ehe ſie aufblühen, unterwärts. Die Wurzel färbet ſchön roth. Die Pflanze wird in den Apotheken öfters für den wahren Waldmeiſter, Aſperula odorata, verkaufet.

4) Sechsblätterichtes Megerkraut mit glatter Frucht. Aparine ſemine minori, Galium ſpurium Linn. wächſt in Deutſchland an ungebaueten Oertern, iſt aber ſeltner anzutreffen; hat viele Aehnlichkeit mit dem Klebkraute, iſt aber viel kleiner und niedriger. Die jährige, fäſerichte Wurzel treibt ſchwache, meiſtens auf der Erde hingeſtreckte, an den Ecken eingekerbte und in viele Zweige vertheilte Stängel. Um die Gelenke ſtehen ſechs lanzetförmige, gefurchte, auf dem Rücken und am Rande, auch zuweilen auf der obern Fläche, rauhe, ſcharfe Blätter, welche ſich mit einer zarten, weißlichten Stachel endigen. Die Blüthſtiele ſind aus einander geſperret, geſpalten, mit zween, auch mehrern Blüthen, und die Früchte, ſtatt der

Borſten, mit warzigen Erhebungen beſetzet, welche aber bey der völligen Reife meiſt vergehen und eine glatte Oberfläche zurück laſſen. Der genabelte Saame läßt ſich von ſeiner Bedeckung abſondern. Die gelblichten Blumen erſcheinen im May und ſind alle Zwitter, und dadurch unterſcheidet ſich vornehmlich dieſe Art von einer andern, welche unter Valantia vorkommen wird, auch drey Blümchen auf einem Stiele trägt, wovon eine Zwitter, die beyden andern aber männliche ſind.

5) Das ſechs- und vierblätterichte Megerkraut, Färberlabkraut, Galium tinctorium Linn. Kalm hat dieſe Art im mitternächtlichen Amerika geſammelt, und davon angemerket, wie die Wilden die Stacheln der amerikaniſchen Igel mit der Wurzel auf die ſchönſte und beſtändigſte Weiſe roth färben. Der Stängel iſt ſchwach und biegſam. Von den ſchmalen und faſt gleichbreiten Blättern ſitzen allemal ſechſe wirtelförmig um den Stängel, an den Zweigen aber machen nur vier Blätter einen Wirtel aus. Zwo Blumen ſtehen gemeiniglich auf einem Stiele.

6) Vierblätterichtes Megerkraut, Galium paluſtre Linn. wächſt in ſumpfichten Gegenden. Der Stängel iſt eckicht, rauh anzufühlen, ſpröde, einige Fuß hoch und in viele Zweige abgetheilet. Vier, ſelten fünf oder ſechs eyförmige, ſtumpfe, auf dem Rücken einigermaßen ſcharfe Blätter ſtehen wirtelförmig bey einander, und ſind gemeiniglich von ungleicher Größe. An den Zweigen, öfter an den Blüthſtielen ſtehen nur zwey Blätter einander gegen über. Die Blumen ſind weiß. Die Wurzel iſt ausdauernd. Es zeiget dieſe Art öfters ein verändertes Anſehen. Zuweilen iſt ſie nur einen Fuß hoch, und zuweilen beſtehen alle Wirtel aus ſechs ganz ſchmalen Blättern, welche aber allemal ſtumpf und von ungleicher Größe ſind.

Rauche Früchte haben

7) das glatte vierblätterichte Megerkraut, glatte Wieſenröthe, Rubia pratenſis laeuis. Galium boreale Linn. wächſt auf erhabenen Hügeln, auch im ſandigen Boden; hat eine lange, ſchwarzrothe, ausdauernde Wurzel, glatte, eckichte, aufgerichtete Stängel, und lanzetförmige, dreynervichte, glatte Blätter, deren viere einen Wirtel ausmachen. Die äſtichten Zweige ſind faſt ganz nackend, und nur mit einigen eyförmig zugeſpitzten Blattanſätzen beſetzet. Die kleinen, nicht unangenehm riechenden, weißen Blumen bilden eine ährenförmige Riſpe. Die Früchte ſind mit weichen Borſten beſetzet. Man kann dieſe leicht im Garten unterhalten, nur verlanget ſie einen

trockenen Boden. Die Wurzel dienet zum Färben. Es wird ſelbige im Frühjahre oder Herbſte ausgegraben, gereinigt, getrocknet, geſtoßen, oder auf der Handmühle gemahlen, und mit Mehl von Malz vermiſchet; ſtatt des Malzmehls kann man auch dünnes Bier damit vermiſchen; das Garn, ſo man färben will, wird ſchichtweiſe geleget und das Mehl zwiſchen jede Schicht geſtreuet, Waſſer darauf gegoſſen, mit einander gekochet, nachher das Garn herausgenommen und ausgewaſchen. Wollene Zeuge ſchicken ſich hierzu am beſten; die Leinwand greift dieſe Farbe nicht an. Iſt der Zeug zuvor gelb gefärbet, ſo wird die rothe Farbe deſto ſchöner und dauerhafter ſeyn. Da die Wurzel fäſericht und zart iſt, wird deren Einſammlung ſehr mühſam ſeyn. Das Kraut iſt friſch und getrocknet ein treffliches Futter für das Vieh und die Pflanze vermehret ſich durch die kriechende Wurzel ungemein ſtark. Hr. Gleditſch empfiehlt ihren Anbau wegen des nützlichen Gebrauchs zum Färben.

8) Das ſcharfe vierblätterichte Megerkraut, Rubia quadrifolia. Galium rotundifolium Linn. wächſt in der Schweiz und Steyermark. Die Wurzel iſt ausdauernd und der ſchwache Stängel kaum einen Schuh hoch; vier eyförmige, am Rande mit ſcharfen Haaren beſetzte, auch ganz glatte Blätter machen die Wirtel aus. Die Blüthäſte entſtehen aus dem Winkel der Blätter, ſind lang, zwey- und dreyſpaltig, und die letzten zarten Stiele tragen gemeiniglich drey weiße Blümchen. Die Früchte ſind mit weißen Haaren beſetzet.

9) Scharfes achtblätterichtes Megerkraut, könnte man das bereits beſchriebene und hieher gehörige Klebkraut nennen.

10) Das ſcharfe ſechsblätterichte Megerkraut, Galium Pariſienſe Linn. wächſt in Frankreich und der Schweiz wild. Die Wurzel iſt jährig. Der Stängel iſt in viele Zweige ausgebreitet, ohngefähr einen Schuh hoch, viereckicht und rauh anzufühlen. Sechs, ſelten ſieben, gleichbreite, ſpitzige, rauhe Blätter machen einen Wirtel aus. Die Zweige ſind faſt nackend und die Blüthſtiele ganz zart, auf jedem ſtehen gemeiniglich zween oder drey kleine weiße oder gelblichte Blumen. Die Frucht iſt mit weißen Haaren beſetzet.

Megerkraut, S. auch Waldmeiſter.

Mehl.

Mehl oder Meel. Farina. Wenn das Getraide oder auch andere Saamen, als Erbſen und dergleichen in der Mühle zwiſchen

dem Mühlſteine klein gerieben und durch den Beutel von den Kleyen abgeſondert worden, erhält das übrige zarte Pulver den Namen Mehl. Das ungebeutelte Mehl von dem Getraide wird Obs oder Schrot genannt. Flug- oder Staubmehl heißt dasjenige, ſo bey dem Mahlen verſtäubet und allenthalben ſich anleget; Steinmehl aber dasjenige, ſo zwiſchen den Mühlſteinen zurück bleibt, oder mit welchem ſandiger Staub vermiſchet iſt, welches beſonders geſchieht, wenn die Mühlſteine neu ſind. Vom Korne machet man gemeiniglich drey Sorten, als weißes, Mittel- und ſchwarzes Mehl. Das weiße heißt auch Kernmehl. Vom Waizen aber nur zwo Gattungen, als: Semmel- und Poll- oder Aftermehl. Von dem Ammel- oder Kraftmehle, welches ohne die Mühle zubereitet wird, ſ. Stärke. Um gutes und vieles Mehl zu erhalten, ſoll man die Saamen vor dem Mahlen befeuchten und wohl umrühren, damit auf der Mühle nicht ſo viel verſtiebe und verlohren gehe. Iſt aber das Getraide neu, ſo muß dieſe Anfeuchtung unterbleiben. Unreines Getraide ſoll zuvor wohl durchgeſiebet oder gefeget werden, damit die fremden, beygemiſchten Saamen, Staub und anderer Unrath davon abgeſondert werde. Von einem geſtrichenen Scheffel Korn, ſoll man vier gehäufte Viertel Mehl und ein Viertel Kleye bekommen, doch iſt hierbey auch die Beſchaffenheit des Getraides, am meiſten aber des Müllers Redlichkeit in Betracht zu ziehen. Will man das Mehl lange aufbehalten, ſo ſollen dazu recht trockene Körner genommen, auch das Mehl auf einem luftigen, glatten, bretternen Boden ausgebreitet, einigemal umgeſtoßen, und zuletzt in Fäſſer recht feſte eingeſtampfet werden. Herr Goyon von Plombanie läßt die Fäſſer von außen ganz mit Theer überziehen, und will dadurch das Mehl hundert Jahre unbeſchädigt erhalten. S. Journal Oeconomique, Decembr. 1753. oder Natur- und Kunſtcabinet, S. 396. Wenn Würmer in das Mehl kommen, ſoll man ſolches durchſieben und einige Stunden in der Sonne liegen laſſen. Andere rathen Salz und römiſchen Kümmel unter einander zu ſtoßen, Küchlein daraus zu machen und dieſe hin und wieder unter das Mehl zu legen. Sollte das Mehl davon nicht einen beſondern Geruch annehmen?

Die Beſtandtheile des Mehls vom Getraide hat Herr Beccari wohl und genau unterſuchet, und in dem Waizenmehle zweyerley Weſen, ſo ungemein weit von einander unterſchieden ſind, gefunden. Er nahm Mehl vom beſten Waizen, welches von der Kleye völlig

völlig gereiniget war, that dieſes in reines Waſſer und knetete es, da denn das Waſſer einige Theile auflöſet, die andern aber unaufgelößt liegen läßt; wenn dieſes, vom Waſſer zurückgelaſſene, von neuem mit Waſſer vermiſcht wird, erhält man eine weiche, zähe Maſſe oder Kleiſter, welcher ſich nicht weiter mit Waſſer vermiſchen läßt. Der andere Theile des Mehls, welchen das Waſſer aufgelöſet, ſchwim̃t einige Zeit im Waſſer, machet ſolches milchicht, fällt nach und nach zu Boden, hängt aber nicht zuſammen, ſondern ſteigt, gleich einem Pulver, bey dem geringſten Rütteln wieder in die Höhe. Dieſer Theil iſt einer Stärke ähnlich, oder vielmehr ſelbſt Stärke. Den erſten Beſtandtheil nennt Herr Beccari den kleiſterichten, den andern aber den ſtärkichten. In der chymiſchen Unterſuchung haben beyde einen noch viel merklichern Unterſchied gezeiget. Der ſtärkichte giebt ſolche Beſtandtheile, dergleichen man aus den Pflanzen zu erhalten pfleget; der kleiſterichte hingegen verläugnet gleichſam ſeinen Urſprung, und verhält ſich ſo, als ob ſolcher von einem Thiere käme. Der kleiſterichte Theil giebt bey gelinder und anhaltender Wärme kein Merkmal einer Säure von ſich, wie bey den Pflanzen geſchieht, vielmehr wird er in wenig Tagen ſtinkend und geräth in eine ſtarke Fäulniß, wie ein Aas. Das, was davon in Fäulniß geräth, zergeht und zertheilet ſich in dem aufgegoſſenen Waſſer und nur etwas ſchwärzliches bleibt auf dem Boden liegen, welches einem verdorbenen Fleiſche ähnlich iſt. Der ſtärkichte Theil hingegen giebt unter dieſen Umſtänden einen ſauern Dunſt von ſich, wird endlich offenbar ſauer, und behält den ſäuerlichen Geruch und Geſchmack, wenn auch dieſe Maſſe in dem heißeſten Sommer viele Wochen aufbehalten wird. Das Waſſer, womit beyde Theile zuvor vermiſchet und darinnen erwärmet werden, verhielt ſich auf gleiche Weiſe; das Waſſer, welches auf dem ſtärkichten Theile geſtanden, blieb unverändert, wenn andere Säure beygemiſchet wurde, hingegen mit Laugenſalzen brauſete es und verlohr ſeine Durchſichtigkeit. Es färbete auch den Violenſyrup roth. Das Waſſer hingegen, welches von dem kleiſterichten Theile etwas an ſich genommen hatte, verhielt ſich, wie alle laugenhafte Feuchtigkeiten. Es brauſete mit jeder Säure, veränderte die Farbe, und ſetzte nach einigen Tagen ein zartes Pulver zu Boden. Die Beymiſchung verſchiedener Säuern veränderte die Farbe verſchiedentlich. Durch Scheidewaſſer wurde die Farbe hellgrün, durch Vitriolgeiſt röthlich, und durch diſtillirten Eſſig

blieb

blieb ſolche unverändert. Bey der Deſtillation der beyden Beſtandtheile zeiget ſich auch der vorhin erwähnte Unterſchied; die übergezogene Feuchtigkeit von dem einen gab alle Merkmale eines ſauern und von dem andern eines laugenhaften Weſens. Hr. Beccari hat ferner mit dem Mehle von Bohnen, Korne und andern Getraidearten ähnliche Verſuche angeſtellet. Nur das Dinkelkorn kam mit dem Waizenmehle überein; die übrigen verhielten ſich ganz anders, und das Waſſer ſpühlete alle Theile des Mehls dergeſtalt ab, daß weder einiger Kleiſter, noch ſonſt etwas übrig blieb, welches mit dem Waizenkleiſter verglichen werden könnte. Es wird zwar alles Mehl, auch der ſtärkichte Theil des Waizen, wenn es mit Waſſer aufgekochet wird, zu einem zähen Breye, welcher aber mit dem wahren Waizenkleiſter gar nicht übereinkömmt. Selbſt die Waizenſtärke übertrifft hierinnen alle übrige Mehle, und ſogar das Kornmehl, wenn man die Zeit, in welcher es zur Feſtigkeit gelanget, und die Feſtigkeit ſelbſt in Betrachtung zieht. Und dieſes nahm Herrn Beccari vorzüglich wunder, da man gemeiniglich das Kornmehl für das allerzäheſte zu halten pfleget. Es iſt aber dieſer Unterſchied ſchon den ältern Aerzten bekannt geweſen, indem ſie denjenigen, welche eine hitzige Krankheit haben, Speiſen aus Korne verordneten, und das aus Waizen gebackene Brod das ſtärkſte nannten. Wenn man mehrere Arten vom Mehle mit Herrn Beccari unterſuchte, würde man vielleicht noch mehrern Unterſchied bemerken, wie denn derſelbe beſonders in dem Gerſtenmehle wunderbare Unähnlichkeiten gefunden hat. Eine genaue Unterſuchung der verſchiedenen Mehlſpeiſen würde gewiß für Kranke und Geſunde höchſt nützlich ſeyn. Herrn Beccari Beobachtungen ſtehen in den Comment. Bononienſ. T. II. P. I. p. 122. und überſetzt in des allgemeinen Magazins I. Th. 163. S.

Ueber die, in vielen Gewächſen befindliche mehlichte Erde, ſonderlich derjenigen, welche nach der Abſonderung das Kraft- oder Stärkmehl ausmachet, hat Hofrath Gleditſch eine merkwürdige und nützliche Abhandlung in der Berliner Geſellſchaft naturforſchender Freunde I. Band 181. S. einrücken laſſen, welche wir ganz zum Nachleſen empfehlen müſſen.

Mehl, gegrabenes, S. auch **Bergmehl.**

Mehlbaum.

S. Gerberbaum, Sagobaum und Schlingbaum.

Mehlbeerbaum.

In dem Geſchlechte, welches Crataegus heißt, hat Herr von Linné verſchiedene Bäume oder Sträucher vereiniget, von welchen wir einen unter dem Namen Elſebeere angeführet, einen andern hier beſchreiben, die übrigen unter Weißdorn erwähnen wollen. Der Mehlbeerbaum wird Sorbus alpina, und vom Herrn von Linné Crataegus Aria genannt, und hat im Deutſchen mancherley Namen erhalten, nämlich Mehlbaum, rother Mehlbaum, Weißlaub, Weißlauben, Arlaßbaum, Atlasbaum, weißer Arlsbeerbaum, Orelbaum, Oxelbaum, Meerkirſchenbaum, Eßlein, Elßbirlebaum, Tſelsbirlebaum, wilder Spierbaum, Spierlingsbaum, Sperber- oder Speyerlingsbaum. Herr von Haller und Scopoli vereinigen dieſen Baum, wie alle die übrigen, ſo zum Weißdorngeſchlechte vom Linnäus gerechnet worden, mit dem Miſpelgeſchlechte. Es wächſt ſelbiger in England, der Schweiz, Tyrol, auch in Franken, Schwaben und Thüringen, erlanget die Höhe von dreyßig bis vierzig Fuß, und ſchießt pyramidenförmig in die Höhe. Die Rinde an ältern Stämmen iſt braun oder röthlich und glatt, an den jungen Trieben aber braunroth und wollicht. Das Holz iſt weiß und ziemlich feſte. Die wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind dem Erlenlaube ziemlich ähnlich, doch mehr länglicht, ungleich gezahnt, oberwärts glänzend grün, unterwärts gleichſam mit Mehl beſtäubet, ſilberfärbig, wollicht, und mit erhabenen Adern verſehen. Ihre kurzen Stiele ſind auch wollicht. Sie erhalten ſich bis in den ſpäten Herbſt. Die ſüßlichriechenden Blüthen erſcheinen im May und Junius an den Enden der Aeſte in weißen Büſcheln. Der wollichte, einblätterichte, fünffach abgetheilte Kelch bleibt ſtehen und auf ſelbigem ſitzen fünf rundliche vertiefte Blumenblätter und ohngefähr zwanzig pfriemenartige Staubfäden mit blaßgelben Staubbeuteln. Unter dem Kelche ſteht der Fruchtkeim, welcher zween, drey bis vier Griffel mit rundlichen Staubwegen trägt. Die fleiſchichte, rundliche Frucht wird im October reif, iſt ſchön roth gefärbet und enthält, nach Anzahl der Griffel, zween, drey bis vier länglichte Saamen. Gemeiniglich gelanget nur einer zur Reife. Das Fleiſch der Beere iſt gelb und mehlicht. Der Anbau erfordert nichts beſonders und er wächſt faſt in jedem Boden, nur in dem ganz trockenen ſchmachtet er. Die Saamen liegen etwas lange, ehe ſie aufkeimen. Das Holz iſt faſt unter den deutſchen Baumarten das härteſte, und dienet zu allen Arbeiten, zu welchen ein

ein zähes und feſtes Holz erfordert wird, und ſonderlich zu Zähnen an die Mühlräder. In Schweden werden die Beeren gegeſſen, wenn ſie der Froſt ein wenig getroffen. Sie geben auch durch die Gährung einen guten Brandwein. Es ſchicket ſich dieſer Baum recht gut zu Alleen, die man nicht zu hoch und zu ſchattig ziehen will, und hat überhaupt ein gutes Anſehen.

Die Herren Miller und dů Roi unterſcheiden von dieſem den

2) grünen ſchmalblätterichten Mehlbeerbaum, Crataegus alpina, welcher in Tyrol die Bergerle genannt wird. Wächſt auf den Bergen in Tyrol und Italien. Die Blätter ſind ſo lang, als an dem vorigen, doch nicht ſo rund, und an beyden Enden ſchmal, am Rande flach gezahnt und auf beyden Flächen dunkelgrün. Die weißen Blumen ſind auch viel kleiner, und die dunkelbraunen Früchte trifft gleiches Verhältniß. Herr dů Roi meldet noch, wie in daſigen Pflanzungen die Stämme ohngefähr zwanzig Fuß Höhe erreichet, und die Vermehrung auch durch Pfropfen auf Birnſtämme geſchehen könne.

Mehlbeerſtaude.

S. Weißdorn.

Mehlbeerſtrauch.

S. Bärentraube.

Mehlblume.

Unter dieſem Namen verſtehen wir das neuerlich vom Hrn. von Linne' beſtimmte Geſchlecht, Eclipta genannt. Es begreift ſolches zwo Arten unter ſich, welche ehedem für Arten des Zweyzahns angenommen, jetzo aber, ſonderlich weil die Blümchen auf der Scheibe nur vierſpaltig und die Saamen nicht mit der Haarkrone beſetzet ſind, davon abgeſondert werden. Die Geſchlechtskennzeichen dieſes Geſchlechts mit zuſammengeſetzter Blume ſind demnach: der gemeinſchaftliche, einfache, vielblätterichte Kelch, zungenförmige Randblümchen und auf der Scheibe trichterförmige Zwitterblümchen, welche nur vier Spitzen, auch nur vier Staubfäden mit dem walzenförmigen Staubbeutel zeigen; das mit Spelzen beſetzte Blumenbette, und unbewehrte, oder mit einer Haarkrone nicht beſetzte Saamen.

1) Die aufrechtſtehende Mehlblume, Eclipta erecta. Verbeſina alba Linn. ſpec. Rumph hat dieſe Pflanze unter dem Namen Ecliptica beſchrieben. Sie wächſt in Amboina, auch Surinam und Virginien. Die dauernde Wurzel treibt einen Stängel, welcher einen bis zween Fuß Höhe erreichet, und unterwärts einige Zweige treibt. Die Blätter ſind lanzetförmig, eingekerbt, dunkelgrün,

kelgrün, runzlicht, und ſitzen platt auf. Die Randblümchen ſind weiß. Dieſe in Verbindung mit den grünlichten Blümchen der Scheibe ſollen, nach Rumphs Vorſtellung, eine Aehnlichkeit mit der Sonne haben, wenn ſelbige von dem Monde verfinſtert wird. Dergleichen Beſchaffenheit aber haben alle zuſammengeſetzte Blumen, welche aus zungen- und röhrenförmigen Blümchen beſtehen. Die Blätter werden bey dem Trocknen ſchwarz, und von den friſchen hat der ausgepreßte Saft eben dieſe Farbe. Herr Rumph meldet auch, daß man in Banda und andern Oertern den Kopf der neugebohrnen Kinder damit waſche, damit die ſchwarzen Haare deſto geſchwinder hervorwachſen möchten.

2) Die geſtreckte Mehlblume, Verbeſina oder Eclipta proſtrata Linn. wächſt in Indien und unterſcheidet ſich von jener durch die kurzgeſtielten, einigermaßen wellenförmig ausgebogenen Blätter und den geſtreckten Stängel. Gemeiniglich ſitzen zwey Blumen an jedem Blattwinkel.

Mehlfäßerchen.

S. Mehlbeerbaum.

Mehlfäßleinbaum.

Mehlfäßleinbaum wird ſonſt auch Feuerdorn, immergrünender Dorn genannt, und iſt Meſpilus pyracantha Linn. mithin eine Art Miſpel, welche ſich von den übrigen, ſo Herr v. Linne unter dieſem Geſchlechte begreift, durch die Stacheln leicht unterſcheiden läßt. Wir führen ſolche hier beſonders an, weil ſie in den Apotheken vorkömmt, und die Arten des Miſpel- und des damit genau verwandten Weißdorngeſchlechts nicht von allen Kräuterlehrern auf einerley Art vertheilt werden. Es wächſt dieſer Strauch in der Provence und Italien, iſt mit einer ſchwärzlichen Rinde bedecket, an den Aeſten mit ſteifen Stacheln bewaffnet und mit immergrünenden, kurzgeſtielten, länglichtrunden, gegen das Ende breitern, fein eingekerbten, dicken, feſten, oberwärts dunkelgrünen und glänzenden Blättern beſetzet. Die weißen Blumen erſcheinen häufig im Brach- und Heumonathe ſeitwärts an den Aeſten in kleinen Büſcheln. Die Beſchaffenheit derſelben kann man bey Miſpel nachſehen. Die Kelchblättchen ſind, nach dem Herrn von Linne, ſtumpf, Scopoli aber nennt ſolche ſpitzig. Die Früchte ſind faſt ſo groß, wie die Miſpeln und anfangs hellroth, zuletzt feuerroth. Wenn ſie recht reif ſind, können ſie gegeſſen werden. Sie haben einen zuſamenziehenden Geſchmack und wurden vor Zeiten wider den Durchfall gebrauchet. Man hat vorgegeben, dieſer Strauch ſey der-

derjenige Buſch geweſen, in welchem Gott dem Moſes erſchienen, und ihm befohlen die Schuhe auszuziehen, weil er auf einem heiligen Erdboden ſtünde; daher auch dieſer Strauch von einigen brennender oder feuriger Buſch genannt wird. Es iſt dieſer Strauch zwar dauerhaft, und die Herren von Münchhauſen und du Roi verſichern, daß ſolcher auch die härteſten Winter aushalte, und zu dieſer Zeit mit ſeinen grünen Blättern und rothen Beeren in den Luſtgebüſchen ein ſchönes Anſehen habe; wir haben jedoch ſolchen in Töpfen und den Winter über im Glashauſe unterhalten. Die Vermehrung durch Ableger geräth ſelten, man muß daher friſchen Saamen zu erhalten ſuchen.

Mehlfiſch.

Mehlfiſch, in China. Bey ſtillem Wetter fangen ſie eine andere wohlſchmeckende Art, den Mehlfiſch, wegen ſeiner außerordentlichen Weiße, genannt. Seine ſchwarzen Augäpfel ſind in zween ſilberfarbene, glänzende Kreiſe eingeſchloſſen. Sie befinden ſich in ſolchen erſtaunlichen Haufen in der See, bey der Landſchaft Krang-nan, daß ſie gemeiniglich mit einem Zuge vierhundert Pfund von ihnen fangen. ſ. Sammlung all. Reiſen, Band VI. S. 550.

Mehlkäfer.

Dieſen Namen giebt Herr Müller demjenigen Geſchlechte von Inſecten mit ganzen Flügeldecken, welches von dem Herrn v. Linné Tenebrio, und von Hr. Sulzern Hausſchaben genannt wird, obgleich nicht alle unter dieſes Geſchlecht gehörige Arten im Mehle ihre Nahrung ſuchen. S. Schaben.

Mehlkraut.

S. Geißbarth.

Mehlſtrauch.

Verſchiedene Bäume haben den Namen Mehlbaum erhalten, weil aber einige Arten, ſo zum Geſchlechte Lantana gehören, amerikaniſche Mehlbäume, Viburna americana Linn. genannt, die übrigen Mehlbäume aber auch mit andern Namen beleget worden, haben wir bey der Lantana Mehlſtrauch zum Geſchlechtsnamen erwählen wollen, indem kein anderer ſchicklicher vorhanden, und die, von Herr Planern neugemachte, und auf die Beſchaffenheit des Staubweges abzielende Benennung, Angelmund, dunkel und auch nicht recht ſchicklich ſcheint. Dieweil aber die Arten der Lantanae nicht wirkliche Bäume vorſtellen, und die meiſten davon nur krautartige Pflanzen ſind, ſo haben wir ſtatt Mehlbaum, lieber mit Herr Gleditſchen Mehlſtrauch

ſtrauch wählen, und dieſen zum Geſchlechtsnamen annehmen wollen. Der kleine Kelch iſt mit vier oder fünf Zähnchen geendiget; des Blumenblattes längere Röhre verbreitet ſich in einen Rand, welcher in vier oder fünf ſtumpfe, ungleiche Einſchnitte getheilet iſt. In der Röhre des Blumenblattes liegen vier ganz kurze Staubfäden, deren jedoch zween länger, als die übrigen ſind; der einfache dünne Griffel trägt einen ſchief angeſetzten, und in Geſtalt eines Hackens unterwärts gebogenen Staubweg, welcher das Hauptkeñzeichen dieſes Geſchlechts abgiebt. Die rundliche Steinfrucht enthält eine zweyfächerichte Nuß. Herr von Linné hat neun Arten angegeben.

1) Der jährige Mehlſtrauch, Lantana annua Linn. wächſt in dem mittägigen Amerika und iſt ein Sommergewächſe. Der Ständgel iſt ſtark, aber krautartig, rauh anzufühlen, ohngefähr drey Schuh hoch und theilet ſich oberwärts in einige Zweige. Die Blätter ſind eyförmig, zugeſpitzt, am Rande gezähnelt, unterwärts wollicht, und ſtehen einander gegen über. Nach Millers Beſchreibung ſollen vier Blätter bey einander wirtelförmig geſtellet ſeyn. Die großen purpurfärbigen Blumen zeigen ſich im Heumonathe, ſtellen anfangs unter ſich ein Köpfchen vor, welches ſich aber nach und nach in eine länglichte Aehre verwandelt. Zwiſchen den purpurrothen Früchten kann man die lanzetförmigen Deckblätter am beſten wahrnehmen. Man kann dieſe Art allein aus dem Saamen erziehen, und ſoll dieſen in Töpfe, ſo mit leichter Erde angefüllet, ausſäen und ſolche in ein Lohbeet eingraben, und weil die Saamen ſelten im erſten Sommer aufgehen, muß man dieſe den Winter über in ein warmes Glashaus ſetzen und im künftigen Frühjahre wieder auf ein friſches Miſt- oder Lohbeet bringen. Die Pflanze wartet man ſorgfältig, ſetzet die Töpfe bey guten warmen Wetter in die freye Luft, verwahret ſie ſorgfältig vor Kälte und ſetzet ſolche zeitig hinter die Fenſter des Glashauſes, damit die Blüthe und Frucht nicht zurück bleibe.

2) Der dreyblätterichte Mehlſtrauch, Lantana trifolia Linn. hat mit der erſten Art gleichen Geburtsort und iſt vielleicht nur eine Spielart derſelben. Der ſtaudenartige Stängel wächſt bis drey Schuh hoch, hat eine graue, wollichte Rinde, und theilet ſich gemeiniglich paarweiſe in Aeſte. Die kurzgeſtielten Blätter ſind eyförmig oder rundlich, gezahnet, rauch und runzlicht und ſtehen gemeiniglich zu dreyen bey einander, doch auch zuweilen nur zwey einander gegen über. Die fleiſchfarbenen Blumen ſtellen eine länglichte Aehre

 vor,

vor, liegen aber dicht über einander. Die Frucht iſt groß und purpurroth. Man findet auch Stöcke mit weißen Blumen. Man zieht ſolche aus Saamen, oder auch Zweigen, und behandelt die Pflanzen, wie von der erſten Art. Sie verlangen im Winter einen guten Stand im Glashauſe, damit ſie zuweilen friſche Luft, im̃er aber genugſame Wärme genießen können.

3) Der ſcheckichte Mehlſtrauch mit Deckblättern, Lantana miſta Linn. Dieſes immergrünende Bäumchen wächſt in dem wärmern Amerika. Der holzichte Stamm mit ſeinen Aeſten erreichet bey uns die Höhe von einem bis zween Fuß. Die jungen Aeſte ſind viereckicht, mit Haaren und kleinen ſtachlichten Erhebungen beſetzet; die Blätter ſind geſtielt, einander gegen über geſtellet, eyförmig zugeſpitzt, ausgezacket, haaricht und rauh anzufühlen. Aus dem Blätterwinkel treiben die Blüthſtiele, welche nach oben zu dicker werden, und ein Blumenköpfchen tragen; zwiſchen jeder Blume ſteht ein ſchmales, haarichtes Deckblatt. Der Kelch iſt in zween, faſt ganze, Lappen abgetheilet. Die viel längere Blumenröhre iſt gebogen, und von den vier Einſchnitten der obere und untere breit und kurz, die ſeitwärts geſtellten aber ſind länger und ſchmäler. Die Farbe iſt roth ſaffranfärbig, verändert ſich aber faſt täglich, und indem einige Blümchen ſchon verſchoſſen und blaßgelb geworden, ſind die andern noch ſaffranfärbig.

4) Scheckichter Mehlſtrauch ohne Deckblätter, Lantana Camara Linn. iſt der dritten Art faſt gänzlich ähnlich, und Hr. v. Linné hat beyde ehedem für eine Art ausgegeben, nachher aber wahrgenommen, wie bey dieſer die Deckblätter mangeln, und deswegen dieſe von jener abgeſondert; dieſe Sträucher werden zur Zierde in den Gärten unterhalten, aus Zweigen und Saamen erzogen, und wie die erſten Arten ſorgfältig gewartet.

5) Wollichter Mehlſtrauch mit Deckblättern, Lantana inuolucrata Linn. wächſt auch im mittägigen Amerika; iſt baumartig, trägt geſtielte, einander gegen über, auch wohl zu dreyen bey einander geſtellte, keil- oder verkehrt eyförmige, ſtumpfe, mit Linien durchzogene und ganz runzlichte wollichte Blätter. Die wohlriechenden Blumen ſtellen ein ſparrichtes Köpfchen vor, und ſind mit eyförmigen Deckblättern umgeben. Die Vermehrung und Wartung iſt wie bey den vorigen Arten vorzunehmen.

6) Stachlichter Mehlſtrauch, Lantana aculeata Linn. hat gleiches Vaterland. Der holzichte Stängel wird gegen ſechs Schuh hoch,

hoch, und iſt, noch mehr aber deſſen Aeſte, mit Stacheln beſetzet. An den jungen Pflanzen mangeln dieſe. Die langgeſtielten Blätter ſtehen einander gegen über, ſind ey- oder lanzenförmig und haaricht. Die Blumen ſtellen doldenartige Köpfchen vor, und ſind anfangs helle, hernach purpurroth, oder anfangs gelb und zuletzt pomeranzenfärbig. Man muß dieſe, wie die vorigen Arten warten.

7) Der einzelnblühende Mehlſtrauch. Afrikaniſcher unächter Jaſmin. Iaſminum ilicis folio. Lantana africana L. Dieſer immergrünende, dauerhafte, ſchwache Strauch wächſt in Afrika, erreichet die Höhe von vielen Schuhen, treibt unregelmäßige, haarichte, viereckichte Zweige, und iſt mit ſteifen, blaßgrünen, eyförmig zugeſpitzten, ausgezackten, platt aufſitzenden Blättern wechſelsweiſe beſetzet, aus deren Winkel faſt die meiſte Zeit im Jahre weiße, wohlriechende, kurzgeſtielte Blümchen einzeln zum Vorſcheine kommen. Gemeiniglich haben wir wahrgenommen, daß die Blätter einander gegen über und nur an dem obern Theile der Zweige wechſelsweiſe geſtellet geweſen. Beym Blüthſtiele ſtehen eine, auch zwey kleine Deckblätter, zuweilen fehlen ſolche ganz. Der Kelch iſt in fünf ſchmale Einſchnitte getheilet. Die Röhre des Blumenblattes iſt viel länger, unten weiter als oben, ganz wenig gekrümmet, und in fünf ſtumpfe, kaum merklich ungleiche Lappen verbreitet. Die obere Oeffnung der Blumenröhre iſt mit Haaren verſchloſſen, und an dem Orte das weiße Blumenblatt mit fünf bläulichten Pünctchen bezeichnet. Wegen des ſchief angeſetzten Staubweges gehöret die Pflanze zu dieſem Geſchlechte, und die Frucht kömmt auch mit den übrigen Arten überein. Es iſt dieſe kugelförmig, zugeſpitzet, äußerlich durch eine Furche abgetheilet und enthält eine ähnliche, zweyfächerichte Nuß. Zweige, welche in Töpfe, ſo mit ſandiger Erde angefüllet ſind, geſtecket werden, ſchlagen leichtlich Wurzeln. Die Stöcke hält man beſtändig in Töpfen, unterhält dieſe den Sommer über in freyer Luft, und im Winter in einem mäßig warmen Glashauſe. Im Sommer vertragen ſie viel Näſſe, im Winter aber faulen und ſchimmeln ſolche leichtlich.

Mehlthau.

S. Honigthau.

Mehlwurm.

Diejenigen Würmer, welche ſich häufig im Mehle aufhalten, ſind die Larven von gewiſſen ſchwarzen Käfern, welche gemeiniglich Stubenſchaben oder Mehlkäfer genannt werden, und unter das-

jenige Geſchlecht gehören, welches der Ritter von Linne' Tenebrio, Herr Sulzer aber Hausſchaben nennt. S. Schaben.

Meirich.

Wir verſtehen mit Hr. Planern unter dieſem Namen das Linnäiſche Geſchlechte Stellaria, und wählen lieber dieſen, als Sternpflanze, indem verſchiedene Arten ehedem zu dem Geſchlechte Alſine, oder Vogelmeier gerechnet worden. Herr von Linne' ſelbſt hat erſt in den neuern Schriften dieſes Geſchlecht aufgebracht, und zuvor die, dahin verſetzten, Arten unter dem Vogelmeier angeführt, und die Herren von Haller und Ludwig begreifen unter Vogelmeier nicht allein das ganze Geſchlecht Stellaria, ſondern noch andere damit nah verwandte Geſchlechter. Scopoli hat gleichſam die Mittelſtraße erwählet, und diejenigen, welche zehn Staubfäden haben, in ein Geſchlecht vereiniget, und dieſes Stellaria genannt, die andern aber wegen der vier, fünf oder acht Staubfäden in beſondern Geſchlechtern angeführet. Von dieſen allen ſoll bey Vogelmeier umſtändlich gehandelt werden. Damit die Anzahl der Arten des Vogelmeiers nicht zu groß werde, wollen wir Hrn. v. Linne' folgen, ob es gleich der Natur gemäßer ſcheint, die gekünſtelten Geſchlechter zu vermeiden und mit dem Vogelmeier zu vereinigen. Die Geſchlechtskennzeichen des Meirich ſind, nach Hrn. v. Linne', fünf eyförmig zugeſpitzte, vertiefte, ausgebreitete, ſtehenbleibende Kelch- und fünf länglichte, platte, in zween Lappen getheilte Blumenblätter, zehn kurze Staubfäden, welche aber unter ſich wechſelsweiſe länger und kürzer ſind, drey Griffel mit ſtumpfen Staubwegen, und ein eyförmiges, einfächerichtes Saamenbehältniß, welches ſich an der Spitze ſechsfach öffnet und viele rundliche Saamen enthält. Durch die geſpaltenen Blumenblätter unterſcheidet ſich der Meirich ganz allein von dem nahverwandten Sandſpergel, bey welchem dieſe ungetheilet ſind. Durch die drey Griffel und geſpaltenen Blumenblätter vom Knöterich, welchem man fünf Griffel und ungetheilte Blumenblätter zugeeignet, und von dem Vogelmaier durch die zehn Staubfäden, als welcher nur fünfe beſitzet, auch überdieß eine dreyfächerichte Frucht zeiget. Das gleichfalls nahverwandte Geſchlecht Sagina zeiget überall in der Blüthe und Frucht die gevierte Zahl. Zu der Stellaria oder Meirich zählet Herr von Linne' acht Arten. Alle haben ein ſchlechtes Anſehen und verdienen wenig Achtung, daher wir nur einige anführen wollen.

1) Der großblümichte Meirich mit gefranzten lanzetför-

migen Blättern, Augentroſtgras, Blumengras, Jungfrauengras, Großnelkenmayer, Teufelsblume, Bruſtkraut, Sternpflanze, Alſine graminea, Stellaria holoſtea Linn. Blühet im April und Anfange des Maymonaths an den Hecken und Büſchen, die von der Sonne zeitig erwärmet werden. Der Stängel erreichet einen Fuß Höhe, theilet ſich in viele Zweige, und iſt mit einander gegen über geſtellten Blättern beſetzet. Dieſe ſind faſt den Grasblättern ähnlich, lanzetförmig, geſtreifet, unterwärts am Nerven, und am Rande mit zarten Haaren beſetzet, oder am Rande ganz zart eingekerbet. Die unterſten Blätter biegen ſich gemeiniglich unterwärts. An den langen, in Zweige abgetheilten Blumenſtielen ſtehen lanzetförmige, glatte Blätter und tragen wenig Blumen. Die weißen Blumenblätter ſind faſt zweymal ſo groß, als die Kelchblättchen, herzförmig, und bis zur Hälfte in zween Lappen geſpalten. Herr Scopoli erwähnet noch der Honigdrüſen, welche den Fruchtkeim, wie eine Crone, umgeben.

2) Der kleinblümichte Meirich mit völlig ganzen Blättern, Stellaria graminea Linn. wächſt um die Gärten und Zäune. Der ſchwache, viereckichte Stängel wird einen bis zween Fuß hoch, und theilet ſich in viele Zweige. Die Blätter ſind einander gegen über geſtellet, lanzetförmig, geſtreifet, völlig ganz. Die Blumen ſtehen auf langen, nackenden, in Zweige abgetheilten Stielen; die weißen Blumenblätter ſind kleiner, als bey der erſten Art, jedoch länger, als der Kelch, und faſt bis auf den Boden in zween Lappen zerſchnitten.

3) Der herzblätterichte Meirich, großer Vogelmeier, Morſus gallinae Tabern. Stellaria nemorum Linn. Dieſe durchaus ſaftige Pflanze blühet im May und faſt den Sommer über an den Zäunen und Hecken, im feuchten und guten Grunde und iſt in den Gärten ein gemeines Unkraut. Sie treibet aus der fäſerichten Wurzel viele, unterwärts ausgeſtreckte, obenher aufgerichtete Stängel, und dieſe viele Zweige, aus welchen häufige Wurzelfäſerchen hervorbrechen. Die kurzgeſtielten, einander gegen über geſtellten Blätter ſind ey- oder mehr herzförmig zugeſpitzet und glatt. Aus dem Blätterwinkel entſpringen Stiele mit einzelnen Blumen. Der Kelch iſt haaricht; die weißen Blumenblätter ſind nicht viel länger als der Kelch, und tief in zween Lappen geſpalten. Die Zahl der Staubfäden iſt veränderlich. Es ſollen derſelben, wie bey den übrigen Arten, zehen ſeyn, man findet aber öfters weniger, und nur drey,

fünfe, ſechſe. Herr von Linne' erwähnet eine ähnliche Art unter Alſine media, unterſcheidet dieſe von jener durch die Staubfäden, und eignet dieſer fünfe, jener aber zehne zu. Beyde Pflanzen aber ſcheinen nur als Spielarten von einander abzuweichen, und die ſo genannte Alſine altiſſima und media nicht eigentlich von einander unterſchieden zu ſeyn; wie denn auch Herr Scopoli angemerket, wie es eine Spielart gäbe, welche einen aufrechtſtehenden, einen Fuß hohen und mit röthlichen Knoten abgetheilten Stängel, und unterwärts auf haarichten Stielen ruhende, oberwärts aber platt anſitzende Blätter, und zwiſchen den längern Staubfäden und dem Kelche eine Drüſe zeiget. Die friſche Pflanze iſt den Vögeln ein angenehmes Futter, und man hat ſelbige auch in ältern Zeiten wider die Schwindſucht, und äußerlich wider die Blutflüße, Entzündung der Brüſte und mehrere Krankheiten gelobet, nachher aber ganz außer Acht gelaſſen. Sie enthält vielen, etwas ſäuerlichen Saft.

Da die übrigen Arten weder ſchön, noch auf andere Weiſe nützlich ſind, übergehen wir ſelbige.

Meirich, S. auch **Vogelmeier.**

Meiſe.

Ein Wort, welches richtiger Maiſe ſollte geſchrieben werden, weil die Alten Maſe, Colmaſe, u. ſ. w. ſchrieben, und der Name ſelbſt, wie Friſch angiebt, wegen Gleichheit mit einer kleinen Maus, oder Mäuschen, dem Vogel beygeleget zu ſeyn ſcheint. Die Engländer haben daher den Namen auch meiſt einerley behalten, weñ ſie Maus und Maiſe ausdrücken wollen. Der deutſche Name Meeſe iſt aus dem holländiſchen, und das platte. Die Maiſen an ſich ſind alles kleine Vögel, die unter die große Zahl derjenigen zu ſtehen kommen, welche mit drey Zehen vornen, und einem hinten verſehen ſind. Sie haben insgeſammt etwas eckichte, gerade Schnäbel, deren Kiefern einander gleich und ſchneidend, auch ſcharf an der Spitze und an der Wurzel borſtig ſind. Die Zunge hat an der ſtumpfen Spitze einen mehr oder weniger tiefen Einſchnitt; die Naslöcher ſind durch die Federn am Grunde des Schnabels bedecket; Füße durchgehends bleyfarben. In der Beſchreibung will ich zuförderſt die vornehmſten bey uns bekannten Arten vorzüglich in Betrachtung ziehen, und denn zu den andern übergehen. 1) Kohlmaiſe, Spiegelmaiſe, parus major. Sie iſt die größte unter den übrigen, hat den Namen von der ſchwarzen glänzenden Farbe am Kopfe und Bauche. Der Schnabel auch ſchwärzlich mit

weiß untermiſchet. Beyde Backen hellweiß und umher ſchwarz. Oben am Nacken ein weißgrünlicher Flecken, wodurch ſich das Schwarze und Blaugrüne, welches über den Rücken bis zum Bürzel geht, unterſcheidet. Bürzel aſchblau, ſo auch der Schwanz, wo jedoch die Seitenfedern weiße Spiegel haben. Bruſt und Bauch ſchön hochgelb, durch welche von der Kehle an ein glänzend ſchwarzer breiter Streif hindurch geht. Flügel aſchblau, doch die Flugfedern mit etwas weißem an der Fahne eingefaſſet; die Deckfederchen weiß getüpfelt. Die Füße ſtark mit ſpitzigen Klauen. Das Weibchen hat den Streif am Bauche bey weitem nicht ſo groß, und das gelbe iſt da nicht ſo hoch; auch fallen deſſen ſchwarze Federchen am Kopfe zu den Seiten etwas ins weißliche. 2) Blaumaiſe, Käſemaischen, Pimpelmaiſe, parus coeruleus, heißt alſo von der ſchönen blauen Farbe ihres Körpers, iſt weit kleiner, als die Kohlmaiſe und faſt die kleinſte unter den übrigen. Auf dem Kopfe iſt der ſchönſte glänzend blaue Fleck mit weiß eingefaſſet. Die Schläfe weißgelb, mit einem blauen Ringe umgeben. Die Kehle blau. An der Bruſt ſchöngelb, doch nicht ſo hoch, als die Kohlmaiſe, hat auch allda einen kleinen, bläulichen Streif, aber nicht bis an den Schwanz, wie bey jener. Rücken blau, Schwanz und Schwingfedern höher blau. Die kleinen Flügelfederchen mit weißen Einfaſſungen und Tüpfeln, welche einen Strich ausmachen. Beym Weibchen fallen die Farben durchgängig etwas ab, und dies giebt deſſen Unterſchied vom Männchen. 3) Die Tannenmaiſe, Waldmaiſe, parus ſyluaticus, ater. Giebt der Blaumaiſe an Kleinheit nicht viel nach, hat einen ſchwarzen Kopf und Kehle, dunkel- und ſchmutzigweiße Schläfe, und ſo auch Bruſt und Bauch. Am Nacken ein weißer kleiner Fleck, wodurch das Schwarze am Kopfe, und das aſchgraue auf dem Rücken getrennet wird. Flügel- und Schwanzfedern aſchgrau, die Deckfederchen auf den Flügeln zum Theil an den Spitzen weißgetüpfelt, und ſo auch weiße Strichelchen über die Flügel. Das Weibchen hat die nämlichen Farben und iſt ſchwer zu unterſcheiden. 4) Graumaiſe, Plattenmaiſe, Nonn- oder Mönchmaiſe, Aſchmaiſe, Hanfmaiſe, parus atricapillus, iſt etwas größer als die Tannenmaiſe; denn ſie hat höhere Füße, auch einen längern Schwanz. Oben auf dem Kopfe eine ſchwarze Platte, Backen, Bruſt, Kehle, Bauch, ſchmutzig weiß; Rücken, Flügel, Schwanz aſchgrau. Wegen der Kappe auf dem Kopfe, und des weißgrauen Körpers hat

ſie den Namen Mönchmaiſe; andere nennen ſie auch ſchwarzköpfigen Dornreich. Liebet unter allem Gefräße den Hanf am meiſten. Vielleicht gehöret Kleins ſchwarzgekappte Maiſe, Parus cucullo nigro, auch hieher. 5) Die Schopfmaiſe, Hauben-, Kobel-, Heidenmaiſe, parus criſtatus, hat einen ſchwarz- und weißbunten Schopf, davon auch ihre Benennung kömmt. Backen weiß, an der Kehle ein ſchwarzer Fleck, unterm Kinne und überm Genicke ſchwarze Einfaſſungen, am Rücken, Flügeln und Schwanz tief aſchgrau, Bauch und Bruſt ſchmutzig weiß. Kobelmaiſe heißt ſie, weil ſie gern in den Köbeln der Eichhörner brütet, doch oftmals auch in hohlen Bäumen. Männchen und Weibchen ſind ſchwer zu unterſcheiden. 6) Die Schwanzmaiſe, Zahlmaiſe, parus criſtatus. Es iſt ebenfalls eine ſehr kleine Maiſe. Sie hat unter den Vögeln den kürzeſten Schnabel. Kopf, Bruſt, Unterleib weiß. Rücken und Schwanz ſchwarzbraun oder röthlicht; unterm Schwanze ſind weiße Federn. Die Flügel ſchwarz und weißbunt. Die mittelſten Federn des Schwanzes länger, als die an den Seiten, welche kurz und weiß geſpiegelt ſind. Und dieſes ſind bey uns zu Lande die bekannteſten Maiſearten. Es folgen darnächſt einige, die in andern Ländern, auch in andern Welttheilen zu Hauſe ſind. 7) Spitzbärtiger Langſchwanz, parus barbatus indicus; hat einen gelben Schnabel, aſchgrauen Kopf, dunkelrothen Rücken und Schwanz, weiß und ſchwarzgeſäumte Deckfedern der Flügel; von den Augen hängen ſchwarze ſpitzige Federn herab, die einen Bart vorſtellen. 8) Buntköpfige Schwanzmaiſe; der Rücken röthlicht mit zween ſchwarzen Flecken; Bruſt ſchmutzigweiß, mit einem länglichten ſchwarzen Fleck; die drey äußerſten Schwingfedern ſchwärzlich, mit ſchmalen weißen Querſtreifen; Schwanz oben ſchwarz, unten weiß. 9) Volhyniſche Beutelmaiſe, Remitz, oder Pendulino der Italiener, parus minimus nidum ſuſpendens; röthlicht roſtfärbiger Kopf, mit ſchwarzen Augenbanden, braune Flügel und Schwanz, beyde mit roſtfärbigen Banden; heißt Pendulino wegen ſeines Hängeneſtes. 10) Gelbe Maiſe; Kopf, Bruſt und Bauch citronfärbig; der Rücken grünlicht; Schwanz braun und gelbbunt. In Carolina. Mit dieſer kann man eine andere verbinden, 11) die blaue amerikaniſche, am Körper blau, gelbe Schläfe, Bauch, Rücken und die Seiten purpurfarben. Sie hält ſich in Nordamerika auf. 12) Rothbrüſtige Kobelmaiſe; Kammmaiſe. Schnabel ſchwärzlicht, an der Wurzel mit Haaren

beſetzet, Oberleib aſchgrau, Unterleib weiß und röthlicht, unter den Flügeln roth, hat einen Schopf, den ſie aufrichten kann. 13) Gelbkehlichte Maiſe, Schnabel ſchwarz, an der Wurzel gelb, von da ein ſchwarzer Strich bis auf die Bruſt, Körper aſchfarben, auf den Flügeln drey weiße Querſtreifen. 14) Spechtartige Maiſe, oder der Blauſpecht, picus cinereus. Iſt kein Specht, ſondern eine wirkliche Maiſenart, davon ſchon unter Blauſpecht gehandelt worden. 15) Rothköpfichter Dornreich; Körper ſchwarz mit angeſprengtem Purpur, kurzer Schwanz, kurzer weißer Schnabel, auf dem Kopfe und Halſe goldfarben. 16) Blaugeſchopfte Maiſe; hat den Namen vom blauen Schopfe, weiße Schläfe, ſchwarze Kehle, am Leibe grün, blaue Flügel. Findet ſich hin und wieder in Europa. 17) Rohrmaiſe, parus paluſtris, mit ſchwarzem Kopfe, aſchgrauen Rücken, und weißen Schläfen. Wird vom Büffon mit Unrecht unter die Maiſen gerechnet. 18) Weißſchnabel, cela, ſchwarz am Körper, mit weißem Schnabel, der Fleck auf den Flügeln, und beym Anfange des Schwanzes gelb. In Indien. Alle Maiſen nähren ſich im Frühling und Sommer von kleinen Würmern und allerley Inſecten, im Herbſt und Winter aber von unterſchiedlichem Geſäme und Körnern; beſonders von Fichten- und Fohrenſaamen, von den Knoſpen der Bäume, woraus ſie den Saft und das Mark herausſuchen, ingleichen von den Puppen und Eyern von Inſecten an der Rinde der Bäume, an den Gemäuern und Zäunen. Die Mönch- oder Graumaiſe insbeſondere ſuchet den Saamen von Diſteln, Kletten, Neſſeln, vornehmlich vom Hanfe auf, verſtecket ſich denſelben hin und wieder in Ritzen und Höhlungen, um von dem geſammleten Vorrathe nachher zu leben. Die bekannten Maiſen niſten das Jahr zweymal, machen das Neſt in Vorhölzern, Feldern, Gärten, in hohlen Bäumen, hoch und niedrig, legen von ſechs bis zehen Eyer, und bringen ſieben bis acht Junge aus. Die Schwanzmaiſe insbeſondere bauet ein ſehr künſtliches Neſt von Moos und weichen Federn, hängt es an die Bäume ſchwebend, und ſichert es vor den Nachſtellungen der Thiere, und den Ungemächlichkeiten der Witterung. Weit künſtlicher noch iſt das Hängneſt der kleinſten volhyniſchen Maiſe, des Remitz, oder ſogenannten Pendulino, der Italiener. Dieſes iſt aus den weichſten, wollichten und ſeidenen Materialien, überaus dick und dicht, wie ein Beutel gearbeitet, überall zu, und mit einem hervorragenden Ausgange verſehen, wodurch

durch der Vogel ein- und ausflieget. Darneben hängt er es an die dünnſten, geſchlankeſten Zweige der Bäume, vorn an ihre Spitze, gemeiniglich wenn er kann, übers Waſſer oder Sümpfe; ſo daß ſich ein anderes größeres, weder kriechendes noch fliegendes Thier, nicht hinanwaget. Die mehreſten Maiſen bleiben den Winter bey uns, doch verbergen ſich auch andere in Klüfte, hohle Bäume, Brüche u. ſ. w. Von einer Gattung derſelben, bleiben welche den Winter da, andere nehmen um Michaelis, und weiter hin, ihren Strich fort, und ziehen nach einander, nicht zuſammen und in Haufen, weg. Die Kammmaiſe geht meiſtens weg. Aber wer weis, ob ſie nicht in die dickſten Fichtenwälder zieht, wohin ihr niemand leicht nachſpüret. Ueberhaupt bedarf das Ziehen der Vögel noch beſſere Unterſuchung. Etliche Maiſen haben einen guten Geſang, wie die Kohlmaiſe, und werden theils dazu, theils zu Wegfangung der Fliegen in Zimmern gehalten. Die mehreſten aber halten gar keine Abwechſelung im Tone, ſondern haben nur ein kurzes Pfeifen an ſich. Man fängt ſie mit Leimruthen und Kloben, mit Schlingen, mit Kaſten oder Fällern, auch in Heerden u. ſ. w. Die Eyer der Maiſen ſind, wie gehörig, klein, meiſt kugelförmig, wenigſtens nur etwas geſtrecket; an Farbe bey den Gattungen unterſchieden. Der Tannenmaiſe ihres ſonder Flecken und hellweiß; der Blaumaiſe gegen das ſtumpfe Ende mit wenigen und ſubtilen braunen Puncten gezeichnet; der Schopfmaiſe am ſtumpfen Ende mit einer Binde von ſtärkern rothbraunen Flecken verſehen.

Meiſterwurzel.

Unter dieſem Namen kommen zwo ganz unterſchiedene Pflanzen vor. Die eine wird auch ſonſt Magiſtranz, Oſtritz, Kayſerwurz, Wohlſtand und im lateiniſchen Magiſtrantia, Imperatoria offic. und beym Herrn von Linné Imperatoria Oſtruthium genennet. Es machet dieſe ſchirmtragende Pflanze bey den meiſten Schriftſtellern ein eigenes Geſchlechte aus, nur Herr Cranz vereiniget ſolche mit dem Oelſenich, Selinum. Sie wächſt in Deutſchland auf den Gebirgen, und blühet im Sommer. Die ausdaurende Wurzel liegt ſchief in der Erde, und verlängert ſich nach Art der kriechenden, iſt aber eines Fingers dicke, knoticht, mit Cirkeln umgeben, und unterwärts mit Faſern beſetzet. Aus dieſer treiben langgeſtielte, hellgrüne, gefiederte Blätter, wovon die Blättchen, deren gemeiniglich fünfe, am Rande eingekerbet, auch zuweilen in drey Lappen zerſchnit-

ten ſind. Der ſtarke, geſtreifte, ohngefähr zwo Ellen hohe Stängel treibt viele Zweige, und iſt mit ähnlichen Blättern wechſelsweiſe beſetzet, welche aber platt aufſitzen, oder vielmehr mit einer Scheide den Stängel und die Zweige umgeben. Dieſe endigen ſich mit weißen großen Blumendolden. Die Hauptdolde zeiget keine gemeinſchaftliche Hülle; doch ſtehen unter derſelben zwey, den übrigen ähnliche, aber einander gegenüber geſtellte Blätter; auch bey den kleinen Dolden iſt die Hülle nicht merklich, und beſteht nur aus ganz ſchmalen Blättchen oder Fäden. Die fünf weißen Blumenblätter ſind einwärts gebogen und eingekerbet, und die rundlichte Frucht theilet ſich in zween gleichgeſtaltete, plattgedrückte, erhabene und mit einem beſondern Rande eingefaßte Saamen. Alle Blumen ſind Zwitter und einander ähnlich, und kommen in der übrigen Beſchaffenheit mit andern Dolden überein. Die ganze Pflanze beſitzet zwar viele wirkſame Theile; man erwählet aber in den Apotheken allein davon die Wurzel. Dieſe iſt länglicht, etwan einen Zoll dicke, runzlicht, gleichſam gegliedert, mit wenig Faſern beſetzet, auswendig braun, inwendig weißlicht, und hat einen ſcharfen, gewürzhaften Geſchmack und ſtarken beſondern Geruch. Die getrocknete ſoll auch, wenn ſie gut beſchaffen iſt, und der Länge nach zerſchnitten wird, viele gelbe, glänzende, harzichte oder balſamiſche Körnerchen oder Puncte zeigen; wie denn auch aus der friſchen im Frühjahre oder ſpäten Herbſt gegrabenen Wurzel ein dergleichen ölichter Saft quillet, und aus dieſem ölicht harzichten Weſen kann man leicht urtheilen, daß die Wurzel unter die hitzigen Arzneyen gehöre, und daher mit Vorſicht zu gebrauchen ſey. In Krankheiten, welche von einem zähen Schleime entſtehen, und überhaupt bey phlegmatiſchen Körpern wird ſie vortrefflichen Nutzen wirken, die ſtockenden ſchleimichten Säfte kräftig auflöſen, die feſten Theile reitzen, und den Umtrieb der Feuchtigkeiten befördern, auch die Abſonderungen vermehren, ſonderlich den Schweiß erregen. Sie kann daher der Angelicke, Liebſtöckel, Biebernell und andern Wurzeln von den Doldengewächſen gleich geſchätzet und damit vereiniget werden. So wie aber dieſe alle den Namen eines Gegengiftes, Alexipharmaci, gar nicht verdienen, und die bößartige ſchädliche Materie nur unter gewiſſen Umſtänden ausführen können, eben ſo eingeſchränket ſoll auch der Gebrauch der Meiſterwurzel ſeyn, und ſelbſt bey den Thieren, welchen die Vieharzte ſelbige öfters eingeben, kann leicht

leicht mehr Schaden als Nutzen bewirket werden. Man gebrauchet die Wurzel ſelten in Pulver, gemeiniglich bereitet man daraus einen Trank, oder bedienet ſich der Eſſ. alexipharmaca Stahlii, deren Wirkſamkeit auch eines Theiles von dieſer Wurzel abhanget. C. Hoffmann empfiehlt den Gebrauch derſelben beſonders denjenigen, welche viel mit Blähungen beſchweret ſind, und Herr Lange verſichert, daß dadurch zuweilen Wechſelfieber getilget worden, welche die Chinarinde nicht überwinden können. Die getrocknete Wurzel wird leicht wurmſtichicht. Die friſchen, mit Salz und Eſſig zerſtoßenen Blätter ſollen äußerlich bey Kröpfen nützlich zu gebrauchen ſeyn.

Wir unterhalten die Pflanze im Garten an ſchattichten, feuchten Oertern, und vermehren ſolche durch die Wurzel.

Die andere Pflanze, welche wir zum Unterſcheide die ſchwarze Meiſterwurzel nennen, iſt die Imperatoria nigra, oder Aſtrantia maior Linn. Sie hat auch den Namen Oſtrich oder Aſtrenz erhalten, und den letzten hat Herr Planer angenommen. Es wird dieſes Geſchlechte zwar billig mit der Familie der doldentragenden vereiniget, iſt aber von den übrigen dem äußerlichen Anſehen nach merklich unterſchieden. Die Dolde ſtellet ein kleines Büſchelchen oder halbe Kugel vor, und dieſe beſteht äußerlich aus vielen, langen, ſchmalen, ganzen oder zerſchnittenen, weiß oder blaßröthlichten Blättern, welche die gemeinſchaftliche Hülle ausmachen, und über die Blümchen hervorragen. Die zarten Blumenſtiele tragen einzelne Blumen, und kommen nur in ſofern mit den Dolden überein, daß ſolche alle aus einem gemeinſchaftlichen Puncte entſpringen, mithin eine einfache Dolde abbilden. Die meiſten von den Blümchen ſind Zwitter, und beſtehen aus fünf Blumenblättern, fünf Staubfäden und zween Griffeln, bey vielen aber, ſonderlich den Randblümchen, fehlen die Griffel nebſt dem Fruchtkeime. Die Frucht iſt länglicht, geſtreifet, mit dem, nunmehro deutlich zu bemerkenden, beſondern fünfblätterichten Kelche beſetzet, und theilet ſich in zween, auf der einen Seite erhabene, und mit verſchiedenen krauſen Flügeln beſetzte Saamen. Man unterſcheidet zwo Arten.

1) Die große ſchwarze Meiſterwurzel, Aſtrantia maior L. iſt eine Alpenpflanze, und in der Schweiz, auch in Böhmen anzutreffen. Sie blühet im Sommer. Die ſchwarze, fäſerichte Wurzel treibt einen aufgerichteten, ohngefähr einen Fuß hohen, und mit wenig Zweigen beſetzten Stängel. Die untern Blätter ſitzen auf einem

nem Stiele, deſſen unterſter Theil breit und ausgedehnet iſt, und den Stängel mit einer Scheide umfaſſet; bey den obern fehlet der Stiel, und nur die Scheide iſt zugegen, auf welcher das Blatt ſelbſt ruhet. Dieſes iſt in fünf Lappen tief zerſchnitten, und die Lappen ſind wiederum dreyfach abgetheilet und eingekerbet. Man findet auch an einem Blatte bisweilen ſieben Lappen. Die Blümchen ſind röthlicht, und die Blätter der Hülle gemeiniglich ganz und nicht eingeſchnitten. Die unfruchtbaren Blümchen ſtehen nicht allein am Rande, ſondern auch zwiſchen den übeigen zerſtreuet, ſitzen auf längern Stielen und ragen über die andern hervor.

2) Die kleine ſchwarze Meiſterwurzel, Aſtrantia minor L. hat mit voriger gleichen Geburtsort. Der Stängel iſt niedriger, und die Blätter ſind nicht ſowohl in Lappen abgetheilet, ſondern vielmehr aus fünf, ſechs auch wohl neun beſondern, langen, ſchmalen, ſcharf eingekerbten, ganzen, und nicht zerſchnittenen Blättchen zuſammengeſetzet. Auch die Dolde iſt kleiner und weiß.

Die Wurzel von der erſten Art iſt ſcharf, und obgleich vorgegeben wird, daß ſolche dem Geruche und Geſchmacke nach mit der Contrayerve übereinkomme, ſo kann ſelbige doch, der Wirkung nach, der ſchwarzen Nießewurzel an die Seite geſtellet werden, doch purgiret ſolche etwas gelinder. Die neuern Aerzte machen davon keinen Gebrauch. Im Garten unterhält man die Pflanze im freyen Lande ohne alle Kunſt, und vermehret ſolche durch die Wurzel.

Melaleuca.

Planer nimmt ſtatt des griechiſchen den deutſchen Namen Schwarzweiß an, und weil der darunter begriffene Baum beym Rumph der weiße Baum heißt, ſo nennet ſolchen Herr v. Linné Melaleuca Leucadendra. Es wächſt derſelbe in Amboina und zeiget viel ähnliches mit dem Myrtenbaume, daher auch Herr von Linné ſolchen ehedem als eine Art Myrten, unter dem Namen Myrtus leucadendron, angeführet. Der Stamm wächſt mehr krumm als gerade, erreichet die Stärke eines, auch wohl zweyer Menſchen, und treibt oberwärts eine Krone von krummen und unordentlich geſtellten Aeſten. An dieſen ſtehen die Blätter auch unordentlich, ſitzen platt auf, ſind faſt den Weidenblättern ähnlich, ſchmal, lang, an beyden Enden ſpitzig, gemeiniglich vorwärts ſäbelförmig gekrümmet, mit vielen vorragenden Nerven der Länge nach gezieret, blaßgrün, oder bläulicht angelaufen, ſpröde und von einem ſtarken gewürzhaften Geruch. An dem Blätterwinkel und an den Enden

der

der Aeſte ſtehen lange Stiele, und auf dieſen ſitzen länglichte, grüne, oberwärts weiße Köpfchen, welche ſich nachher bey der Blüthe in eine Aehre verlängern. Auf dem Fruchtkeim ruhet der fünffach getheilte Kelch, und dieſer umgiebt fünf weiße, ſchmale Blumenblätter. Die vielen Staubfäden ſind in fünf Haufen verwachſen, und dieſe umgeben den einfachen Griffel. Der Geruch der Blumen iſt ſtark, aber nicht ſonderlich angenehm. Das ſchwärzlichte Saamenbehältniß wird einigermaaßen von dem, mehr ſaftig und fleiſchicht gewordenen Kelche umgeben, öffnet ſich mit drey Klappen, und zeiget drey Fächer. Gemeiniglich ſtehen drey dergleichen Früchte dichte beyeinander, und ſitzen in der gedritten Zahl wechſelsweiſe und platt auf dem gemeinſchaftlichen Stiele. Der Stamm des Baumes iſt mit einer dicken, aſchgrauen, und wie bey der Birke, aus vielen dünnen Häutchen zuſammengeſetzten Rinde bedecket, der untere Theil aber ganz ſchwarz und gleichſam verbrannt; Rumph behauptet aber, daß ſolches Anſehen nicht durch ein wirkliches Anbrennen entſtanden, ſondern dem Baume ganz eigen ſey, oder durch die Sonnenhitze in dieſen verbrannten Zuſtand geſetzet worden, ohne daß ſolcher wirklich ſich entzünde. Die Malayer nennen dieſen Baum Caju Puti. Aus den Blättern kann ein Oel bereitet werden, welches den ſtärkſten Geruch von Cardamome beſitzet, und daher will man glauben, daß das Cajeputöl von dieſem Baume bereitet werde, zumal ſelbiger auch dieſen Namen führet.

Melanterie.

Schwarzer Atrament oder Vitriolſtein, Melanteria; iſt eine ſchwarze mit Vitriol durchdrungene und verhärtete Thonerde, ſo an der Luft zerfällt, und zum Vitriolſieden genommen werden kann.

Melanthium.

In den neueſten Schriften giebt Herr von Linné folgende Kennzeichen dieſes Pflanzengeſchlechtes an: Die Blumendecke iſt einfach, und beſteht aus ſechs Kelch- oder Blumenblättern, welche nicht abfallen, eyförmig geſtaltet ſind, auf ſchmalen, langen Nägeln ruhen, und ausgebreitet ſtehen. Auf dieſen Nägeln der Blumenblätter ſtehen ſechs dünne, gleichlange Staubfäden, und der Fruchtkeim trägt drey krumme Griffel mit ſtumpfen Staubwegen. Das eyförmige, dreyeckichte Saamenbehältniß iſt mit drey Furchen vertiefet, und enthält in drey Fächern viele Saamen. Es iſt dieſes Geſchlechte mit der Ackerzwiebel nahe verwandt, und nur in der

der Zahl der Griffel davon unterſchieden, folglich könnten beyde füglich mit einander vereiniget werden. Der Schwarzkümmel, welcher von einigen auch Melanthium genennet worden, iſt hiervon ganz unterſchieden. Herr v. Linne' hat vier Arten beſtimmet, welche zur Zeit in hieſigen Gärten unbekannt ſind.

Melaſtoma.

Alle Arten dieſes, von Herr Burmann und Linne' alſo genannten und beſtimmten Geſchlechtes tragen ſchwarze Beeren, welche bey dem Kauen den Mund dergeſtalt ſchwarz färben, daß dieſe Farbe kaum unter vierzehen Tagen wieder vergehet; und daher hat auch Planer dieſen Namen Schwarzmund überſetzet. Der einblätterichte, glockenförmige, ſtehenbleibende Kelch iſt fünffach eingekerbet; auf dieſem ſitzen fünf rundlichte Blumenblätter, und zehen, auch nur acht kurze Staubfäden, von welchen einige in der Mitte mit einem beſondern Fortſatze gezieret ſind; der einfache Griffel trägt einen ſtumpfen Staubweg. Die Frucht iſt eine rundlichte Beere, welche von dem Kelche bedecket, und mit einem beſondern Rande gekrönet iſt; in dieſer liegen viele Saamen. Es hat ſolche einige Aehnlichkeit mit unſern Stachelbeeren, daher man auch die Arten amerikaniſche Stachelbeeren genennet. Herr v. Linne' hat zwölf Arten angegeben, welche alle in beyden Indien, vornehmlich in Amerika wachſen, ſüße und angenehm ſchmeckende Beeren tragen, aber ſelten in hieſigen Gärten vorkommen werden, indem der Saame ſchwerlich aufgehet, und junge Pflanzen aus ihrem Vaterlande ſchwerlich zu erhalten ſeyn dürften. Daher wir auch ſolche nicht beſonders angeben wollen.

Meleguette.

S. Cardamome.

Meliloten.

S. Klee.

Melis. S. Zucker.

Meliſſe.

Dieſer Name iſt ſowohl im lateiniſchen, als deutſchen verſchiedenen Pflanzen beygeleget worden. Die Moluckiſche Meliſſe machet ein eigenes Geſchlechte aus. Citronmeliſſe iſt eine Art des Drachenkopfes. Das Grießkraut nennete Herr v. Haller Meliſſa, und weil die Bergmünze, von der bekannten Gartenmeliſſe nicht füglich getrennet werden kann, belegete derſelbe dieſes vereinigte Geſchlecht mit dem Namen Calamentha, da hingegen Herr v. Linne' dafür Meliſſe erwählete. In dem Göttingiſchen Verzeichniſſe der Pflanzen hat Herr von

Haller das Grieſskraut, die Bergmünze und Meliſſe vereiniget, und den letzten zum Geſchlechtsnamen erwählet, auch dieſen in der Hiſtor. Stirp. Heluet. beybehalten. Das Grieſskraut kann füglich ein eigenes Geſchlechte ausmachen; die Bergmünze aber und Meliſſe ſind der Blüthe und Frucht nach nicht weſentlich unterſchieden, und können daher entweder unter dem Namen Calamintha oder Meliſſa vereiniget werden. Da aber beyde Namen in den Apotheken und faſt überall vorkommen, wollen auch wir die Bergmünze beſonders anführen, und hier nur die Apothekermeliſſe, nebſt einigen andern Arten erwähnen. Die Geſchlechtskennzeichen ſind: der glockenförmige, eckichte Kelch theilet ſich in zwo Lippen, davon die obere platt, etwas zurückgeſchlagen und dreyſpaltig, die untere aber kleiner, ſpitziger und in zween Einſchnitte getheilet iſt. Des Blumenblattes walzenförmige Röhre verbreitet ſich auch in zwo Lippen; die obere iſt kurz, aufgerichtet, gewölbet und eingekerbet; die untere aber in drey Lappen getheilet, und der mittlere davon herzförmig und größer als die beyden übrigen. Von den vier Staubfäden ſind zween faſt ſo lang als die obere Lippe des Blumenblattes, zween aber viel kürzer. Dieſe und der einfache Griffel mit dem zarten geſpaltenen Staubwege, liegen unter der obern Lippe. Der Kelch umgiebt vier eyförmige nackende Saamen.

1) Die Apothekermeliſſe mit einfachen Blumenſtielen, Bienenkraut, Honigblume, Mutterkraut, Citronmeliſſe, Citronkraut, Immenkraut, Jvenblatt, Herzkraut, Meliſſa officin. L. wächſt auf den Gebirgen in Italien und der Schweiz wild. Die Wurzel iſt fäſericht und ausdaurend; der Stängel zween bis drey Fuß hoch, viereckicht, und mit vielen Nebenzweigen verſehen; welche ſelten den Winter über ausdauern, ſondern gemeiniglich bis auf die Wurzel abſterben, und im Frühjahre von neuem hervorſproſſen. Die kurz geſtielten, einander gegen über geſtellten Blätter ſind ey- oder mehr herzförmig zugeſpitzt, am Rande ausgezahnt, dunkelgrün, oberwärts haaricht, unterwärts mehr glatt. In dem Winkel der obern Blätter ſtehen einfache Stiele, deren jeder nur eine fleiſchfarbene Blume trägt. Zuweilen ſind die Zweige der ganzen Länge nach, zwiſchen den (an Größe abnehmenden Blättern, damit wirtelförmig beſetzet. Die Blumenwirtel ſind kürzer als die Blätter, die dabey geſtellten Deckblätter eyförmig zugeſpitzet, und die Kelcheinſchnitte gleichſam mit Grannen geendiget. Das Kraut oder die Blätter allein werden in der Arzeneykunſt gebrauchet.

Sie haben einen angenehmen gewürzhaften Geſchmack, und durchdringenden lieblichen Geruch, welcher der Citrone gleichet. Man ſoll ſolche aber im Frühjahre sammlen, wenigſtens ehe die Blüthe, welches im Juni und Juli geſchieht, hervortreibt. Denn ob wir gleich niemals bemerket, daß ſolche zur Blüthzeit, wie Caſpar Hoffmann und andere vorgeben, einen ſtinkenden Geruch beſitzen, ſo ſind ſie doch weniger würkſam und enthalten alsdenn weniger flüchtiges ölichtes Weſen, von welchem alle Kräffte abhangen, und wodurch ſich die Pflanze in der Schwachheit der Nerven, bey Lähmungen von Schlagflüßen, wider die Blähungen, Mutterbeſchwerung und beſonders den Mangel der monathlichen Reinigung empfohlen hat. Man gebrauchet nach Verſchiedenheit der Umſtände das abgezogene Waſſer, oder Oel, oder auch die friſchen und getrockneten Blätter. Das abgezogene Waſſer wird billig hochgeachtet, es enthält die wirkſamſten Theile, zumal wenn ſolches etlichemal, und wie Boerhaave gethan, vierzehenmal auf friſches Kraut gegoſſen, und davon abgezogen, oder, wie die Chymiſten zu reden pflegen, cohobiret worden. Boerhaave verſichert an ſich ſelbſt erfahren zu haben, wie kräftig ein ſolches Waſſer ſtärke, wenn man alle Morgen nüchtern etwas davon trinke, und wie ſchwerlich ein Mittel ſey, welches dieſen Waſſer in der Melancholie, Milzſucht, Bleichſucht, Mutterbeſchwerung, Herzklopfen und dergleichen Zufällen gleichkommen dürfte, beſonders, wenn dieſe Zufälle mehr von einer Beunruhigung der Lebensgeiſter als von einer beſondern ſchädlichen Feuchtigkeit herrühren. Von dem, in den Apotheken gewöhnlichen Waſſer, wird man freylich dergleichen Wirkungen nicht verlangen können, doch iſt ſolches nicht ganz zu verachten. Man verfertiget auch zweyerley Waſſer, mit und ohne Wein, und das letztere, oder Aqua Meliſſae vinoſa iſt dem andern, oder Aqua Meliſſae ſine vino billig vorzuziehen. Das bekannte und berühmte Carmeliterwaſſer, Eau des Carmes, ſoll von der Meliſſe vorzüglich ſeine Kraft und Annehmlichkeit erhalten; die eigentliche Zubereitung des Carmeliterwaſſers wird zwar geheim gehalten, doch ließt man in den Breßlauiſchen Sammlungen Verſuch 32. S. 420. folgende: Nehmet friſche Meliſſenblätter ſechs handvoll, Citronen- und Pomeranzenſchalen, Muſcatennuß und Corianderſaamen von jeden zwey Loth, Gewürznelken und Angelikenwurzel von jedem ein Loth, weichet dieſes alles in zwey Pfund Weinbrandewein und einen halben Pfund Waſſer, und deſtilliret es aus dem Marienbade.

rienbade. Man bereitet ferner aus der Meliſſe das angenehme weſentliche Oel; um dieſes in mehrerer Menge zu erhalten, ſammlet man die Pflanze, wenn ſie verblühet, und bereits Saamen trägt. Von den friſchen, oder auch getrockneten Blättern pfleget man mit kochenden Waſſer einen Thee zu bereiten, welcher beſonders zur Beförderung der monathlichen Reinigung im Gebrauche iſt. Bey dieſer Krankheit kann ſich die Meliſſe ſonderlich kräftig bezeigen, wenn durch krämpfichte Spannungen der Abgang des Geblütes verhindert worden; doch wird alsdenn das kräftige abgezogene Waſſer noch wirkſamer ſeyn. Das Bier ſoll durch Zuſatz der Meliſſe eine mehr berauſchende Kraft erhalten. Man hat ſelbige von alten Zeiten her als eine recht nützliche Bienenpflanze ausgegeben, und Herr Gleditſch empfiehlt ſie auch zur Bienenzucht, doch wollen einige neuere ſie zu dieſer Abſicht für ganz unkräftig erklären. Man unterhält dieſe Meliſſe überall in den Gärten, erzieht ſie aus den Saamen, oder vermehret ſelbige durch Theilung der Stöcke. Sie kommt faſt in jedem Boden fort, und verlanget keine beſondere Wartung.

2) Die rauche Meliſſe mit langen äſtigen Blumenſtielen, poleyartige Meliſſe, Ackermünze, Calamintha pulegii odore, Meliſſa nepeta Linn. wächſt in ſandichten Gegenden in Italien, Frankreich und der Schweiz. Die fäſerichte, ausdauernde Wurzel treibt ſchwache, aber nicht geſtreckte, rauche Stängel, wenigſtens richten ſich die Zweige deſſelben in die Höhe; die Blätter ſind eyförmig zugeſpitzet, ſchwach eingekerbet, und rauch. Aus dem Winkel der Blätter treiben äſtichte, vielblümichte Stiele; und dieſe wirtelförmig geſtellten Blumenbüſchel ſind länger als die Blätter, und die Deckblätter ganz ſchmal. Der Kelch iſt geſtreifet und rauch, bisweilen auch glatt; das Blumenblatt klein, blaßviolet, zuweilen auch weiß. Dieſe Art wird in England in den Apotheken aufbehalten und Calamintha genennet, auch daraus ein wohlriechendes Waſſer und weſentliches Oel bereitet. Herr von Haller vergleichet ſolche in Anſehung der Kräfte mit der Poley, Pulegium, und erinnert, wie ſelbige zerquetſchet und auf die Haut geleget, Blaſen aufziehe. Die Meliſſa pulegioides, welche Kalm in der Reiſebeſchreibung 2 Theil, 337 S. anführet, ſcheint die nämliche zu ſeyn. Sie wächſt in Penſylvanien auf dürren Stellen, hat einen ſtarken beſondern Geruch, und wird von den Einwohnern als Thee gebrauchet, wenn man ſich erkältet,

oder ſonſt zu ſchwitzen nöthig hat. Der Schmerz in den Gliedern ſoll in kurzer Zeit gelindert werden, wenn man die Pflanze warm auf den leidenden Ort leget. Man muß die Stöcke in Töpfen unterhalten, und gegen den Winter in ein mäßig warmes Glashaus ſetzen. Uns hat die Pflanze zärtlich geſchienen, ſie iſt immer grünend geblieben, hat ſelten reifen Saamen gegeben, und die Vermehrung durch die Wurzel oder auf andere Art hat ſelten geglücket.

Molukkiſche Meliſſe. Iſt ein eigenes, von der Meliſſe ganz unterſchiedenes Geſchlecht, welches von Tournefort Molucca, von Herrn v. Linné Moluccella und von Herr Planern Herzkraut genennet wird. Der Kelch machet ſelbiges vorzüglich kenntlich. Es iſt ſolcher glockenförmig und weit, ſtehet von dem Blumenblatte ab, und zeiget am Rande ſtachlichte Einſchnitte, welche bey den Arten einige Verſchiedenheit haben. Das Blumenblatt iſt kürzer, zuweilen auch länger als der Kelch, und in zwo Lippen abgetheilet; die obere Lippe aufwärts gerichtet, vertiefet und ganz, die untere in drey Lappen getheilet, und der mittelſte Lappen etwas länger und eingekerbet. Unter der obern Lippe liegen zween kurze und zween längere Staubfäden, und der Griffel mit dem zweyſpaltigen Staubwege. Auf dem Boden des Kelches ſtehen vier nackende, eckichte Saamen. Es ſind drey Arten bekannt

1) die unbewehrte molukkiſche Meliſſe, Moluccella laevis L. Dieſe jährige Pflanze wächſt in Syrien. Die Wurzel iſt faſericht; der viereckichte Stängel erreichet gegen zween Fuß Höhe, und treibet viele Zweige; die geſtielten, einander gegenüber geſtellten Blätter ſind bläulicht angelaufen, faſt keilförmig und eingekerbet. Die Blumen ſtehen wirtelförmig, und äußerlich um die Kelche einige, nicht ſtachlichte Deckblätter; der Kelch iſt ſehr weit, glockenförmig, länger als das weißlichte Blumenblatt, nicht lippenartig abgeſondert, und am Rande mit fünf kleinen, nicht merklich ſtachlichten Zähnchen beſetzet.

2) Die molukkiſche Meliſſe mit vielſtachlichten Kelche, Moluccella ſpinoſa L. Dieſe ſtamet aus den molukkiſchen Inſeln ab, iſt gemeiniglich zweyjährig, und treibt einen hohen, viereckichten, in wenig Zweige verbreiteten Stängel; die Blätter ſind faſt herzförmig, und in fünf auch ſieben Lappen zerſchnitten; jeder Wirtel beſteht ohngefähr aus ſechs Blumen, und um denſelben ſtehen vier Stacheln. Der Kelch iſt viel kleiner als das Blumen-

blatt und in zwey Lippen abgetheilet, die obere endiget ſich mit einer, die untere aber mit ſechs oder ſieben, auch nach des Hrn. v. Hallers Beobachtung nur mit vier feſten Stacheln. Es läßt ſich der Kelch durch die Fäulniß im Waſſer vortrefflich ſchön ſceletiren.

3) Moluckiſche Meliſſe mit fünfſtachlichten Kelche. Moluccella fruteſcens L. Wächſt in Piemont. Iſt ein kleiner Strauch. Die Blätter ſind geſtielet, eyförmig, haaricht, und am Rande mit zween oder drey tiefen Einſchnitten verſehen. Bey den Blumenwirteln ſtehen auf beyden Seiten drey untereinander vereinigte Stacheln. Der kleine, trichterförmige, zehneckichte Kelch hat fünf ſtachlichte Einſchnitte. Das Blumenblatt iſt größer, und die obere Lippe haaricht. In der Murrayiſchen Ausgabe erinnert Herr v. Linné, wie dieſer Strauch eigentlich aus Perſien abſtamme, und von da nach Italien gewandert ſey, und erwähnet zugleich, wie die perſiſche Stammart mehr haarichte und ſpitziger eingekerbte Blätter, und mehr eyförmige, dreyſpaltige Kelcheinſchnitte habe.

Die beyden erſten Arten unterhalten wir in Gärten, obgleich weder Schönheit noch Nutzbarkeit ſolche beſonders empfehlen. Man erzieht beyde aus den Saamen auf dem Miſtbeete. Die erſte blühet im Sommer und giebt auch gemeiniglich reifen Saamen; die zweyte aber treibt entweder ſpät im Herbſte, oder im zweyten Jahre im Frühlinge Blüthen; und damit man um deſto gewiſſer reifen Saamen erhalte, pfleget man die Pflanzen in Töpfe und in gute lockere Erde zu ſetzen, und den Sommer über einigemal umzupflanzen, damit die Blüthe zurückgehalten werde. Im Winter unterhält man ſolche in einem mäßig warmen Glashauſe, verſtattet im Frühjahre der Luft freyen Zugang, und begießt die Stöcke fleißig, wenn der Blüthſtängel hervortreibt. Ohne dieſe Wartung wird man ſelten Blumen, und niemals Saamen erlangen.

Meliſſe, amerikaniſche, S. Monarde.

Meliſſe, Bienen=, S. Katzenmünze.

Meliſſe, türkiſche, S. Drachenkopf.

Meliſſenblatt.

S. Grießkraut.

Melitenſerſchwamm.

S. Cynomorion.

Melone.

Die Melonen, welche auch Pfeben genennet werden, kommen in

in den Geſchlechtskennzeichen völlig mit der Gurke überein, daher wir dieſe nicht wiederholen; es iſt auch ſchwer die gemeine Saatgurke von der Melone gehörig zu unterſcheiden, indem die Blätter und Früchte ſich oftmals verändern. Herr v. Linné eignet der Melone Blätter mit rundlichten Winkeln und höckerichte Früchte zu; da hingegen bey der Gurke die Blätter mehr nach rechten Winkeln ausgeſchnitten, und die Früchte länglicht und rauh ſind. Herr v. Münchhauſen unterſcheidet beyde vornehmlich durch den Gebrauch. Melonen ißt man, wenn ſie reif ſind, grün oder unreif ſind ſie nicht zu nutzen. Die Gurken hingegen genüßet man grün, und die reifen gebrauchet man nur wegen des Saamens. Die Melonenfrüchte ſind gemeiniglich größer, und fallen mehr in die Geſtalt einer Kugel; die Gurken ſind mehrentheils länglicht, mehr oder wenig dreyeckicht und kleiner. Alle Melonen haben eine fäſerichte Wurzel, welche nur einen Sommer dauert; lange, und mit Zweigen verbreitete, rauche, auf der Erde hinkriechende Ranken, und an dieſen ſowohl Gäbelchen, als wechſelsweiſe geſtellte, geſtielte, rauche, herzförmige, rundlicht ausgeſchnittene und eingekerbte Blätter. Die männlichen Blumen treiben aus dem Blattwinkel der untern, und die weiblichen aus den obern Zweigen hervor. Die Geſtalt und übrige Beſchaffenheit der Frucht iſt ſehr verſchieden, und dadurch unterſcheidet man vorzüglich die vielerley Sorten, welche in den Gärten vorkommen, ob es gleich nicht ganz gewiß und ausgemachet iſt, daß alle von einer Stammpflanze entſtanden, und nur für Spielarten zu halten, oder ob es darunter eine und die andere beſtändige Art gäbe, hat doch Herr v. Linné alle mit einander unter dem Namen Cucumis Melo vereiniget. Gewiß iſt es, daß die Sorten, wenn man einige neben- und untereinander bauet, ſich weiter verändern, und dadurch zu neuern Gelegenheit gegeben wird, indem die weiblichen Blüthen von den männlichen der in der Nachbarſchaft ſtehenden Stöcke können befruchtet und dadurch neue Baſtarde erzeuget werden. Wenn man hingegen in einem Garten nur eine Sorte Melonen bauet, wird dieſe unverändert bleiben, und ſich durch den Saamen fortpflanzen. Um die verſchiedenen Sorten der Melonen zu erkennen, ſieht man allein auf die Frucht, ihre Geſtalt, Größe, Beſchaffenheit der Oberfläche, Farbe, das Fleiſch und andere Umſtände. Die mehreſten ſind eyförmig, andre mehr kugelrund, man findet auch platt gedrückte. Einige ſind glatt, andere gereifelt,

höckericht und unförmlich. Es giebt große, welche viele Pfunde wiegen. Wir haben dergleichen von vierzehn Pfunden geſehen. Es giebt aber auch ganz kleine von der Größe einer Pomeranzen. Die Schale iſt glatt, oder mit kleinen Haaren, auch weichen kleinen Stacheln beſetzet; bey vielen ſpringt die junge Frucht in das Kreuz und die Quere auf, und die Narben wachſen mehr aus, und dadurch werden ſolche gleichſam mit einem Netze überzogen. Man nennt dergleichen überſtrickte oder Netzmelonen. Die ſo genannten Kandaluppen ſind mit hervorſtehenden und krauſen Warzen beſetzet. Der Farbe nach findet man grüne, gelbe, weiße, oder auf mancherley Art geſchäckte und geſtreifte. Das Auge oder der Nabel, wo ehedem die Blume geſtanden, iſt zwar der Größe nach verſchieden, jedoch allemal größer als bey den Gurken und niemals eingedrücket, wie bey den Waſſermelonen. Auch der Stiel iſt merkwürdig. Er iſt kurz und mit dem untern Ende der Frucht verwachſen, und löſet ſich oben, wenn dieſe reif iſt. Die mehreſten Früchte ſind beym Stiele zugerundet, die weißen Melonen aber pflegen bey dem Stiele ſpitz abzulaufen; einige Kandaluppen ſind daſelbſt ganz platt. Niemals wird man die Frucht um den Stiel eingedruckt finden. Starke Stiele ſind das Zeichen einer guten Melone; iſt ſolcher ſchwach und dünne, ſo wird gemeiniglich auch die Frucht unvollkommen ſeyn. Einige haben eine dünne Schale und viel Fleiſch, bey andern findet das Gegentheil ſtatt. Beydes iſt gemeiniglich von einander merklich unterſchieden; die Schale dunkelgrasgrün, holzicht, unſchmackhaft, das Fleiſch aber goldgelb, weich und ſüße; man findet aber auch einige, ſonderlich die weißen Sorten, deren Schale und Fleiſch man nur allein durch den Geſchmack unterſcheiden kann. Das Fleiſch ſelbſt iſt mehr oder weniger ſaftig, wäſſericht, mehlicht, zart, ſchmelzend oder feſte, und deſſen Farbe grün, weiß, blaß, dunkel und orangegelb, auch roth. Der mittelſte oder markichte Theil, welcher aus Gefäßen und daran hängenden Saamen beſteht, iſt gemeiniglich von dem übrigen Fleiſche, der Farbe und Feſtigkeit nach, leicht zu unterſcheiden, anbey wäſſericht und unſchmackhaft; bey andern iſt Fleiſch und Mark einander ähnlich, genau mit einander verwachſen und von einerley Güte und Geſchmack. Die drey Fächer der Frucht kann man an den jungen leicht erkennen, an den reifen aber nicht mehr bemerken. Die Kerne liegen in großer Menge, reihenweiſe, in dem Marke; ſie ſind länglicht oder eyförmig, auf beyden Seiten platt gedrückt

drückt und ganz glatt, der Größe nach ſehr verſchieden, die kleinen gemeiniglich hochgelb und die großen weiß. Geſchmack und Geruch iſt gleichfalls verſchieden. Nach allen jetzt bemerkten Verſchiedenheiten beſtimmet man die mancherley Sorten und beleget dieſe mit beſondern Namen. Man wird aber durch die Namen gar öfters betrogen, und Herr von Münchhauſen, welcher dreyßig bis vierzig Jahre über mehr als hundert Sorten gebauet, getrauet ſich nicht einige Sorten nach den Namen hinlänglich zu beſtimmen. Er erwähnet jedoch acht Sorten und ſuchet dieſe von einander zu unterſcheiden. S. Hausvater III. Th. 770. S. als:

1) die Kandalupmelone oder Cantalupe, le Melon de Florence, welche den Namen von einem kleinen Orte nicht weit von Rom führet, woſelbſt ſie in Menge gebauet wird. Nach dem Miller ſtammet ſolche aus Armenien her. Sie wird auch bey uns, auch in England und andern Ländern, am mehreſten geachtet. Die Frucht ſtellet eine plattgedrückte Kugel, aber von unförmlicher Geſtalt vor und iſt über und über mit Warzen oder Beulen beſetzt. Es ſcheint dieſe deswegen eine eigene Art ausmachen. Wächſt ſelbige in Geſellſchaft anderer, ſo wird man im folgenden Jahre aus den Kernen von einer platten und höckerichten Frucht andere ziehen, welche, wie die gewöhnlichen Melonen, glatt und eyförmig ſind. Herr von Münchhauſen hat beobachtet, daß an der nämlichen Pflanze eine Ranke eine noch etwas höckerichte runde Frucht, die andere hingegen eine ganz glatte getragen habe. Von der Kandaluppe bemerket man, in Anſehung der Farbe, viererley Unterſchied, als

a) die ſchwarze, welche von außen dunkel ſchwarzgrün gefärbet iſt, auch dieſe Farbe nicht ändert, wenn ſie reifet. Sie gehöret unter die größten und beſten Sorten. Sie enthält ein dunkelgelbes Fleiſch von einem angenehmen Geſchmacke. Die Schale iſt dicke, ſchwammicht und die ganze Frucht ungeſtaltet. Man nennt ſie in Italien die Melone der Heiligen, Il Melone degli Santi.

b) Die Orangenkandaluppe, iſt mehr länglicht, mit wenigern Warzen beſetzet, gelb vom Fleiſche und die Schale färbet ſich, wenn ſie reifet, etwas gelblicht. Das Fleiſch iſt weniger zart und der Geſchmack etwas geringer.

c) Die grüne Kandaluppe, hat eine mehr platte Geſtalt und wenig Warzen, zuweilen iſt ſie etwas geribbet und die Schale bleibt grün, oder fällt nur etwas ins gelblichte, wenn die Frucht reif iſt. Das Fleiſch iſt dunkelgelb. Bey vieler Sonne und Wärme erhält

hält ſie einen vortrefflichen Geſchmack. In unſern Gegenden wird ſie ſelten gerathen und gemeiniglich vor der Reife aufſpringen.

d) Die weiße Kandaluppe iſt groß, etwas geribbet, platt, warzicht, auswendig grün und aus dem weißen geflecket, das Fleiſch aber weiß, ſüße und ſehr ſaftig; doch beträgt dieſes wenig, die Schale aber iſt außerordentlich dicke.

Man findet bey den Gärtnern mehrere Sorten Kandaluppen angegeben, welche ſich aber nicht durch eigene Merkmale unterſcheiden laſſen. Alle Kandaluppen ſind weichlicher, als die gemeinen Melonen, ſie ſetzen weniger und ſpäter Früchte an, reifen ſpäter, verlangen wegen der dickern Schale mehr Wärme und Sonne und enthalten weniger eßbares Fleiſch. Der vortreffliche Geſchmack allein machet ſolche ſchätzbar.

2) Die Netzmelone, les Melons brodés, oder le Melon Mareché, ſind die gewöhnlichſten. Es giebt auch davon viele Nebenſorten. Die beſten müſſen groß, lang und über und über mit einem erhabenen weißen Netze überzogen ſeyn. Die Fächer des Netzes ſind anfangs grün und werden endlich hellgelb. Die aufgeſchnittene Frucht zeiget eine dünne Schale von dunkler, grasgrüner Farbe, und ein dunkles, orangengelbes, ſaftiges, dickes Fleiſch, auch dergleichen eßbares Mark. Die Kerne ſind klein, dicke, gelb. Dieſe pfleget leicht in allen Jahren zu gerathen, und wird von denjenigen geachtet, welche ein feſtes Fleiſch lieben.

3) Gereifelte oder gefurchte Melonen, le Melon à côtes. Die Frucht iſt gemeiniglich durch zwölf Reifen oder Furchen getheilet, zwiſchen welchen ſich das Fleiſch merklich erhebt; die Furchen ſind gemeiniglich glatt und grün, die hervorſtehenden Ribben aber genetzt, und werden zwiſchen durch mehr gelb. Die Schale iſt vom Fleiſche merklich unterſchieden und grün, das Fleiſch aber ſchön gelb und ſaftig, doch nicht wäſſericht. Die Frucht hat in der Mitte eine Höhlung und das Mark iſt vom Fleiſche gänzlich unterſchieden. Das eßbare beträgt daher weniger, als bey den vorigen Sorten. Die Frucht aber wird zeitiger reif. Zuweilen iſt ſolche unſchmackhaft, wäſſericht oder mehlicht.

4) Die frühe Melone, le Melon des Carmes. Melo moſchatellinus oder ſaccharinus, iſt nicht gar groß, und wird daher früher, als die übrigen Sorten, reif. Sie iſt mehr rund, als lang, etwas netzartig überzogen, ohne merkliche Reifen und inwendig goldgelb; vom Geſchmacke angenehm,

nehm, doch zuweilen etwas mehlicht.

5) Die weiße Melone. Die Holländer nennen ſolche Spek-Meloenen. Herr von Münchhauſen hat ſelbige auch unter dem Namen der aſtrakaniſchen Melone erhalten. Sie iſt länglicht, und pfleget gegen den Stiel etwas abzulaufen, deswegen ſie ſich vom Stiele nicht leicht ablöſet. Anfangs iſt ſie mit feinen Haaren beſetzet, nachher aber ganz glatt und immerfort weiß. Die Schale iſt dünne, dunkelgrün, das Fleiſch weißlicht, das Mark gelblich, und die ziemlich großen Kerne ſind weiß. Das Fleiſch zerſchmelzet leicht auf der Zunge, und muß ſehr ſüße, etwas müßkirt, und gleichſam gepfeffert ſeyn. Dieſe angenehme Schärfe vermehret ſich, wenn die Frucht überreif iſt; und weil ſich dieſe bey der Reiſe nicht verändert, muß man acht geben, damit ſie nicht überreif werde. Sie hat den Fehler, daß ſie nicht viel Früchte anſetzet und dieſe ſpäter reif werden. Hr. v. Münchhauſen zieht dieſe allen übrigen vor, und glaubet, daß ſie auch geſünder ſey.

6) Die rothe Melone, le Melon cramoiſi. In Italien wird dieſe Sorte hoch geſchätzet, in Deutſchland aber wenig gebauet, indem ſie bey uns ſelten zur Vollkommenheit gelanget. Die Frucht iſt länglicht, weiß, glatt, oder wenig genetzet, das Fleiſch dunkelroth, und enthält ſehr große, weiße Kerne.

7) Die Wintermelone, le Melon de Moreé verd, le Melon de Candie. Die Frucht iſt länglicht, den Gurken ähnlich, mit einer glatten, grünlichen Schale, und weißen, gar ſüßen Fleiſche. Man kann ſolche bis in den Winter erhalten, wenn ſie an einem trockenen, luftigen Orte aufgehangen wird. Bey uns ſcheint es für ſie zu kalt zu ſeyn.

8) Die kleine Orangenmelone, le petit carmehatif. Dieſe führet Herr von Linne' unter dem Namen Cucumis Dudaim an, und hält ſelbige für eine beſondere wahre Art. Die ganze Pflanze nebſt der Frucht iſt mit zarten weichen Haaren beſetzet, und die Frucht nicht größer, als eine Pomeranze, kugelförmig, von außen geſtreifet und grüngelblicht geſcheckt. Es hat ſelbige einen ſtarken Geruch und ein gelbes, ſüßes Fleiſch. Sie wächſt in Perſien, Arabien und Egypten, und wird bey uns nur der Seltenheit wegen gebauet, obgleich von einigen behauptet wird, daß dieſe, wegen des Geſchmacks, allen andern Sorten vorzuziehen ſey. Hr. v. Haller will beobachtet haben, daß an dieſer Pflanze, außer den männlichen, auch vollkommene Zwitterblumen anzutreffen. S. Hort. Goetting. p. 208.

Bobora oder Urama wird in Braſilien eine Art Melonen genannt, welche groß, rund, ſaftig und dünnſchälicht, äußerlich zinnoberfärbig mit weiß untermiſcht, inwendig ſaffrangelb und von guten Geſchmacke iſt. Die Braſilianer pflegen ſolche mit Honig zu eſſen und halten ſie für geſund. Man findet noch andere Namen, womit verſchiedene Sorten von Melonen beleget werden, welche aber nicht genugſam beſtimmet und durch hinlängliche Merkmale zu unterſcheiden ſind; als Romana oder Romanetto, Succado, Zattemelone, welche alle äußerlich rauh und vielleicht Unterarten von der Kandaluppe ſind. Die Zatte iſt ſelten größer als eine Mannsfauſt und innerlich ſehr roth. Die Succado iſt größer, länglicht, und innerlich gleichfalls roth. An der Romanetto iſt die Schale grün und weniger rauh. Ferner nennt man die kleine portugieſiſche, welche auch die Dormamelone genannt wird; die ſchwarze Galloway, welche aus Portugall von dem Lord Galloway gebracht worden; andere zu geſchweigen.

Weil man die Melonen, wegen des angenehmen Geſchmacks, bloß roh zu eſſen pfleget, ſo wollen wir die Eigenſchaften einer guten Melone überhaupt angeben. Das äußerliche Anſehen iſt ſehr betrüglich. Die kleinſten ſind öfters die beſten, und die größten gemeiniglich mehlicht oder wäſſericht. Wenn ſelbige, nach Verhältniß der Größe, ſchwer ſind, kann man ſie für gut, fleiſchicht und recht ausgewachſen halten. Wenn ſich die Frucht welk anfühlen läßt, iſt ſie nur Nothreif, und wenn ſie hohl klingt, wenn man mit dem Finger daran klopfet, iſt ſie hohl. Die übergeſtrickten hielt man ehedem für die beſten; jetzo erhalten vielmehr die Kandaluppen den erſten, hingegen die runden und geripptenden letzten Platz. Früchte, welche eine dicke Schale haben, können vorzüglich ſchmackhaftes Fleiſch enthalten. Wenn Schale und Fleiſch der Farbe nach merklich verſchieden iſt, kann man urtheilen, daß die Frucht nicht ausgewachſen. Wenn die Schale ſehr ins gelbe fällt, iſt die Frucht überreif und tauget nichts. Eine gute Melone ſoll einen kurzen, dicken, fleiſchichten Stiel haben. Das Fleiſch muß ſaftig, aber nicht wäſſericht, zart und ſchmelzend, aber nicht mehlicht ſeyn; der Saft ſoll ſüße, etwas bieſamartig, und einige, auf der Zunge angenehm fallende, Schärfe haben; deswegen pflegen einige durch den Zucker, andere durch Salz die natürliche Süßigkeit zu vermehren oder zu dämpfen. Der Geruch muß ſüße, angenehm, durchdringend, und, nach Hrn. von Münchhauſens

hauſens Angeben, ohngefähr dem Geruche vom weißen Peche ähnlich ſeyn. Das Mark muß einen kleinen Theil der Frucht einnehmen. Es iſt gemeiniglich ein übles Zeichen, wenn ſolches größtentheils aus einem trüben gelben Waſſer beſteht, und welches, wenn man die Frucht aufſchneidet, herausläuft.

Die gute und ſchlechte Beſchaffenheit aller dieſer Früchte hängt vorzüglich von der rechten Reife ab. Aber auch dieſe läßt ſich nicht genau beſtimmen. In unſern Gegenden kann man vor der Mitte des Junius nicht leicht reiſe Früchte haben, indem die Sonnenwärme nothwendig erfordert wird, die Säfte gehörig zuzubereiten und angenehm zu machen. Werden die jungen Pflanzen einigemal auf neue warme Miſtbeete verpflanzet, werden ſie in ſieben bis acht Wochen blühen, und nach der Blüthe in vierzig Tagen, wenn die Witterung recht warm iſt, reiſe Früchte liefern; oft ſitzen ſie aber über zween Monathe, ehe ſie dieſe Vollkommenheit erlangen. Der Gärtner ſoll täglich nachſehen, wenn die Frucht zu wachſen aufhöret. Manche Sorten verändern bey der Reiſe die Farbe und werden mehr gelb; die Netzmelonen bekommen zwiſchen dem Netze kleine Flecken. Bey vielen, ſonderlich den Netzmelonen, löſet ſich der Stiel durch kleine Ritze von der Frucht ab. Der merkliche Melonengeruch äußert ſich erſt bey der Reiſe; bey den dickſchalichten iſt ſolcher jedoch kaum merklich, und wenn man die Früchte von weiten riechen kann, ſind ſolche ſchon überreif. Die ſicherſte Probe iſt, daß man mit einem ſpitzigen Meſſer unten nicht weit vom Stiele ein dreyeckichtes Stückchen herausſchneide, das Fleiſch unterſuche, und wenn ſolches noch nicht reif genug ſcheinen ſollte, es wieder an ſeinen Ort lege, und die Melone noch einige Tage im Keller liegen laſſe. Ueberhaupt iſt es dienlich eine friſch abgenommene Frucht nicht ſogleich zu ſpeiſen, ſondern zuvor ein paar Tage im Keller liegen und nachreifen zu laſſen. Wenn man die Zeitigung der Früchte befördern will, ſoll man um das ganze Beet den alten Miſt wegſtechen und ſolches wieder mit friſchen warmen Miſte anheitzen, wodurch die Wurzeln der Stöcke verbrannt und der weitern Nahrung beraubet, die Reiſe der Frucht aber befördert wird. Doch fehlet dergleichen Früchten etwas an ihrer Vollkommenheit und die kleinen, an dieſem Stocke anſetzenden, gehen ganz verlohren.

Um gute Melonen zu erziehen, ſoll man vorzüglich wegen der Kerne beſorgt ſeyn. Viele glauben, die Güte der Melonen nehme ſtufenweiſe ab, wenn ſie immerfort aus ſolchen Saamen erzogen würden,

den, welche man in ſeinem Garten ſelbſt erbauet hat, und verlangen daher zuweilen fremden Saamen anzuſchaffen. Es hat dieſes auch einigen Grund. Die Ausartung aber des ſelbſt erzeugten Saamens iſt, wie ſchon angemerket worden, leicht möglich. Denn will man eine Art Melonen unverändert erhalten, ſo muß keine andere, auch nicht einmal Gurken und Kürbiſſe, nahe dabey geduldet werden, indem durch die Zulaſſung des fremden Befruchtungsſtaubes die Frucht und deren Saame ſich verändert und ausartet. Wer demnach nur eine Sorte in ſeinem Garten unterhält, wird nicht nöthig haben um fremden Saamen beſorgt zu ſeyn. Es iſt auch ſchwer von andern guten Saamen zu erhalten. Viele ſind in der Einſammlung nachläßig, und es iſt etwas ſeltenes, aus Italien, England, Aleppo und andern türkiſchen Gegenden dergleicheu zu erhalten, und daraus gute Früchte zu erziehen. Man ſoll die Saamen von den beſten Früchten ſammlen und man kann von den nämlichen Kernen etliche Jahre hinter einander ſäen. Man hebt daher, wenn man Melonen ſpeiſet, von den früheſten und wohlſchmeckendſten die Kerne auf, oder läßt eine Frucht, von deren Güte man überzeuget iſt, an dem Stängel überreif werden, und nimmt erſt, wenn ſie verfaulen will, die Kerne heraus. Da auch die Kerne in einer Frucht nicht alle von einerley Güte ſind, ſoll man ſolche in ein langes Glas thun, Waſſer darauf gießen, dieſes gelinde umrühren und die ſchwimmenden mit einem Löffel herausnehmen und nur die auf den Boden liegenden, als die vollkommenſten, zum Gebrauche verwahren. Die friſchen Kerne ſind von einem Schleime umwickelt, dieſer ſoll, nach einiger Vorgeben, etwas zur künftigen Süßigkeit der Frucht beytragen, daher man die Kerne im Waſſer nicht allzuſtark ſchütteln, und zu lange darinnen aufbehalten ſoll, damit dieſer Schleim nicht abgewaſchen werde. Man pfleget auch den markichten Theil mit den Kernen herauszuſchaben, und dieſe darinnen zween oder drey Tage liegen zu laſſen, ehe man jenes auswäſcht. Die Kerne legt man nachher auf Papier, läßt ſolche gut abtrocknen, und verwahret ſie am beſten in leinenen Beuteln, welche man unter der Decke einer trockenen Kammer aufhängt. Friſche Kerne ſoll man zur Ausſaat nicht gebrauchen, ſie enthalten noch zu viel wäſſerichtes und flüchtiges, und man behauptet, daß die daraus erzogenen Pflanzen zu ſtark in Ranken und Laub treiben, und nicht leicht Früchte anſetzen. Sollte man dergleichen zu gebrauchen genöthiget werden, ſo ſoll man

man ſolche den Winter über in einer eingeheitzten Stube aufbehalten. Miller meynet, man könne die Kerner ſchon im dritten Jahre gebrauchen, Herr von Münchhauſen aber behauptet, wie es ſicherer ſey, ſie fünf bis ſechs Jahre alt werden zu laſſen. Sie behalten ihre keimende Kraft bis in das zwölfte Jahr, endlich aber werden die daraus erzogenen Pflanzen zu ſchwach, und Herr Dyck will nicht ältere als von ſechs bis ſieben Jahren gebrauchen. Es iſt ſonderbar, daß die Saamen, welche von Früchten genommen werden, ſo bey Eis gelegen, zur Fortpflanzung nichts taugen. Die Saamen vor der Ausſaat in ſüßen Wein oder Milch einzuweichen, iſt vielleicht mehr ſchädlich als nützlich.

Wie nun die Ausſaat geſchehen, und ferner die Wartung der Melonen anzuſtellen, müſſen wir noch beſchreiben, indem hierbey genaue Vor- und Aufſicht erfordert wird. Vor der Mitte des Märzes kann man in hieſigen kältern Gegenden nicht füglich Kerne ſtecken, indem die jungen Pflanzen aus Mangel der Luft erſticken und verderben. Hat man frühe Miſtbeete mit Gurken angeleget, ſo kann man die erſten Kerne nebenher an der Seite deſſelben ſtecken; es thut dieſen Gurken keinen Schaden, und ehe dieſe ſich ausbreiten, werden die Melonenpflanzen weggenommen. Machet man zu den Melonen ein eigenes Beet, ſo iſt es beſſer einige kleine, als ein großes anzulegen, damit jeder Sorte ein beſonderes Beet könne eingeräumet werden. Man bringt die Kerne darauf, ehe die ſtarke Hitze ſich mindert, indem dieſe den Kernen nicht ſchadet, vielmehr ſolche eher zum Keimen bringt. Wenn das Beet die rechte Hitze hat, müſſen die Kerne am ſechſten Tage, auch bey guter Witterung ſchon am fünften auskeimen. Um einige Monathe reife Melonen zu haben, pfleget man die Kerne zu drey verſchiedenen Zeiten zu ſtecken. Als die erſten in der Mitte, die andern mit Ende des Märzes und die letzten gegen die Mitte des Aprils. Die Kerne ſtecket man einzeln, ſo, daß zwiſchen jeden zween Zoll Platz bleibe. Man kann nachher die jungen Pflanzen um deſto leichter ausheben. Man bringt ſolche nur flach unter die Erde. Die jungen Pflanzen verlangen bey Zeiten Luft, ſonſt werden ſie von der Hitze verbrennen oder frech und weichlich aufſchießen. Man wird daher nach Beſchaffenheit der Witterung die Fenſter öffnen, oder zuhalten, und ſich wohl erinnern, wie der Zugang der Kälte eben ſowohl Schaden bringe, als wenn die feuchteſte Luft unter den Fenſtern eingeſchloſſen bleibt, oder die Sonnenhitze allzu-

allzuſtark durch die Fenſter auf ſelbige wirke. Wenn die Pflanzen etwan vierzehen Tage alt ſind, werden ſolche gemeiniglich ſchon zum Verpflanzen ſtark genug ſeyn. Man bringt ſie alsdenn auf ein neues Miſtbeet, welches aber die ſtärkſte Hitze bereits verloren haben muß, und ſetzet ſolche weitläuftiger und mit Vorſicht vier bis fünf Zoll tief in die Erde, damit die Wurzeln nicht beſchädiget werden. Auf dem zweyten Beete bleiben die Pflanzen etwan drey Wochen ſtehen, hierauf macht man das dritte friſche Miſtbeet, und bringet darauf ohngefähr vier Zoll hoch Erde. Hier werden die Pflanzen noch weiter von einander geſetzet, und wenn der Stängel wächſt, wird er mit friſcher trockner Erde angehäufet, welches das Wachsthum ſehr befördert. Wenn nach dieſer zwoten Verſetzung die Pflanze das dritte Blatt, oder das ſogenannte rauhe Blatt zeiget, iſt es Zeit, ſolche an den Ort zu verpflanzen, wo ſie ſtehen bleiben ſoll. Man kann unter ein Fenſter zwoe, auch wenn dieſe breit ſind, drey bis vier Pflanzen bringen; die zarten kleinen Wurzeln breiten ſich mehr aus, als man glaubet, und benehmen einander die Nahrung, daher man lieber die Stöcke weit von einander entfernen ſoll. Dieſe letzten Miſtbeete ſollen nur viertehalb, höchſtens vier Zoll Erde haben, indem die Melonenwurzeln eben nicht viele, ſondern gute Nahrung und beſtändige Wärme verlangen. In vieler Erde wachſen ſie zu frech, treiben viele Ranken und Laub, und laſſen die zuerſt hervorkommenden Früchte gemeiniglich fallen. Die viele Erde behält auch zuviel Näſſe in ſich, und der Miſt wird dadurch zeitig erkalten. Herr Miller pfleget den Beeten nur zween Zoll hoch Erde zu geben, und in der Mitte einen Berg von achtzehen Zoll hoch zu machen, und darauf die Pflanzen zu ſetzen, auch in der Folge die Erde anzuhäufen, daß ſie anderthalb Schuh hoch über den Miſt liege, welches aber Herr v. Münchhauſen nicht billiget. Das öftere Verpflanzen wird vornehmlich deswegen veranſtaltet, damit die Pflanzen, wenn ſie der Wärme und Feuchtigkeit von drey neuen Miſtbeeten genüßen, nicht ſo weichlich, noch hochbeinicht aufwachſen, daß ihr Fuß beſſere Wurzeln mache und ſtärker werde, und daß ſie nicht ſo leicht verfaulen. Diejenigen, welchen es an Miſt fehlet, oder nicht Platz zu vielen Käſten, oder wenig Fenſter haben, können zu Anfange des Mayes die Kerne auf ein Miſtbeet ſtecken, und die Pflanzen daſelbſt, ohne weiteres Verſetzen, aufwachſen laſſen. Man wird hierbey wohl ſpätere Früchte erhalten, doch

können ſolche wohl gerathen. Die Melonenpflanzen vertragen nicht viel Waſſer, erfordern aber mehr Luft, als die Gurken. Das Miſtbeet wird nicht leicht dergeſtalt austrocknen, daß ein Begießen nöthig ſeyn ſollte. Man ſoll das Begießen nicht eher vornehmen, bis die Blätter welk werden. Man ſoll auch das Waſſer nicht an den Stängel bringen, ſondern die junge Pflanze aus Vorſicht mit einem Topfe bedecken und das Beet mit der Gießkanne durch die Spritze über und über anfeuchten. Der warme Regen erquicket die Pflanzen ungemein, öfterer Regen aber iſt auch den Früchten ſchädlich, und man ſoll bey anhaltender Näſſe ſolche mit Blumentöpfen bedecken, zumal wenn die Pflanzen in freyer Erde ſtehen. Wie lange die Fenſter auf dem Miſtbeete beyzubehalten, wie lange und oft an dieſes von außen neuer Miſt zu legen, ob und wenn der Kaſten vom Miſtbeete in die Höhe zu heben, damit die Wurzeln und Ranken darunter wegkriechen können, und was etwa ferner zum gedeihlichen Wachsthum erforderlich ſeyn könnte, muß ein geſchickter Gärtner nach eigner Einſicht anzuordnen und zu beobachten wiſſen. Will man die jungen Pflanzen mit gläſernen Glocken bedecken, ſo muß man auch hierbey ſolche zuweilen entweder auf einer Seite lüften, oder auf Ziegelſteine ſtellen, und dadurch die Glocken einige Zoll hoch von der Oberfläche des Beetes erhöhen, welches ſonderlich nöthig iſt, ſo bald die Pflanze mehr ausgewachſen, und die Ränder der Glocke berühret, damit die Ranken unter ſelbiger hervorlaufen können. Damit man aber auch, wenn man keine Glocken hat, die jungen Pflanzen gehörig gegen die Kälte ſchützen könne, hat man geölte Papierdecken erfunden, welche man über die Pflanzen ausſpannet. Man klebet einige Bogen von ſtarken, aber nicht zu dunkelfarbenen Papiere dicht an einander, daß man ſie über die zu gebrauchenden Rähme ausbreiten könne. Dieſe befeſtiget man an dem Rande und beſtreicht ſie mit Leinöl, welches bald abtrocknet. Es muß auch aller Geſtank vergangen ſeyn, ehe man die papiernen Rähme über die Pflanzen leget, weil ſie außerdem dadurch Schaden leiden. Herr Reynold in des Robert Doſſie Memoirs of agriculture Vol. 2. hat ſtatt der Miſtbeete, Lohbeete zur Melonenzucht empfohlen. Er machet aus verbrauchter Gerberlohe ein Beet vier Fuß tief, ſechs Fuß weit und zwölf Fuß lang, und verſieht ſolches mit Rahmen und Fenſtern. Das Beet richtet er einen Monath vor der Ausſaat zu, und wenn ſich ſolches erhitzet, ſo gemeiniglich in zwanzig Tagen geſchieht, wirft er

er den Saamen in ein irdenes Gefäße, welches mit warmer Milch angefüllet iſt, und ſetzet dieſes ſechs und dreyßig Stunden in das Lohbeet, um die Keimung zu befördern; alsdenn ſollen vier Löcher in das Beet, in gleicher Entfernung von einander, etwa neun Zoll im Durchmeſſer, und fünf Zoll tief gemachet werden; zugleich ſoll man eine Metze Borke, die ſo fein als Sägeſpähne zerſtoßen, zur Hand haben und damit dieſe Löcher drey Zoll hoch ausfüllen; hierauf werden die Saamen mit den Fingern gelinde in dieſe ausgefüllten Löcher gedrücket und zween Zoll hoch mit dem Lohpulver bedecket. Herr Reynold lobet dieſe ſeine Erfindung ungemein. Aſche von Steinkohlen mit dem Miſte, welchen man zum Beete gebrauchen will, zu vermiſchen, kann Herr Müller wohl anrathen, iſt aber bey uns, aus Mangel dergleichen Kohlen nicht, wie in der Onomat. botanica geſchehen, zur Nachahmung zu empfehlen. Wir können aber überhaupt nicht einſehen, wozu eigentlich dieſe nutzen, und ob nicht jede andere Aſche den nämlichen Nutzen leiſten ſolle, wenn anders wirklich davon einer zu erlangen. Wenn die Pflanzen im vollen Wachsthume ſtehen, ſoll man das Beſchneiden nicht verabſäumen. Wenn man die unnützen Ranken wegnimmt, wird man die fruchttragenden ſtärken, und verurſachen, daß die Früchte eher anſetzen, gewiſſer bleiben und vollkommener werden. Es geſchieht dieſes zum erſtenmale, wenn die Pflanzen nach dem letzten Umſetzen ſtark genug bewurzelt ſind, und, nach der Sprache der Gärtner, den zweeten Knoten angeſetzet haben; man kneipet alsdenn mit dem Finger und dem Nagel des Daumens den Trieb über dem zweyten Blatte, und zugleich die beyden Saamenblätter ab. Das Abkneipen iſt beſſer, als das Abſchneiden, indem die Wunde eher verwächſt; doch will Hr. Reichart das Schneiden dem Abbrechen vorziehen. Es ſcheint aber überhaupt dieſer ſonſt getreue Lehrer bey der Melonenzucht nicht die beſte Anweiſung gegeben zu haben. Herr Grotian hat ſolche doch getreulich wiederholet. So bald der abgekürzte Stängel Nebenzweige treibt, kneipet man auch dieſe über dem zweyten Auge ab, und wiederholet dieſes bey allen neuen ſich zeigenden Ranken, bis ſich junge Früchte, oder die weiblichen Blüthen zeigen. Einige kneipen über dem erſten Auge, und laſſen jedesmal nur ein Auge ſtehen, wodurch aber der Saft und deſſen Bewegung leichter Schaden leidet. An dem Hauptſtamme läßt man nur zween Ranken, alle übrigen, welche hervortreiben, werden weggeſchnitten, weil es nur

Waſſerreiſer ſind, und den guten Ranken die Nahrung benehmen. Sollte jedoch zwiſchen den beyden Hauptranken in der Mitte noch die dritte hervorbrechen, ſo läßt man ſolche ſtehen, indem dieſe, nach der Erfahrung, am erſten Frucht anſetzet. Wenn der Hauptſtamm beſchnitten wird, ſoll die Wunde der Sonne und Luft nicht ausgeſetzet bleiben; ſteht demnach kein Blatt nahe an der Wunde, wodurch dieſe könnte bedecket werden, ſo ſoll man ein abgeſchnittenes Blatt darüber legen, oder eine Ranke zurück biegen, damit deren Blätter den beſchädigten Stamm beſchützen. Wird eine Ranke oder Blatt ſchadhaft oder trocken, ſo ſoll man es gleich am geſunden Theile abkneipen, indem ſich das Uebel leicht durch die ganze Pflanze verbreitet. Die kleinen an den Ranken hervortreibenden Gabeln können auch weggenommen werden. Alle ungeſtaltete, platte und nicht runde Ranken ſoll man wegnehmen. Bey dem Beſchneiden ſoll man beſonders auf den Unterſchied der Waſſer- und Fruchtranken Achtung geben. Die Waſſerranken erkennt man an ihrem frechen Wachsthume und an ihrer Dicke. An den Fruchtranken ſtehen die Augen näher bey einander. Je näher dieſe an dem Hauptſtamme hervortreiben, deſto größere und ſchmackhaftere Früchte kann man davon erwarten. Die abgeſchnittenen Ranken kann man auf ein Miſtbeet ſtecken, es werden ſelbige leicht Wurzeln ſchlagen und neue Ranken hervortreiben; doch möchte es mit ſolchen Pflanzen wegen der Früchte mißlich ſtehen. Bey dem Beſchneiden leget man auch zugleich die Ranken fein ordentlich, damit ſolche das ganze Beet bedecken, und wenn dieſe mit der Zeit den Rand des Kaſtens berühren, bieget man ſie zurück gegen den Stamm; wobey auch Behutſamkeit nöthig, damit Zweige und Blätter nicht beſchädiget werden. Damit die Früchte, welche ſich zeigen, erhalten und zur Vollkommenheit gebracht werden, müſſen die männlichen Blüthen nicht fehlen. Gleich nach dem erſten Beſchneiden pflegen ſich ſchon dergleichen zu zeigen, und man kann ſolche ſo lange abbrechen, ſo lange ſich noch keine Früchte oder weibliche Blüthen einfinden, damit ſie nicht die beſten Säfte aus der Pflanze vergebens wegnehmen; hingegen muß man jene unberührt liegen laſſen, ſo bald dieſe zum Vorſchein kommen. Fehlet es alsdenn an männlichen Blumen, ſo wird der Fruchtkeim nicht gedeihen, und jemehr alsdenn Männer zugegen, deſto ſicherer kann man gute Früchte hoffen. Wenn die erſten Fruchtblüthen ſich zeigen, ſoll man die Ranken, woran ſie ſitzen, nicht ver-

verkürzen, auch die Blätter nicht abſchneiden. Die Blätter bereiten den Nahrungsſaft für die Frucht, und jemehr Blätter um dieſe ſitzen, je beſſer iſt es, und kann der Saft aus den Ranken nicht in die Blätter gehen, ſo wird die Frucht erſticket und fällt leicht ab. Wenn aber die junge Frucht einige Größe, ohngefähr einer Wallnuß, erreichet, kann man die Ranken, ohne Gefahr, etwas verſtutzen und die Nebenzweige wegnehmen. An jeder Ranke ſoll man nur eine Frucht ſitzen laſſen. Ja einige wollen an dem ganzen Stocke nur eine oder zwo Früchte dulden. Es kann aber ein geſunder Stock bey guter Witterung und genugſamer Nahrung fünf, ſechs bis ſieben zur Reife bringen. Man bricht daher die ſchlechten und unvollkommenen immerfort ab, und läßt die ſtärkſten, und welche am beſten geſtellet ſind, ſtehen. Junge Früchte ſoll man vor der Sonne ſchützen, und es iſt gut, wenn ſolche von den Blättern bedecket werden. Wenn aber die Frucht zeitigen ſoll, muß ſie von allen Seiten frey liegen, und alsdenn kann man die herumſtehenden Blätter wegnehmen. Die Früchte, wenn ſie mehr herangewachſen, auf Steine zu legen, iſt weder nöthig, noch nützlich. Man will dadurch verhüten, daß die aus der Erde aufſteigenden Feuchtigkeiten nicht ſchädlich ſeyn möchten. Bey Miſtbeeten, welche gut angeleget und warm ſind, werden die aufſteigenden Dünſte den Früchten mehr vortheilhaft, als ſchädlich ſeyn. Die Steine kälten, und die Früchte ſind da, wo ſie auf dem Steine gelegen, unvollkommener, bläſſer von Farbe und weniger ſchmackhaft, hingegen pflegen ſie auf der Seite, wo ſie auf der Erde gelegen, eher zu reifen und ein zärteres Fleiſch zu haben. Am beſten iſt es, wenn man die Früchte von Zeit zu Zeit umwendet, doch ſo, daß der Stiel nicht zu ſtark gedrehet werde. Wenn zur Zeit, als die Früchte reifen ſollen, häufiger Regen einfällt, pflegen ſolche leicht aufzuberſten, und werden dadurch mehlicht, verlieren den guten Geſchmack und faulen leicht. So bald man das erſte einigermaßen wahrnimmt, ſoll man den Stiel ein paar Finger breit von der Frucht mit dem Nagel des Fingers etwas eindrücken, wodurch der ſtarke Zufluß von Säften in die Frucht ein wenig gehemmet wird. Einige pflegen alsdenn die Spitze der Frucht gegen Norden zu kehren, weil das Aufſpringen gemeiniglich an der Spitze geſchieht, und dieſe nunmehr von der Sonne nicht mehr beſchienen werden kann. Die Früchte, ſo man eſſen will, ſoll man, ehe die Sonne darauf ſcheint, abpflücken, oder ſolche zuvor an einen kühlen

Ort

Ort legen, indem die gleichſam erwärmte Frucht viel von dem angenehmen Geſchmacke verliert. Will man Melonen verſchicken oder aufheben, ſo müſſen ſie, eben wenn ſie reifen wollen, abgeſchnitten, und der Stiel davon lang mit einigen Blättern gelaſſen werden.

In Italien und andern wärmern Ländern pfleget man die Melonenfrüchte unreif, wie die Gurken, mit Salz und Eſſig einzulegen. Bey uns werden nur die reifen roh geſpeiſet. Sie geben eine leichte Nahrung, dämpfen die Hitze des Bluts, können die ſchleimichten Säfte auflöſen und die trockenen Fibern anfeuchten und ſchlapp machen. Der häufige Genuß aber kann leicht ſchädlich ſeyn, Blähungen, Colikſchmerzen und Durchfall verurſachen, auch zu Wechſelfiebern Gelegenheit geben. Den übeln Folgen vorzubauen, pflegen die Franzoſen nach den Melonen Rettig zu ſpeiſen, und die Deutſchen dieſe Früchte mit Salz und Pfeffer zu eſſen, und dabey ein Glas Wein zu trinken. Zucker auf das Fleiſch der Melonen geſtreuet wird deſſen Beſchaffenheit nicht verbeſſern.

Die Melonenkerner gehören zu den vier größern kühlenden Saamen, ſo man in der Apotheke aufbewahret. Ihr ölichtes, und mit Waſſer aufgelößtes, milchartiges Weſen wird in allen Fällen nützen, wo Mandeln, Kürbiskerne und dergleichen dienlich ſind. An einigen Orten verfertiget man aus dieſen Kernen einen Teig, um daraus auf Reiſen oder in Krankheiten in der Geſchwindigkeit eine kühlende Milch oder Orgeat zu machen. Mann nimmt von den vier kühlenden Saamen, als Gurken, Kürbiſſen, Angurien und Melonen, von jeden ein halb Pfund, wäſcht und trocknet ſie wieder ab, thut dazu zwölf Loth ſüße, und vier Loth bittere geſchälte Mandeln, ſtößt alles wohl mit Waſſer in einem ſteinernen Mörſel, ſetzet zwey Pfund auf Citronen abgeriebenen Zucker dazu, reibet alles wohl unter einander, und drücket die Maſſe in ein ſteinernes oder blechernes Gefäße feſte ein. Wenn man davon Gebrauch machen will, nimmt man zu einem halben Nöſſel Waſſer ohngefähr eines Eyes groß von dieſem Teige, reibet dieſes mit einander, ſeiget es durch, und ſetzet dazu einige Tropfen Orangenwaſſer. Die Bienen beſuchen die Blumen häufig.

Nach dieſen Melonen betrachten wir auch hier die

Waſſermelone, welche auch Angurien, Citrullen genannt werden. Citrullus officin. Herr von Linné hat ſolche ehedem mit den Gurken, nachher aber, wie faſt alle neuere Schriftſteller, mit dem Kürbisgeſchlechte vereinigt,

und iſt demnach Cucurbita Citrullus Linn. Ehedem nannte man ſolche Anguria, und es führet auch ein anderes Geſchlecht dieſen Namen, daher man beyde mit einander nicht verwechſeln ſoll. Unſere Angurie oder Waſſermelone wächſt in Apulien, Calabrien und Sicilien wild; es wird ſolche aber häufig in Italien, Spanien, Portugall, Ungarn, auch in beyden Indien, ſeltner in Deutſchland gebauet. Das Wachsthum und ganze Anſehen kömmt mit den andern Melonen überein. Die dünne zäſerichte Wurzel treibt viele ſchwache, auf der Erde hinlaufende Ranken, an welchen geſtielte, große, rauhe, in viele ausgezackte Lappen geſchnittene Blätter, und an dem Winkel Gäbelchen ſitzen. Die gelblichte, männliche und weibliche Blüthe iſt, wie bey den Kürbſen, beſchaffen. Die Frucht leidet mancherley Veränderungen und man findet verſchiedene Spielarten. Gemeiniglich iſt ſolche von der Größe eines mäßigen Kürbſes, rundlich, hart, glatt, ſchwarzgrün und mit blaßgrünen oder weißlichten Flecken beſprenget. Das Fleiſch iſt feſte, gleichſam gefroren, röthlich, manchmal auch weißgelblicht, und von einem wäſſerichten Geſchmacke. In dem mittlern ſchwammichten Marke liegen breite, platte, ſchwarze Saamen.

Es werden dieſe Früchte bey uns weniger als die Melonen geachtet, indem ihnen das Angenehme im Geruche und Geſchmacke fehlet, welches dieſe beſitzen. Das Fleiſch kühlet ungemein ſtark, und iſt daher denjenigen, welche in warmen Ländern wohnen, und überdieß hitzige Getränke genießen müſſen, höchſt zuträglich. Wollte man aber bey uns dergleichen häufig ſpeiſen, ſo möchte leicht Colik, Durchfall und Ruhr daraus entſtehen. Um dieſe nachtheilige Wirkung deſto ſicherer zu verhüten, ſoll man Salz und Pfeffer dabey gebrauchen. In Frankreich und andern Ländern werden dieſe Früchte auch in der Küche durch Braten und Kochen verſchiedentlich zugerichtet. Man pfleget auch daſelbſt das gekochte Fleiſch davon mit Mehl zu vermiſchen und Brod daraus zu backen, welches ſchön gelb und ſchmackhaft, und denjenigen ſehr geſund ſeyn ſoll, die einer Erfriſchung benöthigt ſind. Der Saame wird in den Apotheken unter die vier großen kühlenden Saamen gerechnet und mit den Melonenkernen gleiche Wirkung haben.

In unſern Gegenden werden die Waſſermelonen ſelten gebauet, auch ſelten die nöthige Vollkommenheit erreichen, indem die Witterung ſchon zu kalt ſcheint. Wer aber dergleichen erziehen will, muß ſie wie die Melonen warten, nur

ſoll man die Ranken nicht beſchneiden, und ſelbigen auch mehr Platz, ſich auszubreiten, verſtatten. Es darf daher unter ein Fenſter nur eine Pflanze geſetzet werden, und wenn ſie unter dem Rahmen keinen Platz mehr hat, muß man dieſen heben und die Ranken unten weg laufen laſſen, ihnen auch umher friſche Erde geben. Einige Gärtner pflegen die Früchte, wenn ſie bald ihre Größe erlangt haben, ganz in die Erde zu ſcharren, in der Meynung, daß ſie davon noch größer werden ſollen; es ſcheint aber ſchädlich, die Sonnenſtrahlen ganz davon abzuhalten. Die Reife der Frucht erkennt man am beſten durch den Klang. Man kann dieſe viel länger, als die Melonen, gut erhalten, wenn ſie gleich ſchon abgenommen worden.

Melonenbaum.

S. Papayabaum.

Melonendiſtel.

Melonendiſtel oder Dornapfel iſt Melocactus Tourn. Dieſes Geſchlecht, nebſt der Fackeldiſtel, Indianiſchen Feige und Pereskia hat Herr von Linné unter dem Namen Cactus vereiniget; wir haben aber alle beſonders anführen wollen, ob wir gleich zugeben müſſen, daß in der Blume und Frucht kein weſentlicher Unterſchied zu finden, und dieſe angenommenen Geſchlechter ſich nur dem äußerlichen Anſehen nach von einander unterſcheiden. Und wegen dieſes nehmen wir zwo Arten von der Melonendiſtel an, nämlich

1) die höckerichte Melonendiſtel. Echinomelocactus minor. Cactus mammillaris L. wächſt in Amerika, ſonderlich in Curaſſao, auf den Felſen. Die Wurzel beſteht aus zarten, graulichten Faſern. Wenn die Pflanze ihre Vollkommenheit erreichet, ſtellet ſelbige gemeiniglich eine Kugel vor, oder kömmt doch wenigſtens der kugelförmigen Geſtalt am nächſten, und wird nur bey mehrern Alter länglicht oder walzenförmig erſcheinen. Sie ſitzt platt auf der Erde auf. Die Größe iſt nach dem Alter verſchieden. Man findet dergleichen von zween oder drey Zoll, auch andere, welche einen halben Fuß groß ſind; gemeiniglich ſteht die Pflanze aufgerichtet, die ältern liegen zuweilen mehr geſtrecket. Die Pflanze beſteht aus einem weichen, fleiſchichten Körper, welcher über und über mit kegelförmigen, ſtumpfen, von einander abgeſonderten grünen Höckern, oder erhabenen Warzen beſetzet iſt. Auf der Spitze derſelben ſitzt ein kurzes, weißes, wollichtes Weſen und viele röthlichbraune, ſteife, ſpitzige Stacheln, welche der Länge nach verſchieden, aber alſo geſtellet ſind, daß die mittlern und längern auf-

rechts ſtehen, die am Rande befindlichen kleinen aber auf- und unterwärts ſich richten und ſternförmig ausgebreitet ſind. Da die Stacheln von einem Höcker bis zu dem andern reichen, erſcheint die ganze Oberfläche ſtachlicht, und kann ohne Verletzung mit den Fingern nicht füglich berühret werden. Die ganze Pflanze enthält einen milchichten Saft. In dieſem gleichſam einfachen Zuſtande verharret die Pflanze viele Jahre; endlich treibt ſolche Aeſte, oder vielmehr junge, ähnliche Pflänzchen, die, mit der Mutter vereinigt, Blumen und Früchte tragen. In dem untern ſchmalen Zwiſchenraume der Warzen, woſelbſt zu anderer Zeit die Blüthen ihren Sitz haben, erſcheinen anfangs einige kleine Erhebungen, welche die Haut durchbohren, und da ſelbige an der Zahl immerfort ſich vermehren, die anliegenden ältern Höcker auf die Seite drücken, und ſich dadurch Platz machen, zwiſchen ſelbigen mehr und mehr hervorzuwachſen, und auf ſelbigen ihre Lagerſtatt zu erhalten. Dergleichen junge Pflanzen treiben auch zuweilen nahe an der Wurzel hervor, und zwoe auch mehrere ſcheinen einen gemeinſchaftlichen Urſprung zu haben. Niemals löſet ſich eine junge Pflanze von der Mutter ab, ſondern alle wachſen mit einander fort, bis die Mutter ndlich vertrocknet und abſtirbt, oder eine Menſchenhand die Trennung unternimmt. Zwiſchen den Warzen, niemals aber, wie Herr Hermann falſch angegeben, aus der Spitze derſelben, oder zwiſchen den Stacheln, treiben einzelne Blumen hervor. Nicht alle erſcheinen zu einer Zeit, ſondern viele Wochen hintereinander kommen an andern Oertern neue zum Vorſcheine. Daß aus dem nämlichen Orte, wo dergleichen ehemals geſtanden, zum zweytenmale eine Blüthe hervorbreche, haben wir niemals wahrgenommen. Da aber in dem Wachsthume der Pflanze immer neue Warzen erzeuget werden, iſt immer genug Platz für die neuen Blüthen vorhanden. Ehe die Blüthe hervorbricht, erſcheinet ein zartes wollichtes Weſen, und nachher wird ſelbige mehr ſichtbar. Der röhrenförmig bäuchichte, weißgrünlichte Kelch iſt gemeiniglich in ſechs Einſchnitte getheilet. Die vielen zarten Blumenblätter ſind mit dem Kelche gleichſam in eine Röhre verwachſen, und endigen ſich mit purpurfärbigen Spitzen. Die vielen kürzern Staubfäden ſitzen auch an dem Kelche an, und der gleichlange Griffel trägt einen vielfachen Staubweg. Zur Blüthzeit kann man den Fruchtkeim nicht bemerken, und der Griffel dringt faſt in das innerſte der Pflanze; wenn aber die Blüthe zu vertrocknen

nen anfängt, erſcheint zwiſchen den Warzen unter dem Kelche ein weißlicht oder gelblichter platterhabener Körper, welcher ſich langſam vergrößert, und in eine blutrothe, glänzende, umgekehrt kegelförmige, mit den vertrockneten Blumendecken und Griffel gekrönte Beere verwandelt, welche einigermaaßen über die Warzen herausraget, und unter einer ſehr zarten Haut viel ſaftiges Weſen und ungemein kleine ſchwärzlichte Saamen enthält. Die Beere fällt von ſich ſelbſt nicht ab, vertrocknet vielmehr nach und nach, und zuletzt bleibt nur ein graulichtes, dünnes, häutichtes Behältniß übrig. Wenn man die Beere abbricht, kömmt das zuvor bemerkte wollichte Weſen wieder zum Vorſchein, und hanget ſowohl am Boden zwiſchen den Warzen, als an der Beere ſelbſt an.

Die beſondere Geſtalt machet uns die Pflanze ſchätzbar. Die Amerikaner pflegen ſolche unter der Aſche zu braten und zu eſſen. Die Vermehrung geſchieht am füglichſten durch die Sprößlinge, oder vielmehr durch die an der Mutter aufſitzenden jungen Pflanzen, welche man behutſam abſchneidet, und einige Tage in dem Gewächshauſe liegen läßt, damit der Schnitt vertrockne, und die Pflanze nicht ſo leicht faule, wenn ſie in die Erde geſetzet wird. Man kann aber auch den Saamen nutzen, nur iſt dieſe Vermehrung bey uns mühſam und langſam. Man muß wohl durchgeſiebte und mit klarem Sande vermiſchte Erde wählen, damit kleine Scherbel anfüllen, mäßig anfeuchten, und oben darauf die Saamen ausſtreuen, ſolche aber nicht mit Erde bedecken, und hierauf den Scherbel in ein Miſt- oder Lohbeet eingraben. Um die Erde einigermaaßen feuchte zu erhalten, kann man ein wollenes Läppchen oder Mooß darauf legen, und ſolches zuweilen anfeuchten; man läßt dieſes auch hernach liegen, wenn die kleinen haarichten Pflänzchen hervorkeimen, indem dieſe auf das ſorgfältigſte ſowohl vor Näſſe, als Hitze zu bewahren ſind. Daher ſoll man nicht leicht das Waſſer daraufgießen, aber auch das gänzliche Austrocknen verhindern. Dergleichen aus Saamen erzeugtes Pflänzchen wächſt ſehr ſparſam, wenigſtens in unſern Gärten bey weiten nicht ſo hurtig, wie Herr Dyck angiebt, und es werden viele Jahre erfodert, ehe es einige Zoll Höhe erreichet. Eben ſo behutſam muß man auch die ältern Stöcke unterhalten. Sie müſſen das ganze Jahr über in einem warmen Glashauſe, in kleinen Scherbeln und lockerer ſandiger Erde unterhalten, und ſparſam begoſſen werden. Es laſſen ſich ſolche auch im Mooß,

ohne Erde, unterhalten. Der Saame der Melonendiſtel keimet nur mit einem Blatte, oder treibet nur einen Körper aus, wodurch ſich dieſe Pflanze von den nahverwandten unterſcheidet, als welche mit zween Saamenlappen hervorkeimen ſollen. Vielleicht aber iſt das letzte Vorgeben nicht gegründet, indem die Fackeldiſtel und indianiſche Feige noch viel ſeltener bey uns aus Saamen erzogen werden, und daher das Auskeimen nicht gehörig beobachtet worden. Melonen- und Fackeldiſtel ſcheinen überhaupt am nächſten mit einander verwandt zu ſeyn, indem ſogar Beyſpiele vorhanden, daß jene in dieſe ſich verwandelt habe. Breyn und Böhmer haben dergleichen wahrgenommen, und letzterer hat davon in einer beſondern Einladungsſchrift gehandelt. Auch die andere Art zeiget der Geſtalt nach einige Aehnlichkeit mit der Fackeldiſtel, wir nennen daher ſelbige:

2) eckichte Melonendiſtel, welche auch in Weſtindien der türkiſche Bund, oder die Pabſtcrone genennet wird, Cactus melocactus L. Sie wächſt gleichfalls in Amerika, ſonderlich in Jamaika, hat eine rundlichte Geſtalt, und iſt füglich mit einer Melone zu vergleichen, zeiget aber ſtatt der Warzen dicke ſchwielichte Furchen und viele Seiten oder Ecken, welche von dem untern breitern Boden an nach der Länge einen ſtumpfen Kegel vorſtellen. Auf den Ecken ſitzen die Stacheln, welche die ganze Oberfläche bedecken. Blüthe und Frucht iſt, wie bey der erſten Art beſchaffen. Es ſitzet aber dieſe nicht zwiſchen den Ecken ſondern oben gleichſam am Gipfel. Die Pflanze lieget oder berühret auch beſtändig die Erde, wird aber viel größer, als die vorige Art, indem ſolche manchmal neun Pfund wiegen ſoll. Die Anzahl der Ecken ſcheint verſchieden zu ſeyn, gemeiniglich zählet man derſelben vierzehen; Herr Miller unterſcheidet die Stöcke, welche funfzehen Ecken haben, ingleichen diejenigen, woran die Ecken gewunden, die Stacheln aber gerade oder gekrümmet ſind, und nimmt daher mehrere Arten an, welche man aber mit Herr v. Linné billig nur als Spielarten anſehen kann. Die Wartung iſt, wie bey der erſten Art, zu veranſtalten, doch iſt dieſe noch zärter und verlanget noch mehr Sorgfalt.

Meloten. S. Klee.

Melotengras.
S. Ruchgras.

Melte.

Melte oder Melde. Einige unter ſich, auch dem Geſchlechte nach, verſchiedene Pflanzen führen

ren dieſen Namen, ſo wie hingegen einige, welche unter ein Geſchlecht gehören, auch mit andern Namen beleget werden. Da wir nun in ſolchen Fällen ſchon mehrmals, und vielleicht nicht ohne Beyfall, nahe verwandte, oder ehedem vereinigte Geſchlechter bey einander gelaſſen, und mit einerley, aber etwas veränderten Namen beleget haben, ſo wollen wir auch unter dem Namen Melte drey Geſchlechter anführen, nämlich Atriplex, Chenopodium und Atraphaxis, und das erſte Melte, das zweyte Zwittermelte, und das dritte Strauchmelte nennen. Das erſte hat wohl keinen andern deutſchen Namen. Gänſefuß, worunter einige gemeine Arten des zweyten vorkommen, iſt vor andern ganz unſchicklich, und überhaupt vermindern wir dergleichen Thiernamen gerne, wenn andere füglich dafür zu gebrauchen; Schmerbel, womit Planer das Chenopodium beleget, iſt ganz ungewöhnlich. Das dritte nennen andere Staudrich; unſer Name zeiget nicht allein von dem Anſehen der Pflanze, ſondern auch auf die nahe Verwandſchaft mit der Zwittermelte. Wie denn auch Atriplex nur wegen der mit weiblichen vermengten Zwitterblumen von dem Chenopodio unterſchieden iſt, und dieſes mit dem Atriplex völlig, außer den mangelnden weiblichen Blumen, übereinkommt; mithin alle in weitläuftiger Betrachtung Melten ſind.

Die Melte oder auch Milte und Molte, Atriplex, zeiget demnach Zwitter- und weibliche Blumen auf einer Pflanze. Beyde haben nur eine Blumendecke, welche man billig für den Kelch annimmt. Der Kelch bey den Zwitterblumen beſteht aus fünf kleinen, eyförmigen, vertieften, und gleichſam beſonders geränderten Blättchen, da man hingegen bey den weiblichen nur zwey eyförmig zugeſpitzte, platte, aber größere Kelchblättchen antrifft. Die erſtern enthalten fünf, den Kelchblättchen gegenüber geſtellte, und längere Staubfäden und beyde einen kugelförmigen Fruchtkeim mit kurzen geſpaltenen Griffel, und auswärts gebogenen Staubwegen. Beyde Blüthen liefern einen rundlichten, plattgedrückten, nackenden Saamen, welcher von dem Kelche genau umſchloſſen iſt. Herr von Haller hat auch männliche, den Zwitterblümchen ähnliche wahrgenommen, und bey den Zwitterblümchen zuweilen nur vier Kelchblättchen und vier Staubfäden gezählet. Die Blüthen ſtehen platt und dichte bey einander, und ſtellen kleine Köpfchen, und dieſe untereinander Aehren vor. Herr v. Linné hat zwölf Arten angeführet. Alle haben wegen der kleinen Blüthe

kein ſonderliches Anſehen, und nur eine iſt im gemeinen Leben nützlich, daher wir nur einige anführen wollen.

1) Die hohe Gartenmelte mit dreyeckichten Blättern, Miltenkraut, Molte, Atriplex hortenſis L. Soll urſprünglich aus der Tartarey abſtammen. Die jährige, fäſerichte Wurzel treibt einen aufgerichteten, ſechs bis acht Fuß hohen, äſtichten Stängel, welcher mit geſtielten, weichen, glatten, gleichſam beſtaubten, dreyeckichten, völlig ganzen, oder zuweilen etwas ausgeſchweiften Blättern wechſelsweiſe beſetzet iſt. An den Spitzen der Zweige ſtehen die kleinen Blümchen in Abſätzen gleichſam ährenweiſe, mit untermiſchten, länglichten Blättchen. Alle dieſe Theile fallen entweder aus dem grünlichten ins weiß- und gelblichte, oder zeigen eine verſchoſſene Purpurfarbe. Daher die Schriftſteller ehedem zwo Arten daraus gemachet, als die weiße und rothe Melte, Atriplex alba et rubra. Es ſind aber wirklich nur Spielarten. Dieſe Pflanze hat man ehedem zu den Kohlkräutern gerechnet, und zur Speiſe angewendet. Sie kann auch billig mit dem Spinate in Vergleichung geſtellet werden, wird aber jetzo wenig weder in der Küche, noch Apotheke geachtet. Die Aerzte halten ſolche für kühlend und erweichend, und wenn man die friſchen Blätter, mit Fleiſchbrühe abgekochet, genüßet, kann dadurch der Leib geöffnet, die trockenen Gedärme angefeuchtet, und die Schärfe derſelben gedämpfet werden. Man kann auch äußerlich erweichende Umſchläge davon bereiten. Die friſchen Saamen ſollen Stuhlgang und Erbrechen erregen. Der Anbau dieſer Melte geſchieht ohne alle Kunſt. Die von ſelbſt ausgefallenen, oder im Frühlinge ausgeſtreuten Saamen keimen leichtlich, und die Pflanzen darf man nur vom Unkraute reine halten, ſo werden ſolche freudig wachſen, und gegen den Herbſt häufig reifen Saamen liefern. Das Verſetzen wollen dieſe Pflanzen nicht vertragen, daher man ſolche ſtehen läßt, wenn ſie ausgekeimet, und nur die überflüßigen ausziehet.

2) Die ſchmalblätterichte Melte mit höckerichten Saamenkelchen, wilde lang- und ſchmalblätterichte Miſtmelde, Atriplex patula L. wächſt an ungebauten Oertern und Miſtſtellen, auch an den Gräben. Die Wurzel iſt jährig. Der gefurchte Stängel treibt ausgebreitete Zweige. Die Blätter ſind bläulicht angelaufen, lang, ſchmal, einigermaaßen dreyeckicht, und die oberſten lanzetförmig und völlig ganz. Die Blüthährchen ſind dünne und ſtehen aufgerichtet.

Man bemerket viele vierblätterichte mänliche Blüthen. Der Fruchtkelch von den weiblichen iſt auf dem gewölbten Rücken rauh anzufühlen, und gemeiniglich mit zehen kleinen Erhebungen beſetzet. Sie iſt wäſſericht, kühlend und blähend, wie die meiſten Arten dieſes Geſchlechtes.

3) Die ſpießblätterichte Melte mit dreyeckichten rauhen Saamenkelchen, wilde Melte mit gezackten ſpießförmigen Blättern, Atriplex haſtata L. hat mit der vorherſtehenden Art gleichen Geburtsort, und überhaupt viel ähnliches. Der Stängel iſt aufgerichtet, eckicht und in Zweige verbreitet. Alle Blätter ſind dreyeckicht oder ſpießförmig, einwärts mit zween vorragenden Lappen verlängert, und gemeiniglich völlig ganz. Die Blumenährchen ſtehen aufwärts, und erſcheinen dreyeckicht; die Saamenkelche ſind dreyeckicht, und überall rauh anzufühlen.

4) Die ſtrauchartige Melte mit dreyeckichten Blättern, Meerportulac, Atriplex Halimus L. wächſt in Spanien, Portugall, auch Virginien nahe an der See. Der ganze Strauch iſt ſilberfärbig und glänzend, auch immergrünend; der Stamm holzicht, in den Gärten einige Fuß hoch, und überall mit Aeſten beſetzet. Die Blätter ſind kurzgeſtielet, klein, faſt dreyeckicht, gemeiniglich völlig ganz, zuweilen etwas ausgeſchweifet. Er blühet ſelten im Garten, läßt ſich aber aus Zweigen vermehren; iſt dauerhaft, muß aber doch im Winter in das Glashaus geſetzet, auch öfters verſetzet werden. In Holland und England pfleget man die Blätter und jungen Zweige einzulegen, und ſtatt Salat zu eſſen. Dieſen Strauch zu lebendigen Hecken anzuwenden, wird wenigſtens in Deutſchland wohl niemanden in Sinn kommen.

5) Die ſtrauchartige Melte mit eyförmigen Blättern, portulacartige Melte, Halimus. Portulaca marina, Atriplex portulacoides L. wächſt an dem Ufer der See in nordlichen Gegenden; iſt auch ein immergrünender, aber niedriger, weniger holzichter, und mit ſchwachen Zweigen beſetzter, auch weniger weißlichter Strauch; mit ſchmälern, mehr eyförmigen, doch gegen den Stiel ſchmal zulaufenden, völlig ganzen Blättern. Bey den Zwitterblumen ſcheint der Fruchtkeim unvollkommen und der Griffel theilet ſich nicht in beſondere Wege, da hingegen in den weiblichen zwo auch drey lange, rückwärts geſchlagene, röthlichte Staubwege zugegen. Man hält ſelbigen nur wegen der Verſchiedenheit in botaniſchen Gärten, indem weder Schönheit noch Nutzbarkeit ſolchen empfehlen.

Die Vermehrung geſchieht aus Zweigen, und die Wartung kommt mit der vorherſtehenden Art überein.

Das mit dieſer Melte nahverwandte Geſchlecht nennen wir

Zwittermelte und iſt Chenopodium, Gänſefuß, Schmerbel von einigen genannt. Andere Namen ſind nur denen Arten eigen. Von den Geſchlechtskennzeichen dürfen wir nichts erwähnen; Blüthe und Saamen kommt mit der Melte überein, nur mangeln die weiblichen Blüthen, indem alles Zwitterblumen ſind. Auch die Blüthen ſind bey allen Arten klein, unanſehnlich, grünlicht, und gemeiniglich viele mit einander in ein Köpfchen vereiniget, und dieſe ährenweiſe geſtellet. Herr v. Linné führet achtzehen Arten an, von welchen verſchiedene bey uns wild wachſen, auch einige in den Gärten unterhalten werden. Zwo Arten, welche zu dieſem Geſchlechte gehören, ſind bereits unter dem Namen Botryskraut beſchrieben worden; wir bemerken demnach allhier:

1) die pfeilblätterichte Zwittermelte, guter Heinrich, ſtolzer Heinrich, Schmirgel, ſchmierichter Mangold, Allgut, Langwurz, Hackenſchar, Lämmerohren, Bonus Henricus, Lapathum vnctuoſum, Chenopodium bonus Henricus Linn. wächſt überall in ungebauten Oertern, und blühet im May und Juni. Die dicke, fäſerichte, gelblichte, ausdaurende Wurzel treibt aufgerichtete, einen bis zween Fuß hohe, geſtreifte, rauche Stängel, woran die Blätter einander gegenüber auf langen, unterwärts ausgebreiteten Stielen ſitzen. Dieſe ſind weich, ſaftig, auf der obern Fläche klebricht, auf der untern beſtäubet, dreyeckicht, oder wegen der hinten vorragenden Lappen pfeilförmig, und am Rande völlig ganz, zuweilen aber mit einigen Falten ausgebogen. Am Ende des Stängels und in dem Blätterwinkel ſtehen die nackenden Blüthähren, welche aus kleinern, wechſelsweiſe geſtellten Aehrchen, und dieſe aus platt aufſitzenden Knöpfchen zuſammengeſetzet ſind. Die Pflanze kommt in Anſehung der Beſtandtheile mit der Gartenmelte und Spinat überein. Die jungen Keime und Blätter, wenn ſie noch zart ſind, werden in einigen Oertern mit Fleiſchbrühe gekochet und geſpeiſet; man wird aber wenig Nahrung davon erhalten. Denjenigen kann jedoch dergleichen Speiſe nützlich ſeyn, welche trockne Gedärme und Verſtopfung des Leibes haben. Die Pflanze beſitzt überhaupt eine erweichende Kraft, und es werden daraus Umſchläge gemachet, und dieſe zu Erweichung der Eyterbeulen, auch zu Linderung der

Schmerzen bey der Gicht, dem Seitenſtechfieber und dergleichen Krankheiten empfohlen. Friſche Blätter mit Milchrahm oder Buttermilch zerſtoßen, geben eine Salbe, welche bey der ſchmerzhaften güldenen Ader nützlich zu gebrauchen iſt. Durch die friſchen Blätter, wenn man ſie auf die geſchwollenen Füße leget, ſollen die Feuchtigkeiten ausgezogen werden. In Upland wird die Wurzel den lungenſüchtigen Schaafen gegeben.

2) Spitzig ausgezackte rothe Zwittermelte, wilde Melte, Gänſefuß, Pes anſerinus, Chenopodium rubrum L. Dieſes Sommergewächſe wächſt gleichfalls an ungebauten Oertern, und iſt ein gewöhnliches Unkraut in den Gärten. Es wird einige Fuß hoch, treibt viele Zweige, und wenn ſolches ſich zum Untergange neiget, erhält es in allen Theilen eine röthlichte Farbe. Der Stängel iſt faſt jederzeit roth. Die geſtielten Blätter ſind herzförmig, oder mehr dreyeckicht, am Ende ſcharf zugeſpitzet, und am Rande ungleich, ſcharf, ausgezacket, glatt, glänzend, und überall grün, die jungen Blätter aber unterwärts beſtäubet. Aus den Blätterwinkeln treiben viele Blüthähren, welche aber kürzer, als die Blätter ſind. Der Kelch ſcheint röthlicht. Herr v. Linné bemerket noch, wie zwiſchen den Blüthknöpfchen ſchmale Blättchen anſitzen, und unterſcheidet dadurch vornehmlich dieſe von der folgenden Art.

3) Spitzig ausgezackte grüne Zwittermelte, Chenopodium murale L. Nach Herr von Linné ſind die Blätter eyförmig, ſpitzig ausgezacket, und die Blüthähren in Zweige abgetheilet, und nackend, ohne dazwiſchen geſetzte Blätter. Herr v. Haller aber hält davor, wie dieſe mit der vorherſtehenden Pflanze nur eine Art ausmache, und beym Tabernämontan, welchen Herr v. Linné angeführet, keine Abbildung mit eyförmig zugeſpitzten Blättern vorkomme.

4) Beſtäubte Zwittermelte mit verſchiedenen Blättern, Scheißmelte, Atriplex folio candicante, Chenopodium album L. wächſt auf den Aeckern, und in den Gärten. Die Wurzel iſt jährig. Die Zweige des aufgerichteten Stängels verbreiten ſich wenig. Die Blätter ſind langgeſtielt, und auf der untern Fläche häufig mit Mehl beſtreuet, der Geſtalt nach verſchieden; die unterſten ſind einem geſchobenen Viereck ähnlich oder dreyeckicht, die obern länglicht und zuletzt lanzetförmig, jene mehr oder weniger eingekerbet, dieſe völlig ganz. Aus dem Blätterwinkel treiben aufrechtsſtehende, zweigichte Blüthähren. Der Blüthkelch iſt auch

auch beſtäubet; und wenn die Pflanze abzuſterben anfängt, erſcheint ſie ganz weiß, zumal nach und nach die Blätter abfallen und die Fruchtähren allein übrigbleiben. Arme Leute ſammlen im Frühlinge die Blätter, und eſſen ſolche ſtatt eines andern Zugemüßes. Mit dieſer Art iſt nahe verwandt:

5) Die beſtäubte Zwittermelte mit roth geſtreiften Stängeln, Chenopodium opuli folio, Chenopodium viride Linn. hat mit der vorherſtehenden Art gleichen Geburtsort und faſt gleiches Anſehen. Die Herren von Linné und von Haller unterſcheiden zwar beyde, zweifeln aber ſelbſt, ob es wirklich zwo Arten ſind. Der aufgerichtete, zweigichte Stängel iſt grün, an den Ecken aber purpurfärbig. Die Blätter ſind eben ſo der Geſtalt nach verſchieden, wie bey der vorigen Art, die untern einem geſchobenen Viereck ähnlich und faſt ganz, die folgenden mit kurzen Spitzen mehr oder weniger ausgezacket und die oberſten lanzetförmig und völlig ganz, oder nur mit einem Zäckchen beſetzet, alle aber oberwärts grün, unterwärts beſtaubt. Die Blüthähren ſind zweigicht, dünne, lang, nackend. Der Kelch ſoll fünf ſpitzige Ecken zeigen.

6) Stinkende Zwittermelte mit vielzackichten Blättern, Chenopodium ſtramonii fol. Chenopodium hybridum Linn. hat ihren Geburtsort mit der vierten Art gemein, iſt auch jährig, und machet große, breite Stöcke. Die Blätter ſind dunkelgrün, nicht beſtäubt, ey- oder herzförmig, und in ſieben auch neun große, ſpitzige Zacken abgetheilet. Die Blüthen ſtehen in langen, zweigichten, nackenden Trauben, welche ſowohl an dem Blätterwinkel als den Enden der Zweige ſitzen. Die Kelchblättchen ſind weißlicht, ihr Rand aber grünlicht. Wenn der Saame reif iſt, erſcheinen die Knöpfchen purpurfärbig. Der Geruch der Pflanze kömmt mit dem Stechapfel überein; daher ſich leicht vermuthen läßt, daß die Pflanze zu den ſchädlichen zu rechnen. Hr. Gmelin, in der Geſchichte der Pflanzengifte, führet aus Herrn Rüſtes Diſput. de Balſamo vulnerario ein Exempel von dem ſchädlichen Genuſſe dieſer Blätter von einem Sprachmeiſter an, und Trajus hat ſchon angemerket, wie der Genuß derſelben den Schweinen tödtlich ſey; daher auch ſelbige von einigen Säutod, oder wegen der Blätter Neunſpitze genannt worden. Beyde Namen erhält zuweilen auch die dritte Art.

7) Geſtreckte, graue Zwittermelte, Atriplex anguſtifolia laciniata, Chenopodium glaucum Linn. Wächſt vorzüglich

auf den Miſtſtätten häufig. Die jährige Wurzel treibt geſtreckte, zweigichte Stängel, ohngefähr einen Fuß lang. Die geſtielten Blätter ſind unterwärts grau angelaufen, oder weißlicht überzogen, länglicht eyförmig und am Rande ausgeſchweift. Die Blüthähren ſind einfach, ohne Zweige, nackend, kürzer als die Blätter, und beſtehen aus weit von einander geſtellten Knöpfchen.

8) Geſtreckte Zwittermelte mit ganzen eyförmigen Blättern, Stauderich, Blitum polyſpermum, Chenopodium polyſpermum Linn. iſt auf den Feldern und Aeckern ein gemeines Unkraut und beſaamet ſich jährlich durch die häufig ausfallenden Saamen. Der Stängel iſt, wo nicht immer, doch mehrentheils geſtrecket, nach Herr v. Hallern aber ſteht ſelbiger aufgerichtet. Die geſtielten Blätter ſind etwas rauchlicht, eyförmig, völlig ganz. Aus dem Winkel treiben nackende, aufrechtsſtehende, gemeiniglich zweyſpaltige Blüthähren. Die Blüthen ſind grün, und zeigen meiſtentheils nur vier Kelchblättchen. Die Fiſche ſollen dieſe Pflanze gerne genießen; daher ſie von einigen in die Teiche geleget wird.

9) Stinkende geſtreckte Zwittermelte, Hundsmelte, ſtinkende Melte, ſtinkende Hure, Wühlkraut, Buhlkraut, Schaamkraut, Bockskraut, Mauzenkraut, Chenopodium vuluaria L. wächſt an ungebauten Oertern wild. Die jährige, fäſerichte Wurzel treibt geſtreckte, lange, und mit vielen, gleichfalls geſtreckten Zweigen, beſetzte Stängel. Die Blätter ſind einigermaßen viereckicht geſchoben, oder mehr eyförmig, meiſtentheils völlig ganz, zuweilen mit wenigen Zähnen beſetzet, und mit weißlichten Staube gepudert. Aus dem Winkel der obern entſtehen kurze, aufrechtsſtehende, mit platt anſitzenden Blüthknöpfchen beſetzte Zweige. Der beſonders ſtinkende Geruch machet dieſe Art leicht kenntlich, und dieſer iſt ſo durchdringend, daß die Finger, welche nur die Pflanze berühret, lange Zeit damit angeſtecket bleiben. Wegen dieſes hat beſonders Herr Fuller den Gebrauch bey der Mutterbeſchwerung empfohlen, und es läßt ſich leicht vermuthen, daß einigen Weibern dieſer Geſtank angenehm, und bey Nervenkrankheiten zuträglich ſeyn möge. Man empfiehlt beſonders die daraus bereiteten Clyſtire; Tournefort lobet die mit Brandewein davon verfertigte Eſſenz in ähnlichen Krankheiten.

Außer dieſen, bey uns wildwachſenden Arten bemerken wir noch:

10) die leinblätterichte Zwittermelte, Beſenflachs, Studentenkraut,

tenkraut, Belvedere, Sommercypreſſe, Chenopodium lini folio, Chenop. ſcoparia L. wächſt in Griechenland, Japan und China, und wird ohne Kunſt in unſern Gärten jährlich aus Saamen erzogen. Der Stängel mit ſeinen Zweigen iſt bräunlicht oder röthlicht, ſchießt drey bis fünf Fuß gerade in die Höhe, und erhält dadurch von ſelbſt eine pyramidenförmige Geſtalt. Die Blätter ſind ſchmal, länglicht, ſpitzig, völlig ganz, jedoch am Rande mit einigen Haaren beſetzet. Die kleinen, grünlichten Blüthknöpfchen ſitzen häufig der Länge nach an den Zweigen, und dem Blätterwinkel. Der kleine, ſchwarze Saamen wird im Herbſte reif. Man kann dieſer Pflanze durch die Scheere allerley Geſtalt geben, allein dieſe dauret nicht lange, wenn man nicht die forttreibenden Zweige immerfort abſtutzet. Ueberhaupt können wir das prächtige Anſehen an dieſer Pflanze nicht finden, und doch iſt ſolche deswegen Belvedere genennet worden. Wir zweifeln auch, daß ſelbige beſonders wirkſame Beſtandtheile beſitze, obgleich verſchiedene Schriftſteller und vornehmlich der Pater du Halde, nach einer chineſiſchen Handſchrift ſolche deswegen angerühmet, aber auch ſelbſt bekennet, daß man gewiſſen chineſiſchen Schriftſtellern nicht trauen dürfe. Man kann hierüber Buchotz Briefe 2 Theil nachleſen. Die Chineſer nennen die Pflanze Kivt, und verfertigen auch daraus Beſen.

11) Die grannichte Zwittermelte, Chenopodium ariſtatum L. wächſt in Virginien und Sibirien. Iſt ein ganz niedriges, in viele Zweige abgetheiltes Sommergewächſe, mit fleiſchichten, kleinen, länglichten, völlig ganzen, grünen, zuletzt aber röthlichten Blättern beſetzet. Die ganz kleinen Blüthen erſcheinen in ausgebreiteten, zarten, langen Sträußern, deren Zweige gemeiniglich zweyſpaltig, und am Ende mit einer Granne oder ſchwachen Stachel beſetzet ſind. Dieſes ſchöne Pflänzchen erziehen wir jährlich auf dem Miſtbeete aus dem Saamen, welcher auch häufig ausfällt, und von ſelbſt neue Stöckchen liefert. Es brauchet dabey keine Kunſt, nur muß man ſolche an ihrem Orte unverſetzet ſtehen laſſen.

12) Die ausdaurende Wurmzwittermelte, Chenopodium anthelminticum L. wächſt in Penſylvanien und Bonarien. An den ſteifen, aufrechtsſtehenden, geſtreiften, haarichten, zuweilen röthlichten, und in Zweige verbreiteten Stängeln ſitzen viele länglichte, ſpitzige, ſpitzig ausgezackte Blätter. Die kurzen Blüthähren treiben aus den Winkeln der obern viel kleinern Blätter hervor, und ſind nackend. Dieſe

Pflanze verdienet Achtung. Es iſt ſolche dem Geruche nach mit dem Botryskraute verwandt, doch iſt ſolcher bey unſerer mehr unangenehm, und der Saamen wird in Penſylvanien als ein zuverläßiges Mittel den Kindern wider die Würmer eingegeben. Nach Herr Kalms Berichte, S. deſſen Reiſebeſchreibung 2 Th. 312 S. wird der Saame in Brandtewein geleget, nach einer Stunde wieder herausgenommen, getrocknet, nnd den Kindern entweder in einem durch Syrup verſüßten Biere, oder ſonſt in einem andern Getränke gegeben. Sollte wohl der, in den Apotheken gebräuchliche Wurmſaamen von dieſer Pflanze abſtammen?

Das dritte verwandte Geſchlecht iſt die

Strauchmelte oder Stauderich, Atraphaxis L. Bey dieſem beſteht die Blüthe aus zwey gefärbten, ſtehenbleibenden, lanzetförmigen Kelch- und zwey größern, rundlichten, ausgeſchweiften, nicht abfallenden Blumenblättern, ſechs Staubfäden und einem Griffel mit zween knöpfichten Staubwegen. Der geſchloſſene Kelch umgiebt einen nackenden, rundlicht platten Saamen. Es ſind davon zwo Arten bekannt:

1) die ſtachlichte Strauchmelte, Atriplex orientalis, Atraphaxis ſpinoſa L. wächſt in Medien an den Flüſſen. Der holzichte Stängel und deſſen Aeſte erreichen die Höhe von einer bis zwo Ellen, und ſind mit kleinen, länglichten, völlig ganzen, glatten Blättern und Blüthen beſetzet. Die Kelchblättchen ſind klein, ſchmal, grünlichtweiß; die beyden Blumenblätter viel größer, ganz weiß oder blaßpurpurfärbig, und am Rande gefalten oder krauß. Die Aeſte endigen ſich mit einem geraden, grauen Stachel.

2) Die unbewehrte Strauchmelde, Atraphaxis inermis oder vndulata L. wächſt in Afrika, häufig auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Dieſer Strauch treibt zwar holzichte, aber ſchwache, eckichte, geſtreifte Aeſte, und wenn dieſe nicht angeheftet werden, kriechen ſolche auf der Erde hin. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, und umgeben mit einer ganzen oder geſpaltenen Scheide die Aeſte; ſie ſind geſtielt, eyförmig, ſtumpf, und am Rande wellenförmig gefaltet, die untern klein, die obern größer, doch nicht über einen halben Nagel groß. Die Aeſte endigen ſich mit Blumenähren und zwiſchen den Blüthen ſitzen ganz kleine, ſpitzige Deckblätter. Nach Herr Bergius Beſchreibung beſteht die Blume aus vier eyförmigen, vertieften Kelcheinſchnitten, ohne Blumenblätter. Zuweilen hat derſelbe auch am Kelche ſechs Einſchnitte

und acht Staubfäden wahrgenommen. Er hat dieſe Pflanze, mit dem Wegetritt, Polygonum, vereiniget, zumal auch die Blattanſätze mit dieſem übereinkommen.

Beyde Arten müſſen im Scherbel, und den Winter über im Glashauſe unterhalten, und die Vermehrung durch Zweige veranſtaltet werden, indem wir niemals reifen Saamen erhalten.

Memphit.

S. Camehuja.

Menais.

Dieſe daurende Pflanze hat Löfling in dem mittägigen Amerika entdecket. Der rundlichte Stängel iſt etwas haaricht, die Blätter ſind wechſelsweiſe geſtellet, rauh anzufühlen, eyförmig, und faſt völlig ganz. Der Kelch beſteht aus drey ſtehenbleibenden, kleinen, vertieften, ſpitzigen Blättern; das Blumenblatt gleichet einem Präſentirteller; die Röhre deſſelben iſt länger, als der Kelch, und der Rand in fünf rundlichte Einſchnitte getheilet. In der Röhre ſitzen fünf kurze Staubfäden. Der Griffel trägt zween Staubwege. Die kugelförmige Beere enthält vier Saamen.

Menderle.

Mit dieſem Namen hat Herr Planer das Linnäiſche Pflanzengeſchlecht Eranthemum beleget, aber auch in dem Nomenclator angemerket, wie man ſolches nach der griechiſchen Ableitung Erdblume, oder auch Lenzblume nennen könnte. Der kleine, enge, röhrenförmige Kelch umgiebt ein trichterförmiges Blumenblatt, deſſen dünne und ſehr lange Röhre ſich in vier oder fünf eyförmige Einſchnitte verbreitet. Zween kurze Staubfäden ſtehen in der Röhre und die zween Staubbeutel ragen darüber heraus. Der Griffel trägt einen einfachen Staubweg. Die Frucht iſt noch unbekannt. In der Murrayiſchen Ausgabe hat Herr v. Linné drey Arten beſtimmet.

1) Menderle mit geſtielten lanzetförmigen Blättern, Eranthemum Capenſe, wächſt in Aethiopien. Die Pflanze gleichet der Flammenblume. Die Blätter ſtehen auf langen Stielen einander gegenüber, ſind groß, lanzetförmig, doch an beyden Enden zugeſpitzet; die hohen Stängel endigen ſich mit einer oder mehrern Blumenähren, und dieſe beſtehen aus grünen, lanzetförmigen, übereinander liegenden Deckblättern, zwiſchen welchen die langen, purpurfärbigen Blumen ſtehen.

2) Menderle mit dicht übereinander liegenden ſchmalen Blättern, Eranthemum paruifolium, wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Stängel iſt ſtrauchartig, und die

Aeſte unterwärts von den abgefallenen Blättern rauh und knoticht; die kleinen, ſchmalen, platt aufſitzenden, eyförmig zugeſpitzten Blätter ſtehen dicht an, oder liegen vielmehr übereinander. Die Aeſte endigen ſich mit einer Blumenähre. Die Deckblätter ſind eyförmig, vertiefet. Der Kelch iſt fünfeckicht und mit fünf Einſchnitten geendiget; die Röhre des Blumenblattes raget über die Deckblätter hervor, und von den Lappen ſind drey einander ähnlich, der vierte aber breiter und geſpalten.

3) Menderle mit ſchmalen, locker geſtellten Blättern, Eranthemum anguſtifolium. Ehedem nannte Herr v. Linne' dieſe Art Selago dubia. Wächſt in Aethiopien. Der aufgerichtete, äſtichte Stängel trägt kleine, ſchmale, linienartige Blätter, wie die zwote Art, ſelbige ſtehen aber von einander entfernet, und ſind mehr auswärts gebreitet. Die Blumenähren ſind lang. Dieſe Arten werden in hieſigen Gärten ſelten vorkommen.

Menderle, S. auch **Päderote.**

Mengel. S. Axyris.

Mengelwurz.

S. **Grindwurzel.**

Menkar.

Ein Fixſtern zwoter Größe im Sternbilde des Wallfiſches. S. Wallfiſch.

Mennige.

Minium, iſt ein rother Bleykalch, welcher aus dem calcinirten Bley oder Bleyaſche gemachet wird. Man calciniret nämlich das Bley und läßt es ſo lange im Feuer, bis es zu einem grauen Kalch oder Aſche wird, und dieſe behandelt man mit einem ſtärkern Feuer, bis der Kalch eine gelbe Farbe erhält, da er denn Bleygelb heißt. Dieſes Bleygelb wird einem noch längern Calcinir- und Reverberirfeuer ausgeſetzet, ſo daß die Flamme über den Bleykalch wegſtreichen kann; hierdurch erlanget derſelbe eine rothe Farbe und heißt alsdenn Mennige. Merkwürdig iſt, daß man nach der Calcination dem Gewichte nach mehr Mennige erhält, als man Bley darzu genommen hat; denn es geben gemeiniglich eilf Pfund Bley, zwölf Pfund Mennige. Eine gute Mennige muß trocken, klar und ſchön roth ſeyn. Die beſte wird in Nürnberg gemachet.

Wenn man Mennige mit Eſſig kochet, ſo läßt ſie ſich auflößen, und man erhält alsdenn einen Bleyeſſig, aus welchem man, wie aus der mit Eſſig gemachten Auflöſung der Silberglätte, durch das Abdampfen und Cryſtalliſiren den ſogenannten Bleyzucker erhalten

erhalten kann. In einem mäßigen Schmelzfeuer wird die Mennige zu einem bräunlichtgelben Glaſe, welches ſo dünnflüßig iſt, daß es durch die Tiegel durchgeht. Dieſes Glas lößet im Fluß faſt alle Erden und Steinarten auf, und verwandelt ſich mit ihnen in ein gelbes oder bräunlichtgelbes Glas. Mennige mit Sand oder calcinirten Kieſelſteinen vermiſchet, machet den Grund von den Glasflüſſen aus, und wird daher mit vielen Nutzen in der Glasmacherkunſt, von den Töpfern zu Glaſuren und andern Arbeitern, welche mit Schmelzen ſich beſchäfftigen, gebrauchet. Die Maler gebrauchen die Mennige zur Farbe, und in den Apotheken wird ſie zur Bereitung austrocknender Pflaſter und Salben genommen. Innerlich iſt ſie ein langſamer Gift, und giebt zu unheilbaren Colicken, Nervenzufällen und Auszehrungen Gelegenheit.

Mennonitentute.

S. Tute.

Menſch.

Homo. Wenn ich mit Hrn Linnäus den Menſchen am kürzeſten beſchreiben wollte: ſo wäre das nosce te ipſum freylich alles, was man von ihm ſagen könnte. Indeſſen da die wenigſten damit zufrieden ſind, und gern mehr von ſich wiſſen wollen, zum Beweiſe, daß ſie ſich gar nicht kennen: ſo iſt ihnen auch hierinn Linnäus zu ſtatten gekommen, wenn er auf eine ſinnreiche Weiſe den Menſchen phyſiologiſch, diätetiſch, pathologiſch, natürlich, politiſch, moraliſch und endlich theologiſch betrachtet. Zu gleicher Zeit zeichnet er den Menſchen charakteriſtiſch nach der Naturgeſchichte, und giebt auf die mancherley Merkmale Achtung, welche die unterſchiedlichen Menſchenarten auf dem Erdboden haben ſollen. Freylich iſt hierinn viel unvollkommenes, noch mehr unrichtiges, und ſogar das mehreſte ungewiß: ob es jemals wirklich verſchiedene Arten von Menſchen giebt, oder ob nicht mit größerm Rechte, alles, was bisher hiervon gelehret worden, von den bloßen Mannichfaltigkeiten eben derſelben Menſchengattung gelten könne. Denn auch die Eintheilung in verſtändige und unverſtändige oder wilde Menſchen zeiget keine beſondere Art an. Die letztern ſind zuletzt zu allen Fähigkeiten gelanget, welche die gemeine Gattung von Leuten gewöhnlichermaßen an ſich haben. Daß der wilde Menſch ſtäts auf vieren liefe, ſtumm und rauh ſey, iſt nicht überall ſo gefunden worden. Aber die übrigen Gattungen der Menſchen auf dem Erdboden, wie ſie Herr Linnäus ſchildert, ſind nichts als Varietäten, die ihren Grund im Erdſtriche, Luft, Nah-

rung und Gewohnheiten haben. Solchergeſtalt beſtimmet das Naturſyſtem die Menſchen nach den Welttheilen. Der Europäer iſt weiß, wollüſtig, fleiſchicht, mit gelblichen langen Haaren und blauen Augen, munter, ſcharfſinnig und erfinderiſch, läßt ſich nach Gebräuchen beherrſchen. Der Aſiater iſt ſchwarzgelblich, melancholiſch und ſteif, mit ſchwärzlichen Haaren und röthlichen Augen, ernſthaft, ſtolz und geizig, läßt ſich nach Meynungen regieren. Der Afrikaner iſt ſchwarz, phlegmatiſch und weich, mit ſchwarzen krauſen Haaren, einer Sammthaut, ſtumpfer Naſe, dicken Lippen und großen Brüſten. Der Amerikaner rothgelb, choleriſch und langſtreckig, mit ſchwarzen, langen, geraden und dicken Haaren, großen Naſenlöchern, ſchwarzröthlichem Geſichte, und ziemlich ohne Bart, hartnäckig, luſtig und Freyheit liebend, richtet ſich nach ſeiner Gewohnheit. Betrachtet man dieſe ſo genannte Arten nach den Welttheilen, ſo ſieht man, daß im Grunde gar kein rechter Unterſchied unter ihnen iſt. Die Farbe, Bildung, Sitten und Geberden geben keine Abweichungen der Art. Es ſind kaum Spielarten oder Varietäten. Auch das Monſtröſe, welches Linnäus bey dem Menſchen anführet, giebt nicht den Grund zu abſonderlichen Spielarten. Wollte man nach ſolchen Charakteren verfahren, ſo fänden ſich weit mehr und weit beſtändigere Mannichfaltigkeiten unter den vielen menſchlichen Völkern. Man dürfte nur die Tartaren, Kalmücken, Chineſer, verſchiedene andere nordiſche, morgenländiſche, oder auch ſüdliche Nationen nehmen, um dies zu beweiſen. Aber ſo ſcharf man auch die Unterſcheidungscharaktere bey dem Menſchen immer nehmen will, ſo wird man zuletzt doch inne, daß es wirklich nur eine einzige Art des menſchlichen Geſchlechts giebt, und daß ſich dieſe Art ſehr deutlich von allen andern Thieren unterſcheide. In Anſehung des Körpers wird man dieſen Unterſchied am aufrechten Gange, an den eigentlichen zwo Händen, an dem wehrloſen Körper, einige ſetzen noch hinzu, an der Gegenwart des Jungferhäutchens und der monathlichen Reinigung bey den Weibern, als welche dieſem Geſchlechte unter den übrigen Thieren fehlen ſollen. Aber in Anſehung der Handlungen unterſcheidet ſich der Menſch von den Thieren, daß er eine Sprache hat und durch die Vernunft regieret wird; da ſich gegentheils die Thiere bloß nach ihren Kunſttrieben einrichten. Gleichwie aber die jungen Thiere nach und nach von den ältern abarten: ſo hat auch der Menſch dieſes mit ihnen gemein. Und

daher iſt es kein unrechter Gedanke, daß vorzeiten das menſchliche Geſchlecht viele andere, beſſere und dauerhaftere Beſchaffenheit möge gehabt haben, die es in der Folge der Jahrhunderte nach und nach, wo nicht weſentlich, doch in den Stufen der Vollkommenheit verlieren mag. Das Clima, die Erziehung, Nahrungsmittel und Lebensart, die mancherley Vermiſchungen der Nationen mit einander tragen hierzu ein großes bey. Wenn nun der Menſch ſeiner thieriſchen Natur nach betrachtet wird: ſo ſieht man leicht, daß er mit den übrigen Thieren vieles gemein, ja mit einigen noch überdies eine große Aehnlichkeit haben müſſe. Die nächſten Thiere alſo, welche an den Menſchen gränzen, ſind die Affen, und unter dieſen der Troglodit des Tulpius, den einige unterm Namen des Nachtmenſchen vorgeſtellet haben; ferner Tyſons Satyr, und der langarmige Affe. Allgemeine Betrachtungen über das Leben des Menſchen anzuſtellen, ſo wären dies die vornehmſten; denn ſeine Structur und innerer Bau gehöret nicht hieher. Ein Kind, das völlig ausgetragen, iſt ordentlich ein und zwanzig Par. Zoll lang, und wiegt etwa zwölf bis vierzehn Pfund. Erſt nach vierzig Tagen fängt es an gewiſſe Empfindungen zu haben. Die ganze Bildung des neuen Kindes, beſonders das Geſicht iſt ſchlecht gezeichnet und drücket noch wenig aus. Erſt in drey oder vier Monathen fängt es an ſich etwas zu entwickeln. Mit ſieben bis acht Monathen fangen die Vörder- oder Schneidezähne an hervor zu ſtechen; die übrigen kommen erſt mit einem und zween Jahren zum Vorſcheine und die hintern Backenzähne noch viel ſpäter. Mit zwölf bis funfzehn Monathen fängt ein Kind gewöhnlichermaßen an zu lallen, redet unförmlich und wenig articulirt. Gegen das dritte Jahr wird ſein wankendes Leben mehr dauerhaft, und erſt mit ſieben bis acht Jahren hat es die erſten Gefahren des menſchlichen Lebens überſtanden. Mit vierzehn und funfzehn Jahren iſt der Menſch ſo weit ausgewachſen, daß er zum Erzeugen von ſeines gleichen fähig wird. Und vor dem dreyßigſten Jahre hat er im Wachsthume den Punct ſeiner Vollkommenheit erreichet. Mit vierzig Jahren, und noch wohl ein paar Jahr eher, verringern ſich ſchon wieder die Kräfte und die Bewegungen ſind nicht mehr ſo lebhaft. Selten daß man dieſen Anfang zur Abnahme der Kräfte, bey guter mäßiger Lebensart, nach funfzig Jahren hinausſetzen kann. Gleichwie dieſes männliche Alter den Körper in ſeiner größten Vollkommenheit zeiget, ſo iſt es auch für die Seele dasjenige, worinne

ſie ihre größte Stärke zeiget und die herrlichſten Wirkungen in allerley Arten von Künſten und Kenntniſſen darinnen an den Tag leget. Das ordentliche Maaß eines menſchlichen Körpers iſt in dieſen Jahren, da er völlig ausgewachſen iſt, gemeiniglich zehnmal die Länge von ſeinem Geſichte. Und das Geſichte wird in drey Theile getheilet, davon ein Drittel auf die Länge der Naſe geht, ein Drittel über derſelben bis zur äußerſten Stirne, und eines unter derſelben bis zum Ende des Kinnes. Die anſehnlichſte, gewöhnliche Größe des Menſchen iſt fünf Fuß, fünf bis neun Zoll; die mittlere fünf Fuß, einen bis vier Zoll, die geringe iſt gemeiniglich unter fünf Fuß. Bey Weibsperſonen zween bis drey Zoll weniger. Nach Erreichung des vollkommenen männlichen Alters, nimmt der menſchliche Körper an Kräften wieder ab, und da fängt das Alter an; welches nach dem fünf und funfzigſten Jahre geſchieht, und bis an ſein Ende dauert. Dieſes dehnet ſich bey vielen auf achtzig, neunzig und mehrere Jahre hinaus. Hundertjährige Alter ſind anjetzt große Seltenheiten. Da die Thiere überhaupt ziemlich ſiebenmal ſo lange leben, als ſie Zeit zum männlichen Alter gebrauchen: ſo trifft dies auch beym Menſchen ein, und er kann daher durch ordentliches Verhalten, ſiebenmal vierzehn Jahre, das iſt ein Jahrhundert, hinan reichen. Und die ſicherſten Mittel hierzu zu gelangen ſind Nüchternheit oder Mäßigkeit, Arbeit, ein einfaches und ruhiges, nicht an eine gar zu genaue Ordnung gewöhntes Leben, in freyer geſunder Luft, und wo möglich auf dem Lande. Man hat die Dauer des menſchlichen Lebens nach richtigen Sätzen der Wahrſcheinlichkeit berechnet, und dieſe wiederum aus der Sterblichkeit, das iſt aus den Todesfällen großer Zahlen von Menſchen, hergenommen. Die mehreſten Menſchen ſterben in der Jugend, und darunter die allermehreſten vor Ablaufe des erſten Lebensjahres. Ein Kind, ſo bald es gebohren, hat gleiche Wahrſcheinlichkeit entweder im erſten, oder vor dem ſiebenten Lebensjahre, zu ſterben. Folglich kann es gleich bey der Geburt wahrſcheinlichermaßen wenigſtens ein Alter von acht Jahren hoffen; nach dem erſten Jahre ein Alter von drey und dreyßig; nach dem zweyten eins auf acht und dreyßig, nach dem dritten eins von vierzig, u. ſ. w. welches alles die Mortalitätstabellen ausführlich darlegen. Auch erſieht man aus dieſen, der wievielſte Mann jährlich unter einer gewiſſen Anzahl Menſchen, von gegebenem Alter ſtirbt, ingleichen wie viel jährlich unter den an ei-

nem Orte lebenden, ſowohl auf dem Lande, als in den Städten, männlichen und weiblichen Geſchlechts, ſterben. Unter den Werkzeugen, wodurch der Menſch ſeine Seelenkräfte äußert, und ſich von andern Thieren merklich unterſcheidet, ſind vornehmlich die Sinnen, die er, zuſammengenommen, am vollkommenſten beſitzt, und ſie am beſten gebrauchen kan̄. Denn hier unterſtützt ein Sinn den andern, und durch ihrer aller Beyſtand, gelanget der Menſch zu einem ſolchen hohen Grade der deutlichen Empfindung, worinn es ihm kein Thier gleich thut. Es iſt wahr, daß die Einwirkung der Seele auf dieſe und andere Theile des Körpers, ihnen ganz eigene Grade der Vollkommenheit durch die öftere Uebung und Anſtrengung zu Wege bringt. Aber es iſt doch auch gewiß, daß die ganze Bauart aller dieſer Theile ſo eingerichtet ſeyn muß, damit ſie ſich für die Einwirkung der Seele ſchicke; weil ſonſt kein Grund vorhanden wäre, warum nicht jeder anderer thieriſcher Körper auch eine vernünftige Seele haben könnte. Ein Satz, der aus den innerſten Gründen der Zergliederungskunſt ſowohl, als der Seelenlehre, zur Ehre der menſchlichen Natur, noch mehr ſollte ins Licht geſetzet werden.

Menſchenfreſſer.

Eine Gattung der Haayfiſche, nach Müllern, Squalus Carcharias, Linn. gen. 131. ſp. 12. Cynocephalus, 1. des Kleins, ein Hundskopf; ſ. dieſen Artikel, Th. IV. S. 162. und Hayen, Th. III. S. 708.

Menſchenherz.

S. Venusherz.

Menſchenſteine.

Calculi humani, ſind ſteinartige Verhärtungen, welche wider die Natur in verſchiedenen Theilen des Menſchen gefunden werden. Am meiſten finden ſich dieſelben in der Urinblaſe, in den Nieren und in der Gallenblaſe und heißen daher auch Blaſenſteine, Nierenſteine und Gallenſteine. Dieſe Steine ſind einander ſehr ungleich. Die Blaſenſteine z. E. welche in verſchiednen menſchlichen Körpern gefunden worden, ſind, wenn ſie gegen einander gehalten werden, von einander ſehr verſchieden, und ſelten findet man ein paar Steine, ſo in zween verſchiedenen Körpern gefunden worden, die einander ganz ähnlich ſind. Auch in der chymiſchen Unterſuchung findet man ſie ſehr verſchieden; doch haben die Unterſuchungen dieſes gelehret, daß die meiſten aus einem zähen Schleime erzeuget worden, welcher aber nach den verſchiedenen Graden der Verhärtung und anderer beygemiſchten Subſtanzen verſchiedentlich ausgefallen.

gefallen. In den Lungen erzeugen ſich bisweilen Steine, welche von eingeathmeten Steinſtaube entſtanden ſind, welches die Körper derjenigen Perſonen beweiſen, ſo im Leben in Stein gearbeitet haben. Die in dem Canal der Gedärme erzeugten Steine ſind oft von verhärteten Excrementen entſtanden, und ſind von den Gallenſteinen verſchieden.

Mentzelie.

Auf dieſes Pflanzengeſchlecht können drey Beförderer der Kräuterlehre Anſpruch machen. Philip und deſſen Sohn Albert Mentzel haben die um Ingolſtadt wachſenden Pflanzen 1618. beſchrieben, und Chriſtian Mentzel im Jahre 1650 die um Danzig wachſenden verzeichnet. Letzterer iſt aber vorzüglich wegen des Indicis polyglotti Plantar. berühmt. Die Pflanze, welche Mentzelia aſpera heißt, wächſt in Veracrux, treibt aus der jährigen Wurzel ſchlanke, ſteife, glatte, ohngefähr drey Fuß hohe Stängel und dieſer Zweige, welche gedrehet ſind und ſich unter einander verwickeln. Die Blätter ſind kurz geſtielet, wechſelsweiſe geſtellet, der Spitze einer Hellebarten ähnlich und mit kurzen, hackichten Stacheln beſetzet. Die Blumen ſtehen einzeln an den Knoten der Stängel. Der Kelch beſteht aus fünf abfallenden Blättchen; die fünf blaßgelben Blumenblätter ſind etwas länger, eyförmig und ausgebreitet. Von den vielen Staubfäden werden die äußerlich geſtellten oberwärts breiter. Der lange, walzenförmige Fruchtkeim ſitzt unter dem Kelche, und der Griffel endiget ſich mit einem ſtumpfen Staubwege. Das lange, walzenförmige Saamenbehältniß öffnet ſich an der Spitze mit drey Klappen, iſt einfächericht, enthält viele eckichte Saamen, und iſt äußerlich mit Stacheln, wie die Blätter, beſetzet. Die Vermehrung geſchieht jährlich aus dem Saamen auf dem Miſtbeete, und um deſto gewiſſer reifen Saamen zu erhalten, pflanzet man einige Stöckchen in Töpfe und ſetzet dieſe in ein Lohbeet, oder bringt ſolche gegen den Herbſt ins Glashaus. Wenn man die Pflanze berühret, gehen die Stacheln leicht loß.

Mercurialerde.

Terra mercurialis. Unter dieſem Namen wird in der Chymie eine Grundſubſtanz verſtanden, welche, nach des berühmten Bechers Meynung, der am erſten derſelben gedacht, und ſie als eine Grundſubſtanz zu erweiſen geſuchet hat, zur Miſchung vieler Körper, vornehmlich metalliſcher kommen ſoll. Von dieſer Erde ſoll die leichtflüßige Beſchaffenheit der Körper vorzüglich herkommen; auch ſoll dieſelbe von dem Queckſilber

ſilber und dem Salzſauren den wichtigſten Beſtandtheil und die Metalle zu Metallen machen. Es iſt aber zweifelhaft, ob eine dergleichen Erde wirklich vorhanden. Vielleicht iſt das, was von den Eigenſchaften der Mercurialerde geſaget wird, der Miſchung eines ſehr feinen und mit der ſo genannten glasächtigen Erde genau und häufig verbundenen brennbaren Weſens zuzuſchreiben.

Mercurificirung.

Mercurificatio, iſt eine chymiſche Operation, durch welche, nach dem Begriffe der ſo genannten Alchymiſten, die Metalle in eine ſchwere und glänzende flüßige Subſtanz, wie das gemeine Queckſilber iſt, verwandelt, oder der vermeynte mercurialiſche Theil der Metalle von den andern Theilen geſchieden und als ein flüßiges Queckſilber erhalten wird. Es giebt einige, welche von dieſer Sache gänzlich überzeugt ſind, und ſich deshalben auf die Erfahrung berufen, und zur Ueberzeugung die Metalle und metalliſchen Subſtanzen, vorzüglich den Spießglaszinnober, mit Queckſilberſublimat zu behandeln anrathen, und verſichern, daß man bey dergleichen Verfahren, wenn das Queckſilber reduciret werde, mehr Queckſilber erhalte, als in dem ätzenden Queckſilberſublimate befindlich geweſen. Es iſt aber dergleichen Verfahren ſehr zweifelhaft, und hat man wohl zu unterſuchen, ob die vermeinte Vermehrung des Queckſilbers wirklich von einem zu Queckſilber gewordenen Metalle herrühre oder nicht. Denn es iſt zu bedenken, daß der Queckſilberſublimat wegen ſeiner flüchtigmachenden Kraft etwas von einem Metalle, wenn die Vermiſchung der Deſtillation oder Sublimation unterworfen wird, mit ſich in die Höhe reißen, nnd alsdenn eine ſcheinbare Vermehrung des Queckſilbers machen könne, die aber bey einer genauen Unterſuchung oft nichts anders als eine Art eines ſehr flüßigen Amalgama geweſen, in welchen das Metall ſeiner Natur nach unverändert, in ſehr häufige, aber allezeit gleichartige Theile, getheilet worden.

Mercurius.

So heißt derjenige Planet, welcher der Sonne am nächſten, und nur in den Früh- und Abendſtunden ſichtbar iſt, weil er ſich niemals über acht und zwanzig Grad von der Sonne entfernet. Er hat ein ſehr helles weißglänzendes Licht und iſt der kleinſte unter allen Planeten; denn ſein Durchmeſſer beträgt etwa $\frac{1}{3}$ von dem Erddiameter; woraus erhellet, daß er ſieben und zwanzigmal kleiner ſeyn muß, als unſere Erde, weil ſich die Kugeln wie die Cubikzahlen

bißzahlen ihrer Durchmeſſer verhalten. Seine Bahn um die Sonne, welche die Ecliptik unter einem Winkel von 6 Grad, 29 Minuten und 20 Secunden durchſchneidet, und, wie die Bahnen der übrigen Planeten, eyförmig iſt, durchläuft er in 87 Tagen, 23 Stunden und 25 Minuten. Sein geringſter Abſtand von der Sonne beträgt 6754 und der größte 10274 halbe Erddiameter. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er ſich um ſeine Axe beweget, weil man dieſe Bewegung, welche auch zur Abwechſelung von Tag und Nacht nöthig iſt, bey den übrigen Planeten bemerket hat. Bey dem Mercur hat man ſie deswegen noch nicht beſtimmen können, weil ſich, wegen ſeines ſehr hellen Lichtes, keine Flecken auf ſeiner Oberfläche bemerken laſſen. Wenn man ihn eine Zeitlang durch Ferngläſer betrachtet, ſo nimmt man bey ihm eben die Veränderungen in Anſehung ſeines Lichtes wahr, die ſich bey dem Monde zeigen; denn bisweilen iſt er ganz, bisweilen aber nur zum Theil erleuchtet, und zwar ſo, daß die erleuchtete Seite der Sonne zugekehret iſt. Wenn er in gerader Linie zwiſchen der Sonne und der Erde ſteht, wie z. E. den 2ten May im Jahre 1761, ſo erblickt man ihn auf der Sonnenſcheibe als einen runden, ſchwarzen Flecken. Hieraus iſt offenbar, daß der Merkur, ſeines hellen Glanzes ungeachtet, ein dunkler Körper iſt und ſein Licht bloß von der Sonne empfängt.

Mercurius, S. auch Queckſilber.

Mercuriuskraut.

S. Bingelkraut.

Mergel.

Marga. Dieſer Name wird von vielen ſehr unbeſtimmt gebraucht; wir halten aber dafür, daß dieſes der beſte Begriff iſt, den Cronſtedt Mineral. S. 31. von dem Mergel giebt; er ſaget nämlich: der Mergel ſey eine mit Kalch vermiſchte Thonerde. Die Kennzeichen, ſo er von dem Mergel angiebt, ſind folgende: 1) roh brauſet er mit Sauren, aber 2) nicht, nachdem er gebrannt worden; 3) er ſchmelzt leicht zu Glaſe; 4) er iſt zur Beförderung des Wachsthums der Pflanzen ſehr geſchickt; 5) er zieht, wenn er calciniret worden, das Waſſer leicht an ſich, und zerfällt allmählig. Der Mergel iſt ſehr verſchieden; doch verdient diejenige Art, welche beynahe aus gleichen Theilen Thon und Kalcherde beſteht, eigentlich den Namen Mergel; wenn aber in der Miſchung eine dergleichen Erde der Thon oder der Kalch die Oberhand hat und noch dazu eine andere Erdart, z. E. Sand oder

Gyps beygemiſchet iſt, ſo ſcheint es nicht ohne Nutzen zu ſeyn, weñ man eine dergleichen Mergelart mit einem Beynamen bezeichnet, um ſie von andern deutlich zu unterſcheiden. Herr Andreä giebt in ſeiner Abhandlung über eine beträchtliche Anzahl Erdarten ꝛc. Hannover, 1769. 8. S. 204. u. f. einen richtigen und deutlichen Begriff von dem Mergel, und zeiget die vornehmſten Arten deſſelben unter folgenden Namen an; als: 1) Kalchmergel, welcher ohngefähr aus drey Theilen Kalch und einem Theile Thon beſteht; 2) Thonmergel, bey welchem drey Theile Thon mit einem Theil Kalch vermiſchet ſind. Wenn aber mit drey Theilen Mergel ein Theil Gyps vermiſcht iſt, ſo heißt er denſelben 3) Gypsmergel, oder 4) gypſichten Kalchmergel, oder 5) gypſichten Thonmergel. Iſt ein Theil Sand mit drey Theilen Mergel u. ſ. f. vermiſchet, ſo nennt er ſolchen 6) ſandichten Mergel, oder 7) ſandichten Kalchmergel, oder 8) ſandichten Thonmergel. Sind aber gleiche Theile Sand und Mergel mit einander vermiſchet, ſo heißt er dergleichen Mergel, zum Unterſchiede des ſandichten Mergels, 9) bloß Sandmergel. Sind über drey Theile Kalch mit Thon, oder über drey Theile Thon mit Kalch vermiſchet, ſo höret der Name Mergel auf und alsdenn heißt die Vermiſchung entweder thonichter Kalch, oder kalchichter Thon, oder wenn der Sand über drey Theile beträgt, und das übrige aus Kalch und Thon beſteht, ſo wird die Vermiſchung kalchichtthonichter Sand genannt.

Aus der Beſchreibung und Benennung dieſer Mergelarten kann man ſich in Betrachtung der Miſchungen deutliche Begriffe machen, welche bey dem Gebrauche des Mergels in der Oekonomie von guten Nutzen ſeyn werden. Wenn z. E. ein Boden mit Mergel gedünget werden ſoll, ſo iſt nöthig, daß man erſt die Beſchaffenheit des Bodens und auch die Art des Mergels unterſuche, und wohl aufmerke, welche Art des Mergels zu wählen, weil ein eigentlich ſo genannter Mergel anders als ein Kalchmergel, und dieſer anders als ein Thonmergel und dieſer wiederum anders als eine andere Mergelart wirkt. In einen recht lehmichten und thonichten Boden, der nicht viel Sand hat, ſchickt ſich ein Kalchmergel oder ſandichter Kalchmergel am beſten, ſo wie in einen ſandichten Boden der eigentliche Mergel und Thonmergel der beſte iſt. Der eigentliche Mergel, welcher faſt aus gleichen Theilen Kalch und Thon beſteht, ſchicket ſich faſt zu jedem Boden, es wäre denn, daß der Boden, wie an verſchiedenen Orten in Thüringen, bereits ein gar

zu gutes und ſtarkes oder ſo genanntes fettes Erdreich hätte, oder in einem andern Falle allzu lehmicht und thonicht wäre. Bey jenem würde die Düngung durch Mergel vergebens, und wohl noch dazu ſchädlich, bey letzterm aber nicht zureichend ſeyn, indem ein ſchwarzer fetter Boden keiner Verbeſſerung durch Mergel bedarf, und ein ſehr lehmichter Boden durch Sandmergel oder ſandichten Kalchmergel zu verbeſſern iſt, weil ein dergleichen Boden zu hart iſt, und die Feuchtigkeit allzu lange an ſich hält, und daher erſt aufgelockert werden muß, welches am beſten durch eine ſandichte Mergelart erhalten wird; ſo wie ein ſandichter Boden durch eigentlichen Mergel oder Thonmergel eine mehrere Feſtigkeit, und folglich eine ſolche Verbeſſerung erhält, daß hernach die eigentliche Düngung durch Miſt mit Nutzen vorgenommen werden kann.

Die eigentliche Wirkung der Mergelerden beſteht darinne, daß der Boden erwärmet und aufgelockert wird, und zugleich eine Fettigkeit erhält, welche Eigenſchaften aber bey einer Art mehr, bey einer andern weniger zu finden ſind. Je kalchichter die Mergelerden ſind, jemehr ziehen ſie die Säure und die Feuchtigkeit aus der Luft an ſich, welches alsdenn dem Boden, wenn er lehmicht und thonicht iſt, eine ſolche Verbeſſerung verſchaffet, daß er wirklich fruchtbar wird, obwohl nicht zu läugnen, daß ein mit Mergel verbeſſerter Boden demohngeachtet die Düngung mit Miſt verlanget, wiewohl ſolches mit weniger Menge, als vorher, bewerkſtelliget werden kann.

Manche Mergelarten ſind in Stein verhärtet, und heiſſen alsdenn Duckſtein, Steinmergel, Marga indurata, Marga lapidifica. Wird ein verſteinerter Mergel in zuſammenhangenden Lagen gefunden, ſo daß er ſich blättern oder in Blättchen theilen läßt, ſo heißt er Mergelſchiefer.

Es gehören auch zu den Mergelarten einige Walkerden, diejenigen nämlich, welche mit den Säuren brauſen; die es aber nicht thun gehören zu den Thonerden. Eben ſo iſt es auch mit verſchiedenen Arten Pfeifenerden beſchaffen, davon einige zu den Mergel andere zu den Thonarten gehören. Eigentlich ſollte man zu den Mergelarten keine andern, als diejenigen Erd- und Steinarten zählen, welche offenbar mit den Säuren brauſen, und bey der Unterſuchung zeigen, daß ſie aus Thon- und Kalcherden beſtehen; daher alſo auch ein Mergel, wenn er nicht zu Stein verhärtet iſt, ſich im Waſſer aufweichen, und auf der Scheibe etwas drehen laſſen muß.

Mergen=

Mergenröſslein.

S. Lychnis.

Mergente.

Merglein, iſt die Halbente, Mergus, ſ. Halbente.

Mergenträger.

S. Knabenkraut.

Meriane.

Die berühmte Malerin, Maria Sibylla Merian, iſt nicht ſowohl wegen des herausgegebenen Blumenbuches, als vielmehr wegen der prächtig abgemalten Surinamiſchen Inſecten, und dabey zugleich angebrachten raren Pflanzen berühmt, und hätte wohl dadurch ein Andenken im Pflanzenreiche verdienet. Die Meriane aber, welche Herr Trew beſtimmet, hat Herr v. Linné mit der Antholyza vereiniget.

Meriane, S. auch Antholyza.

Merk. S. Eppich.

Meriſier. S. Birke.

Meros.

Meros wird von den Portugieſen der Jacob Everſonfiſch, und Cugupu-guacu von den Braſilianern bey dem Marcgrav, genennet. ſ. unſere Artikel, Cugupu-guacu, Th. II. S. 261. und Jacob Everſon, Th. IV. S. 204.

Merzbecher.

S. Narciſſe.

Merzblume.

S. Hyacinthe, Narciſſe und Schneeglöckchen.

Merzwurzel.

S. Benedictkraut.

Meſerich.

S. Waldmeiſter.

Meſpel. S. Miſpel.

Meſquite

Unter dieſem Namen wird ein amerikaniſcher Baum angeführet, welcher an Größe und Stärke den Eichen gleichet, aber kleiner Laub und eine Hülſenfrucht trägt, worinnen drey bis vier dicke Saamen liegen, welche Huizathe genennet werden. Die getrocknete Frucht wird, ſtatt der Galläpfel, zur Dinte gebrauchet; auch damit das Vieh, inſonderheit die Ziegen, gemäſtet, welche auch wegen dieſer Nahrung höher und beſſer geachtet werden. Fehlet es den Indianern an Getraide, bereiten ſie auch aus dieſen Saamen Brod. Beſſere Nachrichten haben wir nicht auffinden können, und ſind daher ungewiß, ob dieſer Baum vielleicht unter einem andernNamen bekannt ſeyn dürfte.

Meſſer, Feder-,

S. Meereichel.

Meſſerfiſch.

Meſſerfiſch, nach Müllern eine Gattung ſeiner Schildfiſche, Centriſcus Scutatus, Linn. gen. 140. ſp. 1. Amphiſilen, Janusfiſch des Kleins, Miſſ IV. p. 28. ſ. unſern Artikel, Amphiſilen.

Meſſerheft.

Einige Arten von den Scheiden, ſonderlich das Rinnendoublet, kommen unter obigem Namen vor; Herr Müller aber verſteht darunter diejenige Scheide, welche Herr v. Linné Solen ſiliqua heißt. Holländiſch Meſſehecht, Italieniſch Languetti. Beyde Schalen ſind bläulicht, mit weißen Strichen in der Quere, und gelben in der Länge, gerade, und durchaus von gleicher Breite; die eine hat am Schloſſe zwey Zähnchen. Das Thier zieht ſich ſtark zuſammen, und hat ein rundes, fäſerichtes Füßchen zum Fortkriechen; am vordern Ende ſieht man zwo köcherartige Oeffnungen, wodurch es das Waſſer einſauget. Es bohret ſich zween Schuh tief in den Sand hinein, und läßt eine Oeffnung hinter ſich. Ob es gleich im Salzwaſſer, nämlich dem europäiſchen Meere lebet, kann es doch kein Salz vertragen. Wenn man dergleichen in die Oeffnung ſtreuet, wird es dadurch herausgelocket.

Meſſerrücken.

Meſſerrücken, nach Müllern eine Gattung ſeiner Stutzköpfe, Coryphaena Nouacula, Linn. gen. 158. ſp. 4. ſ. unſere kurz vorherſtehende Artikel, Meerſcherſack und Meerzängle.

Meſſerſchmidie.

Daniel Gottlieb Meſſerſchmidt war ein Reiſegefährte des Herrn Gmelins nach Sibirien, und wird von dieſem als ein Beförderer der Kräuterwiſſenſchaft gelobet; es hat derſelbe auch die Pflanze zuerſt entdecket und die Beſchreibung davon Herr Ammannen mitgetheilet. Dieſer hat ſolche nach dem Geburtsorte Arguſiam, nachher aber Herr von Linné Meſſerſchmidiam arguſiam genannt. In den ältern Schriften des Ritters heißt ſolche Tournefortia ſibirica. Die dauernde, dicke, ſchwärzliche Wurzel treibt viele, ſelten über einen Fuß hohe, aufgerichtete und in Zweige verbreitete Stängel, welche mit länglicht ſpitzigen, ganz grünen, rauhen Blättern dicht beſetzet ſind. Die Blumen ſtehen am Blätterwinkel, auch an den Spitzen der Zweige vier und mehrere traubenweiſe bey einander. Der Kelch iſt fünffach eingeſchnitten; das Blumenblatt röhrenförmig; fünf Staubfäden umgeben den einfachen Griffel. Die

Frucht ſcheint eine trockene Beere zu ſeyn, welche ſich der Länge nach in zwo halbe Kugeln ſpaltet; in jeder liegt unter einem ſchwammichten Weſen ein harter Kern.

Meſſing.

Aurichalcum, Aurum ſophiſticum, iſt ein durch die Kunſt bereitetes gelbes Metall, welches aus Kupfer und Zink oder Gallmey, ſo eine zinkiſche Erde iſt, gemachet wird. Man nimmt Kupferbleche, klein gepochten Gallmey und Kohlengeſtübe, ſo man anfeuchtet und ſchichtweiſe im Schmelztiegel einſetzet, anfangs ein gelindes Cementirfeuer giebt, und ſolches nach und nach verſtärket, bis nach acht und vierzig Stunden alles im Fluſſe ſteht. Alsdenn wird der Meſſing in Tafeln oder Kuchen ausgegoſſen, welche letztere entweder von dem Gelbgießer oder Glocken- und Stückgießer gebrauchet, oder auf dem Meſſinghammer durch große Hämmer zu Tafeln und Blechen, oder in verſchiedene Formen geſchmiedet und von vielen andern Arbeitern weiter verarbeitet werden. Ein guter Meſſing muß geſchmeidig, weich und kupferreich ſeyn, ins röthliche fallen und nicht mit Gallmey überſetzet ſeyn, als wovon er bleich und weißgelb wird, im Feuer eher verbrennt und nicht ſo dauerhaft iſt. Das Kupfer muß ohne Bley und Eiſen ſeyn; daher das ſchwediſche und ungariſche, als das beſte, zum Meſſingmachen genommen wird. Unter den Gallmeyen wird der Aachner für den beſten gehalten, weil er am wenigſten eiſenſchüßig iſt. Der aus Kupfer und Gallmey bereitete Meſſing iſt unter dem Hammer geſchmeidiger, als derjenige, ſo aus Kupfer und Zink gemachet worden. Der ſchönſte und beſte Meſſing wird aus Tutia, ſo ein aus Zinkblumen und halbmetalliſchen Zinkkörnern beſtehender Ofenbruch iſt, und aus Kupfer gemachet und eigentlich Aurum ſophiſticum genañt. Der Meſſing wird an vielen Orten in Deutſchland, als in Böhmen, Sachſen, Goßlar, Aachen und andern Orten gemachet.

Meſue.

Johann Meſue, aus Damaſco, war einer von denjenigen Aerzten, welche in den dunkeln Zeiten, ob im achten oder zwölften Jahrhunderte iſt ungewiß, gelebet haben. Da jedoch derſelbe von den einfachen Arzneymitteln ein Werk hinterlaſſen, und den alten Aerzten, wo nicht allen, doch den mehreſten dergleichen Andenken in dem Pflanzenreiche geſtiftet, ſo iſt auch dieſer nicht vergeſſen worden. Es iſt nur eine Art bekannt, welche Herr von Linné Meſua ferrea genannt, und Rumph unter Nagaſſarium beſchrieben und abgebildet.

bildet. Es wächſt dieſer Baum in Indien, wird nicht über ſechs Fuß hoch, breitet ſich aber mit den Aeſten weit aus. Die Blätter ſind ſchmal, lang, ſpitzig, völlig ganz, unterwärts weißlicht, und ſitzen auf kurzen Stielen ohne gewiſſe Ordnung. Der Kelch beſteht aus vier kleinen, ſtehenbleibenden Blättchen, welche wechſelsweiſe größer und kleiner ſind. Die vier Blumenblätter ſind viel größer, faſt rundlich und vertieft, gleichſam fleiſchicht und weiß. Eine große Anzahl zarter Staubfäden umgeben den Griffel mit einem knöpfichten Staubwege. Die Blüthe hat einen ſtarken gewürzhaften Geruch und dieſen vergleicht Rumph mit der Muſcatenblüthe. Nach deſſen Beſchreibung zerſpringt die kugelförmige, zugeſpitzte, holzichte Frucht in zween auch mehrere Theile und enthält einen Kern, welcher ſich in zween Saamen abtheilet. In Javan und Batavia wird dieſer Baum durch die Kunſt erzogen und wegen der wohlriechenden ſchönen Blumen hochgeſchätzet.

Metalle.

Metalla, ſind und heißen diejenigen natürlichen Körper, welche unter allen natürlichen Dingen die größte Schwere haben, im Feuer fließen, an der Luft mit einer convexen Fläche erhärten und auf ihrer Fläche ein glänzendes Anſehen haben. Die Metalle ſind vollkommen oder unvollkommen; vollkommene heißen, welche ſich unter dem Hammer treiben und ausdehnen laſſen. Zu dieſen gehören Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Bley und Zinn; von einigen wird auch das, ſeit einigen Jahren bekannt gewordene, und aus Amerika gebrachte Metall, ſo Platina genannt wird, zu den vollkommenen Metallen gerechnet; es iſt aber noch immer zweifelhaft, ob es ein beſonderes und von allen andern verſchiedenes Metall ſey. Wenn es aber ein beſonderes Metall iſt, ſo hat es die Kennzeichen eines vollkommenen Metalles an ſich und muß alſo zu ſelbigen gezählet werden.

Unvollkommene Metalle heißen diejenigen, welche zwar die Eigenſchaften, ſo die Metalle von andern natürlichen Dingen unterſcheiden, an ſich haben, aber von den vollkommenen darinnen unterſchieden ſind, daß ſie ſich unter dem Hammer nicht treiben und ausdehnen laſſen und überhaupt der Zerſtöhrung leichter unterworfen ſind; ſie werden deswegen Halbmetalle genannt. Man rechnet zu ſelbigen Zink, Wißmuth, Spießglas, Kobolt und Queckſilber; auch kann der Arſenik, wenn er ſich in metalliſcher Geſtalt befindet, dahin gezählet werden, und nach Cronſtedts Meynung, Mineral. S. 229. wird als ein beſon-

deres Halbmetall der Nickel betrachtet und zu dieſer Claſſe gezählt.

Die vollkommenen Metalle theilet man wieder in edle und unedle. Jene ſind, welche auf der Kapelle beſtehen, und überhaupt im Feuer und Luft am dauerhafteſten und unveränderlichſten bleiben; und dieſes ſind allein Gold und Silber. Die unedlen Metalle aber, zu welchen Kupfer, Eiſen, Bley und Zinn gehören, beſtehen nicht auf der Kapelle, werden vom Feuer und Luft zerſtöret und verwandeln ſich im Feuer theils in Rauch, theils in Kalch oder Erden, theils in Schlacken oder glasartige Maſſen.

Die Metalle werden entweder gediegen oder vererzet aus der Erde gebracht. Ein vererztes Metall oder Erz iſt eine Vermiſchung der Metalle mit andern mineraliſchen Körpern, wodurch ſie ihres metalliſchen Glanzes, Klanges und Geſchmeidigkeit beraubet worden. Unter den vererzenden Materien ſind die vornehmſten Schwefel und Arſenik, bisweilen Erden und auch die Metalle unter einander ſelbſt. Bisweilen iſt ein Metall durch Schwefel und Arſenik zugleich, bisweilen aber nur durch eines dieſer Körper vererzet und bisweilen finden ſich auch zwey und mehrere Metalle, auch wohl unmetalliſche Erden in einer Vermiſchung mit einander verbunden. Der Schwefel wird faſt bey allen dergleichen Vermiſchungen gefunden; doch glaubet man gemeiniglich, daß derſelbe niemals mit Zinn, Wißmuth und Kobolt verbunden gefunden werde.

Die Metalle werden von andern mineraliſchen Körpern, welche vor der Erzeugung der Metalle ſchon in der Erde ſich befinden, aufgenommen, und ſind als Werkzeuge anzuſehen, wodurch die Metalle zu ihrer Vollkommenheit zu kommen ſcheinen. Dergleichen mineraliſche Körper werden Metallmütter, Matrices metallorum, genannt. Man zählet zu ſelbigen die Klüfte, Gänge, Saalbänder der Erze, allerley Steine, Erden, verbrennliche Mineralien u. d. m.

Ob die Metalle und ihre Erze alſo erſchaffen worden, oder ob ſie gewachſen ſind und noch entſtehen und wachſen, iſt eine Frage, die nicht ſogleich zu beantworten iſt; doch hat man Spuren, daß noch heutiges Tages Metalle, oder zum wenigſten Erze, entſtehen; wie aber ſolches geſchieht, und welche Subſtanzen ſich hierzu wirkſam bezeugen, kann man zur Zeit mit keiner Gewißheit beſtimmen, indem es hierinne noch an zuverläßigen Beobachtungen fehlt. Doch ſcheint die Meynung derjenigen nicht unwahrſcheinlich zu ſeyn, welche darzuthun ſich bemühen, daß die Metalle und ihre Erze durch die Vereinigung verſchiedener unterirdi-

ſcher Dämpfe und Dünſte erzeuget werden.

Die Metalle, die wir einzeln an gehörigen Orten umſtändlicher betrachten, haben einen ſehr großen Nutzen und es iſt unſtreitig gewiß, daß unter allen natürlichen Dingen, welche zu den Bedürfniſſen des menſchlichen Lebens angewendet und gebrauchet werden, die Metalle den größten und weitläuftigſten Nutzen haben. Wer kann die Weisheit und Güte Gottes, der in das Verborgene der Erde einen Reichthum ſeiner Allmacht geleget, genugſam bewundern! Wer iſt ſo unweiſe und verkennet bey dieſen Schätzen, die uns die Mühſeligkeiten und Beſchwerden dieſes Lebens erleichtern, die Hand, die alles bereitet hat, und uns zu Geheimniſſen der Natur führet, die in einem demüthigen und aufmerkſamen Beobachter das Verlangen erwecken, den Gott, der ſich in der Natur nicht unbezeugt gelaſſen, näher kennen zu lernen, und zu wiſſen, welches der Weg ſey, da man zum Lichte kommen kann!

Metallblüthe.

Efflorescentia minerarum, minerarum flores, iſt eine Art der Verwitterung, da ein Theil des Erzes in der Oberfläche aus ſeiner Miſchung geſetzet und wie mit einem Hauche oder dünnen Staube bunter, gemeiniglich gelber und röthlichter, auch bläulichter Farben überzogen wird. So iſt z. E. die Koboltblüthe, welche ein Koboltcrz von röthlichter, gelber oder violetner Farbe iſt, nichts anders als eine angefangene Verwitterung des Kobolts.

Metallmutter.

S. Metalle.

Meterkraut.

S. Mutterkraut.

Metram.

S. Mutterkraut.

Metterich.

S. Mutterkraut.

Meve.

Eine bekannte Art Waſſervögel, larus, deren Charaktere, zuſammen genommen, ihnen einen merklichen Unterſchied von andern Vögeln dieſer Art geben. Der Schnabel der Meven iſt ohne Zähne, gerade, löffeligt, an der Spitze etwas krumm. Am untern Schnabelbeine findet ſich bey den mehreſten eine merkliche Erhöhung oder Ecke, wodurch die gerade Linie einigermaßen unterbrochen wird. Andere wenige haben indeſſen gerade Kiefer. Die Naslöcher ſind mitten auf dem Schnabel, nach vorn zu breiter. Die Flügel länger als die Schwänze, und letztere haben theils gleich lange

Federn, theils ſind ſie geſpalten. Die Füße kurz, kürzer als der Körper, und unterſtützen die Gleichgewichtspuncte deſſelben. An den Füßen drey Zähen vorwärts, und eine hinterwärts. Die vördern mit einer Haut verbunden, die hintere los. Klein ſaget, darinnen ſind die Meven unterſchieden, daß bey einigen Gattungen die gedachte Haut bis an die Klauen der Zähen geht, und zwiſchen ihnen mit einem ſtumpfen Winkel ſich zurück zieht; bey andern hingegen bogenförmige Krümmungen und Falten machet. Die Meven ſollen eigentlich insgeſammt ganze Patſchfüße haben; daher die mit loſen, oder geſpaltenen Zähen nicht zu den Meven zu rechnen ſind. Die Arten davon ſind: 1) große bunte Meve, larus maximus ex albo et nigro varius. Kopf, Hals, Bruſt und Bauch ſind weiß, der halbe Rücken und die Schwingfedern ſchwarz mit weißen Spitzen. Füße unrein gelb. 2) Mallemugge, larus marinus maximus variegatus. Schnabel oben und unten eckigt, vorn krumm und ſpitzig, der Leib bunt aus ſchwarz, weiß, braun und grau. Die recht alten ſollen ganz grau fallen; Füße aſchfarben, kleine Hinterzähe. Wohnet in Grönland, und iſt beym Wallfiſchfange häufig. Denn er ſetzet ſich auf die todten Fiſche, um beym Zerhauen etwas davon wegzufangen; daher er ſich denn unter die Arbeiter menget, allerhand poſſirliche Geberden machet, und ſo dumm und ungeſcheut iſt, daß er ſich haufenweiſe todt ſchlagen läßt. Dieſer gaukelhaften Dummheit halber, nennen ihn die Holländer Mallemugge. Boddaert bringt ihn nach dem Linnäiſchen Syſtem unter die Ungewittervögel, procellaria, und ſaget blos von ihm: er ſey weißlicht, mit grauem Rücken, wohne am Nordpole. 3) Gröſte graue Meve, larus cinereus maximus, ſo groß wie eine Ente, Schnabel gelb, an der Erhöhung des Unterkiefers von beyden Seiten roth, Rücken und Flügel grau, Spitzen der Flügelfedern theils ſchwarz, theils grau und weiß, Füße gelb. 4) Weiße Meve, Fiſchahrmeve, larus cinereus piſcator. Rücken und Deckfedern aſchgrau, an den Ohrgängen, unterm Halſe, am Ende des Schnabels etwas ſchwarz, das übrige ſchneeweiß. Dieſes iſt unſre gemeine Meve, die ſich hin und wieder auf Flüſſen findet, größer als eine Taube. Der Schnabel korallenröthlicht, und ſo auch die Füße. Sie ſchwebet im Fliegen immer überm Waſſer hin und her, ſchnappet die Fiſche auf und unterm Waſſer, wie ein Pfeil, weg, daher er auch Fiſcher heißt. Sie verliert ſich im Herbſte, und kömmt im Frühjahre zeitig

tig wieder. 5) Gemeine graue Meve, larus cinereus minor. Schnabel bleyweiß, am Ende gelb, Kopf und Hals ſchwarz geſleckt, Rücken aſchgrau, Deckfedern weißlicht, Schwingfedern ſchwarz und weißbunt, Füße grünlicht, das übrige weiß. Dieſe Art iſt kleiner, als die vorhergehende, und bey nahe ſo groß als eine Taube. 6) Schwarzſchnäbelichte Meve, larus roſtro nigro. Kopf, Hals, Bruſt, Bauch weißgelb, Rücken und Deckfedern grau, Schwingfedern ſchwarz und weiß. Klein ſelbſt meynt, dieſe gehöre zur vorigen Art, oder ſey dem Geſchlechte nach von ſelbiger unterſchieden. 7) Graubraune große Meve, larus griſeus maximus. Schnabel ſchwarz. 8) Braungeſchuppte Meve; larus fuſcus. Schnabel, äußerſte Schwingfedern und Schwanz ſchwarz, Rücken braun. 9) Braunkopf, rothköpfiger Seeſchwalm, larus maior, capite nigro. 10) Ringelmeve, larus hibernus. Schnabel ſchwarz, Augen in einem weißen Zirkel, an den Gehörgängen ein nierenförmiger ſchwarzer Fleck, halber Kopf weiß, vom Nacken um den halben Hals eine ſchwarze Binde, Rücken aſchgrau, Bauch weiß, Flügel braun und weiß geſäumet. 11) Schwarzkopf, larus albicans. Körper weißlicht, mit ſchwärzlichem Kopfe, rothem Schnabel und ſchwarzen Füßen, Schwanz geſpalten. 12) Rohrmeve, Rohrſchwalbe. Schnabel roth, am Ende ſchwarz, Kopf oben ſchwarz, Rücken und Flügel aſchgrau, Bauch und Schwanz weiß, letzterer geſpalten, Füße roth. 13) Schwarze Meve, kleine ſchwarze Seeſchwalbe, Brandvogel, larus minor niger, nicht größer als eine Turteltaube. 14) Kleinſte Meve, Fiſcherlein, larus piſcator. Vom Scheitel bis zu Ende des Schwanzes acht Zoll, Kopf bis an den Nacken und hinter dem Gehörgange erdfarben, Stirn unrein weiß, Hals und ganzer Unterleib ſchneeweiß, Rücken und Flügel ſchwarzgrau, Schwanz ungetheilet, einen Zoll lang, ſchwarz, Füße überaus niedrig und klein, gelblicht aſchgrau. 15) Gefleckte Meve, L. maculatus. Schnabel nur einen Zoll lang, Kopf weiß, mit ſchwarzer Platte, Kehle und Bruſt grünfleckigt, übriger Leib weiß und ſchwarzbunt, Schwingfedern braun mit weißen Spitzen, Füße gelb. 16) Weißkopf, L. americanus capite albo. Schnabel ſchwarz, Leib und Stirne weiß bis an den Nacken. 17) Rothſchnabel mit ſchwarzem Kopfe. Um die Augen ein weißer Kreis, Schwingfedern bis zur Hälfte ſchwarzbraun, Füße ſchwarz, der übrige Körper weiß, Schwanz ungetheilet, zween Zolle lang. 18) Kurzflügelichte Meve, L.

 chlamyde

chlamyde leucophaea, alis breuioribus, Schnabel an der Wurzel gelb, weiterhin ſchwarz, Genick und Backen lichtgrau, Hals und Bauch aſchgrau, Schwingfedern und Schwanzfedern eiſenfarben, mit dunkelgelbem Saume, Füße gelblicht. Iſt ſicherlich die Art, welche Boddaert Riſſa nennt. 19) Pupin, L. piger cunicularis, pupinus, von der Stimme alſo genannt. Schnabel ſchwarz und ſchmal, wie ein Kiebitzſchnabel, Flügel und Schwanz lang, Füße röthlich, Körper von oben ſchwarz, unten weiß, verſtecket ſich unter der Erde in hohlen Gängen, läßt ſich, gleich dem Kuckuck und den Schwalben, in manchen Jahreszeiten gar nicht ſehen. Boddaert ſetzet ihn unter die Ungewittervögel. 20) Kirrmeve. Schnabel ſpitzig, dünn und bluthroth, Kopf oben ſchwarz, an den Kinnbacken weiß, Leib ſilberfarben, Flügelfedern zur Seiten etwas ſchwarz, Flügel und geſpaltener Schwanz lang, Füße roth, Nägel ſchwarz, Hinterzähe kurz, faſt wie eine Afterzähe; iſt abgepflücket nicht größer als ein Sperling: wohnet um Grönland. 21) Polmeve, L. arcticus, Kopf oben ſchwarz geflammt, unter den Augen, Hals und Bruſt aſchfarben geſchuppet, Rücken, Flügel, Schwanz mit dunkelbraunen Schuppen, im Schwanze zwey lange Federn. 22) Tropikmeve, mit rothem Schnabel, ſonſt ganz weiß, zwo ſehr lange Schwanzfedern, faſt von 2 Schuh Länge. Boddaert beſchreibt ihn, unterm Namen Nordiſcher Vogel, cataractes, gelb und braun geflecket, mit einem weißen Fleck auf den Flügeln, am Bauche bleichgelb, Schwing- und Schwanzfedern nahe am Körper weiß. 23) Tiegermeve, L. tygrinus, bunt von weißen und grauen Flecken, vom äußerſten Schnabel bis Schwanz zwey Schuhe lang; mit den ausgeſpannten Flügeln vier Schuhe acht Zoll, Füße bis an die nackten Kniee drey Zoll, Schwanz zween Zoll, Haut zwiſchen den Zähen machet ſtumpfe Winkel. 24) Heliſche Schneemeve, ſchmal von Leibe, Schnabel blasgelb, zwey Zoll lang, Füße bis an die Kniee zween und ein halb Zoll, zwiſchen den ausgeſpannten Flügeln vier Schuh ſechs Zoll Länge, Haut zwiſchen den Zähen machet ſtumpfe Winkel, wie bey der vorhergehenden. Klein nennt ſie Heliſche Meve, weil ſie ſich um Hela, einem Städtgen 6 Meilen von Danzig, ganz in der See gelegen, aufhält, und A. 1753 allda geſchoſſen worden. 25) Meve mit gelbem Schnabel und Füßen. Eben auch auf Hela bey Danzig geſchoſſen. Schnabel drittehalb Zolle lang, Füße faſt eben ſo lang, Haut zwiſchen den Zähen faltigt.

26) Heliſches Fiſcherlin; auch auf Hela A. 1750 geſchoſſen. Eine Gattung der allerkleinſten Meven. Schnabel tief ſchwarz, nur einen Zoll lang, Füße dunkelfarbig, nur 7 Linien lang. Die Haut zwiſchen den Zähen krümmet ſich vor allen übrigen Meven insbeſondere. Dieſes ſind die Meven, welche Herr Klein aufzieht; und da er ſonderlich Gelegenheit gehabt, die Waſſervögel genau zu kennen, ſo iſt kein Zweifel, daß er manche Gattung angezeiget, die andere vor ihm nicht bemerket haben. Denn er ſelbſt ſchreibt, die Danziger Halbinſel Hela habe einen großen Ueberfluß an Waſſervögeln. Beym Boddaert kommen einige Meven unter anderm Namen vor, die aber meines Bedünkens, ſo viel die Kennzeichen geben, hin und wieder unter den Kleiniſchen Arten ſtecken. Der Struntjäger, paraſiticus, möchte noch beſonders anzumerken ſeyn. Dieſe Meve iſt braun, mit einem ſchwarzen Fleck auf dem Scheitel, weißlichter Bauch und eine lange mittlere Schwanzfeder. Er hält ſich zwiſchen den Wendekreiſen auf. Sonder Zweifel entdecken die Seefahrer noch viel mehrere Arten der Meven, und haben ſie zum Theil ſchon gefunden, die aber noch nicht bekannt gemachet ſind.

Meutang.

S. Königsblume.

Meweller.

S. Ahornbaum.

Mexicolilie.

S. Amaryllis.

Meydblume.

Meydblume wurde ehedem in den deutſchen Kräuterbüchern eine Art Mutterkraut genennet; Herr Planer aber giebt dieſen Namen dem Parthenio Linn. indem ſolches ehedem mit der Matricaria vereiniget worden. Man kann die Blume füglich mit Herr Ludwigen unter die zuſammengeſetzten rechnen, indem viele einblätterichte mit einem gemeinſchaftlichen Kelche umgeben ſind; da aber die Staubbeutel nicht verwachſen ſind, hat Herr v. Linne' dieſes Geſchlechte mit denjenigen vereiniget, welche männliche und weibliche Blumen auf einer Pflanze tragen. Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht aus fünf ähnlichen Blättchen, oder theilet ſich gemeiniglich in fünf Einſchnitte, und umgiebt zweyerley Blümchen. In der Mitte ſtehen viele röhrenförmige, fünffach eingekerbte Zwitterblümchen, deren fünf Staubfäden, auch fünf untereinander nicht verwachſene Staubbeutel tragen, und deren kaum merklicher Fruchtkeim einen kurzen Griffel, faſt ohne Staubweg trägt. Am Rande ſtehen ohngefähr fünf weibliche Blümchen,

welche nicht größer als die mittlern ſind, und aus einem zungenförmigen, ſtumpfen Blumenblatte, und einem großen, herzförmigen Fruchtkeime, nebſt langen, und mit zween Staubwegen geendigten Griffel beſtehen. Nach den Zwitterblumen folgen keine, nach den weiblichen aber herzförmige, nackende Saamen, welche von dem Kelche bedecket werden. Das gemeinſchaftliche Blumenbette iſt mit Spelzen beſetzet. Herr von Linné führet zwo Arten an.

1) Die Meydblume mit zerlappten Blättern, Parthenium hyſterophorus L. Dieſe jährige Pflanze wächſt in Jamaika, und iſt dem Anſehen und Höhe nach der Ambroſia ähnlich. Der Stängel iſt geſtreifet. Die geſtielten, wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind in viele ungleiche Lappen zerſchnitten, und die untern Lappen kleiner, die obern größer, lanzetförmig und eingeſchnitten. Man muß ſelbige auf dem Miſtbeete aus den Saamen erziehen, und damit man wieder reifen Saamen erhalten möge, etliche Pflanzen in Töpfe, ſo mit leichter, doch guter Erde gefüllet ſind, verſetzen, und dieſe gegen den Herbſt hinter die Fenſter des Glashauſes ſtellen.

2) Ganzblätterichte Meydblume, Parthenium integrifolium L. wächſt in Virginien. Der dicke, ſaftige Stängel wird gegen zwo Ellen hoch; die wechſelsweiſe geſtellten Blätter umgeben ſelbigen mit ihrem breiten Anfange, welche dem gemeinen Aland an Größe und Geſtalt gleichen, groß, eyförmig, zugeſpitzet, eingekerbet und rauch ſind. Die Wurzelblätter ſind viel breiter und länger, und in einen gefurchten Stiel verlängert. Die weißlichten Blumen ſtehen ſtraußförmig an den Enden der Zweige. Die Stöcke werden ſelten über ein Jahr dauern, und die Vermehrung kann allein durch den Saamen geſchehen.

Meyenfiſch.

Meyenfiſch, ſonſt auch Alſe des Geſners, Alauſſa Clupea, S. 179. b. ſ. unſere Artikel, Elft, Laußfiſch, beſonders Hering, Th. III. S. 797. Vielleicht iſt der Meyfiſch am Vorgebirge der guten Hoffnung eine größere Art deſſelben.

Meyenkraut.

S. Schöllkraut.

Meyer.

S. Amaranth, Ehrenpreiß und Vogelmeier.

Meyeran.

S. Majoran.

Meyerblume.

S. Sternblümlein.

Meyerkraut.

S. Creutzkraut, gelb, und Megerkraut.

Michelsblume.

S. Zeitloſe.

Mico.

Ein kleiner langgeſchwänzter, amerikaniſcher Affe, welcher unter die ſeltenſten gehört, und vorzüglich wegen der Schönheit ſeines Haares merkwürdig iſt. Er hat eine kurze Schnauze, ein rothes Geſicht und große rothe Ohren. Herr de la Condamine, der einen Affen dieſer Art eine zeitlang lebendig bey ſich gehabt hat, verſichert, daß die Farbe der Backen dieſes Affen der rothen Farbe der Backen eines recht geſunden, wohl gefärbten Menſchen vollkommen gleiche. Sonſt befinden ſich weder Beutel in den Backen, noch Schwielen am After. Der Schwanz iſt ohngefähr um die Hälfte länger, als der ganze Körper, deſſen Länge nicht viel über acht Zoll beträgt. Das Haar, womit der Körper bedecket iſt, hat eine ſchöne, ſilberweiße, mit etwas Gelben vermiſchte Farbe; die Haare auf dem Schwanze aber ſind dunkelbraun und glänzend.

Uebrigens iſt noch zu merken, daß der Name Mico nicht blos nach dem Beyſpiele des Grafen von Büffon, dieſer einzigen Art, ſondern auch bisweilen andern lang geſchwänzten, americaniſchen Affen beygeleget wird.

Midasohr.

Die länglichte und ſpitzige Geſtalt dieſer Schale kömmt im Umfange ohngefähr mit einem Eſelsohre überein; daher man ſolche, nach der Geſchichte des Midas, faſt durchgehends Midasohr genennet. Beym Rumpf heißt ſie die Schlamm- oder Moraſtrolle, indem ſelbige ſich in den moraſtigen Sagobüſchen Indiens und außer dem Meere aufhält. Leſſer nennet ſie caſtanienbraunes Kinkhorn. Sie iſt von dem Geſchlechte der Walzen, und gehöret zu denjenigen, welche Müller Ganzmünder nennet, Voluta auris Midae L. Die Schale erreichet ohngefähr vier Zoll Länge, und zween Zoll Breite, äußerlich iſt ſie braun, nach Abſonderung der obern Haut aber glänzend, achatfärbicht mit Roſenfarbe und bläulichten Enden. Der Wirbel iſt gerunzelt, die Spindel mit zwey Zähnchen beſetzet, und die lange, etwas ſchmale Mündung enge. Einige haben einen Saum, andere nicht. Man findet rechts und linksgewundene; beyde werden unter die ſeltenen gerechnet. Die Indianer eſſen das Thier.

Miere.

S. Gauchheil und Vogelmeier.

Mießmuſchel.

Unter Mya, Mytilus und Muſculus, wie auch der Deutſchen Benennung Muſchel, wurden ehedem viele, auch wohl alle zweyſchalichte Conchylien verſtanden. Da aber ſolche auf mancherley Art unter ſich verſchieden ſind, hat man ſelbige billig in verſchiedene Geſchlechte abgetheilet, und, um dieſe Namen beyzubehalten, eines Mya, das andere Mytilus, und im Deutſchen das erſte Klaffmuſchel, das andere Mießmuſchel genennet. Jede Mießmuſchel beſteht demnach aus zwo Schalen, welche rauh und mehrentheils mit ſeidenartigen Fäden an einen andern Körper angeheftet ſind. Das Schloß hat keine Zähne, ſtatt deren aber iſt ſolches mit langen, ſpitzigen, ausgehöhlten Strichen verſehen. Der Einwohner iſt eine Seeſcheide. Herr v. Linné führet in dem Naturſyſteme zwanzig Arten an, und theilet ſolche in drey Ordnungen, als:

a) ſolche, die ſich gleichſam vermittelſt eines Nagels oder Hackens mit dem Schloße an den Felſen feſthalten. Man nennet dieſe angewachſene, oder mit Hr. Müllern Hahnenkämme; hieher gehören drey Arten, Mytilus criſta galli, Hahnenkamm, Mytilus hyotis, Blätterkamm, und Mytilus frons, Kammblatt.

b) Solche, die gleichſam mit Ohren verſehen ſind. Dieſe nennet man platte Mießmuſchel oder Perlenmuttermuſchel. Wie denn hieher Mytilus margaritiferus oder die eigentliche Perlenmutter und Mytilus vnguis, oder der Nagel gehöret.

c) Solche, welche man bäuchichte nennet, und zugleich länglicht ſind, worunter funfzehen Arten gehören.

Die erſtern haben wir unter Hahnenkamm angeführet, die zwoten werden unter Perlenmutter vorkommen, die dritten beſchreiben wir hier.

1) Die gemeine Mießmuſchel, Mytilus edulis L. Dergleichen wohnen in allen Meeren; doch findet ſich nach dem beſondern Aufenthalte unter ſelbigen einiger Unterſchied. Die größten wohnen innerhalb den Wendecirkeln, die kleinern außerhalb denſelben. Gemeiniglich ſind ſie blau, und, wenn ſie abgeſchliffen, ſchön violet, in Oſtindien aber öfters mit einer grauen, und in der Nordſee mit einer ſchwarzblauen Haut überzogen. Die aus dem mittelländiſchen Meere erſcheinen nach der Politur ſchön grün, und die bey Marſeille hoch- oder roſenroth, oder leberfärbig, auch geſtrahlet. Bey allen ſind

die

die Schalen glatt, einigermaaßen kielförmig erhöhet, und hinten ſtumpf, mit ſpitzigen Angeln. Sie ſind zwar durch Faſern an allerhand Körper befeſtiget, können ſich aber auch vermittelſt eines Händchen, wie Herr Müller dieſen Theil nennet, und bey andern Schriftſtellern der Fuß oder die Zunge heißt, daß ſie bis zween Zoll lang ausſtrecken, von der Stelle bewegen. Eben dieſes dienet ihnen auch die Faſern zu ſpinnen. Herr Baſter hat dieſen Theil genau beſchrieben. Es iſt ſelbiger von der Beſchaffenheit eines Mäußlein, zungenförmig geſtaltet, auf der obern Fläche geſpalten, und dadurch gleichſam in zwo Lippen abgetheilet. Durch Hülfe dieſer Lippen drücket das Thier einen ſchleimichten, und in Fäden ſich ziehenden Saft aus einem beſondern, und unterwärts in dieſer Zunge befindlichen Behältniß in die Höhe, und leget ſolchen an einen andern Körper; zieht hierauf, wenn dieſer Saft verhärtet und eine fadenförmige Geſtalt angenommen, die Zunge zurück, wiederhohlet das Auspreſſen des Saftes, und verwickelt ſich endlich ſelbſt in dieſes Fadengewebe dergeſtalt, daß die Muſchel unbeweglich liegen bleiben muß, indem ſie die Fäden nicht zerreiſſen kann. Die Schalen ſind mit einem Häutchen überzogen, laſſen ſich aber, wenn dieſes abgenommen, wie ſchon erinnert worden, poliren. Es beſteht ſolches aus zarten Fäden, und raget etwas über den Rand der Schalen hervor, vermuthlich deswegen, damit das Thier bey geſchloſſenen Schalen dadurch, als durch ein Filtrum, Waſſer und Luft einſaugen könne. Das Thier iſt ſehr empfindlich, und Baſter hat wahrgenommen, wie die aufgefiſchten und im Schiffe aufbewahrten Muſcheln durch den Knall der Canonen getödtet worden, und zwar deswegen, weil ſie die Schalen auf das hurtigſte und ſtärkſte zuſammengezogen, und dadurch alles Waſſer verloren haben; wie denn ſolche ganz trocken in der Schale gefunden worden. Man hält dafür, daß es Männchen unter ihnen gebe, die durch Ausſpritzung eines milchichten Saftes die andern befruchten. Gewiſſer iſt es, daß die Bruth in der Mutter ihr Leben erhält, und lebendige Junge geboren werden. Die Muſcheln, die man bey uns zu ſpeiſen pfleget, ſind die Einwohner dieſer Mießmuſcheln; und obgleich ſolche unter die Delicateſſen gerechnet werden, ſind ſie doch von ſchlechter Art, und weder der Zunge angenehm, noch der Geſundheit zuträglich. Da auch überdies ſichere Erfahrungen vorhanden, daß der Genuß zuweilen ſchädlich, und die Muſcheln ſelbſt von einer

giftigen

giftigen Eigenſchaft geweſen, dieſe aber von den unſchädlichen durch äußerliche Merkmale nicht zu unterſcheiden ſind; ſo wollen wir lieber rathen, dergleichen gar nicht zu genüßen. Die Einwohner und die Schalen haben keine andere Arzneykräfte, als die übrigen Conchylien.

2) Steinmuſchel, Steinſcheide, Mytilus lithophagus Linn. Dieſer Name deutet auf die beſondere Lebensart dieſer Muſchel, indem ſie ebenſo, wie Pholaden, Steine und Corallen durchbohren, darinnen wohnen und wachſen, ohne daß man äußerliche Merkmale ihrer Gegenwart an den Steinen bemerken könne. Sie wird daher auch von einigen Pholade genennet, von welchen ſie aber durch die Zahl der Schalen unterſchieden wird. Die Pholaden beſtehen aus zwo großen und zwo kleinen Schalen, die Steinmuſchel aber hat niemals mehrere, als zwo. Dieſe ſind ganz walzenförmig, an beyden Enden abgerundet, braun, und öfters ſo lang und breit, als ein Finger, zuweilen auch ſo lang, als eine Hand. Nach Rumphs Beſchreibung iſt das obere Ende ſcharf, platt und mit einigen Ringen beſetzet, das untere aber ſtumpf und weißlicht. Reaumur und andere haben angenommen, wie dieſe Muſcheln und die Pholaden nur weiche Steine, oder Thon durchbohreten, und bey mehrer Verhärtung derſelben, eingeſchloſſen würden. Es haben aber andere, und neuerlich Herr Fougeroux de Boudaroy in den Schriften der Pariſer Academie, welche den Titel Memoires preſentes führen, und zwar im fünften Theil, das Gegentheil klärlich dargethan und bewieſen, wie ſelbige auch die härteſten Steine durchbohren könnten. Die Oeffnung der Höhle iſt allemal enger, als der innere Theil, wo das Thier liegt. Es dringen durch dieſe Oeffnungen allerley Inſecten in dieſe Höhlen, welche den Muſcheln zur Nahrung dienen.

3) Runzelmuſchel, Mytilus rugoſus L. Nach Müllers Nachricht wird an der Seeküſte von Norwegen und England mitten in den Steinen an dem Einfluße des ſalzichten Seewaſſers eine Art Mießmuſchel angetroffen, welche etwan einen Zoll groß, ſchief viereckicht, oder eyförmig, oder an dem Ende ſchräge abgeſtutzet, am Schloſſe etwas bäuchicht, und auf der obern Fläche mit gleichweitig feinen Querrunzeln beſetzet iſt.

4) Das Zwergfell, Mytilus bilocularis. Die Geſtalt iſt eyförmig, der vördere Rand aber hohlrund, und der hintere cirkelrund, die Spitze weiß, die Schale dicke und geſtreifet, am Angel gewölbet, und mit einem weißen

Zwerg-

Zwergfelle verſehen. Der Aufenthalt iſt das indianiſche Meer.

5) Kerbenmuſchel, Mytilus exuſtus L. Die Schalen ſind roſtartig, zuweilen auch weiß, geſtreifet, am Rande eingekerbet, und am Bauche eckicht. Das Schloß hat ein ſchwaches Merkmal eines Zähnchens. Sie kommt von Jamaika.

6) Bartmuſchel, Mytilus barbatus L. Der Geſtalt nach iſt ſolche der gemeinen Mießmuſchel ähnlich, aber glatt, roſtfärbicht und an der Spitze mit Bartfaſern beſetzet, womit ſich ſelbige an andere Körper anzuhängen pfleget. Das mittelländiſche Meer, auch die Norwegiſche und Schwediſche Küſte liefert dergleichen.

7) Magellaniſche Muſchel, Mytilus vngulatus L. Dieſe ſeltene Muſchel kömmt aus der magellaniſchen Meerenge. Die Schalen ſind glatt, einigermaaßen krumm, mit dem hintern Rande gebogen, und das Schloß iſt am Ende mit zwey Zähnchen beſetzet. Leget man die Schalen neben einander, ſtellen ſie die Geſtalt eines geſpaltenen Hufes vor. Dieſes gilt zwar auch von andern, es kömmt aber bey dieſen das Schloßende beyeinander zu liegen, da ſolches bey gegenwärtiger Art in dem Zuſtande von einander abweicht. Nahverwandte, grüne und blaue, finden ſich am Vorgebirge der guten Hoffnung, und im mittelländiſchen Meere.

8) Geribbte Mießmuſchel, Mytilus bidens Linn. Die Linnäiſche Benennung deutet auf die zwo Zähnchen, welche, wie bey der vorherſtehenden Art, am Schloſſe ſich zeigen, und der deutſche bezieht ſich auf die erhabenen Strieſen, womit die Schalen beſetzet ſind. Es ſind ſolche auch etwas krumm und am hintern Rande umgebogen. Die große und ſeltene Art kömmt aus der Magellaniſchen Meerenge, eine kleinere, von der Größe eines Daumens, wird im mittelländiſchen Meere gefunden.

9) Papusmuſchel nennt Müller Mytilus modiolus L. weil ſolche häufig in Papoe oder Papus gefunden wird. Aehnliche finden ſich faſt überall. Die äußere Schale iſt röthlich braun, und, wenn dieſe herunter gebracht worden, achatartig violet, roſenfärbig, auch wohl roth geſtreift, inwendig perlenmutterartig, oder auch violetfärbig glänzend, das vordere Ende kielförmig erhöhet, die Angeln ſind ſehr bäuchicht, und das Schloß ſitzt etwas zur Seiten. Der Einwohner hat einen zweylappichten Mantel mit fäſerichten Franzen, und zwiſchen den Lappen eine gedoppelte Luftröhre.

10) Schwanenmießwurzel, große grünlichtbraune Teichmuſchel, Mytilus cygneus Linn.

Die

Die Schalen ſind etwa ſechs Zoll lang und drey Zoll breit, äußerlich mit einer blaßgrünen Rinde überzogen und inwendig ſilberglänzend. Vielleicht deswegen, oder weil ſie öfters auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen, welches andere Arten nicht thun, oder weil ſie ſich, wie die Schwanen, in den europäiſchen Flüſſen aufhalten, haben ſie obigen Namen erhalten. Die Schalen ſind groß, dünne, durchſichtig, leicht, eyförmig, etwas zuſammengedrücket, und das Schloß ſteht an der einen Seite faſt am dritten Theile des Randes der Schale. Geoffroi bemerket auf der Oberfläche vier große Querfurchen, die in der Gegend des Schloſſes concentriſch zuſammen laufen, welche aber vielleicht nicht immer in gleicher Anzahl zugegen ſeyn mögen, indem ſie vermuthlich vom Alter abhängen; denn dieſe Schalen kommen hierinnen mit den Bäumen überein, und alle Jahre zeiget ſich ein neuer Abſatz oder Zirkel. Daß dieſe auch viele Jahre leben, iſt außer Zweifel. Herr Müller hält den Einwohner für einen Zwitter, welcher ſich ſelbſt befruchtet; deſſen Maul beſteht aus zwo Lippen, hinter welchen, nach deſſen Beſchreibung, ein Darm durchs Gehirne, und ſo weiter gerade durch das Herze bis zum After geht. Durch den After kömmt die Luft und tritt in die Lunge, welche zwiſchen dem Herzbeutel und den Begattungstheilen liegt; mithin iſt dieſes Thier von andern, welche in den Mießmuſcheln wohnen, merklich unterſchieden. Das Fleiſch iſt röthlich und ſoll nur von den Krähen geſpeiſet werden. Herr Martini, in der Ausgabe des Geoffroi, erwähnet einer ſolchen Muſchel, welche mit dem lebenden Thiere anderthalb Pfund gewogen, beyde Schalen deutlich gefalten und doch ſehr dünne geweſen.

11) Entenmießmuſchel, Mytilus anatinus Linn. weil dergleichen die Enten begierig aufſuchen. Man findet ſie in unſern Teichen, Gräben und Seen, und iſt von der vorherſtehenden Art nur durch die mindere Größe und die tiefern Eindrücke der Schalen auf beyden Seiten neben dem Schloſſe davon unterſchieden; ſonſt eben ſo dünne und zerbrechlich, und ſtatt der Zähne am Schloſſe ſieht man nur einen einfachen Strich. Sie zeiget mit der Malermuſchel viele Aehnlichkeit; dieſe klaffet aber beſtändig und an der Angel ſitzt ein dicker Zahn.

12) Grüne Mießmuſchel, Mytilus viridis Linn. Die Schalen ſind eyförmig, glatt, häuticht, durchſichtig, nicht größer als ein Nagel, und am Ende derſelben ſitzt das Schloß. Der Süderocean iſt ihr Aufenthalt.

13) Rothe

13) Rothe Mießmuſchel, Mytilus ruber Linn. Die Schalen ſind runzlicht; die Klappen laufen vorwärts breit und ſchief aus, der Rand aber, wo ſich das Schloß befindet, läuft mit der Spitze gleich. Der ſüdliche Ocean iſt ihr Vaterland.

14) Querſtrichmuſchel, Mytilus diſcors Linn. Die Schalen ſind ohngefähr von der Größe einer Saubohne, braun mit einem grünen Rande, eyförmig, hornartig und faſt durchſichtig, vorneher die Länge herab, hintenher aber der Quere nach geſtreift; auf die verſchiedene Richtung der Striche zielet die Linnäiſche Benennung. Die Angeln ſind rückwärts gebogen. Der Aufenthalt iſt an den Küſten von Norwegen.

15) Das Vögelchen, gefleckte Vögelchen, die Schwalbe, der Pflugſchaar, Mytilus hirundo Linn. Die Schalen ſind dünne, äußerlich ſchwarzblau oder gelblicht, inwendig ſilberfärbig blau; die eine iſt allezeit kleiner, als die andere. Am Schloſſe bemerket man eine flügelartige Verlängerung, und wenn man die Schalen ſo aufmachet, daß dieſe langen Ohren gegen einander liegen, ſtellen ſolche einen Schwalbenſchwanz und die zwo Schalen ſelbſt die Flügel vor. Die Länge beträgt ohngefähr einen Finger. Außer dieſer ſeltenen Art findet man noch eine viel ſeltnere und größere, längere und breitere, woran die Seite des Schloſſes wohl einen halben Schuh lang, und die Schale acht Zoll breit iſt; auswendig erſcheint ſolche ſchwarz, inwendig perlenmutterartig mit einem Kupferglanze am Rande.

In dem Supplementbande hat Herr Müller noch zwo Linnäiſche und eine vom Pallas beſchriebene Mießmuſchel angeführet.

16) Die Norder Mießmuſchel, Mytilus pholadis Linn. Die Schale iſt von der Größe einer Bohne, rauh, länglicht, vorwärts ſtumpf, auswendig ein wenig zurückgebogen, in die Quere etwas runzlicht, von der After bis zum vordern Winkel mit einem ſchwachen Rücken verſehen, und ſchließt kaum an beyden Seiten. Das Schloß hat keinen, oder einen abgenutzten Zahn. Das Nordiſche Meer.

17) Geſtreifte Mießmuſchel, Mytilus ſtriatulus Linn. Die Schale iſt etwa ein Glied lang, faſt halbmondförmig gekrümmet, vorneher breit, etwas durchſichtig, mit feinen, ganz zart eingekerbten Strichen geſtreifet; der äußere Rand iſt auch fein gekerbet. Die Nordſee.

18) Ruſſiſche Mießmuſchel, Mytilus polymorphus. Herr Pallas in ſeinen Reiſen erwähnet zwo Sorten. Die eine kömmt aus der See, die andere aus Flüſſen.

Die erſte iſt von der Größe eines Pflaumenkerns, und länglichter, als die gemeine Mießmuſchel. Die Klappen am After ſind mehr kielförmig; die aufliegende Seite iſt flach und ohne Farbe, die andere aber hat eine verſchiedene graulicht braune Schnirkel- und Wellenzeichnung. Die Spitze am After iſt ſcharf und niedergebogen. Die Flußmuſchel iſt viermal größer, breiter, etwas braun, hat halbovale Schalen mit einem ſcharfen Kiele, niedergebogenen ſcharfen Spitze am After, und iſt einwärts durch kurze Scheidewände ſchwach fünfkämmericht. Sie hängen mit ſtrahlichten Faſern an Steine und andere Conchylien an.

Mießmuſchel, S. auch Klaffmuſchel.

Mignonette.

S. Raucke.

Milbe.

Den Namen Milbe oder Miete giebt man nicht nur den kleinen, mit bloßen Augen kaum zu ſehenden Thierchen, welche ſich in der Rinde alter Käſe und in andern Speiſen aufhalten, ſondern man legt ihn auch dem ganzen Geſchlechte ungeflügelter Inſecten bey, welches in dem Linnäiſchen Syſtem Acarus genannt wird. Die Kennzeichen dieſes Geſchlechts ſind acht Füße, zwey Augen an den Seiten des Kopfs, und zwey gegliederte, fußförmige Fühlerchen. Der Ritter v. Linné führt fünf und dreyßig Arten an, wovon die meiſten gemeiniglich auch Läuſe genañt werden, weil ſie meiſtentheils in Anſehung der Lebensart, auch vielmals in Anſehung der Größe, mit den eigentlichen Läuſen einigermaßen übereinkommen.

Die größte Art iſt die ſo genannte Elephantenlaus, Acarus elephantinus L. welche dieſen Namen deswegen erhalten hat, weil ſie ſich auf den Elephanten aufhält. Sie iſt ohngefehr ſo groß wie eine Lupinenbohne und hat einen runden, platten Körper, einen dicken Rand, eine dunkelblaue Farbe und auf dem Hinterleibe einen ſchwarzen, eyförmigen, in drey Abtheilungen geſpaltenen Flecken. Untenher bemerkt man an jeder Seite drey Grübchen.

Diejenige Milbe, welche man in einigen Gegenden auf den Hunden und Rindern antrifft, Acarus reduvius Linn. hat einen röthlich grauen, oder ziegelrothen, platten, chagrinartigen, mit einigen Härchen beſetzten Körper, welcher auf dem Rücken mit röthlichen, viereckigen Flecken und an den Seiten mit blauen Streifen gezeichnet iſt. Es wird übrigens auf den Hunden und Kühen, ſo wie auf den Schafen und einigen andern Thieren, auch noch eine

andre Art gefunden, Acarus ricinus Linn. die einen eyförmigen Körper und eine bräunliche oder gelbliche Farbe hat.

In den Wäldern von Nordamerika giebt es eine kleine, aber ſehr beſchwerliche Art von Milben, die bey dem Ritter von Linné Acarus americanus und bey Herr Müllern die Waldmilbe heißt. Die Länge dieſer Thierchen beträgt ohngefehr $\frac{1}{12}$ Zoll und bisweilen noch weniger. Sie haben einen eyförmigen, glänzend dunkelrothen Körper, mit einem weißen Schildchen und weißen Knien. Sie kommen gleich im Frühjahre unter dem Schnee in großer Menge hervor, und fallen die Reiſenden an, um ſich von ihrem Blute zu nähren. Man ſpürt ſie nicht eher, als bis ſie ſich ſchon eingebohrt haben; und wenn man ſie mit Gewalt abreißen will, ſo bleibt der Kopf mit der Schnauze in der Haut ſtecken. Eben dieſe Beſchwerlichkeit wird den Reiſenden, welche zu Fuße gehen, auch von einer Braſilianiſchen Art verurſacht, welche daher von dem Ritter von Linné Acarus ſanguiſugus, und von Herr Müllern Blutſauger genannt wird. Der Hinterkörper dieſer Milbe, welche bey den Braſilianern Jatebucu heißen ſoll, iſt gekerbet, der Schwanz dreyſpitzig und das pomeranzenfärbige Schildchen eyrund.

Die Käſemilbe, Acarus ſiro Linn. welche mit bloßen Augen nur wie ein kleines Stäubchen ausſieht, hat einen haarigen, faſt durchſcheinend gelben, vorn gegen den Kopf zu ſpitzigen, hintenher aber dicken, runden Körper, und rauchhaarige Füße.

Die Färbermilbe, Acarus tinctorius Linn. welche dieſen Namen mit Recht verdient, weil man ſie zur Färberey gebrauchen kann, hat einen platten, rauhen, hinterwärts rothen Körper und wird ſehr häufig an der Küſte von Guinea gefunden.

Unter den übrigen Milben, welche ſich theils auf Pflanzen theils auf Vögeln, Inſecten und andern Thieren aufhalten und größtentheils noch nicht hinlänglich unterſucht worden ſind, verdienen noch einige angemerkt zu werden, die entweder wegen ihres Geſpinſtes oder wegen ihrer ſchädlichen Wirkungen auf die Geſundheit der Menſchen merkwürdig ſind. Diejenigen weißen, dem Spinnewebe ähnlichen Faden, welche gegen das Ende des Sommers in der Luft herumfliegen, und im gemeinen Leben unter dem Namen des fliegenden Sommers bekannt ſind, ſollen nämlich von einer Milbe herrühren, die von dem Herrn von Linné aus dieſer Urſache Acarus telarius und von Hr. Müllern der Spinner genannt wird. Sie iſt nicht viel größer als die Käſe-

milbe und hat einen röthlichen, durchſichtigen Körper, welcher hinten an beyden Seiten mit einem braunen Flecken bezeichnet iſt. Diejenigen Gewächſe, auf denen man dergleichen Milben antrifft, ſind gemeiniglich ſehr ſtark beſponnen, und das iſt die Urſache, warum man ihnen dieſes Geſpinnſt zuſchreibt.

Von denjenigen Milben, die, nach der Meynung einiger neuern Naturforſcher und Aerzte, verſchiedene Krankheiten verurſachen ſollen, führet der Ritter von Linne zwo Arten an. Die eine Art, welche von ihm Acarus dyſenteriae, und von Herr Müllern die Ruhrmilbe genannt wird, hat einen glasartigen Körper, und einen, mit vier langen bürſtenartigen Härchen beſetzten After. Jeder Fuß iſt hinten mit zwey Härchen verſehen. Dieſen kleinen Milben, welche an Größe den Käſemilben gleichen, und ſich gern in hölzernen Kannen und Bierfäſſern aufhalten, wird von einigen Schriftſtellern, wie ſchon aus dem angeführten Namen erhellet, die Entſtehung der Ruhr zugeſchrieben; von welcher Meynung Herr Müller im fünften Theile des vollſtändigen Naturſyſtems folgenden Grund anführet. Herr Rolander hatte eine zeitlang aus einem, von Wacholderholz verfertigten Becher getrunken, und dreymal hintereinander die Ruhr bekommen, doch ſich von derſelben jedesmal durch den Gebrauch der Rhabarber glücklich befreyet. Er unterſuchete alſo ſowohl die Excremente, als auch den Becher, durch Hülfe eines Microſcops. In den Excrementen bemerkete er viele tauſend kleine, mit den bloßen Augen kaum ſichtbare Milben, und in dem Becher entdeckte er eine überaus feine Nath, in welcher ihm das Vergrößerungsglas ebenfalls eine ungeheure Menge ſolcher Milben zeigete. Dieſe kleinen Inſecten konnte er durch keine Feuchtigkeit, außer durch Brandwein und Rhabarber tödten.

Die andere Art von denjenigen Milben, von welchen Krankheiten herrühren ſollen, heißt beym Ritter von Linné Acarus exulcerans, und bey dem deutſchen Herausgeber ſeines Naturſyſtems die Ausſchlagsmilbe. Sie iſt ebenfalls, wie die Ruhrmilbe, überaus klein, und hat kurze Vörderfüße, und lange bürſtenartige Hinterfüße. Sie wird vorzüglich in der bösartigen Krätze bemerket, und von einigen Aerzten für die Urſache dieſes Ausſchlages gehalten. Einige Schriftſteller wollen auch ſogar die Blattern, die Maſern, die Luſtſeuche, und noch viele andere Krankheiten den Inſecten aus dem Milbengeſchlechte zuſchreiben; welche Meynung aber noch gar nicht hinlänglich beſtätiget worden iſt.

Die Waſſermilbe, Acarus aquaticus Linn. wird unter dem Artikel Waſſerſpinne beſchrieben.

Milch.

Lac. Zu der Verfertigung dieſes beſondern Saftes, welcher nicht nur die kräftigſten Nahrungstheilchen, ſondern auch die heilſamſten Arzeneykräfte beſitzet, hat die Natur Vorzugsweiſe nur die edelſten unter allen Thieren, welche in der Rangordnung derſelben oben an ſtehen, nämlich die vierfüßigen auserſehen. Es iſt nämlich derſelbe ein weißer, ölichter, mehr oder weniger dicker oder dünner, und flüßiger Körper, welcher bey den Menſchen in ihren Brüſten, und bey allen vierfüßigen Thieren in ihren Eytern ausgearbeitet und verfertiget wird. Die Abſonderung deſſelben geſchieht eigentlich aus der hellrothen Blutmaſſe, welche die Pulsadern dem beſonders darzu beſtimmten Abſcheidungswerkzeuge, nämlich den Brüſten und Eytern, zuführen, nicht aber, wie man ſich dieſes ſonſt eingebildet hat, unmittelbar aus dem ſogenannten Nahrungs- oder Milchſafte, obſchon beyde untereinander in Anſehung ihrer Miſchung und Beſtandtheile die größte Aehnlichkeit haben, nicht weniger an der Milch, bald nach der vorhergegangenen Verdauung, theils im Geruche, theils im Geſchmacke, öfters noch beſondere und eigenthümliche Spuren des genommenen Futters, oder der genoſſenen Speiſen wahrzunehmen ſind. Dem erſten Anſehen nach ſcheint dieſes Geſchäfte nur dem weiblichen Geſchlechte aufgetragen zu ſeyn, ohnerachtet bey Menſchen und Thieren das männliche Geſchlecht ebenfalls mit dem Abſonderungswerkzeuge ſelbſt verſehen iſt, und man auch hier ſich auf bewährte Beyſpiele berufen könnte, in männlichen Brüſten und Eytern wirkliche Milch angetroffen zu haben. Vielleicht iſt außer der dem weiblichen Geſchlechte eigenen Leibesbeſchaffenheit, das unterlaſſene Säugen Schuld, daß dergleichen außerordentliche Fälle nicht häufiger vorfallen, und daß alſo die Milchmaſſe in dem Abſonderungswerkzeuge ſelbſt zwar einigermaaßen abgeſchieden wird, aber ins Blut wieder zurückgeht. Doch geſchieht die Abſonderung, und der anhaltende Zufluß der Milch, bey dem weiblichen Geſchlechte am gewöhnlichſten auch nur bey Kindbetterinnen und Säugenden, und es ſcheinen dieſe ergiebigen Quellen zu vertrocknen, ſobald man den Säuglingen die Bruſt verſaget. Die gehörnten, wiederkäuenden Thiere mit geſpaltenen Klauen, z. E. das Ochſengeſchlecht, Schaafgeſchlecht und Bocksgeſchlecht, machen hier eine Ausnahme, da dieſe Thiere auch

alsdenn, wenn ſie keine Jungen mehr ſäugen, dennoch Milch in ihren Eytern vorräthig haben, und ſich melken laſſen. Inzwiſchen findet man auch bey den Menſchen dergleichen rare Exempel, daß alte Weiber noch Milch in ihren Brüſten gehabt. Ob ſchon die Milch in und außer dem Körper einen vollkommenen und durchaus gleich gemiſchten Saft ausmachet, ſo beſteht derſelbe doch aus drey verſchiedenen Grundſtoffen, worein er ſich ſehr leicht und bequem auflöſen läßt; nämlich aus dem oben aufſchwimmenden Rahm, Milchraum oder Saane, Cremor, ferner aus der Molken, Schotten oder Wadicke, Serum, und endlich aus dem gröbſten Theile, oder dem Käſe, Caſeus. Dieſe Auflöſung geſchieht von ſich ſelbſt, nach und nach und durch die Länge der Zeit, oder vermittelſt eines gewiſſen Grades von Wärme, oder ſie kann auch ſogleich aus dem Stegereiſe durch Beymiſchung ſaurer, oder laugenhafter Salze, oder auch des Weingeiſtes und anderer Körper bewerkſtelliget werden. Eigentlich ſind dieſes aber nur die gröbſten Beſtandtheile der Milch, welche man auf ſolche Art wahrnimmt; da man hingegen durch eine chymiſche Auflöſung der Milch, wenn man ſolche in einem verſchloſſenen Gefäße verrichtet, bey einem mäßigen Grade des Feuers zuerſt ein häufiges branſtiges Waſſer, bald darauf einen gelblichten, ſauren Geiſt, ferner bey einem noch ſtärkern und anhaltenden Feuergrade ein dunkelrothes oder faſt ſchwarzes, ſtinkendes Oel erhält, ſo daß endlich eine glänzende, zerreibliche Kohle zurück bleibt, aus welcher, wenn man ſie ausbrennt, ein beſtändiges Laugenſalz herausgebracht werden kann. Man kann auch, wenigſtens aus der Pferdemilch und Kuhmilch, auf eine gewiſſe Art einen weinähnlichen Geiſt erhalten, wenn man nämlich die Milch dem freywilligen Sauerwerden, mit oder ohne Beymiſchung einer geringen Menge Mehls, überläſſet, und dieſe fermentirte Milch hernach am Feuer gelinde deſtilliret. Hieraus und auf ſolche Weiſe verfertigen die Tartarn in Sibirien einen ſtarken ſauren Geiſt, welchen ſie Arack nennen, und womit ſie ſich berauſchen; wie man denn durch fortgeſetzte Deſtillationen die Kräfte dieſes ſauren Milchgeiſtes dergeſtalt zu ſchärfen und zu erhöhen im Stande iſt, daß er endlich eben ſo, wie Alkohol, das Schießpulver anzündet. Die Molken, Schotten oder Wadicke, Serum lactis, iſt alſo der wäſſerige und flüßigſte Theil der Milch, ohnerachtet derſelbe auch noch ölichte, fettige, und käſichte Theile bey ſich führet. Man kann ſie auf eine

eine doppelte Art zubereiten, indem man ſie entweder mit ſauren Dingen, oder durch wiederholtes Kochen und Durchſeigen, oder mit Lab aus der Milch niederſchlägt; da man denn auf die erſte Art ſaure Molken, Serum lactis acidum, auf die zwote Art aber ſüße Molken, Serum lactis dulce, erhält. Wenn man reine und helle Molken bis auf eine Haut einkochet, und ſie in ein friſches Gewölbe oder Keller ſetzet, ſo ſchießen weiße, gelblichte und ſüße Cryſtallen, welche weder ſauer, noch laugenartig ſind, an den Seiten des Gefäßes an, und liefern den ſogenannten Milchzucker, Saccharum lactis. Vermöge derer in den Molken annoch befindlichen ölichten und käſichten Theilchen kann man derſelben gelinde nährende Kräfte nicht ganz abſprechen, und es iſt bekannt, daß ſelbſt der große Boerhaave ſich einige Monathe hindurch von ihr ganz allein, nicht weniger ein anderer berühmter Arzt ebenfalls von ihr und einem abgekochten Gerſtentranke viele Jahre lang erhalten. Man mäſtet ſogar auf den Alpen mit Molken die Schweine, von welchen man zweymal hinter einander den Käſe abgeſchieden. Außerdem beſitzet ſie ſeifenartige, verdünnende, und laxierende Arzeneykräfte; deswegen man ſie nicht nur bey langwierigen und eingewurzelten Krankheiten zu präſervativen Frühlingscuren ſehr gewöhnlich, ſondern auch in hitzigen und Entzündungsfiebern, bey den Pocken, den Maſern, in dem hitzigen Skorbute, auch in der rothen Ruhr, und andern dergleichen Krankheiten mit vielen Nutzen als ein wirkliches Heilmittel brauchet. Nur iſt zu bedauren, daß ſie vermittelſt ihrer Schlüpfrigkeit bey vielen Patienten den Magen oft äußerſt ſchwächet; darum man auch, um ihr dieſe Unbequemlichkeit zu benehmen, und gleichſam ſtärkende Theilchen mitzutheilen, bisweilen einen glühenden Stahl oder Eiſen darinnen vorher ablöſchen läßt, ehe dergleichen ſchwache Kranke davon trinken. Der Milchraum oder Saane, Cremor, iſt der zweete Beſtandtheil der Milch, welcher ſich von ſelbſt, wenn ſie ſtille ſteht, auf ihrer Oberfläche oben auf ſetzet und ſammlet, und im Grunde nichts anders, als das verdickte Oel und Fett derſelben ausmachet. Man verfertiget hieraus die Butter, Butyrum, welches geſchieht, indem man in beſondern darzu eingerichteten Gefäßen vermittelſt eines breiten durchlöcherten Stempels dieſelbe immerfort untereinander ſchüttelt, und auf ſolche Weiſe die Scheidung der Butter von dem molkichten und käſichten Theile der Milch bewerkſtelliget. Es wird hierauf

die Butter, welche zum künftigen Gebrauche aufbewahret werden ſoll, damit ſie nicht verderbe, entweder mit Küchenſalz gewürzet, oder über gelinden Feuer nach und nach ſo lange gekochet, und ſo lange von dem groben Bodenſatze abgeſeiget, bis ſie durch und durch helle und klar zum Vorſchein kommt, welches letztere man Anken oder Schmalzbutter, Butyrum coctum, zu nennen pfleget. Unter die Kennzeichen einer guten Butter rechnet man, daß ſie gehörig fett, durchaus gleich gelb, wie Wachs, derb ſey, und ſowohl einen angenehmen Geſchmack als Geruch von ſich gebe. Man ſchätzet deswegen bey uns vor allen andern die holländiſche und ſchweizeriſche Butter, ſo wie die Franzoſen diejenige, welche bey ihnen in der Provinz Normandie verfertiget wird. In der Wirthſchaftskunde zieht man der Jahreszeit nach die Butter des Maymonats, des lieblichen Geſchmacks halber, aller übrigen vor; die Herbſtbutter hingegen wählet man vor der Sommerbutter zum langwierigen Gebrauche, weil jene länger dauert und aushält. Der flüßige und weiße Theil, welcher nach der Verfertigung der Butter übrig bleibt, theils aus käſichten, theils aus Molkentheilchen beſteht, auch wohl noch etwas von Butter bey ſich führet und einen angenehmen ſauern Geſchmack hat, iſt die ſo genannte Buttermilch, Oxygala, ſ. Lac ebutyratum. Es hat übrigens die Butter alle Eigenſchaften eines Oels oder Fettes; daher ſie in der Wirthſchaftskunde zu dieſem Behufe angewendet wird, in der Arzney hingegen als ein erweichendes, erſchlappendes, linderndes, und der prickelnden oder beitzenden Schärfe entgegen geſetztes Mittel angeſehen werden kann, und wird darum bisweilen zu Salben, Pflaſtern und Clyſtieren angewendet. Perſonen, welche einen ſchwachen Magen haben, können die Butter nicht wohl, wenigſtens nicht viel vertragen, und ſie bekömmt auch denjenigen nicht, welche immer mit einer Säure im Magen oder andern Schärfe beſchweret ſind. Sie iſt deswegen auch in allen hitzigen Krankheiten eine Art von Gift, weil ſie ſich alsdenn leicht in ein ranzichtes Weſen verwandelt, welches öfters zu gefährlichen Durchfällen Gelegenheit giebt. Die Buttermilch hingegen iſt ein vortreffliches, eröffnendes und kühlendes Mittel; daher ſie bey ſchweren Stuhlgängen oder auch wirklicher Leibesverſtopfung, ingleichen bey hypochondriſchen Zufällen, und ſelbſt in hitzigen Fiebern außerordentliche Dienſte leiſtet. Aus dem letzten, gröbſten, zäheſten, ſchleimichten und erdichten Beſtandtheile der Milch entſteht endlich der Käſe,

nachdem man nämlich die Butter und Molken davon abgeſondert, welches letztere vorzüglich dadurch geſchieht, indem man die Käſemaſſe beſonders preſſet und in beſondere Formen bringt, damit das wäſſerichte deſto beſſer davon ablaufen könne. Hiernächſt werden die Käſe theils des Geſchmacks halben, theils damit ſie deſto beſſer dauern mögen, mit Salz und Kümmel gewürzet, oder auch bisweilen Quendel, Thymian, Pfefferkraut, Corianderſaamen und andere ſolche Dinge hinzu gethan. Man hält denjenigen Käſe für den beſten, welcher weder zu alt, noch zu jung, gehörig gewürzet, fett genug, nicht allzuhart und ſpröde, ſondern mittelmäßig weich und ein wenig ſchlifftig, auch daneben von angenehmen Geruche und Geſchmacke iſt, welche Eigenſchaften folgender lateiniſcher Denkvers in ſich faſſet:

Non Argus, largus, non Magdalena Methuslem,
Non Habacuc, Lazarus, Caſeus ille bonus.

Je beſſer die Milch, und je butterreicher annoch dieſelbe iſt, deſto angenehmer ſchmecket auch der Käſe, welchen man daraus verfertiget. Es findet ſich auch in Anſehung des Thieres, von welchem die Milch zum Käſemachen angewendet worden, ein großer Unterſchied in dem Käſe ſelbſt. Derowegen werden die Ziegenkäſe für die angenehmſten und ſchmackhafteſten, und die Schaafkäſe für die nahrhafteſten gehalten, ohnerachtet die Kuhkäſe bey uns die gewöhnlichſten ſind. Unter den ausländiſchen, welche auch zum Theil bey uns ziemlich gewöhnlich ſind, hält man die holländiſchen Käſe, Parmeſankäſe, ingleichen ſowohl die ordentlichen ſchlechten Schweizeriſchen, als auch die Kräuterkäſe und die Limburger vornehmlich hoch. So nahrhaft auch der Käſe immer ſeyn mag, ſo iſt derſelbe doch eine ſehr harte und unverdauliche Zukoſt, welcher im Ueberfluſſe genoſſen, den Magen ſehr leicht beſchweret, den Nahrungsſaft und das Blut zähe und ſcharf machet und zum Steine und der Gicht Gelegenheit giebt, Hartleibigkeit und Verſtopfung verurſachet; daher man ihn theils wegen ſeiner eigenthümlichen Schärfe, theils auch wegen des bey ſich führenden Salzgewürzes, in der Diät bloß als ein magenreizendes Mittel, welches den Appetit erreget, anzuſehen hat. Inzwiſchen iſt er wegen ſeiner mehr thieriſchen und faulenden Eigenſchaft vermögend, eine ſaure Schärfe des Magens zu dämpfen und überhaupt geſunden ſtarken Perſonen, welche noch dazu viel Leibesbewegungen haben, ſo ziemlich zuträglich, auch darum von jeher die gewöhnlichſte Speiſe der Menſchen in den entfernteſten Zeitaltern,

und der wilden Völker geweſen; ohnerachtet es auch welche giebt, die dafür einen natürlichen, und den größten Abſcheu haben. Der faulende Käſe iſt auch die gewöhnliche Niederlage und der Aufenthalt beſonderer Würmer, der ſo genannten Käſemaden oder Käſemilben. Es beſitzet auch der Käſe eine ſolche leimartige und wunderbare Zähigkeit, daß man aus ihm einen ſehr feſten Kütt, welcher ſogar die ſtärkſte Hitze ausſteht, verfertigen kann, um damit die Riſſe und Fugen an beſchädigten Gläſern oder Porzellan zu verſtopfen. Es erhellet alſo hieraus, daß die Milch eines der beſten, natürlichſten und der ganzen Einrichtung thieriſcher Körper am meiſten angemeſſenes Nahrungsmittel ſey, und daß die Natur ſelbige hauptſächlich für die Jungen und Neugebohrnen zu ihrem erſten und bequemſten Futter beſtimmt habe. Vermöge einer ganz beſondern und genauen Uebereinſtimmung, in welcher die Brüſte und Gebährmutter mit einander ſtehen, geſchieht ſchon während der Schwangerſchaft einige Milchabſonderung in den Brüſten, und es vermehret ſich dieſer Zufluß ſogleich nach erfolgter Geburt. Die erſte Milch, Colaſtrum, welche alsdenn bey den Weibern und andern weiblichen Thieren zum Vorſcheine kömt, iſt dünne, wäſſericht und beſitzt eine laxierende Kraft, welches vielleicht darum von der Natur ſo weiſe veranſtaltet worden, damit ſie vermögend wäre, den in den Gedärmen harten und zähen Unflath fortzuſchaffen, welches auch wirklich geſchieht. Hierauf wird ſie nach und nach immer dicker, und erhält eine mehr nahrhafte Kraft, und man hält diejenige für die beſte und zum Stillen bequemſte Milch, welche nicht blau und weißſtreiſicht, ſondern durchaus einerley gefärbet, ohne fremden Geruch und Geſchmack, auch nicht zu fett iſt, und welche, wenn man einen Tropfen davon auf die Nägel tröpfelt, nicht ſogleich zerfließt, ſondern ſich in dieſer Tropfengeſtalt einige Zeit lang erhält. Bey der Güte der Milch kömmt es hiernächſt noch auf allerhand Umſtände an, und es findet ſich dabey ein großer Unterſchied ſowohl in Anſehung der Thiere ſelbſt als ihres Alters, ingleichen der Jahreszeit und des Futters, welches das Thier genoſſen. Nach dieſen verſchiedenen Umſtänden enthält nämlich die Milch mehrere oder wenigere Molken- Butter- oder Käſetheilchen und iſt darum der menſchlichen Geſundheit mehr oder weniger zuträglich. Die Weibermilch hat wenig Käſe- und Buttertheilchen, aber deſto mehr Molken, und iſt ſchon deswegen, weil ſie mit dem menſchlichen Körper die meiſte Aehnlichkeit hat, die heilſamſte und geſundeſte. Mit dieſer

kömmt die Eſels- und Pferdemilch am meiſten überein, da ſie ebenfalls weniger grobe und fette Beſtandtheile bey ſich führet, ſondern molkenreicher iſt, und wird jener darum auch in Anſehung ihrer Wirkung und Heilkräfte an die Seite geſetzet. Die Ziegenmilch iſt dicker als jene, und hat ſchon mehr Butter und Käſe, und weniger Molken bey ſich. Sie hat faſt meiſtens etwas zuſammenziehendes und herbes, welches daher kömmt, weil dieſe Thiere die Blätter und jungen Sproſſen von den Eichen, Kiefern und andere dergleichen ſcharfe Kräuter am liebſten eſſen. In Ermangelung der vorigen leiſtet die Ziegenmilch ebenfalls heilſame Dienſte. Die Kuhmilch iſt zwar fetter als die Schafmilch, doch führet dieſe vor jener mehr Käſe, beyde aber weniger Molken als die vorigen bey ſich; deswegen man ſowohl die eine, als die andere zur Arzney weniger geſchickt und dienlich, dagegen für deſto nahrhafter anzuſehen hat. Die Milch fleiſchfreſſender Thiere iſt außerordentlich dünne, gerinnet nicht, und giebt auch keinen Käſe. So iſt auch die Milch aller dieſer Thiere nach den verſchiedenen Jahreszeiten ſehr verſchieden, nämlich im Frühlinge und Sommer flüßiger und von leichterer Verdauung, weil die meiſten zu der Zeit ein friſches und ſaftiges Futter genießen, da ſie hingegen im Herbſte und Winter ſich am trockenen Futter, als an Heu und Stroh, begnügen müſſen, und folglich auch eine mehr dicke und ſchwere Milch von ſich geben. Eben ſo verhält ſich auch die Sache in Anſehung des Alters der Thiere, daß man nämlich von ſolchen, welche ſich in ihren mittlern und munterſten Jahren befinden, die beſte Milch erhält, da ſie hingegen bey ſehr jungen annoch roh und allzuwäſſericht, und bey gar alten zähe, dicke, trocken und gleichſam ſtumpf und ſchaal iſt. Man kann alſo von dieſem edlen Getränke überhaupt einen dreyfachen Nutzen angeben, und dahin alle die vortreff lichen Wirkungen und heilſamen Kräfte rechnen, welche ſie in den menſchlichen und andern thieriſchen Körpern äußert. Erſtlich beſitzt dieſelbe alle Eigenſchaften eines guten und geſunden Nahrungsmittels; deswegen denn nicht nur ganze Völker, und ſelbſt der größte Theil unſerer Landleute, welche eine einfache Lebensart führen, ſondern auch neugebohrne Kinder und Thiere faſt ganz allein von ihr leben. Da ferner die Milch durch die künſtliche Abſonderung und Vorbereitung, welche ſchon vorher in den Brüſten und Eytern geſchehen, zur Nahrung und deſto leichtern und geſchwindern Verdauung bereits geſchickt gemachet worden, ſo bekömmt ſie auch allen

denen ſehr gut, welche ſchwache Verdauungskräfte und Blutmachungswerkzeuge beſitzen, und empfiehlt ſich aus dieſer Urſache beſonders den Schwindſüchtigen, welche in ihr einzig und allein ihr Heil und Rettung ſuchen müſſen. Man hat ſogar bewährte und glaubwürdige Exempel von Perſonen, welche bloß durch den Gebrauch der Milch das höchſte Alter von hundert bis hundert und funfzig Jahren erreichet haben. Zweytens hat ſie, wegen ihrer milden, ſüßen und öhlichten Eigenſchaft, eine ganz außerordentliche Kraft alle im Körper und in den Säften vorhandene Schärfe zu dämpfen und zu verſüßen, die einzige ſaure Schärfe ausgenommen, von welcher ſie leicht gerinnet und alsdenn mehrern Schaden als Nutzen ſtiftet. Eben darum hat ſich die Milch ſchon längſt in der Auszehrung, dem Scorbute, in der Gicht und Podagra, bey Geſchwüren, wovon das ſcharfe Eiter ins Blut zurücke fließt, auch bey veneriſchen Krankheiten und endlich bey genommenen ſcharfen und reizenden Giften den Ruhm einer ſpecifiquen Arzney erworben; bey welchen Krankheiten insgeſammt man zu den ſo genannten Milchcuren gewöhnlichermaßen ſeine Zuflucht nimmt. Endlich und fürs dritte beſitzt ſie in Anſehung der Grundmiſchung aller ihrer Beſtandtheile die Eigenſchaft, ſelbſt die erſten Theile und Fibern des Körpers, welche eine widernatürliche Steifigkeit und Sprödigkeit haben, oder zu ſehr angeſpannet ſind, gleichſam gelinde zu bähen und zu erweichen, weshalb man ſie ebenfalls in heftigen Krämpfen, Zuckungen, Schmerzen, in der Epilepſie und andern dergleichen Nervenkrankheiten äußerlich und innerlich mit dem beſten und heilſamſten Erfolge gebrauchet. Nichts deſto weniger hat die Milch und der Gebrauch derſelben auch ihre Fehler und Unbequemlichkeiten. Sie ſchwächet und verdirbt öfters den Magen, verringert den Appetit, erwecket Blähungen, verſtopfet den Leib, oder erreget auch wohl den Stuhlgang allzu oft, verkleiſtert gleichſam das Gedärme und verhält ſich oft dergeſtalt in den erſten Verdauungswegen, daß ſie ſogar ſteinige Gerinnungen in denſelben hervorbringt. Sie bekömmt daher überhaupt weder den Weintrinkern, noch ſolchen Perſonen, welche ſchon eine ernſthaftere und harte Nahrung gewohnet ſind, noch auch denjenigen, welche gar zu ſchwache, loſe, lappe Gefäße und Eingeweide haben. Das allzu lange Stillen iſt ebenfalls den Säugenden und Säuglingen ſchädlich, indem es jene gar ofte auszehret, und bey dieſen unter andern zu Verſtopfung der Gekröſedrüſen oder der engliſchen

ſchen Krankheit Gelegenheit giebt. In hitzigen Fiebern, Wechſelfiebern, Entzündungskrankheiten, auch in Gallenergießungen und dergleichen, muß man ſich der Milch gänzlich enthalten, weil ſie, theils wegen ſchon gegenwärtiger Unreinigkeiten im Magen und Gedärmen, theils wegen ſchlechter Verdauung, theils wegen des Zufluſſes ebenfalls ſtumpfer und verdorbener Verdauungsſäfte alsdenn leicht verdirbt, eine ranzichte Schärfe annimmt, und ſolchergeſtalt die Zufälle ſolcher Krankheiten vermehret.

Milchbaum.

S. Ahornbaum.

Milchblume.

S. Schneller.

Milchboot.

Milchboot nennet Herr Müller und Arca lactea Herr v. Linne' eine dicke Arche, welche nicht größer, als eine kleine Bohne, und ganz milchichtweiß, ſchief viereckicht, ſchwach creuzweiſe geſtreifet, am Rande eingekerbet und durchſichtig iſt. Die Angeln ſind umgeworfen. Der Aufenthalt iſt im mittelländiſchen Meere.

Milchen.

S. Ackerkohl.

Milchgefäße.

Vaſa lactea ſ. chylifera. Es haben dieſe Gefäße ihren erſten Urſprung in der innerſten oder ſogenannten zottichten Woll-Haut der Gedärme, vornehmlich der dünnen. Jeder Zotte nämlich einzeln und für ſich betrachtet, ſtellet eigentlich ein beſonderes Haarröhrchen vor, welches eben den Anfang eines Milchgefäßes ausmachet. Sie gehen durch die übrigen Häute der Gedärme hindurch, und verwandeln ſich endlich in wirkliche kleine, enge, dünnhäutige, und durchſichtige Röhren, die außer den Gedärmen zwiſchen der doppelten Hautſchicht des Gekröſes fortlaufen, und ſich zuerſt in einer Gekröſedrüſe verlieren, aus derſelben aufs neue zum Vorſchein kommen, und endlich alle zuſammengenommen in dem Sammelkaſten oder Milchbehalter ihr Ende gewinnen. Jene, welche ſich von den Gedärmen an, worzu die Haarröhrchen mit gehören, bis zu den Gekröſedrüſen erſtrecken, nennet man beſonders die Milchgefäße der erſten Art, Vaſa lactea primi generis, und dieſe, welche aus den Gekröſedrüſen wiederum herauskommen, und in dem Sammelkaſten aufhören, die Milchgefäße der zwoten Art, Vaſa lactea ſecundi generis. Sie ſind faſt eben ſo, wie die lymphatiſchen Gefäße zu betrachten, und ſind auch wie jene inwendig, obſchon mit nicht ſo häutichten, halbmondförmigen

migen Klappen verſehen, welche ſowohl den Rückfluß des Milchſaftes verhindern, als auch deſſen leichtern Fortgang befördern. Die meiſten kommen an den dünnen, beſonders am Leerdarme, und Krummdarme, und nur ſehr wenige an den dicken Gedärmen zum Vorſchein. Caſpar Aſellius ſcheint ſie im Jahre 1622. wo nicht zuerſt, doch aufs neue wieder entdecket und bekannt gemachet zu haben, da man Spuren findet, daß auch ſchon in den ältern Zeiten Eraſiſtratus und Galenus Wiſſenſchaft davon gehabt, nur daß ſie ſelbige für Gefäße voller Milch angeſehen, folglich ihren eigentlichen und beſtimmten Nutzen nicht gewußt haben. Außer der Verdauungszeit laſſen ſie ſich ſehr ſchwer, und faſt gar nicht wahrnehmen, ſondern man muß, wenn man ſie beobachten will, vorher ein Thier mit Milch füttern, daſſelbe wenige Stunden darnach erdroſſeln und aufſchneiden, da ſie denn unter der Geſtalt weißer Fäden zum Vorſchein kommen. Man iſt daher nicht im Stande, ſie an einem todten Menſchenkörper zu bemerken, es wäre denn, daß man Gelegenheit hätte, einen friſch Ertrunkenen oder Erhenkten alsbald zu öffnen. Bisweilen pfleget man auch, um ſie recht deutlich zu unterſuchen, den Bruſtgang oberwärts zu unterbinden. Dieſe Gefäße ſcheinen lediglich ein Eigenthum ſolcher vierfüßigen Thiere zu ſeyn, welche ein kaltes Blut haben, und man vermiſſet ſie bey allen übrigen Thieren, wenn man nicht etwa die weißen Kröſeadern, welche ſich bisweilen ſehen laſſen, und welche wenigſtens bey den Vögeln dieſe Stelle vertreten, dafür annehmen will. Die Benennung der Milchgefäße führen ſie aber eigentlich darum, weil die Nahrungsmilch durch ſie fortgeſchaffet wird, weßwegen ſie denn ja nicht mit den ſogenannten Milchgängen, die in den Brüſten und Eytern befindlich ſind, müſſen verwechſelt werden.

Es hat alſo mit ihnen folgende Bewandniß: nachdem alle genoſſene Speiſen und eingenommene Futter, durch das Käuen und die Beymiſchung des Speichels in einen dünnen Brey zermalmet, auch nachher im Magen durch die Verdauung und den Einfluß des Magenſaftes, ingleichen der Galle und des Kröſedrüſenſaftes in den Zwölffingerdarm, nicht weniger vermöge der Verdauungskräfte und der periſtaltiſchen Bewegung aller Gedärme überhaupt, auch der Darmlymphe in einen dünnen, flüßigen, und der Milch am Anſehen, Geſchmacke und Eigenſchaft ähnlichen Saft verwandelt worden, ſo ſaugen ihn die in der innern Oberfläche der Gedärme hervorragenden Enden

oder

oder Haarröhrchen nach einer ihnen eigenthümlichen Kraft in ſich, befördern ihn weiter bis zu den Kröſedrüſen, worinnen er theils noch beſſer ausgearbeitet, theils auch durch den Zufluß der ſogenannten Lymphe oder des Fließwaſſers mehr und mehr verdünnet und verbeſſert wird, und überliefern ihr aus dieſen Drüſen durch die Milchgefäße der zwoten Ordnung dem Sammelkaſten, von wannen er endlich durch den Bruſtgang in das Blut ſelbſt übergeht.

Milchhecke.

Dieſer Name kömmt in des Hrn. Ives Reiſe nach Indien, in der Ueberſetzung II. Th. 380 S. vor. Es iſt eine Staude, die auf der Küſte Coromandel zu Zäunen gebrauchet wird. Die holzichte Wurzel treibt nach allen Seiten aus. Der Stamm iſt nicht ſehr holzicht, und beſteht aus einem weißen, lockern Holze und grauen aufgeriſſenen Rinde. Die kleinen Aeſte beſtehen aus grünen, brüchigen Gelenken, ohngefähr von der Dicke einer Tabackspfeiſe und von drey bis ſechs Zoll Länge. Sie enthalten einen ſcharfen Saft, welcher zwar ſüßlich ſchmecket, aber, wenn er die Haut berühret, Blaſen aufzieht; doch freſſen die Büffel und Ziegen die Zweige ohne Schaden. Dieſe Pflanze iſt in Oſtindien ein ſehr geſchätztes Mittel gegen die Luſtſeuche.

Milchholz.

Dieſer Name könnte verſchiedenen Bäumen beygeleget werden. In den Zuſätzen zu den Nachrichten von nordamerikaniſchen Bäumen, welche im XIten Bande des Forſtmagazins ſtehen, wird darunter, oder unter dem Namen Boix Laiteux, eine Staude angeführet, welche in den franzöſiſchen Eilanden wächſt, und weil ſie geſchwind wächſt und ſehr geſchmeidig iſt, daſelbſt zu Einfaſſung der Wälder gebrauchet wird, welche den Blättern nach dem Lorbeer, und in Anſehung der Blumen dem Jaſmin gleichet und deſſen Holz ſehr weiß iſt und wenig Mark enthält. Blätter, Zweige, Rinde und Stamm geben, wenn ſie zerrieben oder zerbrochen werden, eine wahre Milch von ſich, welche friſch auf die Wunden geleget, eine heilende, balſamiſche Kraft äußert, auch innerlich gebrauchet, beym Fieber, Durchfalle, Colik und mehrern Krankheiten nützlich ſeyn ſoll. Du Tertre hat das Holz und die Milch für freſſend und gefährlich gehalten, welches, nach den angeführten Wirkungen, nicht füglich ſtatt finden dürfte. Ob dieſe Staude nicht vielleicht unter einem andern Namen angeführet worden, können wir nicht beſtimmen.

Milchflöcklein.

S. Glockenblume.

Milchkraut.

Weil der Genuß dieſes kleinen Pflänzchen die Milch vermehren ſoll, hat ſolches dieſen Namen erhalten. Glaux iſt der ſonſt gewöhnliche Name, welchen einige durch Schielkraut überſetzet haben. Der Name Schielkraut aber gehöret eigentlich für diejenige Art Wirbelkraut, welche Rivinus auch Glaux genannt. Wir verſtehen demnach unter Milchkraut das eigentliche Geſchlechte Glaux Tourn. oder Glaux maritima Linn. welches auch von einigen Salzkraut und Mutterkraut genannt worden. Die Pflanze wächſt bey uns in ſalzigen Gegenden, blühet im Junius, hat eine fäſerichte, gleichſam in Gelenke abgetheilte, ausdauernde Wurzel, und ſchwache, auf der Erde hingeſtreckte Stängel, welche mit paarweiſe geſtellten, kleinen, ſaftigen, länglicht zugeſpitzten Blättern und in deren Winkel mit kleinen blaßröthlichen Blumen beſetzet ſind. Die Blumendecke iſt einfach, und man hält ſelbige für das Blumenblatt, ob es gleich nicht abfällt; mithin fehlet der Kelch; es iſt ſolches glockenförmig und in fünf ſtumpfe rückwärts geſchlagene Einſchnitte abgetheilet. Fünf aufgerichtete Staubfäden umgeben den Griffel mit einem knöpfichten Staubwege. Das kugelförmige, zugeſpitzte Saamenbehältniß öffnet ſich mit fünf Klappen, und enthält einen kugelförmigen Körper, auf welchem gemeiniglich fünf rundliche Saamen ſitzen.

Milchkraut, S. auch Creuzblume.

Milchlinſe.

Milchlinſe nennt Müller eine runde Tellmuſchel, nämlich Tellina lactea Linn. Die Schale iſt von der Größe einer Lupinenbohne, durchſichtig, glatt, ſehr ſchwach geſtreifet, milchweiß und linſenförmig aufgetrieben. Das Mittelländiſche Meer.

Eine etwas kleinere, fleiſchfärbige, ſchief geſtreifte Art, deren Striche an der einen Seite etwas umgebogen ſind, wurde von Liſtern an der engliſchen Küſte gefunden, und vom Linnäus Tellina carnaria, von Müllern Fleiſchlinſe genannt.

Milchſaft.

S. Milchgefäße.

Milchſauger.

Ziegenmelker iſt eine beſondere Zunft im Geſchlechte der Schwalben, davon ſich unten beym Artikel Ziegenmelker, caprimulgus, das nöthige wird anbringen laſſen.

Milchſchale.

Dieſen Namen führen einige unter

ter ſich ganz verſchiedene weiße Conchylien, als

1) eine Korbmuſchel, nämlich die Mactra corallina Linn. welche unter Korbmuſchel angeführet worden.

2) Eine Tellmuſchel, Tellina inaequiualuis Linn. Die Holländer nennen ſolche Platzydige Telline. Die Schalen ſind etwa einen Zoll lang, milchweiß, durchſichtig, die eine iſt mehr platt, als die andere, und die vordere Spitze ſtumpf und klaffend. Das Schloß hat zwey Zähnchen, ſeitwärts aber ſind keine zugegen. Dergleichen liefert das Mittelländiſche Meer.

3) Eine eyförmige Schnirkelſchnecke, nämlich Helix haliotoidea Linn. Die Holländer nennen ſolche Melknapie, oder Oorſtelp, indem ſie viel Aehnlichkeit mit den Meerohren hat, daher ſie auch die weiße Ohrſchnecke oder das Milchnäpfchen heißt. Sie iſt weiß oder grau, ganz platt, wellenförmig geſtreifet, und die ovale Mündung geht bis zum Wirbel. Man erhält dergleichen aus dem mittelländiſchen und andern Meeren.

Milchſtern.

S. Ackerzwiebel.

Milchſtock.

S. Löwenzahn.

Milchſtraße.

Die Milchſtraße oder Jacobsſtraße, via lactea, galaxia, iſt derjenige weißliche Streif, welcher um den ganzen Himmel von Südweſten über unſern Scheitel geht, und aus einer unzähligen Menge Sterne beſteht, die wegen ihrer großen Entfernung nur ein weißliches, mattes Licht in unſer Auge ſchicken und bloß durch gute Fernröhre bemerkt werden können.

Milchwundkraut.

S. Habichtkraut.

Milisgras.

S. Hirſe.

Militz.

S. Riſpengras, Schmielen und Sembden.

Milleporiten.

Punctcorallen, Milleporae, ſind verſteinerte Meergewächſe, ſo zu den Corallarten gehören. Sie haben das Anſehen von äſtigen Bäumen, und ſind auf den Enden der Aeſte oder auf ihrer Fläche mit zarten Röhren oder Puncten verſehen. Wallerius Mineral. S. 437. merket von dieſen Gewächſen an, daß ſie bisweilen wie Hirſchgeweihe oder Elendhorn, bisweilen wie kleine Büſche mit vielen Stämmen aus einer Wurzel wachſen. S. Punctcoralle.

Millerie.

Ob es gleich mehrere, unter den Naturforſchern bekannte, Miller giebt, ſo iſt doch dieſes Pflanzengeſchlecht vorzüglich dem durchgehends bekannten, und vor einigen Jahren verſtorbenen, wirklich gelehrten Gärtner, Philip Millern gewidmet worden. Außer den beyden, öfters aufgelegten, und auch in die deutſche Sprache überſetzten Werken, dem Gärtnerlexikon und Gartencalender, hat derſelbe auch dreyhundert ſchön ausgemalte Abbildungen ſeltener Pflanzen gegeben, und ſich dadurch vorzüglich um die Kräuterkunde höchſt verdient gemachet. Es zeiget dieſes Geſchlechte zuſammengeſetzte Blumen. Der gemeinſchaftliche große Kelch beſteht nur aus einem Blatte und iſt nur in drey Einſchnitte abgetheilet, von welchen zweene einander gleich und eyförmig zugeſpitzet ſind und mehr einwärts ſtehen, der dritte aber äußerlich geſtellet, viel größer, herzförmig zugeſpitzet und tiefer als die andern abgeſondert iſt. Gemeiniglich zählet man nur drey Blumen; nämlich zwo röhrenförmige, fünffach eingekerbte Zwitter, welche hinter den beyden kleinern Kelcheinſchnitten ſtehen, und ein zungenförmiges, vertieftes, ſtumpfes, weibliches Blümchen, welches von dem größern Kelcheinſchnitte umgeben iſt. Die Zwitterblümchen zeigen fünf Staubfäden mit fünf vereinigten Staubbeuteln und einen dünnen Fruchtkeim, deſſen Griffel ſich mit zween zarten Staubwegen endiget, im Wachsthume aber zurück bleibt und niemals die Vollkommenheit eines Saamens erlanget; da hingegen der Fruchtkeim des weiblichen Blümchens herzförmig, ſchon viel größer, und deſſen Griffel mit zween langen, auswärts gebogenen Staubwegen beſetzet iſt, und einen vollkommenen, länglichten, dreyeckichten Saamen liefert. Dieſer wird von dem nunmehro dreyeckichten Kelche umgeben. Herr von Linné führet nur zwo Arten an, davon die eine in jeder Blüthe fünf Blümchen, nämlich vier röhrenförmige Zwitter und ein dreyſpaltiges Weibchen enthält. Beyde ſind jährige Pflanzen.

1) Die herzblätterichte Millerie mit gabelförmigen Blüthſtielen, Milleria quinqueflora Linn. Sie wächſt in Panama und Veracrux. Der Stängel ſteht aufgerichtet und erreichet ſieben bis neun Schuh Höhe. Die Blätter ſind einander gegen über geſetzet, herzförmig und die einzeln ſtehenden Blattanſätze ſtumpf und zurückgebogen. Die gelben Blumen ſtehen ährenweiſe, doch ſind die Blüthſtiele gabelförmig abgetheilet. Zuweilen ſpielen die Blätter und ſind geflecket und tief ausgezacket.

2) Ey=

2) Eyblätterichte Millerie mit einfachen Blüthſtielen, Milleria biflora Linn. wächſt in Campeche. Der aufgerichtete Stängel wird ohngefähr drey Schuh hoch. Die Blätter ſind eyförmig. Die einfachen Blumenſtiele treiben aus dem Blätterwinkel hervor.

Beyde muß man auf dem Miſtbeete jährlich aus dem Saamen erziehen, und die Stöcke immerfort warm halten, daher auch gegen den Herbſt zeitig hinter die Glashausfenſter ſtellen und dennoch wird der Saame ſelten reif.

Miltau. S. Schwingel.

Milte. S. Melte.

Milz.

Splen, Lien. Es iſt die Milz nicht, wie man vormals glaubte, ein überflüßiges und ziemlich entbehrliches, ſondern vielmehr ein vorzügliches und wichtiges Eingeweide des Unterleibes, von ziemlich lockerer Subſtanz, und weicher als die Leber ſelbſt, welcher ſie gerade gegen über liegt, indem ſie nämlich die linke und obere Gegend der Bauchhöle unter dem Zwerchfelle, und beynahe den Seiten- und Hintertheil der linken Dünnung ganz einnimmt, einigermaßen an die oberſten kurzen Ribben angränzet; deswegen ſie ſeitwärts vermittelſt einiger Gefäße mit dem Magen, hiernächſt ferner mit der Gekrösedrüſe, dem Netze und der linken Niere verbunden, auch wohl bisweilen unmittelbar, oder durch eine beſondere, mehr oder weniger breite Haut oder Band mit dem Zwerchfelle gänzlich zuſammen gewachſen iſt. Man hat es daher unter die ſeltenſten Fälle und Begebenheiten zu rechnen, wenn die Milz, wie es ſich bisweilen zugetragen, in der rechten Seite des Unterleibes oder wohl gar in der Bruſthöle angetroffen worden. Eigentlich iſt die beſtimmte Anzahl dieſes Eingeweides einfach, obſchon einige berühmte Zergliederer deren bisweilen zwo, auch drey wollen gefunden haben, wenn man nicht etwa eine milzähnliche lymphatiſche Drüſe, welche man etwa manchmal um dieſe Gegend herum, und mit der Milz ſelbſt zuſammenhängend geſehen, dafür angenommen hat. In Anſehung der äußerlichen Geſtalt derſelben finden ſich ſehr viele Abwechſelungen und Veränderungen, nicht nur unter verſchiedenen Menſchen, ſondern auch vorzüglich unter den Thierarten, indem ſie nämlich bald rund, bald dreyeckicht, bald am Rande verſchiedentlich eingekerbet und ausgezacket, nicht weniger oberwärts voller kleiner Hügelchen, auch bisweilen mit wirklichen Abdrücken der Rippen bezeichnet, vorkömmt. Am gewöhnlichſten

lichſten findet man ſie mehr läng- licht, und beynahe zungenförmig, und bemerket man an ihr zwo Flächen, nämlich eine auswendi- ge, etwas gewölbte, ſo nach dem Zwerchfelle und den Ribben zu ge- kehret iſt, und eine inwendige, wel- che mehr ungleich hohl, übrigens aber vermittelſt einer zwiſchen durchgehenden Furche oder läng- lichten Spalte in zwo Theile oder halbe Flächen unterſchieden iſt. Das äußerliche Anſehen der Milz iſt bey einer ungebohrnen Frucht, oder auch bey neugebohrnen und jungen Körpern, von hellrother Farbe, bey erwachſenen mehr blau- roth, weil ſich nämlich zu der Blutröthe eine blaune Farbe men- get, welches in todten Körpern bey großen Blutadern gewöhnlich iſt, und bey alten und ſehr be- tagten Zuſtande fällt die blauro- the Farbe mehr ins ſchwarze. Je nachdem der Magen mehr oder we- niger mit Speiſen angefüllet oder leer iſt, findet man auch die Milz, da ſie als ein ſchwammichtes und lockeres Eingeweide gleichſam zu- ſammengedrückt werden kann, von ſehr unbeſtimmten Umfange und ungewiſſer Größe. Doch findet man ſie im geſunden, natürlichen und vollkommenen Zuſtande mei- ſtentheils ohngefähr fünf bis ſechs Zoll lang, drey Zoll breit, einen Zoll dicke und beynahe zwölf Un- zen ſchwer. Bey widernatürli- chen Verhärtungen, welche ein ſehr gemeines Uebel dieſes Eingewei- des zu ſeyn pflegen, und wobey man auch wohl zuweilen Steine darinnen antrifft, hat ſich das Ge- wicht derſelben von einigen ſogar bis auf zwanzig, dreyßig und meh- rere Pfunde erſtrecket. Es rüh- ret dieſes von ihrem lockern und ſchwammichten Weſen her; daher ſie oftmals von einem geringen Stoße oder Falle, vom heftigen Erbrechen in der Schwangerſchaft oder andern Gewaltthätigkeit, oder auch wohl ohne dieſelbe zerborſtet und einen plötzlichen Tod verur- ſachet. Aeußerlich iſt ſie mit ei- ner ziemlich feſten Haut oder Be- kleidung, welche als ein Fortſatz von dem Darmfelle herkömmt, überzogen, und welche bey den Menſchen und den mehreſten vier- füßigen Thieren einfach, bey den Kälbern aber wirklich doppelt zum Vorſchein kömmt, ſo daß ſich bey- de Schichten ſehr bequem mit dem Zergliederungsmeſſer von einan- der trennen laſſen. Genaue Be- obachter haben auch an dieſem äu- ßerlichen Ueberzuge ſehr viele und beſondere Schweißlöcher wahrge- nommen, woraus man abneh- men kann, daß das Eingeweide ſelbſt der unmerklichen Ausdün- ſtung fähig ſey, welche ſich auch durch andere angeſtellte Verſuche für beſtätiget gefunden. Gleich- wie nun die Milzſchlagader, ar- teria ſplenica, die als ein beſon- derer Abkömmling der Bauchſchlag-

aber, arteriae coeliacae, in einer geſchlängelten Richtung zur Milz gelanget, dieſem Eingeweide eine anſehnliche Menge Blut zuführet, ſo wird ſelbiges durch eine einzige große, und ihre Schlagader durchgängig begleitende Milzblutader, vena ſplenica, welche ſich mit der Gekröſeblutader, vena meſaraica. endlich vereiniget, von dannen wieder abgeleitet. Außerdem hat dieſes Eingeweide auch ſeine beſondern Nerven und lymphatiſchen oder Flußwaſſergefäße, welche letztern ſich, wie alle übrigen in der Bauchhöle befindlichen, in den Milchbehalter ergießen. Aus den neuern und beſtätigten Erfahrungen berühmter Zergliederer weis man endlich nunmehr mit zuverläſſiger Gewißheit, daß dieſes Eingeweide weder einen beſondern Ausführungsgang beſitze, noch auch daß es aus einer drüſichten Bauart oder Drüſenſubſtanz beſtehe. Es beſteht vielmehr daſſelbe aus einem Fächergewebe, worein nicht nur die letztern Enden der pulsaderichten Gefäße ſich endigen, ſondern woraus auch die erſten kleinen blutaderichten Gefäße ihren Urſprung nehmen. Und eben daher kommt es, daß die Milz beynahe die Beſchaffenheit eines lockern Schwammes an ſich hat, und ſo ſaftig iſt, daß, wenn man die Gefäße auswäſcht, und auftrocknet, faſt nichts davon übrigbleibt. Werden aber die Gefäße angefüllet, ſo ſieht man, daß ſowohl Schlagadern als Blutadern in die Milz laufen, das innerſte derſelben mit den feinſten Zweigen durchdringen, und durch ein zartes Fadengewebe untereinander feſtgehalten werden. Da nun theils keine Feuchtigkeit durch einen beſondern Ausführungsgang von dieſem Eingeweide abgeführet wird, theils auch die großen und lockern Gefäße und Fächerchen dem Blute keinen beſondern Widerſtand leiſten, ſo muß daſſelbe freywillig daſelbſt aufgelöſet, und folglich flüßiger werden, und ſeine gerinnbare Eigenſchaft ablegen. Es dienet daher daſſelbe zu nichts anders, als das dicke und zähe Blut der Pfortader durch ſeinen ergießenden Einfluß dünne zu machen, die Blutgelieferungen, Verſtopfungen, und allerhand andere leicht zu befürchtende Unfälle zu verhüten, auch vermöge der, von dem langſamern Umlaufe und Entwickelung laugenhafter Salztheilchen ihm gleichſam eigenen, Schärfe das zähe, ölichte und fettige Weſen dieſes Pfortaderblutes deſto beſſer aufzulöſen. Ob man nun ſchon ſowohl in den ältern als neuern Zeiten, bey Menſchen und Thieren, die Milz ohne augenſcheinliche und unmittelbare Lebensgefahr ausgeſchnitten, und dieſes oftmals darum gethan, weil man nicht nur dieſes Eingeweide

weide für ſehr überflüßig und entbehrlich angeſehen, ſondern auch denjenigen Schmerz, welcher ſich nach einer vorhergegangenen heftigen Bewegung in der Biegung des Grimmdarmes, die nahe an der Milz liegt, vielmals offenbaret, auf die Rechnung der Milz geſchoben, ſo ſchwächet dieſes doch den nur angeführten Nutzen derſelben, und die von ihr zu erwartenden Vortheile keinesweges, ſondern beweiſet vielmehr, daß die Verdauung und andere Handlungen des Körpers dabey allemal Schaden leiden müſſen. Auch die übrigen Thiere ſind mit dieſem Eingeweide verſehen, die Blutloſen ausgenommen, und mangelt ſie daher den Würmern und Inſecten. Sie iſt aber auch nicht bey allen durchaus einerley, ſondern fällt in Anſehung der Anzahl, Größe und äußerlichen Geſtalt, oft ſehr verſchieden aus. Man könnte faſt ſagen, daß auch die vierfüßigen ſäugenden Thiere eine eigentliche Milz, und die übrigen nur ſo ein milzähnliches Eingeweide bey ſich hätten. Dieſes trifft ſchon bey den Vögeln ein, bey denen ſie roth, länglicht, im Mittelpuncte des Gekröſes gelagert, diſſeits des letzten Endes etwas dicker, aber kaum mit dem Magen verbunden, und überhaupt ſo klein iſt, daß ſie weder zu dem Magen, noch zu der Leber einiges Verhältniß hat, und daher in kleinen Vögeln kaum einen Gran ſchwer wieget. Bey den Amphibien hält man dasjenige für die Milz, was ebenfalls im Mittelpuncte des Gekröſes, gleichſam einer rothen, und mit großen Gefäßen bedeckten Drüſe ähnlich ſieht. In den Fiſchen iſt ſie ein langer, vorneher flacher, und dünner Körper, der dem äußerlichen Anſehen nach eine blutige Farbe hat, und übrigens ſowohl der Lage als Figur nach mit der Milz der vierfüßigen Thiere ſo ziemlich übereinkommt; und einerſeits an dem Magen, andererſeits an der Leber und dem Gedärme herum befindlich iſt.

Milzkraut.

Milzkraut und Frauenhaar werden öfters mit einander verwechſelt, und wirkliche verſchiedene Pflanzen bald mit dieſem, bald mit jenem Namen beleget. Beydes ſind Farnkräuter, welche die Geſchlechtsnamen Adianthum und Aſplenium erhalten; und damit man auch im Deutſchen die gewöhnlichen Namen gehörig unterſcheide, kann man Adianthum, Frauenhaar, und Aſplenium, Milzkraut nennen. Beyde tragen die Befruchtungswerkzeuge und den daraus entſtehenden Saamen auf der hintern Fläche des Blattes, und dieſe ſtellen bey dem Milzkraute lauter Streifen oder Linien vor, welche einerley

ley Richtung halten, und meiſtentheils ſchief geſtellet ſind; deswegen heißt Herr Oeder dieſes Geſchlechte Streifenfarn; da hingegen bey dem Frauenhaar die davon gemachten Flecke mit dem zurückgerollten Rande des Blattes bedecket ſind. Da nun die Geſtalt und Lage der Fruchttheilchen bey den Farnkräutern die Geſchlechtskennzeichen abgeben, haben Herr v. Linné und andere ehedem beſonders angenommene Geſchlechter unter Milzkraut, oder Aſplenium vereiniget; von welchen wir jedoch einige, welche unter andern Namen überall bekannt ſind, auch von Herrn Gleditſch mit einander nicht vereiniget worden, beſonders anführen wollen, nämlich Hirſchzunge, Mauerraute und Wiedertodt, von den übrigen Arten aber, deren überhaupt nach dem Herrn von Linné fünf und zwanzig beſtimmet ſind, nur die merkwürdigſten allhier beſchreiben. Herr v. Linné theilet die Arten nach Beſchaffenheit des Blattes in drey Ordnungen. Einige beſtehen aus ganzen, andere aus federartig zerſchnittenen, und noch andere aus gefiederten Blättern. Zu der erſten Ordnung gehöret vorzüglich die Hirſchzunge, Lingua ceruina, oder Scolopendrium, zu der andern

das eigentliche oder wahre Milzkraut, Ceterach offic. welches man zum Unterſchiede von den andern, das federartig zerſchnittene Milzkraut, nicht aber füglich wegen der Geſtalt des Blattes, Hirſchzunge, nennen könnte. Es wächſt ſolches in den feuchten Ritzen der Klippen im Morgenlande, Italien, und um Montpellier. Die fäſerichte braune Wurzel treibt kurzgeſtielte, drey bis vier Zoll lange, auf der obern Fläche grüne, auf der untern, wegen der daſelbſt aufſitzenden Fruchtkörperchen und darüber hinliegenden Schuppen, gelbbraune, und am Rande wechſelsweiſe in ſtumpfe Lappen zerſchnittene Blätter.

Es wurde dieſes Milzkraut zu den ſogenannten Haarkräutern in der Apotheke gerechnet, und in den ältern Zeiten zu Auflöſung der ſtockenden Säfte, ſonderlich im Milze und der Lungen angerühmet. Nach und nach iſt ſolche in Vergeſſenheit gerathen, bis in den neueſten Zeiten der Gebrauch davon wieder empfohlen, auch neue Tugenden derſelben entdecket worden. Der Engliſche Arzt John Hill hat in einer Abhandlung über die Natur und Cur der Milzkrankheit den Gebrauch dieſer Pflanze von neuen empfohlen, und die gelinde auflöſende und abführende Kraft derſelben bey verſtopften Eingeweiden des Unterleibes beſtätiget; und da die alten Griechen gemeiniglich funfzig

Tage den Gebrauch davon fortſetzeten, um dergleichen Verſtopfungen zu heben, und die ſogenannte Milchſucht zu heilen, ſo verſichert Herr Hill, daß öfters zwey Drittel von dieſer Zeit hinlänglich geweſen, und die Patienten den glücklichen Wechſel ihrer Leibesbeſchaffenheit, ſo zu ſagen, an jedem Tage verſpüret. Herr Hill aber erinnert hierbey, wie die Pflanze ſorgfältig zu ſammlen, damit der, auf der untern Seite der Blätter vorhandene Saamenſtaub, in welchem vorzüglich die Kraft befindlich, nicht verloren gehe. Man kann ſolche zu Pulver gerieben einnehmen, oder einen Aufguß mit Waſſer gebrauchen, oder auch eine Eſſenz daraus zubereiten. Ueberdieſes hat Herr Morand in dem Dictionaire Encyclopedique dieſe Pflanze als ein vortreffliches urintreibendes Mittel, auch wider die Steinſchmerzen empfohlen, welches auch ein anderer franzöſiſcher Arzt, Herr Miſſa beſtätiget. Beyde laſſen das Kraut in Waſſer kochen, und täglich davon früh zwey Schälchen trinken.

Zu den Arten, welche gefiederte Blätter haben, gehöret die **Mauerraute** und der **Wiedertodt**, von den andern bemerken wir

2) das **dreyfach gefiederte Milzkraut**, welches auch **Frauen- oder Venushaar**, Adianthum nigrum, Capillus venereus, und vom Herrn von Linne Asplenium adianthum nigrum genennet wird. Es wächſt ſolches in Frankreich, Italien, England an ſchattichten Oertern zwiſchen Steinen und Mauren. Die Wurzel iſt ſeitwärts gerichtet und mit ſchwarzen, haarichten Faſern beſetzet. Der Blattſtiel iſt wohl einer Spanne lang, ſchwarz, glänzend und in Zweige abgetheilet; gemeiniglich theilet ſich ſolcher in dreyfache Zweige, und das Blatt iſt dreyeckicht, dreyfach äſtig gefiedert, und die Blättchen ſind wechſelsweiſe geſtellet, und in eyförmig zugeſpitzte, eingekerbte Lappen zerſchnitten; der Fruchtſtaub iſt ſaffranfärbicht. Dieſe Art wird öfters ſtatt anderer dergleichen Haar- oder Farnkräuter, ſonderlich für das rechte Frauenhaar gebrauchet, und zu gleichem Endzwecke angewendet. Vielleicht aber iſt davon weniger zu hoffen; wie wir noch überhaupt an den wirkſamen Beſtandtheilen dieſer Kräuter zweifeln. Die übrigen Arten übergehen wir, da ſelbige außer dem Geburtsorte nicht leicht vorkommen werden, auch keinen Nutzen ſchaffen.

Milzkraut, S. auch **Steinbrech, goldner**, und **Traubenfarn**.

Mineralien.

Mineralia, werden im weitläuftigen

kigen Verſtande diejenigen natürlichen Körper genennt, welche in und auf dem Erdboden erzeugt, und als ſolche Körper gefunden werden, die kein Leben und keine organiſirten Theile haben. Es gehören zu ſelbigen: Erden, Steine, Salze, verbrennliche Subſtanzen, Metalle und Erze, wie auch das Waſſer. Die Verſteinerungen und figurirten Dinge ſind ebenfalls den Mineralien beyzuzählen, ob ſie wohl als zufällige Dinge betrachtet werden müſſen. Im engern Verſtande nennt man nur Erze, Salze und brennbare Subſtanzen Mineralien, und rechnet weder Erden noch Steine, noch vielweniger verſteinerte und figurirte Dinge darzu. Wir halten aber dafür, daß diejenigen, welche den erſten Begriff feſtſetzen, nicht irren, ſondern Grund dazu haben. Die Lehre oder Wiſſenſchaft, wo von allen dieſen Körpern gehandelt wird, heißt die Mineralogie.

Minkſchen. S. Riedgras.

Minne.

Münne zu Cölln, bey uns Dievel, Richt. auch Thiebel. ſ. unſere Artickel, Dickfiſch und Dickkopf, Th. II. S. 322. desgl. Karpe, Cyprinus Cephalus, Linn. Sp. 6. Th. IV. S. 404.

Minnebaum.

Mit dieſem Namen beleget Herr Planer das neue Pflanzengeſchlecht, Sirium Linn. Der glockenförmige, gefärbte Kelch iſt vierfach eingeſchnitten. Das Blumenblatt fehlet; hingegen beſchreibt Hr. v. Linne' ein vierfaches Honigbehältniß, welches den Kelch krönet oder denſelben verſchließt; am Kelche ſitzen auch vier Staubfäden, welche unterwärts haaricht ſind. Der Fruchtkeim ſteht unter dem Kelche, und der Griffel trägt einen dreyſpaltigen Staubweg. Die Frucht iſt eine dreyfächeriche Beere. Die geſtielten, einfachen Blätter ſtehen einander gegen über, und die Blumen ſind ſtraußförmig mit einander vereiniget.

Minuartie.

Minuartus war zur Zeit, als Löfling ſeine Reiſe verrichtete, ein Apotheker in Madrit, und wird von dieſem als ein großer Beförderer der Kräuterkunde gelobet. Es hat ſelbiger auch das Geſchlecht Cerviana zuerſt beſtimmet, welches aber nachher Hr. v. Linne' mit dem Pharnaceo vereiniget. Die Blume der Minuartie zeiget nur fünf ſteife, pfriemenartige und ſtehenbleibende Deckblätter, welche man für den Kelch annimmt; drey zarte Staubfäden umgeben den dreyeckichten Fruchtkeim und drey dünne kurze Griffel mit dickern Staubwegen. Das Saamenbehältniß iſt viel kürzer als der Kelch, länglicht, dreyeckicht, öffnet ſich

mit drey Klappen, zeiget aber nur ein Fach, und enthält in dieſem einige rundliche Saamen. Löfling hat drey Arten beſchrieben, welche auch Hr. v. Linne' beybehalten hat. Alle wachſen in Spanien und ſind jährige Pflanzen.

1) Die gabelförmige Minuartie, Min. dichotoma. Die Wurzel iſt fäſericht. Der Stängel wird nicht über einen Daumen hoch und theilet ſich oberwärts in zwo Zweige, die ſich weiter gabelförmig vertheilen. Die Blätter ſind ungeſtielt, einander gegenüber geſtellt, und laufen aus einem breitern Anfange ſpitzig zu; in dem Winkel der gabelförmig abgetheilten Zweige ſitzet ein einzelnes Blümgen, deſſen Kelchblättchen ſelten ausgebreitet ſind. Das borſtenartige Deckblatt iſt länger als die Blume. Das ganze Pflänzchen iſt ſteif und hart.

2) Die Feldminuartie, Min. campeſtris, zeiget borſtenartige, ſteife, glatte Blätter; die Blumen ſtehen auf den Spitzen der Zweige wechſelsweiſe, und das Deckblatt iſt kürzer als die Blume; außer den fünf Kelchblättgen bemerket man auch fünf ganz kleine Blumenblätter, wie denn auch die Anzahl der Staubfäden ſich bis auf zehen zuweilen vermehret, die Zahl der Griffel aber immer einerley bleibt. Man könnte dieſe vielleicht beſſer für eine Art Sandſpargel halten.

3) Die haarichte Bergminuartie, Min. montana. Der einfache, niedrige, haarichte Stängel theilet ſich in einige kurze Zweige, an welchen die Blumen ſeitwärts wechſelsweiſe ſtehen. Die Blätter ſind einander gegenüber geſtellet, linienartig und haaricht. Das Deckblatt iſt länger als die Blume.

Mire.

S. Gauchheil und Vogelmeier.

Mirten.

S. Myrten.

Miſpel.

Miſpel oder Meſpelbaum. Die Geſchlechter Meſpilus, Crataegus und Sorbus, ſind mit einander nahverwandt. Blume und Frucht kommen in allen dreyen miteinander überein, nur die Anzahl der Griffel und der Saamen iſt verſchieden, und wegen dieſes Unterſchiedes haben Herr von Linne', auch Hr. v. Haller in der erſten Ausgabe von den Schweizeriſchen Pflanzen, dieſe Geſchlechter beybehalten, und dem Crataego zween Griffel und zween Saamen, dem Sorbo drey Griffel und drey Saamen, und dem Meſpilo fünf Griffel und fünf Saamen zugeignet, und ſelbige dadurch von einander unterſchieden. Da aber dieſe Unterſchei-

dungs-

dungszeichen nicht wichtig, auch nicht immer beſtändig ſind, hat Herr von Haller in dem Verzeichniſſe der Göttingiſchen Pflanzen alle drey Geſchlechter unter dem Namen Sorbus, und in der neuern Ausgabe der Schweizeriſchen Pflanzen, unter Meſpilus vereiniget, welchem auch Herr Böhmer und Herr Scopoli gefolget ſind, nur hat der erſte Sorbus, und der letzte Meſpilus zum gemeinen Geſchlechtsnamen angenommen. Herr Hofrath Gleditſch führet dieſe Geſchlechter zwar beſonders an, erinnert aber, wie dadurch die zuſammengehörigen Geſchlechtsarten gegen die Natur zerriſſen würden. Wir ziehen gleichfalls die Vereinigung der Trennung vor; da aber verſchiedene Arten unter beſondern deutſchen Namen bekannt ſind, haben wir jeden an ſeinem Orte anführen, und hier nur die eigentlichen Arten des Miſpelbaumes, oder die meiſten, welche Hr. von Linné unter Meſpilus angeführet, beſchreiben wollen. Wir erinnern nur, wie unter **Ebereſchenbaum**, **Elſebeerbaum**, **Mehlbeerbaum**, **Mehlfäßleinbaum** und **Weißdorn**, die mit dem Miſpelbaume nahverwandten Arten oder Geſchlechter vorkommen, der Meſpilus amelanchier Linn. aber von uns mit dem Birnbaume vereiniget worden. Ehe wir die Arten beſchreiben, wollen wir die Geſchlechtskennzeichen des Miſpelgeſchlechtes kürzlich wiederholen. Auf dem einblätterichten, vertieften, fünffach eingeſchnittenen Kelche ſitzen fünf rundlichte, vertiefte Blumenblätter, und ohngefähr zwanzig Staubfäden. Die Anzahl der Griffel ſoll fünfe ſeyn, jeder trägt einen knöpfichten Staubweg. Die faſt kugelförmige, fleiſchichte Frucht iſt mit den vergrößerten, gegeneinander gerichteten Kelcheinſchnitte beſetzet, und enthält gemeiniglich fünf ſteinartige, höckerichte Saamen. Die Blätter ſtehen bey allen Arten wechſelsweiſe an den Aeſten.

1) **Gemeiner Miſpelbaum**, **Neſpel**, **Heſpellein**, oder **Heſpelſtrauch**, Meſpilus germanica L. iſt ein niedriger, äſtiger Strauch, welcher zuweilen von ſelbſt zu einem ſchwachen Bäumchen aufwächſt, oder doch gezogen werden kann. Die Aeſte endigen ſich mit langen ſteifen Dornen, woran der junge Trieb weißlicht nnd wollicht iſt. Das Laub bricht im April hervor. Die Blattſtiele ſind kurz, und oberwärts ausgefurchet, die Blätter ſelbſt oberwärts etwas haaricht und dunkelgrün, unterwärts wollichter und heller, lang, ſchmal, lanzetförmig, mehr oder weniger am Rande ausgezacket, ſelten völlig ganz. Die Blüthe erſcheinet im May. Die Blumenblätter ſind groß,

groß, weiß mit etwas röthlichten vermiſchet, und roſenförmig ausgebreitet; ſie ſtehen einzeln, auf kurzen, kaum merklichen Stielen, in welche ſich die kleinen Seitenzweige endigen, daher Herr von Linne' ſolche als ungeſtielt beſchrieben. Die fleiſchichte, derbe Frucht iſt erſtlich hellbraun, wird aber bey der Reife ganz dunkel. Sie iſt oben auf dem platten Wirbel mit den vergrößerten Kelcheinſchnitten gekrönet, und mit einem weißlichten harten Marke, und fünf langen, ſteinharten, dreyeckichten, auf der andern Seite aber platten Saamen erfüllet. Wenn das Laub im October nach den erſten Reifen zu fallen anfängt, ſind die Früchte zeitig, obgleich noch nicht zu eſſen. Man findet dieſen Strauch in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands in dichten Buſch- und Schlaghölzern, und im guten, lockern, doch etwas feuchten Grunde, aus einer ſtarken, holzichten, dauerhaften Wurzel hervorwachſen. Die gemeinſte Vermehrung geſchieht durch die Kerne, welche aber lange liegen, ehe ſie in den Waldungen aufgehen, deswegen, und damit man auch größere und beſſer ſchmeckende Früchte erlange, pfleget man das Pfropfen auf Weißdorn oder Quitten zu veranſtalten. In den wärmern Gegenden von Europa ſoll eine beſſere und größere Sorte des Miſpelbaumes von ſelbſt wachſen, welche auch unter dem Namen des großen holländiſchen Miſpelbaumes bekannt iſt, und von Millern als eine beſondere Art aus der Urſache betrachtet wird, weil bey der wilden gemeinen Art die Blätter mehr ganz, die Blumen kleiner, und die Früchte länglichter, oder mehr birnförmig ſind. Es wird aber mit dieſem, wie mit Birnen, Aepfeln und andern Obſtbäumen gehen, bey welchen Wartung und Kunſt mancherley Veränderungen und Abarten hervorgebracht. Da man dieſen Baum ſonderlich wegen der Frucht in den Gärten unterhält, wird man die größte Sorte wählen, und damit man dabey nicht irre, oder ſolche mit der gemeinen verwechſele, bemerken wir, wie daran die Stacheln gänzlich mangeln, die Blätter größer, über ſechs Zoll lang und über zween Zoll breit, am Rande weitläuftig ausgezahnet, und hinten am kurzen Stiele öfters noch mit zween kleinen Anhängen, als kleinen Nebenblättern, verſehen ſind. Die Blüthe erſcheint gemeiniglich erſt im Juni; der Kelch iſt etwas wollicht, und die Einſchnitte ſind länger als die weißen Blumenblätter, welche jedoch größer, als bey der gemeinen Art ausfallen. Die Früchte ſind mehr rundlicht, größer, öfters zween Zoll dicke. Um dergleichen große Früchte zu

erhalten, unternimmt man das Pfropfen auf Stämme der gemeinen Art, oder auf den Weißdorn, oder nach Millern auf Birn- und nach dů Hamel auf Quittenſtämme. Es wächſt die große Sorte faſt in jedem Boden, wenn ſelbiger nur nicht gar zu ſchlecht iſt. Iſt ſolcher nicht zu trocken, erhalten die Früchte eine anſehnliche Größe, doch werden ſie im trocknen Erdreiche ſchmackhafter, wenn ſie auch kleiner ausfallen. Man läßt ſie entweder für ſich als hohe Bäume aufwachſen, oder zieht ſie an Spalierwände; im letzten Falle ſoll ſich der Gärtner wohl vorſehen, daß er die äußerſten Zweige nicht zu ſtark wegnehme, weil auf dieſen gemeiniglich die Tragknoſpen befindlich ſind. Daß die Früchte, wenn ſie gleich reif ſind, nicht ſogleich zum eſſen taugen, ſondern erſt weich oder moll werden müſſen, iſt bekannt. Herr von Münchhauſen in des Hausvaters 3 Th. 515 S. giebt hierzu noch beſonders Anweiſung, nach welcher ſie, wenn die Blätter abzufallen anfangen, abgebrochen, in ein reines Tuch und mit dieſem zwiſchen Betten geleget werden ſollen, indem ſie, weil auf ſolche Weiſe keine Luft dazu kommen kann, ſaftiger und im Geſchmacke angenehmer bleiben. Aus der mehr dunkeln Farbe, und einiger Weichigkeit beym Anfühlen, kann man leicht abnehmen, wenn ſie eßbar ſind, doch bleiben ſie hierauf nur kurze Zeit zum Gebrauche tauglich. Dů Hamel tadelt dieſe Früchte, weil ſie gemeiniglich von innen weich zu werden anfangen, wenn ſie äußerlich noch faſt grün und hart ſind, und wenn hingegen die Oberfläche weich wird, bereits einen faulenden Geſchmack von ſich geben. Bey der Frucht des gemeinen Miſpelbaumes ſoll dieſer Umſtand nicht ſtatt finden, deswegen dů Hamel deſſen Früchte mehr als der übrigen achtet. Es giebt auch Miſpelbäume, deren Früchte ohne Kerne ſind, und welche ganz gegeſſen werden können; die vorhergehende Blume iſt gefüllet, ohne Staubfäden und Griffel. In Frankreich werden die Früchte, als Confituren eingemachet. Es haben ſelbige eine zuſamenziehende Eigenſchaft, und werden daher von einigen wider den Durchfall empfohlen, Wedel aber hat ein Beyſpiel angeführet, daß davon Verſtopfung des Leibes mit dem böſen Weſen entſtanden ſey. Nach Herr Hofrath Gleditſchens Erfahrungen können die Blätter und Zweige zum Lohgerben gebrauchet werden. Das Holz iſt feſte und zähe, und läßt ſich, wenn es gerade gewachſen, ſauber bearbeiten und hobeln.

Die andere Art dieſes Geſchlechts beym Herrn von Linné iſt der

2) immergrünende ſtachlichte Miſpelbaum, Meſpilus pyracantha, welchen wir unter dem Namen Mehlfäßleinbaum angeführet.

3) Virginiſcher Miſpelbaum mit Erdbeerbaumblättern, Meſpilus arbutifolia Linn. wächſt in Virginien. Der Stamm bleibt niedrig. Die Vergleichung der Blätter mit dem Erdbeerbaume iſt faſt nach allen Schriftſtellern angenommen worden; ſie ſind kurz geſtielt, über zween Zoll lang und einen Zoll breit, am Ende ſpitzig, am Rande eingekerbet, und daſelbſt mit kleinen, braunen, drüſenartigen Puncten beſetzet, oberwärts glatt, dunkelgrün und auf den mittlern Adern mit feinen röthlichen Haaren gezieret, unterwärts etwas wollicht und gelblicht weiß. Gemeiniglich ſitzen drey, auch viere bey einander, gegen den Herbſt werden ſie roth und fallen endlich ab. Im Junius treiben aus den Spitzen der Aeſte kleine Blumenbüſchel. Der Blumenſtiel und der Kelch ſind haaricht und die Kelcheinſchnitte röthlich, eingekerbt, zuweilen ſechſe an der Zahl, und eben ſo findet man auch öfters ſechs, ſieben bis acht weiße Blumenblätter, man ſieht aber deutlich, daß die vermehrte Zahl aus den Staubfäden entſtanden. Die Frucht iſt klein, ohngefähr von der Größe einer Wachholderbeere, im Anfange des Herbſtes roth, zuletzt mehr braunroth und mit einem platt gedrückten Nabel verſehen. Der Baum treibt gemeiniglich aus der Wurzel Schößlinge, wodurch die Vermehrung geſchwinder, als durch den Saamen geſchieht. Man kann auch Ableger machen, oder davon auf den gemeinen Weißdorn pfropfen. Wegen des Nutzens darf man ſolchen nicht anziehen, iſt auch gegen die Kälte empfindlich und muß nach und nach daran gewöhnet werden. Er liebet ein lockeres Erdreich.

4) Canadiſcher Miſpelbaum mit verkehrt eyförmigen Blättern, Meſptlus canadenſis Linn. wächſt in Canada und Virginien, und erreichet ohngefähr fünf Fuß Höhe. Die kurzgeſtielten Blätter ſind eyförmig, länglicht, unten ſchmal, nach der Spitze rund und breiter, ohngefähr drey Zoll lang und einen Zoll breit, am Rande fein ausgezahnet, auf beyden Flächen glatt, auf der obern dunkelgrün, auf der untern weißlicher und glänzender; gemeiniglich drey auch mehrere ſtehen bey einander. Im May und Junius erſcheinen die Blumenbüſchel an den Spitzen der Zweige. Die Blumenſtiele und Kelcheinſchnitte ſind wollicht, die Blumenblätter halb weiß, halbröthlich, am Rande fein eingekerbet, und die, im Herbſte reifenden, Beeren am Nabel niedergedrückt, ſchwarz und an Größe der gemei-

nen Wachholderbeere gleich. Es verträgt ſolcher unſere Winter recht gut, und kann durch Saamen, auch eingelegte Zweige fortgepflanzet werden. Nur der Abwechſelung wegen wird man ſelbigen unterhalten, da auf keine Weiſe Nutzen davon zu erlangen.

5) Die Zwergmiſpel mit völlig ganzen Blättern, wilde Quitte, Bergquitte, Chamaemeſpilus Geſneri. Meſpilus Cotoneaſter Linn. wächſt auf den pyrenäiſchen und ſchweizeriſchen Gebirgen, auch auf dem Berge Ararat und bleibt ein ſchwacher, niedriger Strauch von vier-bis fünf Fuß Höhe. Die Blätter ſtehen einzeln, betragen der Breite und Länge nach nicht viel über einen Zoll, und ſind daher faſt rundlich, am Ende etwas zugeſpitzet, völlig ganz, oberwärts grün und glatt, unterwärts weiß und wollicht, wodurch auch der Rand weißlich gemachet wird. Blätter- und Blumenſtiele ſind mit weißer, glänzender Wolle bedecket. Die Blumen erſcheinen im May oder Junius aus dem Blätterwinkel in der zwoten auch mehrern Zahl und hängen unterwärts. Der Kelch iſt grün und röthlich, wollicht; die Blumenblätter ſind klein, weißröthlich, niemals recht ausgebreitet. Das unter der Blume befindliche Deckblättchen iſt roth. Die Staubfäden ſind einwärts gebogen. Die Zahl der Griffel wird von zween, drey und fünfe angegeben. Die im Auguſt reifen Beeren ſind unſchmackhaft, roth, einer Erbſe groß, mit einem zuſammengedrückten Nabel; in dem gelblichten mehlichten Marke liegen gemeiniglich nur zween oder drey Saamen. Auch dieſer hat keinen Nutzen, verlanget aber auch keine beſondere Wartung, nimmt auch mit ſchlechten Boden verlieb, iſt gegen die Kälte ziemlich hart und treibt bewurzelte Schößlinge, durch welche, wie auch Ableger, Pfropfen und Saamen die Vermehrung leicht geſchehen kann. Der Ruſſiſche Zwergmiſpelbaum, welchen Amman beſchrieben und auch Herr du Roi angeführet hat, iſt eine Abart des jetztbeſchriebenen, und der Unterſchied beſteht vornehmlich in den ſchwarzen Beeren.

6) Zwergmiſpelbaum mit eingekerbten Blättern, heißt auch bey einigen wilde Kutten. Cotoneaſter oder Chanaemeſpilus, und iſt Meſpilus Chamaemeſpilus L. wächſt auf den Pyrenäiſchen, Schweizeriſchen und öſterreichiſchen Gebirgen. Iſt ein niedriger, zuweilen kaum über eine Elle hoher, mehr ausgeſtreckter Strauch mit krummen und verwirrten Aeſten. Die Blätter ſind feſt, eyförmig, zugeſpitzt, ausgezahnt, auf beyden Flächen glatt, unterwärts blaßgrün, und mit großen, langen, röthlichen, zeitig abfal-

abfallenden Blattanſätzen verſehen. Nach Hrn. Scopoli Beſchreibung iſt die untere Fläche der Blätter wollicht. Die dichten Blumenbüſchel entſtehen aus dem Blätterwinkel, und ragen kaum über die Blätter hervor. Die gefärbten Deckblätter ſind faſt länger als die Blumen, und fallen zeitig ab. Die Blumenblätter ſind weißröthlicht; der Kelch iſt öfters purpurfarbig. Die Zahl der Griffel und Saamen iſt verſchieden. Jacquin hat nur zwey, Hr. v. Haller drey und ehedem Cluſius viere, auch fünfe angegeben. Die Frucht iſt ſchwarz, aber durchaus mit weißlichen Haaren beſetzt, und ſoll zum eſſen taugen. Hr. Cranz in dem Faſciculo II. ſtirp. auſtriacarum rechnet dieſen Strauch zum Sorbo, und erinnert, wie die Blätter auf der untern Fläche zwar anfangs nichts wollichtes zeigten, nach und nach aber dergleichen Ueberzug erhielten, jedoch ſelbigen auch wieder abſetzten, und wie die Frucht nicht füglich eine Beere zu nennen, ſelbige auch würklich in zwey Fächer abgetheilet, und in jedem Fache nur ein Saamen anzutreffen ſey.

Und da wir bey dieſer Art des Hrn. Cranzes erwähnet, erinnern wir noch, wie derſelbe nicht nur dieſe beſchriebenen Miſpelbäume und die andern oben bemerkten nahe damit verwandten Geſchlechter, ſondern auch Birnen, Aepfel und Quitten mit einander vereiniget, und aus allen dieſen zwey Geſchlechter, Meſpilus und Sorbus gemachet, dem Meſpilo eine genabelte und in keine Fächer abgetheilte, hingegen dem Sorbo eine genabelte und in mehrere oder wenigere Fächer durch beſondere Scheidewände abgetheilten Frucht zugeeignet; daß nur Birnen, Aepfel und Quitten von demſelben zu dem letzten Geſchlechte gerechnet worden, erhellet leichtlich, obgleich der Unterſchied zwiſchen dieſen und dem zuletzt beſchribenen Zwergmiſpelbaume und andern Sorbusarten gar merklich iſt.

Miſpel, S. auch Miſtel.

Miſpelbirne.

S. Birnbaum.

Miſtel.

Unter dem Geſchlechte Viſcum führet Herr von Linné ſechs Arten an, davon zwar eine aus der Erde hervorwächſt, die übrigen aber als Schmarotzerpflanzen auf andern Pflanzen wohnen, und daher alle, außer einer, in Carolina und Jamaika zu Hauſe ſind; daher wir nur die eine, bey uns einheimiſche, anführen wollen. Es wird dieſe wegen der Frucht

Die weiße Miſtel, oder auch Miſpel, und weil ſelbige häufig auf den Eichbäumen wächſt, die

Eichen-

Eichenmiſtel, ſonſt auch heiliges Creuzholz, Heil aller Schaden, Vogelleim, Ginſter, Kinſter, Kenſter, Affolte, Marentocken genannt, Viſcus quernus offic. Viſcum album Linn. Weil dieſer kleine ausgebreitete Strauch ſeinen Stand niemals auf der Erde nimmt, ſondern beſtändig auf andern Bäumen auffitzet, hat man mancherley falſches und abergläubiſches davon aufgezeichnet. Man behauptete unter andern, daß keine Miſtel aufkeime, wenn nicht der Saame zuvor durch die Gedärme der Vögel gegangen und mit dem Unrathe wieder ausgeworfen worden. Andere wollen den Miſtel mit den Haaren, Hörnern und Klauen der Thiere vergleichen, und für einen beſondern Auswuchs der Bäume ſelbſt annehmen. Dieſe und andere bey den ältern Schriftſtellern vorkommende Irrthümer ſind in den neuern Zeiten gänzlich widerleget und bewieſen worden, der Miſtel ſey, in Anſehung ſeines Wachsthums, von andern Pflanzen nur darinnen verſchieden, daß ſolcher, ſtatt in der Erde zu wachſen, ſeine Säfte, wie verſchiedene andere Schmarotzerpflanzen, aus der Rinde und dem lockern ſaftreichen Splinte der Bäume ziehe, nachdem zuvor der Saamen dahin geführet und am Keimen nicht verhindert worden. Es hat die Miſtel wirklich eine Wurzel und Stamm, Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte, wie andere Pflanzen, und die Blüthen ſind von zweyerley Geſchlechte. Nach dem Herrn von Linne' ſitzen ſolche auf verſchiedenen Stämmen oder Pflanzen, und Herr Scopoli hat ein gleiches wahrgenommen. Hr. von Haller und Hr. Hofr. Gleditſch aber haben beyderley Blüthen auf einem Stämmchen und oft in gemeinſchaftlichen Büſcheln bey einander gefunden. Beyderley Arten Blumen haben nur eine Decke und man hält ſelbige für den Kelch. Dieſer beſteht bey den männlichen aus vier bis ſechs eyförmigen Blättchen, an deren jeden ein kleiner Staubbeutel ohne beſondere Staubfäden platt auffitzet. Bey den weiblichen Blumen zeiget der Kelch vier oder fünf eyförmige, kleinere Blättchen und ſteht auf dem dreyeckichten Fruchtkeime, welcher keinen Griffel, ſondern nur einen ſtumpfen und mit einem merklichen Ausſchnitte verſehenen Staubweg trägt. Die Frucht iſt eine kleine, glatte, runde Beere, welche einen platten, ſtumpfen, herzförmigen Saamen enthält. Der Hauptſtamm des Miſtelſtrauches iſt einen, zween bis drey Daumen ſtark und treibt zweyſpaltige oder gabelförmig abgetheilte, gegliederte, anfangs grünlichtgelbe, wenn ſie aber älter werden, caſtanienbraune Aeſte, welche nach der

Lage des Stammes entweder auf- oder mehr unterwärts gerichtet ſind, auch dieſe Richtung immerfort behalten, und nicht, wie bey andern Bäumen geſchieht, von unten nach oben zu gebogen werden. Die Blätter ſtehen paarweiſe an dem obern Theile der Zweige einander gegen über, fallen im Herbſte nicht ab, ſind dicke, aber nicht ſaftig, ſteif, glatt, grün, länglicht rund, am untern Ende ſchmal, am Rande völlig ganz und der Länge nach mit ſechs ſtarken Nerven durchzogen. Die Blüthe erſcheint zeitig im Frühjahre, gemeiniglich auf den Knoten in dem Winkel der Gabeln, und die Blumen ſtehen in verſchiedener Anzahl bey einander.

Der Miſtel kömmt auf vielerley Bäumen und Sträuchern zum Vorſcheine, und würde noch häufiger gefunden werden, wenn ihn nicht die ſtarken Regen im Spätherbſte abſpühleten. Denn wenn ſelbiger auf den Bäumen auskeimet, wie auch auf todtem Holze und auf der Erde geſchehen kann, ſo muß er doch, nach Hrn. Hofr. Gleditſchens Beobachtungen, wieder vergehen, wenn der feine ſchwammichte Wurzelkeim, der ſich als eine am Ende kolbige und gekrümmte Warze anſetzet, nicht nur in das lockere Weſen der Rinde eindringen, ſondern auch ſeine verlängerten Fortſätze durch den Baſt in den ſaftreichen und lockern Splint tiefer und weiter ausbreiten könnte. Da er aber öfters daran verhindert wird, ſo vergeht ſolcher vielmals, ehe er ſich erheben und ausbreiten kann, zumal überhaupt das Wachsthum ſehr langſam geſchieht; können aber die warzenförmigen, getheilten Fortſätze des Wurzelkeimes weit genug in die Rinde eindringen, ſo breiten ſich dieſe dermaßen darinnen aus, daß des Baumes Zacken an dem Orte, wo der Miſtel aufſitzt, knoticht werden, Mißgewächſe bilden, und endlich nur ſchwache, oder gar keine Triebe zu machen, vermögend ſind. Der Miſtel dauert indeſſen immer fort, es legen ſich über ſeine Wurzeln bey dem jährlichen Zuwachſe des Holzes jährlich neue Lagen von Splint, welches bey ſeinem Wachsthume ſo lange dauert, bis der größte Theil des ſaftreichen Splintes ſich in hartes und feſtes Holz verwandelt, aus welchem er zuletzt keinen Saft mehr ziehen kann; da denn zwar der Aſt des Baumes abſtirbt, der Miſtel aber noch einige Zeit fortlebet, weil er aus der Luft noch Feuchtigkeiten an ſich zieht. Herr du Hamel hat auch über das Wachsthum der Miſtel viele Verſuche angeſtellet, und will dabey wahrgenommen haben, wie aus jedem Saamen, wenn ſolcher dreyeckicht iſt, zween, oder wenn er mehrere Ecken habe, auch wohl drey bis vier kleine

runde Körperchen oder Keimwurzeln hervorkeimen, die an einem kurzen Stiele hängen, der aus dem fleiſchichten Weſen des Saamens entſpringt; wenn hingegen der Saame länglicht und ohne Ecken ſey, nur ein dergleichen Körper oder Warze, wie wir es zuvor mit Herr Gleditſchen genannt haben, hervorbreche; mithin dieſer Miſtelſaame in der Art zu keimen von allen andern Pflanzen unterſchieden ſey, indem kein Saame bekannt, welcher mehr als eine Wurzel austreibe. Es unterſcheidet ſich der Miſtel auch ferner von andern Gewächſen dadurch, daß ſeine jungen Wurzeln ohne Unterſchied nach einer jeden Richtung fortwachſen, und nach der Lage des Stammes auf- oder unterwärts gehen, da ſonſt die Wurzel ſich allezeit nach unten zu wendet. Ueber des du Hamels Verſuche kann man die Schriften der Pariſer Akademie vom Jahre 1740. und deſſen Naturgeſchichte der Bäume II. Th. 173 S. auch die Abhandlung von Bäumen und Sträuchern weiter nachleſen. Einen Auszug davon hat Hr. Zinn in dem 21ſten Bande des Hamburger Magazins gegeben, welcher auch, ohne des Verfaſſers Namen zu erwähnen, im erſten Theile des Forſtmagazins wieder abgedrucket worden. Herr Koelreuter, welcher über die Befruchtung der Pflanzen viele merkwürdige Verſuche und Beobachtungen angeſtellet, hat uns auch den ganz beſondern Bau derjenigen Werkzeuge, die den Saamenſtaub enthalten und das einige Mittel, deſſen ſich hier die Natur zu Beſtäubung oder Befruchtung der weiblichen Pflanzen bedienet, näher zu erkennen, gelehret. Was man bey andern Pflanzen Staubkölbchen genannt, iſt bey der Miſtel nichts anders, als ein erhabner, ſchwammichter Theil von weißlichter Farbe, der bey dem Männchen die innere Fläche der Blumeneinſchnitte größtentheils einnimmt und feſte daran angewachſen iſt. Er beſteht aus einem zellichten Gewebe, das von innen mit vielen hohlen Gängen von unterſchiedlicher Wendung verſehen iſt, die unter einander Gemeinſchaft haben und den Saamenſtaub, wenn er nach und nach aus der zellichten Subſtanz hervorkömmt, aufzunehmen, und ihn endlich durch gewiſſe rundliche Oeffnungen, die ſich allenthalben auf der Oberfläche dieſes Werkzeuges zeigen, in die Höhle der noch geſchloſſenen Blumen auszuſondern beſtimmt ſind. Die männlichen Blumen öffnen ſich nicht auf einmal, ſondern allmählig, und ſetzen den in ihnen ruhig liegenden ſchwefelgelben und durch ſeine kurze Häckchen mit einander zuſammenhängenden Saamenſtaub der freyen Luft aus. Dieſer wird, wie Herr Koelreuter hier und in

vielen andern Blüthen annimmt, allein durch Inſecten, und zwar hier von mancherley Gattungen von Fliegen, auf die weiblichen Blumen getragen. Es erinnert auch dieſer ſorgfältige Beobachter, wie der Miſtel in dem ganzen Pflanzenreiche vielleicht die erſte Pflanze ſey, von der man ſagen kann, daß ihre Befruchtung von Inſecten, und ihre Fortpflanzung von Vögeln abhänge, und folglich ihre Erhaltung von zweyerley Thieren aus ganz verſchiedenen Claſſen und ohne Zweifel auch hinwieder die Erhaltung von dieſen, in Anſehung ihres nothdürftigen Unterhalts, auf das Daſeyn von jener gegründet iſt. Die Fortpflanzung geſchieht vornehmlich durch die Vögel, welche die, an ihren Federn und dem Schnabel anklebenden Beeren an Ort und Stelle bringen, oder auch durch die Winde im Spätherbſte. Die Beere oder der Saame klebt, wegen des dabey befindlichen leimichten Weſens, leicht an den Aeſten der Bäume an. Auf alten Bäumen, oder ſolchen, welche recht feſtes Holz haben, wird das Keimen und Gedeihen nicht leicht ſtatt finden, es werden hierzu mehr junge, an welchen Rinde und Splint locker und ſaftreich genug ſind, erfordert, wie alle damit von Herrn Hofrath Gleditſch gemachte Verſuche bewieſen haben, wenn die Zweige mit den zerdrückten Beeren und Saamen beſchmieret werden. Es wird bey uns der Miſtel auf allerley Bäumen, und ſowohl auf Laub- als Nadelhölzern gefunden. Als auf Kiefern, Roth- und Weißtannen, Birken, Eichen, Aſpen, Haſelſträuchern, Weißdorne, auch auf den Obſtbäumen. Bey uns trifft man dergleichen faſt am häufigſten auf den Eichen an; doch wird man zuweilen in weitläuftigen Eichwäldern nicht eine einzige Staude, wohl aber auf den einzeln dazwiſchen ſtehenden Fichten oder Kiefern dergleichen finden; wie denn derſelbe auch zuweilen wider Vermuthen auf ſolchen Bäumen zum Vorſchein kömmt, wo er ſonſt gar nicht gewöhnlich iſt.

So ſchädlich der Miſtel in Anſehung der Waldungen, ſonderlich der angehenden Stammbäume iſt, und daher deſſen Vermehrung durch fleißiges Abſchneiden verhindert werden ſoll, ſo nützlich kann hingegen derſelbe auf andere Art ſeyn. In den älteſten Zeiten war dieſer Strauch berühmt. Unſere heidniſchen Vorfahren pflegten inſonderheit diejenige Eiche, worauf ſelbiger gewachſen war, mit beſonderer Hochachtung zu verehren, und nach Plinii Zeugniß wurde nichts heiliger, als der Eichenmiſtel gehalten, und daher Heil aller Krankheiten genannt. Auch das Wort Miſtel ſoll nach der alten Celtiſchen Sprache Gut-

heil heißen; daher man auch glauben wollen, die heidniſchen Prieſter und Weltweiſen oder die Druiden, welche in den ältern Zeiten wegen Heilung des böſen Weſens berühmt waren, hätten dieſe Cur ganz allein mit der Eichenmiſtel verrichtet, wie daher noch der Vers bekannt iſt: ad viſcum, ad viſcum Druydes clamare ſolebant. Daher auch ſehr wahrſcheinlich, daß die Gewohnheit, Miſteln am Chriſtabende auf den hohen Altar zu tragen, welche unter den Chriſten an einigen Orten noch jetzo beobachtet wird, aus dem Alterthume und dieſer vorzüglichen Achtung abſtamme. Der Gebrauch in der Arzneykunſt iſt auch von Alters her eingeführet, und hierzu die Miſtel, welche auf Eichen wächſt, beſonders empfohlen und höher geſchätzet worden, als diejenige, welche auf andern Bäumen wächſt. Ob ſich dieſes wirklich alſo verhalte, und überhaupt, ob der Miſtel ein kräftiges Mittel wider die fallende Sucht, ſtimmen die Aerzte nicht mit einander überein. Von den Neuern haben Boerhaave, Carthäuſer, ſonderlich Herr Colbatch, ein Engländer, dieſe große Tugend von neuen erweiſen und durch viele Geſchichte beſtätigen wollen. Von denjenigen, welche daran zweifeln, wollen wir nur Herr Spielmannen anführen. Will man damit Verſuche anſtellen, ſoll man den Gebrauch einige Zeit fortſetzen, und darzu nicht die, in den Apotheken befindlichen, gemeiniglich von Würmern durchfreſſenen, ſondern friſche Aeſte und Stämme nehmen, und die Rinde nebſt dem Holze, oder lieber die Rinde allein, täglich entweder von einem bis zu zwey Quentchen in Pulver gebrauchen, oder drey bis vier Quentchen mit Wein vermiſchen, und nachdem beydes mit einander in einer gelinden Wärme geſtanden, dieſen Miſtelwein trinken. Man hat auch den Miſtel als ein Verwahrungsmittel wider Schlagflüſſe, bey dem Schwindel und andern Nervenkrankheiten empfohlen; überdieß hat Bauhin das Pulver davon wider die Würmer, und Sim. Pauli wider das Seitenſtechen, und andere noch zu mehrern Krankheiten angerühmet. Daß einiger Unterſchied in Anſehung der Kräfte der Miſtel ſtatt finde, nachdem ſelbige auf verſchiedenen Bäumen wächſt, läßt ſich wahrſcheinlich behaupten, da andere Schmarotzerpflanzen, wie ſonderlich von der Flachsſeide bekannt iſt, von der Pflanze, worauf ſelbige wächſt, Geruch und Geſchmack annehmen. Die Eichenmiſtel hat man neuerlich in dem II. Th. der Actor. Moguntinor. beſonders empfohlen. Das Holz hat weder Geruch, noch Geſchmack, wenn es aber gekochet wird, giebt es einen eckelhaften Geruch von ſich,

ſich, iſt dichte, aber ſpröde, nicht fäſericht, ſondern gleichſam wie gegoſſen, indem die der Länge nach hinlaufenden Faſern häufig mit viel Querfaſern durchſchnitten ſind, welche ungewöhnliche Richtung der Faſern ſich am beſten wahrnehmen läßt, wenn man das Holz anzündet, die Flamme wieder auslöſchet und nachher die glüende Kohle betrachtet. Es läßt ſich dem ohngeachtet gut hobeln und zeiget viel ähnliches mit dem Birkenholze, kann aber nicht genutzet werden, da ſolches niemals genugſame Dicke erhält. In Oeſterreich und dem Wiener Walde wächſt der Miſtel auf Tannen, und aus dieſen werden Roſenkränze gedrechſelt, die auf jedem Kügelchen gleichſam zwo Sonnen vorſtellen. Zur Winterszeit und bey vorfallenden Futtermangel können die jungen friſchen Zweige dieſes Strauches, wo derſelbe häufig zu finden iſt, geſammlet und dem Viehe vorgeleget werden, welche dergleichen gern freſſen.

Die Beeren ſind ſcharf und bitter, und man will ſolche für giftig halten. Sie purgieren heftig; doch ſollen die Ziegen die friſchen Beeren gern freſſen, und der Miſtler, Turdus viſciuorus, hat vom Genuſſe derſelben ſeinen Namen erhalten. Herr Cranz rechnet ſelbige unter die leimichten oder verdickenden Gifte, und ſetzet ſolche neben den Pſyllenſaamen, und von den letzten wird man nicht Schaden zu befürchten haben. Man gebrauchet ſelbige aber zu einem andern Nutzen. Es wird der ſo genannte Vogelleim daraus verfertiget. Man kochet die reifen Beeren mit Waſſer ſo lange, bis ſie aufſpringen, hernach zerſtößt man ſie in einem Mörſel und wäſcht ſie mit Waſſer wieder ſo lange, bis alles leimichte von dem häutigen Weſen ſich abgeſondert und im Waſſer aufgelöſet hat, hierauf wird dieſes Waſſer wieder ſo weit eingekochet, bis der Leim ſeine gehörige Dicke erhalten. Es dienet ſolcher äußerlich zum Lindern und Erweichen, wird aber ſelten von den Aerzten gebrauchet. Es kann auch Leim, nach du Hamels Berichte, aus der Rinde des Strauches bereitet werden.

Außer dem wahren Miſtel bemerken wir auch den Aftermiſtel, und verſtehen darunter das Geſchlecht Loranthus Linn. Nach dieſer Benennung hat man im Deutſchen den Namen Riemenblume erwählet, weil die langen, ſchmalen Blumenblätter, wie Riemen, aufgerollet ſind; eben deswegen aber, weil dieſe gerollt, und die Riemen gemeiniglich ausgeſtrecket ſind, wird man nach der ſtärkſten Einbildung die Aehnlichkeit nicht finden. Auch findet das Aufrollen nicht bey allen Arten ſtatt. Alle hierher gehörigen Arten ſind, wie der

Miſtel, Schmarotzerpflanzen, welche auf andern Bäumen wachſen, und vorzüglich die in Europa befindliche Art zeiget überhaupt viel ähnliches mit unſerer Miſtel, daher wir lieber Aftermiſtel zum Geſchlechtsnamen erwählen wollen. Herr von Linne' beſtimmet neun Arten, davon nur eine in Europa, und dieſe vorzüglich in den öſterreichiſchen Waldungen anzutreffen, die andern alle in Amerika oder Aſia auf den Bäumen wachſen. Daher wir auch nur jene nach Herr Jacquins Beobachtungen beſchreiben wollen.

Der öſterreichiſche Aftermiſtel, Loranthus Europaeus L. wächſt ganz allein auf den Aeſten der Eichen, und gleichet dem Anſehen nach dem gemeinen Miſtel; wird einige Fuß hoch, und treibt viele, weit ausgebreitete Aeſte. Dieſe ſind unten in einen faſt rechten Winkel vielfach gabelförmig abgetheilet. Dieſe Abtheilung geſchieht gleichſam durch Gelenke, und bey jedem ſieht man eine erhabene Cirkellinie; wie denn auch die alten Aeſte einzeln abfallen, an dem Orte aber, wo die Abſonderung geſchehen, keimet eine braune zweyblätterichte Knoſpe hervor, aus welcher ein neuer Aſt aufwächſt, an dieſen bleiben unten die zwey kleinern Knoſpenblättchen ſtehen, und an der Spitze deſſelben treiben zwey Blätter, und zwiſchen dieſen eine neue Gabel aus, welche durch ein Gelenke von dem untern Stamme unterſchieden iſt. Die Blätter ſind länglicht, ſtumpf, völlig ganz, oder kaum merklich eingekerbet, oder ausgeſchweifet, dicke, fettig anzufühlen, immergrünend, geſtielt, und einander gegenüber geſtellet. Die Aeſte endigen ſich mit Blumenbüſcheln. Jeder beſteht ohngefähr aus acht bis zehen Blumen, welche platt aufſitzen, und mit einem kleinen Deckblättchen umgeben ſind. Bey den ausländiſchen Arten ſind alle Blumen Zwitter, bey dieſer aber hat Herr Jacquin allezeit unfruchtbare Zwitter und weibliche Blumen, und zwar beyde auf verſchiedenen Pflanzen gefunden. Der Kelch und die Blumenblätter ſind in beyden einerley. Der Kelch ſtellet einen kleinen, ſechsfach eingekerbten Rand vor, womit der Fruchtkeim gekrönet iſt; die ſechs grünlichten Blumenblätter ſind einander ähnlich, lanzetförmig, platt, ausgebreitet, und vielmal größer als der Kelch. Die Zwitterblüthen zeigen ſechs kurze, dicke, ausgebreitete Staubfäden, mit gedoppelten Staubbeuteln, davon einer viel größer als der andere iſt, und einen dünnen Griffel. Der Fruchtkeim verwelket und fällt ab. Die weiblichen Blüthen enthalten zwar auch ſechs Staubfäden, ſelbige aber ſind dünner und tragen kei-

ne Staubbeutel, hingegen iſt der Griffel ſtärker und länger, und der Fruchtkeim verwandelt ſich in eine groſse, eyförmige, gelblichte Beere, in deren ſchleimichten Weſen ein länglichter Saame liegt. Die Anzahl der Staubfäden in den Zwitterblumen vermindert ſich zuweilen, ſie erhalten auch manchmal eine andere Geſtalt, auch finden ſich bisweilen nur fünf oder vier Blumenblätter.

Miſtkäfer.

S. Pillenkäfer und Roſskäfer.

Miſtler.

Miſtler iſt die Miſteldroſsel, oder Schnarre, die gröſste unter den Droſseln, Turdus viſciuorus maximus, ſ. Schnarre.

Miſtmelde.

S. Bingelkraut.

Miſy.

Miſy; iſt eine Art eines Vitriolſteins, ſo eine gelbe Farbe hat, an der Luft zerfällt, und in ſiedenden Waſſer ſich auflöſen läſst. S. Vitriolſtein.

Miſspickel.

Weiſser Kies, arſenikaliſcher Kies, Pyrites albus, Minera arſenici alba; iſt ein arſenikaliſches Erz, ſo aus Arſenik, Eiſen und einer unmetalliſchen Erde beſteht. Es fällt daſſelbe in allerley, meiſt würflichter Figur vor. An der Luft behält es meiſtentheils ſeine Farbe, doch beſchlägt es bisweilen an der Oberfläche grün und bläulicht. Einige nennen den Miſspickel auch Giftkies, andere Waſſerkies; allein es erinnert Henkel Kieshiſt. S. 191. daſs das Wort Waſſerkies aus Waiſer Kies, welches die Ausſprache im Reich iſt, und ſo viel als weiſser Kies bedeutet, entſtanden. Wallerius Mineral. S. 296. gedenket noch einer andern Art eines arſenikaliſchen Kieſes, den er Arſenikſtein nennet, welcher von Farbe aſchgrau, etwas bläulicht, ganz dichte mit glänzenden Theilchen und Flitterchen ſeyn, gegen den Stahl mit einem arſenikaliſchen Geruche Feuer ſchlagen, und einem Kobolterze gleich ſeyn ſoll. Es ſcheint aber Juſti Mineral. S. 101. nicht ohne Grund zu erinnern, daſs Arſenikſtein und Miſspickel allemal einerley, und da auch der Name Miſspickel in verſchiedenen Ländern andere Bedeutungen hat, die aus Eiſen und Arſenik beſtehende Erzart beſſer mit dem Namen weiſser Kies zu belegen ſey, von welchen bisweilen eine Art etwas grauer und klarſpeiſsichter ausfällt. Die Verſuche, die wir mit den Arten des weiſsen Kieſes ſelbſt angeſtellet, haben uns auch überzeuget, daſs es nicht verſchiedene Arten ſind,

ſind, indem ſie alle aus Eiſen und Arſenik beſtehen, und alſo der Miſchung nach keinen Unterſchied machen.

Mitchella.

Johann Mitchell, ein Arzt in Virginien, hat viele neue Pflanzengeſchlechter angegeben und beſtimmet, wovon jedoch die meiſten Herr v. Linné entweder mit andern Namen beleget, oder unter andere vertheilet hat. Die Pflanze, welche dem Andenken deſſelben gewidmet worden, wächſt in Carolina und Virginien, und iſt von demſelben unter dem Namen Chamaedaphe beſchrieben worden. Die Wurzel iſt aus vielen langen Faſern, die ſich in einem kleinen Kopfe vereinigen, zuſammengeſetzet. Der holzichte, unterwärts röthlichte Stängel kriecht auf der Erde hin. Die paarweiſe geſtellten Blätter ſind klein und eyförmig. Die Blüthe zeiget einige Aehnlichkeit mit der Heckenkirſche, indem allemal zwo Blüthen auf einem Fruchtkeime ſitzen. Der Kelch iſt vierfach eingekerbet. Das große, trichterförmige, weiße Blumenblatt verbreitet ſich in einen vierfach getheilten, und oberwärts haarichten Rand. Vier Staubfäden umgeben einen Griffel mit vier Staubwegen. Der gemeinſchaftliche Fruchtkeim verwandelt ſich in eine kugelförmige, oberwärts geſpaltene, und doppelt genabelte Beere, in welcher vier Saamen liegen. Man erzieht die Pflanze aus Saamen.

Mitſchelinsholz.

S. Pfaffenhüttchen.

Mittagsblume.

S. Ficoide.

Mittagsſchläfer.

S. Bocksbart.

Mittelherz.

S. Herzmuſchel.

Mittelſalze.

Salia media, neutra, ſalſa, enixa, werden diejenigen Salze genennt, welche einen ſalzichten Geſchmack haben, weder mit einem Sauren, noch mit einem Alkali aufbrauſen, aus einem Sauren und Alkali beſtehen, und wenn ſie recht geſättigt ſind, den Veilchenſaft weder roth noch grün färben. Man theilt dieſelben in feuerbeſtändige und flüchtige Mittelſalze. Feuerbeſtändige werden genennt, welche im Feuer zwar verändert, aber nicht in die Höhe getrieben werden können; flüchtige hingegen heißen, welche durch einen mehr oder weniger ſtarken Grad des Feuers in die Höhe getrieben werden.

Die feuerbeſtändigen Mittelſalze laſſen ſich nach ihrem alkaliſchen

Grundtheil wiederum in zwo Claſſen bringen; es giebt nämlich Mittelſalze, bey welchen das mineraliſche Alkali den alkaliſchen Grundtheil ausmacht; andere hingegen, wo der alkaliſche Grundtheil ein vegetabiliſches Alkali iſt.

Zu den feuerbeſtändigen Mittelſalzen, welche ein mineraliſches Alkali zum Grundtheile haben, gehören: 1) das Glauberiſche Salz, Sal mirabile Glauberi, welches aus dem alkaliſchen Grundtheil des Kochſalzes und dem Vitriolſauren gemacht, und bey der Deſtillation des rauchenden Salzſauren erhalten wird; mit dieſem Salze haben einige Brunnen Salze, als das Carlsbader, Egriſche, Seydſchützer, Engliſche und andre dergleichen Salze faſt eine völlige Aehnlichkeit, indem ſie ebenfalls aus einem mineraliſchen Alkali und dem Vitriolſauren beſtehen, und nur in wenigen, faſt allemal zufälligen Dingen von einander unterſchieden ſind. 2) Der würflichte Salpeter, Nitrum cubicum, welcher aus dem alkaliſchen Grundtheil des Kochſalzes und dem Salpeterſauren gemacht wird. 3) Das gemeine Koch- oder Küchenſalz, Sal commune, culinare, welches aus dem mineraliſchen Alkali und dem Salzſauren beſteht. 4) Das Seignette Salz, Sal polychreſtum Seignette, welches vermittelſt der Kunſt aus dem ſauren Weinſteinſalz, oder ſo genannten Weinſteinrahm oder Weinſteincryſtallen und der Soda, einem größtentheils aus mineraliſchen Alkali beſtehenden ſaliniſchen Körper beſteht.

Die aus dem feuerbeſtändigen vegetabiliſchen Alkali beſtehenden Mittelſalze werden meiſtentheils durch die Kunſt hervorgebracht, und ſind die bekannteſten derſelben folgende: 1) Der Salpeter, Nitrum, welcher zwar ein natürliches Salz iſt, ſo aber durch Hülfe der Kunſt erſt zu einem vollkommenen Mittelſalz und aus einer holzaſchenlauge und der Salpetererde, ſo das gebundene Salpeterſaure enthält, gemacht wird. 2) Der vitrioliſirte Weinſtein, Tartarus vitriolatus, welcher aus einem feuerbeſtändigen vegetabiliſchen Alkali und dem Vitriolſauren gemacht wird; der vitrioliſirte Salpeter, Arcanum duplicatum, den man bey der Deſtillation des Salpeterſauren aus dem alkaliſchen Grundtheil des Salpeters und dem dazu gebrauchten Vitriolſauren erhält, und des Tachenius vitrioliſirter Weinſtein, Tartarus vitriolatus Tachenii, ſo aus dem Vitriol und einem vegetabiliſchen Alkali erhalten wird, ſind, was zumal den letztern betrifft, von dem gewöhnlichen vitrioliſirten Weinſtein gar nicht unterſchieden. 3) Das Sylvianiſche Digeſtivſalz, Sal digeſtivum Sylvii, welches aus dem

Salzſauren und dem vegetabiliſchen Alkali, ſo man zur Entbindung des in dem Salmiac befindlichen flüchtigen Alkali gebraucht, gemacht wird. 4) Das blättrichte Weinſteinſalz, Terra foliata tartari, ſo man aus dem vegetabiliſchen Alkali und Eſſig bereitet. 5) Der tartariſirte Weinſtein, Tartarus tartariſatus, welcher aus vegetabiliſchen Alkali und Weinſteinram oder Weinſteincryſtallen gemacht, und bisweilen auch auflöslicher Weinſtein, Tartarus ſolubilis genennt wird, wiewohl einige dieſen Namen auch dem aus Weinſteinram und flüchtigen Alkali bereiteten Mittelſalze beylegen und demſelben allein beygelegt werden ſollte.

Zu den flüchtigen Mittelſalzen, welche auch Ammonicaliſche Salze, Salia ammoniacalia genennt werden und aus einem flüchtigen Alkali und einem Sauren beſtehen, verdienen als die bekannteſten und gebräuchlichſten folgende angemerkt zu werden. 1) Der gemeine Salmiac, Sal ammoniacum, welcher zwar als ein natürlich gewachſenes Salz gefunden, aber doch meiſtentheils durch die Kunſt gemacht wird, und aus flüchtigen Alkali und dem Salzſauren beſteht. 2) Der Glauberiſche geheime Salmiac, Sal ammoniacum ſecretum Glauberi, welcher aus dem flüchtigen Alkali und dem Vitriolſauren gemacht wird. 3) Der brennliche Salpeter, Nitrum flammans, den man aus einem flüchtigen Alkali und dem Salpeterſauren bereitet. 4) Der flüßige Salmiac, Sal ammoniacum liquidum, welcher aus Weineſſig und flüchtigen Alkali erhalten und vorzüglich in der Heilkunſt Spiritus Mindereri genennt wird. 5) Der eigentlich ſo zu nennende auflösliche Weinſtein, Tartarus ſolubilis, deſſen Bereitung in Verbindung des Weinſteinrams mit dem flüchtigen Alkali beſteht. 6) Der Liquor Cornu Cervi ſuccinatus, der aus dem Hirſchhornſpiritus, als einem brennlichriechenden flüchtigen Alkali und dem ſauren Bernſteinſalz bereitet wird. Alle dieſe Mittelſalze betrachten wir jedes an ſeinem Orte umſtändlicher, und bemerken von ſelbigen nur dieſes, daß ihre allgemeine Eigenſchaft darinne beſteht, daß ſie kräftige Auflöſungsmittel in der Heilkunſt und in der Chymie abgeben, wiewohl dieſelbe bey einigen dieſer Salze, vornehmlich bey den ammonikaliſchen ſtärker und wirkſamer, als bey andern iſt und immer ein Salz vor dem andern noch eine beſondere Wirkung äußert.

Zu den Mittelſalzen pflegen einige noch andere Salze, welche aus einem Sauren und einer Erde oder einem Metall beſtehen, zu zählen. Wir halten aber dafür, daß von ſelbigen zwo beſondere

Claſſen zu machen ſind, wovon die eine metalliſche Salze, die andere aber erdichte Salze enthält. S. Salze.

Mixano.

Ein Fiſch des Amazonenfluſſes, der gar klein, auch wohl nur eines Fingers lang gefunden wird. Dieſe Mixanoe kommen alle Jahre haufenweiſe nach Borja, wenn das Waſſer anfängt zu fallen, zu Ende des Brachmonats. Sie haben nichts beſonderes, als die Stärke, womit ſie wider den Strom hinaufgehen. Weil das ſchmale Bette des Fluſſes, (Pongo) ſie nothwendigerweiſe bey der Straße zuſammenbringt, ſo ſieht man ſie truppenweiſe, von einem Rande zum andern hinübergehen, und wechſelsweiſe an einem oder dem andern Ufer die Gewalt überwinden, womit das Waſſer ſich in dieſem engen Canale überſtürzet. Man fängt ſie mit der Hand, wenn das Waſſer niedrig iſt, in den hohlen Felſenlöchern des Pongo, wo ſie ſich ausruhen, um wieder Kräfte zu bekommen, deren ſie ſich als Mittel bedienen, um hinauf zu ſteigen, S. A. Reiſen, B. XVI. S. 132.

Moccaſirblume.

S. Marienſchuh.

Modelgeer.

S. Enzian.

Moderfiſch.

Amia Celua, Linn. gen. 174. ſp. 1. die einzige Gattung der Mülleriſchen Wallerfiſche, ſ. dieſen Artikel.

Modererz.

S. Moraſtſtein.

Modererde.

S. Sumpferde.

Möhre.

Daucus Tourn. Staphylinus Riuin. Dieſes bekannte Doldengeſchlecht zeiget ſchon in der Dolde ſelbſt ein beſonderes Anſehen, indem ſolche zur Blüthzeit, wie andere, ausgebreitet iſt, nachher aber bey Reifung des Saamens ſich am Rande zuſammenzieht, und in der Mitte eine Vertiefung zurückläßt, daher auch der Name Vogelneſt ſeinen Urſprung erhalten. Dieſen hat auch Planer zum Geſchlechtsnamen gewählet, indem er befürchtet, Möhre und Moehringia möchten verwechſelt werden. Die Hülle der Hauptdolde beſteht aus vielen langen, federartig und zart zerſchnittenen Blättern, bey den Abtheilungen derſelben aber, iſt die beſondere Hülle mehr einfach. Die mittlern Blüthen laſſen keinen Saamen nach ſich, nach den Randblümchen aber folget eine eyförmige, gemeiniglich mit Borſten beſetzte Frucht, welche ſich in

zween Saamen theilet. Die fünf Blumenblätter ſind herzförmig, einwärts geſchlagen, und bey den Randblumen von ungleicher Größe. Herr Cranz hat die meiſten doldentragenden Pflanzen, deren Saamen mit Borſten oder Stacheln beſetzet ſind, zu einem Geſchlechte unter dem Namen Caucalis vereiniget, folglich gehören die Möhren auch zu dem Klettenkörbel. Um dieſe beyden Geſchlechter genauer von einander zu unterſcheiden, könnte man bemerken, daß die Saamen bey der Möhre zwiſchen den Borſten glatte Furchen haben, dieſe aber bey den Klettenkörbel gänzlich mangeln, und die Saamen mit Borſten überall beſetzet ſind. Herr v. Linné hat fünf Arten beſtimmet. Wir bemerken nur

1) die gemeine Möhre, Daucus vulgaris, Daucus carota L. In hohen ungebauten Oertern, trocknen Wieſen, und auf grünen Hügeln, iſt dieſe Pflanze häufig und im Brach- und Heumonathe blühend zu finden. Die jährige Wurzel iſt zwar rübenförmig, aber weiß, dünne, und mit vielen Fäſerchen beſetzet. Der geſtreifte, rauche Stängel erreichet anderthalb Fuß Höhe. Die großen, rauchen Blätter ſind in viele Zweige abgetheilet, mehrmals gefiedert, und die Blättchen ſchmal, tief und ſcharf zerſchnitten. Die Blattſtiele ſind auf der untern Seite mit Nerven verſehen. Die allgemeine Hülle der Dolde beſteht aus vielen, zart und federartig zerſchnittenen Blättern, welche ſich, ſonderlich wenn der Saame zu reifen aufängt, zugleich mit den Doldenſtielen einwärts biegen, und der vogelneſtähnlichen Vertiefung äußerliche Bedeckung abgeben. Die beſondere Hülle beſteht aus ganzen, zarten, lanzetförmigen Blättern. In der Mitte der Dolde erſcheint ſtatt des weißen, ein rothes, größeres, unförmliches Blümchen, wie denn auch öfters die andern, um dieſes herumſtehenden, purpurfärbig erſcheinen.

Die zahme oder Gartenmöhre, Mohrübe, auch gelbe Rübe Daucus ſatiua genannt, iſt der wilden Art vollkommen ähnlich, nur findet man auf ſelbiger kein rothes Blümchen in der Mitte der Dolde, und die Wurzel iſt viel größer, dicker und ſaftiger. Carotten Möhren ſind von der zahmen Art wenig oder gar nicht verſchieden, und jede Möhre heißt bey den Franzoſen Carotte. Die ſogenannten, und von den Holländern zuerſt bekannt gemachten Carotten fallen der Farbe nach mehr ins röthlichte; doch iſt nur der obere Theil röther, als der untere, an welchem ſie den gemeinen Möhren gleichkommen. Sie ſollen auch vom Geſchmacke zärter ſeyn, und ein ſchnelleres

Wachsthum zeigen. Sie werden wie die gemeinen Möhren behandelt. Von der wilden Art werden die Saamen in der Apotheke ſtatt des cretiſchen Möhrenſaamens gemeiniglich gebrauchet. Sie enthalten viel weſentliches Oel, und können den Magen ſtärken, Blähungen austreiben, auch den Urin befördern, die Verſtopfungen der Gefäße eröffnen, und daher auch bey Mangel der monatlichen Reinigung dienlich ſeyn. Obgleich aber dieſe Wirkungen durch die Erfahrung beſtätiget worden, wird doch der Saame wenig gebrauchet. Wenn das Bier damit abgegohren wird, ſoll dieſes eine Steinzermalmende Kraft, und einen angenehmen limonienartigen Geſchmack erhalten. Ob ſolcher mit dem Weine vermiſchet bald und ſtark trunken mache, iſt wohl ungewiß, noch ungewiſſer aber, wenn man vorgiebt, wie das rothe Blümchen, welches ſich mitten in der Dolde zeiget, ein ſicheres Mittel gegen die fallende Sucht ſey. Sicherer kann man daraus eine rothe Farbe zubereiten, es möchte aber nicht der Mühe lohnen, dieſe einzeln einzuſammlen. Die Möhren ſind wegen der Wurzeln am nützlichſten. Selbige iſt bey der zahmen Sorte blaß, auch pomeranzengelb, von Geſchmack ſüßlicht und angenehm, und dienet nicht nur als ein gutes und geſundes Nahrungsmittel vor Menſchen und Vieh, ſondern kann auch bey äußerlichen Schäden und bey andern Krankheiten nützliche Dienſte leiſten. In England wird ſolche nach Billings Nachrichten vorzüglich gebauet, um das Vieh damit zu füttern; ſie ſollen beſſer als Rüben füttern, auch von Rindvieh, Pferden, Schaafen und Schweinen gerne gefreſſen werden, und wer bey uns fette Ochſen verlanget, läßt es auf ein paar Scheffel Mohrüben nicht ankommen. Auch Gänſe mit Mohrüben zu füttern iſt zuträglich, obgleich die Körner dabey nicht ganz und beſonders zuletzt zu erſparen. Man will behaupten, daß Gänſe, welche zu Anfange der Mäſtung mit Mohrüben gefüttert werden, viel mehr Fleiſch als andere, die dergleichen nicht bekommen, anzuſetzen pflegen. Man hat auch eine Art Brodt daraus gebacken, und ſich deſſen bey der Theurung bedienet. Es enthält die Wurzel einen honigartigen Saft, und man hat Syrup, Zucker und einen dem Brandewein ähnlichen Geiſt daraus bereitet. In einigen Gegenden wird der ausgepreßte Saft zu der Dicke eines Mußes eingekochet, und dieſes ſtatt Honigs und Zuckers in der Haushaltung gebrauchet; es dienet auch vortrefflich bey Bruſtbeſchwerungen, welche einen zähen

Schleim oder Schärfe zur Urſache haben. Es lindert ſolcher und löſet auf. Wie dergleichen zubereitet, kann man in Grotians Calender S. 278. nachleſen. Die friſche Wurzel läßt man die Kinder eſſen, welche Würmer haben. Die friſche Wurzel zerquetſchet, und als ein Breyumſchlag äußerlich aufgeleget, iſt, nach Sulzers und anderer neuen Aerzte Erfahrungen, in krebsartigen und andern alten äußerlichen Geſchwüren nützlich geweſen. Die beyden Beyſpiele, welche in den Bemerkungen der Geſellſchaft von Aerzten in London und deren vierten Bande S. 163. und 300. angeführet worden, verdienen alle Aufmerkſamkeit. Es ſind die Wurzeln auch ein Verwahrungsmittel gegen die ſchädliche Truſe bey den Pferden, wenn ihnen vierzehen Tage lang alle Tage mit dem Haber zwo Hände voll recht klein geſchnittene Mohrüben gegeben werden. Die Pflanze iſt zur Blüthzeit ein bekanntes gutes Bienenkraut.

Um gute Mohrüben zu erhalten, muß man ſolche auch gehörig bauen und warten. Es kommen aber dieſe darinnen mit der Paſternacke und andern dergleichen Wurzeln überein, und verlangen eben keine eigene und beſondere Wartung. Daher wir nur etwas davon erwähnen wollen. Das Land dazu ſoll nicht friſch, ſondern vor zwey oder drey Jahren gedünget ſeyn, indem durch den friſchen Miſt die Wurzeln ſich theilen und mehr zackicht werden. Doch muß der Acker noch genug Fruchtbarkeit enthalten. Es wird ſolcher am beſten vor Winters umgegraben; muß dieſes bis auf das Frühjahr verſpahret werden, ſoll die Ausſaat gleich hernach geſchehen. Die beſte Zeit zum ſäen iſt vom Anfange bis zu Ende des Aprils. Geſchieht die Ausſaat früher, können die jungen Pflänzgen leicht vom Froſte Schaden leiden, auch im Sommer Stängel und Blüthen tragen, wobey die Wurzel leidet. Dergleichen Möhren nennet man Stockmöhren oder Böcke, und die vertieften Saamentragenden Dolden heißet man Möhrenſterne. Die Ausſaat kann dick oder dünne geſchehen, nachdem man viele oder wenige junge Wurzeln ausziehen und verſpeiſen will. Sollten dieſe bis zur Herbſtzeit im Lande verbleiben, müſſen ſie einige Zoll, ſechs bis achte, weit von einander abſtehen. Den Sommer über müſſen ſie von dem Unkraute gereiniget werden. Kurz vor, oder nach Michael werden die Wurzeln ausgezogen, das Kraut, nicht aber der obere Theil der Wurzel ſelbſt, abgeſchnitten und in Kellern oder in Gruben vor dem Froſte verwahret. Die Gruben pfleget man auf dem Felde etwa drey Schuh breit und eben ſo tief anzulegen.

zulegen. In den allzutiefen Gruben leiden die untern Wurzeln leicht Schaden. Um den Saamen ſelbſt zu erbauen, ſoll man citrongelbe, ſchöne gleiche, reine und unbeſchädigte Wurzeln von mittlerer Größe ausleſen, und ſolche in einer beſondern, aber noch flachern Grube aufbewahren, um die Mitte des Aprils an einen ſonnenreichen Ort und in ein wohlgegrabenes Land der Länge nach, wenigſtens einen Schuh weit von einander pflanzen, ſo daß nur der Keim außer der Erde zu ſtehen kömmt. Der Saame wird gemeiniglich abgerieben und dadurch die anſitzenden Borſten abgeſondert. Doch iſt dieſes nicht nothwendig, wie einige vorgegeben; es geſchieht nur um des bequemen Ausſäens willen und damit ſich ſolcher nirgends anhänge. Zu dem Abreiben Salz und Aſche zu gebrauchen, iſt ganz unnöthig. Es bleibt dieſer Saame viele, ſechs bis ſieben Jahre gut; es liegt ſolcher lange in der Erde, ehe er aufgeht, daher viel Unkraut mit ſelbigen aufwächſt. Dieſes einigermaßen abzuhalten, kann man Mohn, Spinat oder Salat zugleich mit ſelbigem ausſtreuen. Dieſe Gewächſe gehen eher auf, und dadurch wird das Unkraut abgehalten.

Die Frühmöhren, welche man beſonders Carotten, auch holländiſche Möhren zu nennen pflegt, ſind den andern ganz ähnlich; nur bleiben ſolche kürzer und werden ſelten über einen halben Schuh lang. Die goldgelben hält man für beſſer, als die rothen, welche leicht holzicht werden, auch nicht ſo lieblich vom Geſchmacke ſind. Man ſäet den Saamen zeitig auf ein Miſtbeet, oder wer dergleichen nicht haben kann, kann auch noch im Märze den Saamen auf ein Gartenbeet ausſtreuen, und wenn die Wurzeln einer Federſpuhle Dicke erlanget, werden ſie ausgezogen und in der Küche verbrauchet. Man läßt aber auch einige wegen des Saamen fortwachſen, zieht dieſe erſt gegen den Herbſt aus und verfährt damit, wie bey den andern gemeldet worden.

Von den übrigen zum Möhrengeſchlechte gehörigen Arten bemerken wir nur noch

2) Die *Mauritaniſche Möhre mit einer fleiſchichten Centralblüthe*, Daucus mauritanicus Linn. wächſt in Spanien, Italien und Mauritanien, und iſt der vorherſtehenden Art faſt ähnlich, der Stängel aber mit ſteifern Haaren oder Borſten beſetzet, der Blattſtiel mit weißen Nerven geſtreifet, die Dolde größer und in dem Mittelpuncte derſelben ſitzt ein fleiſchichtes, dunkelpurpurfarbenes, größeres Blümchen; auch ſind die Stiele der Hauptdolde nicht bis zu unterſt von einander abgeſon-

abgeſondert, ſondern gleichſam in einen halbkugelförmigen Körper verwachſen. Die Saamen ſind auch mit Borſten beſetzet.

3) Die glattſaamichte Möhre, Daucus Viſnaga Linn. Ob gleich bey dieſer Art der Saame nicht mit Borſten beſetzet, ſondern glatt iſt, vereinigen ſolche doch die meiſten Schriftſteller mit dem Möhrengeſchlechte. Sie wächſt im mittägigen Europa, auch auf dem Berge Libanon. Die Wurzel iſt jährig. Der glatte, gefurchte, aufrechtsſtehende Stängel wird ohngefähr drey Fuß hoch; die vielfach gefiederten Blätter ſind glatt und die Blättchen zart zerſchnitten. Die Dolde iſt groß. Die Blumenblätter ſind faſt durchgehends einander gleich. Die Spanier gebrauchen die Stiele der Dolden zu Zahnſtochern, und die Pflanze iſt daher auch unter dem Namen ſpaniſcher Zahnſtocher bekannt.

4) Die ſtachlichte Möhre, Daucus muricatus L. Herr von Linné rechnete dieſe ehedem zur Artedia, und die Herrn Gouan und Gerard vereinigen ſolche mit dem Klettenkörbel. Es wächſt dieſe in Mauritanien, und iſt faſt durchgehends der erſten Art ähnlich. In jeder beſondern Dolde findet man drey oder fünf fruchttragende Blumen, die andern fallen ohne Saamen ab. Auch die Randblümchen ſind nicht größer. Der Hauptunterſcheid zeiget ſich in den Saamen, welche der Länge nach mit vier ausgezackten, und vor der Reife röthlichten Flügeln beſetzet ſind. Nach Herr Gerards Beobachtung, beſteht die allgemeine Hülle nur aus zwey, die beſondere aber aus fünf Blättern.

Alle drey Arten kann man leicht auf dem Miſtbeete aus Saamen erziehen, und wird auch jährlich wieder reifen davon einſammlen.

Die cretiſche Möhre oder der Möhrenkümmel, candiſcher Möhrenkümmel, cretiſcher Vogelneſtſaamen, Daucus creticus officin. kann nicht füglich zu dieſem Geſchlechte gerechnet werden. Herr von Linné nennet ſolche Athamanta cretenſis, Herr v. Haller aber und mit demſelben die Herrn Cranz und Scopoli, rechnen ſelbige zur Libanotis, welches Geſchlecht Rivinus beſtimmet, und Herr v. Linné mit der Athamanta vereiniget hat. Dieſes Geſchlecht begreift nach Herr v. Linné einige wirkſame, und von andern als beſondere Geſchlechter angenommene Pflanzen, nämlich Bärwurz, Grundheil, eine Art Enzian, Cervaria, und auch unſern Möhrenkümmel, welcher ſich jedoch durch die geſpaltenen Blumenblätter und länglichte, rauche Saamen merklich von der übrigen Geſellſchaft unterſcheiden läßt. Urſprünglich ſtammet dieſe Pflanze

nicht aus Creta, ſondern der Schweiz, aber Herr Jacquin hat ſelbige auch um Wien wahrgenommen. Die Wurzel iſt ausdaurend, lang, kegelförmig, mit Cirkeln beſetzet, und nach dem Alter in mehr oder wenigere Zweige abgetheilet. Der Stängel iſt geſtreifet, haaricht, aufgerichtet, ohngefähr einen Fuß hoch, in wenig Zweige verbreitet, und unterwärts mit Blättern beſetzet. Die Blätter ſind wenig rauch, vielfach gefiedert, und die Blättchen in zween oder drey ſchmale, ſpitzige Lappen zerſchnitten. Wenn man die Pflanze im Garten unterhält, werden die Blätter ſaftiger, dicker und glänzender. Nach Jacquins Beſchreibung beſteht die allgemeine Hülle aus einem, auch zuweilen aus ſechs ungetheilten, und die beſondere gemeiniglich aus zwölf Blättchen, welche ganz ſpitzig auslaufen. Herr v. Haller aber zählet von der allgemeinen Hülle fünfe, und von der beſondern nur vier bis ſieben breite Blätter mit weißlichten Rändern. Die Blumenblätter ſind herzförmig, und die Saamen faſt walzenförmig mit weichen Haaren, und oberwärts mit einem gelblichten Kranze beſetzet. Durch die weichhaarichten Saamen läßt ſich dieſe Pflanze von dem Klettenkörbel und durch die ungetheilten Blätter der allgemeinen Hülle von den Möhren leicht unterſcheiden. Der Saame wird in den Apotheken zu den vier kleinen warmen Saamen gerechnet, und beſitzet alle die Kräfte, welche wir bey dem gemeinen Möhrenſaamen angemerket haben, und gewiß noch in viel ſtärkerm Grade, deswegen man beyde nicht mit einander verwechſeln, und den Cretiſchen vorzüglich gebrauchen ſollte. Die Apotheker erhalten dieſen Saamen gemeiniglich aus Italien.

Möhren, ſpaniſche, S. Drehkraut.

Möhrenkümmel.

S. Kerbel.

Möhringie.

Es unterhielt Joh. Henr. Gerard Möhring zu Jevern auf eigene Koſten einen botaniſchen Garten, davon er auch 1736. eine Beſchreibung gegeben, überdies im Commercio Noribergenſi, und in den Schriften der Kayſerlichen und Londner Academie verſchiedene, das Pflanzenreich betreffende Abhandlungen mitgetheilet hat. Die Pflanze, welche deſſen Andenken gewidmet worden, haben die ältern Schriftſteller durchgehends zu dem Vogelmeier, Alſine, gerechnet, und, nach dem äußerlichen Anſehen, ſollte ſie auch bey dieſer Familie bleiben; indem ſie nur wegen der Zahl der Blumentheile

theile davon unterſchieden iſt; daher auch Herr v. Haller, welcher allenthalben auf die natürliche Verwandtſchaft geſehen, ſelbige noch ferner als eine Art Alſine beybehalten, dergleichen auch Herr Cranz und ehedem Herr Scopoli gethan; doch iſt dieſer in der neuen Ausgabe der Flora carniolica dem Herrn v. Linne' gefolget, welcher aus dieſer Alſine flore muſcoſo C. B. P. ein beſonderes Geſchlecht, Moehringia genannt, gemachet hat. Es wächſt dieſes niedrige, jährige Pflänzchen auf den ſchweizeriſchen und öſterreichiſchen Alpen, auch um Montpellier. Der zarte Stängel wird ohngefähr zwölf Zoll hoch, und treibt viele Zweige. Die Blätter ſind lang, ſchmal, borſtenförmig, jedoch beym Anfange breit, und mit den gegenüberſtehenden gleichſam verwachſen. Die Blumen ſitzen auf langen Stielen in dem Winkel der Zweige. Es beſtehen ſelbige aus vier lanzetförmigen, ausgebreiteten, ſtehenbleibenden Kelch- und vier eyförmigen, ungetheilten, etwas kürzern, weißen Blumenblättern, acht zarten Staubfäden, und zween Griffeln mit einfachen, gegeneinander gerichteten Staubwegen. Das kugelförmige Saamenbehältniß öffnet ſich mit vier, an der Spitze rückwärts gebogenen Klappen, iſt nicht in Fächer abgetheilet, und enthält viele ſchwarze, rundlichte, eckichte Saamen. Die Vermehrung kann leicht durch Saamen geſchehen.

Mönch.

Mönch oder Geyerkönig, iſt der ſchön gezeichnete Geyer aus Südamerika, Rex Wauwauorum, S. Geyer und Kuttengeyer. Mönch mit röthlichter Platte, heißt auch eine beſondere Gattung der Bruſtwenzel, Syluiarum, wohin das Rothkehlchen, die Bachſtelze, und andere ſolche kleine Vögel gehören. Ja unter den Maiſen iſt eine Art, die Mönch heißt, nämlich die Mönchmaiſe, oder Aſchmaiſe, Graumaiſe, wie oben ſchon unter Maiſe iſt geſaget worden.

Mönch, Mönch-, Engelfiſch, Rhina Klein. ſ. unſern Artikel, Engelfiſch, Th. II. S. 587.

Mönch. S. Capelfutter und Tute.

Mönchskappe.

Unter den Spindelwalzen hat man einige mit Mützen und Kappen verſchiedener Mönchsorden verglichen, welche wir hier zugleich anführen wollen.

1) Mönchskappe überhaupt, oder holländiſch Monnikskappek, wird Voluta pertuſa L. genennet. Die Schale iſt vollkommen ſpindelartig, in der Mitte ſehr bäuchicht, und läuft an

beyden Enden im gleichen Verhältniß ab. Die Spindel hat fünf Falten. Die Oberfläche iſt durchgängig geſtreifet, hat eingedrückte Puncte, weichet von der Thurmgeſtalt ab, und nähert ſich der Biſchoffsmütze, daher ſie auch vom Rumph Baſtard-Biſhops-myters genennet wird. Gemeiniglich iſt ſolche weißlicht, ſchwefelgelb mit bräunlichtgelben Flecken oder Banden, und zuweilen dabey weiß, gelb oder braun reihenweiſe punctiret, ſo daß man kaum ein Paar gleiche findet. Die Länge iſt öfters zween Zoll und die Dicke in der Mitte faſt einen Zoll. Indien.

2) Biſchoffsmütze, Voluta mitra L. Die Schale kömmt auch aus Indien, wird drey bis fünf Zoll lang und anderthalb Zoll dicke, hat eine ausgerandete Mündung, gezähnelte Lippe und vier Falten an der Spindel. Wenn ſie aus dem Meere kömmt, iſt ſie mit einer ſchmutzigen, hornartigen Haut genau umgeben; wenn ſolche aber abgenommen, erſcheint die Schale ſchneeweiß, mit blutrothen oder pomeranzenfärbigen, größern und kleinern, faſt viereckichten Flecken reihenweiſe beſetzet. Wegen dieſer Flecken heißt ſie auch Oranje-Penne; auch die Straußfeder, Federbuſch oder Straubſchnecke. Dieſer Name wird auch der vorherſtehenden und folgenden Art beygeleget.

3) Pabſtcrone, Voluta mitra papalis Linn. Holländiſch Pauſekroon. Iſt der vorherſtehenden ſehr ähnlich, hat aber gezähnelte Gewinde, welche oben gleichſam eine dreyfache Krone machen; die Spindel hingegen hat fünf Falten; die Mündung iſt unten gleichfalls ausgerandet; die Grundfarbe nicht ſo weiß; die Flecken ſind blut- oder dunkelroth, nicht recht viereckicht, mehr ungleich, ſtehen auch dichter bey einander, und etliche haben am untern Gewinde einige Querreihen eingegrabener Puncte. Man erhält dergleichen auch, aber ſeltener, aus Oſtindien, und werden ſo groß, wie die vorige Art.

Der Einwohner dieſer und der vorigen Art tauget nicht zum eſſen, und iſt mit einem ſpitzigen Beinchen verſehen, womit er ſtechen kann, und worauf eine ſtarke Entzündung folget.

Leſſer führet ſechs Arten an, welche füglich in dieſe drey vertheilet werden, indem ſolche, ſonderlich in Anſehung der Farben abweichen.

Mönchskappe, S. auch Aron.

Mönchspfeffer.

S. Keuſchbaum.

Mönchsſchuh.

S. Pantoffel.

Mörſer.

Mörſel, Mortarium; iſt ein gemeiniglich aus Eiſen oder Meſſing gegoſſenes Gefäße, welches die Geſtalt einer umgekehrten Glocke hat. Es wird daſſelbe in der Chymie, Oeconomie und verſchiedenen Künſten, vornehmlich zum Stoßen harter Körper gebrauchet. Dieſes zu bewerkſtelligen gehöret auch eine metallene Keule dazu, vermittelſt welcher die Körper in dem Mörſer geſtoßen und zerrieben werden können. Die Mörſer ſind von verſchiedener Größe. Die eiſernen ſind beſſer als die meſſingenen, weil ſie während des Stoßens weniger, als jene, von ihrer Subſtanz abreiben laſſen; vorzüglich ſind die eiſernen in den Apotheken und in den Haushaltungen anzurathen, weil die meſſingenen das, was in ihnen geſtoßen wird, oft ſchädlich machen.

Die kleinern, welche mehr weit als tief ſind, und auch Mörſel genennet werden, ſind mehr zum Reiben als Stoßen zu gebrauchen, und verdienen alſo eher den Namen der Reibeſchalen. Dieſe werden oft von Glas, Marmor und noch härtern Steinen gemachet, und ſind den metallenen vorzuziehen; weil die Materien in ſelbigen gerieben werden können, ohne daß ſie von der Subſtanz der Reibeſchalen etwas an ſich nehmen.

Möſecke.

S. Muskraut.

Mofuma.

S. Baumwollenſtaude.

Mohn.

Papauer. Die Geſchlechtskennzeichen ſind folgende: der Kelch beſteht aus zwey eyförmigen, ſtumpfen, vertieften Blättern, welche zeitig abfallen. Von den vier großen, rundlichten, ausgebreiteten Blumenblättern ſind zwey größere, und zwey etwas kleinere wechſelsweiſe geſtellet. Die häufigen zarten Staubfäden ſind viel kürzer, und der große rundlichte Fruchtkeim trägt einen plattaufſitzenden, ſchildförmigen, und vielfach ſtrahlenförmig eingekerbten Staubweg, welcher auch auf der reifen Frucht ſtehen bleibt. Dieſe iſt nach den verſchiedenen Arten kugelförmig, oder länglicht, glatt oder rauch anzufühlen, zeiget aber bey allen innerlich viele halbe Scheidewände, woran die kleinen Saamen ſitzen, und wodurch die Frucht bis zur Hälfte in viele Fächer abgetheilet wird. Da aber die Scheidewände nicht bis an die Mitte reichen, und ſich untereinander nicht vereinigen, erſcheint mitten in der Frucht nur eine Höhle. Aeußerlich ſieht man unter dem Staubwege viele Löcher, wodurch bey der völligen Reife die Saa-

men leicht ausfallen. Die Zahl dieſer Löcher und der halben Scheidewände ſtimmet mit einander, und beyde mit den Strahlen des Staubweges überein. Die meiſten, wo nicht alle, Arten enthalten eine weiße oder gelblichte Milch. Herr von Linné hat neun Arten angeführet, und ſelbige nach der borſtigen oder glatten Frucht in zwo Ordnungen abgetheilet. Zu der erſten gehöret

1) der einblümichte Alpenmohn, Papauer alpinum Linn. wächſt in der Schweiz, auf den Pyrenäiſchen Gebirgen und in Oeſterreich. Die daurende, kegelförmige, zäſerichte Wurzel dringet zwiſchen den Steinen durch den Sand tief in die Erde, und iſt daſelbſt weiß, in dem obern Theile aber erſcheint ſie ſchwarz; aus derſelben erheben ſich viele, gefärbte, borſtige Stiele, welche ſcheidenförmig einander umgeben, und, nach Herr Cranzens Ausdrucke, wie Glas und mit einer Spalte zerbrechlich ſind. Auf dieſen ſitzen kleine, tief zerſchnittene, gleichſam doppelt gefiederte, mit borſtigen Haaren beſetzte Blätter; und zwiſchen dieſen treibet ein auch mehrere nackende Stängel hervor, welche von vier bis zwölf Daumen Höhe erreichen, wenig haaricht ſind, ungetheilet und ohne Zweige bleiben, und ſich nur mit einer Blume endigen. Auf den Kelchblättern zeigen ſich ſchwarze Haare; die Blumenblätter, deren zuweilen fünfe zugegen, ſind ganz weiß, werden aber öfters gelbfleckicht; ganz gelbe hat Herr Cranz niemals geſehen. Der Fruchtkeim iſt ganz klein, und der gewölbte Staubweg zeiget nur vier, höchſtens ſechs Strahlen. Die Frucht iſt länglicht, und mit weißlichtgelben aufwärts gerichteten Borſten beſetzet. Die Saamen ſind ſchwarz. Die ganze Pflanze giebt im friſchen Zuſtande, wie Herr v. Haller bemerket, einen ſtarken Moſchusgeruch von ſich, welcher auch niemals borſtige, ſondern durchgehends glatte Blätter, an den weißen Blumenblättern einen gelben Nagel, und unter der Blume einen Büſchel ſchwarzer Haare wahrgenommen. Herr v. Linné unterſcheidet davon Papauer nudicaule, welche auch Dillenius Hort. Elth. f. 291. abgezeichnet hat; Herr von Haller und Herr Cranz aber halten dieſe mit jener für eine Art, und haben kein wahres Unterſcheidungszeichen bemerken können. Die gelbe Blumenfarbe, welche Dillenius angiebt, iſt gewiß zufällig, indem auch ſchon Herr Burſer angemerket, wie die weißen Blumen beym Trocknen gemeiniglich gelblicht werden. Ob die doppelt und einfach gefiederten Blätter, welche Herr v. Linné zum Unterſchei-

de

be angegeben, beſtändig ſind, können wir nicht beſtimmen.

2) Vielblüthiger Mohn mit borſtigen geribbten Früchten, Papauer Argemone L. Argemone capitulo longiore C. B. P. wächſt in verſchiedenen Gegenden Europens auf ſandigen Feldern, und hat viel ähnliches mit dem Papauer rhoeas. Die Wurzel iſt jährig. Die Blätter ſind mit weißen Borſten beſetzet, gefiedert, und die Blättchen in ſpitzig eingekerbte Lappen zerſchnitten. Herr Cranz und von Linné beſchreiben dreyfach zerſchnittene, gefiederte Blätter, doch bemerket Herr Cranz, daß ſelbige auch zuweilen nur federartig und wechſelsweiſe eingeſchnitten ſind. Das letzte Blättchen oder Läppchen iſt allemal dreyſpalticht. Der Stängel wird einen Fuß hoch, und iſt, wie auch die Blumenſtiele, mit langen, weißen, angepreßten Haaren beſetzet, ſo daß gleichſam alles mit einem haarichten Ueberzuge bedecket iſt. Der Stängel trägt gemeiniglich dreyfach gefiederte Blätter, treibt Zweige und bringt viele Blumen hervor. Der Kelch iſt weniger haaricht. Die Blumenblätter ſind blaßröthlicht mit ſchwarzen Nägeln. Die Frucht iſt länglicht, oberwärts mit Borſten beſetzet, und der Länge nach mit erhabenen Linien bezeichnet. Die Anzahl dieſer richtet ſich nach den Strahlen des Staubweges, welcher klein iſt, und nur vier oder fünf Strahlen zeiget.

3) Vielblüthiger Mohn mit borſtigen gefurchten Früchten, Baſtardmohn, Papauer hybridum Linn. wächſt in den mittägigen Gegenden Europens. Die jährige Wurzel treibt äſtige Stängel; die Blätter ſind ſchmal, federartig zerſchnitten. Die Frucht iſt länglicht, gefurchet und mit Borſten beſetzet.

Zu den Arten, welche glatte Früchte tragen, gehöret

4) der vielblümichte Mohn mit angepreßten Stängelborſten, Ackermohn mit langen glatten Köpfen. Papauer dubium Linn. wächſt in der Schweiz und auch in Deutſchland im Sande auf Hügeln, in den Feldern und um die Landſtraßen. Es hat dieſe Art, nach Herrn von Haller, viel ähnliches mit der erſten, oder nach Herrn Cranz, mit der zwoten Art, und dieſer will ſowohl glatte als borſtige Früchte auf einerley Pflanzen bemerket haben. Die Borſten am untern Theile des Stängels ſtehen ab, am obern aber ſind dieſe ſteifer und dicht am Stängel angedrückt. Die Blätter ſind auch borſticht, gefiedert, und die Blättchen ſcharf eingeſchnitten. Der Kelch iſt über und über haaricht. Die Blumenblätter ſind röthlich. Der Staubweg zeiget gemeiniglich ſieben Strah-

Strahlen. Die Frucht iſt eyförmig, glatt, und mit Linien durchzogen.

5) Der glattſänglichte Mohn, pyrenäiſcher Mohn, Papauer cambricum Linn. wächſt in den Pyrenäiſchen Gebirgen und dem Fürſtenthume Wallis. Die dauernde, gelblichte Wurzel iſt ſeitwärts gerichtet und treibt aus dem einem Ende den Stängel, aus dem andern Wurzelfäſerchen. Die langen Blätterſtiele ſind haaricht, die Blätter ſelbſt aber, wenigſtens auf der obern Fläche glatt. Es ſind ſelbige gefiedert; die Blättchen ſtehen einander gegen über und ſind länglicht, ſpitzig eingekerbet. Am Ende ſteht ein einzelnes, welches gemeiniglich mit dem letzten Paare verwachſen oder in drey Lappen zerſchnitten iſt. Der Stängel erreichet im Garten ohngefähr zween Fuß Höhe, und iſt, wie auch die Zweige, mit Haaren beſetzet. Die Blüthknöpfchen hängen, wie bey den meiſten Arten, anfangs unterwärts, richten ſich aber hernach in die Höhe. Die Blumenblätter ſind ſchwefelgelb, und wenn ſie vertrocknen, orangenfärbig. Die Frucht iſt länglicht, unten ſchmal, oberwärts dicker, und der Staubweg erhaben, ſpitzig und in fünf Strahlen abgetheilt. Die Blüthzeit iſt der May und Junius, und wenn man die Stöcke in ſchattichten Gegenden unterhält, werden faſt den ganzen Sommer über Blüthen hervortreiben.

6) Der einblümichte Mohn mit borſtigen Stängeln und Blättern. Morgenländiſcher Mohn. Papauer orientale Linn. wächſt im Oriente. Die fäſerichte Wurzel dauert bey uns viele Jahre. Die Blüthe erfolget im Junius. Der Stängel wird ohngefähr zween Fuß hoch und iſt mit vielen weißen, ſteifen, angedrückten Borſten beſetzet. Die untern Blattſtiele ſind lang, ausgefurchet und mit weißen Haaren, wie die Blätter ſelbſt, beſetzet; dieſe ſind gefiedert; die hintern Blättchen ſtehen von einander entfernet, die vordern aber ſind gemeiniglich unter einander verwachſen, alle lanzetförmig, federartig eingeſchnitten oder nur ausgezacket und jedes Zähnchen endiget ſich mit einer Borſte. Die obern Blätter an dem *einfachen* Stängel ſitzen *faſt platt auf*. Der obere Theil des Stängels iſt faſt einen Fuß lang nackend und nur borſticht, und endiget ſich mit einer Blume; die Blumenblätter ſind groß, feuerroth. Die Frucht iſt glatt und faſt kugelförmig; der Staubweg zeiget zehn Strahlen. Zwiſchen dieſem, wie auch an dem Orte, wo der Kelch und die Blumenblätter angeſeſſen, bemerket man ein ſchwarzes, leimichtes Weſen, welches dem Opio ähnlich iſt.

7) Viel-

7) Vielblümichter Mohn mit abſtehenden Stängel-Borſten. Bekannter iſt dieſer unter den Namen, wilder Mohn, Kornmohn, Klapperroſe, Kornroſen, Flitſchroſen, Klatſchroſen, Ackerſchnalle, Hirnſchale, Grindmagen, Papauer erraticum. Papauer rhoeas offic. et Linn. Iſt eine der gemeinſten Pflanzen im Getraide, doch kömmt ſie in vielen weitläuftigen Gegenden gar nicht, oder doch nur einzeln zum Vorſcheine. Die gewöhnliche Blüthzeit iſt im Brach- und Heumonathe. Die Wurzel iſt jährig; der Stängel mit abſtehenden Borſten beſetzt, aufgerichtet und in Zweige vertheilt. Die Blätter ſind auch rauh anzufühlen. Die Wurzelblätter ganz, eyförmig und nur eingekerbet, die Stängelblätter aber federartig zerſchnitten und die Lappen mit ſpitzigen Zähnen beſetzet. Die Blüthſtiele ſind lang und nackend. Der Kelch iſt haaricht; die Blumenblätter ſind hochroth und unten mit einem dunkeln purpurfärbigen Flecke bezeichnet. Die Frucht iſt etwas länglicht, glatt; die Strahlen des Staubweges ſind wenig von einander abgeſondert; man zählet gemeiniglich eilf halbe Scheidewände in der Frucht. In den Gärten finden ſich in Anſehung der Blüthe mancherley Spielarten. Die Anzahl der Blumenblätter vermehret ſich aus den Staubfäden ungemein, und die vollen Blumen haben ein ſchönes Anſehen, zumal wenn die Farbe gut ausfällt. Einfache und gefüllte Blumen ſind zuweilen ganz weiß, fleiſchfärbig, feuer- oder purpurroth, zuweilen verſchiedentlich geſtreifet. Die ſchönſten ſind am Rande mit einer andern Farbe gleichſam eingefaſſet.

8) Ganzblätterichter Gartenmohn, auch Mahn, Magſamen, Oehlmagen genannt, Papauer hortenſe. Papauer ſomniferum Linn. Dieſer ſoll aus den mittägigen Gegenden Europens abſtammen, iſt aber bey uns einheimiſch geworden. Die ganze Pflanze iſt glatt und nirgends mit Borſten oder Haaren beſetzet. Die jährige Wurzel treibt bey uns einen Stängel von drey bis vier Fuß, in Perſien aber ſoll ſelbiger wohl vierzig Fuß Höhe erreichen. Die Blätter ſind blau angelaufen, die ganz unterſten geſtielt, die meiſten ſitzen platt am Stängel; ſie ſind groß, breit, länglicht, und am Rande mit größern und kleinern Zähnen verſehen. Aus dem Winkel derſelben entſpringen Zweige. Der Kelch iſt glatt. Die großen Blumenblätter ſind von Natur aſchgrau, unterwärts mit einem ſchwarzblauen Flecke bezeichnet. Die Frucht iſt faſt kugelförmig, glatt, und zeiget zehn bis zwölf Löcher; die Strahlen des Staubweges ſind rückwärts gebogen. Dieſe Art ſpielet mit den Blumen

eben ſo mannichfaltig, wie die vorige. Daher die Schriftſteller vielerley Sorten angemerket haben. Auch die Saamen ſind weiß, grau, gelblicht, blau oder ſchwarz.

Dieſe verzeichnete Arten Mohn ſind ohne beſondere Wartung und Kunſt, theils durch Theilung der Wurzel, theils durch den Saamen fortzupflanzen. Die ausdauernden ſcheuen die Kälte nicht, und von den jährigen fallen die Saamen leicht aus und wuchern von ſelbſt. Dieſe wollen das Verpflanzen nicht vertragen und müſſen daher ſtehen bleiben, wo ſie ſich einfinden oder hingeſäet worden. Will man ſtarke Stöcke und große Blumen, ſonderlich von den beyden letzten Arten haben, ſoll man die Pflanzen nicht dichte bey einander ſtehen laſſen und die überflüßigen bey trockenen Wetter ausziehen. Auf die Beſtändigkeit der Spielarten läßt ſich gar keine Rechnung machen. Der Saame von allen iſt zu neuen Veränderungen geneigt; aus dem Saamen von weißen Blumen erhält man viele buntgefärbte.

Wer die letzte Art im Großen bauen will, ſoll dazu guten Acker wählen, oder ſolchen zuvor düngen, pflügen oder umgraben, mit der Ege überziehen, und im Monath April den Saamen oben aufſäen und mit der Ege wieder überziehen. Wegen des Vortheils aus dem Mohnbaue erwähnen wir noch, wie Herr Reichart angegeben, wie die Köpfe vom blauen Saamen viel mehr Saamen enthalten, als die weißen, hingegen der weiße theurer bezahlt werde.

Die beyden letzten Arten ſind in der Arzneykunſt gebräuchlich, und die achte auch in der Haushaltung. Von dem Ackermohne oder den Klatſchroſen gebrauchet man allein die Blumenblätter. Es kommen ſelbige in ihrem Beſtandweſen etwas mit dem Opio überein, wirken aber viel gelinder und können ſicher gebraucht werden. Ihre Hauptwirkung beſteht in Linderung der Schmerzen, Stillung der Blutflüſſe und Beförderung des Schweißes. Man verfertiget daraus Syrup, gebrauchet auch ſolche als Thee. Das gewöhnlichſte Mittel iſt die Tinctura florum Papaveris, welche mit der Vitriolſäure bereitet wird. Man will zwar dieſe nur wegen des ſauern Zuſatzes als wirkſam anſehen, und den Gebrauch davon in ſolchen Fällen anrathen, wo die Hitze zu dämpfen und der Fäulniß zu widerſtehen iſt. Wir halten aber dafür, daß dieſe Tinctur doch von Mohnblättern einige Kraft erhalte und als ein linderndes Mittel anzuſehen ſey. Beym Seitenſtechfieber, wenn zuvor die nöthige Aderlaß gehörig geſchehen, haben wir jederzeit guten Nutzen erfahren und beym

Blutſpeyen aus der Lunge hat uns dieſes Mittel ſelten gefehlet, wenigſtens ſo viel als andere gewirket. Wir halten demnach dieſe Blumenblätter für ein ſchmerzſtillendes Mittel, und empfehlen dieſes in Blutflüßen, bey Seitenſtech- und andern Entzündungsfiebern, bey dem Keuchhuſten, Windcoliken und dergl. Die Blüthe von dieſer, wie auch allen übrigen Arten, geben den Bienen viel Stoff zum Wachſe. Die Saamen könnte man auch gebrauchen. Man erwählet aber dieſe lieber von der letzten Art. Dieſe, oder der Gartenmohn, beſitzt die jetzt erwähnten Kräfte in ſtärkerer Maſſe. Die Milch, welche aus der Pflanze fließt, wenn ſie gereizet wird, lindert die Schmerzen, ſtillet die Bewegungen der Nerven, verurſacht Schlaf, und kömmt wirklich mit dem Opio überein; nur iſt alle dieſe Wirkung viel gelinder. Der Saame, zumal wenn ſelbiger trocken iſt, kann billig für unſchädlich, und, in Vergleichung mit dem Opio, für unwirkſam gehalten werden. Heiſter hat einen Kranken in fünf Tagen ein ganz Pfund nehmen laſſen, und in hieſigen Gegenden ſind die Mohnſuppen eine gewöhnliche Speiſe des Landvolkes, auch in einigen Ländern, als in Schleſien, die Mohnkuchen bekannt und häufig im Gebrauche. Auch das ausgepreßte Oel, welches man aus dem Saamen in ziemlicher Menge erhält, wirket nicht heftiger. Boerhaave hat ſolches einem Lungenſüchtigen bis zu vier Unzen verordnet. Indeſſen pfleget man doch aus den trockenen Saamen eine Milch zu verfertigen, und dieſe als ein beruhigendes und den Schlaf beförderndes Mittel den Kindern einzugeben. Es mag aber hier wohl heißen: hilft es nicht, ſo ſchadet es auch nicht. Unreife Mohnköpfe auf gleiche Weiſe anzuwenden, kann eher ſchädlich ſeyn. Aus den friſchen Mohnköpfen wird ein Syrup bereitet. Das Diacodion der Alten wurde aus den abgekochten und mit Honig vermiſchten Mohnköpfen zubereitet, und dieſes ſonderlich bey böſen und entzündeten Hälſen gebrauchet. Die Früchte zerſtoßen, mit Milch abgekochet und äußerlich aufgeleget, äußern eine kühlende und lindernde Wirkung. Das von den Saamen ausgepreßte Oel kann allen andern von dergleichen Art gleich geſchätzet und füglich zu den Salaten gebrauchet werden. Die Maler bedienen ſich deſſen häufig zu den Oelfarben, weil es geſchwinde trocknet, und nicht ſo leicht gelb wird. Der, nach dem Auspreſſen zurückbleibende, Oelkuchen wird an manchen Orten von den Kindern gegeſſen, und iſt für alles Vieh ein geſundes Futter. Die friſchen Mohnblätter äußerlich

aufgelegt, äußern eine zurücktreibende Kraft, und der ausgepreßte Saft wird wider den Stich der Bienen gelobet.

Ob nun gleich dieſe und alle Arten Mohn bey uns für unſchädlich zu halten, ſo iſt doch gewiß, daß das Opium aus Mohn bereitet werde; und nach den neuern Erfahrungen weis man, wie der Gartenmohn diejenige Art ſey, woraus es gemachet wird. Durch die Himmelsgegend und den verſchiedenen Geburtsort werden die Beſtandtheile und die Miſchung derſelben ſo merklich verändert, daß auch diejenigen, welche in Perſien mit den Mohnköpfen umgehen und daraus Opium zubereiten, gelb und mager werden, mit den Gliedern zittern, und alle Zufälle bekommen, welche nach einem unrechten Gebrauche des Opii zu erfolgen pflegen; und Groſſe in ſeiner Reiſebeſchreibung führet ein Exempel an, daß in Indien der Genuß eines Mohnkopfes tödtlich geweſen, und Cälius Aurel. hat ſchon bemerket, wie diejenigen zu raſen anfangen, welche vom Mohne getrunken. Und es läßt ſich mit vieler Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß das ſo genannte Nepenthes Homeri aus dem Opio bereitet und durch deſſen Genuß die Gemüther aufgeräumt und aller Kummer vertrieben worden. Es wird das Opium auf verſchiedene Weiſe bereitet, und darnach ſoll man auch deſſen Güte und Wirkung beurtheilen. In ältern Zeiten hatte man zweyerley Opium in den Apotheken. Das eine nannte man Opium, das andere Meconium; jenes war der, aus den eingeſchnittenen, unreifen, friſchen Mohnköpfen tropfenweiſe ausfließende und eingetrocknete Saft; dieſes aber ein verdickter Saft, welcher aus der ganzen Pflanze durch Zerſtoſſen und Auspreſſen bereitet wurde, und daher ſchlechter als die erſte Art. Tournefort meldet zwar, wie das meiſte Opium aus den Köpfen, vermittelſt der Zerquetſchung und Auspreſſung gemachet würde; Bellon und Kämpfer aber erwähnen dieſe Art nicht, ſondern reden bloß vom Einſchneiden oder Ritzen der Köpfe. Kämpfer erwähnet zwar auch eines bey den Perſern berühmten Getränkes, ſo Coconar genannt, aber aus den, mit Waſſer abgekochten Mohnblättern bereitet wurde. In Natolien machet man, ſobald die Köpfe zum Vorſchein kommen, einen leichten Creuzeinſchnitt, da denn einige Tropfen von einem milchartigen Safte heraustreten, die man entweder ſo lange daran hängen läßt, bis ſie ſich verdicken, oder mit einer Schale auffängt und trocknen läßt, und auf dieſe Weiſe wird auch jetzo in Perſien, Arabien, Apulien, Egypten und mehrern

mehrern Orten, wo die Pflanze viel anſehnlicher wächſt und viel größere Früchte trägt, das Opium zubereitet. Ob dieſe Köpfe weiße oder ſchwarze Saamen enthalten, wird nicht Achtung gegeben. Man kann aber auch in Europa gutes Opium verfertigen, und es iſt ſolches in Languedoc, wie Charras meldet, in Schottland von Alſtonen, und in Deutſchland von Dillenius und Herrn von Hallern wirklich geſchehen. Es iſt wirklich das Opium, wie wir es erhalten, allein der aus den eingeſchnittenen Mohnköpfen heraus quillende und eingetrocknete Saft, obgleich einige Schriftſteller behaupten, daß dergleichen nicht zu uns gebracht würde, und wird weiter durch keine Kunſt oder andere Zubereitung verfertiget, wie auch Wheeler in ſeiner Reiſebeſchreibung verſichert. Es wird aber auch in den Morgenländern aus dem Mohne durchs Kochen ein Trank bereitet, welcher Pouſt genannt, von dem armen Volke gebrauchet, und von dem zuvor bemerkten Meconium vielleicht nicht unterſchieden ſeyn wird. Die Reichen bedienen ſich des beſſern, welcher, nach Bontius Berichte, den Namen Afium führet. Das daraus verfertigte Extract heißt, nach della Valle Reiſebeſchreibung 3 Theil, Cocnar, welches vielleicht von dem zuvor aus Kämpfern angeführten Coconar nicht verſchieden iſt. Man pflegete auch ehedem den Mohnſaft mit Waſſer und Honig anzufeuchten, auf einem hölzernen Teller mit einem hölzernen Löffel umzurühren und endlich Kuchen daraus zu machen. Dieſes zugerichtete Opium heißt bey den Perſern Theriack Malidech, oder Theriack afiuum. Theriak nennen ſie ſolches, weil man dem Theriaco Andromachi die Kraft zueignete, die Menſchen ruhig, munter und luſtig zu machen. Andere pflegen das Opium ohne Waſſer, nur mit Honig zu durcharbeiten, und dadurch deſſen Bitterkeit zu mäßigen. Dieſen zubereiteten Saft nannten ſie Boerhs. Andere vermiſchten den Mohnſaft mit geſtoßenen Muſcatennüſſen und Blüthen, Cardamomen und Zimmet, und nannten dieſes Gemiſche Filonia oder Pilania, und dieſes iſt das ehedem in den Apotheken gebräuchliche Philonium. Noch andere ſetzten ſtatt dieſer Gewürze Saffran und Ambra zu dem Mohnſafte. Alle dieſe Zuſätze ſind eben ſo unnöthig und unnütze, als wenn unſere Aerzte durch beſondere Zubereitungen die vermeynten ſchädlichen Kräfte des Mohnſaftes verändern und verbeſſern wollen. Wenn der Mohnſaft nicht als Mohnſaft wirken ſoll, und deſſen vorzüglichſte Kraft, wodurch der Schlaf gleichſam erzwungen wird, ſchädlich ſeyn kann, ſoll man ſelbigen

digen gar nicht gebrauchen. Der erfahrne und vernünftige Arzt weis zuverſichtlich, wie viel von demſelben ohne Schaden zu geben ſey. Daß man aber die Kräfte des Mohnſaftes verſtärken und ſchwächen könne, iſt gar kein Zweifel. Alſton behauptet, daß die Wirkung allein von den flüchtigen Theilen abhänge, und nach Neumanns Vorgeben ſoll der bloße Geruch davon Trunkenheit, ja den Tod verurſachen; daher will derſelbe ſolchen im Waſſer auflöſen, das dabey ſich abſondernde ſchleimichte Weſen wegnehmen, und das übrige einkochen, damit der flüchtige Theil dadurch ausgetrieben werde; wodurch aber das Opium gewiß vieles von ſeinen Kräften verliert und vielleicht ganz unwirkſam gemachet wird; welches auch die vom Herrn Tralles angeſtellten Verſuche zur Gnüge beſtätigen; daher ſelbiger die Wirkung in dem flüchtigen, dampfichten Weſen ganz allein annehmen wollen. Andere richten ihr Abſehen auf die harzichten und gummöſen Beſtandtheile. Einige Schriftſteller nehmen mehr ſchleimichte als harzichte Beſtandtheile, andere das Gegentheil an. Der Weingeiſt löſet viel, das Waſſer weniger vom Opio auf. Der ſchleimichte, gummöſe Theil ſcheint der wirkſamſte zu ſeyn, obgleich ein Pfund nur wenige Quentchen enthält. Wenige Grane davon haben, wie Neumann erfahren, einen Hund getödtet, welcher zuvor von dem rohen Opio viel mehr ohne Schaden verſchlucket. Das wäſſerichte Extract wirket demnach am ſtärkſten, aber deſto mehr Behutſamkeit erfordert ſelbiges. Das mit Weingeiſt bereitete Extract iſt zwar ſchwächer, und ein Hund hat funfzehn Grane davon ohne Schaden zu ſich genommen; man wird aber auch dadurch diejenige Hülfe gewiß nicht erlangen, welche man hoffet. Wegen der verlangten Wirkung ſicher zu ſeyn, ſoll man gutes und ächtes Opium erwählen. Dergleichen iſt ſchwer, dichte, feſte, läßt ſich jedoch biegen, wird leicht entzündet, hat eine ſchwärzlich rothe Farbe, einen beſondern unangenehmen Geruch, bittern, beißenden Geſchmack, und wird entweder in runden, plattgedrückten, daumensdicken Kuchen oder in ungeſtalteten Broden, und in Mohn- oder andere Blätter eingewickelt, aus Natolien, Kleinaſien und andern Orten der Levante, Egypten, Perſien und Indien zu uns gebracht. Die Aerzte und Droguiſten pflegen zwar das Thebaiſche Opium, welches nämlich in Egypten bey der Stadt Theben geſammelt wird, vorzüglich zu rühmen, es iſt dieſes aber nicht beſſer, als das in andern erwähnten Oertern zubereitete. In welcher Maße das Opium den Kranken zu geben, und wie ſolches

ches zum Gebrauch anzuwenden, wollen wir nicht erwähnen; indem dieſes, wie andere, auch in dem kleinſten Gewichte höchſtwürkſame Mittel, nur von einem erfahrnen Arzte gebrauchet werden ſoll. Es iſt ſolches in rechter Maße und zu rechter Zeit gebraucht, gewiß ein ganz vortreffliches Mittel, und wir möchten wohl mit dem de le Boe Sylvius bekennen, daß wir die Arzneykunſt nicht ausüben wollten, wenn wir den Mohnſaft entbehren ſollten. Es kann aber ſolcher leicht und wird ſchädlich, ja tödtlich ſeyn, wenn man damit nicht vorſichtig und nach den Regeln der Kunſt verfährt. Wie das Opium würcke, ob es die Hitze vermehre, oder vermindere, ob es die Säfte ausdehne und die Gefäße erweitere, ob es allein in die flüßigen, oder auch zugleich in die feſten Theile, und ob es unmittelbar in die Nerven wirke, über dieſes alles iſt von den Aerzten geſtritten worden. Die Unterſuchungen und Erfahrungen, welche Whyt an Fröſchen und andern Thieren angeſtellet, verdienen vorzüglich hierbey nachgeleſen zu werden. S. Neue Verſuche der Edinburg. Geſellſch. 2 Th. Num. 20. Wir wollen uns aber hierbey nicht aufhalten, auch nicht die beſondern Fälle aufſuchen, worinnen der Gebrauch deſſelben nöthig und höchſt nützlich angegeben wird, ſondern nur aus der Erfahrung anführen, welche Veränderungen in dem thieriſchen Körper, nach dem Gebrauche des Opium, erfolgen. Es verbreitet ſich durch den Körper, ſonderlich um das Herz eine angenehme Empfindung, es verſtärket den Umlauf des Geblüthes, erreget eine mehrere Wärme, und mit dieſer zugleich eine merkliche Stärke, machet munter, vertreibet Sorgen und Kummer, und es folgen alle diejenigen Veränderungen, welche geiſtige Getränke wirken, und bey einer mäßigen Trunkenheit ſich einfinden. Die Türken bedienen ſich deſſen aus der Urſache, ehe ſie den Feind angreifen, da ihnen Wein zu trinken nicht zugelaſſen iſt. Es hemmet ferner die unordentlichen Bewegungen des Blutes und der Nerven. Es überwindet die Spannungen der Nerven und alle krämpfichte Bewegungen, es lindert alle Schmerzen, ſtillet die Blutflüſſe, hemmet alle Ausführungen, Brechen und Spucken laſſen nach, verſtopfet den Leib, vermehret hingegen die unempfindliche Ausdünſtung und treibet den Schweiß. Man will auch vorgeben, als ob dadurch der Trieb zum Liebeswerke vermehret werde, und die Chineſer ſollen ſich deſſen öfters bedienen, um dieſe Abſicht zu erreichen. Und in ſo weit findet man lauter gute nnd unſchädliche Wirkungen. Wird der Gebrauch des Opii einigemal

gemal wiederhohlet, oder man nimmt nur etwas zu viel ein, wird ein Schlaf erfolgen, welcher anfangs mit angenehmen Träumen vergeſellſchaftet iſt, nachher aber zunimmt, und nach dem Aufwachen eine Trägheit, Müdigkeit, auch wohl andere Zufälle nach ſich läßt.

Wenn mit dem Gebrauche des Opii unvorſichtig umgegangen wird, erfolgen zwar anfangs dieſe itzterwähnten Umſtände, werden aber bald verſtärket und mit neuen vermehret. Verwirrung des Verſtandes, Mangel am Gedächtniß, Schwindel, Dunkelheit der Augen, Erweiterung des Sterns in den Augen, langſamer Puls, Röthe im Geſichte, ſchweres Athemhohlen, tiefer und langer Schlaf, und nach dieſem Schwachheit und Erſchlappung der feſten Theile, Mangel des Appetits, Dummheit des Gemüthes, Zittern und Lähmungen der Glieder, endlich Ohnmachten, kalter Schweiß und wohl gar der Tod. Dieſe und andere Zufälle wechſeln nach Verſchiedenheit der Menſchen, und nach der Menge des Opii, welche man zu ſich genommen hat. Auch liegt hier viel in der Gewohnheit, indem der Körper nach und nach mehr davon vertragen kann, ohne ſich einer Gefahr auszuſetzen, und man findet Beyſpiele, bey welchen 20 und mehr Grane nicht ſo viel bewirket, als bey andern ein oder nur ein halber Gran. Wer Opium nach dieſem kleinen Gewichte nur einmal gebrauchet, wird diejenigen Folgen auch nicht zu befürchten haben, welche gewiß erfolgen, wenn man den Gebrauch öfters wiederhohlet. Indeſſen wird doch das Opium in Aſien von den meiſten täglich gebrauchet; ſie rauchen ſolches mit unter dem Tabak, und kauen es mit ihrem Arack im Bette. Sie gewöhnen ſich nach und nach an deſſen Wirkung, daß ſie deſſen Stärke nicht ſehr empfinden, und daher, um die Trunkenheit zu erwecken, immer mehr davon genüßen müſſen. Nach den verſchiedenen Urſachen der Krankheiten werden auch zuweilen ganz entgegengeſetzte Wirkungen erfolgen. Die monathliche Reinigung und der Abgang des Sandes und Steines durch die Uringänge, auch die mangelnde Oeffnung des Leibes kann dadurch befördert werden. Wir wiederhohlen hier, was Sydenham in dem Briefe an Cale von dem Gebrauche des Opii zu Beförderung der Reinigung bey den Kindbetterinñen wohlbedächtig erinnert. In dieſem Falle, ſaget er, kann das Laudanum, welches deſſen gewöhnliche Opiattropfen waren, wiewohl es ſeiner Natur nach anhält, bisweilen ſehr viel helfen, und wenn die Mittel, ſo die monathliche Reinigung erregen, nichts helfen, die Reinigung

bey Kindbetterinnen wieder herſtelle, weil es die unordentliche Bewegung des Nervenſaftes, wovon die Reinigung war unterdrücket worden, hemmet. Unterdeſſen, fähret er fort, muß man fleißig Acht haben, daß, wenn wir dieſen Pfeil einmal abgedrücket, und das Ziel nicht erreichen, noch die Reinigung erfolget, man den Gebrauch des Mohnſaftes nicht wiederhohle.

Wenn auch das Opium nur äußerlich gebrauchet wird, bezeiget es einige Wirkungen. Es zertheilet oder löſet die Beulen auf, und befördert die Eiterung. Wenn man ſolches lange auf der Haut liegen läßt, wird dieſe von Haaren entblößet; es erreget ein beſchwerliches Jucken, und zieht Blaſen, beſonders wenn die Haut zart iſt. Auch äußerlich aufgelegt, ſtillet es die Schmerzen und befördert den Schlaf. Zuletzt erinnern wir noch, daß das Opium gemeiniglich ein ungetreues Mittel ſey, indem die Zufälle, welche dadurch geſtillet werden, nach kurzer Zeit wiederkommen, in ſo fern die Urſache dadurch nicht zugleich gehoben werden kann, welches jedoch zuweilen geſchieht.

Wer als ein ausübender Arzt den Mohnſaft, deſſen Wirkungen und Gebrauch recht kennen lernen will, empfehlen wir die Schriften eines Hofmanns, Sydenhamms, Boerhaavens, van Swietens, Meads, Pringles, Youngs und vornehmlich des noch lebenden Tralles, zu leſen. Des letztern weitläuftige Abhandlung unter dem Titel Opii vſus ſalubris et noxius, welche im vorigen Jahre zum zweyten male aufgeleget worden, wird jeden deutlich lehren, was für ein göttliches, aber auch ſchädliches Mittel der Mohnſaft ſeyn könne.

Mohn, gehörnter, S. auch Hornmohn.

Mohr, bandirter.

S. Spindelſchnecke.

Mohrenbauch.

Dieweil bey den Muſcheln die holländiſchen Benennungen faſt allgemein angenommen worden, hat Hr. Müller auch dieſe der deutſchen oder ſonſt gebräuchlichen vorgezogen, und verſteht hierunter die bekannten Schlangen- oder Otterköpfchen, oder Schildkrötchen. Da aber mit dieſem Namen verſchiedene ſtumpfe Porzellanen beleget und ſelbige in große und kleine eingetheilet werden, nennt derſelbe die kleinern mit den Holländern Mooren-Buikjes, obgleich ſelbige beym Hr. v. Linné unter Cypraea caput ſerpentis vorkommen. Man erhält dergleichen aus Oſtindien. Sie ſind nicht groß, aber breit, haben einen hohen Höcker, einen ſchwarz-

ſchwarzbraunen Rand mit blau untermiſchet, oberwärts ſind ſie gelb und dicht mit weißen Flecken beſetzet, unten flach und blaßfärbig.

Die größern, auf gleiche Art gebildeten, nennt auch Müller Schlangenköpfchen, und verſteht darunter Cypraea mauritiana Linn. Man erhält dergleichen aus beyden Indien. Die Schale iſt gleichſam dreyeckicht erhaben, hinten flach und etwas ſpitziger, unten ſchwarz, ſeitwärts mäuſefärbig und oben mit rothen und weißlichen Flecken auf einem dunklern Grunde marmorirt.

Dieſe Schneckenſchalen werden in Nigritien ſtatt des Geldes gebrauchet, und heißen deswegen auch die Muſcheln der Nigritier. Ihr Werth aber iſt geringe, daher ſolche in kleinen Säcken von den Leibeigenen nachgetragen werden, welche, wie Leſſer meldet, im Auszahlen fünfe auf einmal mit der Hand ausſchießen und darinnen überaus geübt ſind. Bey uns pfleget man damit die Zäume der Pferde zu beſetzen, und gemeiniglich ſind ſolche eine beſondere Zierrath der Huſarenpferde.

Mohrenbund.

S. Seeapfel.

Mohrenkraut.

S. Salbey.

Mohrin.

S. Dattelſchnecke.

Mohrrüben.

S. Laſerkraut und Möhren.

Molch. S. Salamander.

Moletten.

S. Apricoſen.

Molle.

Dieſen Geſchlechtsnamen des Tourneforts hat Herr von Linné mit Schinus verwechſelt. Es gehöret ſolches zu denjenigen, welche weibliche und männliche Blüthen auf zwo verſchiedenen Pflanzen tragen. In beyden umgiebt der einblätterichte, fünffach zerſchnittene Kelch fünf länglichte, gleichſam geſtielte, ausgebreitete Blumenblätter. Die männlichen zeigen zehn Staubfäden und einen unvollkommenen Fruchtkeim ohne allen Staubweg, ſo wie die weibliche Blüthe Staubfäden ohne Staubbeutel enthält; bey dieſen aber trägt der rundliche Fruchtkeim drey Staubwege. Die Frucht iſt eine runde Beere, worinnen drey kugelförmige Saamen liegen. Es ſind davon zwo Arten bekannt; beydes ſind Bäumchen oder Sträucher mit gefiederten Blättern und in Peru zu Hauſe. Zum Unterſchiede nennen wir den einen

eingekerbtes Molle, und dieſer Strauch wird auch, wiewohl ganz unrecht, peruvianiſcher Maſtixbaum,

Stixbaum, oder unächter Pfeffer-kornſtrauch, Muelle, von Heiſtern Piperodendron, und beym Linné Schinus molle genannt. Die Blättchen ſtehen an der gemeinſchaftlichen Ribbe paarweiſe einander gegen über, zuletzt aber ſteht ein einzelnes, welches viel länger, als die übrigen iſt. Alle ſind länglicht, ſpitzig, am Rande eingekerbet. Die gelben kleinen Blümchen ſtehen traubenweiſe bey einander, und nach dieſen folgen röthliche Beeren. Der Strauch wird auch bey uns ziemlich hoch, behält aber ſchwache Zweige und blühet ſelten. Die andere Art iſt dieſer faſt ähnlich, nur ſind die Blättchen nicht eingekerbet, ſondern völlig ganz, und das letztere einzelne iſt nicht länger als die übrigen. Man könnte dieſen

2) ganzblätterichtes Molle

nennen. Beym Herrn v. Linné heißt ſelbiger Schinus areira.

Die Blätter der erſten Art enthalten einen milchichten, klebrichten Saft, welcher nach Fenchel riecht und ſchmecket. Die Beeren ſind ſcharf und bitterlich; die Peruaner laſſen ſolche im Waſſer kochen und bereiten daraus ein Getränke. Aus der Rinde, wenn ſie geriſſen wird, quillet ein wohlriechendes Harz, welches dem Gummi Elemi gleicht, doch viel weißer iſt. Den Nutzen davon übergehen wir, da dergleichen Bäume bey uns in dem Glashauſe unterhalten werden müſſen, und keinen Vortheil davon haben können. Sie verlangen leichte gute Erde und viel Wärme, obgleich du Hamel vermuthet, daß ſolche in Frankreich in den am Meere liegenden Provinzen im Freyen aushalten möchten. Die Vermehrung kann durch Ableger oder Zweige geſchehen.

Mollenbley.

Mollenbley iſt ein bey der Hüttenkunſt gebräuchliches Wort, und bedeutet eben ſo viel als Muldenbley, das iſt, was in einer Pfanne auf einmal an Bley gegoſſen wird.

Mollenkraut.

S. Wunderbaum.

Molte. S. Melte.

Molva.

Morhua. Eine Art von Stockfiſch, Mormelſtockfiſch, Moluus ſ. Morhua altera minor, das ſechſte Geſchlecht der Stockfiſche des Gesners, S. 40. b. Callarias barbatus, 1. des Kleins, ein Pamuchel; ſ. dieſen Artikel. Gadus Morhua, Linn. gen. 154. ſp. 3. Müllers gemeiner Cabeljau. ſ. unſern Artikel Kabbeljau, Th. IV. S. 329.

Molukkiſche Aelſter.

Molukkiſche Aelſter iſt der Name der Paradiesvögel, davon unten Nachricht gegeben wird.

Moly.

Dieſer Name kömmt bey den ältern Schriftſtellern öfters vor. Man findet ſelbigen ſchon beym Homer; welche Pflanze aber derſelbe darunter verſtanden, und ob die Circe dem Ulyſſes wirklich eine Pflanze gegeben, um dadurch oder auf eine ganz andere Art, vor aller Gefahr bewaffnet zu werden, läßt ſich gar nicht beſtimmen. Bey den Neuern verſteht man unter Moly keine andere, als welche mit dem Knoblauch nahe verwandt, und nach den meiſten Lehrern der Kräuterkunde wirklich Knoblauchsarten ſind. Boerhaave trennte diejenigen Arten, welche größere und anſehnlichere Blumen, und keinen eckelhaften, vielmehr angenehmen Geruch vom Knoblauch hatten, machete aus ſelbigen ein eigenes Geſchlecht und nannte dieſes Moly. Herr Manetti hat dieſen als einen beſondern Geſchlechtsnamen behalten, darunter aber nur diejenigen Arten verſtehen wollen, welche zwiſchen den Blumen Zwiebeln oder Knollen tragen und durch dieſe vorzüglich fortgepflanzet werden. Beyde Merkmale aber ſind nicht hinreichend, die Arten von einander abzuſondern; indem Geruch und Größe der Blumen kaum Arten, viel weniger Geſchlechter beſtimmen, und dergleichen keimende Knollen außer der Erde bey mehrern Arten von andern Geſchlechtern, entweder zufälliger Weiſe, als den Tulpen und Lilien, oder auch beſtändig, als der Natterwurzel, dem Zahnkraute und andern vorkommen. Wir haben daher die Molyarten unter Knoblauch angeführet.

Momin.

Momin oder Coraſol iſt ein weſtindiſcher Baum, ſo auf den Antilleninſeln wächſt. Die Frucht ſieht einer unreifen Gurke ähnlich und hat eine grüne mit vielen Abtheilungen, als mit Schuppen, gezierte Schale, in welcher ein glatter und glänzender Saame, ſo groß als eine mäßige Bohne, liegt. Um dieſen Saamen zeiget ſich eine weiße Milch von ſüßem und zugleich ſäuerlichem Geſchmacke, welche, wegen ihrer kühlenden Kraft von den Einwohnern mit Luſt genoſſen, oder auch mit andern Getränke vermiſchet wird. Obige Namen haben wir beym Jacquin und andern, welche amerikaniſche Pflanzen beſchrieben, vergebens aufgeſuchet und können von dem Baume ſelbſt keine genauere Beſchreibung geben.

Momotovakoſt.

S. Elfenbein, gegrabenes.

Monarde.

Nicolaus Monardes, einem Spaniſchen Arzte, welcher in der

Mitte des ſechzehenten Jahrhunderts diejenigen Arzneymittel abgehandelt, welche in dem Spaniſchen Antheile von Amerika gefunden werden, auch von den Giften und dem Tabacke geſchrieben, iſt dieſes Pflanzengeſchlechte gewidmet. Der röhrenförmige, geſtreifte Kelch iſt in fünf gleiche Zähnchen eingekerbet und viel kürzer als die Röhre des Blumenblattes, welche ſich in zwo Lippen theilet. Die obere Lippe iſt ganz, ſchmal und aufwärts gerichtet, die untere aber rückwärts gebogen, breiter, und in drey Lappen zerſchnitten, davon der mittlere länger und ſchmäler, auch eingekerbet iſt, die beyden Seitenlappen aber ſtumpf ſind. Die beyden dünnen Staubfäden und der Griffel haben mit der obern Lippe gleiche Länge und ſind von dieſer gleichſam eingewickelt. Der doppelte Staubweg iſt ſpitzig. Der Kelch umgiebt vier rundliche Saamen. Hr. von Linné hat fünf Arten beſtimmet.

1) Die ſcharlachrothe Monarde mit viereckichten Stängel, die große glatte Monarde mit rothen Blumen, amerikaniſche Meliſſe, große virginianiſche Aftermünze, Oſwegothee, Monarda didyma Linn. wächſt in Penſylvanien. Die dauernde Wurzel breitet ſich weit aus und treibt viele, mit vier Ecken erhabene und mit vier Furchen durchzogene, mit Zweigen beſetzte, einen bis zween Fuß hohe Stängel. Die Blätter ſtehen einander gegen über, ſind geſtielt, breit, eyförmig, zugeſpitzt, am Rande ungleich eingekerbet, haaricht, mehr rauh als weich anzufühlen. Wo die Blattſtiele anſitzen, iſt der Stängel haaricht, ſonſt aber ganz glatt. Ein Blumenkopf endiget gemeiniglich den Stängel und die Zweige, zuweilen aber treibt aus der Mitte deſſelben ein neuer Stiel, welcher ein zweytes, doch viel kleineres Köpfchen trägt, in welchem Falle die Blumen mehr wirtelförmig geſtellet ſind. Das Hauptköpfchen umgeben gemeiniglich ſechs, das andere darauf folgende vier Blätter von verſchiedener Größe, welche glatt, roth, ſchwarz und grün, oder ſcheckicht gefärbet und unterwärts gebogen ſind; dieſe umgeben viele andere, ganz ſchmälere, dunkelrothe, der Größe nach verſchiedene Blättchen. Der Kelch iſt etwas krumm gebogen, unterwärts röthlich, oberwärts ſchwärzlich, das Blumenblatt lang, hoch, ſcharlachfärbig, der Griffel ſehr lang. Außer den zween vollkommenen Staubfäden ſollen auch noch zween andere ohne Staubbeutel zugegen ſeyn, welche wir aber niemals wahrgenommen. Die Pflanze giebt in allen Theilen einen ſtarken, angenehmen, balſamiſchen

miſchen Geruch von ſich, und könnte zum Arzneygebrauche nützlich angewandt werden, zumal ſelbige in allerley lockern, feuchten Grunde ausdauert und den Boden nach Art der Krauſemünze mit ihren kriechenden Wurzeln überzieht. Da jedoch die Wurzeln ſtarke Bollen machen, ſoll man ſolche ein Jahr ums andere verſetzen und vertheilen. Die Bienen beſuchen die Blüthen häufig, und da dieſe viele Wochen auf einander folgen, verdienet ſie auch den Anbau für die Bienen.

2) Die purpurfärbige Monarde mit ſtumpfen Stängel, die rothe unächte virginiſche Wirbeldoſte, Origanum ſpurium Riu. Monarda fiſtuloſa Linn. wächſt in Canada. Die fäſerichte Wurzel iſt ausdaurend. Der zween bis drey Fuß hohe, etwas haarichte und in Zweige verbreitete Stängel iſt zwar auch viereckicht, die Ecken aber ſind ſtumpf und die Furchen kaum merklich. Die geſtielten, einander gegen über ſtehenden Blätter ſind länglich, lanzetförmig, hinterwärts ſcharf eingekerbet, vorwärts mehr ganz und auf beyden Flächen mit weichen Haaren beſetzet. Der Stängel und die Zweige endigen ſich mit einem Blumenköpfchen, um welches äußerlich ſechs aufwärtsgerichtete, an Größe verſchiedene Blätter ſtehen, welche einige andere, gleichfalls an Größe verſchiedene, aber viel ſchmälere bedecken. Das Blumenblatt iſt haaricht, purpurfärbig, der Rand der Lippen weißlicht, und die untere Lippe zeiget zwo erhabene Linien, und dazwiſchen eine Furche, welche in dem mittelſten Einſchnitte fortläuft, da hingegen die beyden Linien da aufhören, wo die Seiteneinſchnitte ihren Anfang nehmen. Der Griffel iſt länger als die Staubfäden. Dieſe iſt eben ſo dauerhaft und läßt ſich leicht durch die Wurzel vermehren. Hitze und Trockenheit verträgt ſie nicht wohl. Die Nordamerikaner gebrauchen ſolche wider die Wechſelfieber, auch zu Stärkung des Magens bey epidemiſchen Krankheiten.

3) Die gelbgefleckte Monarde, Monarda punctata Linn. wächſt in Virginien. Der viereckichte Stängel wird ohngefähr vier Fuß hoch und iſt durchgehends mit Zweigen beſetzet. Die Blätter ſind lanzetförmig und ſchwach eingekerbet. An dem obern Theile des Stängels und der Zweige ſtehen die Blumen wirtelförmig. Jeden Wirtel umgeben viele rothe Deckblätter. Das Blumenblatt iſt klein, gelb, mit purpurfärbigen Flecken gedüpfelt. Die Vermehrung geſchieht gemeiniglich durch den Saamen. Wenn die jungen Pflanzen Blüthſtängel treiben, muß man dieſe abſchneiden, um die Wurzel zu ſtärken,

damit ſie Seitenaugen austreibe. Läßt man ſie das erſte Jahr blühen, ſo dauert die Wurzel ſelten durch den Winter. Man kann die Stöcke den Winter über im freyen Lande auf einer trockenen Rabatte unterhalten, doch, aus Vorſicht, auch in Töpfe ſetzen und in einem gemeinen Glashauſe verwahren. Im Sommer verlangen ſie viel Waſſer. Die Pflanze hat einen angenehmen balſamiſchen Geruch.

4) Die weißblümichte Monarde mit ganz glatten Blättern, Monarda clinopodia Linn. wächſt in Virginien; die dauernde Wurzel läuft ſtark aus. Die Pflanze gleichet dem Anſehen nach der erſten Art, die Blätter aber ſind ſchmäler, länglicht zugeſpitzt, eingekerbt, mit zarten Haaren beſetzet, und daher ganz weich anzufühlen. Der Stängel iſt viereckicht, die Ecken ragen weniger, als bey der erſten und mehr als bey der zwoten Art hervor. Die Blumen ſtehen in einem Knöpfchen bey einander.

5) Die blaugefleckte Monarde, Monarda ciliata Linn. wächſt auch in Virginien. Nach Moriſons Beſchreibung iſt das Blumenblatt blau und die untere Lippe mit ſchwarzrothen Flecken bezeichnet. Dieſe und die vierte Art gehören noch unter die ſeltenen Einwohner unſerer Gärten.

Monathsblümlein.

S. Gänſeſtöckchen.

Monathsblume.

S. Fieberklee.

Monatskäfer.

Unter den Inſecten mit ganzen, harten Deckſchilden trifft man nicht nur einen mannichfaltigen Unterſchied in Anſehung ihrer Geſtalt und Größe, ſondern auch in Anſehung ihrer Lebenszeit an. Denn einige laſſen ſich vom Frühjahre bis in den Herbſt ſehen, und leben auch wohl drey Jahre und länger, wie z. E. die Goldkäfer und Roßkäfer. Andere hingegen leben nach ihrer Verwandelung nicht viel über einen oder einige Monate, und werden daher Monatskäfer genannt, wie z. E. der Maykäfer, der Juniuskäfer und Juliuskäfer. Weil wir von dem erſten ſchon in einem beſondern Artikel gehandelt haben, ſo ſoll hier nur eine kurze Nachricht von den beyden letztern Arten folgen, die ihren Namen ebenfalls, wie der Maykäfer, von denjenigen Monaten erhalten haben, in denen ſie zum Vorſchein zu kommen pflegen.

Der Juniuskäfer, welcher auch den Namen Brachkäfer führet, weil er um die Brachzeit, aber nur des Abends, herumflieget, Scarabaeus ſolſtitialis Linn. iſt ohngefähr halb ſo groß und nicht

nicht ſo braunroth, als der Maykäfer. Die Fühlhörner haben auch keine Blätter, wie bey dem Maykäfer, ſondern dichte Knöpfchen. Der Wurm, aus welchem dieſer Käfer entſteht, iſt ohngefähr einen Zoll lang und einen viertel Zoll dicke, von Farbe weißlich, und an den Seiten auf jedem Abſatze mit einem gelben erhabenen Puncte verſehen, wodurch die Seiten wider das Reiben in der Erde, welche der Aufenthalt dieſes Wurms iſt, geſchützet werden. Von den ſechs, mit gelben Haaren und ſpitzigen Klauen beſetzten Füßen iſt immer ein Paar länger, als das andere. Der Kopf iſt platt und gelb und das Zangengebiß viel länger und ſpitziger, als bey den Maden, aus denen die Maykäfer entſtehen. Die Puppe iſt weiß, und hat unten zwo kleine, mit Stacheln verſehene Spitzen. Herr Friſch rechnet den Brachkäfer unter die Pillenkäfer, obgleich diejenigen, welche er aufgezogen hat, keine Pillen in den mit friſcher Erde gefüllten Geſchirren gemachet haben; welches nach ſeiner Meynung deswegen nicht geſchehen iſt, weil die Käfer in dieſen Behältniſſen keine Feinde bemerkten, und alſo nicht genöthiget waren, ſich auf dieſe Art einzuſchließen.

Ein ähnlicher Käfer, welcher oberwärts etwas grünlich, und mit einigen weißen Strichen gezeichnet iſt, wird in Weſtindien gefunden, und daher von dem Ritter von Linne' Scarabaeus occidentalis, und von Herr Müllern der weſtindiſche Juniuskäfer genannt.

Von den Käfern, welche den Namen Juliuskäfer führen, ſind zwo Arten bekannt, die ſowohl in Anſehung der Größe, als auch in Anſehung der Geſtalt von einander ſehr abweichen.

Der kleine Juliuskäfer, Scarabaeus horticola Linn. den Herr Müller unter dem Namen Johanniskäfer anführet, iſt noch etwas kleiner als der Juniuskäfer, von welchem er ſich auch in der Farbe unterſcheidet; denn er hat, einen ſchwarzen Unterleib, ſchwarze Füße, und caſtanienbraune Flügel, die bey dem Männchen gemeiniglich mit etwas Grün untermiſchet ſind. Die Schwanzſpitze iſt rund und ſtumpf. Dieſer Käfer, der aber nicht häufig gefunden wird, hält ſich am liebſten in den Gärten auf, und benaget vorzüglich gern die Weinblätter; daher ihm Herr Friſch den Namen Weinblattkäfer gegeben hat. Er pfleget ſich, wie der Juniuskäfer, Pillen aus feuchter Erde oder Miſt zu machen, um darein ſeine Eyer zu legen. Die Made, welche aus dieſen Eyerchen hervorkömmt, hat ein ſcheerenförmiges Maul, einen braunen Kopf, zwey gelbe harte Schildchen am

Halſe, und ſechs gelbe, mit kleinen Härchen beſetzte Füße. Der Körper iſt mit kleinen rothen Härchen ganz dünne beſetzet.

Der große Juliuskäfer, Scarabaeus fullo Linn. welcher von Eichenblättern, Schilfgras, Heidekorn, wie auch von andern Gewächſen lebet, denen er großen Schaden zufüget, iſt noch einmal ſo groß, als der Maykäfer, mit dem er ſonſt in Anſehung der Geſtalt ziemlich übereinkömmt. Er iſt gemeiniglich braun, und auf den Flügeldecken mit weißen Flecken gezieret, doch giebt es in Anſehung der Farbe noch mancherley Verſchiedenheiten. Das Männchen hat ſehr große und breite Fühlhörner. Das Weibchen leget ebenfalls ſeine Eyer in die Erde; doch machet es hierzu keine Pillen, welche ſich die jungen Käferwürmer, die ſich von den Wurzeln der Pflanzen nähren, erſt bey ihrer herannahenden Verwandlung zu verfertigen pflegen.

Monbin.

Mit dieſem Namen hat Plumier ein Pflanzengeſchlecht beleget, Hr. v. Linné aber dafür Spondias erwählet. Die eine und bekannteſte Art führet bey den Spaniern in Amerika den Namen Hobo, welchen auch Planer beybehalten. Bey den Franzoſen aber in Amerika, und den Caribäern iſt Mombin im Gebrauche. Einige Schriftſteller halten die Früchte, aber fälſchlich, für eine Art Myrobalanen, daher auch das Geſchlechte von Hr. Dietrich Myrobalanen, und die Bäume von den Gärtnern Myrabellen oder Schweinspflaumen genennet werden. Der kleine, gefärbte, fünffach getheilte Kelch fällt mit den fünf länglichten, ausgebreiteten Blumenblättern ab. Alle zehen Staubfäden ſind kürzer als die Blumenblätter, doch unter ſich wechſelsweiſe länger. Der Fruchtkeim trägt fünf Griffel mit ſtumpfen Staubwege. Die große, länglichte Steinfrucht iſt mit fünf Puncten, als den Merkmalen der abgefallenen Griffel, bezeichnet, und enthält unter wenigem Fleiſche eine fünfeckichte, holzichte, fäſerichte Nuß, welche in fünf Fächer abgetheilet iſt. Es ſind nur zwo Arten bekannt, beyde hat Hr. Jacquin in Amerika gefunden und genau beſchrieben.

1) Ganzblätterichter Monbinbaum, Spondias lutea L. ſpec. Spondias Myrobalanus Linn. edit. Murray. Spondias Mombin Iacqu. Americ. p. 138. Warum in der Murrayiſchen Ausgabe des Linnäiſchen Pflanzenreiches dieſe Art den Zunamen Myrobalanus und die andere Mombin erhalten, können wir zwar nicht errathen, müſſen aber billig, wenn derglei-

chen unbedeutende Namen beybehalten werden ſollen, Herr Jacquin folgen, welcher die Namen verſetzet, und dieſer erſten Art Mombin, der andern Myrobalanus beygeſetzet, indem die Caribåer nur die erſte alſo heißen, welche auch in dieſen Inſeln wildwåchſt. Dieſer hohe Baum machet eine ſchöne große Crone von Aeſten. Die Rinde iſt grau und meiſtentheils aufgeritzet, und das Holz weiß, leichte. Die gefiederten Blåtter ſtehen wechſelsweiſe. Die gemeinſchaftliche Ribbe iſt einen Fuß lang und rundlich; die Blåttchen ſtehen daran paarweiſe, mit einem einzeln am Ende, ſie ſind glatt, völlig ganz, långlicht, und laufen in eine ſtumpfe Spitze aus. Die Blumenbůſchel erſcheinen auf den Spitzen der Aeſte und halten ohngefåhr die Långe eines Blattes; die Blumen ſelbſt ſind klein und weißlicht. Die meiſten fallen, ohne Frůchte nachzulaſſen, ab. Dieſe ſind gelb mit etwas roth vermiſchet, haben einen angenehmen Geruch, und unter dem wenigen ſåuerlichen Fleiſche liegt eine große Nuß. Dieſe wird ſelten von Menſchen geſpeiſet, håufig aber zur Måſtung für die Schweine eingeſammlet. Die abgeſchnittenen Zweige ſchlagen in der Erde leicht Wurzeln aus.

2) **Eingekerbter Monbinbaum**, Spondias purpurea L. ſpec. Spondias Mombin Linn. edit. Murray. Spondias Myrobalanus Iacquin. Das Anſehen dieſes Baumes iſt wenig ſchön, die Rinde dicke, das Holz weiß und ſpröde. Die gefiederten Blåtter fallen jåhrlich, und wenn die Frucht zu reifen beginnet, ab; die eyförmigen Blåttchen ſind ſelten völlig ganz, gemeiniglich, wenn auch nicht am ganzen Rande, doch bis in die Mitte deſſelben eingekerbet. Löfling und mit demſelben Herr v. Linné beſchreiben den gemeinſchaftlichen Blattſtiel platt oder zuſammengedrůcket, welches aber Jacquin nicht angemerket, und ůberhaupt deſſelben Beſchaffenheit nicht angegeben hat. Die Blůthbůſchel ſitzen an den Aeſten hin und wieder, und ſind viel kůrzer als ein Blatt. Zuweilen erſcheinen auch die kleinen rothen Blumen einzeln. Die Frůchte ſind purpurfårbig, oder gelb, långlicht, oberwårts ſtumpf, oder auch mit einem beſondern Anſatze verlångert. Das wenige Fleiſch iſt ſåuerlich ſüße und angenehm von Geſchmacke und Geruche. Die Amerikaner lieben dieſes, und ſetzen daher die Frůchte bey der Mahlzeit auf. Die Nuß wird ſelten völlig reif. Aus Zweigen geſchieht die Vermehrung leicht und geſchwinde, und die Einwohner in Domingo machen aus den geſteckten Aeſten lebendige Zåune, welche in wenig Monathen

nathen mit Blüthen und Früchten prangen. Wenn der Stamm abgehauen wird, wachſen lange Aeſte hervor, welche nur mit einfachen Blättern beſetzet ſind. Das eigentliche Vaterland iſt das Carthagenenſiſche Gebieth. Auf den Caribäiſchen Inſeln, in Jamaika und andern Gegenden von Amerika wird dieſer Baum häufig angezogen; die Frucht erhält von den verſchiedenen Einwohnern dieſer Länder den Namen einer Pflaume.

Das Holz von der erſten Art, weil es weich und leichte iſt, wird von den Engländern, ſtatt des Korkes, zu Verfertigung der Stöpſel gebrauchet.

Wollte man dieſe Bäume in unſern Gärten unterhalten, müßten ſelbige das ganze Jahr im Glashauſe verwahret, auch wohl den Sommer über, wenigſtens in den erſten Jahren, auf Loh geſetzet werden.

Mond.

Luna. Dieſer Nebenplanet der Erde, welcher unſere Nächte durch das von der Sonne erhaltene Licht erleuchtet, durchläuft ſeine Bahn, welche etwas elliptiſch iſt, und mit der Ecliptik ohngefähr einen Winkel von fünf und einen halben Grad machet, in ſieben und zwanzig Tagen, ſieben Stunden und drey und vierzig Minuten. Dieſer Umlauf des Mondes um die Erde, da er von einem Fixſterne des Thierkreiſes bis wieder zu eben demſelben herumkömmt, wird der periodiſche Umlauf genannt, und von dem ſynodiſchen unterſchieden, welchen der Mond erſt in neun und zwanzig Tagen zwölf Stunden und vier und vierzig Minuten vollendet, nach welcher Zeit er nämlich gegen die Sonne wieder eben dieſelbe Lage hat. Er iſt, ohngeachtet er wegen ſeiner Nähe ſehr groß ausſieht, vier und ſechzig mal kleiner, als die Erde; denn ſein Durchmeſſer beträgt nur den vierten Theil von dem Durchmeſſer der Erde. In ſeiner kleinſten Entfernung ſteht er vier und funfzig und in ſeiner größten ein und ſechzig halbe Erddiameter von der Erde ab, den halben Erddiameter zu achthundert und ſechzig Meilen gerechnet. Das ſo genannte Abnehmen und Zunehmen des Monds hängt von der verſchiedenen Lage deſſelben gegen die Sonne und die Erde ab; deñ es wird allemal eine ganze Hälfte des Mondes, wegen ſeiner kugelförmigen Geſtalt erleuchtet, wenn wir gleich bisweilen nichts oder nur einen Theil von der erleuchteten Hälfte erblicken. Iſt der Mond zwiſchen der Erde und der Sonne, ſo kehret er uns die ganze dunkle Hälfte zu, welches man das neue Licht oder Neumond zu nennen pfleget. Sieben Tage nach dem

Neumonde, wenn er nämlich neunzig Grad von der Sonne abſteht, erſcheint er uns des Abends an der weſtlichen Seite halb erleuchtet, weil die andere Hälfte des erleuchteten Theils von uns weggekehret iſt, und dieſes wird das erſte Viertel genannt. Sieben Tage nach dem erſten Viertel, wo er hundert und achtzig Grad von der Sonne entfernet iſt, und ihr alſo gegenüber ſteht, erblicken wir die ganze erleuchtete Hälfte und haben daher Vollmond. Sieben Tage nach dem Vollmonde, wo er ſich wieder der Sonne bis auf neunzig Grad genähert, erſcheint er an der öſtlichen Seite halb erleuchtet, welches das letzte Viertel genannt wird.

Wenn der Mond voll iſt, ſo verliert er bisweilen bey heitern Himmel, entweder ganz oder nur zum Theil ſein Licht, und zwar ſo, daß es ſcheint, als wenn eine ſchwarze Scheibe von Morgen gegen Abend in ihn rückte. Dieſe Beraubung des Lichts, welche man eine Mondſinſterniß zu nennen pfleget, wird nur alsdenn bemerket, wenn die Erde in gerader Linie zwiſchen dem Monde und der Sonne zu ſtehen kömmt; woraus alſo erhellet, daß dieſelbe durch den Schatten, welchen die Erde auf den Mond wirft, verurſachet wird.

Man ſieht ſchon mit bloßen Augen, aber noch deutlicher durch Hülfe der Ferngläſer, gewiſſe große und kleinere Gegenden auf der erleuchteten Oberfläche des Mondes, die dunkler als die übrigen ſind, und daher Flecken, Maculae, genannt werden. Die großen Flecken bleiben immer einerley; bey den kleinern aber, die auch ein bläſſeres Licht haben, bemerket man dieſes beſondere, daß ſie von Tag zu Tage ihre Figur, Größe und Stelle ändern, und ſtets der Sonne entgegengeſetzet ſind. Aus dieſen Beobachtungen haben die Aſtronomen und Naturforſcher geſchloſſen, daß es im Monde Berge, Thäler, Seeen oder andere Gewäſſer geben müſſe. Nämlich die ganz hellen Theile hält man für Berge, die dunkeln beſtändigen Flecken für Thäler oder Seeen, und die veränderlichen blaßen Flecken für die Schatten der Berge. Dieſe Aehnlichkeit des Mondes mit der Erde macht es daher ſehr wahrſcheinlich, daß er mit lebendigen Geſchöpfen beſetzt ſeyn müſſe.

Der Mond zeigt uns meiſtentheils einerley Flecken. Nur an dem Rande kommen einige andere zum Vorſcheine, ſtatt deren wieder einige am entgegengeſetzten Rande verſchwinden; welche Erſcheinung das Wanken des Mondes, libratio, genannt wird. Der Mond muß ſich alſo in der Zeit um ſeine Axe drehen, in welcher

cher er ſeine Bahn um die Erde vollendet.

Wenn Planeten oder andere Sterne vom Monde verdecket werden, ſo verändert ſich meiſtentheils ihre runde Geſtalt in eine längliche oder unförmliche, indem der Mondrand ſich ihnen nähert. Hieraus haben einige geſchloſſen, der Mond habe eine Atmosphäre, wie die Erde, welche die Lichtſtralen breche. Dieſe Meynung iſt auch aus andern Gründen nicht unwahrſcheinlich, ob man gleich geſtehen muß, daß die angeführte Erſcheinung ſich auch aus der Inflexion der Stralen, welche von der anziehenden Kraft der Körper herrühret, erklären läßt. Herr Euler iſt der Meynung, daß die Luft, welche den Mond umgiebt, wohl zweyhundertmal dünner ſey, als diejenige Luft, welche den Dunſtkreis der Erde ausmachet.

Unter den Wirkungen des Mondes verdienet vorzüglich diejenige bemerket zu werden, vermöge welcher er das Meerwaſſer durch ſeine anziehende Kraft in die Höhe hebt, und dadurch Ebbe und Fluth verurſachet. Die Beobachtungen der neuern Naturforſcher zeigen auch, daß er eben dieſe Wirkung auf unſern Luftkreis äußert und alſo ſehr vieles zur Veränderung der Winde und der Witterung beyträgt.

Mond, S. auch Seeſtern.

Auch unter den Conchylien haben viele ihre Benennung von dem Monde erhalten: als

Monddoublet. S. Compasmuſchel.

Halbmondſchnecke. S. Schwimmſchnecke.

Weißer halber Mond nennen die Holländer und Herr Müller eine Schnirkelſchnecke und Helix ambigua L. Sie iſt klein, erhaben rund, mit ſechs bis acht von einander abſtehenden, zuſammengedrückten Ribben beſetzet, und mit einer halbmondförmigen Oeffnung verſehen. Das mittelländiſche Meer.

Außer dieſen, haben noch viele andere, wegen der Rundung der Mündung den Namen Mondſchnecke erhalten, welche ein eigenes Geſchlechte ausmachen. Dieſes nennet Herr v. Linné Turbo, und die dahin gehörigen Arten heißen die Holländer entweder Rondmonden oder Maanhoorens, und im Deutſchen Rundmünder oder Mondſchnecken. Den letzten Namen hat Rumph aufgebracht, und man will dieſen auch lieber, als den andern beybehalten, indem die Schnirkelſchnecken auch eine runde Mündung haben, und in ſo ferne Rundmünder ſind. Der Einwohner der Mondſchnecke iſt von der gemeinen Art und der Schnecke ohne Haus ähnlich. Die Schale iſt einfach, gewunden,

feſt

feſt oder ſtark, und die Oeffnung läuft nicht weit aus, und iſt weder platt, noch eckicht, ſondern rund und ohne alle Einſchnitte. Bey den nahverwandten Schnirkelſchnecken hingegen iſt die Schale dünne, zerbrechlich, faſt durchſichtig, und die runde oder mondförmige Mündung hat einen Ausſchnitt.

Die Mondſchnecken ſind unter ſich nach den übrigen Umſtänden merklich verſchieden, deswegen Herr von Linné ſelbige unter fünf Abtheilungen gebracht. Als

a) Neritenartige, deren Oeffnung einen pyramidenartigen, platten, undurchbohrten Rand hat, oder an denen das erſte Gewinde faſt die ganze Schale ausmachet, die übrigen aber nur einen erhabenen Schnirkel vorſtellen. Dieſe nennet Herr Müller Mondneriten.

b) Dickſchalige, die kein Nabelloch haben, oder ungenabelte.

c) Genabelte, welche gleichfalls dickſchalicht ſind.

d) Gegitterte, welche der Länge herab ein Gitterwerk führen, und theils Treppen, theils Wendeltreppen ſind.

e) Die wie Nadeln gethürmt ſind, und insgemein Schrauben oder Trommelſchrauben genennet werden. Thürmchen, Turricula Auctorum, iſt kein Geſchlechtsname, indem dergleichen unter den Stachelſchnecken, Flügelſchnecken, Kinkhörnern und Kräuſelſchnecken vorkommen. Dieſe Abtheilungen enthalten funfzig Arten, welche wir hier wegen der großen Anzahl weder beſchreiben, noch auch dem Namen nach anführen wollen; das lateiniſche Regiſter, welches im letzten Bande folgen ſoll, wird unter Turbo anweiſen, unter welchen deutſchen Namen dieſe alle von uns angeführet worden. Wir beſchreiben hier die vier Arten der erſten Abtheilungen oder die Mondneriten, ſo wie unter Schraub- und Wendeltreppe die meiſten von der vierten und fünften Ordnung vorkommen werden.

1) Stumpfe Mondſchnecke, Turbo obtuſatus Linn. Die Schale hat einen pyramidenartigen, platten Rand, übrigens iſt ſolche glatt, rund, oben bäuchicht und ſtumpf. In der Nordſee.

2) Mondnerite, Turbo neritoides Linn. Die Schale iſt klein, eyförmig, glatt, ſtumpf und der Rand gleichfalls pyramidenförmig platt. Der Aufenthalt iſt das mittelländiſche Meer.

3) Reißbreymondſchnecke, Turbo muricatus Linn. Die Schale iſt nicht größer, als eine Haſelnuß, eyförmig zugeſpitzet, aber genabelt und ringsherum mit vielen Reihen erhabener Körner umgeben. Das ſüdliche Meer Europens.

4) Strandmondſchnecke, Turbo littoreus Linn. Die Schale iſt auch nicht größer, als eine Haſelnuß, faſt oval, ſpitzig gewunden, geſtreift, am Rande, wie die übrigen, platt, die graue Oberfläche braun bandiret, und der Deckel braun. Es halten ſich dergleichen in unſäglicher Menge an den Ufern der Nordſee auf. Die Holländer nennen ſolche Aliekraiken, weil ſie aber ſo klein ſind, und man ſich unter einem Oelkruge gemeiniglich größere Schnecken vorſtellet, hat Hr. Müller dieſen Namen nicht annehmen wollen. In Schweden heißen ſie Kupunge, in England Couvins, und in Frankreich Vignot. Es werden in dieſen Ländern zwiſchen Oſtern und Pfingſten dieſe Schnecken häufig verſpeiſet und ſchon geſotten zu Markte gebracht. Man ſetzet ſie mit der Schale auf den Tiſch, zieht das Thier mit einer Stecknadel heraus und ißt es mit Eſſig, Pfeffer und Salz. Es hat das Thier zwey Augen, deren jedes auf einem Nebenfortſatze ihrer Hörner ſteht; es iſt übrigens ein Zwitter, und kann etliche Tage ohne Waſſer leben, wie es denn auch von ſelbſt aus dem Seewaſſer heraus und an den vorragenden Klippen hinauf kriecht.

Außer dieſen vier Mondneriten erwähnen wir hier noch drey, weniger wichtige, ungenabelte Mondſchnecken, als

5) die Warzenſchnecke, Turbo cimex Linn. Die Schale iſt ganz klein, weiß, mit braunen oder rothen Strichelchen umgeben. Die Strichelchen beſtehen aus erhabenen Puncten. Die Holländern nennen ſolche Weegluis, und Adanſon Soni. Das mittelländiſche Meer.

6) Bockſchnecke, Turbo pullus Linn. Die Schale iſt auch ſehr klein, glatt, violet, braun und weiß geſtreift und bandirt, mit einer weiten Mündung. Die Holländer nennen ſie auch Bokie. Gleicher Aufenhalt.

7) Larvenſchnecke, Turbo perſonatus Linn. holländ. Zee-Slak. Die Schale iſt einer Nerite ganz ähnlich, die Mündung aber rund und perlenmutterartig, von Größe einer Haſelnuß, entweder aſchgrau und braun punctiret, oder ſonſt auf verſchiedene Art gezeichnet.

Mondſchnecke, ſ. auch Alpengebirge.

Mond- oder Silberfiſch.

Der Mond- oder Silberfiſch in Afrika, heißt wegen ſeiner Aehnlichkeit mit einem Fiſche dieſes Namens in Amerika ſo. Der afrikaniſche Mondfiſch iſt vom Kopfe bis an den Schwanz etwa achtzehn oder zwanzig Zoll lang, zwölf oder dreyzehn breit, und faſt zween Zoll dicke. Es iſt ein flacher Fiſch, und er würde faſt eyrund ſeyn, wenn

wenn er nicht ſo einen breiten und hohen Schwanz hätte. Seine Haut iſt weiß und überſilbert, ſein Geſicht flach, der Mund klein und mit zwo Reihen Zähnen bewaffnet. Es zeiget ſich eine kleine Erhöhung, wie eine Naſe, mit Naſenlöchern und der Theil darüber ſteht aus wie eine Stirn mit großen Runzeln. Die Augen ſind rund, groß, ſehr roth. Er hat nur zwo Finnen, die aber ſehr groß ſind, und an der Seite der Fiſchohren ſitzen, nebſt zween Stacheln, von denen der größere um die Mitte des Rückens anfängt und ſich am Schwanze endiget, und der andere kleinere unter dem Bauche iſt. Das Fleiſch iſt weiß, feſt, zart, wohlgeſchmackt und nahrhaft. Dieſer Fiſch fällt in Amerika nicht auf den Angel, und doch thut er es hier.

Mondklee.

S. Schneckenklee.

Mondkraut.

Mondraute, Leberraute, Eiſenbrech, Erdſtern, Maytrauben. Treublätter. St. Walpurgiskraut. Knabenkraut. Oſmunda Lunaria Linn. Es gehöret dieſes Farnkraut eigentlich zu dem Geſchlechte, welches Traubenfarn genennt wird, wir haben jedoch ſelbiges beſonders anführen wollen, weil es unter obigem Namen ...gehends bey uns bekannt iſt. Man findet ſelbiges gemeiniglich nur einzeln auf trocknen Hügeln und Triften, nach einer naſſen Witterung aber im Frühlinge auch öfters häufig. Aus der faßrichten Wurzel treibt ein einziges geſtieltes Blatt, welches kaum die Länge eines Fingers erreicht; wenigſtens haben wir niemals dergleichen von der Höhe zweyer Finger geſehen, wie einige Schriftſteller angegeben. Dieſes ſaftige, weiche, gelbgrüne Blatt iſt nach Art der gefiederten in neun, eilf, auch mehrere, einander gegenüber geſtellte, nieren- oder mondförmige Lappen getheilet. Der letzte Lappen iſt einzeln und größer als die übrigen. Aus dem Blattſtiele, an dem Orte, wo das Blatt ſelbſt anſitzt, entſpringt ein anderer, gleichfalls ganz kurzer Stiel, welcher an der obern Hälfte ſich in kurze Zweige theilet, ſo ganz mit kleinen Kügelchen bedecket ſind. Dieſe Kügelchen ſtehen traubenförmig, und ſind anfangs grün, werden aber hernach gelblicht, öffnen ſich von oben nach unten zu, und enthalten vielen zarten, ſtaubichten Saamen. Man findet auch einige Spielarten; die mondförmigen Lappen des Blattes ſind zuweilen zerſchnitten, und der Blüthſtiel iſt auch in mehrere Zweige abgetheilet. Die Blüthzeit fällt in den May und Junius. Weil das Pflänzgen nur aus einem Blatte nebſt dem Träublein beſteht,

und

und beyde kaum einen Finger hoch wachſen, wird man ſelbiges leicht überſehen, und man muß an das Kräuterſammlen gewohnet ſeyn, wenn man es zwiſchen dem Graſe bald finden will. Es wächſt ſelbiges auch ſchnell, und vergeht bald wieder, doch dauert vielleicht die Wurzel länger. Man findet von dieſer Pflanze viel fabelhaftes aufgezeichnet. Die vermeynten Goldmacher ſchätzen ſelbige hoch, und in den Zeiten, wo die Zauberkünſte noch Glauben verdienten, wurde ſie häufig als ein Verwahrungsmittel gebrauchet. Auch noch itzt pflegen es die Bauerweiber bey die Milchgefäße zu legen, um die Zauberey abzuwenden. Auch in der Arzneykunſt wollte man ſelbiger mancherley gute Eigenſchaften zuſchreiben, und als ein trocknendes und anhaltendes Mittel bey Wunden, in Brüchen, rothen Ruhr und andern Flüſſen empfehlen. Carrichter will ſogar den offenen Krebs damit geheilet haben; von welchem allen aber die neuern Aerzte gänzlich ſchweigen; daher man auch die Pflanze nicht einmal in den Apotheken aufzubehalten pfleget. Ob es beſſer ſey, wenn Gesner ſchreibt: die Hirten nennen ſie Tauram, welches ſo viel, als ein Stier heißt, und dieſes deswegen, weil die Kühe, wenn ſie davon unter dem Graſe gefreſſen, ſich zu dem Stier geſellen und ſeiner begehren, wollen wir nicht unterſuchen. Die jungen Stiele und Blätter ſind ſaftig, und von Geſchmacke ſüßlich, und würden ein gutes Schaaffutter abgeben, wenn ſolche nur häufiger vorhanden. In Gärten zu unterhalten, möchte eine vergebliche Arbeit ſeyn.

Mondkraut, ſiehe auch Silberblatt.

Mondmilch.

Lac Lunae, Agaricus mineralis, Morochtus, iſt eine feine ſehr weiße Kalcherde, welche ſich zwiſchen den Ritzen der Felſen und hohlen Klüfte der Gebirge findet. Dieſe weiße Erde hat auch den Namen Berg- oder Himmelmehl erhalten, welches von unerfahrnen herrühret, ſo dieſelbe für Mehl gehalten, ſelbige gebacken, und zum Nachtheil ihrer Geſundheit, auch wohl des Lebens, gegeſſen haben.

Mondmilch, S. auch Bergmehl.

Mondraute.

S. Mondkraut.

Mondſaamenkraut.

Die Geſtalt der Saamen gleichet dem halbvollen Monde. Tournefort und alle neuern nennen das Geſchlecht Meniſpermum. Männliche und weibliche Blumen wachſen auf verſchiedenen Pflan-

zen. In beyden zählet man 2 kurze, ſchmale Kelch- und 12 Blumenblätter, welche in drey Reihen geſtellt, eyförmig, vertieft, und von ungleicher Größe ſind. Die männliche enthält ungefähr 16 Staubfäden, welche etwas länger als die Blumenblätter ſind, auch in der weiblichen findet man acht Fäden, welche aber mit unvollkommenen Staubbeuteln beſetzet ſind, und zween Fruchtkeime, deren jeder ſeinen kurzen, krummen Griffel, und dieſer zween ſtumpfe Staubwege trägt. Die Frucht beſteht aus zwo nierenförmigen Beeren, und in jeder liegt ein halbmond- oder nierenförmiger großer Saamen. Dieſe Beſchaffenheit der Blüthen findet ſich in der ſchildblättrigen Art. Die andern ſollen in einigen unterſchieden ſeyn, und in den Ludwigiſchen Definitionen werden ein ſechsblättriger Kelch, ſechs Blumenblätter, ſechs Staubfäden und drey Stempel angegeben. Hr v. Linné hat acht Arten angeführet, worunter auch diejenige iſt, deren Früchte Kockelskörner genennt, und bereits unter dieſem Namen beſchrieben worden. Wir erwähnen nur

1) Das ſchildblättrige Mondſaamenkraut. Schlingendes Canadiſches Mondſaamenkraut. Die Gärtner nennen ſolches ſpaniſchen Hopfen. Meniſp. canadenſe Linn. Es wächſt in Virginien und Canada wild, und windet ſich mit ſeinen Ranken dem Laufe der Sonne entgegen, nach Art des Hopfens, 10 bis 12 Fuß in die Höhe. Wenn man keinen Pfahl dazu ſtecket, würde es die nächſt ſtehenden Gewächſe ganz überziehen. Die Zweige und Blätterſtiele ſind röthlich, und die Blätter faſt rundlich, etwa ſechs Zolle breit und fünf Zolle lang, mit fünf flachen Ausſchnitten verſehen, ſonſt völlig ganz, der Rand umgebogen, auf der Oberfläche dunkelgrün und glänzend, auf der untern blaßgrün, und mit ſieben ziemlich ſtarken grüngelblichten Adern verſehen, welche ſich mit dem Stiele vereinigen. Dieſer iſt auf der untern Fläche, etwa einen halben Zoll vom Rande befeſtiget, daher die Blätter ſchildförmig erſcheinen. Mit den Blättern werden auch die Ranken im Herbſte abgeworfen. Die kleinen grünen Blüthen erſcheinen in langen Trauben im Auguſt und September, ſie treiben neben den Blätterſtielen hervor, und die Blüthſtiele ſind zart, roth und haaricht. Reife Früchte haben wir vielmals erhalten. Die Wurzel wuchert in einem lockern, feuchten Boden recht ſtark, überzieht in kurzer Zeit ganze Beete, und man muß daher durch öfteres Verſetzen dieſer Vermehrung Einhalt thun. Die Pflanze wächſt im Schatten ſo gut, als an ſonnenreichen Oertern. Die Wurzel dauert auch

auch bey dem härteſten Winter im freyen Lande aus. Nützlich iſt der Anbau dieſer Art auf keiner Wieſe, und zu Bekleidung der Geländer und Sommerlauben ſchicken ſie ſich nicht füglich, indem die neuen Ranken und Blätter ſpät im Frühjahre hervortreiben und anfangs langſam wachſen.

2) Lappichtes Mondſaamenkraut. Epheublätteriges Mondſaamenkraut. Meniſp. virginicum L. Wächſt in Virginien und Carolina am Strande, und iſt dem Wachsthume nach der vorigen Art ganz ähnlich. Der Stängel mit den Ranken ſchlägt ſich ungefähr fünf Fuß in die Höhe. Die Blätter ſind, nach des Hrn v. Linne Beſchreibung, gleichfalls ſchildförmig, nach Dillenii Abbildung aber ſetzet ſich der Stiel nicht an die Unterfläche, ſondern an den Rand an, oder verbreitet ſich gleichſam in das Blatt ſelbſt. Die Geſtalt der Blätter iſt, wie bey dem Epheu, verſchieden. Die obern ſind völlig ganz, länglicht, ſpitzig, die mittlern und untern aber winklicht, oder mit vorragenden Ecken und Lappen verſehen, alle zeigen auf der Oberfläche zarte Haare, doch ſcheint ſelbige mehr glatt und glänzend; die untere Fläche, auch bey den ältern Blättern die obere, ingleichen die Blätterſtiele und Ranken erſcheinen mehr rauch. Aus dem Blätterwinkel treibt eine kurze weißlichte Blumenähre. Wartung und Vermehrung kommen mit der erſten Art überein.

Mondyck.

Mit dieſem Namen wird in England ein gewiſſes Erz beleget, welches zinnhaltig iſt. Juſti Mineral. S. 90 ſaget, daß es eine Vermiſchung von Wißmuth und Zinn ſey. Lehmann hingegen hält es Mineral. S. 132 für ein Erz, ſo aus Arſenickies, Zwitter und Eiſenſtein beſteht. Es wird auch von ihm angemerket, daß während des Schmelzens der Arſenik ſich mit dem Zwitter und Eiſenſtein in metalliſcher Geſtalt vermiſche, und ein hartes, ſprödes, weißes Metall gebe, welches nicht viel anders, als der auf Zinnſchmelzhütten ſogenannte Härtling ſey. Wir halten auch dafür, daß man Grund habe, Lehmanns Meynung beyzupflichten. Vielleicht hat der von Stahlen dieſem Erz beygelegte lateiniſche Name Biſmuthum ſtanneum Gelegenheit gegeben, daß Juſti vermuthet, es ſey daſſelbe eine Vermiſchung von Wißmuth und Zinn.

Mondviole.

S. Silberblatt.

Mone.

Der Name Mone, Mona, Monina, oder Munina, wird einem langgeſchwänzten, bärtigen Affen gegeben,

gegeben, welcher auch unter dem Namen des buntſcheckigen Affen bekannt iſt, und in verſchiedenen Gegenden von Aſien und Afrika gefunden wird. Er hat, nach der Beſchreibung der Herren Daubenton und Büffon, einen kleinen runden Kopf, eine dicke, kurze Schnauze, eine platte Naſe, Beutel in den Backen, ein braunes Geſicht und tief im Kopfe liegende Augen. Die Augenwimmern, die Naſe und die Lefzen ſind überhaart und fleiſchfarbig. Das Haar oben auf dem Kopfe und am Halſe iſt gelb und ſchwarz gemiſchet. Auf der Stirne ſteht die Figur eines halben Monden von grauen Haaren. Von den Augen bis an die Ohren, und von den Ohren bis an die Schultern geht ein ſchwarzer Streif. Der Bart beſteht aus einer Miſchung von weißen, gelben und ſchwarzen Haaren. Der Oberleib iſt mit fuchsrothen und ſchwarzen, der Unterleib aber, ſo wie das Innere der Schenkel, mit weißen Haaren beſetzt. Das Äußere der Beine und die Füße ſind ſchwarz. Der Schwanz iſt dunkelgrau und etwas länger als der Körper, deſſen Länge ungefähr anderthalb Schuh beträgt. Dieſer Affe frißt allerley gekochtes Fleiſch, Brod, Spinnen, Ameiſen und andere Inſecten, am liebſten aber Früchte. Er geht auf allen Vieren, und läßt ſich leicht zahm machen.

Monfiſch.

Ein Meermon, Orthagoriſcus, ſeu Luna piſcis, des Geßners, S. 85 b. Crayracion. 31. des Kleins, ein Krobfiſch. ſ. dieſen Artickel Th. IV. S. 802.

Monina.

S. Mone.

Monnierie.

J. G. Monnier, Lehrer der Kräuterkunde zu Paris, hat 1744 von verſchiedenen Gegenden Frankreichs die wildwachſenden Pflanzen aufgezeichnet, und dieſem zu Ehren hat Brown ein Pflanzengeſchlecht Moniera genennt, welches aber Hr v. Linné mit dem Gnadenkraute vereiniget. Man findet aber doch bey dieſem Naturlehrer eine andere Monnieria; ob aber dieſe dem nämlichen, oder einem andern Manne zum Andenken gewidmet worden, können wir nicht beſtimmen. Löfling in der Reiſebeſchreibung S. 79 führet einen Pariſer Arzt, Mounier, an, welcher den Hortum Noaillenſem herausgeben wollen. Vielleicht ſind beyde eine Perſon. Löfling hat dieſe Monnieriam zuerſt beſtimmt, und Hr v. Linné ſelbiger den Beynamen trifolia gegeben. Es wächſt dieſe jährige Pflanze in Amerika, beſonders in Cumana. Der Stängel iſt gabelförmig in Aeſte abgetheilet; drey Blätter ſtehen wirtelförmig bey einan-

einander, und die Blumen ähren-weiſe. Der ſtehen bleibende Kelch iſt in fünf ungleiche Einſchnitte getheilet. Der obere iſt der längſte, gleich breit, einwärts gebogen und bedecket das Blumenblatt; dieſes iſt den Lippenförmigen ähnlich; die Röhre des weißen Blumenblattes gekrümmt, und in der Mitte zuſammengezogen, die obere Lippe ſtumpf und ungetheilt, und die untere in vier länglichte, ſtumpfe Lappen zerſchnitten. Man zählet nur zween breite Staubfäden, doch iſt der obere zwey- der untere dreyſpaltig; und auf dem obern ſitzen zween, mit einander verwachſene, innerlich haarichte vollkommene Staubbeutel, welche den Staubweg umgeben, auf dem untern aber drey kleinere unvollkommene Staubbeutel. Auf dem fünfeckichten Fruchtkeime ſteht ein dünner Griffel, welcher einen länglicht köpfigen, und mit einem ſcharfen Rande eingefaßten Staubweg zeiget. Die Frucht beſteht aus fünf eyförmigen, plattgedrückten Saamenbehältniſſen, deren jedes nur einen Saamen enthält.

Monſonie.

Burmann und Hr v. Linne' haben dieſes Pflanzengeſchlecht neuerlich beſtimmt; Breyn hatte die Pflanze unter den Arten des Storchſchnabels angeführet, und es iſt auch ſolche damit nahe verwandt, in Anſehung der Staubfäden aber vorzüglich davon unterſchieden. Man kennt nur eine Art, welche Monſonia ſpecioſa billig genennt worden, indem die große Blüthe ein gutes Anſehen hat. Sie wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Die daurende Wurzel treibt ſowohl viele geſtielte, gefiederte Blätter, deren Blättchen wieder federartig in lanzetförmige Lappen geſchnitten ſind, als auch zween oder drey, ungefähr einer Spanne hohe Stängel, welche, nach Art der Küchenſchelle, in der Mitte von einer kleinen ſechsblättrigen Hülle umgeben, und auf der Spitze mit einer großen Blume beſetzet ſind. Man zählet fünf Kelch- und fünf Blumenblätter, auch fünf Staubfäden, deren jeder aber dreyſpaltig und mit drey Staubbeuteln beſetzt iſt. Daher zählet Hr v. Linne' funfzehen Staubfäden, welche in fünf Bündel verwachſen ſind. Der Griffel iſt fünfſpaltig, und das Saamenbehältniß enthält auch fünf Saamen.

Montia.

Joſeph Monti war zu Bononien Lehrer der Kräuterkunde und arbeitete zugleicher Zeit mit Scheuchzern, nämlich 1719, an der Geſchichte der Gräſer; und obgleich dieſer den Preis davon getragen, hat man doch billig jenes Andenken zu erhalten geſucht; zumal derſelbe auch in den Denkſchriften

des Inſtituti Bononienſis verſchiedene Abhandlungen gegeben, welche zur Kräuterwiſſenſchaft gehören. Auch deſſen Sohn, Cajetan Monti, hat daſelbſt einige botaniſche Abhandlungen mitgetheilet. Man findet aber zwey Pflanzengeſchlechter unter dieſem Namen; daher zu merken, daß die Montia des Houſtons unter dem Namen Sonnenfrucht vorkommen wird; hier aber beſchreiben wir diejenige, welche Michelli beſtimmt, und Hr v. Linne beybehalten hat. Dillenius nannte ſelbige zuvor Camerariam. Es beſteht dieſes Geſchlecht nur aus einer Art, welche an den Quellen in verſchiedenen Ländern Europens zu finden iſt, und daher Montia fontana genannt wird. Der niedrige, ſchwache, ſaftige Stängel verbreitet ſich in viele Zweige. Die Blätter ſtehen einander gegen über, und ſind lanzet- oder eyförmig. An dem obern Theile des Stängels ſtehen die Blumen Traubenweiſe, jede ſitzt auf ihrem beſondern Stiele, hängt unterwärts und iſt ganz klein. Der Kelch beſteht aus zwey eyförmigen, stumpfen, vertieften, ſtehen bleibenden Blättchen; das Blumenblatt zeiget fünf Einſchnitte, davon zween größere, und drey mit dieſen wechſelsweiſe geſtellte, kleiner ſind; Hr v. Haller beſtimmt zween kleinere und drey größere. An den drey kleinern ſitzen die drey Staubfäden; man zählet drey haarichte Griffel mit einfachen Staubwege. Das gewundene Saamenbehältniß iſt einfächericht, öffnet ſich mit drey Klappen, und enthält drey rundliche Saamen. Zuweilen beſteht der Kelch aus drey Blättern, und alsdenn bemerket man auch fünf Staubfäden.

Moons

An der Goldküſte, Richter. Davon ſich zur Zeit weitere Nachricht oder Beſchreibung nicht finden laſſen will.

Moorbeere.

S. Heidelbeerſtrauch

Moorenhirſe.

S. Honiggras.

Moorerde.

S. Sumpferde.

Moorſeide.

S. Wollengras.

Moorſpinnenkraut.

Dieſe Pflanze machet, nach Hrn v. Linne und ſeinen Nachfolgern, ein eigenes Geſchlecht aus, welches Scheuchzeria genannt worden. Die Scheuchzeriſche Familie iſt den Freunden der Naturgeſchichte bekannt; allein, obgleich Johann Jacob wegen ſeiner Reiſebeſchreibungen durch die Schweiz unter den größten Naturforſchern einen

einen Platz verdienet, ſo iſt doch dieſes Andenken ſonderlich dem Johann Scheuchzer gewidmet, welcher uns mit dem großen Werke von Gräſern beſchenket, und dieſen verwirrten Theil des Pflanzenreiches in ein helleres Licht geſetzet. Die Pflanze ſelbſt gehöret auch zu den Gräſern, und wurde ehedem, auch itzt von Hr. Ludwigen für eine Art Binſen gehalten. Es wächſt ſelbige auf ſumpfigen Wieſen, blühet im Junius, und giebt im Auguſt und Septbr. reifen Saamen. Die fäßrichte, kriechende, knotichte Wurzel iſt ausdaurend; der Halm ungefähr einer Spannen hoch, zuweilen in der Mitte etwas gekrümmet, glatt, rundlich, und durch verſchiedene Knoten abgetheilet; die Blätter umgeben den Halm mit einer ganz glatten grünröthlichen Scheide, bey jedem Knoten ſitzet eines, es ſind ſelbige grasartig, glatt, ſteif, ſpitzig, auf der obern Fläche platt, auf der untern erhaben. Der Halm endiget ſich mit einer einfachen Riſpe, oder Aehre, welche ungefähr aus vier oder fünf Blüthen beſteht, deren jede auf ihrem beſondern Stiele ruhet. Jeden Blumenſtiel umgiebt eine gelblichtgrüne Scheide, welche ſich bey den unterſten Blüthen in ein ſteifes Blättchen verlängern. Jede Blume zeiget ſechs länglichte, ſpitzige, etwas rückwärts geſchlagene und ſtehenbleibende, bräunlichte Blättchen, welche man für den Kelch annimmt, ſechs kurze Staubfäden mit längern Staubbeuteln, und drey oder ſechs Fruchtkeime, an deren äußerlichen Seite der Griffel, oder haarichte Staubweg, anſitzt. Es folgen eben ſo viel rundliche, zuſammengedrückte Saamenbehältniſſe, welche ſich mit zwo Klappen öffnen, und in deren jedem ein, auch wohl zween eyförmige, und auf der einen Seite mit einer erhabenen Linie bezeichnete, Saamen liegen.

Mooß.

Die Mooße, Muſci, machen unter den Gewächſen eine beſondere Familie, oder Hauptclaſſe aus, und das äußerliche Anſehen unterſcheidet die meiſten Geſchlechter und deren Arten von allen übrigen Gewächſen, mit welchen ſie etwan einige, größere oder geringere, Aehnlichkeit haben können. Es haben zwar ſelbige, wie die Aftermooße und Schwämme, einen viel einfachern Bau, als andere Pflanzen, ſind aber doch mit wahren Wurzeln, Stängeln, Blättern und Fruchtſtielen verſehen, und ihre Blätter kommen dem innern Gewebe nach, mit dem übrigen Pflanzenlaube überein. Die alten Stängel verwandeln ſich bey vielen in Wurzeln, doch giebt es auch jährige Mooße, die auf Triften, Hügeln und ſonderlich an ſolchen Stellen, da das

Winterwaſſer lange geſtanden, nur in den Frühlingsmonathen leben, ſich in einzelnen kleinen dichten Raſenflecken zeigen, und nachher wieder vergehen; der größte Theil iſt immergrünend, dauerhaft, und das ganze Jahr hindurch zu finden. Sie lieben mehr Kälte als Wärme, und die meiſten wachſen, und viele blühen bey uns in den Wintermonathen, wenige hingegen vom Ende des Juli bis zum September. In den wärmern Jahreszeiten ſcheint ihr Wachsthum faſt unmerklich zu ſeyn, viele ſind wirklich auf einen ſehr großen Grad zuſammengezogen, welk und trocken, daß man ſie dem äußerlichen Anſehen nach für dürre und abgeſtorben halten ſollte, da ſie doch noch ein ſchwaches Leben haben. Die folgende kühlere Jahreszeit und gemäßigte Feuchtigkeit belebet ſie von neuen, ſie dehnen ſich wieder aus, zeigen ihr natürliches Anſehen wieder, wachſen von neuen und blühen. Wegen dieſer ſo dauerhaften Eigenſchaft und eines zähen Lebens könnte man viele Mooſe für unvergänglich halten; es leben aber alle nur eine gewiſſe Zeit, nach welcher ſie wirklich todt gefunden werden. Wenn man Pflanzen, ſtatt der Erde, in Moos ſetzet, und darinnen einige Jahre unterhält, wird dieſer endlich ſpröde, brüchicht, und verwandelt ſich in einen Staub; auch der Torfmoos beweiſet die Verwandelung der Mooſe in Erde. Viele ſind vielleicht bereits abgeſtorben, ohne daß man es bemerken kann, indem ſich die eingeſammleten Mooſe über hundert Jahre trocken erhalten laſſen, ohne ihr äußerliches Anſehen viel zu ändern, und wenn man dergleichen gut geſammlete, behutſam getrocknete und wohl auf behaltene Mooſe in das allerkälteſte Brunnenwaſſer leget, werden ſie nach einigen Tagen, zuweilen auch nach einigen Stunden ſich völlig wieder ausbreiten, und ihr voriges lebhaftes Anſehen und Geſtalt wieder annehmen, und gleichſam ein neues Leben erhalten.

Außer der ganz beſondern Dauerhaftigkeit und einem wechſelsweiſen Wiederaufleben ſehr vieler Mooſe iſt deren erſtaunende und übermäßige Vermehrung auf den Wieſen, Triften, Gebirgen, Hügeln, in den Landſeen, Moräſten, waldigen Brüchen, und andern Orten in eine beſondere Betrachtung zu ziehen.

Es haben ſelbige zwar verſchiedene Standörter, doch lieben ſie vorzüglich die feuchten. Man findet dergleichen auf den höchſten Gebirgen, die faſt beſtändig unter den Wolken liegen, deren kahle Gipfel ſie ganz überziehen, und nur von dem luftigen Gewäſſer ernähret werden; man findet ſie ferner in den tiefen Thälern,

Abgründen und Moräſten, auch in den Ebenen, die ſich zwiſchen den Gebirgen befinden, beſonders an der Nord- oder Weſtſeite. Schattige mit Bäumen und Sträuchern bewachſene Oerter, die mit Quellen und Sümpfen verſehen ſind, geben den Mooſen eine bequeme Lagerſtätte. Es werden aber auch Wälder, von Weißtannen, Fichten und Kiefern, welche ſandicht und trocken ſind, öfters mit verſchiedenen Moosarten hoch und dicht überzogen, und man ſieht nicht ſelten Mooſe auf Felſen, Steinen, Knochen, Glas und Schiefer wachſen.

Ob nun zwar nach dieſen angeführten Umſtänden einigermaaßen abzunehmen, was vor Gewächſe man unter dem Namen Moos verſtehe, ſo ſollten wir doch ſolche näher beſtimmen, und von allen andern Gewächſen genau unterſcheiden. Es iſt aber dieſes wegen der Verſchiedenheit der Mooſe ſchwer, und faſt unmöglich. Diejenigen Gewächſe werden im genauen Verſtande Mooſe genennet, deren Stängel über und über mit grünen Blättchen bekleidet iſt, und dadurch laſſen ſich dieſe von den nahverwandten ſchorfichten Gewächſen, oder Aftermooſen, Algis, einigermaaßen unterſcheiden, welche gleichſam nur lauter Blatt ſind, ſo daß der Stängel, wenn eine Spur deſſelben vorhanden, in das Blatt einverleibet iſt, und ſtatt der Wurzeln, welche bey den wahren Mooſen an dem Stängel ſitzen, auf der untern Fläche des Blatts entweder Zäſerchen, oder nur erhabene Mündungen zeigen. Doch findet man einige Aftermooſe, ſonderlich die Jungermannie, deren Stängel von den Blättern unterſchieden iſt, und dieſe machen gleichſam die Gränzen zwiſchen den Mooſen und Aftermooſen, und werden auch bald zu dieſer, bald zu jener Familie gerechnet. Wie denn Dillenius alle Aftermooſe zu der Moosfamilie gerechnet, und in ſeiner Hiſtoria muſcorum beſchrieben. Die Blüthe giebt ein beſſeres Unterſcheidungszeichen an die Hand. Die meiſten Mooſe bringen mit Staub angefüllte, geſtielte oder platt aufſitzende Köpfchen hervor, die als Büchſen mit einem Deckel geſtaltet ſind, einige aber tragen ſchuppichte Kolben, Claua, da unter jeder Schuppe ein fruchtähnlicher Körper liegt. Noch in andern findet man gewiſſe, gleichſam entwickelte und aus zarten Blättchen beſtehende Keime, und zwar ſolcher Geſtalt, daß bey verſchiedenen Pflanzen, welche man übrigens zu einer Art rechnen muß, die eine Keime, die andere Büchſen trägt, welches Herr von Linné und einigen andern zur Vermuthung einer Verſchiedenheit des Geſchlechts Anlaß gegeben

 hat,

hat, welcher zu Folge ſie die Pflanze mit den Keimen eine weibliche, und die mit den Büchſen eine männliche zu nennen pflegen. Herr von Necker und andere hingegen wollen dieſen Unterſchied des Geſchlechts gar nicht gelten laſſen, und behaupten vielmehr, daß die Keime, welche als sternförmige Blätterröschen erſcheinen, nichts anders als Keime oder Knoſpen ſind, wodurch die Vermehrung ohne alle Beyhülfe der männlichen Blüthe und ohne alle Befruchtung geſchehe; und Herr Weiſe hat beobachtet, wie dergleichen Blätterröschen ſich verlängert, und im zweyten oder dritten Jahre Stängel mit Büchſen getragen. Wir pflichten dieſer Meynung um ſo lieber bey, weil man überhaupt von der Blüthe und Erzeugung des Saamens bey den Mooſen noch keine hinlängliche Erkenntniß hat, wollen aber deswegen nicht läugnen, daß die Mooſe wirklich Saamen tragen, viel weniger dieſe aus dem Gewächsreiche ganz verweiſen, und mit dem Thierreiche vereinigen, wie Herr von Necker in ſeiner Phyſiologia Muſcorum gethan. Dieſer ſowohl, als der churfürſtliche Gärtner zu Schwetzingen, Winter, haben das Säen der Mooſe mit dem vorgeblichen Saamen vergeblich verſuchet, und daß dieſes Herr Stählin und Meeſen gelungen, will Herr Necker daraus erklären, daß Theile der Mooſe unter den erfoderlichen Umſtänden wieder zu ganzen Mooſen auswachſen, welche Theile man aber eben ſo wenig Saamen der Mooſe, als man Stücke der zerſchnittenen Polypen Eyer nennen könnte. Es ſieht demnach Herr Necker alle die Theile, die man an den Mooſen, ingleichen den mit ihnen verwandten Gewächſen für Geſchlechts- oder Fruchttheile gehalten hat, für ganz andere Theile an, und will daher zwiſchen den Mooſen und verſchiedenen Thieren eine Uebereinſtimmung finden, und jene Gewächſe ſowohl mit den ſogenannten Pflanzenthieren, als auch mit andern Thieren, an welchen er ähnliche Eigenſchaften bemerket, vergleichen. Wir glauben, daß die Mooſe ſich theils durch die Keime, nach Art der Polypen, theils aber durch den Saamen vermehren, obgleich dieſe nur die Natur mit Gedeyhen auszuſtreuen vermögend, die menſchliche Kunſt hingegen hierbey gemeiniglich ganz unvermögend iſt. Dieſer Saame, welcher als ein feiner Staub erſcheint, iſt bey den Mooſen in einem beſondern Behältniſſe eingeſchloſſen, und auf dieſes ſoll man vorzüglich Acht haben, wenn man die Mooſe erkennen, und von einander unterſcheiden will. Dieſes Behältniß nennet man die Büchſe, Herr v.

Linne' Anthera, und der obere Theil derſelben, welcher mit dem übrigen genau verwachſen iſt, wird der Deckel, Capitellum, genennet; dieſer iſt gemeiniglich ſchnabelförmig zugeſpitzet, und entweder glatt oder haaricht. Ueber den Deckel liegt noch bey vielen ein beſonderes Hütchen oder Haube, Calyptra, welche man als eine Art des Kelches zu betrachten pfleget. Die Büchſe iſt anfangs mit einem grünlichten Brey erfüllet, welcher ſich nach und nach in ein feines bräunlichtes Mehl verwandelt. Wenn ein Hütchen zugegen, bedecket ſelbiges anfangs die ganze Büchſe, wie dieſe aber am Wachsthum zunimmt, ſchiebt ſich der Hut ab, und ſchlitzet ſich auf. Wenn das Mehl ſeine Reife erlanget, fällt der Deckel mit dem Hütchen ab, und alsdenn zeigen ſich gemeiniglich in der Mündung der Büchſe Haare, wie an den Augenliedern, vom Rande nach dem Mittelpuncte gerichtet, auch wohl eine doppelte Reihe derſelben, wie beſonders bey dem Aſtmooſe gewöhnlich iſt. Es beſitzen ſelbige eine merkliche Federkraft, und ziehen ſich bey Annäherung der Feuchtigkeit ſchneckenförmig zuſammen. Die Büchſe ſteht bey den meiſten Arten auf einem beſondern Stiele, welchen einige ſetam nennen, und unten bey ſeinem Anfange entweder dicker, oder mit ſchuppenförmigen Blättchen bedecket iſt, in dem letzten Falle gebrauchet man das Wort perichaetium. An einigen Mooſen, wie bey dem Bärlappe, findet man eine Büchſe, welche aus zwo Klappen beſteht, und ohne Stiel in dem Winkel zwiſchen Blatt und Stängel, eine in jedem Winkel, liegen. In einigen ſind die Blätter, welche eine ſolche Büchſe, oder wie ſelbige von andern genennet wird, Staubbeutel in ihrem Winkel hegen, von den übrigen Blättern der Pflanze nicht verſchieden, in andern Arten ſind ſie beſonders geſtaltet, liegen wie Dachziegel auf einander, und bilden, gleich den Schuppen in den Kätzchen, einen Kolben an der Spitze des Stängels oder Aſtes. Die Haare, womit der Rand der Büchſe beſetzet iſt, halten einige, als Herr Meeſe und Hill, für wirkliche Staubfäden. Weil aber dieſe nicht in allen zugegen, wollen Herr Schreber und andere ſie dafür nicht erkennen. Es will auch derſelbe des Herrn von Hallers Meynung nicht beypflichten, welcher, jedoch nur wahrſcheinlich, angenommen, wie in der Büchſe ſowohl ein befruchtender Blumenſtaub, als auch Fruchtkeime befindlich wären, und dieſe von jenen befruchtet würden; vielleicht findet ſich hier, wie Herr Weiſe wohl angemerket, eine Aehnlichkeit mit der Befruch-

tung des Feigenbaumes, und vielleicht iſt nur die ungemein kleine Beſchaffenheit des Blumenſtaubes in der Moosbüchſe Schuld, daß man ſolches noch nicht von dem Fruchtkeime oder Saamen unterſcheiden könne. Gewiſſer aber kann man das in der Büchſe befindliche Mehl für den wahren Saamen annehmen. Mithin ſoll man auch die Büchſe nicht mit Hrn. von Linné Antheram, ſondern lieber mit Ludwigen und andern Capſulam, oder mit Herr Neckern Capitulum nennen, indem ſie wirklich das Saamenbehältniß iſt, und in dem erſten Zuſtande mit dem Fruchtkeime kann verglichen werden. Doch iſt dieſer Moosſaame von andern Saamen merklich unterſchieden, indem bey ſelbigen die Saamenblätter, cotyledones, gänzlich fehlen, und das junge Pflänzchen allein und bloß daſelbſt liegt, wie man denn durch mäßige Vergrößerungsgläſer leicht erkennen kann, daß dieſe Saamen junge unentwickelte Moospflänzchen oder Federchen ſelbſt ſind. Nach Herrn von Linné Meynung aber iſt die Büchſe ein Staubbeutel, und das darinne aufbehaltene Mehl der Blumenſtaub und nicht der Saame. Er behauptet dieſes vorzüglich aus dem Grunde, weil ſelbiger bey angebrachter Flamme ſich entzündet und blitzet, dieſes aber nur der Blüthenſtaub, nicht aber der Saame zu thun vermögend ſey. Wenn man aber den ſpitzigen Fortſatz des Deckels mit dem Griffel, und deſſen Ende mit dem Staubwege in Vergleichung ſtellen wollte, möchte dieſe Prüfung eben ſo vielen Widerſpruch finden, als wenn man ferner behaupten wollte, die äußerlichen, um den Büchſenſtiel befindlichen Schuppen oder Fäden wären die Staubbeutel, wodurch der angenommene Griffel oder deſſen Staubwege befruchtet würde. Dieſes hat vornehmlich Herr Schreber als wahrſcheinlich vorgetragen, und den Mooſen Zwitterblumen zugeeignet. Noch bemerket man bey einigen Mooſen beſonders den Boden der Büchſe, oder den Ort, wo ſelbige anſitzt, dieſen nennt Herr von Linné Receptaculum, und unterſcheidet bey einigen daran einen An- oder Fortſatz, apophyſis. Beyde begreift Herr von Haller unter dem Namen der Scheibe, diſcus.

Alle dieſe jetzt beſchriebenen Theile ſind bey den Arten der Mooſe nicht immer von einerley Beſchaffenheit, ſondern wie ſchon angemerket worden, findet ſich darinnen ein vielfacher Unterſchied, und durch dieſen kann man die große Menge der Mooſe füglich in beſondere Haufen oder Geſchlechter eintheilen und einem jeden ſeine eigenen Merkmale zueignen. Wir werden zwar von jedem

dem Moosgeſchlechte unter ſeinem eigenen Namen handeln und daſelbſt die beſondern Kennzeichen angeben; damit man aber doch dieſe beſondere Familie von Gewächſen gleichſam auf einmal überſehen könne, auch zugleich wiſſen möge, unter welchem deutſchen Namen ſelbige zu ſuchen, wollen wir ſelbige hier alle zugleich anführen, und das vornehmſte Unterſcheidungszeichen derſelben angeben. Wir müſſen aber noch zuvor erinnern, wie wir allein den Herrn von Linne' und deſſen neueſte Schriften hierinne zum Leitfaden angenommen, und verſchiedene Geſchlechter, welche Dillenius und andere Schriftſteller zu den Mooſen gerechnet, mit den Aftermooſen vereiniget; die Verſchiedenheit aber, welche bey andern Schriftſtellern in Beſtimmung der Geſchlechter zuweilen vorkömmt, bey jedem beſonders angemerket haben. Hr. v. Linne' hat nur eilf Geſchlechte zu den wahren Mooſen gerechnet, und ſolche, nachdem die Büchſe eines oder kein Hütchen hat, in zwo Ordnungen abgetheilet, und die mit Hütchen bedeckten, weil einige, nach deſſen Grundſätzen, nur männliche, andere aber auch weibliche Blüthen zeigen, in zwo Unterabtheilungen geordnet.

Die erſte Ordnung enthält die ungehüteten Mooſe, acalyptrati, und begreift vier Geſchlechter unter ſich; als

1) Bärlapp, Lycopodium. Die Büchſe ſitzt platt auf und theilet ſich in zwo Klappen.

2) Löchermoos, Porella. Die Büchſe iſt durchlöchert.

3) Torfmoos, Sphagnum. Die Büchſe hat eine glatte Mündung.

4) Bartmoos, Phaſcum. Die Büchſe hat eine gefranzte Mündung.

Zu den gehüteten Mooſen, calyptratis, gehören ſieben Geſchlechter; die Unterabtheilungen übergehen wir, weil wir die weiblichen Blüthen nicht annehmen können, auch darauf nicht Achtung geben dürfen.

5) Blaſenmoos, Splachnum. Die Büchſe zeiget einen ſehr groſsen Anſatz.

6) Haarmoos, Polytrichum. Zeiget auch einen Fortſatz, welcher aber ganz klein und gerändert iſt.

7) Sternmoos, Mnium. Die Büchſe hat keinen Fortſatz.

Bey dieſen drey Geſchlechtern hat Herr von Linne' weibliche Blüthen angenommen.

8) Knotenmoos, Bryum. Die Büchſe ruhet auf einem Stiele, welcher aus einem Knoten am Ende der Zweige entſteht.

9) Aſtmoos, Hypnum. Die Büchſe ruhet auf einem Stiele,

die aus einer Hülle, perichaetio, an den Seiten der Zweige entſteht.

10) Hüllmoos, Fontinalis. Die Büchſe iſt ungeſtielt und mit einer Hülle umgeben, deren Blättchen wie die Dachziegel über einander liegen.

11) Buxbaumie. Die geſtielte Büchſe iſt auf der einen Seite häuticht.

Nach dieſen angegebenen Kennzeichen ſcheint die Geſchichte der Mooſe ganz leicht zu ſeyn. Sie bleibt aber immer noch ſehr ſchwer, und Anfänger in der Kräuterwiſſenſchaft werden öfters Schwierigkeiten finden, und ungewiß ſeyn; zu welchem Geſchlechte dieſe oder jene Art gehöre, und welche Art es eigentlich ſey. Ihr Weſen iſt zu einfach, die Unterſcheidungszeichen ſind ſehr wenig und ihr Anſehen verändert ſich mit dem Alter vielfältig; daher man immer viele ſammeln und mit einander vergleichen muß, um einigermaßen zu einer Gewißheit zu gelangen und etliche hundert dergleichen Gewächſe zu beſtimmen. Beſonders kommen die Schriftſteller in Beſtimmung der Arten von vier Geſchlechtern nicht mit einander überein. Dieſes ſind das Haarmoos, Sternmoos, Knotenmoos und Aſtmoos. Sie ſind mit einander nahe verwandt, und man ſcheint der Natur Gewalt zu thun, wenn man ſolche von einander trennet, und doch erfordert die große Menge der Arten eine Abtheilung. Man mag aber dergleichen von dieſem oder jenem Unterſchiede hernehmen, ſo wird man doch allemal Ausnahmen bemerken, und zuweilen nicht wiſſen, zu welchem Geſchlechte eigentlich die Art gehöret; daher hat Herr Weiße in den Plant. Cryptogam. Florae Goettingenſ. obige vier Geſchlechter auf eine andere und noch deutlichere Weiſe zu beſtimmen geſucht, aber auch deswegen die Arten öfters ganz anders als Herr von Linné unter dieſe Geſchlechter vertheilet. Er nennt

1) Sternmooſe, Mnia, alle diejenigen, welche ſowohl sternförmige Blätterröschen, als Büchſen tragen, und auf der Büchſe eine glatten Hut zeigen.

2) Haarmooſe, Polytricha, welche gleichfalls Blätterröschen und Büchſen tragen, aber ein haarichtes Hütchen beſitzen.

3) Knotenmooſe, Brya, und 4) Aſtmooſe, Hypna, zeigen keine Blätterroſen, ſondern nur geſtielte Büchſen, können aber nach dem Stiele der Büchſe unterſchieden werden; bey den Knotenmooſen iſt der untere Theil des Stiels nackend, bey den Aſtmooſen hingegen mit einer Hülle umgeben. Die Aſtmooſe ſind mit dem Hüllmooſe, fontinalis, gleichfalls nahe verwandt und Herr von Haller hat beyde Geſchlechte vereini-

get.

get. Bey dem Hüllmooſe iſt die Büchſe nicht merklich geſtielt, bey dem Aſtmooſe aber mit einem längern Stiele verſehen. Und ſo hat auch Herr von Haller mit dem Dillenius die Torf- und Bartmooſe, Sphagna und Phaſca, mit einander vereiniget, da die Beſchaffenheit der Mündung an der Büchſe kein hinlängliches Unterſcheidungszeichen abzugeben ſcheint.

Die Mooſe überhaupt betrachtet, können in der allgemeinen Haushaltung der Natur ſo wohl als ſchädliche, aber auch als nützliche Gewächſe angeſehen werden. Schädlich werden ſolche ſeyn, wenn ſie ſich an gewiſſen Oertern, ſonderlich auf den Wieſen, in den Förſten und Baumgärten allzuſehr vermehren, und entweder den Erdboden ganz bedecken, oder die Bäume überziehen. Dieſes nennt man das Bemooſen, vornehmlich geſchieht dieſes in bedeckten, feuchten und ſchattichten Orten, und die etwa gegen Norden ausgehen. Es ſchadet dergleichen Decke, weil darunter theils das Ungeziefer ſich aufhalten kann, theils die Feuchtigkeit ſtocket und verdirbt. Es verderbet auch das Moos das Holz und die Dächer an der Wetterſeite. Man hat daher auf Mittel gedacht, den häufigen Anflug und ſtarken Wachsthum der Mooſe und der damit öfters vereinigten Aftermooſe, ſonderlich der Flechten, welche im gemeinen Leben Mooſe genannt werden, zu verhindern, und den daraus zu befürchtenden Schaden abzuwenden. Man wird zwar faſt keinen Baum finden, welcher von ſolchen Schmarotzerpflanzen gänzlich frey ſey, doch iſt immer einer reichlicher, als der andere damit verſehen. Diejenigen, ſo im guten und ihnen angemeſſenen Erdreiche ſtehen, ſind mehr davon befreyet, als welche im feuchten, ſumpfichten und unſchicklichen Boden wachſen. Bäume, welche im ſchlechten Boden ſtehen, wachſen knorricht und erhalten eine rauhe Rinde, worauf der in der Luft enthaltene und allenthalben ausgeſtreuete Saame leichter und häufiger hängen bleiben und auswachſen kann. Einige wollen zwar den Baummoos vertheidigen, und behaupten, wie ſelbiger nicht allein den Baum vor der Kälte, ſondern auch vor der ſtrengen Sonnenhitze beſchütze und vertheidige. Allein es wird durch dieſe Decke die ſo nöthige Ausdünſtung vermindert und die Einſaugung der nährenden Theilchen aus der Luft verhindert, hingegen der durch die Wurzel zugeführte Nahrungsſaft den Gewächſen entzogen, und zum Wachsthume der fremden Gäſte angewendet. Es wird daher billig ein bemooßter Baum für ſchlechter gehalten, als ein anderer, deſſen Rinde glatt und von

der-

dergleichen Ueberzuge frey iſt. Ein völlig geſunder Baum wird ſelten oder niemals Moos tragen; und ein Baum, der bemooſet iſt, iſt ſchon vorher krank geweſen, wird aber auch dadurch noch mehr entkräftet und beſchädiget; daher man ſolchen an allen Bäumen zu vermindern oder ganz zu vertilgen ſich bemühen ſoll. Mit einer Lauge von Kalk dieſe bemooßten Bäume öfters zu beſprützen, ſoll den gegenwärtigen vertilgen und den Anwuchs des neuen verhindern. Das Abreiben des Mooſes mit einem härenen Tuche, oder das Abkratzen mit einem ſtumpfen Meſſer, oder einer dazu eingerichteten Kratze in der Geſtalt einer hohlen Schaufel iſt das ſicherſte Mittel; es hilft aber nur eine kurze Zeit. Um den neuen Anflug und Auswuchs zu verhindern, ſoll man auch das Erdreich um die Bäume umgraben, um dadurch denſelben beſſere und mehrere Nahrung zuzuführen. Herr Rammelt will es auch dabey noch nicht bewenden laſſen, ſondern nach dem Aufgraben verfaulten kurzen Kuhmiſt darum legen, auch nach der Zeit zuweilen Miſtjauche an den Baum gießen, auch den Baum, wenn zuvor der Moos bey feuchtem Wetter abgeſchabet worden, mit einem in Miſtjauche getunkten Lappen einigemal abwaſchen. Mortimer verſichert, wie dieſe Cur bey den Einwohnern zu Kent ganz üblich ſey, und ſelbige die Jauche aus den Miſtpfützen ſammleten, dieſe an die Wurzel der bemooßten Bäume göſſen, auch im März etlichemal damit wüſchen; und es iſt an der guten Wirkung um ſo weniger zu zweifeln, da man den Moos von den Wieſen durch nichts beſſer vertilgen kann, als wenn man ſelbigen mit allerhand Aſche, Hühner- Tauben- oder andern Miſte beſtreuet. Weniger kräftig und nützlich iſt gewiß das Mittel, welches Hr. Reſſon vorgeſchlagen. S. die Abhandl. der Akad. zu Paris nach der deutſchen Ausgabe, IV. Theil 138. S. Man ſoll im Merz und April die Rinde des Baumes von den Aeſten bis an die Erde aufritzen, wodurch die Rinde aus einander getrieben und die Fläche derſelben glatt gemachet, mithin der Auswuchs des Mooſes zwar an dieſem Orte, nicht aber an der übrigen Rinde verhindert wird. So nachtheilig der mooſichte Ueberzug den Bäumen iſt, eben ſo ſchädlich muß dergleichen Decke auf den Wieſen ſeyn.

Der Moos, wie auch die Erdflechten, machen in vielen Gegenden die erſte und allgemeine Decke des Erdbodens aus; wodurch die Feuchtigkeiten angezogen und länger aufgehalten werden, als außerdem geſchehen dürfte. Es giebt dieſe Moosdecke den dahin geführten Saamen den erſten Auf-

enthalt, Schutz und Nahrung, indem die Wurzelkeime durch das lockere und feuchte Moos leicht durch und in die darunter befindliche Erde eindringen, und mit beſten Gedeihen wieder daraus hervorwachſen; wodurch es öfters geſchieht, daß dieſe Pflanzen die Oberhand behalten, die Stelle der Mooſe ſelbſt einnehmen, und dieſe vertreiben. Wenn nun die Mooſe vergehen und abſterben, legen ſie den Grund zu den erſten feinſten Erdſchichten, die im eigentlichen Verſtande die zarteſten und nahrhafteſten für die nachkommenden jungen Pflanzen ſind. Außer dieſen kann der Moos auch das gedeihliche Wachsthum der Pflanzen befördern, indem dadurch die unmittelbare freye und heftige Wirkung der heißen und kalten Luft abgehalten wird, und der Boden eine gemäßigte Feuchtigkeit behält; wobey jedoch auf die Dicke und Höhe der Moosdecke, auf die Verſchiedenheit der darunter liegenden Erdſchichten, und auf eine außerordentlich naſſe oder trockne Witterung vieles ankömmt. In dem allerunfruchtbarſten Flugſande und Heideboden iſt die Wirkung von itztgedachten Umſtänden augenſcheinlich. Beſonders genießen die hohen Gebirge durch den allmählig vorgehenden Anflug des Mooßes beſondere Vortheile, indem die härteſten Felſen, auch an den ſteilſten Orten, nach und nach mit Waldungen bedecket werden; weil ſich die Moosſaamen bey feuchter Witterung in die Spalten und Ritzen legen, und dieſe mit Moos ausfüllen, welcher mit der Zeit den durch die Sturmwinde auffliegenden Saamen annimmt, ſich vererdet, und die Bäume ſo lange nähret, bis ſie im Stande ſind, tiefer in die Zwiſchenräume zu wurzeln, und ſich ſelbſt Nahrung zu verſchaffen. Da nun der Moos die Saamen und Wurzeln der Gewächſe, ſonderlich der Bäume, als eine Decke, für allerley Zufälle verwahret, und derſelben Wachsthum befördert, ſo wird man leicht beſtimmen, in wie fern das ſogenannte Moosrechen in den Waldungen zuzulaſſen ſeyn dürfte. Es gehöret faſt überall, ohne Rückſicht auf die rechte Jahreszeit, Beſchaffenheit des Anfluges und jungen Holzes, unter die ſchädlichſten Forſtnutzungen, und kann nur auf unfruchtbaren Blößen, wo ſich die Gräſerey zur Weyde vermehren ſoll und der Grund ſehr feucht iſt, oder an ſolchen Orten ſtatt finden, wo alte abſtämmige Hölzer, und darinnen keine Schonungen zum Anflug oder Aufſchlag gemacht, oder ein rechtſchaffener Aufſchlag weder zu hoffen ſtehet, noch verlanget wird, vorzüglich aber alsdenn, wenn ein Revier durch einen altgewordenen abſterbenden Moos allzu hoch und völlig über-

wachſen iſt, damit die darunter flach austreibenden Thauwurzeln durch die ſtockende Feuchtigkeit nicht abfaulen und ganze Strecken mit jungen Holze abſterben und verdorren möchten. Das Abräumen des Mooßes aber ſoll im Frühlinge geſchehen, damit das junge Holz und die mehr entblößten Wurzeln nicht durch Hitze oder Froſt beſchädiget werden, auch das Moos nicht ganz und gar auf einmal abgeharket werden; und doch iſt hierbey, wenn der Moos zu Vermehrung des Düngers angewendet werden ſoll, noch zu unterſuchen, ob der Moos bald verfaule, und dem Dünger auch gute Eigenſchaften gäbe. Die allzukurzen Gattungen ſind, nach Gleditſchs Meynung, den ſehr dickwachſenden und kriechenden allemal in Anſehung dieſes Gebrauches nachzuſetzen. Viele wollen zwar dem Anfluge, oder der wilden Holzſaat das Moos nicht für zuträglich halten, weil ſie glauben, aller Saame verlange eine friſche und entblößte Erde, und bey großen Saamen ziehen ſie die künſtliche Saat der natürlichen weit vor, weil der Grund dabey rein gemachet und geackert wird. Es iſt auch dieſes, ſonderlich was den letzten Umſtand betrifft, nicht gänzlich zu verwerfen, doch hat die natürliche Saat auch ihre Vorzüge, und die alten weitläuftigen Wälder beweiſen deutlich, was die Natur vermag. Die abfliegenden Saamen in den Nadelhölzern werden auf dem Mooße, ohne weiter untergebracht zu werden, eben ſo wohl und noch beſſer auskeimen und gedeihen, als diejenigen, die man auf ſolchem Boden ausſtreuet, welcher zuvor ſeiner Moosdecke entlediget und geackert worden. Und faſt eben ſo verhält es ſich mit den Wieſen. Das Moos befördert eher den Wachsthum des Graſes, als daß ſolches durch ſelbiges verhindert werde. Die Mooswurzeln laufen nur auf der Oberfläche hin, und laſſen den Gräſern und andern Pflanzen Raum genug tiefer einzudringen und ihre Nahrung einzuſaugen. Nimmt der Wieſewachs ab, ſind gewiß andre Urſachen ſchuld. Nimmt man den Moos weg, werden deswegen nicht mehr Kräuter daſelbſt wachſen, wenn man nicht durch andre Mittel den neuen Anwuchs vermehren kann. In den zwiſchen den Hügeln und Gebirgen befindlichen Thälern und Tiefen ſammlet ſich öfters das Waſſer, ohne merklich zu verſinken, welches mit der Zeit einigen Mooßarten zum Aufenthalt dienet, und wodurch mit der Zeit die Landſeen und Moräſte gleichſam ausgefüllet werden. An ſolchen Orten kann man den Anwuchs des Mooſes gleichſam ſchichtweiſe bemerken, davon die unterſten durch den feinen niederſinkenden Waſſerſchlamm immer feſter

feſter, und überhaupt dieſe Schichten mit allerhand Wurzeln durchflochten und mit Holz, Rinde und Blättern vermiſchet werden; wozu noch Gewürmer und andre Thiere kommen, welche in den Moospfühlen gewohnt haben, und daſelbſt geſtorben ſind. Hier iſt, wie Hr. Hofrath Gleditſch gründlich erwieſen, diejenige Werkſtadt der Natur, wo dieſelbe den Torf erzeuget, zu deſſen allererſten Anlage ſie in dergleichen Moräſten ſich etlicher Waſſermooſe bedienet, und hier findet man diejenige Wirkung der Natur, welche dahin abzielet, grundloſe Tiefen und Erdfälle mit der Zeit wieder herzuſtellen und in tragbar Land zu verwandeln. Daß aber der Moos nicht eine zufällige oder ganz gleichgültige Erd - Berg - Wald - und Waſſerbedeckung ſey, bezeugen viele Gewächſe, die in der Erde gar nicht, oder doch überaus langſam auskeimen, und außer dem Mooſe einen ſchlechten Wachsthum haben; und daß der Moos wirklich einige fruchtbare und nahrhafte Feuchtigkeit enthalte, allerley Saamen aufnehme, und die daraus erwachſenen Pflanzen bis zur Blüthe und Frucht zu bringen im Stande ſey, beweiſen unzähliche Verſuche, die beſonders Hr. Hofrath Gleditſch mit vielen fremden Gewächſen, Zwiebelwerk, Bäumen und andern Pflanzen unternommen, und dadurch die Unterhaltung der Gewächſe in den botaniſchen Gärten ungemein befördert hat. Die Abhandlungen, welche dieſer mühſame Naturforſcher über die Mooſe gegeben, ſtehen in den Abhandlungen der königlichen Geſellſchaft zu Berlin vom Jahre 1771 und folgenden, und überſetzt in dem 74 76 und 77 St. des Neuen Hamb. Magazins. Aehnliche Verſuche haben nachher Bonnet und Du Hamel mit gleich glücklichem Erfolge angeſtellet, und wir haben ſelbſt einige wiederhohlet und mit Vergnügen geſehen, wie der Moos, der mit der ganzen Pflanze leicht aus dem Geſchirre aufgehoben werden kann, überall mit Wurzeln durchwachſen, und nach einigen Jahren in ein dunkles, mürbes und ſprödes erdichtes Weſen verwandelt worden. Zeiget ſich dieſe Veränderung, ſoll man das Verſetzen vornehmen, welches leichter als bey andern Gewächſen geſchieht, die in bloßer Erde ſtehen. Man ſchneidet von dieſem Moosballen das äußerſte Netz von Wurzelfaſern mit einem ſcharfen Meſſer rundherum ab, ſetzet ſolchen wieder in feuchten Moos und begießt ihn. Außer dieſem wichtigen Nutzen, welchen der Moos in der großen Haushaltung der Natur leiſtet, kann uns ſolcher noch auf verſchiedene Art vortheilhaft ſeyn. Es giebt ſelbiger nicht nur vor ſich eine gute Aſche, ſondern auch eine

ſolche, die zur Potaſche tauglich iſt. Es hält ſolcher auch eine feine Kohle, und wenn man den naßen Moos dicht in dünnen Lagen aufeinander preſſet, und nach dem Austrocknen mit einem ſcharfen Meſſer in lange Stücke zerſchneidet, läßt ſich ſolcher mit Kien leicht anzünden, und giebt eine lang anhaltende Glut noch unter der Aſche, wie Hr. Gleditſch angemerket hat. Die langen, kriechenden, zarten Arten von Mooſe, ſonderlich die in den Moospfühlen und Landſeen ſich aufhalten, und als ein Pelz abgezogen werden können, ſind die feinſten und lockerſten, und bey Anlegung und Ausſetzung der Brunnen, bey Verſtopfungen der Blockhäuſer im Gebirge und der Anlage der Waldhütten in der Erde, auch zu Bedeckung der Erd- und Raſendächer an der Weſtnordſeite nützlich zu gebrauchen. Arme Leute machen ſich ihre Betten von recht trocknem feinem Mooſe. Eine Anrühmung, aus Moos gemachter Decken, anſtatt der Strohdecken, ſteht in dem Journal Oeconom. 1756.

Bey der Gärtnerey bedienet man ſich des weichen Mooſes zu Ausfüllung der Bretwände und Verſtopfung der Fenſter an den Treibhäuſern, zu Bewickelung der Orangenſtämme, und bey Verſendung vielerley Gewächſe. Es zieht dieſer die Feuchtigkeiten ſo wohl aus der Luft als aus den darinnen liegenden friſchen Gewächſen an ſich, und bewahret auch dieſe vor dem Austrocknen und Verderben. Wie man denn auch, um das allzugeſchwinde Austrocknen der Erde in den Blumentöpfen zu verhindern, Moos darauf zu legen pfleget und im Winter die Wurzeln damit bedecket, um den Froſt abzuhalten. In der Arzneykunſt iſt der Gebrauch der Mooſe von weniger Wichtigkeit, und vielleicht könnte man ſolche gänzlich entbehren. Die beſten gehören nicht eigentlich zu den Mooſen, unter den Aftermooſen findet man mehr wirkſame, und unter dieſen ſind die Flechten am merkwürdigſten. Auch der ehedem ſo berühmte, aus dem Hirnſchädel der durchs Schwerd oder Rad hingerichteten Miſſethäter wachſende, Moos, Vſnea, oder Muſcus cranii humani gehöret eigentlich zu den Flechten, doch werden auch andere After- oder wahre Moosarten darunter verſtanden, alle aber werden bey dem böſen Weſen und andern Krankheiten ſich unkräftig bezeigen. Bey den Landfabriken werden einige zum Färben angewendet. Man kann hierüber Bärlapp und die andern Moosgeſchlechter nachſchlagen, bey welchen wir vorzüglich diejenigen Arten angeführet, welche in der Haushaltung, Arzneykunſt, Färberey oder ſonſt einigen Nutzen haben.

Moosbeere.

Moosbeere, auch Sumpfbeere, Krähenbeere, Affenbeere, Winterbeere, Fennbeere, Gichtkraut, Rauſchgrün genannt, iſt Oxycoccus Tourn. und dieſes Geſchlecht haben auch von den neuern Herr von Haller, Ludwig und andere behalten, Herr von Linne' hingegen, auch zuletzt Hr. v. Haller, mit dem Heidelbeerſtrauche vereiniget, und iſt bey ihm Vaccinium Oxycoccus. Dieſes niedrige, immergrünende Sträuchlein wächſt größtentheils in den nördlichen Ländern, iſt aber auch bey uns in weichen mooſichten Boden und moraſtigen Quellen anzutreffen. Die fäſerichte dauernde Wurzel und die harten, doch ſchwachen, zarten Zweiglein kriechen auf dem Mooſe herum, und öfters durch ſolchen hindurch, ſo daß auch die Zweige davon nicht ſelten ganz überwachſen werden. Dieſe ſind mit kleinen, ſchmalen, ſpitzigen, am Rande rückwärts gerollten, oberwärts grünen, unterwärts weißröthlichen Blättern wechſelsweiſe beſetzet, und endigen ſich mit einem Blumenſtiele. Jeder iſt mit zwo kleinen Schuppen beſetzet und trägt eine kleine Blume. Der kleine, vierfach eingekerbte Kelch ſteht um den Fruchtkeim und trägt vier, faſt gänzlich von einander abgeſonderte, länglichte, ſpitzige, rückwärts geſchlagene, blaßröthliche Blumenblätter, acht Staubfäden und einen Griffel. Bey dem Heidelbeerſtrauche beſteht das Blumenblatt aus einem Stücke und iſt glockenförmig geſtaltet, und die Staubbeutel ſind mit zwo Grannen beſetzet. Ob dieſe bey der Moosbeere auch anzutreffen, iſt zweifelhaft. Herr Scopoli hat dergleichen nicht bemerket, und Hr. von Haller giebt ſolche als lange Hörnerchen an. Die kleine Beere iſt ſchön roth gefärbet, wird im Herbſte reif und enthält alsdenn ein weiches angenehm ſäuerliches Mark.

Die Pflanze vermehret ſich ungemein ſtark, indem die kriechenden Zweiglein häufig Wurzeln ſchlagen. In den Gärten auf Rabatten läßt ſich ſelbige nicht füglich unterhalten, wenn man ſie aber in Moos pflanzet, in Töpfe ſetzet, und ſolche an einen ſchattichten Ort ſtellet, wird der Unterhalt und das Wachsthum recht wohl erfolgen. Herr Collinſon, wie Kalm in der Reiſebeſchreib. I. Th. 532 S. berichtet, hat die Pflänzchen in Töpfe mit Erde geſetzet, anſtatt aber, daß dieſe ſonſt unten durchlöchert ſind, damit das Waſſer einen Abfluß habe, hatte er ſolche ganz vermacht und zugeſtopfet, und nur die Erde oben mit Moos bedecket. Das gänzlich aufgehaltene und ſtockende Waſſer dürfte doch vielleicht ſel-

ne Fäulniß den zarten Wurzeln mittheilen, und wir zweifeln, ob das Wachsthum in den Erdtöpfen ſo gut und ausdauernd ſeyn dürfte, als wir von den in Moos gepflanzten erfahren haben. Die Beeren werden bey uns nicht geachtet, weil ſie gemeiniglich zu ſauer ſchmecken. In Schweden aber werden ſolche häufig geſammelt, ſie ſollen daſelbſt recht ſchmackhaft ſeyn, und ſonderlich zur Bereitung eines Weins verbrauchet werden. Die Hirten ſuchen im Frühlinge die den Winter über ſtehen gebliebenen Beeren begierig auf, ſich damit zu erquicken. Man kann ſolche auch mit Zucker einmachen, oder einen Syrup und Gallert davon verfertigen, und dieſes alles zur Erquickung, Stillung des Durſtes und Abwendung der Fäulniß gebrauchen. Die Blätter haben einen anziehenden Geſchmack, und Hr. Ehrhart will ſolche anſtatt des chineſiſchen Thees anwenden, ſie ſollen ſich auch vorzüglich um deswillen hierzu ſchicken, weil ſie ohne Röſten, von Natur, zuſammengezogen und gleichſam aufgerollet ſind. Die Goldſchmiede bedienen ſich der Beeren, wie Hr. v. Linné angiebt, um das Silber weiß zu ſieden, indem der ſauere Saft alles kupferartige davon auszieht.

Moosbeere, S. auch Beerheide und Heidelbeere.

Moosblume.

S. Dotterblume.

Mooskarpfe.

Eine Art kleiner Weißfiſche, deren es faſt unzählbare Arten giebt; Richter. Sonſt werden auch Mooskarpfen, Mohrkarpfen, die Karauſchen, Cyprinus latus et latiſſimus, genannt. ſ. unſere Artikel Karauſchen und Karpfen, Th. IV. S. 380. und 385.

Moosſchnecke.

S. Erdſchnecke.

Moosſchraube.

S. Fäßchen.

Mops. S. Hund.

Mopskarpfe.

Mopskarpfe mit aufgeworfenem Maule und Stutznaſe, Richter. ſ. die Beſchreibung dieſes monſtröſen Fiſches in unſerm Artikel Karpfen, Cyprinus, Th. IV. S. 390.

Moräa.

Ein Pflanzengeſchlecht, welches mit der Iris nahe verwandt iſt. Die Blüthſcheide ſpaltet ſich in zwey Blättchen. Die ſechs Blumenblätter ſind einander ähnlich, halten einerley Richtung und ſtehen alle ausgebreitet, worinnen

das Unterſcheidungszeichen von der Iris beſteht. Die drey Staubfäden ſind ganz kurz; der Griffel trägt drey geſpaltene Staubwege und das dreyeckichte Saamenbehältniß zeiget drey Fächer und enthält viele rundliche Saamen. Miller hat einige Arten zuerſt beſchrieben, und Herr von Linné drey angenommen. Die Moräa mit rinnenförmigen Blättern, vegeta Linn. und die mit pfriemenartigen Blättern, juncea Linn. wachſen in Afrika, die ſchwerdförmige, Moraea iridoides Linn. iſt bey Conſtantinopel zu Hauſe. Alle gehören zur Zeit unter die ſeltenſten Pflanzen.

Moräne.

Muräne, bey den Römern, der Meeraal; bey einigen der Muraal, Muraena Helena Linn. gen. 143. ſp. 1. Müllers Murene des Aalgeſchlechts; Muraal, Murena, eine Art der Meerſchlangen; und Muraal-Mennle, Myrus, Murenae mas, des Gesners, S. 46. Bey dem Klein iſt jener Muraena, 1. Murene, und dieſer des Linnäi Muraena Myrus, ſp. 5. das Mülleriſche Spitzmaul, des Kleins Conger, 3. eine Aalſchlange; ſ. unſern Artikel, Aal, Th. I. S. 17. u. f. allwo auch die übrigen Kleiniſchen und Catesbyiſchen Muränen beſchrieben zu befinden.

Moraſtpatelle.

S. Dragonermütze.

Moraſtſtein.

Wieſenerz, Seeerz, Sumpferz, Modererz, Minera ferri paluſtris, iſt ein Eiſenſtein von einer lockern Conſiſtenz, welcher eine braune Farbe hat und unter dem Wäſſer in moraſtigen Gegenden gefunden wird. Er enthält Eiſen, Schwefel, Arſenik und auch oft Gallmey. Für ſich giebt er ein ſchlechtes Eiſen.

Morchelſchwamm.

Unter den Morcheln verſteht man oft überhaupt alle getrocknete Erdſchwämme, welche zum Eſſen dienlich ſind, eigentlich aber ſoll man nur diejenigen Schwämme mit dieſem Namen belegen, welche auf der Oberfläche des Huts einen netzförmigen Ueberzug zeigen, und auf der untern Fläche glatt und eben ſind. Dieſes ſind die eigentlichen Kennzeichen desjenigen Geſchlechts, welches wir Morchelſchwamm, andere Aderſchwamm, oder auch Gichtſchwamm, Phallus, nennen, und dadurch von den falſchen Morcheln, deren Haut oben und unten glatt iſt, leichtlich unterſcheiden können. Von dieſen haben wir unter Faltenſchwamm gehandelt, aber auch bereits daſelbſt angemerket, wie Herr Gleditſch den Faltenſchwamm oder Eluela

und Phallus, oder unſern Morchelſchwamm nicht nach der Geſtalt und Beſchaffenheit der Oberfläche, ſondern dadurch unterſchieden, daß bey dem Faltenſchwamme die ganze Oberfläche, bey dem Morchelſchwamme aber nur die obere Seite des Hutes mit den Fruchttheilen beſetzet ſind. Herr von Linné nimmt nur zwo Arten Morchelſchwämme an, woraus aber Herr Gleditſch viere gemachet. Der Haupunterſchied beſteht darinnen, daß dieſe Schwämme entweder anfangs mit einer beſondern Schale umgeben ſind, aus dieſer, als aus einem Eye hervorbrechen, und noch an dem Stiele davon ein Ueberbleibſel zeigen; man könnte dergleichen geſchleyerte Morchelſchwämme neñen; Phallus volua exceptus, oder ohne dergleichen Schale alsbald im vollkommenen Zuſtande zum Vorſchein kommen und daher einen nackenden Stiel beſitzen, und dieſe würden ungeſchleyerte oder nackende genannt werden können.

Der geſchleyerte Morchelſchwamm iſt des Herrn v. Linné Phallus impudicus, und dieſen unterſcheidet Herr Gleditſch, wie auch ehedem Herr von Linné ſelbſt gethan, nach Beſchaffenheit des Hutes in zwo Arten. Bey einigen iſt die Spitze deſſelben ganz und verſchloſſen, bey andern aber offen. Wir beſchreiben demnach

1) den geſchleyerten Morchelſchwamm mit verſchloſſenem Hute, Phallus volua exceptus, capituli apice clauſo Gled. Dieſes iſt der ſo genannte Gichtſchwamm, heißt auch ſonſt Stertmorchel und Hirſchbrunſt über der Erde. Man findet dergleichen im Auguſt und September nach häufigen Regen in den Wäldern, ſonderlich der Nadelhölzer. Das Hütchen hat keinen durchbohrten Nabel und die Schale oder der Schleyer iſt runzlicht oder falticht, im übrigen aber der folgenden Art ganz ähnlich. Es gehöret dieſer zu den giftigen, oder wenigſtens verdächtigen Schwämmen, doch pflegen ſolchen die Jäger, entweder noch ganz jung und in dem Eye eingeſchloſſen, oder auch ausgewachſen zu ſammlen, zu trocknen und zu abergläubiſchen Gebrauche anzuwenden. Vornehmlich ſollen die Thiere beyderley Geſchlechts durch deſſen Genuß zum Beyſchlaf angereizet werden, zumal wenn man den Schwamm alsdenn einſammlet, wenn ſolcher ganz ausgewachſen und zu ſtinken anfängt. Man hat aber wahrgenommen, wie der Trieb und Reiz davon zu anhaltend und ſchädlich erreget werde, auch die Kühe leicht darnach verwerfen, und der Körper davon ausgezehret werde. Andere wollen durch den Genuß deſſelben die Gichtſchmerzen vertreiben, auch ein-

empfehlen einige ſolchen äußerlich auf die Hühneraugen zu legen. Uns ſcheint am ſicherſten gar keinen Gebrauch davon zu machen.

2) Der geſchleyerte Morchelſchwamm mit offenem Hute, Phallus volua exceptus capituli apice patulo, oder eine Sterkmorchel, deren Hütchen oberwärts mit einer nabelförmigen Oeffnung verſehen iſt. Gled. insgemein die rechte Hirſchbrunſt über der Erde genannt. Im Julius und Auguſt findet ſich dieſer einzeln und ſparſam in den Wäldern und wird durch ſeinen ſtinkenden Geruch leicht kenntlich. Herr Hofrath Gleditſch hat wahrgenommen, wie öfters in den Wäldern um einen alten faulen Stamm ſechs bis acht weiße, glatte Eyer von verſchiedener Größe, als eines Mohnſaamens, Erbſe, Haſelnuß und Apfels, gelegen und dieſer Unterſchied von dem Alter herkomme; wenn daher um dergleichen Stamm einige im Julius und Auguſt zur Vollkommenheit gelangen, werden die andern erſt im September oder auch November ausgewachſen ſeyn. Jedes beſteht aus einer dichten und gedoppelten Haut, zwiſchen beyden Häuten liegt ein zäher durchſichtiger Schleim, welcher nach und nach vertrocknet, beyde Häute genau unter einander vereiniget und wie ein Firniß glänzet. Das Ey treibt unterwärts lange Wurzelfaſern aus. Unverſehens ſpringt dieſes Ey entzwey, oder wird vielmehr von dem darinnen enthaltenen und vergrößerten Morchelſchwamme zerriſſen, und der Schwamm tritt aus ſelbigen hervor. Dieſer hat der Geſtalt nach einige Gleichheit mit dem ſteif gewordenen männlichen Gliede und giebt einen ſtarken ſtinkenden Geruch von ſich. Das zerriſſene Ey zieht ſich zuſammen und umgiebt eines Theils den untern Theil des Stiels und bleibt daſelbſt bis zum Untergange des Schwamms ſtehen, andern Theils aber bleibt etwas davon an dem Hute hängen und verhindert, daß die Befruchtungstheile ſich nicht durch den ganzen Hut ausbreiten können. Der Stiel, wenn er aus dem Eye hervorgegangen, erreichet ohngefähr die Stärke eines Daumens, beſteht aus einem brüchigen und zellichten fleiſchichten Weſen und zeiget in der Mitte eine weite Höhle, welche unterwärts enger und verſchloſſen iſt, oberwärts aber ſich bis in die Spitze des Huts verlängert und daſelbſt offen endiget. Auf dem Stiele ſitzt ein kleiner, kegelförmiger, unterwärts ausgehölter und offener Hut, deſſen Spitze durch den hohlen Stiel durchbohrt wird. Die Oberfläche iſt mit einem dicken, zähen, glänzenden, ſüßlichten Schleime überzogen, unter welchem die kleinen Befruchtungstheile

le in den netzförmigen Abtheilungen liegen. Sobald der Schwamm aus dem Eye hervorgebrochen, eilet ſelbiger auch wieder zu ſeinem Untergange und giebt häufigen Stoff zu neuen Erzeugungen. Das erſte Zeichen hiervon iſt der ganz unerträgliche Geruch des ganzen Schwamms, ſonderlich des Hutes, und das andere die Auflöſung des ſchleimichten Ueberzuges. Dieſer iſt, wenn ſich der Schwamm noch in dem Eye befindet, dicke und zähe, wird aber hernach ſchwarz, flüßiger, tröpfelt herunter und nimmt ſowohl die Saamen oder Befruchtungstheile, als auch die netzförmigen Behältniſſe mit ſich fort. Wenn dieſes geſchehen, läßt der Geruch nach, der Schwamm vertrocknet und wird zuletzt eine Speiſe der Würmer. Im erſten Zuſtande werden durch den Geſtank die Fliegen häufig dahin gelocket, vom Schleime aber umwickelt und getödtet. Die Eyer, oder die noch in der Schale eingeſchloſſenen Schwämme pflegen die Jäger und Hirten, ſonderlich in Thüringen, zu ſammlen, in ein Tüchelchen zu wickeln, und entweder zu räuchern, oder in der freyen Luft nach und nach zu trocknen, und als ein geilmachendes Mittel Hunden und Pferden einzugeben, auch wohl den vierten Theil eines ſolchen zu Pulver geſtoßenen Eyes den Menſchen männlichen und weiblichen Geſchlechts mit Brandwein zu verordnen.

Der ungeſchleyerte Morchelſchwamm, oder derjenige, welcher anfangs in keinem Eye oder Schale eingeſchloſſen liegt, iſt des Herrn von Linne' Phallus eſculentus, welchen Herr v. Haller mit ſeinem Boleto vereiniget; und dieſen unterſcheidet Herr Gleditſch gleichfalls, wie ehedem auch Herr v. Linne' ſelbſt gethan, nach Beſchaffenheit des Hutes in zwo Arten. Es ſteht ſolcher mit ſeinem Rande entweder frey und von dem Stiele abgeſondert, oder iſt mit demſelbigen vereiniget, und gleichſam verwachſen. Wir unterſcheiden demnach auch hier

3) den ungeſchleyerten Morchelſchwamm mit freyſtehenden Hute, Phallus capitulo conico, ſubtus patente, petiolo nudo, oder große breite Morchel mit einem zugeſpitzten unterwärts offenen Hütlein auf einem hohlen Stiele, Gleditſch; gemeine Morchel, Stock- oder Ohrenmorchel, oder Maurachen. Dieſer iſt von der folgenden Art vorzüglich wegen des unterwärts offenen Hütlein unterſchieden, und in beyden fallen die ſogenannten Saamen trocken ab, und ſind nicht von einem ſchleimichten Weſen umwickelt. Es wird dieſe, wie die folgende, zu Markte gebracht, und zum Speiſen angewendet. Man findet davon eine

Abän-

Abänderung mit einem gelbbraunen, kurzen, zugeſpitzten und unterwärts offenen Hütlein, auf einem ſehr langen und hohlen Stiele.

4) Der ungeſchleyerte Morchelſchwamm mit verwachſenen Hütlein, Phallus capitulo faſtigiato, ſubtus operculato, petiolo nudo Gled. Spitzmorchel. Man findet dergleichen häufig in den Frühlingsmonathen, auch wohl im Herbſte, nach gemäßigten Regen in den trocknen Wäldern, Gärten und erhabenen Wieſen. Vorzüglich liebet dieſer Schwamm ſolche Oerter, wo Kohlen gebrennet worden. Es wird dieſe Morchel friſch und getrocknet zu Speiſen angewendet, ſie übertrifft wegen des zarten Fleiſches den Faltenſchwamm, und wird daher viel häufiger zum Verkaufe aufgehoben. Schaden darf man von dieſer Morchel niemals befürchten, es müßten ſich denn ſchon Inſecten darauf geſetzet, und die natürlichen Eigenſchaften verändert haben. Herr Hofrath Gleditſch hat hiervon ſechs Spielarten angemerket; alle haben einen ſehr dicken und hohlen Stiel, und unterwärts, wo dieſer ſich gleichſam in die Wurzel verwandelt, ſieht man von außen fünf oder ſechs Löcher, welche zur Höhle des Stiels führen. Es ſind dieſe: a) eine lange weißröthlichte Spitzmorchel; b) eine lange braungelbe Spitzmorchel; c) eine lange ſchneeweiße Spitzmorchel auf einem dünnen Stiele; d) eine Spitzmorchel mit einem kolbichten und länglicht gegitterten Hütlein und einem ſehr kurzen Stiel; e) eine runde Morchel mit einem ganz kurzen Stiele, und f) eine ganz kleine kugelrunde Morchel faſt ohne Stiel.

Morellen.

S. Apricoſen und Kirſchbaum.

Morfiſche.

Morfiſche, in Oſtindien; Richter, ohne einige Beſchreibung.

Morgalepſaamen.

S. Kirſchbaum.

Morgenſtern.

Morgenſtern nennet Herr Planer Nauclеam Linn. Es iſt davon nur eine Art bekannt, welche vielleicht Rumph unter dem Namen Bancalus beſchrieben, und Herr von Linne´ ehedem zu dem Kopfbaume gerechnet. Es wächſt dieſer Baum in Oſtindien; die geſtielten, eyförmig zugeſpitzten Blätter ſtehen einander gegenüber, und an den Spitzen der Aeſte erſcheinen kugelförmige Knöpfchen, welche aus vielen, dicht an einander geſtellten, und auf einem gemeinſchaftlichen kugelförmigen Blumenbette aufſitzenden Blumen beſtehen. Die Blumen haben

weder einen gemeinſchaftlichen, noch eigenen Kelch. Das Blumenblatt beſteht aus der langen, dünnen Röhre, und dem ſchmalen, in fünf eyförmige, ſtumpfe, rückwärts geſchlagene Einſchnitte getheilten Rande. In der Röhre ſtehen fünf kurze Staubfäden, und der längere Griffel trägt einen ſtumpfen Staubweg. Nach jeder Blume folget ein länglicht dreyeckichter, zweyfächerichter Saame.

Der Name Morgenſtern kommt auch bey den Conchylien vor. Die Holländer vergleichen die Spindelwalze, welche Voluta turbinellus beym Herrn von Linné heißt, mit dem altmodiſchen Gewehre, welches in einer runden, mit Stacheln beſchlagenen Kolbe beſtand, und nenneten ſolche Morgenſtar. Rumph aber hat ſolche von einer kleinen, mit Buckeln beſetzten Art Stutzgläſer Pimpeltchen genennet. Es iſt die Schale dicke, gelblicht, mit faſt geradeſtehenden, dicken und kegelförmigen, weißlichten Knoten oder Zacken beſetzet, wovon die unterſten die größten ſind. Die Spindel hat vier Falten. Man erhält dergleichen aus Oſtindien; auch ähnliche aus Weſtindien, welche aber nur drey Falten an der Spindel, und längere, zärtere und ſpitzigere Zacken zeigen. Beym Rumph kommen auch einige andere Schnecken unter dem Namen Morgenſtern vor, davon wir eine unter Pimpelchen, und eine andere unter Vaſe anführen werden.

Morgenſtern, S. auch Bocksbart, Ketmie und Siegmarskraut.

Morghani.

S. Bohnencapper.

Morilie.

Dieſen Namen geben die Holländer einer Birntute, welche auch den Namen Baſtardbaurenmuſik oder Baſtardcypriſchkätzchen erhalten, Conus princeps Linn. Sie kommt aus der Inſel Mauritius, iſt kurz und gedrungen, gelblicht, mit braunen, auch purpurartigen, oder ſchwarzen, dicken, etwas gezähnelten Strichen, welche unförmlich der Länge nach herabſtreichen.

Morina.

Man ſoll dieſes Pflanzengeſchlecht nicht mit den faſt gleichlautenden Morinda und Moringa verwechſeln, beydes ſind davon verſchiedene Geſchlechter, und unter Eckbeere und Behen angeführet worden. Morina deutet auf Morin, welchen Namen einige franzöſiſche Kräuterlehrer geführet. Renat Morin hat 1621.

von den Pflanzen im Pariſer Garten, und Peter Morin 1651. von denjenigen, welche er in ſeinem eigenen unterhalten, ein Verzeichniß gegeben; der letzte hat auch durch einige andere Schriften die Kräuterkunde bereichert. Zu der Zeit, als Tournefort auf Reiſen war, hat Ludwig Morin deſſen Stelle vertreten, und die Kräuterkunde öffentlich zu Paris gelehret, und dieſem vorzüglich zum Andenken hat Tournefort einem neuen Pflanzengeſchlechte den Namen Morina gegeben. Die Pflanze wächſt in Perſien bey Iſpahan. Die dauernde, dünnſpitzige Wurzel geht tief in die Erde. Der glatte, unterwärts purpurfärbige, gegen die Spitze aber grüne und haarichte Stängel wird ohngefähr drey Schuh hoch. Die Blätter gleichen denjenigen, von der Eberwurzel, ſind ſtachlicht auf der obern Seite glänzendgrün und am Rande mit Dornen beſetzet. Die Blumen wachſen aus dem Winkel der Blätter im Heumonathe hervor. Es ſind ſolche anfangs weiß, werden aber nach und nach purpurroth, und haben einen angenehmen Geruch. Jede Blüthe zeiget einen gedoppelten Kelch, einer ſteht unter dem Fruchtkeime und beſteht aus einem röhrenförmigen, eingekerbten Blättchen, der andere ſteht auf dem Fruchtkeime, umgiebt das Blumenblatt, und theilet ſich in zween ſtumpfe, eingekerbte Lappen. Des Blumenblattes ſehr lange, etwas gekrümmte, unterwärts ganz enge, oberwärts weitere Röhre verbreitet ſich in zwo Lippen, davon die obere kleiner und bis zur Hälfte geſpalten, die untere aber in drey ſtumpfe Einſchnitte abgetheilet iſt. Der Griffel iſt etwas länger als die beyden Staubfäden, und trägt einen ſchildförmigen umgebogenen Staubweg. Es folget ein kugelförmiger Saame, welcher mit dem obern Kelche gekrönet iſt. Die Blüthen werden von den Perſianern als ein Thee gebrauchet, oder auch mit Zucker eingemachet, und als ein Haupt und Magenſtärkendes, auch die Ausdünſtung beförderndes Mittel angewendet. Man muß dieſe Pflanze aus dem Saamen erziehen, ſolchen aber aus ihrem Vaterlande erhalten, indem ſelbiger bey uns nicht die gehörige Reife erlanget. Es liegt ſolcher öfters ein Jahr, ehe er auskeimet. Da auch dieſe Pflanze das Verſetzen nicht wohl leidet, ſoll man den Saamen an einen ſolchen Ort ausſtreuen, wo die Stöcke ſtehen bleiben können. Im Frühlinge, ehe die Pflanze neue Blätter treibt, kann man die Erde um ſelbige auflockern, auch etwas neue fruchtbare Erde damit vermiſchen. Sicherer wird man bey uns die Stöcke in Töpfe, und dieſe den Winter über in einem

nem gemeinen Glashauſe unterhalten.

Moriſonie.

Der Oxfordiſche Kräuterlehrer, Robert Moriſon, hat ſich um die Eintheilung der Pflanzen überhaupt, und der doldentragenden ins beſondere wohl verdient gemachet, und deſſen allgemeine Hiſtorie der Pflanzen wird auch jetzo noch billig hochgeſchätzet. Plumier hat ſelbigen dieſes Andenken geſtiftet, und einen Baum aus dem mittägigen Amerika mit deſſen Namen beleget, welchen Herr Jacquin am beſten beſchrieben. Es erreichet ſolcher ſelten über funfzehen Fuß Höhe. Die geſtielten, wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind ſehr groß, feſte, glänzend, länglicht, ſtumpf oder ſpitzig, und am Rande völlig ganz. Aus den Aeſten hin und wieder treiben einzelne, kurze, dicke Blüthſtiele, deren jeder vier oder fünf Blumen trägt. Dieſe öffnen ſich im Juli, haben einen ſchwachen Geruch und ſind ſchmutzig weiß. Wenn die vier länglichten, ſtumpfen, am Rande umgeſchlagenen Blumenblätter ſich öffnen, reißt der Kelch in zwey rundlichte Stücke, von ungleicher Größe entzwey; die Zahl der kurzen Staubfäden beläuft ſich ohngefähr auf zwanzig, und alle ſind von unten auf bis in die Mitte in einen gleichſam trichterförmigen Körper untereinander verwachſen. Der Fruchtkeim ruhet auf einem beſondern dicken Säulchen, und iſt ohne Griffel, mit einem köpfichten, gleichſam genabelten Staubwege bedecket. Die geſtielte, große, kugelförmige Beere wird im November reif, die äußerliche rauhe und härtliche Schale iſt braun, das darunter liegende Mark weiß, und in dieſem liegen viele weißlichte Saamen. In Martinique wird dieſer Baum Bois Mabouia, oder Teufelsbaum genennet, warum? hat Herr Jacquin nicht gemeldet, auch nicht angeben können, ob die Frucht geſpeiſet würde.

Mornel.

Unter den Kybitzen finden ſich einige Arten, die beſonders Mornellen, Morinellus, genannt werden; unerachtet andere den Namen überhaupt allen Kybitzen beylegen. Schon bey dem Artikel Kybitz habe ich der Etymologie dieſes Wortes, als auch der Mornellen, als Kybitzarten gedacht, und verweiſe dahin den Leſer. Die vornehmſten ſind: die eigentliche Mornell, gauia morinellus ſimpliciter, ein dummer Vogel; die Seemornell; die graue Mornel; die kaſſubiſche Mornel. Die Mornellarten unterſcheiden ſich bey den Kybitzen durch den rundlichten Kopf, und durch die dünnern und höhern

Füße,

Füße, als die andern Arten des Kybitzgeſchlechtes.

Moryna.

Moryna auch Maräne bey Morin in der Mark, desgleichen Lachsmorene, Trutta edentula, 5. des Kleins, eine Forelle; ſ. dieſen Artikel, Th. III. S. 182. und Lachsmorene, Th. V. S. 5.

Mosgrundel.

Ein Bartgrundel, Cobitis barbatula, des Geſners, S. 163. weil ſelbige in lättichten, linden Gründen und Boden am Geſtade der Seen wohnen. Cobitis barbatula Linn. gen. 173. ſp. 2. Müllers Bartgrundel ſ. Hochſchauer. Enchelyopus, 3. des Kleins, ein Aalbaſtart. ſ. dieſen unſern Artikel, unter Aal, Th. I. S. 41.

Moſterdt. S. Senf.

Motte.

S. Nachtvogel.

Mottenkraut.

S. Königskerze, Kühnpoſt und Rheinblume.

Mottenmuſchel.

S. Käfermuſchel.

Mottenſaamen.

S. Botryskraut.

Motthühnlein.

Motthühnlein, blaues, Pygargus, eine Art der Strand- und Wieſenläufer, glareola, davon zu ſehen iſt.

Mouceron.

S. Blätterſchwamm.

Moxa.

Unter dieſem Japaniſchen Namen verkaufen die Chineſer ein graues wollichtes Weſen in Geſtalt länglichter, etwa einen Strohhalm dicker Stängel und empfehlen ſelbiges als ein untrügliches Mittel wider die Gicht. Die Chineſer bedienen ſich ſolcher ſelbſt häufig, ſetzen dieſe Stängelchen auf den leidenden Ort und zünden ſolche an, da ſie ohne ſonderliche Schmerzen verbrennen und einen Grind machen, davon der Schmerz und die Krankheit nachlaſſen ſollen. Dieſe Art der Cur, oder das äußerliche Brennen und Blaſenziehen hat ſchon Hippokrates, und nach ihm viele Aerzte angerühmt. Und dieſer gebrauchte hierzu ſtatt der Moxa den rohen Flachs. Dieſer iſt gewiß ſo geſchickt und kräftig als jenes. Wir wollen jetzo nicht unterſuchen, in wie ferne dergleichen äußerliche Cur nützlich oder ſchädlich ſeyn könne, ſondern nur angeben, was die Moxa ſey und woher ſolche genommen werde. Wilhelm ten Rhyne, welcher von der oſtindiſchen Compagnie in Holland als Arzt zu dem

Kaiſer von Japan geſandt worden, iſt vielleicht der erſte, welcher dieſe Sache entdecket, und theils in ſeinem Buche de Arthritide, theils in verſchiedenen Briefen, wovon Pechlin einen, von 1673. geſchrieben, von ihm empfangen, ſowohl das Kraut, woraus ſie bereitet wird, als auch die Art des Gebrauches angezeiget, welches alles auch kurz darauf in den Jahren 1679 bis 1683. Andreas Cleyer, und nach dieſem der berühmte Kämpfer beſtätigt haben. Nach dieſen übereinſtimmenden Nachrichten iſt die chineſiſche Moxa nichts anders, als das wollichte Weſen, welches auf der untern Fläche der Blätter und Stängel des gemeinen, und bey uns ſo bekannten Beyfußes anſitzet. Die Chineſer ſammlen im May die Blätter des Morgens früh, wenn ſie noch von dem Thaue benetzet ſind, hängen ſie gegen die Abendſeite ihrer Häuſer auf und laſſen ſie ſo lange hängen, bis ſie dürre geworden und verwahren ſelbige hierauf einige Zeit, auch wohl viele Jahre in einer trockenen Kammer, weil ſie behaupten, daß die Wolle um deſto feiner werde, je älter die Blätter ſind. Dieſe Blätter ſtoßen ſie hierauf mit einem hölzernen Stempel dichte zuſammen, reiben ſie nachher mit beyden Händen fleißig und ſo lange an einander, bis das häutichte und zäſerichte Weſen nach und nach davon abfällt und der wollichte Filz allein übrig bleibt. Dieſen pflegen ſie auch noch durch die Hechel zu ziehen, und je öfter dieſes geſchieht, je zärter und feiner wird dieſe Wolle. Davon nehmen ſie einen kleinen Theil und rollen ihn mit den Fingerſpitzen in einen zugeſpitzten Kegel, deſſen Höhe ohngefähr einen Zoll, und die Breite am Fuße nicht viel weniger beträgt. Wollte jemand dieſes, in China wider alle Arten von Fluß- und Gliederſchmerzen durchgehends gebräuchliche, Mittel, auch in hieſigen Gegenden anwenden, und ſich auf die ähnliche Weiſe brandmarken laſſen, kann er der ausländiſchen Moxa gar leicht entrathen, und hierzu die Wolle von unſerm gemeinen Beyfuße, oder von der Königskerze und andern dergleichen, mit einem wollichten Weſen überzogenen Pflanzen gebrauchen. Und daß zwiſchen dieſen kein Unterſchied ſey, und die Chineſer wirklich von dieſer nämlichen Art Beyfuß die Moxa ſammlen, kann auch deswegen noch mit mehrerer Gewißheit behauptet werden, weil Osbeck in ſeiner Reiſebeſchreibung nach China verſichert, wie keine andere als unſere gemeine Art des Beyfußes daſelbſt wachſe, und dieſes auch die einzige deutſche Pflanze ſey, welche er daſelbſt wildwachſend angetroffen.

Mucana. S. Bohne.

Muccomucer.

Ob wir gleich von denjenigen Pflanzen, welche nur unter fremden Namen angeführt, von den Kräuterlehrern aber noch nicht angenom̃en oder beſtim̃t worden, nur wenige angemerket haben, indem von einer unbekannten oder unbeſtimmten Sache keine nützliche Anwendung geſchehen kann, ſo können wir doch den vorgeſetzten Namen nicht übergehen, da wir finden, daß auch Gmelin in der Geſchichte der Pflanzengifte dieſes und andere ganz unbekannte Gewächſe aus Bancrofts Reiſen anführet. Es wächſt dieſer Baum in Gujana im Waſſer. Der Stamm wird acht bis zehen Schuh hoch und zeiget öfters abgeſetzte Knoten oder Gelenke. Die obere Krone hält achtzehen bis zwanzig Schuhe im Durchmeſſer. Die Rinde iſt glatt und hellbraun und das weiche Mark häufig. Am Gipfel ſtehen geſtielte, breite, eyförmige Blätter, zwey oder drey beyeinander. Von der Blume und Frucht wiſſen wir nichts. Wenn die Blätter auf die Haut geleget werden, ziehen ſie Blaſen. Die Indianer gebrauchen die Blätter, und legen ſolche bey Entzündung der Augen auf die Augenlieder, wodurch viele wäßriche Feuchtigkeit abgezogen und die Röthe zertheilet wird. Die Sclaven legen ſolche öfters auf die Füße, um ſich dadurch krank zu machen, indem darauf der Fuß anſehnlich aufſchwillt.

Mucu.

Mucu, der Braſilianer, Marcgrav, p. 161. Er iſt ein Fiſch mit länglichem und rundlichem Leibe, wie eine Neunauge bey den Deutſchen, oder ſogenannte Lamprete; er iſt auch nicht dicker, wird etwan zu zween Fuß, etwas mehr oder weniger lang; hat einen kegelförmig zugeſpitzten Kopf; kleine ſchwarze Augen; ein kleines Maul; kann die Gurgel einigermaßen aufblaſen; hat keine Floßen; iſt über und über braun, etwas dunkler auf dem Rücken; der Bauch iſt leberfarben; an den Seiten iſt er mit ſchiefen ſchwarzen Linien geſtrichelt, welche nach der Mitten ſchiefe Linien machen. Er iſt eßbar und wird in Seen oder Sümpfen gefangen. Der Editor, de Laet, merket an, daß er in ſeiner Beſchreibung von Amerika, XV. 12. eine Zeichnung dieſes Fiſches, wie er ſelbige unter dem Namen Ubirre erhalten, gegeben, und ſelbige auch hieher ſetzen laſſen, weil ihn de Morais erinnert, daß ſein wahrer Name Mucu ſey. Allein die Beſchreibung des Fiſches kömmt mit dieſer Zeichnung nicht ſonderlich überein. Denn außerdem, daß der Zähne nicht gedacht worden, ſoll er auch keine Floßen haben; da er doch auf dem Rü-

cken eine ſehr lange, und auf jeder Seite eine Floße hat; daher er der Meynung ſey, der Mucu und Ubirre wären verſchieden, gegen die Erinnerung des de Morais. Wie denn auch der Ueberſender der Figur ihn einen Meerfiſch genannt, dieſer aber ein Sumpffiſch ſey. S. unſern Artickel Aal, Chineſiſcher Aal, Th. I. S. 11.

Mudfiſch.

Mudfiſche in Schweden, gleich unſern Weisfiſchen in Bächen; nach dem Artedi; Richter. Artedi nennt ihn eigentlich Syn. p. 14. Mudd, Budd, Skittſpügg, eine Karpfenart; Cyprinus Aphya, Linn. gen. 189 ſp. 11. ſ. unſern Artickel Karpe, Th. IV. S. 406.

Mücke.

Unter dieſem Namen werden in einigen Gegenden und von einigen Schriftſtellern, z. E. von Röſeln alle diejenigen Inſecten verſtanden, welche mit zween pergamentartigen, durchſichtigen Flügeln verſehen ſind und aus einer Made entſtehen. In unſern Gegenden und in den meiſten Schriftſtellern gebraucht man zu Bezeichnung dieſer Inſecten den Namen Fliege, und verſteht durch Mücken oder Schnacken blos diejenigen fliegenartigen Inſecten, welche ſehr lange Füße und einen länglichen geſchmeidigen Leib haben. Nähere Nachricht von dieſen Inſecten ſoll unter dem Artikel Schnacke folgen.

Mückendreckstute.

S. Fliegendrecktute.

Mückenkraut.

S. Dürrkraut und Lychnis.

Mückenſchwamm.

S. Blätterſchwamm.

Mühlenſteinfiſch.

Nach Müllern, Tetraodon Mala, Linn. gen. 137. ſp. 7. ſiehe unſern Artikel Monfiſch.

Mühlſtein.

Lapis molaris, Saxum molare, iſt ein grober Sandſtein, welchen die Müller ſo behauen und zurichten, daß er mit Nutzen zum Mahlen des Getraides gebraucht werden kann. Sie gebrauchen hiezu zween Steine, einen der auf dem Boden liegt und feſt ſitzt, welcher der Bodenſtein genennt wird, und einen andern, welcher ſich über demſelben befindet, und der Läufer heißt. Dieſer iſt nicht ſo hart wie der Bodenſtein. Beyde werden durch Picken oder Spitzhämmer auf den Oberflächen rauh gehauen, damit die Körner nicht gequetſcht, ſondern zerſtückt werden. Dieſes Behauen oder Rauhmachen geſchieht ſo oft, als die Steine ſich ablaufen und eine glatte Fläche annehmen. Nach und

nach

nach verlieren die Steine an der Höhe und zugleich an dem Gewichte ſo viel, daß wiederum neue Steine gebraucht werden müſſen. Ein Mühlſtein wiegt gemeiniglich 20 bis 30 Zentner, und dauert ungefehr acht Jahre.

Müllen.

S. Keuſchbaum.

Müller.

Müller, auch Steinbicker und Erskruper; ſ. dieſen Artikel Th. II. S. 696. und Dornfiſch, Th. II. S. 366.

Münchbrachſen.

Orphus; Sparus Orphus, Lin. gen. 165. ſp. 8. der Müllerſche Rothkopf ſ. Meerbrachſeme. ſ. dieſen Artickel, Th. V. S. 487.

Münchhauſie.

Otto v. Münchhauſen iſt wegen des lehrreichen und vorzüglich in Anſehung der Kräuterkunde nützlichen Hausvaters zu bekannt, als daß wir deſſen Verdienſte aufzeichnen dürften. Wir bedauern nur, daß die längere Fortſetzung dieſes Werkes durch deſſen Tod unterbrochen worden. Da auch nicht allein diejenigen, welche als Schriftſteller, ſondern auch, welche auf andere und erſprießliche Weiſe ſich um die Kräuterkunde verdient gemacht, dergleichen immergrünendes Andenken verdienen, ſo müſſen wir billig auch bemerken, wie Hr. v. Linné bey Benennung dieſes Geſchlechts zugleich auf den großen, dieſen Namen mitführenden Miniſter, Gerlach Adolph von Münchhauſen, ſein Augenmerk gerichtet, deſſen Verdienſte und unermüdete Vorſorge für die Univerſität Göttingen, und beſonders auch in Errichtung und Erhaltung des daſelbſt befindlichen botaniſchen, ingleichen des ökonomiſchen Gartens, auch nach dem Tode in unvergeßlichen Andenken verehret werden. Dieſer ſchöne, in Java und China wachſende Baum erlangt eine ziemliche Höhe; die Blätter fallen jährlich ab, und haben ungefähr die Größe und Geſtalt von unſern Kirſchen, nur iſt der Rand völlig ganz. Die Spitzen der Aeſte endigen ſich der Länge nach mit vielen, gleichſam ährenweiſe geſtellten, prächtigen Blumen. Der Kelch iſt etwas wollicht, bis zur Hälfte in ſechs Einſchnitte getheilet, und gleichſam mit ſechs Reifen umgeben, auf welchem ſechs viermal größere, eyförmige, ausgebreitete Blumenblätter und ſehr viele kürzere Staubfäden ſitzen; der Fruchtkeim trägt einen längern, vielmals gebogenen Griffel mit einem ſtumpfen Staubwege. Das eyförmige, zugeſpitzte Saamenbehältniß iſt von dem Kelche bedecket, und enthält in ſechs Fächern vie-

le Saamen. Die Javaner nennen dieſen Baum Boengoer. Die Abbildung hiervon kann man in des Hausvaters fünften Theile, und in Hrn Murrays Verzeichniß des Göttingiſchen Gartens finden.

Münchskappe.

S. Eiſenhütlein.

Münchsköpflein.

S. Herzerbſe.

Münchskopf.

S. Löwenzahn.

Mündung.

S. Blumenblatt und Muſchel.

Münzbalſam.

S. Münze.

Münze.

Den Namen Münze führen zwar verſchiedene Pflanzen, es iſt ſolcher aber vorzüglich demjenigen Geſchlechte eigen, welches die Schriftſteller Mentha genannt, und von dieſem handeln wir auch zuerſt. Hr v. Linne' hat mit der Mentha das Pulegium vereiniget; da ſich aber zwiſchen beyden doch einiger Unterſchied befindet, ſo werden wir dieſes unter Poley beſonders anführen. Die Geſchlechtskennzeichen der Münze ſind: Ein röhrenförmiger, in fünf gleiche Zähnen eingekerbter Kelch und ein etwas längeres, röhrenförmiges, in vier Einſchnitte abgetheiltes Blumenblatt, von dieſen iſt der obere etwas breiter, als die drey übrigen und eingekerbet. Daher man die Blume zu den lippenförmigen rechnet, obgleich die Lippen nicht ſo deutlich, wie bey andern, anzunehmen ſind. Ferner vier aufgerichtete, aber von einander abſtehende Staubfäden, von welchen die zwey, ſo einander am nächſten ſtehen, etwas länger, als die beyden äußerlichen ſind; und der aufgerichtete, über das Blumenblatt hervorragende Griffel mit einem geſpaltenen Staubwege. Der Kelch enthält vier kleine Saamen. Die Blätter ſtehen bey allen Arten einander gegen über; die Blüthen erſcheinen wirtelförmig, auch in längern und kürzern Aehren. Hr v. Linne' hat ſiebenzehn Arten beſtimmt. Zwey davon gehören zum Poley, von den übrigen bemerken wir:

1) Die Aehrenförmige Münze mit länglichten wollichten Blättern. Roßmünze, Pferdemünze. Mentha ſylueſtris L. Weil bey dieſer und der folgenden Art die Blumenwirtel dicht bey einander ſtehen, und eine Aehre abbilden, hat ſelbige Rivinus von den übrigen Arten der Münze getrennet, ein beſonderes Geſchlecht daraus gemachet, und dieſes Menthaſtrum genennt. Es wächſt die-

dieſe Art in der Schweiz, Frankreich, England, auch hin und wieder in Deutſchland. Die fäſerichte, kriechende, daurende Wurzel treibt viele zweigichte, viereckige, ungefähr zween Schuhe hohe Stängel. Die Blätter ſind viel länger als breit, weich, wollicht, weißlicht, eingekerbet, und ſitzen faſt platt auf. Die bläulichten, zuweilen auch weißlichten Blumen ſtehen in dichten Wirteln, und weil zwiſchen ſelbige keine Blätter ſtehen, ſtellen dieſe eine lange Aehre vor. Die Staubfäden ragen weit über das Blumenblatt heraus, und ſind noch einmal ſo lang als dieſes. Die Kelcheinſchnitte ſind haarförmicht. Die Blüthen dauern vom Heu- bis in den Herbſtmonat. Die ganze Pflanze hat einen ſtarken Geruch. Man unterhält in den Gärten eine Spielart mit gelben, und eine andere mit weißen geſteckten Blättern. Hr v. Haller hat in der neuen Ausgabe von den Schweizeriſchen Pflanzen, Num. 228, eine Art angeführet, welche dieſer ganz ähnlich, nur in Anſehung der Länge von den Staubfäden unterſchieden iſt. Dieſe ſind kaum ſo lang, als die Röhre des Blumenblattes. Ob dieſes zufällig oder beſtändig ſey, hat Hr v. Haller ſelbſt nicht beſtimmen können.

2) Aehrenförmige Münze mit grünen glatten Blättern, Frauenmünze, Mentha viridis L. hat mit der erſten Art gleiche Geburtsörter, und viel ähnliches; die Geſtalt der Blätter, die Länge der Staubfäden, und die Art zu blühen, kommen völlig mit derſelben überein. Die Pflanze aber bleibet niedriger, und iſt nirgends wollicht, ſondern grün und glatt. Die Blüthen ſind röthlich. Der Geruch iſt ſehr ſtark und gewürzhaft.

3) Aehrenförmige Münze mit rundlichten runzlichten Blättern, rundblätterichte Münze, Mentha rotundifolia Linn. wächſt in England und der Schweiz. Die Wurzel iſt ausdauernd, und der Stängel mit den Zweigen wird ohngefähr zween Fuß hoch. Die Blätter ſind ganz kurz geſtielt, dicke, runzlicht, wollicht, weich, die untern aber mehr rauh, eyförmig ſtumpf, faſt rundlicht, und mit kleinen ſpitzigen Zähnchen am Rande beſetzet. Die dünnen Blüthähren ſind durch keine dazwiſchen geſtellte Blätter wirtelförmig abgetheilet. Das Blumenblatt iſt weiß oder fleiſchfarben. Nach des Herrn v. Hallers Wahrnehmung ragen in der wildwachſenden Pflanze die Staubfäden über das Blumenblatt hervor, in denjenigen aber, welche im Garten erzogen werden, ſind ſie gemeiniglich merklich kürzer. Der Geruch iſt ſtark.

4) Kopfförmige krauſe Münze, krauſer Balſam, Münzbalſam, Braunheilig, Decimenthen, Mentha criſpa L. Der eigentliche Geburtsort ſoll Sibirien ſeyn, die Pflanze aber iſt faſt bey uns einheimiſch geworden. Die dauernde, fäſerichte Wurzel läuft weit und breit aus, und treibt viele viereckichte, aufgerichtete, ohngefähr einen Fuß hohe, und mit vielen Zweigen beſetzte Stängel. Die Blätter ſitzen faſt platt auf, oder ſind ganz kurz geſtielet, breit, herzförmig oder rundlich, und ſcharf zugeſpitzet, auch ſcharf ausgezahnet, übrigens rauch, runzlicht und krauſe. Die Blumenwirtel ſind zwar durch kleine Blättchen unterſchieden, ſelbige aber ſtehen ſo dichte bey einander, daß ſie eine kurze Aehre oder Köpfchen abbilden. Der Kelch iſt rauch. Die Staubfäden haben mit dem bläulichten Blumenblatte einerley Länge. Der Geruch iſt durchdringend und balſamiſch. Die Blüthzeit fällt in den Heu- und Erndtemonath.

5) Kopfförmige Münze mit langen Staubfäden, Bachmünze, Kröten- oder Krottenmünze, Krötenbalſam, Fiſchmünze, Pferdemünze, Mentha paluſtris ſpicata Riuin. Mentha aquatica L. blühet in den Sommermonathen häufig auf naſſen Wieſen, in Gräben, Sümpfen und um die Ströme. Die Wurzel iſt ausdauernd. Der äſtige Stängel erreichet einen auch zween Fuß Höhe. Die Blätter ſind geſtielt, eyförmig zugeſpitzet, ſägeförmig eingekerbet, unterwärts nervicht und wollicht, oberwärts gemeiniglich glatt, doch auch zuweilen rauch. An dem obern Theile der Zweige ſtehen ein oder zween von einander abgeſonderte Blumenwirtel, auf der Spitze aber ein dichtes größeres Köpfchen. Die Kelcheinſchnitte ſind breit, und Herr v. Haller hat zuweilen ihre Zahl bis auf achte vermehret gefunden. Das Blumenblatt iſt größer, als bey vielen andern Arten, blaß purpurfärbig, die untere Lippe in drey eyförmige, einander ähnliche Lappen abgetheilet, und die zweyſpaltige Oberlippe rückwärts geſchlagen. Die Staubfäden ragen über das Blumenblatt heraus. Der Geruch iſt gewürzhaft.

6) Kopfförmige Münze mit kurzen Staubfäden, Pfeffermünze, Mentha piperita Linn. Iſt der fünften Art ganz ähnlich, und der Hauptunterſchied beſteht in den Staubfäden, welche kürzer als das Blumenblatt ſind. Auch der beiſende, pfefferartige Geſchmack machet ſelbige kenntlich. Ihr Vaterland iſt England.

7) Wirtelförmige Münze, deren Staubfäden kürzer als das Blumenblatt, rothe Münze, Oranienmünze, Balſammünze,

Baſi-

Baſilienmünze, Mentha gentilis L. wächſt in dem mittägigen Europa, auch in Schwaben wild, und hat viele Aehnlichkeit mit der folgenden Art. Die Pflanze iſt wenig rauch; die Stängel ſind roth; die Blätter eyförmig zugeſpitzet, ſägeartig ausgezahnet. Die Blumen ſtehen in abgeſonderten Wirteln ſeitwärts. Die Staubfäden ſind nicht länger als die Röhre des Blumenblattes. Der Kelch iſt mit harzichten Düpfelchen beſetzet, und der mittlere Einſchnitt der untern Lippe vom Blumenblatte iſt ſpitzig. Die Blüthzeit fällt in dem Herbſtmonathe. Der Geruch iſt angenehm, und kommt dem Baſilienkraute oder den unreifen Orangen gleich.

8) Wirtelförmige geſtreckte Münze, kleine Acker- oder Feldmünze, Mentha verticillata Riu. Mentha aruenſis L. Sie blühet im Sommer lange, und wächſt in einem etwas feuchten Grunde auf Triften, Feldern, und in den Küchengärten, auch nach der Erndte zwiſchen den Stoppeln. Die ganze Pflanze iſt rauch. Der Stängel liegt auf der Erde geſtrecket, und treibt ſehr viele Zweige. Die Blätter ſind eyförmig zugeſpitzet, ſägeartig ausgezahnet; die Blumenwirtel ſind dichte, wollicht, und viel kleiner als die dabey ſtehenden Blätter. Das Blumenblatt iſt bläulicht, die obere Lippe tief eingeſchnitten, und der mittlere Einſchnitt der untern ſchmäler als die übrigen. Nach dem Hrn. v. Linné erreichen die Staubfäden die Länge der Lippen des Blumenblattes, Herr von Haller aber ſchreibet, wie ſelbige in der Röhre des Blumenblattes lägen, und nur wahrzunehmen wären, wenn man in dieſe hineinſieht. Der Geruch iſt eckelhaft.

9) Wirtelförmige ganzblätterichte Münze, kleine Spitzmünze, Mentha anguſtiori folio Riu. Mentha exigua Linn. Dieſe Art wächſt in England und der Schweiz, und hat mit der vorherſtehenden Art viele Aehnlichkeit. Ihr Geruch iſt angenehmer, und der Stängel höher; die Blätter ſind viel größer, faſt herzförmig zugeſpitzet, kaum merklich rauch, und am Rande gemeiniglich völlig ganz; die Blumenwirtel lockerer, und die Blüthen größer, bläulicht oder roſenfärbicht. Die Staubfäden ragen merklich aus der Blumenröhre hervor.

10) Baumartige canariſche Münze, Heliotropium canarienſe Commel. Hort. Amſtel. Mentha canarienſis L. wächſt in den canariſchen Inſeln. Der Stamm iſt holzicht und wir unterhalten im Garten dergleichen von fünf bis ſechs Fuß Höhe, welche aber niemals geblühet haben. Die geſtielten, eyförmigen,

ſägeartig eingekerbten, wollichten, unterwärts weißen Blätter fallen nicht ab. Die Blumen erſcheinen in dem Winkel derſelben, und ſtellen Knöpfchen vor, welche auf langen, gabelförmig abgetheilten Stielen ſtehen. Das Blumenblatt iſt weiß, zuweilen etwas röthlicht und klein. Die jungen Aeſte ſind viereckicht, werden aber nach und nach rund, auch anfangs wollicht, welches ſich aber verliert, wenn ſie härter werden. Herr Dyck hat dieſe canariſche Münze auch bey den Arten der Münze, jedoch ſelbige auch als ein beſonderes Geſchlecht angeführet, und in der Blume ſechs Staubfäden beſchrieben. Dieſes iſt ſowohl irrig, als jenes überflüßig.

Die Canariſche Münze iſt die einzige von den erwähnten Arten, welche einige Wartung verlanget. Man ſoll ſelbige in einer fetten, doch lockern, mit Sand vermiſchten Erde und in Töpfen unterhalten, und den Winter über in ein mäßig warmes Glashaus beyſetzen. Den Sommer über müſſen die Stöcke öfters begoſſen, auch faſt alle Jahre verſetzet werden. Die Vermehrung aus Reiſern gelinget zuweilen auf dem Treibebeete. Alle übrige Arten, auch diejenigen, welche bey uns nicht wild wachſen, dauern im freyen Lande, und können ſowohl im Frühjahre durch die Theilung der Wurzeln, als auch durch Zweige vermehret werden. Da ſie ihre Wurzeln weit ausbreiten, ſoll man ſolche alle zwey Jahre umlegen und beſtechen, damit ſie weder verwildern noch ausgehen. Sie lieben einen naſſen, auch wohl gar feuchten Grund.

Die meiſten von dieſen Arten ſind in der Arzneykunſt, oder können doch nützlich gebrauchet werden. Vorzüglich ſchicken ſich dazu die vierte, ſechſte, ſiebente. Die krauſe war ehedem vorzüglich beliebt, und wurde häufig gebrauchet, die Engländer haben aber in neuern Zeiten die Pfeffermünze wegen des ſchärfern Geſchmacks vorgezogen. Alle haben einen ſcharfen bittern Geſchmack, und ſtarken gewürzhaften Geruch, und beſitzen nicht nur diejenigen Kräfte, welche man überhaupt von dergleichen Pflanzen erwarten kann, und bey der Meliſſe und mehrern angeführet worden, ſondern auch noch ganz beſondere, wodurch ſelbige ſich von andern verwandten gar merklich unterſcheiden. Wegen der nervenſtärkenden und zertheilenden Eigenſchaft wird die Münze ſowohl äußerlich trocken, oder mit Wein und Waſſer abgekochet, oder das mit Baumöl bereitete Oel, als auch innerlich als Thee, oder das davon abgezogene kräftige Waſſer und Oel gebrauchet. Sie dienet das Haupt und den Magen zu ſtärken,

die

die Verdauung zu befördern, das Erbrechen und die Colickſchmerzen zu ſtillen, die Blähungen auszutreiben, und ſchicket ſich deswegen vortrefflich bey der Mutterbeſchwerung. Sie zertheilet das ſtockende Geblüte, und wird bey äußerlichen Entzündungen, verhaltener Monathszeit, und mangelnden Abgang der Unreinigkeiten bey den Kindbetterinnen nützlich gebrauchet.

Unter die beſondern Eigenſchaften gehöret vorzüglich die Kraft, das Gerinnen der Milch zu verhindern, und die geronnene zu zertheilen. Man pfleget daher bey Kindbetterinnen die friſchen Blätter, oder einen davon bereiteten Umſchlag auf die Brüſte zu legen, um die Milch aufzulöſen, auch kleinen Kindern das abgezogene Waſſer einzugeben, oder die Herzgrube mit dem Oel zu beſtreichen, um das ſo ſchädliche Gerinnen der Milch in dem Magen zu verhindern. Wenn die melkenden Kühe viel Münze, ſonderlich die achte Art oder arvenſis auf den Stoppeln nach der Erndte freſſen, ſoll aus deren Milch keine Käſe bereitet werden können. Das Vieh läßt aber die Münze gemeiniglich unberühret ſtehen, und nur die Schaafe freſſen die jungen Zweige und Blätter. Ob die Münze den Trieb zum Liebeswerk vermehre oder vermindere, ſind die Schriftſteller nicht einerley Meynung. Dioſcorides und Galen nehmen das erſte, Hippocrates hingegen das letzte an. Sim. Pauli will behaupten, die friſche Münze reize zwar zur Liebe, verhindere aber die Fruchtbarkeit, die getrocknete mache unfruchtbar und auch unvermögend. Aus dieſer Urſache iſt gewiß bey den alten Griechen das Sprichwort oder die Vorſchrift entſtanden, daß man zur Kriegszeit die Münze weder pflanzen noch gebrauchen ſolle, indem dadurch die Vermehrung der Menſchen vermindert, die doch in Kriegszeiten eher befördert werden möchte. Viele von den neuern Schriftſtellern, und vorzüglich Herr von Linné in einer Streitſchrift de Menthae vſu, welche in dem ſiebenten Bande der Amoenitat. academicarum befindlich iſt, haben Hippocratis Lehre angenommen, und Herr v. Linné will vorzüglich deswegen die Münze als ein Mittel anſehen, welches die Fruchtbarkeit vermindert, weil durch deren Gebrauch die Säfte zu ſehr aufgelöſet und der Körper geſchwächet werde. Er empfiehlt daher die Münze vornehmlich den Wittwen und andern Frauensperſonen, welche wegen Enthaltung des Beyſchlafes von Mutterbeſchwerungen geplaget werden.

Ob wir unſere kräftige krauſe Münze künftig abſchaffen, und

dafür lieber die Pfeffermünze wählen und gebrauchen ſollten, könnte man vielleicht aus Gaubius Erfahrungen beſtimmen. Aus der letzten hat derſelbe durch die Deſtillation einen wahren Campher erhalten, und dieſe nebſt dem Thymian ſind vielleicht die einzigen europäiſchen Pflanzen, woraus dergleichen wirklich verfertiget werden kann. Es muß aber die Pfeffermünze ihre völlige Reiſe erlanget haben, und wohl getrocknet ſeyn; indem aus der friſchen Pflanze zwar ein kräftiges Waſſer, und viel weſentliches Oel, aber kein feſter trockner Campher zu erlangen.

Alle Arten der Münze werden zur Blüthzeit von den Bienen fleißig beſuchet, um Honig einzuſammlen.

Es wächſt noch eine Art Münze in Oſtindien, welche vorzüglich wider die Krankheiten des Gehöres angeprieſen, und daher auch beym Hrn. v. Linné Mentha auricularia genennet wird. Ein Londner Arzt, Marlovius hat dieſes Mittel lange Zeit geheim gehalten, und damit, wie Dale in der Pharmacologie berichtet, viele Taube hörend gemachet, und Hermann berichtet, wie in Zeylon vornehmlich zwey Mittel wider die Taubheit gebrauchet würden, nämlich die Ohrenpflanze, Hedyotis, und dieſe Münze, giebt aber dieſer den Vorzug vor jener. Es iſt dieſe Art Münze weder in hieſigen Apotheken, noch Gärten zu haben.

Ein anderes Geſchlechte zum Unterſchiede der wahren Münze, pfleget man

Bergmünze, Calamintha, zu nennen. Tournefort und andere haben ſolches als ein eigenes angenommen, hingegen die Neuern faſt durchgehends mit der Meliſſe vereiniget; und wir haben ſolches nur beſonders anführen wollen, weil es in den Apotheken unter obigem Namen gebräuchlich iſt. Die Geſchlechtskennzeichen kann man bey der Meliſſe nachleſen. Die beyden Arten, welche gemeiniglich unter dem Namen Bergmünze vorkommen und auch hier beſchrieben werden ſollen, unterſcheiden ſich von der Meliſſe durch die gabelförmigen Blüthſtiele, welche bey der Meliſſe einfach ſind. Beyde Arten ſind übrigens einander ziemlich ähnlich, und Hr. v. Linné hat auch ehedem ſolche nur für eine Art gehalten, in den neuern Schriften aber von einander abgeſondert, indem die Größe der Blumen unveränderlich iſt. Wir nennen daher die gemeine Art

1) die kleinblümichte Bergmünze, Bergackermünze, wilder Poley, Calamintha vulgaris et officinar. Meliſſa Calamintha Linn. wächſt in den bergichten Gegenden in Italien, Spanien und

Frankreich. Die Blüthzeit fällt in den Junius und Julius. Die fäſerichte Wurzel iſt ausdauernd. Die Pflanze iſt überall mit Haaren beſetzet, und erlanget zween, auch wohl drey Fuß Höhe. Der viereckichte Stängel treibt aus dem Blätterwinkel häufige Zweige. Die geſtielten, einander gegen über geſtellten Blätter ſind vorwärts eingekerbet, hinterwärts völlig ganz, auf der untern Fläche mit kleinen Grübchen beſetzet, eyförmig, die untern mehr rundlich und ſtumpf, die obern zugeſpitzet und die an den Blüthen ſtehen völlig ganz. Aus dem Blätterwinkel der Zweige entſpringt der Blüthſtiel, welcher ſich in vier, auch mehrere kleine theilet; bey der Abtheilung ſtehen einige ganz kleine Deckblätter. Die Blumen ſind auf eine Seite gerichtet; die Röhre des Kelchs iſt gleichſam mit Haaren verſchloſſen und die obere Lippe deſſelben in drey, die untere in zween, aber ſchmälere und längere Einſchnitte abgetheilt. Des Blumenblattes dünne Röhre iſt weiß, der Umfang röthlich und die untere Lippe mit dunkelrothen Puncten geflecket. Die ganze Pflanze hat einen ſtarken Geruch. Man findet in den Gärten öfters eine Spielart mit gelbgefleckten Blättern.

2) Die großblümichte Bergmünze, Calamintha grandiflora Linn. wächſt in Toſcana auf bergichten Gegenden. Auch dieſe Art blühet im Junius und Julius; hat eine fäſerichte ausdauernde Wurzel; die Pflanze iſt überall mit Haaren beſetzet, weich anzufühlen und in viele Zweige verbreitet; die Blätter aber ſind alle länglicht, zugeſpitzet, am ganzen Rande eingekerbet und der Blüthſtiel trägt zuweilen nur zwo oder drey Blumen, gemeiniglich theilet ſich ſelbiger in drey andere, davon der mittlere nur eine, jeder von den Seitenzweigen aber zween oder drey Blumen trägt. Die kleinen Deckblätter, welche bey der Abtheilung des gemeinſchaftlichen Blumenſtiels ſitzen, ſind zuweilen völlig ganz, zuweilen fein eingekerbt. Alle Einſchnitte des Kelches ſind ſpitzig, und zwiſchen den beyden Lippen ſtehen viele Härchen, welche die Kelchröhre verſchließen. Des Blumenblattes dünne Röhre erweitert ſich ungemein, und iſt zween, auch faſt dreymal länger, als der Kelch. Die obere Lippe iſt eingekerbet, und der mittlere Einſchnitt der untern fein ausgezacket, marmorirt und oberwärts haaricht, da hingegen der übrige Umfang des Blumenblattes purpurfärbig erſcheint. Die beyden Staubwege ſind von ungleicher Länge und auswärts gebogen. Der Geruch iſt ſtark.

Man unterhält beyde Arten im Garten im freyen Lande, ohne alle Wartung; doch dauern die

Stöcke

Stöcke, ſonderlich von der groß-blümichten nicht allzulange, und da man die Vermehrung allein durch den Saamen erhalten kann, ſoll man ſolchen fleißig aufſuchen.

Beyde Arten beſitzen gleiche Kräfte, welche von der wahren Münze nicht ſehr verſchieden ſind. Man gebrauchet das Kraut als Thee, oder zu Bähungen in Bädern, auch das abgezogene Waſſer, oder weſentliche Oel. Von der zertheilenden und ſtärkenden Wirkung kann man bey geſchwächter Verdauung, Blähungen, Mangel der monathlichen Reinigung, ſchwachen, auch eyterhaften Lungen, Lähmung der Glieder, u. ſ. f. Nutzen hoffen.

Münze, After, S. auch Monarde.

Münze, gelbe, S. auch Frauenmünze.

Münze, Frauen oder Marien, S. auch Dürrkraut.

Mütſchelenholz.

S. Pfaffenhütchen.

Mütze.

Weil eine Art Klippkleber von den Holländern nach einer gewiſſen Sorte Mützen Grasjes genennet worden, erwählet Müller obigen Namen und verſteht darunter die Patellam barbaram Linn. Die Schale iſt weißlichtgelb und hat einen ſtark gezähnelten Rand, welchen neunzehn gewölbte, einigermaßen rauhe oder dornichte Ribben machen.

Eine andere Mütze iſt unter dem Namen Chineſiſche Mütze angeführet, und die Biſchoffsmütze mit der Mönchskappe vereiniget worden.

Mützchen. S. Klee.

Muffel.

Fornix docimaſticus, Tegula, Teſtudo, iſt ein aus Thon verfertigtes und hart gebranntes, wölberundes Behältniß, deſſen Boden eine horizontale Fläche hat, von hinten mit einer gerade laufenden Wand verſchloſſen, von vorne aber offen iſt. Dieſes thönerne Gehäuſe gebrauchet man gemeiniglich in der Probierkunſt, woſelbſt es in den Probierofen gehörig eingeſetzet und eingepaſſet wird, um die Treibſcherben, Kapellen und Teſte, auf welchen die mineraliſchen Körper und vorzüglich Gold und Silber unterſuchet oder probieret werden, in ſelbiges zu ſetzen.

Die Muffeln gebrauchet man auch in der Emaillirkunſt, um die mit metalliſchen Farben gefertigten Gemälde darinnen einzubrennen.

Muffette. S. Stinkthier.

Muffler. S. Ziege.

Muikitz.

Eine Art von Lachsforellen in Kamtſchatka; ſ. unſern Artikel Forelle, Th. III. S. 184.

Muler.

Muler, des Nierembergs, Phyſeter, pinna dorſi altiſſima, apice dentium plano, des Artedi, ſyn. p. 104. ſp. 2. Phyſeter Turſio, Linn. gen. 39. ſp. 4. Müllers Maſtfiſch, ſ. Kachelote. Bey dem Klein iſt er eine gezähnelte Balaena mit einem glatten und hochgeſloßten, einer einem Maſte der Schiffe gleichſam ähnlichen Floße auf dem Rücken. ſp. 2. ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 60. und Wallfiſch.

Mulle.

Mullus, iſt, nach dem Klein, Miſſ. V. Faſc. IX. §. 13. ein eigenes, und zwar unter ſieben das erſte Geſchlecht derjenigen Fiſche, die durch offene Ohren athmen, zwo wahre Rückenfloßen haben, Dipteri, die aber mit ſtrahlichten oder ſtachlichten Finnen unterſtützet ſind. ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 66. Unter den Kürasirern und Helmfiſchen, Cataphractis et Coryſtionibus, haben wir bereits, nach dem Miſſ. IV. Cuculos, Coruos, Hirundines, Miluos, Lyras, Lucernas, der Autoren gehabt, die Artedi, ſyn. p. 71. mit zehn Arten aufgeführet und mit dem Namen Trigla, beleget; aber noch keine Mullen; da doch der Mullus vorzüglich, bey den Alten und Neuen Τρίγλη, Trigla, und bey den Italiänern Triglia, genannt werde; daher auch Salvianus die angebliche Aehnlichkeit zwiſchen dem Hirundo, Cuculus und Mullus, nicht gut heißt und vielmehr bezeuget, daß der Mullus mit dem Cuculus und Hirundo ganz und gar nichts ähnliches habe. Es haben aber die Mulli einen, nach dem Maule zu ſteil herabſteigenden an den Seiten zuſammengepreßten, ganz glatten, nicht ſtachlichten, Kopf; dergleichen die Cataphracti und Coryſtiones führen; ſie haben ferner rauche, feilenartige Kiefern; einen platten und breiten, nicht meſſerförmigen, Rücken; beym Leben ſind ſie von Farbe gelb, abgeſchuppet ſind ſie mit Zinnober- oder blutrother Farbe überzogen, und nach dem Tode zeigen ſie eine goldgelbe oder rothe Farbe, mit ſchwarzen, oder auch ſilberblauen Flecken gezeichnet; ihre Schuppen ſind dicke und feſte, doch leicht abfällig. Der Fiſch iſt entweder pyramidenförmig; oder doch bauchicht erhaben, mit zwo Rücken- zwo Seiten- zwo Bauchfloßen und einer Afterfloße. Die pyramidenförmigen Fiſche ſind gebärtet; die bauchicht erhabenen ungebärtet; ſie werden in

Europa

Europa überall in großen Ehren gehalten. Die fünf Gattungen folgen in dieſer Ordnung.

1ſte Mulle, Mullus barbatus, mit zween Bartfäden unter dem Kinne, welche in einem Grübchen unter dem Unterkiefer zurück zu ziehen und zu verbergen; von gelblicher Farbe; abgeſchuppet aber röthlich; mit weißen, purpurgefleckten, Rückenfloßen; an dem Gaumen hat er zween, mit Zähnchen beſetzte, rauhe Knöchelchen. Er iſt der Mullus der Alten; der bärtige Mullus des Galenus, Plinius, Jovius, Rondelets, Gesners, (und des deutſchen, S. 19. a. Mullus barbatus, ein Rothbart, ein Meerbarbel) und Aldrovands; Τρίγλη der Griechen; Mullus Bellonii, Barboni zu Venedig; bey den übrigen Italienern Trigla; Willughbey p. 285. tab. 5. 7. fig. 2. Trigla capite glabro, cirris geminis in maxilla inferiore, Artedi, ſyn. p. 71. ſp. 1. damit er die Mullos von den Cuculis, Coruis, Lyris &c. unterſcheiden möge, die er ebenfalls Triglas nennt; der Mullus maris Balthici, der ſelten über die Länge einer Hand groß wird und mit goldenen, purpurfarbenen Strichen und Flecken ſchön gezeichnet iſt; Petermannecken; Goldecken des Schonevelds. So iſt er auch Mullus barbatus, Linn. gen. 171. ſp. 1. der Müllleriſche Rothbart ſeiner Meerbarben. ſ. dieſen unſern Artikel, Th. V. S. 468.

2te Mulle, Mullus barbatus, mit gelbröthlich gezeichneten Rückenfloßen, zinnoberrothen Augenringen, und mit vier, über die dickern Schuppen weglaufenden Linien. Der Mullus maior des Willughb. p. 285. tab. 5 7. f. 1. und des Salvians, fol. 95. (der ihn, nach dem Artedi, zuerſt beſchrieben habe, Surmullet in Frankreich und Cornwallis; Mollus Hiſpan. mai. des Aldrov. großer Rothbart der Deutſchen; Greater Redbeard, True Pullet Angl. Trigla, capite glabro, lineis vtrinque quatuor luteis longitudinalibus parallelis des Artedi, Mullus Surmuletus Linn. gen. 171. ſp. 2. Müllers Rieſenbart unter ſeinen Meerbarben. ſ. dieſen unſern Artikel, Th. V. S. 468.

3te Mulle, Mullus barbatus, der gebärtete, über und über beym Leben blutrothe, nach dem Tode gold- und gelbfarbige, Mulle, der auf beyden Seiten mit drey eyrunden, ſchwarzen, in einer geraden Linie, über die Mittellinie nach dem Schwanze zu ſtehenden Flecken gezeichnet iſt, mit gelben Augenringen und Schwanzende. Pirametara des Piſons, p. 60. und des Marcgravs, p. 156. Autre Poiſſon de Roche, Rochefort et du Tertre, H. des Isles Antil. Smaler Redbeard, Leſſer

Leſſer Mullet, Angl. Nach der Zeichnung Miſſ. V. Tab. VI. fig. 5. ſind die beyden Bartfäden ſehr lang, der Rücken kielförmig, mit zwo kleinen rundlichen Floßen; die Kiemenfloßen dieſen ähnlich, die Bruſtfloßen klein und ſpitzig, die Afterfloße klein, und der Schwanz gabelförmig. Nach dem Marcgrav heißt der Braſilianer Pirametara. bey den Portugieſen Salmoneta, wird etwa fünf Zoll lang, auch ſo dicke, wo er am dickſten iſt, hat keinen großen Kopf, der gleich von den Augen nach dem Maule zu niederſteigt, welches ebenfalls klein, mondförmig und mit kleinen Zähnchen verſehen iſt; an der Spitze des Unterkiefers hat er einen Bart, welcher aus zween, zween Zoll langen, einem ſtarken Bindfaden ähnlichen, vom Anfange bis in die Mitten fleiſchfarbigen von da gelbfarbigen, Fäden beſteht; hat ſchwarze, glänzende, mit einem gelben Ringe eingefaßte, Augen; ferner ſieben Floßen; zwo anderthalb Zoll lange und breite Rückenfloßen; zwo dergleichen ſchmale Kiemenfloßen; unter denſelben am Unterbauche zwo neben einander gleicher Größe; und noch eine kleine hinter demſelben am Hinterbauche, der zwoten und hinterſten Rückenfloße gegen über. Der gabelförmige Schwanz beſteht aus einer faſt zween Zoll langen Floße; die Schuppen ſind wie bey unſerm Braſem; ſo lange er lebt, iſt er am Leibe, Kopfe, Schwanze und Floßen von blutrother Farbe, außer daß der Schwanz eine goldfarbige Einfaſſung hat, und daß in beyden Seiten ſchwarze Flecken, in der Größe wie bey den Sturerparſchen, in einer Reihe neben einander ſtehen; und wenn er etwa ein paar Stunden todt iſt, geht ſeine Blutfarbe in eine güldene und blutroth geſprenkelte Farbe über. Er iſt eßbar. Der Herausgeber de Laet ſetzet hinzu, daß er eine Gattung des Mullus ſey, von welchem Matthiolus in Dioſcor. II. 21. nachzuſehen, als welcher zwo Arten anführet, die zu Venedig Barboni, von andern Triglia und Barbone, und von den Spaniern Salmoneta genannt würden. Der bereits angeführte Gesner verdienet auch S. 19. u. f. im Nomencl. fol. 38. und mit ihm auch Aldrovand, fol. 44 ſqq. (ingleichen Willughbey, p. 285. tab. 5. 7. 8.) nachgeſehen zu werden, deren Zeichnungen aber mit der Kleiniſchen nicht zu vergleichen.

4te Mulle, Mullus imberbis. Ein ungebärteter, der über und über roth und ohne Flecken iſt, mit ſechs Stacheln in der vorderſten Rückenfloße in der Gegend ſeines Schwerpunctes, und mit der erſten Stachelgräte nebſt neun biegſamen in der zwoten Rückenfloße, Mullus imberbis, Re de

Triglia,

Triglia, zu Maltha; Willughb. p. 286. Rex Mullorum bey eben demſelben; des Artedi, ſyn. p. 72. ſp. 3. Trigla, capite glabro, tota rubens, cirris carens. Hierbey führet Klein folgende Anmerkung des Willughbey mit an, da die Fiſcher zu Maltha beſonders, dieſen Fiſch den Mullenkönig nannten, er auch mit vielen Nebenumſtänden den Mullen gleiche, wie aus den zu vergleichenden Beſchreibungen erhelle: ſo würde dieſer mit mehrerm Rechte Mullus imberbis zu nennen ſeyn, als derjenige, den Rondelet, lib. X. cap. 5. alſo nenne, der mit den Mullen nichts, als die Farbe, gemein habe, ſonſt aber mit den Cuculis näher verwandt ſey. Nach dem Artedi wird er in Cornwallis the Piper, bey den Genueſern Organie, und in Frankreich Rouget, genannt. Von ſeiner ziſchenden und rauſchenden Stimme hat er ehedem vielleicht, ſo gut als von ſeiner Geſtalt Lyra, ein Meer-Lyren, wie bey dem Gesner, S. 20. b. geheißen. Er iſt Mullus imberbis, Linn. gen. 171. ſp. 3. der Mülleriſche Kohlbart ſeiner Meerbarben. ſ. dieſen unſern Artikel, Th. V. S. 469.

5te Mulle, Mullus imberbis, mit, aus Silber und Meergrün ins Schwarze fallenden, großen breiten gleichſam Sattelmäßigen Flecken bunt gezeichnet; nebſt einer Kornblum-blauen Linie an dem aus himmelblau güldenen Rücken. Piſcis Anonymus des Marcgravs, p. 153. Alle ſeine Floſſen ſind ſo dünne, wie Mohnblumenblätter. Wäre er wohl Meconites zu nennen? Es wird angemerket, daß, nach dem Plinius, lib. XXVII. cap. 10. *Μηκωνίτης λίθος* eine gemma, pauera exprimens, ſey; (ſ. unſern Artikel, Meconites, Th. V. S. 449.) *Μήκων* das Säcklein oder Blaſe, worinn der Polypus, (oder Sepia) ſeinen dintenfarbigen Saft habe; und *Μήκωνες* des Ariſtotelis gewiſſe, heerdenweiſe beyſammengehende, Fiſche ſeyn; daher die gegenwärtige Gattung von ihren ſo dünnen Floſſen gar wohl Meconites zu nennen.

Die Marcgraviſche Beſchreibung des angeführten Piſcis Anonymi lautet alſo: Der hier vom Marcgrav nicht genannte Fiſch wächſt in eine Länge von etwan ſieben Zoll, und iſt, der Geſtalt nach, dem gemeiniglich ſogenannten Harder ähnlich; doch ſind ſeine Floſſen anders formiret: denn die zwo Floſſen am vordern Bauche unter den Kiemen, ſind groß und breit; die an den Seiten, nach den Kiemen, ſind klein; die zwo Floſſen auf dem Rücken ſind von mittelmäßiger Größe, und die am hintern Unterbauche iſt klein. Der Schwanz hat eine gabelförmige Floſſe. Sein Maul iſt klein; die Augen groß; die

Haut glatt ohne Schuppen, auf dem Rücken ſchwärzlich; an beyden Seiten queer über dem Rücken vier große ſchwarze Flecken mit violetfarbenen Rändern; zwiſchen dieſen Flecken, nach dem Rücken zu, iſt er meergrün, und der übrige Leib ſilberfarbig. Die ſchwärzlichen Floſſen ſind mit Violet verſetzt, und die zwo großen Floſſen ſind mit fünf ſilberfarbenen Flecken auf eine beſondere Art gezeichnet. Im Schwimmen iſt er ein ſehr ſchön gefärbter Fiſch.

Mulm.

Minera deſtructa. Unter dieſem Namen wird eigentlich ein ausgewittertes oder verwittertes Erz, das iſt, ein ſolches Erz verſtanden, welches ſeine Erzgeſtalt verloren, und das Anſehen eines erdichten Körpers erhalten hat. So hat man z. E. ausgewitterte Silbererze, Kupfererze, u. d. welche auch mit dem Namen Silbermulm, Kupfermulm, beleget werden.

Multbeer.

S. Brombeerſtrauch.

Mummelkraut.

S. Seeblume.

Mundholz.

S. Rheinweide.

Mundroſe.

S. Malve.

Mungo.

S. Bohne.

Mungos.

Unter dieſem Namen erwähnen die ältern Schriftſteller ſowohl ein Thier, als einen Saamen, ingleichen eine Wurzel. Und von der letzten wollen wir allein handeln, weil derſelben kräftige Wirkung und nützlicher Gebrauch ſonderlich zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts auch in Europa bekannt geworden. Von dem Thiere, welches die Oſtindianer Mungos nennen, und unter dem Namen Pharaonis Maus bekannt iſt, hat die Wurzel den Namen erhalten, indem ſelbiges, wenn es beſchädiget wird, dieſe Wurzel begierig aufſuchen, und ſich damit curiren ſoll. Die beſte, obgleich die erſte Beſchreibung davon hat man Herr Kämpfern zu verdanken. Es wächſt die Pflanze in Java, Zeylon und Sumatra, und wie Hermann angiebt, auf dem Adamsberge. Die Wurzel iſt einfach, etwa einer Spannen lang, und einen Finger dicke, und verſchiedentlich gebogen, runzlicht, braun, innerlich weißlicht, und von ſehr bittern Geſchmacke. Der Stängel erreichet nicht viel über einen Fuß Höhe. Die Blätter ſind einander gegen über geſtellet, geſtielt, lanzetenförmig, völlig ganz, glatt, und mit ſchieflaufenden Nerven beſetzet. Der Stängel endiget ſich mit einem Blumenbüſchel. Der ſtehen bleibende Kelch iſt fünffach

eingeſchnitten; das röthliche trichterförmige Blumenblatt zeiget fünf ſtumpfe Einſchnitte; in der Röhre deſſelben ſitzen fünf Staubfäden, und der geſpaltene Fruchtkeim träget einen Griffel, welcher nach oben zu dicker wird, und ſich mit zween ſtumpfen Staubwegen endiget. Die Frucht beſtehet gleichſam aus zwey Behältniſſen, welche aber durch die Scheidewand mit einander vereiniget ſind; darinnen liegen viele Saamen. Herr von Linné hat aus dieſer Pflanze ein beſonderes Geſchlechte unter dem Namen Ophiorrhiza gemachet, welchen auch Dietrich und andere im Deutſchen angenommen, und das Geſchlecht Schlangenwurzel genant. Da wir aber mehrere Serpentarias und Schlangenwurzeln haben, könnte man füglich auch im Deutſchen Mungos beybehalten, wobey aber zu bemerken, daß Herr von Linné ein anderes Geſchlechte, welches derſelbe zuvor Mitreola genennet, damit vereiniget habe, und demnach das Mungosgeſchlecht zwo Arten unter ſich begreife. Als

1) Ophiorrhiza Mungos, oder die zuvor beſchriebene Indianiſche Giftwurzel, und

2) Ophiorrhiza Mitreola, welche ſich durch die eyförmigen Blätter von der erſten Art unterſcheidet, und in dem mittägigen Amerika wächſet. Von dieſer haben wir keine hinlängliche Kenntniß; die erſte verdiente aber gewiß unſere Hochachtung, wenn man von ſelbiger nur Gebrauch machen könnte. Sie widerſtehet und heilet die größten Krankheiten; vornehmlich empfiehlet ſelbige Kämpfer bey bösartigen faulen und mit Ausſchlag verbundenen Fiebern, und wider alle Zufälle, welche nach dem Biß der tollen und giftigen Thiere erfolgen. Sie iſt ein ſicheres und allgemeines Verwahrungsmittel wider das Schlangengift, wenn ſie äußerlich auf die vergiftete Wunde geleget, oder zu einem halben Quentgen innerlich genommen wird. Börhaave, welcher manches neues, und mit vielen Lobeserhebungen angeprieſenes Mittel, als den Ginſeng und andere, verachtet, ſchätzet doch die Mungoswurzel hoch, und behauptet, daß ſelbige gewiß, obgleich auf eine ganz unbegreifliche Art, allen Biß von giftigen Thieren heile, und bedauert nur, daß ſelbige ſelten zu haben. In Holland koſtet das Pfund zwanzig Reichsthaler. Es wird dafür zuweilen eine Art Holz verkaufet; andere wollen das Lignum colubrinum mit der Mungoswurzel für einerley halten; die erſten aber betrügen aus Vorſatz, die andern aus Unwiſſenheit. Von dem Ligno colubrino werden wir unter Schlangenholz handeln.

Muntingie.

Zween Niederländiſche Kräuterkundige, Heinrich Munting der Vater, und Abraham, deſſen Sohn, haben in verſchiedenen Werken gute Abbildungen, aber ſchlechte Beſchreibungen von ausländiſchen und einheimiſchen Pflanzen gegeben, und Plumier hat beyden zum Andenken ein Pflanzengeſchlechte Muntingia genennet. Der Kelch fällt ab, und iſt in fünf große, lanzetförmige Einſchnitte getheilet; auf dieſem ſitzen fünf rundliche, ausgebreitete Blumenblätter mit ganz kurzen Nägeln, und viele, ganz kurze Staubfäden. Der Fruchtkeim träget, ohne Griffel, einen köpfigen, fünfeckigen geſtralten Staubweg. Die kugelförmige Beere iſt mit dem Staubwege bedecket, und enthält in fünf Fächern viele kleine Saamen. Herr von Linné führt nur eine Art an. Man nennt dieſe

Die weiße Muntingie, Muntingia Calabura Linn. Dieſer baumartige Strauch wächſet in Jamaika und Domingo, und blühet daſelbſt im Auguſt und September. Die Höhe iſt ohngefähr zwölf Fuß, und der Stamm theilet ſich durchaus in lange wollichte Aeſte, welche wechſelsweiſe wieder gabelförmig abgetheilet werden. Die kurzgeſtielten Blätter ſtehen wechſelsweiſe, aber dicht bey einander, ſind länglicht zugeſpitzt, ſägartig eingekerbt, wollicht, klebricht, und auf der einen Seite hinterwärts kürzer. Aus dem Blätterwinkel treiben gemeiniglich zween haarichte Blüthſtiele; jeder träget nur eine Blume, welche anfangs rückwärts gebogen iſt, ſich aber nach und nach, und endlich, wenn die weißen Blumenblätter ſich geöffnet, vorwärts bieget. Die Beere ſchielet aus dem gelben ins roſenfärbige, und die Scheidewände ſind ſo zart, daß man die Frucht leicht für einfächericht halten könnte, deswegen ſelbige vielleicht auch in der Murrayiſchen Ausgabe des Linnäiſchen Pflanzenreichs nur als einfächericht angegeben worden. Sollte dergleichen in hieſigen Gärten vorkommen, würde man die jungen Bäumchen auf Lohbeeten oder Lohglashäuſer unterhalten, und ſorgfältig warten, auch nur nach und nach den Sommmer über an die freye Luft gewöhnen müſſen.

Herr Miller erwähnt noch eine andere Art, welche auch in Jamaika wachſen ſoll, von Herrn Jaquin aber nicht angemerket wird. Dieſer, ohngefähr vierzehn Schuhe hohe, und in viele Aeſte verbreitete Baum träget rauh anzufühlende Blätter, und kleine pomeranzengelbe Früchte, deren viele dichte bey einander ſtehen.

Muraal.

Muraena, ſ. Meeraal, in unſerm Artikel, Aal, Th. I. S. 16.

Murchenkraut.

S. Flöhkraut.

Muriciten.

Muricites, ſind eine Art von verſteinerten gewundenen Schnecken, welche bäuchicht ſind, eine längliche Oeffnung haben, und nächſt derſelben mit Streifen, Zacken und Knoten beſetzet ſind. Wallerius. Mineral. S. 475.

Murkſtein.

Saxi compoſiti ſpecies, iſt ein zuſammengeſetzter Felsſtein, welcher aus Glimmer, Quarz und Granaten beſteht. Cronſtedt, welcher dieſer Felsſteinart, Mineral. S. 237. beſonders gedenket, meldet von ſelbigem, daß er in Schweden zu Mühlſteinen gebrauchet werde, und die aus ſelbigem bereiteten Mühlſteine ſich ſelbſt hacken oder ſcharf machen ſollen, wenn nur das erſtemal Sand durchgelaſſen worden, als welcher die Erden der Glimmertheile abnutzen ſolle, ſo, daß alsdenn die Granattheile erhöht hervorragen, die hernach zum Mahlen des Getraides dienen.

Murmelbrachſem.

Sparus Mormyrus, Linn. gen. 165. ſp. 24. Synagris, 16. des Kleins, ein Meerbraßem. ſ. dieſen unſern Artikel, Th. V. S. 481.

Murmelfiſche.

Murmelfiſche nennet Müller das 187ſte Thiergeſchlecht des Ritters von Linné, Mormyrus, ſeiner vierten Claſſe vierte Ordnung, derjenigen Abdominalium, Bauchfloßer, deren Kiemenöffnung in einer langen Ritze ohne Kiemendeckel beſteht; ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 74. Da der Ritter die 24ſte Gattung ſeines 165ſten Geſchlechts, Sparus Mormyrus, Müllers Murmelbrachſem ſeiner Meerbrachſeme, genennet, und dieſer Mormyrus bey dem Klein ebenfalls ein Meerbraßem, Synagris, 16. iſt; ſo haben wir den Grund dieſer Benennung in unſerm Artikel, Meerbraßem, Th. V. S. 481. bereits angezeiget. Müller hat daher auch dieſes Geſchlecht Murmelfiſche zu nennen beliebet, zumal ſie auch in Holland Mormeluaria heißen. Nach dem Catesby werden ſie in den bahamiſchen Inſeln Bonefiſhes genennet; davon unſer Artikel, Meerbraßem, Synagris, 15. des Kleins, Th. V. S. 480. nachzuſehen. Nach den angenommenen Geſchlechtskennzeichen, haben dieſe Fiſche einen glatten Kopf, gerändelte Zähne in großer Anzahl, Kiemen mit einer länglichten Oeffnung ohne

Deckel, eine einſtrahlichte Kiemenhaut, und einen ſchuppichten Körper. Es kommen zur Zeit nur zwo Arten in Betrachtung:

1ſter Mormyrus Cyprinoides, der Karpfenmurmel. Die karpfenartige Geſtalt rechtfertiget die deutſche Benennung. Er hat einen gabelförmigen Schwanz mit ſcharfen Spitzen. In der Rückenfloße befinden ſich 27, in der Bruſtfloße 9, in der Bauchfloße 6, in der Afterfloße 32, und in der Schwanzfloße 19 Finnen. Man fängt ihn im Nilſtrome. ſ. Linn. Muſ. Ael. Frid. 109.

2ter Mormyrus Arguilloides, cauda bifida obtuſa; Muſ. Ael. Fr. 110. Mormyrus Caſchiue, Haſſelqu. it. 398. die Aalmurmel. Da dieſer Fiſch eine Spanne lang, und nur einen Zoll dicke iſt, ſo kömmt eine aalförmige Geſtalt heraus, weßhalben er Aalmurmel von Müllern genannt worden; nicht zu geſchweigen, daß der bläulichtgrüne Rücken, und der helle fleiſchfärbige Bauch auch etwas zu dieſer Vergleichung helfen. Die Araber nennen ihn, nach dem Haßelquiſt, Caſchiue. Der Kopf iſt gleichſam wie verguldet; der Körper an den Seiten gedrücket und etwas breit; der Rücken ſcharf, wie der hintere Theil des Aals; der Kopf fällt jähe und endiget ſich in ein kleines röhrenförmiges Maul, und beyde Kiefer ſind mit kleinen Zähnchen beſetzet. Die Rückenfloße läuft über den ganzen Rücken hin, und hat, nach dem Ritter und Haßelquiſt, zwanzig bis ſieben und zwanzig, die Bruſtfloße neun bis zehen, die Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße neunzehen bis ein und vierzig, und in der Schwanzfloße neunzehen bis vier und zwanzig Finnen. Müller merket zwar an, daß ſich in der Rückenfloße, nach dem Haßelquiſt, achtzig Finnen finden ließen; aber es ſtehen in der zehnten und zwölften Ausgabe des Linnäiſchen Naturſyſtems nur zwanzig Finnen, in Ziffern; und da wäre es nicht unmöglich, daß aus 20 80. gemachet worden. Er hält ſich auch im Nilſtrome auf.

Murmelthier.

S. Siebenſchläfer.

Murraya.

Murraya oder Murräa Beyde Namen bedeuten ein Pflanzengeſchlecht, welches Herr von Linné ſeinem Landesmanne, jetzigen berühmten Lehrer bey der Univerſität Göttingen, Joh. Andr. Murray, zum Andenken gewidmet, und welches deſſen vielfache Verdienſte um die Kräuterkunde billig erfoderten. In der Mantiſſe hat Herr v. Linné Murraea gewählet; in der Ausgabe des Pflanzenreiches aber, welche Herr Murray beſorget, iſt dafür Murraya geſetzet

ſetzet worden. Der kleine einblätterichte Kelch iſt fünffach eingekerbet; in der Mantiſſe werden fünf lanzetförmige Blumenblätter, in der Murrayiſchen Ausgabe aber, ein glockenförmiges Blumenblatt angegeben. Die Zahl der Staubfäden iſt zehne. Den Fruchtkeim umgiebt ein Honigbehältniß; der Griffel trägt einen warzichten Staubweg. Die Frucht iſt eine einſaamige Beere.

Muſcate.

Muſcatenblüthe, und Nuß, Macis, Nux Moſchata, Myriſtica. Da die eigentliche Blüthe, welche vor der Frucht vorhergehet, noch nicht nach allen Theilen bekannt iſt, hat man auch das Geſchlecht noch nicht gehörig beſtimmen und ordnen können. Diejenige Beſchreibung, welche Rumph von dieſem Baume, deſſen Frucht und allen dahin gehörigen Umſtänden gegeben, iſt noch bis jetzo die vollkommenſte; daher wir daraus das merkwürdigſte entlehnen. Der Muſcatenbaum iſt faſt durch das ganze molukkiſche Gebiete verbreitet; das eigentliche Vaterland aber iſt die Provinz Banda, und in dieſer die Inſeln Neyra, Contoir und Pulo-ay. Es werden nicht allein die Nüſſe der Größe und Geſtalt nach unterſchieden, und die olivenförmigen das Weiblein, die etwas größern und mehr walzenförmigen das Männlein genennet, ſondern Rumph beſchreibet auch zweyerley Bäume. Das, obgleich unrecht, ſogenannte Weibchen iſt an Geſtalt und Größe einem Birnbaum gleich, ſchießt mit einem geraden Stamme in die Höhe, und treibt wenige dicke Aeſte; dieſe theilen ſich in viele dünne lange Zweige, welche durch die Schwere der Früchte ſich unterwärts biegen. Die Rinde iſt glatt, dunkelgrau, mit grün vermiſchet, und inwendig roth. Die Blätter gleichen auch dem Laube des Birnbaums, doch ſind ſie etwas länger, ſpitziger, am Rande völlig ganz, glatt, oberwärts dunkelgrün und unterwärts aſchgrau. Sie ſtehen meiſtentheils einander gegenüber. Wenn der Baum beſchädiget wird, läuft ein röthlichter klebrichter Saft heraus, welcher, nach dem Eintrocknen hochroth wird. Die Blüthen kommen einzeln nach und nach hervor. Der gemeinſchaftliche Stiel kömmt aus dem Blätterwinkel, und theilet ſich in zween oder drey kleinere, meiſtentheils unterwärts gebogene, deren jeder eine Blume trägt. Der Kelch iſt glockenförmig, oberwärts aber enger zuſammengezogen, und, in drey, andere ſchreiben vier, ſpitzige Einſchnitte getheilet. Die Blumen haben keinen Geruch. In dem neunten Monathe nach der Blüthe wird die Frucht reif;

es wird aber dieſe dreymal im Jahre gepflücket, weil ſie nicht alle auf einem Baume zu gleicher Zeit reifen. Es erlanget ſolche die Größe und Geſtalt einer Pfirſiche, unten aber iſt ſie zugeſpitzet wie eine Birne, und der Länge nach, wie die Pfirſiche, durch eine Vertiefung abgetheilet. Die äußerliche Schale iſt glatt, und bey völliger Reife blaßgelb. Sie ſpringt der Länge nach an dem vertieften Orte auf, und läßt den Kern ausfallen. Es hat dieſe ein mehr hartes als weiches Fleiſch, ſchmecket herbe, und hat keinen ſonderlichen Nutzen. In dieſer Schale liegt die eigentliche Nuß, welche noch von zwo andern Schalen umgeben iſt. Die äußerliche ſtellet ein karmeſinrothes, aus breitern und ſchmälern Riemen zuſammen geſetztes Gewebe, oder Netz vor, durch welches man hin und wieder die darunter liegende ſchwarze Schale wahrnehmen kann. Es liegt aber ſelbiges ſo feſt und dichte auf derſelben, daß davon auf der ſchwarzen Schalen Eindrücke erſcheinen. Dieſes iſt die fälſchlich ſogenannte Muſcatenblüthe oder Blume. Die darunterliegende ſchwarze Schale iſt ſo dicke, als bey einer Haſelnuß, aber nicht ſo hart, ſondern leicht zerbrechlich, und dieſe bedecket unmittelbar den Kern oder die Muſcatennuß. Der Kern hängt mit der ſchwarzen Schale nicht zuſammen, und die getrockneten klappern in der Schale, wenn man ſie ſchüttelt. Die Nuß iſt am untern Ende etwas platt, und im Umfange etwas runzlicht. Das Weiblein trägt mehr runde Nüſſe, und dieſen hält man für den rechten Muſcatenbaum. Das Männlein trägt länglichtrunde, größere, aber wenigere Früchte, und hat einen kürzern Stamm und kürzere Blätter. Zuweilen findet man auch in einer Frucht zwo Nüſſe, jede mit einer doppelten Schale umgeben, und von Geſtalt halbrund. Man nennet dergleichen Zwillingsnüſſe, oder Pala-bacamba. Eine andere Abänderung heißen Diebesnüſſe, Pala Pentſioeri. Dieſe haben gar keine harte Schale, oder nur ein Stück davon, und die Blüthe lieget unmittelbar auf der Nuß. Dieſe iſt auch ſchief und höckericht. Noch eine andere Art wird Pala Radja, oder Blumennüſſe genennet. Bey dieſen iſt der Kern ganz klein, zuweilen nicht größer als ein Pfefferkorn, hingegen dicke und mit Blüthe umhüllet. Das Gegentheil findet man bey derjenigen Sorte, welche Pala Domine genennet worden. Der Kern iſt nur bis zur Hälfte von der Blüthe bedecket, und ſtellet gleichſam ein Schäferhütchen vor. Bey derjenigen, welche Pala Hollanda, oder Pa-

la Puti heißet, iſt die Blüthe anfangs weißlich, und erhält noch bey dem Trocknen eine gelbe Farbe. Man findet auch bleichgelbe und roth geſprenkelte Blüthen.

Das ganze Jahr hindurch findet man Früchte auf dem Baume. Einige fangen erſt an zu wachſen, andere ſind halb erwachſen, und andere haben ihre vollkommene Reife erlanget. Es werden daher auch jährlich drey Sammlungen angeſtellet. Die erſte geſchieht in den Regenmonathen zu Ende des Juli oder im Auguſt; die Bäume hangen alsdenn voller reifen Früchte, aber ihre Blüthe iſt viel dünner, als bey der kleinen Sammlung im November, welche gleichſam eine Nachleſe der vorhergehenden iſt. Die dritte fällt in den März oder zu Anfange des Aprils; dieſe giebt die beſten Nüſſe, und die dickſte Muſcatenblume. Die Einſammlung wird folgendermaaßen veranſtaltet. Wenn die Früchte reif ſind, das iſt, wenn die äußerliche Schale eine hellrothe Farbe annimmt, und hin und wieder zu berſten anfängt, ſteigen die Einwohner auf die Bäume, brechen mit langen Hacken die Früchte ab, und laſſen ſolche unter den Baum in das Gras fallen. Die abgefallenen Früchte werden ſofort von den Sclaven mit einem Meſſer aufgemachet, und die äußerſte Schale davon abgeſondert; dieſe bleibt in den Wäldern liegen und verfaulet. Die reingemachten Nüſſe werden nach Hauſe getragen, und hierauf alsbald die Blüthe mit einem Meſſer behutſam abgenommen, damit ſie, ſoviel möglich, ganz erhalten werde. Die Sclaven ſind zu dieſer Arbeit ſo abgerichtet, daß ſie ihnen ſehr ſchnell von Händen geht. Dieſe blutrothe Blume wird alsdenn etliche Tage an der Sonne, auf beſonders darzu erbauten viereckichten Stellen, getrocknet, wobey ſich ihre karmeſinrothe Farbe ins dunkelrothe verwandelt; worauf ſie in Säcke eingepacket wird, und darinnen eine hochgelbe oder pomeranzengleiche Farbe erhält. Die Nüſſe, welche noch in der ſchwarzen Schale liegen, werden einige Tage in die Sonne geleget und des Abends wieder in die Häuſer getragen, oder alsbald auf Horden geleget und darunter ein ſchmauchendes Feuer gemachet. Wenn ſie ohngefähr vier Wochen in dem Rauche gelegen, ſchlägt man ſelbige mit dicken Stecken, oder rollet einen ſchweren Stein darüber, damit die Schale zerſpringe, und die Nuß herausgehe. Die Nüſſe werden hierauf in drey Haufen geſammlet. Der erſte Haufen beſteht aus den gröſten und ſchönſten, die nach Europa geführet werden. Die mittlere Sorte auf dem andern Haufen bleibt meiſtens in Indien;

auf den dritten Haufen werden die von den Holländern ſogenannten Rompen geworfen, welche klein, höckericht, ſchief und runzlicht, aber doch hart, fett und dauerhaft ſind. Dieſe werden meiſtentheils gebrauchet, ein Oel daraus zu ſchlagen, und ſelten oder gar nicht in fremde Orte verführet. Die geſäuberten Nüſſe verderben leicht und geſchwinde, wenn ſie nicht gekalkt werden. Das Kalken geſchieht folgender Geſtalt. Man machet aus fein geſiebten Kalke ein dickes Kalkwaſſer, tauchet die Nüſſe in kleinen Körbchen zwey- oder dreymal ein, ſchüttelt ſie wohl um, und ſchüttet ſie alsdenn in den Packhäuſern auf große Haufen. Der anklebende Kalk bewahret die Nüſſe vor der Fäulniß, ohne ſie zu beſchädigen. Wenn ſie hernach auf die Schiffe gebracht werden, fällt der meiſte Kalk wieder davon ab.

Auch die getrockneten Muſcatenblumen müſſen nicht lange liegen, ſondern werden in große, aus Stroh oder Rottang geflochtene Säcke geſchüttet und mit Seewaſſer beſprenget, damit ſie ihre Fettigkeit länger behalten, und nicht ſo leicht in Stücken brechen; ſie werden hierauf mit den Füßen feſt eingetreten, und die Säcke zugenähet. Ein ſolcher Sack wiegt gemeiniglich hundert ein und ſechzig holländiſche Pfund.

Ehedem glaubte man, die Muſcatennüſſe könnten nicht durch Menſchenhände fortgepflanzt werden, ſondern allein durch eine Art wilder blauer Tauben, welche in Amboina Nußfreſſer genannt werden. Dieſe Tauben hacken die Nüſſe mit dem Schnabel aus ihrer äußern Schale heraus, und verſchlingen ſie ganz, wovon ſie aber nur die Blüthe verdauen, und die ganze Nuß mit der harten Schale wieder von ſich geben. Wenn dieſe unter das Geſträuche fallen, treiben junge Bäumchen hervor. Die von Menſchen ausgeſtreueten reifen Nüſſe werden leicht in der Erde wurmſtichig und verderben. Wenn man aber halbreife, an welchen die Blüthe noch nicht recht roth iſt, in die Erde unter das Gebüſche leget, keimen ſie gut. Dieſe jungen Bäume tragen ſchon im fünften oder ſechſten Jahre Nüſſe. Es wollen ſelbige aber nicht zu viel Sonne haben, und es iſt gut, wenn unter ihnen andere Pflanzen, auch darneben andere Bäume ſtehen. Die Plantagen von den Muſcatenbäumen haben bisher allein den Holländern zugehöret, und ihr Anbau unter anderer Herrſchaft iſt ſorgfältig verhindert worden. Man zweifelte auch, ob dieſes jemals geſchehen könne. Es hat aber in den Jahren 1770 und 72. ein Herr Poivre dieſen Schatz den Holländern zu entreißen geſucht, und

und ſowohl von den Muſcaten- als Gewürznelkenbäumen aus den Moluccischen Inſeln Saamen und Pflanzen auf die Isle de France, die Inſel Bourbon, und die Inſeln Seichelles gebracht und Pflanzungen angeleget, welche auch gut angeſchlagen ſeyn ſollen. Die Nachricht davon findet ſich in den Schriften der Pariſer Akademie vom Jahre 1772. Der Fortgang wird lehren, ob die Holländer dabey großen Schaden leiden werden, und ob auf dieſen franzöſiſchen Inſeln auch die Früchte zur gehörigen Vollkommenheit gelangen möchten. Rumph meldet: je weiter dieſer Baum außer dem Gebiethe von Banda wächſt, je ähnlicher wird er dem wilden, und je ſchlechter ſeine Nüſſe.

Die Muſcatennüſſe und Blumen werden von den Europäern, inſonderheit den Deutſchen, häufiger, auch mit mehrern Nutzen gebrauchet, als von den Indianern. Der Gebrauch iſt dieſen öfters ſchädlich. Beyſpiele hiervon kann man beym Rumph nachleſen. Beym Gebrauche der Nüſſe darf man nicht auf ihre Größe und Geſtalt acht haben. Man findet zuweilen eine große längliche Art, welche von den äußerſten Spitzen der Bäume kommen ſoll, vier- bis fünfmal ſchwerer, als die andern wiegen, und Mutternüſſe genannt werden. Es ſind dieſe aber nicht kräftiger. Wenn ſie gut ſind, ſind ſie hart, feſte, ſchwer und fett, ſonderlich wenn man ſie mit einer glühenden Nadel durchſticht, äußerlich runzlicht, eiſengrau, innerlich blaßgelblicht und braun geadert, und wenn man ſie zerſtößt, einen öhlichten Saft geben. Die ſo genannte Blüthe ſoll einen ſtärkern, aber feinen, angenehmen Geruch und ſchärfern gewürzhaften Geſchmack haben, fett und rothgelb ſeyn. Es hat dieſes Gewürze, welches den ältern griechiſchen Aerzten ganz unbekannt geweſen und zuerſt vom Avicenna angeführet worden, wenn es an Speiſen mäßig, und in der Arzneykunſt gehörig gebrauchet wird, ſeinen großen Nutzen. Es beſitzt reizende, erhitzende, zertheilende, auch anhaltende Kräfte. In den Verdauungswerkzeugen ſind ſolche am deutlichſten wahrzunehmen. Es wird der ſchwache, und wie man zu reden pfleget, kalte Magen davon erwärmet, die Verdauung befördert, das Erbrechen und der Durchfall geſtillet; es dienet wider die Blähungen, Colik und Mutterbeſchwerungen. Es ſoll auch den Schlaf befördern; doch iſt dieſes nur von dem allzuhäufigen Gebrauche zu befürchten, ſonſt werden die Nerven dadurch vielmehr gereizet und der Körper erhält dadurch mehr Kräfte und Munterkeit. Die Nüſſe beſitzen wegen des mehrern fetten Beſtandweſens eine mehr gemäßigte Wirkung als

die

die Blumen; doch ſind beyde weniger hitzig, als Nelken und Zimet, und daher nützlicher zu gebrauchen.

Man gebrauchet die Nüſſe auf verſchiedene Art und bereitet auch daraus ein Oel. Die grünen Muſcatennüſſe werden in Indien mit Zucker eingemachet und nach Europa verführet; es werden ſolche bey Gaſtmahlen zum Confect aufgeſetzet und für eine vortreffliche Magenſtärkung gehalten. Aus den ſchlechten Nüſſen oder Rompen wird in Indien das Oel gepreſſet. Die Nüſſe werden dazu geröſtet, hernach geſtampfet, wieder warm gemachet, in Säcke geſchüttet, dieſe zwiſchen zwey Bretter geleget und mit Schrauben zuſammen gepreſſet. Durch dieſes Preſſen geben die Nüſſe ein dickes Oel von ſich, wie geſchmolzene Butter, welches man in viereckichte Formen laufen läßt; darinnen geliefert es alsbald, wird ſo dicke, wie Unſchlitt, und ſieht an Farbe wie friſche Butter, auch wohl noch etwas weißer aus. Dieſe Kuchen werden an die Compagnie geliefert und durch Indien nach Europa verführet. Auf gleiche Weiſe wird aus der geſtoßenen und warm gemachten Muſcatenblume ein Oel gepreſſet, welches aber blutroth iſt, und allezeit weich bleibt. Es iſt am Geſchmacke fett und bitterlich, wie die Muſcatenblume, doch ohne merkliche Hitze. Man erhält ohngefähr aus ſiebenzehn Pfund holländiſch eine Kanne Oel. Mithin iſt dieſes viel koſtbarer, als das Oel aus den Nüſſen, und bey uns wird auch nur dieſes gebrauchet. Man kann auch aus den Nüſſen ein weſentliches Oel mit Hülfe des Waſſers ausziehen; da aber dergleichen häufiger aus der Blüthe erlanget werden kann, ſo iſt dieſes mehr im Gebrauche. Wenn man durch die Nüſſe anhalten, und ſonderlich den Durchfall ſtillen will, pfleget man ſolche zu röſten. Selten gebrauchet man dieſe oder die Blüthe allein. Es kommen ſolche zu vielen zuſammengeſetzten, in den Apotheken gebräuchlichen Mitteln. Das weſentliche Oel wird ſowohl äußerlich als innerlich gebrauchet. Doch erwählet man zum innerlichen lieber das weſentliche, zum äußerlichen das gepreßte Oel. Man beſtreicht mit dieſem, welches man **Muſcatenbalſam** zu nennen pfleget, die äußerlichen Theile bey Lähmungen, auch den Unterleib um die Schwäche der Eingeweide zu verbeſſern und die Blähungen auszutreiben, ingleichen die Frucht in Mutterleibe zu ſtärken und die unzeitige Geburt abzuwenden. Nach Rajus Vorgeben ſoll ſolches das Wachsthum der Brüſte bey den Mägdchen befördern, wenn ſie damit eingeſalbet werden. Bekannter iſt es bey uns auf die Warze bey ſchwangern Weibern eine ausgeholte

gehohlte Muſcatennuß zu legen, um dieſe zu verlängern und zum künftigen Stillen vorzubereiten. Man nimmt dieſes Muſcatennußöl zu allerley Schlag-Haupt-und Mutterbalſamen und nennt es daher auch Corpus pro Balſamo, indem die andern Oele nur damit vermiſchet werden.

Gaubius hat mit der Muſcatennuß und dem Oele derſelben viele Verſuche angeſtellet. Es iſt bekannt, daß man ganzen Nelken und Zimmet alle gewürzhafte Kraft durch das Abziehen mit Waſſer benehmen kann, und dadurch viel Betrug geſchieht. Die ganzen Muſcatennüſſe ſind dergleichen Verfälſchung nicht unterworfen. Es geht wohl ein gewürzhaftes Waſſer über, aber nichts vom Oele. Grob geſtoßene Nüſſe hingegen geben ein milchicht Waſſer, das ſehr gewürzhaft und viel dünnes, anfangs ungefärbtes, hernach gelblichtes Oel enthält, welches leichter als Waſſer war. Bey der wiederholten Deſtillation wurde noch etwas von dergleichen Oele und zugleich eine geronnene ölichte Materie abgeſondert. Dieſe war zwar etwas durchſichtig, doch weich anzufühlen, ſchmierig, nicht brüchig, ſchmolz zwiſchen den Fingern bald in ein Oel, hatte keinen Camphergeruch, war aber ſehr gewürzhaft, löſte ſich nicht im Waſſer, deſto leichter aber im Weingeiſte auf, und wurde vom zugegoſſenen Waſſer milchicht trübe. Hr. Gaubius nennt dieſes eine flüchtige Butter der Muſcatennuß, und wundert ſich, daß Hoffmann dieſelbe nicht bemerket und Boerhaave nicht gewußt, daß das deſtillirte Oel der Muſcatennuß gerinne. Das ausgepreßte Muſcatennußöl oder Butter gab, mit Waſſer deſtilliret, ein weißes, gewürzhaftes Waſſer, auf welchem etwas weſentliches feines Oel und ein wenig von der flüchtigen Butter ſchwamm. Im Keſſel blieb eine Feuchtigkeit, welche nach dem Erkalten auf der Oberfläche eine geronnene Fetthaut gab, die ohne Geruch und Geſchmack war. Das Schmackhafte und Riechbare, was die Butter beſitzt, rühret alſo von der Materie her, welche bey der Wärme des kochenden Waſſers flüchtig iſt; und wenn dieſe zerſtreuet, bleibt bloß ein fettes Weſen übrig. Das nämliche zeiget ſich, wenn man dieſe Butter öfters mit Weingeiſt auswäſcht, da man denn eine weiße Materie, ohne Geruch, erhält. Daher geſchieht es auch, daß der in den Apotheken aufbehaltene Muſcatenbalſam öfters unkräftig iſt, wenn ſolcher alt und des flüchtigen Theils größtentheils beraubet worden.

Vor einigen Jahren erhielten wir aus Leipzig eine Frucht unter dem Namen

Muſcatenbohne. Unſer Freund meldete zugleich, wie ihm dergleichen ſchon längſt, als er in Liſſabon ſich aufgehalten, bekannt geworden, auch erfahren, wie ſolche in der Haushaltung ſtatt der Muſcatennuß, ingleichen in der Arzneykunſt ſonderlich wider die Colik gebrauchet werden könnte; weil aber das Pfund fünf bis ſieben Thaler koſtete, nicht in Gebrauch gekommen. Jetzo, zu Anfange des Jahres 1775, habe er bey dem oſtindiſchen Hauſe wieder darnach fragen laſſen, und weil der Preis ohngefähr auf einen Thaler geſetzet worden, einen Centner davon kommen laſſen, auch davon guten Abgang gehabt. Ein Arzt, welchem er dergleichen zur Probe überſandt, hat damit Verſuche angeſtellet, und wirklich befunden, daß ſelbige bey Colikſchmerzen ungemeine Dienſte und Hülfe geleiſtet, und bey verſchiedenen zugleich die Oeffnung des Leibes befördert habe. Wir haben dergleichen Bohnen den hieſigen Kaufleuten gezeiget; ſie waren aber ganz unbekannt. Wir haben darüber von andern Nachrichten eingezogen, aber nichts weiter erfahren können, als daß man in Holland ſelbige Faba Buccarea zu nennen pflegte. Es ſind dieſe Bohnen ohngefähr zween Zoll lang und einen Zoll dicke, auf der einen Seite erhaben und rundlich, auf der andern platt, zuweilen etwas der Länge nach vertieft, ſo daß es ſcheint, als ob zwo dergleichen Bohnen an einander in einer Frucht gelegen hätten; doch haben wir unter vielen nicht zwo finden können, welche auf einander gepaſſet hätten. Auf dieſer Seite kann man gemeiniglich und ohngefähr in der Mitte einen kleinen etwas vertieften Punct bemerken, welches der Ort zu ſeyn ſcheint, wo der Keim ausbrechen ſoll. Sie ſind glatt und dunkelbraun, riechen ſtark und völlig wie die Muſcatennuß; wenn man ſie aber zerſchneidet oder reibet, iſt der Geruch mehr dem Saſſafrasholze ähnlich. Sie ſcheinen ſehr harte zu ſeyn, laſſen ſich aber leicht ſchneiden und ſtoßen. Daß dieſes neue Gewürze bald bekannter und der Gebrauch allgemeiner gemachet werden dürfte, iſt wohl nicht zu zweifeln; doch werden deswegen die Muſcatennüſſe und Blumen nicht aus der Mode kommen, da ſich leicht ein merklicher Unterſchied zwiſchen beyden bemerken läßt. Die Muſcatenbohne iſt ſehr wahrſcheinlich eben diejenige, welche in den Schwediſchen Abhandlungen unter dem Namen Pecherin angeführet worden. Man vergleiche die Beſchreibung von beyden mit einander.

Muſcatenblüthe. Herr Müller beleget auch mit dieſem Namen diejenige Eienmuſchel, welche

welche beym Hrn. v. Linne' Chama Lazarus heißt. Beyde Benennungen paſſen auf die Beſchaffenheit der Schalen. Es ſind ſolche mit vielen pomeranzenfarbigen oder ſafrangelben, übereinander liegenden Schiefern oder Blättern beſetzt, ſo wie die untere Schale der Lazarusklappen weiße Schiefern führet. Die Beſchaffenheit des Schloſſes aber trennet dieſe Art von den Lazarusklappen. Die Holländer nennen ſolche Foelie-Bladeren, auch Rotz- oder Felſendoublet. Die eine Angel iſt ſchief und faſt ſpiral gedrehet. Es giebt auch ſchön roſenfarbige. Sie kommen aus Weſtindien.

Muſcatennüſſe nennen die Holländer und mit dieſen Hr. Müller ein eckiges Kinkhorn von brauner Farbe, und Größe einer dergleichen Nuß. Es iſt ſolches Buccinum Bezoar Linn. und das Hauptkennzeichen ſoll ſeyn, daß die Schale etwas rund, runzelicht, an den Gewinden vorwärts mit Flächen, und an der Spindel mit einer durchlaufenden Oefnung verſehen iſt. Hr. Müller erinnert, wie der Unterſchied zwiſchen dieſer Schnecke und den Vaſen, welche gemeiniglich den Namen zackige Baſtardbettziche führen, ingleichen den ſtachlichten Sturmhauben nicht genugſam beſtimmt ſey. Das Vaterland iſt in beyden Indien.

Auch eine Maulbeerſchnecke, oder Pimpelchen, hat den Namen Muſcatennuß erhalten.

Muſcatellerkraut.

S. Scharley.

Muſcatenblume.

S. Nachtviole.

Muſcatenholz.

S. Letterholz.

Muſchel.

Hierunter verſteht man entweder ein blutloſes, weiches, und mit keinen ſichtbaren Gelenken verſehenes, wurmartiges Thier, oder das hartſchalige Gehäuſe, in welchem dieſes wohnet, und damit durch einen oder mehr Muſkeln verbunden iſt. Die Verſchiedenheit dieſer Gehäuſe oder Schalen iſt unter dem Worte Conchylien angemerket, auch von den Deckeln, welche bey den einſchaaligen ſich öfters zeigen, unter Deckelſchnecke gehandelt, und bey der Erdſchnecke ohne Haus ſind die merkwürdigſten Theile des Thieres angemerket worden. Ob nun gleich die Einwohner der einſchaligen Gehäuſe mit dieſer Erdſchnecke größtentheils übereinkommen, ſo müſſen wir doch auch beſonders von denjenigen handeln, welche in den zwoſchaligen, oder den eigentlich ſo genannten Muſcheln, wohnen. Ueberdies haben wir

bis hieher zwar mancherley Arten von Schnecken und Muſcheln unter ihren gebräuchlichen, und vornehmlich von Hrn. Müllern angenommenen, Namen angeführet, von Beſchaffenheit der Gehäuſe aber, von verſchiedenen Theilen, welche man daran zu unterſcheiden pfleget, von derſelben Urſprunge und Wachsthume, und andern dahin einſchlagenden Umſtänden wenig, oder nichts erwähnet; daher wir dieſes alles hier zugleich beybringen wollen, und auch füglich können, indem man im Deutſchen unter dem Worte Muſcheln nicht allein, wie es ſeyn ſollte, die zwoſchaligen, ſondern auch die einſchaligen, oder Schnecken, ja alle Conchylien, zu begreifen pfleget. Von dem Einwohner, oder dem Thiere, wollen wir zuerſt, und hierauf von dem Gehäuſe oder der Schale handeln. Wegen des erſten kann man auch die Erdſchnecke ohne Haus nachleſen, indem wir vieles, was daſelbſt angemerket worden, übergehen, und vorzüglich nur diejenigen Umſtände bemerken werden, welche bey andern auf eine unterſchiedene Art vorkommen.

Der Leib, oder vielmehr das ganze Thier, welches mit einer drüſen- oder warzenartigen Haut überzogen iſt, richtet ſich in der äußerlichen Geſtalt und Größe nach dem Gehäuſe, worinnen ſolches verwahret wird. Es iſt weicher oder härter, und an Farbe ſehr verſchieden, gelb, aſchgrau, weiß, blaßroth, auch ſchwärzlich. Nur die eigentlichen Schnecken haben einen Kopf; doch kann man an den Muſcheln eine kleine Erhöhung unter dem Munde füglich dafür annehmen. Der Kopf der Schnecken iſt eine kleine runde, weiche oder knorplichte Erhöhung an dem vorderſten und oberſten Theile ihres Körpers, die bey einigen wie ein halber Mond, bey andern walzenförmig gebildet, bey nahe ſo dick als der Rücken, und bey einigen dicht mit der Schale vereiniget iſt. Bey einigen zeiget ſolcher ſeitwärts einen Ring, bey andern iſt er an dem äußerſten Ende ein wenig ausgeſchweift, und bey den meiſten faſt ſo lang als breit. Die gewundenen Schnecken können ihn durch Hülfe einiger Muſkeln ganz ins Fleiſch, oder in den Leib zurückziehen; andere aber können ihn nur verkürzen. Die Seeſchnecken kehren ſelbigen unterwärts und die Gewinde in die Höhe. Swammerdam will in demſelben ein Gehirn bemerket haben, welches in zween Theile abgetheilet iſt.

An dem Kopfe ſtehen die Fühlhörner, dergleichen aber nur die eigentlichen Schnecken, und auch von dieſen nicht alle, haben. Ihre Geſtalt und Anzahl iſt verſchieden. Bey einigen ſind ſie pyramiden- bey andern walzenförmig,

bey einigen kürzer als der Kopf, bey andern wohl zweymal länger, bey einigen mit einem kleinen Knopfe verſehen, bey andern mit kleinen weißen Buckeln beſetzt, und noch bey andern mit einer oder mehrern Furchen durchzogen, und noch bey andern von einem Ende bis zum andern mit unzählbaren zarten Fäden bedecket. Einige haben zwey, andere vier Fühlhörner. Reaumur will auch drey geſehen haben, welches wohl ganz irrig iſt. Die Beſchaffenheit derſelben iſt bey den übrigen Schnecken von den Erdſchnecken unterſchieden. Bey jenen beſtehen ſie aus einigen länglichten Faſern, die von einigen ringförmigen Muſkeln durchſchnitten werden, wodurch ſie das Thier verlängern und verkürzen, vielmals aber ganz in ſich ſelbſt zurückziehen kann.

An dem äußerſten Ende des Kopfes befindet ſich der Mund, welcher bey den Schnecken klein, bey den Muſcheln aber größer iſt, und an dem niedrigſten Theile ihrer Schalen dichte bey dem Gelenke wahrgenommen wird. Er gleicht einer kleinen Furche, die bey einigen ſo lang als der Kopf iſt, bey andern halb in die Länge hinauf, und halb in die Quere geht. Den oberſten und unterſten Saum des Mundes kann man die Lippen nennen, die an den Schnecken ſehr klein ſind. In dem Munde der Muſcheln bemerket man vier Arten von Lefzen, die aus ſehr dünnen fleiſchichten Blättern beſtehen, und eine Oeffnung umgeben, die ſich durch einen kurzen Magenſchlund in den Magen ſelbſt endiget. Dieſe bewegen ſich, wenn die Schalen ſich aufthun, und nöthigen gleichſam das Waſſer, in dieſe Oeffnung einzudringen.

In dem Munde der Schnecken, welche ſich von Kräutern nähren, findet man Kinnbacken und Zähne; bey den fleiſchfreſſenden Schnecken und allen Muſcheln fehlen beyde; doch haben die letzte Art Schnecken und einige Muſcheln an deren Stelle einen Saugrüſſel. Der obere Kinnbacken iſt ein dunkelbrauner Knorpel, und gleichet in einigen einem Hufeiſen, in andern einem dreyeckigen oder kegelartigen Beinlein, deſſen Spitze unterwärts ſteht. Dieſer ſcheint unbeweglich zu ſeyn. Der untere Kinnbacke iſt eine knorplichte Haut, die den untern Gaumen des Mundes bedecket, und einer doppelten Bewegung fähig iſt. Durch eine Bewegung wird ſie in Geſtalt einer Kugel vorwärts nach dem Rande des Mundes zu aufgeblaſen, durch die andere aber zurückgezogen und in Falten geleget. In dem aufgeblaſenen Zuſtande ſieht man in der Mitte eine kleine Furche, und in der Mitte dieſer eine kleine Oeffnung, die unmittelbar auf den Magenſchlund ſtößt, und die Nahrung in den Magen durch-

durchläßt. In beyden Kinnbacken ſtehen viele unter ſich verwachſene Zähne. Dichte am Eingange des Magenſchlundes iſt die kegelförmige, weiße, vorwärts ſchwarze Zunge befindlich. Wenn dergleichen Schnecke frißt, ſtrecket ſie den unterſten Kinnbacken in Geſtalt einer Kugel hervor, erweitert die daſelbſt befindliche Furche, brauchet ſolche als eine Schale, zieht ein Theil des Blattes an ſich, ſchließt ſich, quetſcht es gegen den obern Kinnbacken, zerknirſcht es mit einigem Geräuſche, und verſchluckt das fein zermalmte Stückgen durch die Oeffnung des untern Kinnbackens.

Der Saugrüſſel oder Schlurf, Probiſcis, welchen ſtatt der Kinnbacken die fleiſchfreſſenden Schnecken und einige Muſcheln erhalten, iſt eine walzenförmige, fleiſchichte, muſculöſe, bewegliche, längere, oder kürzere Röhre, die man für den verlängerten Magenſchlund annehmen kann. Es ſtrecket ſich ſolcher aus dem Körper hervor, und zieht ſich wieder, als in eine Scheide, zurück. Am äußerſten Ende zeiget ſich eine runde Oeffnung, die mit einer kleinen knorplichten Haut umgeben wird, dem untern Kinnbacken gleichet, und wie dieſer gezähnelt iſt. Der Gebrauch iſt verſchieden. Die Schnecken brauchen ihn, die Schalen anderer Schalthiere zu durchbohren, und ihr Fleiſch auszuſaugen; einige Muſchelthiere aber bedienen ſich deſſen, um damit, als mit einem Fuße, fortzukriechen, und andere ſtatt einer Form, aus gewiſſen zähen Feuchtigkeiten die Fäden zu ſpinnen, mit welchen ſie ſich an die Felſen anzuheften pflegen.

Der Fuß oder die Sohle, welche bey Schnecken und Muſcheln unter dem Halſe an der Bruſt, als ein beſonderer Muſkel, angebracht iſt, erſcheint auf verſchiedene Art. Bey einigen Muſcheln iſt ſolche walzenförmig, gemeiniglich auf den Seiten breit gedrücket und ſchneidend. Die Muſcheln gebrauchen ſolche zum Ruhepuncte, um ſich mit derſelben fortzuſtoßen, und um damit zu ſpringen. Die Erdſchnecken hängen ſich vermittelſt des Schleims, der aus den Drüſen des Fußes dringet, an die Bäume und andere Körper an; ſie brauchen ihn auch um von einem Orte zu dem andern zu kommen. Die Waſſerſchnecken bedienen ſich deſſen ſowohl zum Schwimmen, als Untertauchen. Wollen ſie ſchwimmen, wenden ſie ihren obern Theil um, daß der Wirbel ins Waſſer kömmt, und breiten alsdenn den Fuß wie Floßfedern aus; ziehen ſie ihn aber zuſammen, und zurück in die Schale, ſo ſinken ſie unter. Bonnet beſchreibt den wunderbaren Gebrauch dieſes Theils bey den Flußſchnecken um-

ſtändlich. Sie öffnet die Schale und ſtecket den Fuß in Geſtalt einer Zunge heraus, um da ſie jetzo mit ihrer flachen Seite auf dem Lande liegt, die Schale auf das ſcharfe Ende zu ſetzen, und ſich an einen andern Ort zu begeben. Dieſes zu bewerkſtelligen räumet ſie mit dem Fuße, oder, wie es in der Bonnetiſchen Ueberſetzung heißt, mit der Zunge, den Sand ringsherum aus dem Wege, machet gleichſam einen Graben, und ſtürzet das Gehäuſe hinein, welches alsdenn ſenkrecht auf die Schärfe fällt. Die Muſchel ſtecket die Zunge, ſo lang ſie kann, heraus, greifet mit dem Ende derſelben feſt in den Sand, und zieht auf ſolche Weiſe die Schale nach ſich, wodurch ſich dieſe vollends aufrichtet, und durchgehends auf die ſcharfe Seite zu ſtehen kömmt. Damit aber die Muſchel vorwärts komme, zieht ſie mit der Zunge eine Furche oder eine Rinne in den Sand, greift, wie zuvor, feſt in denſelben, holet die Schale nach ſich, die ſolchergeſtalt in der Rinne fortglitſchet, und auf der ſcharfen Seite erhalten wird. Die Gienmuſcheln und viele andere Seemuſcheln bedienen ſich des Fußes nicht allein zum Kriechen, und ſich in den Schlamm zu ſenken, oder ſich daraus zu ziehen, ſondern ſolcher dienet auch einigen zu einer ganz beſondern Bewegung, die man ſchwerlich bey einem Schalthiere ſuchen ſollte. Die Tellmuſchel kann damit Sprünge machen. Sie ſtellet ihre Schalen gerade auf die Spitze, auf die hohe Kante, als wolle ſie die Reibung geringer machen; hierauf ſtrecket ſie den Fuß, ſo weit ſie kann, heraus, begreift damit einen guten Theil der äußern Schale, ſchnellet alsdenn, faſt wie eine losgelaſſene Spannfeder, plötzlich damit auf die Erde, und ſpringt ſolchergeſtalt auf eine gewiſſe Weite. Es iſt dieſer Fuß, wie Herr Bonnet ſchreibt, ein wahrhafter Proteus, der nach Gutbefinden des Thieres alle Geſtalten annehmen kann.

Der **Mantel** oder **Kranz** iſt eine muſculöſe Haut, die bey den Schnecken aus einem Stücke beſteht, bey den Muſcheln aber ſich in zwey Blätter theilet. Die Geſtalt deſſelben iſt verſchieden und veränderlich. Bey einigen bedecket ſolcher die innern Wände der Schale, und geht nur als eine, der Länge nach durchſchnittene Röhre heraus, welche ſich auf die linke Seite zurückleget. Bey andern iſt er größer, und umgiebt zugleich die äußern Schalen ſo genau, daß man ſolche nicht für Schalthiere halten ſollte. Bey einigen iſt ſelbiger mit kleinen, fleiſchichten Fäden beſetzet, die beweglich ſind und ſich erheben, wenn das Thier unter dem Waſſer iſt, außer dem Waſſer aber

ſich zuſammenziehen, und alsdenn wie kleine Warzen ausſehen. Der Mantel ſcheint überhaupt beſtimmet zu ſeyn, das Eindringen des Waſſers zu verhindern, oder auch das eingedrungene Waſſer zurück zu halten. Vielleicht erleichtert ſolcher auch den Thieren das Schwimmen. Die nackenden Schnecken haben, ſtatt des Mantels, das Bruſt- oder Rückenſchild, und wie ſich auf dieſem an der rechten Seite das Luftloch befindet, eben ſo bemerket man auf dem Mantel die Luftröhre. Die Schnecken haben nur eine, deren Oeffnung an der rechten Seite des Mantels befindlich iſt; bey den Linksſchnecken erſcheint ſolche auf der linken. Oft findet man weiter unter oder hinter derſelben, eine kleinere, die durch eine Klappe davon abgeſondert wird, und die Oeffnung des Auswurfes iſt. Die Muſcheln haben auf ihrem Mantel gemeiniglich zwo ſolcher Luftröhren, eine nahe bey dem Bauche des Thieres, und eine hinterwärts gegen den Rücken deſſelben. Sie ſchöpfen Waſſer und Luft damit, und werfen beydes wieder damit aus; zuweilen verrichtet ſolches eine und eben dieſelbe Röhre. Ueberdies dienet ſie auch dem Schlamme zum Canale, der zur Nahrung des Thieres brauchbar iſt.

Durch die Luftröhren wird das Waſſer in die Fiſchohren, Branchiae, gebracht. Man findet dieſe bey den Schnecken unter dem Mantel, dichte an dem Urſprunge der Luftröhren. Es ſind derſelben viere. Bey einigen ſehen ſie durch das Vergrößerungsglas wie ein Kamm mit breiten Zinken, bey andern wie ein krauſer Schwamm aus, gleichen aber ihrer Zärtlichkeit und Weiche wegen einer ſehr dünnen Haut. Bey den Muſchelthieren ſind ſie viel größer, haben auch eine verſchiedene Lage, und bedecken den Fuß oder den Bauch derſelben. Bey den Auſtern übertreffen ſie an Größe alle übrige Eingeweide, und ſind ſelbſt über den Rand der Schale ausgebreitet. Sie haben das Anſehen vier häutichter ſehr dünner Blätter, die wie ein halber Mond geſtaltet ſind, und in einem Gewebe kleiner, mit einander dicht verbundener Röhren beſtehen, die von andern durchſchnitten werden. Auf jedem dieſer Blätter findet man eine Reihe eyförmiger Löcher, durch welche das Waſſer eindringet, und die Röhren aufbläßt. Sie ſcheinen beſtimmt zu ſeyn, die im Waſſer befindliche Luft zur Erhaltung des Thieres von demſelben abzuſondern.

Die Oeffnung des Auswurfs iſt bey den Schnecken dichte an der Luftröhre, und ziemlich weit vom Munde entfernet. Bey den Muſcheln iſt ſie in der hinterſten

Luftröhre, und wie eben dieſe zuweilen das Waſſer, und dadurch auch die Nahrung deſſelben einſchöpfet, ſo könnte man ſehr wahrſcheinlich behaupten, daß einerley Canal ihnen zur Nahrung und zum Auswurfe diene. Der Auswurf ſelbſt iſt verſchieden; bey einigen ſieht er gewunden aus, bey andern beſteht er aus kleinen Körnern.

Unter den mannichfaltigen Muſkeln der Schnecken und Muſcheln ſind diejenigen beſonders merkwürdig, welche das Thier an ſeine Schale befeſtigen. Die Schnecken, die keinen Deckel haben, werden nur durch einen ſolchen Muſkel am Rücken, ohngefähr in der Hälfte ihrer Länge, an ihre Schale angeheftet. Es iſt ſolcher ein breiter Nerve, oder ein dünnes Band, das ſich dichte unter ihrem Eintritte in die Schale in zwey oder drey Hauptbänder vertheilet, die ſich wieder in vielen kleinern Bändern über alle Theile des ganzen Körpers verbreiten. Die Deckelſchnecken haben zwo ſolche Muſkeln, einer verbindet ſich mit der Schale, der andere befeſtiget ſie an den Deckel. Von den Muſcheln haben einige nur einen, andere zwo, noch andere drey bis viere, die bisweilen rund, gemeiniglich aber ſehr dicke, und um ſo viel länger als die Schale ſind, nachdem ſie mehr oder weniger ausgehöhlet iſt. Am Ende, wo ſie mit dieſer verbunden ſind, werden ſie oft ſo hart, als ein Stein. Sie dienen theils das Thier an ſeine Schale zu befeſtigen, theils auch dieſelben zu öffnen und zu ſchließen.

Von dem Zeugungswerkzeuge und dem Geſchlechte der Erdſchnecken, haben wir auch an dieſem Orte gehandelt, müſſen aber doch noch einiges davon überhaupt anführen. Man findet unter den Schnecken männliche, weibliche, und Zwitter. Das Zeuge- oder männliche Glied, welches ſich am Halſe auf der rechten oder linken Seite befindet, gleichet, wenn es ſich aus ſeiner ſonſt verſchloſſenen und unſichtbaren Mündung hervorſtrecket, einer langen Ruthe, die voller Nerven und Muſkeln iſt. Die weibliche Schaam hat allezeit eine dem männlichen Gliede entgegenſtehende Lage. Es iſt ſolche der Ausgang der Gebährmutter, und inwendig voll Falten und Runzeln. Die Zwitter ſind von dreyerley Art. Einige zeugen ihres gleichen ohne Begattung, wie die Muſcheln, und an dieſen hat man keine zur Zeugung und Fortpflanzung beſonders eingerichtete Theile wahrgenommen. Einige begatten einander alſo, daß jedes befruchtet und auch befruchtet wird. Einige ſind zwar zu beyden geſchickt; weil aber die Lage der dazu nöthigen Theile beyde

Handlungen zugleich nicht verſtattet, ſo bedürfen ſie eines dritten, und daher findet man nicht ſelten viele bey und auf einander angereihet.

Einige gebähren lebendige Junge, andere legen Eyer. Von dieſen ſind einige mit einer kreidenartigen Rinde, wie von den Vögeln, überzogen; andere hängen mit einer Gallert, wie Froſchlaich, mit einander zuſammen, und noch andere gleichen kleinen, häutichten Behältniſſen oder Zellen. S. unſern Artikel Bruth der Schnecken. Die Anzahl der Jungen, beſonders bey den Muſcheln, erſtrecket ſich oft auf viele tauſende; weniger fruchtbar ſind die Deckelſchnecken, und noch weniger ſind es die Schnecken ohne Deckel. Von den nackenden, ſ. Erdſchnecke. Auch die Schalen werden oft, zumal von Rumphen, ohne Rückſicht auf den weſentlichen Geſchlechtsunterſchied des Einwohners, in männliche und weibliche eingetheilet, und von einer oder der nämlichen Art die dickſchalichten und die zackichten für Männchen, die dünnſchalichten aber, oder bey welchen die Zacken mangeln, oder auch diejenigen, welche weniger Zacken und Höcker haben, für die weiblichen der nämlichen Gattung ausgegeben. Dieſe ſind gemeiniglich noch in ihrem unvollkommenen Zuſtande und jung, und mit dem zunehmenden Alter vermehren ſich öfters die dicken und die mangelnden Theile kommen nach und nach deutlicher zum Vorſchein.

Außer dieſen an Muſcheln und Schnecken zu bemerkenden Theilen, ſind noch zween andere zu erwähnen, die Herr Chemnitz für einen bloßen Schmuck des Thieres anſehen will. Nämlich die Netze und die Haarfäden. Die Netze ſind faſt von gleicher Beſchaffenheit, als die Fühlhörner; ſie beſtehen aus Fibern, die ſich in die Länge und Queere durchkreutzen; dem Anſehen nach können ſie ſich wenig zuſammenziehen und erweitern; ſie haben auch keine fortgehende Bewegung, ſondern bewegen ſich, wie Leuwenhöck bemerket hat, auf einer Stelle mit ſolcher Beſtändigkeit, daß das Auge davon ermüdet wird. Einige Muſcheln verfertigen gewiſſe Fäden, welche den Haaren oder nervichten Fibern der vierfüßigen Thiere gleich ſind. Sie ziehen ſolche entweder mit dem Fuße, oder mit dem Saugrüſſel. Bey den Steckmuſcheln ſind ſie feiner und ſchöner, als bey den Mießmuſcheln. Ob nur diejenigen dergleichen Fäden verfertigen, die im Grunde des Meeres unbeweglich liegen, wie Adanſon behauptet, ſcheint noch zweifelhaft zu ſeyn. Dieſe Fäden ſind niemals ſo fein und weich, als die Seide, ſie behalten aber

ſtets einen außerordentlichen Glanz und zu Reggio und Tarento werden Strümpfe, Handſchuhe, Mützen und andere Kleidungsſtücke daraus gewebet.

Von dem Thiere gehen wir zur Schale, oder dem Gehäuſe, worinnen dieſes wohnet. Und hiervon müſſen wir die beſondern Umſtände um deſtomehr anmerken, weil man gemeiniglich dieſe ohne den Einwohner findet, und auch dieſe allein in den Kabinettern aufbehält; überdiß gemeiniglich hiervon, und nicht von dem Thiere, wiewohl Adanſon und Geofroi gethan, die Eintheilung und Unterſcheidungszeichen der Conchylien oder Schalthiere herzunehmen pfleget. Bey dieſen muß man, wie Herr Chemnitz wohl angemerket, das Gehäuſe überhaupt, deſſelben Gewinde, Wirbel, Mündung, Deckel, das Gelenke, oder Schloß, Band, Spindel, Kammer, die Perlenmutter und die Farbe in Betrachtung ziehen.

Das Gehäuſe oder die Schalen ſind bey Schnecken und Muſcheln, die nackenden ausgenommen, ein weſentlicher und harter Theil dieſer Thiere, welchen ſolche beſtändig behalten, und nicht, wie bey den Krebſen geſchiehet, abwerfen und wieder erſetzen. Es beſtehen ſolche aus kalkartigen, dicht über einander gelegten Blättern, die aus einem zähen Schleim gebildet werden, welcher aus den Schweißlöchern der, den ganzen Körper umgebenden, Haut herausſchwitzet, und an der Luft verhärtet wird. Sie ſind mit einem zarten Schalenhäutlein überzogen, welches ſo feſt daran ſitzet, daß es nicht ohne viele Mühe davon abgelöſet werden kann. Es wachſen ſolche und nehmen zu, und der Einwohner kann ſolche durch neue jährliche Zuſätze vergrößern, und wenn ſie nicht an der äußerſten Spitze beſchädiget werden, an andern beſchädigten Stellen wieder ergänzen. Die Größe, welche die Gehäuſe von Muſcheln und Schnecken erreichen köñen, iſt ſehr verſchieden. Einige ſind ſo klein, daß ſie auch bey ihrer völligen Größe, auch durch das Vergrößerungsglas, nicht größer, als ein Gerſtenkorn erſcheinen; andere erreichen eine außerordentliche Größe; ſo findet man z. E. von dem Waſchbecken oder der Nagelmuſchel welche, deren beyde Schalen vier bis ſieben hundert Pfund wiegen. Die Mittelſtufen ſind unzählbar. Der Bau dieſer Gehäuſe iſt ſehr verſchieden, einfacher bey den Muſcheln, zuſammengeſetzter und künſtlicher bey den Schnecken, ſonderlich wegen der Gewinde, welche bey den Muſcheln gänzlich mangeln. Einige haben zum Exempel die Geſtalt einer Trompete, einer Schraube, eines Tellers, andere

ſehen

ſehen wie ein Helm, wie eine Keule, und eine Spinnenwebe, oder wie ein Kamm aus. Hier iſt eine Art von Beſtecke mit einem Gewinde, dort iſt ein Schiff, wo der Bootsmann zugleich Ruder, Maſt und Segel iſt. Bey den Muſcheln bemerket man auf der inwendigen Seite verſchiedene vertiefte Flecke, welche anzeigen, wo ſich die Muskeln des Thieres mit den Schalen vereiniget. Sie zeigen gemeiniglich die Geſtalt, welche die Muſcheln ſelbſt haben.

Der Verfertiger dieſer Gehäuſe ſind die Thiere ſelbſt. Es haben dieſe eine kalchartige Feuchtigkeit bey ſich, welche ſich immerfort von ihnen abſondert, an die, ſchon im erſten Zuſtande und in der Geburt gegenwärtige, Schale anlegt, und nach und nach verhärtet. Einige behaupten, daß die Anſetzung der Schale ſowohl in der Erweiterung der Gewinde nach der Spitze zu, als in Anſehung der Mündung beſtehe. Und es iſt gewiß, daß ſich die Schale durch das beſtändige Reiben des Thieres und des Waſſers weglecket, und äußerlich wieder wächſet. Man ſiehet hiervon Beweiſe, wenn die Mündung über die alten Höcker des äußern Umfanges hingehet, welche inwendig weggepeizet, und wieder mit einer glatten Fläche überzogen wird. Auch auswendig läſſet ſich an den meiſten Schnecken deutlich die alte Mündung erkennen, und man zählet deren oft fünf bis ſechs, davon die alten erhöheten Wulſte ſich die Länge herab auf der Oberfläche der Schalen zeigen. Bey den Muſcheln ſiehet man gar deutlich die Cirkel, wie die Schalen immer einen neuen Rand angeſetzet. Herr Reaumur giebt zwar zu, daß die Schnecken und Muſcheln ihre Schalen gleich beym Anfange und in ihrer Geburt erhielten, läugnet aber, daß ſolche alsdann bey den Schnecken ſchon eben ſo viel Gänge, als bey dem völlig ausgewachſenen Thiere, hätten. Er hält dafür, daß das Schneckenhaus aus einem, oder höchſtens zwey Gewinden beſtehe, die übrigen aber hernach, und vermittelſt eines Anſatzes von außen durch die ausdünſtende verſteinerte Materie hervorgebracht würden. Herr Klein hingegen, S. die Abhandlungen der naturforſchenden Geſellſchaft in Danzig II. Th. behauptet das Gegentheil, und ſuchet zu beweiſen, wie die Schale vollkommen mit allen ihren Gängen ſchon mit aus dem Eye komme, und durch keinen neuen Anſatz von außen vergrößert werde. Wir wollen die Kleiniſchen Gründe nicht weitläuftig anführen, aber einen Umſtand, welchen derſelbe angemerket, können wir nicht übergehen. Wenn die Schale anſetzet, und zwiſchen dem Loche und Kör-

per ein Eyhäutchen, oder etwas dergleichen angebracht wird, kann man deutlich wahrnehmen, wie ſich die Schale allezeit unter dieſem Häutchen, nicht aber auf der andern Seite, wieder ergänze, und deswegen mit Liſtern und andern behauptet, wie die Schale aus unzählich vielen kleinen Röhren beſtehe, und vermittelſt einer zähen Feuchtigkeit, welche durch dieſe Röhren fließt, eben ſo, wie die Knochen der Thiere, genähret, und wieder ergänzet werde. Auch Herr Denſo in dem erſten Bande der phyſikaliſchen Bibliothek behauptet, daß die Brut der Muſchelſchnecken mit einem zarten durchſichtigen Kleide bedecket ſey, und daran, durch Hülfe des Vergrößerungsglaſes, einige feſtere und undurchſichtige Reifen, als die Grundlage aller Gewinde wahrnehmen könne. Es giebt aber auch Naturkundige, welche behaupten, daß das Thier allein aus dem Eye komme, und die Zeugung der Schale ein Kunſtwerk ſey, welches der folgenden Zeit vorbehalten worden. Man nimmt gleichfalls an, daß die Ausdünſtung der Schnecke den Stoff zur Schale darreiche, glaubet aber, daß der Dunſtkreis um ſie herum ſich nach und nach verhärte, bis er zu einem ſteinernen Gehäuſe komme, welches, weil es allenthalben an ihrem Körper anlieget, auch einerley Figur mit dem Thiere haben müſſe. An der ganz jungen Schnecke bildet ſich zuerſt eine Schale, die ihrer kleinen Größe gemäß iſt, und an allen Theilen ihres Körpers dichte anlieget. Dieſe Schale iſt nur der Mittelpunct derjenigen Schraubenlinie, welche ſich nachher um denſelben herumdrehet, und, ſo wie das Thier wächſet, wird auch die Schale verlängert, und neue Schraubengänge gemacht. Dieſe ſollen auch gleich diejenige Größe oder Weite erhalten, wie ſie bey einer völlig ausgewachſenen Schnecke erſcheinen. Was einmal von der Schale fertig geworden, kann ſich hernach nicht weiter vergrößern, und wenn ſie zunimmt, ſo wird nur ein neues Stück der Schale an dem äußerſten Rande angeſetzet; doch ſetzet ſich auch an der innern Schale etwas mehr Materie an, um dieſe mit der Zeit ſtärker zu machen. Man will auch weiter annehmen, daß der Hals der nachwachſenden Schnecke vornehmlich die Schale verfertige, und weil an dieſem ſich bey vielen Thieren ein oder mehrere, beſonders gefärbte, Flecken zeigen, die, an dieſen Oertern ausdünſtende, beſonders gefärbte Materie auch an der Schale deutlich wahrzunehmen, und die verſchiedenen Striefen und Linien auf der Schale daher abzuleiten ſeyn. Man kann hierüber das Univerſalmagazin 1756. oder

die Ueberſetzung in dem Bremiſchen Magazin 2. Band S. 515 und 625 nachleſen. Vielleicht laſſen ſich dieſe verſchiedenen Meynungen mit einander vereinigen; vielleicht erhalten einige Thiere das Gehäuſe in der Geburt, andere aber bauen ſich ſolches nach der Zeit. Vielleicht iſt bey einigen von der erſten Art das Gehäuſe nach allen Theilen im kleinen zugegen, vielleicht aber bey andern nur die erſte Lage, und das noch mangelnde wird mit der Zeit erſetzet. Dieſe letzte Art der Erzeugung, welche auch, wie zuvor angemerket worden, Reaumur vorzüglich angenommen, hat Hr. Briſſon durch ein merkwürdiges Beyſpiel auf das deutlichſte beſtätiget. Eine Art Schnecken, welche um Montpelier häufig gefunden wird, und mit der Schnirkelſchnecke in Verwandſchaft ſtehet, und die Schnirkelnadel, Helix decollata L. iſt, wird niemals ganz, ſondern allezeit abgebrochen und verſtümmelt gefunden, ohne daß dabey der Einwohner, wie doch ſonſt gemeiniglich geſchiehet, Schaden leide. Die Schale könnte, oder ſollte, wenn ſie unbeſchädiget bliebe, dreyzehen Gewinde haben, und zween Daumen Höhe erreichen. An allen ausgewachſenen Schalen aber fehlet der obere Theil, ſie beſtehen nur aus vier und einem halben Gewinde und die ganze Länge beträgt nicht viel unter einem Daumen. Briſſon hat dieſe Schnecke, wie ſolche aus dem Eye hervorgekommen und nach und nach zu ihrer Vollkommenheit gelanget, genau beobachtet, und folgende merkwürdige Umſtände dabey wahrgenommen. Das Thier bringt ein Gehäuſe mit drey Gewinden auf die Welt; an dieſe ſetzet ſich nach einigen Tagen das vierte, und ohngefähr nach zween Monathen zählet man derſelben neune. Wenn das neunte Gewinde angeſetzet wird, zieht das Thier den hintern Theil langſam nach dem Kopfe, wodurch die drey hintern, oder erſten Gewinde leer gemachet und zugleich durch eine angebrachte Scheidewand von den andern abgeſondert werden; worauf dieſe drey Gewinde, weil ſie das Thier verlaſſen und demſelben nicht mehr nützen können, zerſpringen und nach und nach abfallen. Hierauf ſetzet ſich vorwärts ein neu Gewinde, oder das zehnte, und wenn dieſes fertig, fallen von den übrigen zwo und ein halb Gewinde ab, ſo daß nur vier und ein halbes übrig bleiben; worauf abermal ein neues angeſetzt und ein anderes abgeſtoſſen wird. Wenn hierauf die Schnecke die drey Wintermonathe in der Erde gelegen, leidet ſelbige im April die nämlichen Veränderungen, ſowohl in Anſehung des neuen Anſatzes, als des Abſatzes, und im

Junius erfolget beydes nochmals und dieſes iſt der Zeitpunct, in welchem die Schnecke ihr Wachsthum und dergleichen Zu- und Abnehmen endiget, und behält nunmehr vier und ein halb Gewinde unverändert. S. die Schriften der Kön. Pariſer Akademie vom Jahre 1759. In dem VII. Bande der Berliniſchen Sammlungen, S. 38. werden aus dem Adanſon noch zwo Schnecken angeführet, welche gleichfalls einen beträchtlichen Theil von den obern Gewinden abſtoßen und Hrn. Briſſons Erfahrungen beſtätigen.

Die Gewinde, Spire, Convolutiones, Helices oder Gyri, ſind die äußerlichen, regelmäßigen Krümmungen der Schale, die durch die verborgenen Windungen des Thieres um ſich ſelbſt entſpringen, und ſich in ihren Verhältniſſen nach demſelben richten. Die Anzahl derſelben iſt in einer und derſelben Art öfters nach dem Alter verſchieden. Die jungen haben gemeiniglich weniger Gewinde, als die alten. Bey den meiſten drehen ſich die Gewinde von der linken zur rechten Hand, doch findet man einige, wo ſich dieſe von der Rechten zur Linken winden. ſ. die Einzige. Das erſte Gewinde nahe bey der Mündung iſt allezeit das größte, die übrigen laufen nach dem Wirbel zu immer näher zuſammen. Gemeiniglich ſtoßen die Gewinde an einander, es giebt aber auch einige Gehäuſe, an welchen ſolche von einander abgeſondert ſtehen, ſo daß zwiſchen einem jeden Gewinde ein kleiner Raum bleibet. Ihre Geſtalt, und übrige Beſchaffenheit zeiget mannichfaltige Abänderungen, welche bey Beſchreibung der verſchiedenen Conchylien anzumerken ſind, indem dadurch vorzüglich die Arten beſtimmet werden. Die engern Gewinde zuſammen genommen, zumal wenn ſich ſolche von den untern und weitern merklich unterſcheiden, pfleget man auch den Zopf zu nennen. Der Schnirkel iſt hiervon nicht merklich verſchieden, doch bedienet man ſich dieſes Namens vorzüglich bey ſolchen Schnecken, welche unten mehr platt als gewunden ſcheinen und oberwärts kleine, kaum merkliche Gewinde haben.

Unter dem Wirbel, Vertex, verſteht man das Ende oder die Spitze des Gehäuſes. Man trifft dergleichen nicht bey allen Schnecken an, und die Geſtalt deſſelben iſt ſehr verſchieden. Bey einigen geht ſelbiger ganz einwärts und machet eine Höhlung, die wie ein Nabel ausſieht. Bey andern geht er nur zur Hälfte einwärts, wodurch eine Art von Höhlung gemachet wird, worinnen das äußerſte Ende in Geſtalt eines rundlichen Knopfes liegt. Bey andern iſt der Wirtel glatt, eben und oh-

ne Knopf; bey andern mehr oder weniger erhaben, zuweilen durchlöchert, zuweilen ohne ſichtbare Windungen, zuweilen mit ganz deutlichen Windungen verſehen. Bey den Muſcheln kann man das äußerſte Ende der Schalen den Wirbel nennen. Zuweilen iſt ſolcher faſt gar nicht ſichtbar, zuweilen aber bildet er zwo größere, oder kleinere Erhebungen, welche auch bey einigen Arten, obgleich nicht ſehr deutlich, doch einigermaßen gewunden zu ſeyn ſcheinen. Bey den Muſcheln iſt da, wo der Wirbel nicht ſichtbar iſt, die Stelle des Schloſſes.

Alle Schnecken haben, um mit dem Kopfe, oder auch mit dem Körper aus ihrem Gehäuſe herauskriechen zu können, eine Oeffnung, welche man die Mündung, Os, Apertura, neñt. Die Geſtalt derſelben iſt ſehr verſchieden, rund, halbrund, lang und ſchmal, eyförmig, oben rund und unten ſpitzig, oben und unten ſpitzig, in der Mitten aber ausgeſchweift, ſichelförmig u. ſ. f. Bey Beſtimmung der Geſchlechter muß man darauf vorzüglich Acht geben. Der Rand der Mündung theilet ſich in zween gleiche oder ungleiche Theile oder Lippen, welche auch bey einigen der Saum, bey andern das Mundſtück genannt werden. Bey einigen erhält die Mündung gleichſam einen Anſatz, der die Länge herab weit über ſie hervorraget und der Flügel genannt wird. Gehen die Flügel länger hervor, als die Gewinde der Schnecken lang ſind, nennt man ſie Ohren. Läuft aber die Mündung bey den Schnecken in eine hohle Spitze aus, welche der Länge nach einen offenen Ritz hat, ſo heißt ſolches der Schnabel, welcher zuweilen gerade ausgeht, zuweilen auch gekrümmet, und bald kürzer oder länger iſt, und ſich allezeit bey den Trompetenſchnecken und Sturmhauben von der linken zur rechten, bey den Purpur- und Stachelſchnecken aber von der rechten zur linken wendet. Die Mündung bey den Muſcheln iſt ein langer Ritz, der durch die Entfernung der Schalen von einander entſteht und größer oder kleiner erſcheint, nachdem ſie ſich mehr oder weniger von einander theilen. Außer dieſer haben unterſchiedene Arten noch andere natürliche Oeffnungen. Die Muſcheln haben auch zuweilen Flügel, welche man aber bey dieſen die Ohren nennt; es ſind diejenigen Stücke der Schalen, welche neben dem Schnabel zu beyden Seiten ſtehen.

Von dem Deckel, welchen einige Arten Schnecken entweder beſtändig beſitzen, oder nur zu gewiſſer Zeit erhalten. ſ. Deckelſchnecke.

Das Gelenke oder Schloß, oder die Angel, Charnier, Cardo, Clau-

Clauſtrum, findet man nur bey den Muſcheln und ſelten bey einigen Deckelſchnecken. Es zeiget ſich nahe bey den Wirbeln, inwendig dem vorderſten Rande gegen über, bald in der Mitte, bald an der Seite. Auf jeder Seite ſieht man einige Erhebungen oder Zähne und Vertiefungen, die in einander eingreifen. Die Zahl der Zähne, woraus es beſteht, iſt verſchieden und hierauf ſieht man bey Beſtimmung der Arten vornehmlich. Bey dem Schloſſe der Venus- und Gienmuſcheln bedienet ſich der Herr von Linné der Namen Vulua und Anus, und verſteht darunter die zween Zwickel, welche durch das dazwiſchen kommende Schloß von einander getrennet werden. Ferner gebrauchet der Ritter bey den Archen und einigen andern zweyſchaligen Gehäuſen die Benennung Nates, dafür die Holländer Billen, und Herr Müller gemeiniglich Angel oder auch After ſetzet. Es werden darunter beſondere Spitzen, welche ſich am Schloſſe befinden, verſtanden.

Diejenigen Muſcheln, welche dergleichen Schloß nicht beſitzen, haben ein biegſames Band, wodurch ſie ſich ſchließen und öffnen, und zwar entweder inwendig, oder zwiſchen den Schalen. Im Waſſer iſt es zähe, wie Leder, außer demſelben zerbrechlich. Ein gleiches Band haben auf der äußerlichen Seite auch diejenigen, deren Schloß aus Zähnen beſteht. Einige können ihre Schalen durch das eine und das andere ſo feſte zuſammen ſchließen, das ſie wohl ein Tau, wenn es zwiſchen die Oeffnung kömmt, dadurch zerſchneiden können.

Bey den meiſten Schnecken, wenn man die Gewinde derſelben äußerlich rund herum wegnimmt, ſieht man inwendig die Länge herab die Spindel, Axis, welche von der Mündung nach dem Wirbel zu immer ſpitziger zugeht, und der mittelſten Säule einer Wendeltreppe gleicht, an welcher alle Stufen zuſammen laufen. Sie iſt bey den meiſten rund und glatt, bey einigen auch eingekerbet. Gemeiniglich iſt ſie vom Anfange bis zum Ende hohl, und wird bis in die Spitze hinauf immer enger. Man nennt dieſe Höhle das Nabelloch, weil ſie wie ein Nabel gewunden iſt. Dieſe Oeffnung findet man nicht bey allen. Einige pflegen auch diejenigen Vertiefungen oder Oeffnungen, welche ſich in der Mitte der plattgedrückten Schnecken, der Ammonshörner und dergleichen befinden, den Nabel zu nennen.

Unter den Kammern verſteht man die Gewölbe oder Höhlen, welche durch die innerlichen Gewinde gemachet werden. Es ſind ſolche bey verſchiedenen Gehäuſen ſehr verſchieden, bey allen aber

höchſt wunderbar und geometriſch abgemeſſen. Sonderlich ſetzen die Kammern und die angebrachten Zwiſchenwände beym Nautilus in Erſtaunen.

Die Farben der Conchylien und der perlenmutterne Glanz, den man bey vielen findet, verdienet auch, ſonderlich wegen der unendlichen Abänderungen, alle Aufmerkſamkeit. Die meiſten ſind durch ihre Farben, und die Figuren, welche davon abgebildet werden, ſo mannichfaltig, ſo veränderlich, ſo ſchön, daß ſie alle Einbildung übertreffen.

Herr Walch in den Beſchäfftigungen der Berliniſchen Geſellſchaft naturforſchender Freunde I. Band S. 235. u. f. unterſucht ſonderlich den Urſprung der Farben an den Schalen, indem es demſelben nicht glaublich ſcheint, daß ſolche, nach der oben angeführten Meynung, von den verſchiedentlich gefärbten Säften der Einwohner ſelbſt ihren Urſprung nehmen könnten; indem, wenn gleich die Säfte dieſer Schalenthiere von unterſchiedener Farbe ſeyn können, doch nicht abzuſehen, warum nur die obere lamelle Farbenzeichnungen erhalte. Wegen der bunten Säfte der Thiere äußern ſich auch große Zweifel, und wer hat in ihnen die rothe, blaue, grüne und gelbe Farbe jemals wahrgenommen. Es giebt viele Schneckenbewohner, die bloß eine weiße Farbe und doch eine ſchön gemalte Wohnung haben. Das Wachsthum der Conchylien geſchieht, ſowohl was die Größe als Stärke betrifft, in Vervielfältigung der feinſten Lamellen, die ſich auf einander ſetzen. Durch dieſe Lamellen geht die Farbeumiſchung nicht bis zur obern durch, ſondern es iſt eigentlich nur eine nnd zwar die oberſte, die gemalet und gemeiniglich noch mit einem dünnen Häutchen bedecket iſt. Unter dieſer gemalten Lamelle liegen die übrigen meiſt von weißer Farbe. Doch hat man auch gefunden, daß bey gewiſſen Arten unter den gemalten noch andere gefärbte Lamellen, und unter dieſen erſt ungefärbte liegen. Die Zeichnung der Farbe iſt meiſt regelmäßig. Die Striche ſind oft wie mit der feinſten Feder gezogen. Die Binden haben oft anders gefärbte Flecke. Jede Art hat ihre eigene Zeichnung, und alle einzelne Stücke von einer Art haben dieſe unter ſich gemein. Mit dem Wachsthume der Schale nehmen auch die Flecke verhältnißmäßig zu, ſo daß z. E. alle, auch die kleinſten Flecke einer Schale, die zween Zoll lang iſt, insgeſammt noch einmal ſo groß ſind, als auf der andern von eben derſelben Art, deren Größe nur einen Zoll beträgt. Wenn die Schale beſchädigt wird, und beſonders an der Mündung ein Stück verlohren geht, wird zwar

das neue ſich anſetzende Stück allmählig eben die Farbe bekommen, die das alte gehabt, aber doch allemal zwiſchen dem Rande des beſchädigten Theils und dem neuen Anſatze eine weißliche Farbe zurück bleiben. Damit nun bey allen dieſen Umſtänden die Erzeugung der verſchiedenen Farben begreiflich gemachet werden möge, nimmt Herr Walch in den Conchylienſchalen ein Vaſkularſyſtem, oder ein Gewebe von Gefäßen an, welche, nach deſſelben Ausdrucke, eine Ramificationskraft beſitzen, oder deutlicher zu reden, immer neue und viele Aeſtchen treiben. Die erſtern Gefäße, welche gleichſam nur einen Hauptcanal vorſtellen, erhalten vermittelſt einer ſtarken Sehne ihre Säfte von dem Einwohner. Dieſe aber, welche vielleicht in dem Thiere ſelbſt weiß ſind, werden, indem ſie aus einem Gefäße und aus einem Aſte in den andern übergehen, anders gemiſchet, und ihrer Art und Farbe nach, wie die Säfte in den thieriſchen Körpern, verändert. Zwiſchen den unendlich vielen, gröbern und feinern Saftröhrchen wird eine unendliche Menge kleiner Zwiſchenräume entſtehen, welche von einer zähen, ausdünſtenden Feuchtigkeit angefüllet werden, und wenn dieſe verhärten, entſteht aus einem ſolchen Gewebe ein zartes Häutchen. Ueberdieß überzieht dieſe ausdünſtende Feuchtigkeit wie ein Firniß das ganze netzartige Gewebe der Gefäße, und da ſolche fein und durchſichtig iſt, ſo ſchimmern die buntgefärbten Säfte der feinern Haarröhrchen durch ſie hervor. Die Lamellen oder Blättchen, woraus die Schale beſteht, und wodurch ſelbige an Dicke zunimmt, ſetzen ſich, nach Herr Walchens Meynung, nicht von innen, ſondern von außen an, indem man Schalen gefunden, die, wenn ſie angeſchliffen worden, an und zwiſchen ihren Lamellen fremde Seekörper, ſonderlich coraliniſche, eingeſchloſſen hielten, von welchen man auf der innern Fläche der Schale nicht das mindeſte entdecken, wohl aber zuweilen an der äußern Fläche kleine Löcherchen wahrnehmen kann. Indeſſen will Herr Walch nicht läugnen, daß auch der, aus dem lebendigen Thiere ausdünſtende zähe Saft der iñern Schalenfläche eine mehrere Haltbarkeit verſchaffen und ſonderlich alsdenn, wenn durch einen Zufall die Schale verletzet worden, ſie wiederum, wenn er in die Riſſe derſelben eintritt, verbinden und das verlohrne erſetzen könne. Und ſo läßt ſich die oben angeführte Erfahrung leicht erklären, nämlich wenn man in eine Schneckenſchale ein Loch machet und ein Häutchen dergeſtalt hineinſchiebt, daß ſolches am Rande des Loches zwiſchen dem Körper des Thieres

und ſeiner Schale zu liegen komme, und die gemachte Oeffnung bedecke, ſich eine neue Schale zwiſchen dem Körper und dem eingeſchobenen Häutchen angeſetzt. Hr. Walch aber machet den Unterſchied zwiſchen einer geſunden und beſchädigten Schale. Nur bey dieſen ſoll man den häufig austretenden Saft an den Schnecken bemerken, bey jenen aber, das Thier zwar naß nnd feuchte, niemals aber das ſchleimige Weſen in Menge bemerken, welches ihnen die Natur zu einem Bindungsmittel ihrer zerbrochenen Schale angewieſen. Daß das vielfache Gewebe von Gefäßen, das in der Schale ſelbſt zugegen, mit dem Einwohner in genauer Verbindung ſtehen ſoll, will Herr Walch auch dadurch noch beſtätigen, daß alle Bewohner der Schalengehäuſe durch gewiſſe Muskeln oder Sehnen an ihrer Schale befeſtiget ſeyn. Welche dergleichen Verbindung nicht haben, wie von den gleichſam unvollkommenen Conchylien, als den Entalen bekannt iſt, dieſe beſitzen auch kein Vaſkularſyſtem, und die Schale beſteht bloß aus dem verhärteten Schleime des Thieres. Können aber dergleichen Schalen hieraus entſtehen, und auch dadurch verſchiedentlich gefärbt werden, warum ſoll dieſes nicht auch bey andern geſchehen? und der Nautilus, welcher doch wohl zu den vollkommenſten Conchylien gehöret, liegt frey und ohne alle Verbindung in ſeiner Schale, und doch iſt dieſe ſchön und bunt gefärbet. Wir glauben und geſtehen es frey, daß der ſchärfſte Verſtand des größten Naturforſchers eben ſo wenig vermögend ſeyn dürfe, das höchſt Wunderbare, was man an den gefärbten Conchylien antrifft, einzuſehen, als die mancherley Farben der Federn an einem Vogel, oder einer einzelnen Feder, z. E. bey dem Pfaue, oder die bunten Schattirungen eines Schmetterlingsflügels zu erklären.

Die Farben zeigen ſich zuweilen gleich, wenn man die Gehäuſe findet, zuweilen müſſen dieſe erſt gereiniget, auch theils von der fremden angeſetzten Rinde, theils von ihrem eigenen Häutchen befreyet, und manchmal mehr oder weniger abgeſchliffen werden. Man kann hierüber vorzüglich Herr Chemnizens kleine Beyträge zur Teſtaceotheologie nachleſen. Diejenigen, welche Conchylien aus dem Meere ſammlen, müſſen wegen der Farbe, mancherley beobachten. Wenn das Thier in dem Schneckengehäuſe geſtorben, oder darinnen verfaulet, wird die Schale matt, und verliert ihren Glanz und Farbe; man ſoll daher vorzüglich diejenigen ſammlen, die friſch aus dem Meere geholet werden, und in welchem das Thier noch lebendig iſt. Alle glatten

und glänzenden Schnecken ſollen nicht in friſches Waſſer, Regen oder Sonnenſchein geleget werden, ſo lange das Thier noch darinnen iſt, indem ſie dadurch ihren Glanz verlieren, die Farbe verändern und matt werden. Diejenigen, ſo rauh, geribbet und gezacket ſind, und von Natur keinen Glanz haben, können dieſes beſſer vertragen, ja man kann ſie im See- oder ſüßen Waſſer kochen, und ſo lange darinnen liegen laſſen, bis das Thier ſtirbt. Vorzüglich muß aus allen Schnecken ſoviel von dem Thiere herausgezogen werden, als nur möglich iſt, damit der Ueberreſt um ſo geſchwinder verfaule. Wenn das Thier nicht zum Vorſchein kommen will, kann man ſolches durch Eſſig, Salz oder ſonſt etwas ſcharfes reitzen. Je geſchwinder das Thier ſtirbt, je weniger verliert die Schale von ihrem Glanze. Andere hieher gehörige Regeln und Beobachtungen kann man beym Rumph und d'Argenville, oder in den phyſikaliſchen Beluſtigungen 8 St. 563 S. nachleſen, welche ſelbſt viele Jahre über Conchylien geſammlet haben, mithin aus Erfahrung lehren. Die Gewohnheit, alle zwey oder drey Jahre den Conchylien etwas zu trinken zu geben, oder vier und zwanzig Stunden in Seewaſſer zu legen, hernach im ſüßen Waſſer abzuſpühlen und wieder zu trocknen, will Rumph nicht verwerfen, indem es ſcheint, als ob die Farben hierdurch erhöhet würden. Etliche Schnecken haben auch die Eigenſchaft, daß ſie bey langwierigen Regen, wenn ſie gleich in der Stube liegen, ſchwitzen, ſo, daß zuweilen ordentliche Tropfen darauf ſtehen. Man muß dergleichen fleißig abwiſchen, damit dieſe und die dabeyliegenden nicht durch die Näſſe Schaden leiden.

Der Conchylien Anſehen und natürliche Schönheiten in voller Pracht und Glanz darzuſtellen und zu unterhalten, iſt allerdings eine löbliche Bemühung; man muß ſich aber hüten, noch weniger mit Vorſatz unterſtehen, der Natur Gewalt anzuthun, und denſelben Annehmlichkeiten zu geben, welche ſie nicht haben. Die Fertigkeit der Holländer die Conchylien zu malen, und dieſe für natürliche auszugeben, ſoll man nicht nachahmen; es iſt dieſes allemal ein Betrug, deſſen ſich vorzüglich die Naturaliſten ſchämen ſollten.

Von dem verſchiedenen Gebrauche der Inwohner dieſer Gehäuſe haben wir bey der Erdſchnecke, und hin und wieder bey andern einzelnen Stücken, das nöthige angemerket, auch von der Anwendung der Deckel unter Deckelſchnecke etwas erwähnet. Die Gehäuſe ſelbſt haben auch mancherley Nutzen.

zen. Es werden aus verſchiedenen allerley Geräthe, Trinkgeſchirre, Doſen verfertiget. Die Perlenmutter brauchet man zu ausgelegter Arbeit. Mit ganzen Gehäuſen werden die Grotten ausgekleidet. Verſchiedene Völker hängen ſolche als einen Zierrath an den Leib, andern dienen einige ſtatt der Münze. Die Perlen erhält man ganz allein aus den Muſcheln. Ehedem wurden dieſe ſowohl als die Perlenmutter und einige andere Schalen häufig in der Arzneykunſt gebrauchet und hochgeſchätzet. Obgleich aber durch die neuere Art zu heilen dergleichen Mittel weit herunter geſetzet worden, gebrauchet man doch die Auſter- und andere ſchlechte Schalen, als erdhafte und der Säure in den erſten Wegen widerſtehende Mittel. Wo man dergleichen in Menge hat, pflegt man damit die Aecker zu düngen, oder auch einen guten Kalk daraus zu brennen. Das Kalkwaſſer von dieſer Art beſitzt eine auflöſende Kraft, und wird ſonderlich wider den Nieren- und Blaſenſtein angerühmet. Ob ſolches aber dergleichen Steine beſſer und kräftiger auflöſen oder zermalmen könne, als das gewöhnliche Kalchwaſſer, können wir nicht beſtimmen, indem wir zwar von der herrlichen Wirkung dieſes durch Erfahrungen überzeuget ſind, mit dem Muſchelſchalenkalke aber Verſuche anzuſtellen, keine Gelegenheit gehabt. Herr Denſo hat einen neuen, wenigſtens von andern nicht beſonders bemerkten Nutzen der Schnecken angegeben, und davon in den phyſikaliſchen Briefen weitläuftig gehandelt, welcher darinnen beſteht, daß die Fiſche ſich davon nähren. Aber nicht dieſen allein, ſondern vielen andern im Meere wohnenden Thieren mögen ſie zur Nahrung dienen, ſo wie ein Theil derſelben wieder von andern Thieren lebt.

Muſchel, verſteinerte, Conchiti, werden von den Mineralogen in drey Klaſſen vertheilet, als 1) in einſchalichte, 2) zweyſchalichte, 3) vielſchalichte.

Zu den einſchalichten zählet man 1) die Patelliten, Lepaditen, oder die Schüſſelmuſcheln; 2) die Planiten oder Meerohren.

Zu den zweyſchalichten gehören 1) die Bucarditen oder herzförmigen Muſcheln; 2) die Chamiten; 3) die Musculiten, Mytuliten oder Flußmuſcheln; 4) die Oſtraciten oder Auſterſchalen; 5) die Pectiniten, Strahl-Kamm oder Jacobsmuſcheln; 6) die Pinniten oder Steckmuſcheln; 7) die Soleniten oder Nagelmuſcheln; 8) die Telliniten oder Tellmuſcheln; dieſen, den zweyſchalichten Muſcheln zählet man noch einige andere

dere Arten bey, deren Originale aber nicht bekannt ſind, als 9) die Gryphiten oder Gryphmuſchelſteine; 10) die Terebratuliten, Anomiten; 11) die Oſtreopectiniten, Terebratuliten.

Zu den vielſchalichten Muſcheln rechnet man 1) die Echiniten oder Seeäpfel, Knopfſteine, Seeigel, Davidsſchleuderſteine, wohin auch die verſchiedenen einzelnen Theile derſelben gehören, als die Judenſteine, Judennadeln und Warzenſteine; 2) die Balaniten oder verſteinerte Seeeicheln; 3) die Vermiculiten oder Wurmſteine; 4) die Orthoceratiten, welche beyde letztern Arten von einigen zu den verſteinerten Schnecken gezählet werden. Doch rechnet Juſti Mineral. S. 169. die Orthoceratiten zwar zu den verſteinerten Muſcheln, aber zu denjenigen, deren Originale nicht bekannt ſind. Jede einzelne dieſer verſteinerten Muſcheln betrachten wir an ihrem Orte umſtändlicher.

Muſchel, magellaniſche, S. auch Mießmuſchel.

Muſchelblume.

Muſchelblume wird von Herr Planern und Waſſerſalat in der Onomat. botanica Piſtia Linn. genannt. Dieſes Pflanzengeſchlechte begreift nur eine Art, welcher Herr von Linne' den Zunamen Stratiotes gegeben. Es hat ſelbige aber mit der Waſſeraloe, oder Stratiote, außer daß beyde im Waſſer wachſen, wenig Aehnlichkeit, vielmehr kömmt ſelbige in vielen mit dem Entengrieſe überein, kann aber wegen der Blüthe damit nicht vereiniget werden. Es wächſt die Pflanze in dem mittägigen Amerika, auch Afrika und Aſien, auf den Seen und ſtillſtehenden Wäſſern, wird aber durch ſtarke Regen in die Flüſſe und ſelbſt bis ins Meer fortgetrieben. Sie ſchwimmt mit den Blättern auf dem Waſſer, treibt viele, anderthalb Schuh lange Wurzeln, aus welchen andere kleine hervorkommen. Adanſon berichtet, wie die haarichte Wurzel an den Klippen befeſtiget ſey; Hr. Jacquin hat zwar darauf nicht genau acht gegeben, verſichert aber, wie er bey dem Aufheben der Pflanze keinen ſonderlichen Widerſtand bemerket, und ſetzet hinzu, wie vielleicht die jungen Pflanzen von den Felſen abgeriſſen werden, und hernach auf dem Waſſer ſchwimmend fortwachſen könnten. Die Anzahl und Größe der Blätter iſt nach dem verſchiedenen Alter verſchieden. Bey einer ältern ſtehen derſelben bis zwanzig um einander und ſtellen einen Cirkel von der Breite eines Fußes vor. Es ſind ſelbige eyförmig, fangen ſchmal an und werden nach und nach breiter, gemeiniglich völlig

ganz, zuweilen eingekerbet, ungeſtielt, am Boden haaricht, dicke, ſchwammicht und zum Schwimmen recht geſchickt. Die Blumen ſitzen einzeln zwiſchen den Blättern auf einem kurzen Stiele. Sie haben keinen Geruch. Der Kelch mangelt. Das weiße Blumenblatt iſt äußerlich haaricht, und beſteht aus einer kurzen Röhre, welche ſich in eine herzförmig rundliche, zugeſpitzte, völlig ganze Lippe verlängert, deren mittlerer Theil durch eine doppelte Falte zuſammen gezogen iſt. Die Staubfäden ſtellen ein dickes rundliches Säulchen vor, welches ſenkrecht aus der Lippe des Blumenblatts entſteht, und daſelbſt von einem zirkelförmigen, ganzen, und unterwärts mit zween Schuppen gezierten Blättchen umgeben und ſeitwärts mit ſechs bis acht Staubbeuteln beſetzet iſt. Der Fruchtkeim iſt länger, als die Röhre des Blumenblattes und damit durch eine beſonders erhabene Linie verwachſen. Der dicke Griffel iſt kürzer als die Staubfädenſäule und der Staubweg einigermaßen ſchildförmig. Wenn der Fruchtkeim an Größe zunimmt, zerreißt das Blumenblatt, fällt aber nicht ab, ſondern verwelket. Auf dem Saamenbehältniſſe ſteht noch der Griffel, es iſt dieſes einfächericht, und die Saamen ſitzen der Länge nach an dem Orte, wo der Fruchtkeim mit dem Blumenblatte verwachſen war. Die Pflanze hat keinen Stängel; es treiben aber aus dem Winkel der Blätter zuweilen kurze Ranken, aus deren Ende eine neue Pflanze hervorwächſt, und alsdenn ſitzen an einer Mutterpflanze eine große Menge von jungen. Es pflegen demnach auch vollkommene Pflanzen zuweilen ſich nach Art der Polypen zu vermehren. Ueberhaupt iſt der ganze Bau dieſer Pflanze merkwürdig. Nur Schade, daß ſolche außer ihrem Geburtsorte nirgends zu unterhalten.

Muſchelgold.

Aurum in conchis, wird aus den Abgängen der Goldblättchen mit Honig auf einem Reibeſteine zu einem zarten Pulver gerieben und in Muſcheln verwahret. Auf gleiche Weiſe wird auch das Muſchelſilber aus den Abgängen der Silberblättchen gemachet. Das unächte Muſchelgold, oder Malermetall wird aus zartgeriebenen geſchlagenen Meſſing, oder unächten Blattgold gemachet.

Muſchelmarmor.

Muſchelmarmor wird derjenige Marmor genannt, in welchem ſich allerley verſteinerte Muſcheln und Schnecken befinden.

Muſchelſilber.

S. Muſchelgold.

Muſculiten.

Mytuliten, Flußmuſcheln, verſteinerte, Muſculites, Mytulites, Muſculus lapideus, ſind verſteinerte zweyſchalige Muſcheln, welche eine länglichte, ſchmale und ſpitzig zulaufende Schale haben.

Muſcusaffe. S. Sai.

Muſcuskäfer.
S. Todtengräber.

Muſcusochſe. S. Ochſe.

Muſcusthier.
S. Biſamthier.

Muſcusſchwein.
S. Tajacu.

Muſikhorn. S. Tieger.

Muſirgold.

Aurum muſicum, iſt eine goldfarbige Vermiſchung, welche folgendermaaßen erhalten wird: Man macht aus Zinn und Queckſilber eine Vermiſchung oder Amalgama, nimmt von ſelbigem ſechs Theile, Schwefel drey Theile und Salmiac auch drey Theile, miſcht alles wohl unter einander, und ſublimirt es in einem Sublimirgefäße. Was auf dem Boden ſitzen bleibt, iſt das Muſirgold, welches in der Malerey gebraucht wird.

Muſirſilber.

Argentum muſicum, iſt eine ſilberfarbene Vermiſchung, welche aus drey Theilen Zinn, drey Theilen Wißmuth und vier Theilen Queckſilber gemacht wird. Das Zinn und den Wißmuth muß man erſt mit einander ſchmelzen, und alsdenn, wenn ſie im Fluß ſind, das Queckſilber zuſetzen. Hierauf muß man dieſe Vermiſchung vom Feuer nehmen und mit Eyweiß vollends zuſammenreiben. Das Muſirſilber wird in der Malerey gebraucht.

Muſkel.*

Maus, Muſculus. Da dieſes die eigentlichen Werkzeuge der Bewegung ſind, ſo könnte man ſie mit Recht als eigenthümliche Unterſcheidungszeichen eines jeden thieriſchen Körpers anſehen. Man verſtehet nämlich hierunter einen ſolchen Theil deſſelben, welcher nicht nur aus einem Bündel ſchichtenweiſe neben und an einander gelegter, mehr oder weniger dichter oder lockerer Fleiſchfaſern beſtehet, wovon der größte Theil bey Thieren, welche ein rothes Blut bey ſich führen, ebenfalls an Farbe roth ausfällt, ſondern welche auch die beſondere Kraft beſitzen, ſich zuſammenzuziehen. In ſo ferne man einen Muſkel überhaupt und obenhin betrachtet, ſo unterſcheidet man an demſelben das obere ſtumpfe Ende, oder den ſogenannten Kopf (caput), welcher eigentlich den feſten Haltepunct (pun-

ctum fixum) abgiebet, ingleichen das untere, mehr ſpitzige, und wie ein dünnes Seil oder Schnure fortlaufende, und an Farbe weißlichte Ende, nämlich den Schwanz (cauda) oder die ſogenannte Sehne (tendo), oder wenn dieſer Theil ſich in eine breite Schicht verlängert, die ſogenannte Sehnenhaut (aponeuroſis), woſelbſt die bewegliche Stelle des Muſkels, oder Bewegungspunct (punctum mobile) zu ſuchen, und endlich in der Mitte den anſehnlichſten, dickſten, rothen und fleiſchigten Theil, oder Bauch (venter). Die kleinſten zarteſten Fleiſchfaden ſelbſt, in welche ſich der Muſkel zuletzt auflöſen und zergliedern läſſet, liegen ſchichtenweiſe neben einander, und ſind eigentlich durch ein dünnes Zellgewebe unter ſich verbunden, wovon bisweilen hin und wieder an demſelben kleine Zwiſchenräume entſtehen, welche alsdenn überall mit Fett ausgefüllet ſind. Es erhalten aber dieſelben in ihrem weiteren Fortgange nach Beſchäffenheit der Umſtände eine ſehr mannigfaltige und abwechſelnde Richtung, indem ſie bald gerade, bald ſchief oder in die Queere, bald ringförmig oder ſchlangenartig gewunden, bald aber auch kreuzweiſe durch einander geflochten fortlaufen. Hiernächſt gelangen auch außer dieſen Fleiſchfaſern ſowohl blutaderichte als pulsaderichte und lymphatiſche Gefäße und Nerven dahin, welche alle, vornehmlich in den nur erwähnten Zwiſchenräumen, ſich verſchiedentlich zeräſteln, und theils ſich netzförmig wieder unter einander verbinden, oder auch zuletzt unvermerkt verlieren. Gleichwie nun die Fleiſchfaſern eines Muſkels mehr locker ſind und roth ausſehen, alſo kann man die Sehnenfibern an ihrer weißen glänzenden Farbe leicht erkennen, und haben dieſe auch vor jenen ein dichteres und feſteres Weſen. Aus der Dichtigkeit des ſehnichten Theils der Muſkeln läßt ſich wahrſcheinlicher weiſe muthmaßen, daß deſſen ab- und zuführende Gefäße, welche ihr Gewebe durchſtreichen, viel feiner ſeyn müſſen, als daß ſie ein wirklich hellrothes Blut bey ſich führen ſollten; wie man denn auch lediglich aus der Aehnlichkeit des allgemeinen Baues des Körpers auf die Gegenwart der Nerven ſchließen muß, ohnerachtet ſelbige noch nicht augenſcheinlich dargethan worden ſind. Uebrigens nehmen dieſe ſehnichten Fibern entweder alle auf einmal am Ende des Muſkels ihren Anfang, oder ſie entſpringen mitten aus dem Stamme deſſelben; erſteres geſchiehet bey ſolchen, bey denen alle Fibern in einer geraden länglichten Richtung fortlaufen, letzteres hingegen alsdenn, wenn dieſelben ſchief oder in die Queere liegen. Eben daher kömmt es, daß die Sehnen bisweilen

len mitten im Stamme des Muſkels verborgen liegen, welches ſich denn häufig bey den zuſammengeſetzten Muſkeln findet. Was nun aber die Handlung oder Bewegung des Muſkels ſelbſt betrifft, ſo ſcheinet ſelbige durch eine Zuſammenziehung der Fleiſchfaſern deſſelben bewerkſtelliget zu werden; wodurch es denn natürlicherweiſe erfolgen muß, daß nicht nur der Bauch deſſelben aufſchwillet und dicker wird, ſondern auch beyde Enden näher zuſammenkommen, und folglich, der am äußerſten Ende befindliche Theil angezogen werde. Ob nun ſchon alle und jede Bewegung, welche in und von einem thieriſchen Körper verrichtet wird, lediglich der Gewalt und Macht der Muſkeln zuzuſchreiben iſt, ſo findet ſich doch hierinnen ein ſehr merklicher Unterſcheid. Es hängen nämlich einige derſelben von dem Einfluſſe und der Gewalt des Willens ab, welche man darum als willkührliche Bewegungen (motus voluntarii, ſ. animales) und ſolche anzuſehen hat, die der Oberherrſchaft der Seele unterworfen ſind; andere ſtehen mehr der natürlichen Anlage und dem mechaniſchen Baue des Körpers zu Gebote, und können nach unſerer Willkühr weder vermehret noch eingeſchränket werden, weswegen man ſie als natürliche, nothwendige, körperliche und unwillkührliche Bewegungen (motus naturales, neceſſarii, corporei, inuoluntarii) betrachten muß; noch andere ſind zum Theil nothwendig, und doch auch dabey einigermaaßen willkührlich, indem ſie zwar eigentlich von dem Willen abhängen, jedoch aber, wenn eine andere und neue Urſache dazwiſchen kommt, von demſelben nie können verhindert werden, ſondern aus Zwang erfolgen müſſen, und daher gemiſchte Bewegungen (motus mixti) abgeben. Solchergeſtalt iſt das Blinzen mit den Augen beſchaffen; wenn man in die Sonne ſiehet, welches, ohnerachtet ſonſt die Bewegung der Augenlieder willkührlich zu ſeyn ſcheinet, doch nicht vermieden werden kann, ſondern nothwendigerweiſe geſchehen muß, ſobald die Sonnenſtrahlen auf einmal ins Auge fallen; ingleichen, das wechſelſeitige Auf- und Abſteigen des Zwerchfells beym Athemholen, u. ſ. w. Unter die natürlichen und nothwendigen Bewegungen gehören vorzüglich die wechſelsweiſe Zuſammenziehung und Ausdehnung des Herzens, das Schlagen der Pulsadern, die periſtaltiſche Bewegung des Magens und der Gedärme, u. dgl. Man will angemerket haben, daß die Nerven denjenigen Muſkeln, welche einer willkührlichen Bewegung fähig ſind, unmittelbar aus dem Gehirn oder dem Mittelmarke entſpringen, diejenigen aber, welche nur nothwen-

dige

dige und unwillkührliche Bewegung verrichten, ſelbige aus dem Hirnlein erhalten, und endlich die Nerven ſolcher Muſkeln, bey denen die Bewegung gemiſcht iſt, aus beyden zugleich, nämlich ſowohl aus dem Gehirn als dem Hirnlein abſtammen. Bisweilen trifft es ſich auch, daß die Muſkeln in ihrer Handlung bald einander die Hand bieten, und auf einerley Art und Weiſe wirken, bald aber auch einander ganz zuwider und entgegen wirken, indem nämlich die Handlung des einen durch die Handlung des andern aufgehalten und gehemmet wird: Man nennet ſie dahero im erſten Falle gemeinſchaftliche oder gleichwirkende (muſculi congeneres ſ. ſocii), im andern aber entgegengeſetzte oder widrigwirkende Muſkeln (muſculi antagoniſtae); welche, wenn ſie beyde zugleich auf einmal ihre Handlung verrichten, ein Glied ſteif, ſtarr und unbeweglich machen; ſo wie auch einer aus einem Muſkelpaar einfach und allein wirkend dem Gliede oftmals eine ganz andere Richtung giebet, als wenn das ganze Paar zugleich gemeinſchaftlich ſeine Handlung äußert. An kaltblütigen und blutloſen Thieren haben dieſe Theile mehr ein blaßrothes oder auch weißes und ſchleimichtes Anſehen, und man will ſogar den letztern nicht einmal die Sehnen zugeſtehen.

Mußkraut.

Weil eine und die andere Art dieſes Geſchlechts als ein Kohlgeſpeiſet werden kann, iſt dieſer Name längſt im deutſchen bekannt; Tournefort und mit dieſem alle neuern nennen ſolches Corchorus. Die fünf Kelchblättchen ſind lanzetförmig, ſtehen aufgerichtet und fallen ab. Die fünf Blumenblätter ſind länglicht, ſtumpf, kaum länger als der Kelch, und wenig ausgebreitet. Die vielen, zarten Staubfäden ſind kürzer. Der dicke Griffel trägt einen doppelten Staubweg. Das Saamenbehältniß iſt verſchieden, bey den meiſten Arten länglicht, in fünf Klappen und in fünf Fächer abgetheilet. Bey einer Art bemerket man nur zwo Klappen und zwey Fächer. Auch die Geſtalt iſt verſchieden. Die Saamen ſind eckicht. Herr v. Linné hat acht Arten beſtimmet. Die bekannteſten ſind:

1) das zartgeſchwänzte Mußkraut mit fünffächerichter Frucht, gemeines Mußkraut, Kohlmußpflanze, Judenpappel, Corchorus olitorius L. Iſt in Aſien, Afrika und Amerika zu Hauſe. Die Wurzel dauert nur ein Jahr; der Stängel wird ohngefähr zween Schuh hoch, und theilet ſich in viele Zweige. Die langgeſtielten, hellgrünen Blätter ſind eyförmig, oder mehr herzför-

mig, am Rande fein ausgezacket, die beyden hintern oder erſten Zäckchen viel länger, und von den übrigen entfernet, als ob zween Fäden oder Schwänzchen am hintern Ende herabhiengen. Die kleinen, gelben Blumen zeigen ſich im Erndtemonath, und ſitzen einzeln an den Zweigen, den Blättern gegenüber. Das Saamenbehältniß iſt länglicht und bäuchicht.

2) Das zartgeſchwänzte Muſkkraut mit dreyfächerichter und dreyeckichter Frucht, Corchorus trilocularis L. Dieſe jährige Art wächſt in Arabien. Der Stängel iſt etwas rauh, etwan einen Fuß hoch. Die geſtielten Blätter ſind eyförmig, länglicht, auf der untern Fläche rauh, ausgezacket, und die hinterſten Zäckchen, wie bey der erſten Art beſchaffen. Die kurzen Blumenſtiele ſtehen gemeiniglich den Blättern gegenüber, und jeder trägt zwo Blumen. Der Kelch iſt eckicht; die Blumenblätter ſind ſchmal und gelb. Die Frucht zeiget drey Fächer, drey Klappen, und drey geſpaltene rauhe Ecken, und eine ungetheilte Spitze.

3) Das zartgeſchwänzte Muſkkraut mit dreyfächerichter ſechsfurchichter Frucht, Corchorus aeſtuans Linn. kömmt aus dem wärmern Amerika, und dauert gemeiniglich auch nur ein Jahr. Kömmt im Wachsthume mit der erſten Art überein. Die Blätter ſind auch herzförmig, und die hinterſten Zäckchen lang geſchwänzet. Die länglichte, dreyfächerichte Frucht iſt äußerlich mit ſechs Furchen durchzogen, und mit ſechs Spitzen geendiget.

4) Das zartgeſchwänzte Muſkkraut mit niedergedrückter rundlichter Frucht, Corchorus capſularis L. Dieſe jährige Art wächſt in beyden Indien. Der Stängel iſt zart, weich, ohngefähr drey Schuh hoch. Die kurzgeſtielten Blätter ſind länglicht oder herzförmig, und die hinterſten Zäckchen langgeſchwänzet. Die kleinen Blumen erſcheinen im Heu- und Erndtemonath, und ſitzen einzeln und faſt platt ſeitwärts an den Zweigen auf. Die Kelchblättchen ſind vertiefet, umgebogen, äußerlich gedüpfelt, und kürzer als die eingekerbten Blumenblätter. Die Frucht iſt rundlicht, niedergedrücket, und runzlicht.

5) Das ungeſchwänzte Muſkkraut mit zwoklappichter Frucht, Corchorus ſiliquoſus Linn. Dieſe Art wächſt in dem mittägigen Amerika, und iſt ſtaudicht. Die Blätter ſind lanzetförmig und am Rande überall gleich eingekerbet. Die kleinen blaßgelben Blumen ſtehen einzeln den Blättern gegenüber, und erſcheinen im Frühlinge und Herbſte in verſchiedener Beſchaffenheit. Nach Herr von Linne' Angeben, haben die Frühlings-

lingsblumen keine Blumenblätter, und nur vier Kelchblätter, auch nur vier Staubfäden; die Herbſtblumen hingegen fünf Kelch- und fünf Blumenblätter, und viele Staubfäden.

Die erſte Art wird von den Einwohnern, wo ſelbige wild wächſt, vornehmlich von den Juden, wie Kohl geſpeiſet. Die vierte aber wird durch das Kochen bitter und ſchleimicht, und wird nur trocken mit Oel und Zwiebeln abgerieben von den Benjalen und Chineſern gegeſſen. Die Zweige von dieſer Art werden in Bengala wie der Flachs und Hanf zugerichtet und daraus Stricke verfertiget.

Man muß alle Arten aus Saamen erziehen, dieſen auf das Miſtbeet ausſtreuen, die Pflanzen vor aller Kälte verwahren, auch, um deſto gewiſſer reifen Saamen zu erlangen, einige in Töpfen unterhalten, und dieſe gegen den Herbſt hinter die Fenſter eines Glashauſes ſtellen.

Wir vereinigen mit dieſem Geſchlechte ein anderes, welches Hr. v. Linne' zwar davon abgeſondert und Antichorus genennet, aber ſelbſt erinnert, daß es mit dem Mußkraut nahe verwandt ſey. Herr Planer giebt ſelbigem den Namen Möſecke. Die Pflanze, Antichorus depreſſus L. wächſt in Arabien. Die Wurzel iſt jährig. Die Stängel liegen auf der Erde ausgeſtrecket. Die geſtielten, wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind glatt, eyförmig, ſägeartig ausgezacket, etwas gefalten, und mit pfriemenartigen Blattanſätzen verſehen. Die gelben Blumen ſitzen paarweiſe in dem Blätterwinkel. Der vierblätterichte Kelch umgiebt vier Blumenblätter, acht Staubfäden und einen Staubweg. Die pfriemenförmige Frucht neiget ſich unterwärts, und zeiget vier Fächer, auch vier Klappen.

Muſſända.

Burmann und die neuern Schriftſteller verſtehen darunter ein Pflanzengeſchlecht, welches einen fünffach getheilten, und auf dem Fruchtkeime ſitzenden Kelch; ein langes, dünnes, rauches, trichterförmiges, und in fünf eyförmige Einſchnitte getheiltes Blumenblatt; fünf Staubfäden und einen dünnen Griffel mit zween dickern Staubwegen, und eine Beere mit vier Reihen Saamen zeiget. Herr von Linne' hat ehedem nur eine Art, jetzo aber, nach Herr Jacquins Entdeckungen, dreye angegeben; alle haben ein ſchönes Anſehen, ſind aber zur Zeit in hieſigen Gärten nicht bekannt.

1) Die ſtachlichte Muſſände, Muſſaenda ſpinoſa. wächſt in Martinique und Carthagena in den Wäldern; und iſt ſtrauch- oder

oder baumartig. Die letzten Aeſte zeigen theils auf der Spitze, theils nahe dabey vier creuzweiſe geſtellte, ſtarke Stacheln, dergleichen auch noch zuweilen an den ältern Aeſten ſich finden. Die geſtielten Blätter halten keine Ordnung, gemeiniglich ſtehen einige zwiſchen den Stacheln, ſie ſind länglicht, ſpitzig, völlig ganz, auf beyden Seiten rauch, und zuweilen runzlicht. Die Blumen ſitzen um die Spitzen der Aeſte platt auf, und gemeiniglich ſtehen viere derſelben beyeinander, welche zu verſchiedener Zeit aufblühen. Der angenehme Geruch derſelben verbreitet ſich weit. Das Blumenblatt iſt weiß, und die Röhre deſſelben zwey. auch dreymal länger als der Rand. Die Staubfäden ſcheinen ganz zu fehlen, und die Staubbeutel ſitzen am obern Theile der Blumenröhre feſt an. Die Beere iſt nicht geſtreifet, und die äußerliche harte Schale anfangs gelblicht, zuletzt braun. Das weiche markichte Weſen kommt an Farbe und Geſchmack der Caſſienpulpa gleich. Wegen der Stacheln nennen die Spanier dieſe Art Cruzeta.

2) Unbewährte Muſſände mit einzeln geſtellten Blumen, Muſſaenda formoſa L. wächſt auch in Carthagena in den Wäldern, und iſt ein ſchwacher niedriger Strauch. Die Blätter ſitzen der Länge nach an den Aeſten, ſind lanzetförmig, völlig ganz, wenig rauch, geſtielet, und ſtehen gemeiniglich zu vieren auf einem Höcker; in der Mitte dieſes Höckers ſitzet eine Blume, welche, ſonderlich zur Nachtzeit einen ſehr angenehmen Geruch von ſich giebt. Der Kelch iſt haaricht, und öfters ungetheilet; die ſehr lange Röhre des Blumenblattes ganz rauch und grün, die Einſchnitte des Randes aber ſind oberwärts ſchön weiß, und unterwärts halb weiß und halb grün, auch haaricht. Die Frucht iſt mit zehen Streifen überzogen, und das markichte Weſen, wie bey der erſten Art, beſchaffen. Wenn der Strauch im October blühet, ſoll er ein vortreffliches Anſehen haben.

3) Unbewährte Muſſände mit Blumenſträußern, Muſſaenda frondoſa L. Folium principiſſae Rumph. Dieſer Strauch wächſt in Indien, und iſt wegen der zweyerley Blätter, welche darauf zu gleicher Zeit erſcheinen, leicht kenntlich und ſchön anzuſehen. Die Größe und Geſtalt der ordentlichen Blätter iſt verſchieden, gemeiniglich ſind ſolche groß, breit, eyförmig, ſtumpf, und rauch. Die Blumen ſtehen in kleinen Sträußern bey einander; dieſe haben keinen Geruch. Das Blumenblatt iſt weich, wie Seide anzufühlen, und in Amboina oberwärts gelblicht, in Macaſſarien

caſſarien karmeſinroth. Die Frucht iſt grün mit aſchgrauen Puncten geflecket. Wenn dieſe zu reifen anfängt, verlängert ſich das eine Kelchblättchen, und erhält die Geſtalt der übrigen Blätter, iſt aber kleiner als dieſe, ganz weiß und von einem beſondern Geruche. Die Einwohner, ſonderlich das Frauenzimmer gebrauchen ſolche ſich ſelbſt und ihren Kleidern einen angenehmen Geruch zu verſchaffen.

Mußwall.

Muſculus, Μυςίκητος, eine Art gemeiner Balänen oder Wallfiſche, Geſner S. 99. b. des Artedi, ſyn. p. 106. ſp. 1. Balaena, fiſtula in medio capite, dorſo caudam verſus acuminato. Balaena Myſticetus, Linn. gen. 38. ſp. 1. Müllers Grönländiſcher Wallfiſch. Kleins Balaena, 1. vera Zorydrageri; ſ. Wallfiſch.

Muthay.

Eine vortreffliche Art von Fiſchen, die in den Flüſſen der Hudſonsbey gefangen wird; er iſt von dem Aale nur dadurch unterſchieden, daß er mit gelben und weißen Flecken ganz lang hinunter gezeichnet iſt. Sie ſind niemals fetter, als im Winter, und werden alsdenn mit Angeln durch die Löcher gefangen, die man mit ziemlicher Mühe in dem Eiſe machet. S. A. Reiſen; B. XVII. S. 272.

Mutter.

S. Zeugungstheile.

Mutterharz.

S. Galbanun.

Mutterkorn.

S. Getraide.

Mutterkraut.

Dieſen bekannten Namen hat Hr. Planer mit Metter verwechſelt. Matricaria Tourn. und Linn. Die Blumen ſind von der Familie der zuſammengeſetzten. Der gemeinſchaftliche Kelch iſt halbkugelförmig, und die Schuppen ſind gleich breit, und wie Dachziegel über einander geleget. Die Blümchen ſind von zweyerley Art; die Randblümchen weiblich, zungenförmig, und am Ende dreyzäckicht; die auf der Scheibe aber Zwitter, trichterförmig, und fünffach eingekerbet. Dieſe zeugen einen verwachſenen, walzenförmigen Staubbeutel, und, wie die Weibchen, einen länglichten Fruchtkeim, nebſt zweyſpaltigen Griffel. Nach allen folget ein länglichter, an der Spitze nicht gekrönter Saame, welche auf dem nackenden, etwas erhabenen Blumenbette ſitzen, und von dem unveränderten Kelche umgeben werden. Es hat dieſes Geſchlechte mit der Goldblume viele

Aehnlich-

Aehnlichkeit, und der Hauptunterſchied beſtehet nur darinnen, daß bey dieſem Geſchlechte die Kelchſchuppen einander nicht ganz ähnlich und die äußerlichen mit einem beſondern, gleichſam trocknen Rande eingefaſſet ſind, daher auch Hr. v. Haller Chryſanthemum L. mit Matricaria vereiniget, und Herr Ludwig auch den Bertram hinzugefüget, obgleich bey dieſem die Saamen mit einem eingekerbten Krönchen beſetzet ſind, dergleichen an den Arten der Goldblume kaum merklich und bey dem Mutterkraute ganz und gar nicht zugegen iſt. Da wir den Bertram und die Goldblume beſonders beſchrieben, führen wir hier die eigentlichen Arten des Mutterkrautes nach Hr. v. Linne' an. Man findet bey demſelben jetzo nur ſechſe, indem er die Matric. capenſis mit der Laugenblume vereiniget, und darunter iſt auch die gemeine Chamomille, wovon bereits gehandelt worden. Wir erwähnen demnach

1) Das gemeine Mutterkraut, Metterich, Meterkraut, Mälerkraut, Metram, Feberkraut, Matricaria parthenium L. wächſet in den meiſten Ländern Europens wild. Die fäſerichte Wurzel dauert gemeiniglich zwey Jahre. Der ſtarke aufgerichtete Stängel treibt viele Zweige, und wird gegen drey Schuh hoch. Die Blätter ſind gelblicht grün, wollicht, zuſammengeſetzt, und in viele Flügel abgetheilet, und dieſe wieder in breite, tief eingekerbte Lappen zerſchnitten. Die Blumenſtiele ſind zweigicht und die Blume ſtellt unter ſich einen flachen Strauß vor. Die Blüthzeit fällt gemeiniglich in den Heumonat. Die Randblümchen ſind weiß, und die auf der Scheibe gelbe, fallen aber in den Gärten ſehr verſchieden aus. Man findet ſogenannte gefüllte, da denn entweder alle Blümchen zungenförmig und weißlicht, mithin die auf der Scheibe ebenfalls in platte verwandelt und vergrößert worden, Matricaria floſculis omnibus lingulatis, oder umgekehrt alle trichterförmig und vergrößert ſind, floribus omnibus fiſtuloſis. Noch eine andere Spielart findet man, wobey die mittelſten trichterförmigen ihre Größe behalten, die äußerlichen aber größer und gleichfalls trichterförmig erſcheinen. Man findet auch Stöcke mit krauſen Blättern. Die Kelchſchuppen zeigen auch, wie in der Goldblume, einen trockenen Rand, mithin iſt das Unterſcheidungszeichen dieſer beyden Geſchlechter nicht hinreichend. Der Geruch dieſer Pflanze hat viel ähnliches mit den Chamillen, und man kann auch beyde in Anſehung der Wirkung und des Nutzens mit einander füglich vergleichen, doch möchte die Chamille leicht den Vorzug behaupten, daher auch das Mutterkraut

terkraut wenig gebrauchet wird. Der gemeine Name, auch Parthenium, welches Jungfernkraut bedeutet, zeiget ſchon an, daß man die Pflanze vorzüglich wider die Mutterbeſchwerungen, welche in Blähungen, Krämpfen und unordentlicher Monathszeit beſtehen, gebrauchet habe. Man will auch ſolche, wegen der mehrern Bitterkeit, als ein mehr ſtärkendes Mittel anrühmen, und äußerlich zur Zertheilung der ſtockenden Feuchtigkeit der Chamille vorziehen. Von dieſer ſind nur die Blüthen zu gebrauchen; unſer Mutterkraut aber beſitzt in den Blüthen und den Blättern gleiche Kräfte. Es gehen dieſe bey dem Austrocknen größtentheils verlohren; doch berichtet Lange, wie im Braunſchweigiſchen die getrockneten und zerriebenen Blätter mit Brandwein vermiſcht, häufig gebrauchet würden. Es pflegen auch die Landleute in einigen Gegenden die getrockneten Blätter dem keichenden und aufgebläheten Viehe unter das Futter zu mengen. In England pfleget man den ausgepreßten Saft einige Löffel voll vor dem Eintritte der Wechſelfieber einzunehmen, und daher heißt auch die Pflanze bey den Engländern Feferfew. Die Bienen beſuchen die Blumen gar nicht. Die Vermehrung geſchieht am gewiſſeſten durch den Saamen, ob ſich gleich dadurch die Spielarten öfters verändern; doch erhält man auch zuweilen neue davon. Wo einmal Stöcke im Garten geſtanden und verblühet haben, werden durch den ausgefallenen Saamen genug neue Pflanzen aufſchießen, und man wird nicht leicht nöthig haben, eine beſondere Ausſaat zu veranſtalten. Die Theilung der Stöcke oder der Wurzel wird öfters mißlingen und die geſteckten Zweige ſelten Wurzeln ſchlagen.

2) Das wohlriechende Mutterkraut, Matricaria ſuaueolens Linn. unterſcheidet ſich von den übrigen Arten durch die gleichbreiten Kelchſchuppen, die zurückgeſchlagenen Randblümchen und das mehr erhabene Blumenbette; iſt übrigens der Chamille viel ähnlich, bey welcher aber die Randblümchen ausgebreitet ſtehen. Die Wurzel iſt jährig und die Blätter ſind in zarte Lappen zerſchnitten. Die Blüthzeit fällt in Brachmonath. Man findet dieſe Art faſt in allen Ländern Europens.

3) Das ſilberfarbene Mutterkraut, Matricaria argentea, kömmt aus den Morgenländern und unterſcheidet ſich durch die doppelt gefiederten, ſilberweißen Blätter und einzeln ſtehende Blumen.

4) Das ganzblätterichte Mutterkraut, Matricaria aſteroides Linn. wächſt in Penſylvanien.

Die Wurzel dauert über Winter. Der aufrechtsſtehende Stängel zeiget einige Ecken und Striefen, und erreichet ohngefähr zween Schuh Höhe. Die Blätter ſitzen wechſelsweiſe platt auf und ſind lanzetförmig, glatt. Die Randblümchen ſind fleiſchfärbig oder weiß und die Saamen mit fünf Zähnchen beſetzet. Das Blumenbette hat die Geſtalt eines halben Kegels. Man kann dieſe Art auch im freyen Lande unterhalten und aus dem Saamen erziehen.

Mutterkraut, S. auch Chamille, Fönugreck, Löwenfuß, Meliſſe und Milchkraut.

Mutterkuchen.

S. Zeugungstheile.

Mutterlauge.

Hecklauge, Salpetermutter, Mater nitri, iſt eigentlich nichts anders, als die übrig gebliebene Lauge, aus welcher bey dem Salpetermachen kein Salpeter mehr zu Cryſtallen anſchießen will. Dieſe Lauge enthält eine aufgelößte Kalcherde, etwas von einem alkaliſchen Salze, wie auch ein wenig Kochſalz und Salpeter. Die Kalcherde iſt, vermittelſt des Salpeter- oder Salzſauren, vornehmlich aber vermittelſt des Salpeterſauren aufgelöſet. Gießt man in die Mutterlauge etwas von einem aufgelößten alkaliſchen Salze, ſo ſchlägt ſich eine weiße Erde nieder, welche wohl ausgeſüßt nichts anders als eine zarte Kalcherde iſt, und Magneſie, Magneſia alba, genannt wird. Rauchet man die Mutterlauge bis zur Trockne ab und calcinirt die nunmehr übriggebliebene trockene Subſtanz, ſo geht das vorher an ſelbige hängende Salz und Salpeterſaure verlohren, und wenn man hernach die erdichte Subſtanz wohl ausſüßt, ſo bleibt nichts als eine Kalcherde übrig, mit welcher gemeiniglich etwas weniges vom Salpeter und Salzſauren verbunden iſt. Dieſes iſt die durch die Calcination bereitete Magneſie. Dieſe ſowohl, als die durch die Präcipitation bereitete Magneſie wird vornehmlich in der Heilkunſt gebrauchet. S. Magneſie.

Mutterſcheide.

S. Zeugungstheile.

Mutterſteine.

S. Hyſterolithen.

Muttertrompete.

S. Zeugungstheile.

Mutterwurzel.

S. Bärwurzel und Fallkraut.

Mutterzapfen.

S. Getraide.

Muxue.

Eine Art Forellen in dem Obfluſſe, die keine Zähne haben, nach dem Gmelin; ſ. S. a. Reiſen, B. XIX. S. 162.

Myginda.

Franciſcus a Mygind hat in der Inſel Barbados die Pflanzen aufgeſuchet und ſelbige Hrn. Jacquin mitgetheilet, wird auch von dieſem als ein großer Beförderer des botaniſchen Gartens zu Wien gerühmet und hat deswegen dieſes Andenken von ihm erhalten. Es machet dieſes Geſchlechte nur eine Art aus, welche um Carthagena und in der Inſel St. Martini wächſt und einen Strauch vorſtellet, deſſen dicke, knotichte Wurzel von einer Rinde bedecket wird, welche äußerlich braun und innerlich orangenfärbig und der holzichte Theil weiß und ſehr bitter iſt. Die Blätter ſind eyförmig zugeſpitzet, zart eingekerbt und ſtehen gemeiniglich einander gegen über auf kurzen röthlichen Stielen. Aus dem Blätterwinkel treibt ein dünner Blüthſtiel, welcher ſich in Zweige, und jeder Zweig wieder in drey andere theilet, auf den letzten ſtehen die Blumen einzeln. Die Blumen ſind klein; der Kelch iſt vierfach eingekerbet; die vier Blumenblätter ſind dunkelroth, rundlich und ſtehen ausgebreitet; die vier Staubfäden ſind kürzer und der rundliche Fruchtkeim trägt vier kurze Griffel mit ſpitzigen Staubwegen. Die Steinfrucht iſt roth, weich, faſt kugelförmig und enthält eine einfächerichte Nuß. Die Carthageneſer bedienen ſich der Wurzel als eines kräftigen urintreibenden Mittels, daher nennt ſolche Herr Jacquin Myginda uragoga.

Myrabellen.

S. Monbin.

Myrobalanen.

Aus Oſtindien erhalten wir verſchiedene getrocknete Früchte, welche dieſen Namen führen. Sie werden nach der Größe, Farbe und ihrem Vaterlande unterſchieden, und es iſt wahrſcheinlich, daß ſelbige nicht von einem Baume, ſondern von mehrern und verſchiedenen geſamelt werden; doch laſſen ſich dieſe nicht alle angeben. Wir wollen zuerſt die Arten anführen und ihren Gebrauch erwähnen, zuletzt aber den bekannten Baum beſchreiben. Die arabiſchen Aerzte haben die Myrobalanen zuerſt eingeführet und vier Arten davon angegeben. In den neuern Zeiten hat man fünf Arten beſtimmet und dieſe findet man auch jetzo in den Apotheken, als

1) gelbe oder citronfarbene, Myrobalani citrini, ſind länglicht runde, getrocknete Früchte, welche an beyden Enden ſtumpf

zulaufen und eine gelblichte Citronfarbe zeigen. Gemeiniglich ſind ſie der Länge nach mit fünf ſtarken Striefen, und zwiſchen dieſen mit fünf kleinern bezeichnet. Inwendig liegt eine länglichte, eckichte Nuß.

2) Große, ſchwarzbraune, Myrobalani chebuli, ſind den vorigen ziemlich ähnlich, nur größer, und haben mehr die Geſtalt einer Birne.

3) Die ſchwarzen oder indianiſchen, Myrobalani indici, ſind klein, länglicht, mehr runzlicht als geſtreift, meiſtentheils achteckicht, äußerlich ſchwarz oder dunkelgrau, inwendig glänzend wie Pech; und ohne Kern, jedoch ausgehöhlet; daher man ſolche für unreife Früchte hält.

4) Belliriſche, Myrobalani bellirici, ſind rund, etwas eckicht, gelblicht und endigen ſich mit einem Stiele.

5) Aſchfarbige, Myrobalani emblici, ſind beynahe kugelförmig, ſechseckicht, dunkelaſchfärbig. Man findet dieſe ſelten ganz, ſondern gemeiniglich in Stücke zerbrochen.

Die Indianer gebrauchen dieſe verſchiedene Früchte, das Leder damit zu färben und Dinte zu machen. Sie eſſen auch ſelbige, ſonderlich die aſchfarbenen, in Salzwaſſer eingeweichet, um den Appetit zu erwecken. Die Aerzte rechnen ſolche unter diejenigen Arzneymittel, welche den Leib gelinde eröffnen und zugleich den Durchfall ſtillen, und die Araber rühmten ſie vorzüglich zu Verbeſſerung anderer Purgiermittel und als ein zuſammenziehendes Mittel bey Augenkrankheiten und Schwäche der Eingeweide, und nach Meſue Empfehlung ſoll ihr Gebrauch das Alter verzögern und den Körper munter und geſund erhalten. Ob dieſe angegebenen Wirkungen von den friſchen oder wohl aufbehaltenen Früchten zu erlangen ſeyn dürften, wollen wir nicht unterſuchen, geſtehen aber frey, daß diejenigen, welche in den Apotheken zu finden, gar nichts nützen, und als eine alte verlegene Waare billig daraus vertilget werden ſollten. Es wird auch nicht leicht ein Arzt dergleichen jetzo verſchreiben, ſondern lieber dafür unſere getrockneten Pflaumen, oder andere gebräuchliche, gelinde abführende und ſtärkende Mittel wählen, und davon ſichere und beſſere Wirkung erhalten. Wir erinnern jedoch noch, wie Herr van Swieten den Trank von abgekochten Belliriſchen Myrobalanen wider den Vorfall des Maſtdarmes bey Kindern in der Maſſe zu trinken empfohlen, daß davon kein Laxieren erfolge. Vielleicht hat man in Wien friſchere Früchte; unſere werden den Leib gewiß ſo verſtopfen, daß weder Durchfall, noch

Ausfall des Maſtdarms zu befürchten.

Das Geſchlecht Spondias, oder Monbin hat Herr Dietrich Myrobalanen genennet, und beyde Arten deſſelben hat Sloane unter dieſem Namen beſchrieben, auch Herr von Linné und Jacquin einer Art dieſen Beynamen gegeben; doch iſt ungewiß, ob eine oder mehrere Arten von den angeführten Myrobalanen von dieſen abſtamme, zumal die Steinfrucht bey dem Monbin eine fünffächerichte Nuß enthält, welche in den Myrobalanen nur einfächericht ſcheint. Gewiſſer iſt es, daß die Frucht eines Baumes von dem Geſchlechte, welches Phyllanthus heißt, eine Art Myrobalanen, und zwar die aſchgrauen oder embliſchen liefere. Von dieſem Geſchlechte haben wir unter dem Namen Blatblume gehandelt, beſchreiben aber hier noch diejenige Art, welche wegen der Frucht zu den Myrobalanen gehöret. Es iſt dieſes

Die Embliſche Blattblume, Phyllanthus Emblica L. Dieſer Baum wächſt in Malabarien, auch auf der Inſel Malaga. Die gefiederten Blätter beſtehen aus vielen kleinen, einander gegenüber geſtellten, eyförmigen und völlig ganzen Blättchen, welche einzeln nach und nach abfallen, der gemeinſchaftliche Stiel aber bleibt ſtehen, und auf dieſem erſcheinen nachher die Blumen. Die männlichen ſtehen der Länge nach an ſelbigem, die weiblichen aber nahe am Winkel, wo der Stiel anſitzet. Die Frucht ſitzet auf einem ganz kurzen Stiele, iſt rundlich, durch drey oder ſechs Linien vertiefet, anfangs grün und ſaftig, zuletzt gräulichtſchwarz, und mehr vertrocknet. Die dariñen liegende Nuß iſt eyförmig zugeſpitzet, ſechseckicht, und theilet ſich in ſechs krumme, ſpitzige Stücke, welche man für ſo viel Saamen ausgiebt.

Die Bengaliſche Bohne, welche von einigen Schriftſtellern auch für eine Art Myrobalanen ausgegeben worden, haben wir unter dieſem Namen bereits erwähnet.

Myrrhe.

Ob die Myrrhe, welche die ältern griechiſchen Aerzte anführen, mit der jetzt gebräuchlichen völlig übereinkomme, oder verſchieden ſey, läßt ſich nicht füglich beſtimmen; wie denn auch noch immer unbekannt iſt, aus welcher Pflanze ſelbige eigentlich ihren Urſprung erhalte. Es ſoll ſolche aus dem Stamme und den Aeſten eines Baumes, welcher in Arabien, Egypten,

Egypten und andern Ländern von Afrika wächſt, theils nach dem Ritzen, theils von ſich ſelbſt fließen. In den Küſten oder Säcken, worinnen die Myrrhe zu uns gebracht wird, findet man gemeiniglich verſchiedene Stücke untereinander gemiſchet, deren viele einen andern Geruch und Geſchmack, und überhaupt ein anderes Anſehen haben, als die Myrrhe; öfters iſt auch Bdellien-Harz und Gummi damit vermiſchet; daher es ſcheinen möchte, als ob ſelbige aus verſchiedenen Bäumen, oder zu verſchiedener Jahreszeit, oder auf verſchiedene Weiſe geſammlet würde. Wir wollen uns hierbey und andern Muthmaßungen nicht aufhalten, ſondern nur bemerken, daß die Droguiſten dreyerley Sorten unterſcheiden; als 1) die auserleſene Myrrhe, electa, welche aus kleinen Stückchen oder großen Körnern beſteht, einfärbicht, roth, oder braunroth, helle und durchſichtig ſey, einen bittern und ſcharfen, doch nicht unangenehmen Geſchmack und guten Geruch habe, ſich leicht zerbrechen laſſe, und inwendig weißlichte Adern und eine gleichſam klebrichte Feuchtigkeit zeige. Dieſe halten einige für die Myrrha ſtacte der Alten; es ſoll aber dieſe, nach anderer Meynung ganz flüßig geweſen ſeyn. 2) Die feine Myrrhe, fina, welche mit der vorigen übereinkömmt, aber auch äußerlich weiße Striefen zeiget; und 3) gemeine Myrrhe, oder in Sorten, communis, welche grob und unrein iſt, und aus kleinen ſchwarzen Stückchen beſteht. Dieſe iſt mithin die ſchlechteſte und nicht wohl zu gebrauchen. Es iſt die Myrrhe von beſonderer Beſchaffenheit, weder ein Harz, noch Gummi, noch Oel. Es entzündet ſich ſelbige, wie das Harz, löſt ſich aber nicht völlig, wie das Harz, in ölichten Feuchtigkeiten auf, ſondern ein Theil davon bleibt in Klümpchen zurück. Auch im Waſſer bleibt der größte Theil unaufgelößet darinnen liegen. Der ſtarke Weingeiſt zieht den harzichten Theil heraus, und der zurückbleibende gummöſe iſt alsdenn ohne Geruch und faſt ohne Geſchmack. Im Weingeiſte, der mit Salmiackgeiſt vermiſchet worden, löſet ſich die Myrrhe völlig auf. Die verſchiedenen Beſtandtheile geben die Schriftſteller verſchieden an. Nach Neumanns Verſuchen giebt ſelbige $\frac{2}{3}\frac{5}{2}$ wäſſerichtes und $\frac{5}{16}$ geiſtiges Extract, und bey der Deſtillation $\frac{3}{8}$ ſauren Spiritus, und ohngefähr $\frac{1}{9}$ empyreumatiſches Oel, und das Waſſer, welches über vier Pfund Myrrhe abgezogen worden, drey Quentchen Oel. Nach Herr Cartheuſers Erfahrung giebt die Myrrhe

rhe über $\frac{7}{8}$ wäſſerichtes und $\frac{1}{2}$ geiſtiges Extract. Von dem weſentlichen Oele hat Hoffmann eben ſoviel als Neumann, hingegen Herr Spielmann nur einige Tropfen eines butterartigen Oeles erhalten. Dieſe Beſtandtheile muß man wiſſen, um von den verſchiedenen Zubereitungen deſto gewiſſer zu urtheilen. Es beſitzet die Myrrhe eine zertheilende, ſtärkende, reinigende und heilende Kraft. Bey Verſtopfungen der Eingeweide überhaupt, beſonders zu Beförderung der monathlichen Reinigung und der güldenen Ader, auch bey angehäuften Schleime und Knoten in der Lunge wird der innerliche Gebrauch nützlich angerathen. Sie iſt auch ein wirkſames Mittel wider die Würmer. Sie ſtärket den Magen und treibet die Blähungen aus. Sie verbeſſert die Säfte, widerſteht der Fäulniß, und wird daher in böſartigen, faulen Fiebern, auch bey innerlichen Geſchwüren nützlich ſeyn. Cartheuſer hat ſelbige nach dem Blutſpeyen, und Löſeke in der Lungenſucht kräftig befunden. Den innerlichen Gebrauch veranſtaltet man gemeiniglich in Pillen, oder wählet die daraus bereitete Tinctur, oder das gewöhnlichſte zuſammengeſetzte Mittel, das Elixir Proprietatis. Aeußerlich iſt die Myrrhe vorzüglich als ein reinigendes und heilendes Mittel bekannt. Man machet daraus Tränke, Tincturen, Pflaſter und Oele. Man hat in den Apotheken zweyerley Tincturen, eine, welche allein mit ſtarken Weingeiſt, und eine andere, welche aus Weingeiſt und Salmiac, oder einem Laugenſalze bereitet wird. Dieſe, oder die Tinctura Myrrhae cum alcali, ſchicket ſich am beſten zum innerlichen, die andere aber, oder die Tinctura Myrrhae ſine alcali, zum äußerlichen Gebrauche. Das gewöhnliche und zu der Wundarzneykunſt gebräuchliche Oel, Oleum Myrrhae per deliquium, führet dieſen Namen mit Unrecht, es iſt nichts anders als die, durch die Feuchtigkeit des Eyweißes flüßig gemachte Myrrhe, und heißt daher beſſer Liquamen Myrrhae, oder Myrrha liquida. Man ſchneidet ein hart gekochtes friſches Ey der Länge nach mitten von einander, nimmt das gelbe heraus, und thut ſtatt deſſen klar geſtoßene Myrrhe hinein, bindet die beyden Hälften mit einem Faden wieder zuſammen, und hängt ſie in den Keller, oder einen andern feuchten Ort, da denn die aufgelößte Myrrhe herauströpfelt, und geſammlet, oder auch noch bey gelindem Feuer in etwas verdicket wird. Dieſes Liquamen Myrrhae iſt ein vortreffliches

Mittel, die Wunden und andere äußerliche Schäden zu reinigen, gutes Eyter zu machen, und die Heilung zu befördern. Man beſtreichet auch damit die aufgeſprungenen Lippen und Warzen an den Brüſten, die Flechten, Schwinden, und die ungeſtalten Narben auf der Haut. Auch das Pulver der Myrrhe ſtreuet man auf die angefreſſenen Knochen, und reibet damit die Zähne. Ueberhaupt iſt Myrrhe eines der beſten Verwahrungsmittel für die Zähne; man pfleget ſolche auch zu kauen, theils um den Athem dadurch zu verbeſſern, theils ſich bey anſteckenden Krankheiten zu verwahren. Außer dem Elixir Proprietatis kömmt die Myrrhe auch zu dem Emplaſtro Oxycroceo und de Meliloto, und zu vielen andern zuſammengeſetzten Mitteln. So nützlich aber die Myrrhe iſt, ſoll man doch mit dem innerlichen Gebrauch vorſichtig umgehen, indem dadurch das Blut leicht erhitzet und Schaden erreget werden kann. Galen erinnert ſchon, daß dadurch unzeitige Geburt, und Lebenwald, daß darauf Blutharnen erfolget; daher man, um deſto ſicherer zu gehen, das wäſſerichte Extract zum innerlichen Gebrauche anwenden ſoll. Wie dieſes auf die geſchickteſte Weiſe zu verfertigen, lehret Schulze in Praelectionibus in Diſpenſator. Brandenburgicum, in der zwoten Ausgabe von 1753. auf der 275 S.

Myrrhenkörbel.

Unter dieſem Namen oder Möhrenkümmel, verſteht man dasjenige Doldengeſchlecht, welches Tournefort Myrrhis genennet. Da aber dieſes nicht füglich beybehalten werden kann, ſondern die Arten deſſelben vielmehr unter den Kerbel und Nadelkerbel zu vertheilen, oder mit einem von beyden zu vereinigen ſind, wollen wir auch davon nichts weiter anführen, ſondern auf dieſe Namen, ſonderlich auf Kerbel verweiſen, woſelbſt wir von allen dieſen Geſchlechtern ausführlich gehandelt haben.

Myrtenbaum.

Myrteni oder Myrthen auch Martelbaum genannt, iſt ein bekanntes Pflanzengeſchlecht. Der Kelch ſitzt auf dem Fruchtkeime, und iſt in fünf ſpitzige Einſchnitte getheilet. Bey einigen Arten zeiget ſolcher auch nur vier, oder gar keine Einſchnitte. Auf dieſem ruhen fünf, bey einigen auch nur vier eyförmige, viel größere Blumenblätter und viele Staubfäden. Der Griffel iſt einfach und der Staubweg ſtumpf. Die eyförmige Beere iſt mit dem Kelche gekrönet, zeiget innerlich

drey Fächer und in jedem lieget ein nierenförmiger Saame. Alle Arten ſind immer grün, und die Blätter geben einen angenehmen Geruch von ſich. Aus denjenigen Arten, welche nur vier Blumenblätter und einen vierfach getheilten, oder völlig ganzen Kelch beſitzen, hat Herr von Linné in der Flor. Zeyl. ein beſonders Geſchlecht unter dem Namen Myrcia gemacht, ſolches aber hernach wieder mit dem Myrtenbaume vereiniget, und dreyzehen Arten davon angegeben. Die merkwürdigſten ſind:

1) Einzeln blühender Myrtenbaum mit bedeckten Stielen, gemeiner Myrtenbaum, Myrtus communis, wächſet in dem mittägigen Europa, auch in Aſien und Afrika, erhält aber nach dem verſchiedenen Geburtsorte ein verſchiedenes Anſehen, ſowohl was die Höhe des Stammes, als die Geſtalt der Blätter betrifft. Herr von Linné vereiniget alle diejenigen, als Abänderungen, mit einander in einer Art, welche einblümichte und mit zwey Deckblättern verſehene Blüthſtiele zeigen; da hingegen Herr Miller mehrere Arten davon unterſcheidet, indem ihr Anſehen ſich auch in den Gärten erhält. Da es noch ungewiß iſt, in wie ferne man ſolche für Arten, oder nur für Spielarten halten könne, wollen wir die bekannteſten anführen.

a) Kleiner Tarentiniſcher Myrtenbaum, Myrt. tarentina, Myrt. minor vulgaris C. B. P. Die holzichte Wurzel treibet viele kleine biegſame Aeſte, die mit kleinen, eyförmigen, hellgrünen, glänzenden und wohlriechenden Blättern beſetzet ſind. Die Blumen ſind weiß und die Beeren faſt kugelförmig.

b) Groſſer ſpitzblätteriger Italiäniſcher Myrtenbaum, Italica. Dieſer erreichet zuweilen die Höhe eines mittelmäßigen Baumes. Die Zweige ſtehen mehr aufgerichtet. Die Rinde iſt roth. Die Blätter ſind gröſſer, lanzetförmig, ſpitzig, und die Beeren mehr länglicht.

c) Breitblätterichter Römiſcher Myrtenbaum, Romana. Dieſer trägt breite und eyförmige Blätter, und die Blüthen ſitzen auf längern Stielen.

d) Breitblätterichter Boetiſcher Myrtenbaum, Boetica. Die eyförmig zugeſpitzten Blätter ſtehen dichte bey einander.

e) Groſſer ſpitzblätteriger Myrtenbaum, Luſitanica.

f) Breitblätterichter Holländiſcher Myrtenbaum, Belgica.

g) Kleiner ſpitzblätteriger Myrtenbaum, mucronata.

Ueberdieß findet man Bäume mit gefüllten Blumen, und andere mit verſilberten, auch mit vergoldeten Blättern. Man findet auch Bäume, welche weiße Beeren tragen.

Ehedem wurde der Myrtenbaum bey beſondern, traurigen ſowohl, als frölichen Vorfällen gebrauchet, auch in der Küche und in der Arzneykunſt häufig angewendet. Jetzo dienet derſelbe faſt nur das Auge zu beluſtigen und durch Geruch zu ergötzen. Faſt alle Theile deſſelben beſitzen eine zuſammenziehende Kraft. Man hat in den Apotheken die getrockneten Beeren, welche wegen des Austrocknens runzlicht werden, und ganz anders ausſehen, als die friſchen. Es werden ſolche auch welſche Heidelbeeren genennet. Man kann ſich dieſer, wie auch der Blätter, innerlich und äußerlich bedienen. Gemeiniglich wählet man den einfachen Syrup, welcher aus dem Safte der Früchte gemacht wird. Einige Aerzte bedienen ſich deſſen beym Durchfalle, dem weißen Fluſſe, auch bey Blutflüſſen. Der Trank von Myrtenblätter giebt ein gutes Gurgelwaſſer, dienet auch zu Befeſtigung der Zähne, man kann auch davon Bähungen machen, um die ſchlappen Gelenke, und Nerven zu ſtärken. Von den Blättern und Blumen ſoll in Frankreich ein Waſſer abgezogen werden, welches Eau d'Ange heißt, und womit ſich die Frauenzimmer zu waſchen pflegen. Plinius berichtet, wie die Myrtenbeeren in den ältern Zeiten, als der Pfeffer noch unbekannt war, ſtatt dieſem gebrauchet und ſonderlich das Ragout damit bereitet und dieſes Myrtatum genennet worden. Bellonius erzählet, wie die Einwohner Illyriens das Leder mit Myrtenblättern zurichteten. Die Beeren ſollen auch von den Färbern zu Verfertigung einer blauen Farbe gebrauchet werden.

Man hält dieſen Myrtenbaum gemeiniglich unter der Orangerie in den Gärten, und wartet ſolchen auch wie dieſe. Die Vermehrung geſchiehet aus den ſchönſten und geradeſten Ablegern oder Zweigen den Sommer über. Die Zweige ſtecket man insgemein in Töpfe, welche mit einer leichten fetten Erde erfüllet ſind, oder auch auf eine ſchattige Rabatte. Die Bäume verſetzet man fleißig im Frühlinge, erwählet aber hierzu

zu niemals allzugroße Töpfe, und lockert beym Verſetzen die dicht unter einander, und in einen Pelz verwachſenen Wurzeln ſorgfältig auf. Wenn ſie den Sommer über allzuſehr der Sonne ausgeſetzet ſind, werden ſie ſelten reichlich blühen; welches aber um deſto eher geſchiehet, wenn ſie einigen Schutz haben. Die Blüthzeit fällt bey uns gemeiniglich zu Ende des Sommers. Im Winterhauſe verlangen ſie wenig Wärme, mehr Luft und öfters Begießen. Einige Sorten ſind härter, andere zärtlicher. Einige laſſen ſich durch den Schnitt wie Pyramiden, Kugeln und in andere Geſtalt ziehen.

2) Einzeln blühender Myrtenbaum mit nackenden Stielen, Myrtus Braſiliana L. wächſet in Braſilien. Die Blätter ſtehen einander gegen über, ſind geſtielet, groß, eyförmig, ſtumpf, glatt, und ohne Geruch. Die Blumen treiben einzeln aus dem Blätterwinkel hervor, und ihr Stiel iſt mit keinen Deckblättern beſetzet. Die Anzahl der Blumenblätter ſpielet; man findet fünfe, auch nur viere, ſie ſind vertieft, rückwärts geſchlagen und am Rande gefranzet.

3) Der vielblumichte Zeylaniſche Myrtenbaum, Myrtus Zeylanica L. iſt ein gerade aufſchießender Baum mit gelblichter, gemeiniglich der Länge nach aufgeritzter Rinde, und einander gegen über geſtellten, einigermaßen geſtielten, eyförmigen, zugeſpitzten, glänzenden, glatten, oberwärts dunkelgrünen, ſtark riechenden Blättern. Die Blüthſtiele ſind gemeiniglich dreyſpaltig, und die Blumen ſtellen einen Strauß vor. Die Beeren ſind weiß. Dieſe ſollen mit den Mutternelken einerley Eigenſchaften haben.

4) Der vielblumige Nelkenmyrtus, Myrt. caryophyllata. L. Dieſer Baum wächſet auch in Zeylan. Die Blätter ſtehen einander gegen über auf ganz kurzen Stielen, und ſind eyförmig, ſtumpf, glatt, und haben einen ſehr ſtarken gewürzhaften Geruch. Die Blumenbüſchel ſtehen an dem Ende der Zweige, und die Stiele ſind gemeiniglich dreyſpaltig in Zweige abgetheilet. Der Kelch iſt völlig ganz. Man hält dafür, daß von dieſer Art die ſogenannte Nelkencaſſia, Caſſia caryophyllata geſammlet werde, von welcher wir unter dieſem Namen handeln.

5) Der Myrtenbaum mit wechſelsweiſe geſtellten Blättern, Myrtus Pimenta Linn. wächſt

wächſet in Indien. Der aufrechtswachſende Baum verbreitet ſich in viele Aeſte. Die Blätter ſind gemeiniglich wechſelsweiſe geſtellet, länglicht, völlig ganz, glänzend, und von einem ſtarken Geruche. Die Blumenſträußer ſtehen an dem Ende der Zweige. Die Beeren ſind rundlich, ſchwarz und glänzend; weil ſie aber unreif getrocknet werden, erſcheinen ſolche mehr runzlicht. Herr von Linne' beſchreibet einen doppelten Kelch; einen, der unter, und einen, der über dem Fruchtkeime ſtehet; jener iſt nur vierfach eingekerbt, dieſer aber in vier Einſchnitte getheilet. Die Beere enthält nur zween Saamen. Dieſe wird ſowohl unter dem Namen Jamaiſcher Pfeffer, als auch Amomum verkaufet, und iſt höchſt wahrſcheinlich diejenige, welche wir unter Amomum angeführet haben, und bey uns den Namen Neu Gewürze führet.

Vom Brabantiſchen Myrten, deſſen Blätter in der Apotheke aufbehalten werden, und mehr ſchädliche, als nützliche Kräfte beſitzen, handeln wir unter Wachsbaum.

Myrtendorn.

S. Rusken und Stechpalme.

Myrtenheide oder Strauch.

S. Wachsbaum.

Myrus.

Myrus, des Plinius, ſoll das Männlein von Moränen ſeyn; Richter. ſ. unſern vorherſtehenden Artikel, Moräne.

Ende des fünften Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langguth, Georg August, 1711-1782

Neuer Schauplatz der Natur nach den richtigsten Beobachtungen und Versuchen in alphabetischer Ordnung

Bd.: 5

Leipzig 1777

H.nat. 394-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10076450-0
VD18 90181913